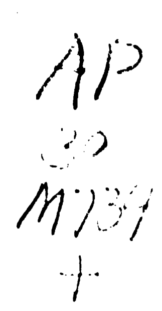
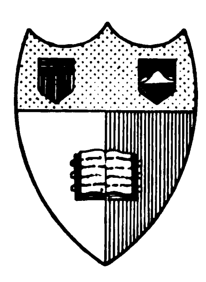

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 507 621



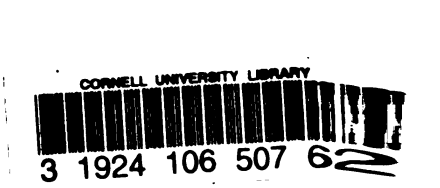






DATE DUE

Ag 1 8 '3?



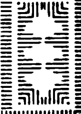
Westermanns Monatshefte



62. Jahrgang. 123. Band. 1. Teil

September 1917 bis November 1917

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Inhalt des hundertdreiundzwanzigsten Bandes

1. Teil. September 1917 bis November 1917

Beiträge nach der Reihenfolge

Beiträge nach dem Abc

Literarische Rundschau

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

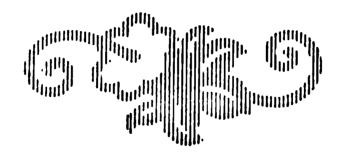
Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Das Reich der Frau. XLI



Kunstblätter und Einschaltbilder

Verzeichnis der Mitarbeiter





Philipp Franck: Wannsee

Aus der Kunstausstellung der Münchner Sezession vom Sommer 1916



Deutscher Nachwuchs

Roman von Max Dreyer

I

Ein jeder Schmerz ist eine Erinnerung unsers hohen Ranges.



Die Flocken fielen über Nacht. Am Tage hatte die Sonne geherrscht und ein Sturm, fast frühlingshaft — fast, dieweil der grimmige Februar noch über den Breiten lag. Die wenigen Wolken waren dahingerast über den blauen Himmel wie die verwehten Fetzen jubelnder Fahnen.

Denn ein Jubeltag war es heute für diese Lande gewesen. Ein Kurier hatte nach Berlin die Kunde gebracht, daß eine Schlacht geschlagen und ein Sieg gewonnen war. Der Marschall Vorwärts der Sieger, geschlagen der Franzosenkaiser — und auf französischem Boden! Wann war Frankreich je im eignen Lande durch eine große Schlacht gedemütigt worden? Nun war das Unerhörte bei La Rothière geschehen. Durchs Preußenland dröhnten die Glockenklänge. In die verlorensten Winkel brauste sie der Sturm. Es war ein starker, leuchtender Tag.

Am Abend aber ward Ruhe. Nebel krochen aus Fluß und Niederung. Und in der Nacht fielen die Flocken. Sie deckten das märkische Land, sie legten sich auf den gefrorenen See, weich, lautlos, unaufhörlich. Wie die Andacht eines traurig stillen Liebeswerkes zitterte es hin durch die trüb erhellte Dunkelheit, kein Windstoß zerstörte dies heilige Schweigen.

Nur unterm Eise rührte es sich leise dann und wann, von einem halberstickten Schluchzen und Stöhnen des Wassers, doch erstarb die Klage gleich in der schneeerfüllten Luft.

Alles duckte sich sanft ergeben und geduldig fromm in das kalte tote Weiß, doch mit fast gespensterhafter Lust und geisterhaftem Grauen zog das alte kleine Barockschloß auf der Höhe das Leichentuch über sich her. So konnte es ganz in Traumvergessenheit sich begraben. Seine Kuppeln und Altane verkrochen sich in die gestorbene Zeit, im Garten an den vereisten, von kahlen Buchenrondellen umrahmten Teichen kauerten die Sandsteingöttinnen und die pausbäckigen Putten mit ihren steinernen Rosenketten sich zusammen in Winterschlaf und Vergangenheit.

Dunkel lag das Haus. Nur aus dem letzten Fenster am linken Flügel kam gedämpftes Licht. Hier im Arbeitszimmer des Herrn brannte auf dem Schreibtisch die grüne Schirmlampe. Durch den Raum aber wanderte eine Frau in schwarzem Kleid ruhelos hin und her.

Ruhelos, in immer gleichem Schritt, von einem Ende zum andern.

Die Gestalt zart und weich, unter dem dunklen gescheitelten Haar ein blasses, mädchenhaftes Gesicht, die Augen in den geröteten Lidern erloschen und leer.

So wanderte sie, in diesem leblosen Gleichmaß, mit kaum hörbaren Tritten wie ein Schemen, ein Sinnbild nimmermüder Klage.

Zuweilen hob sie leicht den Kopf, die Augen irrten hilfesuchend an den Wänden umher.

Über der Lampe, von ihrem Lichtschein gestreift, hing ein kleines Ölbild. Das Bild eines Dichters, der einst als Freund und Gast diese Stätte betreten und sie eingeweiht hatte. In den Zügen die leben- und todüberwindende reine Inbrunst seiner verklärten Seele. Darunter sein Name: Friedrich von Hardenberg. Und ein Spruch von seiner Hand: »Ein jeder Schmerz ist eine Erinnerung unsers hohen Ranges.«

An diese Worte wollten die Augen sich klammern. Aber ungetröstet, wie vor einem kalten Gedanken, sanken sie immer wieder in sich zurück.

Nun klopfte es leise an die Tür, sie hörte es nicht. Dann lauter. Dann laut.

Jetzt schrak sie zusammen. Schmerzhaft strafften sich ihre Züge.

Sie ging an die Tür und öffnete. Das sorgliche, sonst so kantige Gesicht der alten Wirtschafterin unter schwarzer Haube und grauem Scheitel drängte sich in den Lichtstreif.

»Gnädige Frau!« klang es vorwurfsvoll. »Was haben gnädige Frau mir versprochen!«

»Sie sind noch auf, Frau Sengebusch — kommen Sie!«

Die junge Frau ließ die Tür offenstehn, sie wankte zu dem hohen ledernen Ruhestuhl, stützte die Hand auf die Armlehne und ließ sich dann schwer hineinfallen. So saß sie eine Weile, müde, mit geschlossenen Augen.

Dann hob sie den Kopf, winkte der Alten, daß sie auch Platz nehme, und sagte in einem weichen Ton, der um Entschuldigung bat: »Seien Sie nicht böse, Frau Sengebusch. Ich konnte noch nicht schlafen. Aber daß Sie noch nicht im Bett liegen —«

»Ich hatte mich hingelegt — aber da ich die gnädige Frau noch hörte — immerzu und immerzu —«

Die Herrin drückte die Fingerspitzen gegen die ausgetrockneten Augen. »Es wird ja anders werden. Es muß ja anders werden. Ich weiß es doch auch erst seit gestern!«

Auf dem Schreibtisch lag ein offener Brief. Grau und grob das Papier. Eine Soldatenhand, die ungelenk und ungern die Feder führte, hatte ihn geschrieben. Er kam aus dem Felde.

Ew. Hochwohlgeboren

habe ich selbsten tief erschüttert die traurige Pflicht von dem Heldentod Ihres Herrn Gemahls, des Herrn Rittmeisters Henning von Ubars, Nachricht zu geben. Bei unserm Durchmarsch durch das nördliche Elsaß ist er am 12. Jänner gefallen. Unfern von Niederbronn hatte er als Patrouillenführer mit weit überlegenem feindlichem Aufklärungsdetachement ein schweres Gefecht. Er schlug mit seinen Reitern die Feinde zusammen, ein Schuß in die Seite traf ihn tödlich. In wenigen Minuten erlag er der Verwundung. Vor acht Tagen hatte er sein Rittmeisterpatent erhalten. Er sollte von jetzt an unsre dritte Eskadron führen. Ich verliere in ihm einen Freund und meinen besten Offizier. Der blessierte Husar Könnecke, der an der Seite des Herrn Rittmeisters focht und bis zur Heilung in die Heimat beurlaubt ist, wird der gnädigen Frau die Hinterlassenschaft des Gefallenen überbringen, als welcher heute im Einzelgrab nahe dem Gefechtsorte mit militärischen Ehren beigesetzt worden ist. Wir sind in Eilmärschen unterwegs. Darum vor heute nur diese wenigen Zeilen. Möge Gott der gnädigen Frau beistehen. Ich küsse in Devotion Ew. Hochwohlgeboren die Hand als dero ergebenster mit der gnädigen Frau trauernder

Oberst v. Feldheimb.

D. 14. Jänner 1814.

Frau von Ubars hatte sich zusammengerafft. »Nun sollen Sie aber wirklich schlafengehen, Frau Sengebusch. Wir müssen morgen früh heraus. Es hält mich hier nicht — nein, nein — es geht nicht anders — ich muß — ich muß zu ihm fahren!«

»Das ist doch unmöglich — allein — in Feindesland!«

»Wer soll mit mir reisen? Ich habe ja doch niemand auf der Welt!« Der herzbewegende Jammer bebte hindurch.

»Das heißt doch, einfach sein Leben aufs Spiel setzen!«

»Mein Leben? Hab' ich noch mein lebendiges Leben? Daß ich noch auf der Welt bin, ist das nicht falsch, ist das nicht ein Irrtum, bin ich nicht bloß noch ein Spuk? Lebe ich,

da er tot ist? Kann, was zusammengehört, halb tot sein und halb leben?«

Es war ein versunkenes Flüstern, der Schmerz schrie und tobte nicht mehr.

Frau Sengebusch prüfte mit dem Zeigefinger die Geradheit ihres Scheitels, wie immer, ehe sie etwas Festes und Entscheidendes sagte.

»Gnädige Frau — ich möchte Sie an etwas erinnern. Als Ihr Herr Vater starb — er war die schönste Leiche, die ich in meinem Leben gesehen habe, und ich hab' viel Leichen gesehen —, da sagten Sie selbst: ‚Das, was hier liegt, das ist mein Vater nicht. Überall ist mein Vater, nur nicht hier.' So waren Ihre eignen Worte. Und die allgemeine Totenverehrung, oder wie Sie es nannten, die sei ganz und gar nicht nach Ihrem Sinn. Wenn ich Sie nicht gekannt hätte von klein an, ich hätte das reichlich herzlos gefunden. Aber da Sie es sagten und so meinten, darum bin ich der Sache im stillen nachgegangen. Und da habe ich mir dann sagen müssen, daß man wohl auch ganz gut so wie Sie über den Tod und die Toten denken und dabei doch ein Christenmensch bleiben kann. Aber wenn Sie nun schon so denken, dann muß ich Sie doch fragen mit Ihren eignen Worten: Ist das wirklich der gnädige Herr, was da in der französischen Erde liegt? Ist er nicht vielmehr hier, wo er gelebt und gewirkt hat und wo alles noch voll ist von seinem Wesen? Hier finden Sie ihn, gnädige Frau, und nicht da im Elsaß in seinem Grab. Und dann bedenken Sie, der Tote liegt nun in dem Grab doch schon an die vier Wochen!«

Frau Sengebusch war gründlich in allem, was sie sagte und tat, und Vorstellungen und Bilder ängstigten sie weiter nicht.

Und während die Herrin leise wimmernd mit einem Grauen kämpfte, fuhr sie fort: »Das ist nun ganz gewiß nicht mehr unser lieber gnädiger Herr. Und dann noch eins« — die Sprecherin fühlte sich sicherer mit jedem Wort —, »der Husar ist doch mit den Sachen des Herrn unterwegs — wie, wenn Sie ihn verfehlten? Wer weiß, was alles dabei ist. Vielleicht, wahrscheinlich auch mancherlei Schriftliches von seiner Hand. Wer kann sagen, was darinnen steht! Ist das nicht wichtiger und mehr als das Grab? Und das Grab bleibt doch der gnädigen Frau. Wenn Frieden ist, kommt auch die Zeit, die Gräber zu besuchen.«

Die Herrin ließ die alte Frau ungestört ausreden. Was die sagte, war alles so sicher, so dreist vernünftig, in ihr selbst aber lag es wie eine schwarze Wolke. Auch hatte sie gar nicht die Kraft mehr, zu widersprechen. Sie wurde erdrückt von einer gewaltig wachsenden Müdigkeit des Leibes und der Seele.

Sie tastete sich empor. »Wir wollen jetzt wirklich ins Bett. Morgen ist auch noch ein Tag.«

Ganz mechanisch sprach sie diese letzten Worte, eine Redensart, nur gut für die, die eine Hoffnung haben.

Als sie am Fenster vorüberkam, blickte sie in die weiße Nacht hinaus. »Ob im Elsaß auch eine Schneedecke liegt?« fragte sie still.

Dann ließ sie sich von Frau Sengebusch in ihr Schlafzimmr führen, ließ sich ausziehen und von guten, sorgenden Händen das Bett um sich stopfen, wie man einer Kranken tut.

Und der Schlaf stellte sich ein, schwer, lähmend, todähnlich. So hielt er sie bis zum Morgen.

Es gibt nur eine Tugend:
sich selbst als Person zu vergessen.

Am Morgen klirrte harter Sonnenschein durch die eisig kalte Luft. Über Land fuhr ein leichter herrschaftlicher Schlitten auf Ubars zu.

Das Gefährt war ganz prunklos, die Schellen, Federbüsche und die wehenden Decken fehlten, um so prächtiger waren die beiden gutgezogenen Rapphengste Mecklenburger Herkunft, die die Herrin selber lenkte. Hinter ihr saß der Kutscher.

Es war die Gattin des Besitzers von Hohen-Kessin, eine kraftvolle Frau. Auf dem reichen, an den Schläfen leicht ergrauten Haar saß eine Fuchspelzmütze, wie sie Herren tragen — und sie gehörte in der Tat ihrem Manne, der sie jetzt nicht brauchen konnte, weil er als Rittmeister im Felde lag. Das Gesicht aber, das knochig, doch edel geschnitten war, zeigte gewiß nichts Mannweibliches, und in den großen, warmen dunkelgrauen Augen strahlte vollends die feste Güte eines tapferen Frauenherzens. Nur die vollen zusammengewachsenen Brauen zogen einen eignen Schatten durch das offene Antlitz, hier lagerte viel versonnener Ernst, gründig, hartnäckig und schwer, fast wie eine Drohung und Gefahr für die Frische ihrer Kraft.

Der Schlitten bog scharf um die Ecke und fuhr in einen Schmalweg ein, den aufsteigen-

der Tannenwald an der einen, das Röhricht eines kleinen Sees auf der andern Seite begleitete. An das Stück Hochwald schloß sich dann eine von rohem Holzgeländer eingerahmte Schonung. Sie waren noch auf Hohen-Kessiner Boden.

Dort an dem Gehege wirkten Menschen herum, Frauen und Kinder. Jetzt stutzte der eine, der andre — sie gewahrten den Schlitten, und auf einen Schlag ergriffen alle die Flucht, tief ins Dickicht hinein.

Nur ein Bündel war zurückgeblieben, auf dem saß ein zweijähriges Kind, und das blickte mit großen freudig erstaunten Kinderaugen dem Schlitten entgegen.

Frau von Kessin hielt. »Ist es zu glauben!« schalt sie. »Gibt es nicht Sammelholz genug! Müssen sie mir das Geländer einreißen und fortschleppen! Aber hier haben wir ja etwas, woran wir uns halten können.« Sie deutete auf das Kind. »Die Spitzbuben wollen wir schon kriegen. Kennst du das Wurm, Krischan?«

»Nein, gnädige Frau.« Und sein blankes, zufrieden ahnungsloses Froschgesicht schob sich noch mehr in die Breite.

»Hol' es mir mal her!«

Der Kutscher stieg ab und brachte das Kind. Die blauen Kinderaugen lachten erwartungsvoll.

»So, du kleine Rotznase, dich nehmen wir einfach mit. Magst Schlitten fahren?« Frau von Kessin knöpfte das Kleine ohne weitere Umstände in ihren Pelz, daß nur der Kopf heraussah, schnalzte mit der Zunge, rührte die Leinen, und weiter ging es in sausender Fahrt.

Aber die Hengste nahmen beide Hände zu sehr in Anspruch. Die Herrin hielt noch einmal.

»Nimm du den Bengel, Krischan. Aber du packst ihn mir warm ein!«

Nach einer Viertelstunde fuhr der Schlitten auf der Rampe des Schlosses vor. Frau von Kessin ging hinein, nachdem sie dem Kutscher noch alle Sorgsamkeit für das beschlagnahmte Kind eingeschärft hatte. Der spannte dann auf dem Wirtschaftshof aus, wo er das Kleine den hätschelnden Händen der neugierigen und betulichen Weiblichkeit überantwortete.

Die beiden Damen saßen im dunkelgetäfelten Wohnzimmer am Kamin, Hand in Hand, schweigend, versunken.

»Magda, liebe,« — so nahm leise Frau von Kessin das Wort — »daß ich eben erst davon hören mußte, und eigentlich durch Zufall!«

»Ich habe ja an nichts gedacht — und denke an nichts — und kann an nichts denken — und will auch nicht mehr —«

Die Freundin nahm den bebenden Kopf mit den erloschenen Augen in ihre beiden Hände. »Nicht so,« sprach sie innig, »nicht so sich selber ins Bodenlose fallen lassen. So dürfen Sie mir nicht mit Ihrem Leben umstehen!«

»Leben!«

»Nun ja. Sehr möglich, daß es nicht das Höchste ist. Aber es ist das, was wir haben. Der einzig sichere Grund und feste Boden. Ohne den es das nicht gibt, was wir getrost das Höhere und Höchste nennen mögen.«

Sie streichelte die Hand der Gebrochenen. In ihren Worten, die nur gut und gütig waren und weder mit Religion und Philosophie noch mit eigner Gesundheit und bewußter Heilkraft sich hervortaten, war gerade deshalb die Macht der Hilfe.

»Vor allem aber dürfen Sie nicht so allein bleiben! Wie wäre es, wenn ich Sie mit nach Kessin nähme?«

Hier aber traf sie auf erschreckte Augen und festen Widerstand.

»Vielen Dank, liebe Frau Gustave! Aber nein, hier bleib' ich nun schon. Und hier bin ich ja auch nicht allein. Alles, was ich hier jetzt zu ordnen habe — all die Erinnerungen —« Sie konnte nicht weiter.

Die Freundin beruhigte sie gleich. »Nun gut. Aber ich darf öfters zu Ihnen kommen?«

»Immer.«

»Ich meine, daß ich Ihnen vielleicht auch für die Wirtschaft nützlich sein kann. Wir müssen jetzt bald an die Frühjahrsbestellung. Und Brückmann, Ihr alter Inspektor —«

»Ja, mit dem ist es ein Kreuz.«

»Bei mir sieht es ja auch schlimm genug aus. Über den Winter hat man sich ja noch so hingekrüppelt. Aber wie man jetzt zum Frühling und bei der Leutenot weiterkommen soll! Was mein Junge für ein Gesicht machen würde, wenn der jetzt einen Blick auf den Hof würfe —«

Sie hielt inne mit schwer beschatteten Augen. Ihr Junge war ihr Mann, den sie so nennen durfte, weil sie an die sieben Jahre älter war als er. Mit dem jetzt gefallenen



Herrn von Udars war er in demselben Regiment als Rittmeister über den Rhein gegangen. Seit Wochen hatte sie kein Lebenszeichen von ihm.

Sie hing an ihm mit inniger Zärtlichkeit. Das Mitgefühl hatte sie in dieses Haus geführt, nun wuchs gerade an der Trauer ihre eigne Not.

»Wer weiß, wo er jetzt sein mag!« fügte sie düster hinzu. Und da es sie zu überwältigen drohte, packte sie wieder die Hand der jungen Freundin, als ob sie selber Trost brauchte, von der, die ihn am wenigsten geben konnte und deren Geschick drohend und ängstigend vor ihr stand.

Aber in einer Gemeinschaft fand sie den Halt. »Auch wir Frauen sind ja Kameraden — und Kampfgenossen.«

Und schon wieder war sie ganz die Tröstende. Sie streichelte Magdas Hände. »Wie kalt Sie sind! Der Kamin ist ja auch nichts wert. Warum lassen Sie sich bloß keinen Ofen setzen?«

»Henning liebte den Kamin so.«

Es war ein Kunstwerk. Die Marmorplatten seines Mantels, mit Reliefs florentinischer Renaissance, einer etwas weichen und platten Darstellung der grausamen Niobesage, hatte ein Udars, der unter Prinz Eugen bei Turin gefochten, über die Alpen gebracht.

»Aber Sie haben doch so viel wärmere und gemütlichere Räume!«

»Henning saß hier so gern.«

Ihr Mann — und wieder ihr Mann — immer und immer der Tote.

»So, und jetzt begleiten Sie mich ein Stück auf den Weg,« sagte Frau Gustave zum Abschied.

Sie gingen durch den verschneiten Park. Magda widersetzte sich nicht dem Zauber der leuchtenden Winterlandschaft. Ihm dankte sie die erste Ablenkung, zu der sie beinah erregt sich rettete.

»Ist das nicht zum liebhaben!« sagte Gustave. »Was ist doch das Schneelicht für ein Zauberer! Ganz andre Farben sind mit einemmal in der Welt.«

Magda nickte. »Ja. Sehr viel mehr Rot und Orange gibt jetzt die Sonne den Dingen. Gucken Sie sich bloß mal unser altes graues Haus an!«

»Richtig! Als wär' es neu getüncht in frischem Gelb.«

»Und dann achten Sie mal auf die Schatten. Macht der Himmel sie nicht viel bläulicher als sonst?«

»Ja, ja! Und was können Sie einem alles zeigen!«

Nun senkte Magda den Kopf. »Ich — hab' mir das ja auch erst alles zeigen lassen müssen.«

In diesen letzten Worten war der alte Klang. Er ließ keinen Zweifel daran aufkommen, wer ihr Lehrmeister gewesen war, wer auch hier ihre Empfindungen an die Hand genommen hatte und sie immer weiter beherrschte und erfüllte.

Und schon war sie wieder ganz bei dem Toten. So geschah es nicht plötzlich, wenn sie jetzt fragte: »Nicht wahr, es ist doch selbstverständlich, daß ich hinfahre? Ich begreife mich ja selbst nicht, daß ich überhaupt fragen kann — und daß ich nicht längst fort bin.«

»So lass' ich Sie jedenfalls nicht reisen, liebe Magda. Erst müssen Sie wieder Mensch sein. Und dann müssen wir uns doch das eine klarmachen: wollen Sie den Toten hierher überführen lassen? Sollen die Gebeine hier beigesetzt werden?«

Sie sprach das schonungslose Wort, weil es den richtigen Maßstab an die Dinge legte, mit vollem Bedacht. »Ich weiß nicht, ob Ihr Mann bei Lebzeiten darüber bestimmt hat. Wie dachte er über die Ahnengruft?«

»Nicht anders als ich.«

»Also ohne zärtlichen Gräberkult. Ja, und da kann ich Ihnen noch eins erzählen. Als Ihr Gatte das letztemal bei uns war — am nächsten Tage zogen die Männer ins Feld —, da sprach er, der sonst in allen vaterländischen Gefühlssachen so wortkarg war, mit einer klingenden Leidenschaft: ‚Das Elsaß müssen wir wiederhaben. Und wer da fällt, der soll da auch begraben liegen. Er liegt da gut in deutscher Erde. Und soll noch im Tode ein Wächter und Wahrer altdeutscher Güter sein.'«

Die Worte des Toten lebten. Frau Gustave durchdrang sie mit ihrem eignen tapferen vaterländischen Gefühl. Magda aber war wie betäubt.

Erst war es blitzartig eine schrille Empfindung des Neides: warum weiß jemand etwas von ihm, was ich nicht habe! Dann in dem Nachhall der wenigen Worte, die vom Wesen des Toten ein Zeugnis gaben — »der sonst in vaterländischen Dingen so Wortkarge mit klingender Leidenschaft« —, trat das Bild



des Verewigten erschütternd leibhaftig vor sie hin.

Und wieder quälte sie der Vorwurf: zu mir sprach er noch weniger als zu andern vom Vaterland, das ihm selbst doch mehr als alles am Herzen lag. Kannte er so gut meine Feigheit, mit der ich so viel mehr an mich dachte als an das Land? Und achtete er mich deshalb gering? Obwohl meine Feigheit doch nichts weiter war, als Liebe zu ihm — nichts, als Liebe zu ihm — —

Und aus alledem tastete es sich hervor, scheu und wie geschlagen, die klagende Frage: »Warum hat er mir das nicht gesagt?«

»Sie wissen doch, wie er um Sie besorgt war, um Ihre Zartheit, um Ihre —«

»Ja, ja! Und ob es ihm nicht oft der Schwachheit zuviel gewesen ist?«

»So zeigen Sie jetzt dem Verklärten was Besseres. Wir sollen unsrer Männer würdig sein, die da draußen bluten und sterben.«

Das war hart und schmerzvoll. Aber ein Schmerz, der einen kräftigen Ruck gab und in seiner Kraft einen Trost gewährte.

— — — — — — — — — —

Frau von Kessin saß wieder im Schlitten. Krischan hielt warm den gefangengenommenen Jungen.

Auf dem Gutshof hatte man den Kleinen voll Leckerbissen gestopft, es war ihm so wohlig wie noch nie in seinem Leben, und eben war er gesonnen, ein Schläfchen zu tun.

Kaum hatten sie den Hof hinter sich, da sprang vor ihnen eine Frau auf die Landstraße; das grüne Kopftuch kreischte fast gellend auf in dem Weiß ringsum, die Trägerin selbst warf die Arme und fing nun selber an zu brüllen und zu heulen, daß die Pferde scheu wurden. Als sie in wilden Sprüngen vorwärtsstürmten, sprang das Weib mit ersticktem Schrei in den Graben zurück. Mühsam brachte Gustave die Hengste zum Stehen.

Nun kam die Frau herangeschlichen, das Heulen war ihr vergangen. Sie wimmerte bloß: »Mien Jung — mienen kleenen Jung!« Den wollte sie wiederhaben.

»So,« sagte Frau von Kessin. »Sie ist also die Mutter. Mehr wollte ich nicht wissen. So ist sie auch eine von den Holzdieben.«

»Gnädige Fru —«

»Sie gehört nicht zu Kessin?«

»Nee, zu Reggun —«

»Das ist nun das Neueste! Warum stehlt ihr denn nicht da, wo ihr hingehört? Dann werd' ich also Herrn von Reggun Bescheid sagen.«

Nun ging das Heulen von neuem los, noch wilder als zuvor. Die Pferde wollten nicht bleiben.

»Bloß nich Herrn von Reggun —«

»Wenn Sie jetzt das Brüllen nicht läßt!«

»De gnädig Herr is so bös —«

»Und darum schlagt ihr also bei mir die Gatter entzwei!«

Frau von Kessin kannte ihren Gutsnachbarn auf der andern Seite. Sie würde auch, hätte sie die Wahl gehabt, lieber bei sich als bei ihm gestohlen haben. Und wenn sie ihm das arme Weib zur Strafe überlieferte —

»Ich will Ihr was sagen. Wenn das Geländer heute abend wieder so steht, wie es war, dann will ich noch mal 'n Auge zudrücken.«

Die Arme wollte dankbar die Schlittendecke küssen.

»Laß Sie das! In meinem Wald liegt doch Sammelholz genug. Wenn das auch zuerst für die Kessiner ist — wenn ihr davon genommen hättet, hätt' ich gewiß nichts gesagt. Aber ruinieren dürft ihr mir doch nichts.« In den Worten war die Güte obenauf.

»Und mien kleen' Jung —« Mit höchst jämmerlicher Gebärde wandte sie sich dem Kinde zu, das offenen Maules mehr unterhalten als geängstigt dem Auftritt zusah und keineswegs inbrünstig nach der Mutter hinstrebte. »He kann doch nicks dafför!«

»Ja, glaubt Sie, wir hacken ihn klein? Sehen wir aus, als ob wir Kinder fressen? Sind Kinder nicht heutzutage die Hauptsache? Und nun gar ein Junge! Wie heißt Sie?«

»Sevekow.«

»Ihr Mann im Felde?«

»Ja, gnädige Fru —«

»Sie hat es noch weit nach Reggun — Sie kann den Jungen nicht den ganzen Weg schleppen, Sie ist ja selbst bloß Haut und Knochen. Steig Sie auf!«

»Gnädige Fru —!«

»Einsteigen soll Sie. Bis zum Kreuzweg nehm' ich euch mit. Und dann, Frau Sevekow, besucht Sie mich mal mit dem Jungen in Kessin. Will sehen, was ich für euch tun kann.«

Die Frau setzte sich neben Krischan. Ein Zungenschlag — die ungeduldigen Pferde zogen an und flogen mit dem Schlitten durch die glitzernde Sonnenflut dem blaudämmernden Walde zu.

Der Junge quiekte vor Lust wie ein Ferkel. Dumpf verzaubert starrte die Mutter hin und her. Sie tastete sich nach dem Händchen ihres Kindes wie nach etwas Verbotenem. Und dann schimmerte es glückhaft feucht in ihren geängstigten Augen.

Ach, gar zu bescheiden
Sind doch ihre Freuden
Und kaum von Leiden
Zu unterscheiden.

Klaus von Reggun, der gefürchtete Herr, stand mit seinen dünnen krummen Beinen würdevoll aufgeplustert mitten auf seinem Wirtschaftshof. Wenn ihn etwas erregte, scharrte er mit den bespornten Füßen nach hinten aus.

Wie der Hahn auf dem Mist! dachte Herr von Tannhöven, der ihm lässig zusah, ohne daß er bei solchem Vergleich sich anzustrengen brauchte — der Vetter seiner Frau, der sich seit ein paar Tagen als Besuch in Reggun aufhielt.

Zu dem naheliegenden Bilde fügten sich auch sonst unleugbar der runde Leib, die spitzige Nase, die roten Hängebacken und die krähende Stimme des Gezeichneten.

Er ließ sich eine Reihe dänischer Pferde vorführen, die der Händler Herr Salomon Sorgenstuhl aus Templin hergebracht hatte, ein hochgewachsener Mann mit langem grauem Bart und wallenden Locken, ehrwürdig anzuschauen wie ein alter Prophet. Und redete auch gleich einem Propheten, unerschöpflich, in feierlichster Düsterheit wie aus tiefem Grabe. »Lassen Sie gefälligst den Rabbiner zu Hause!« erklärte ihm Reggun einmal über das andre. »Wenn auch die meisten von Ihren Tieren schon den Stammvater Abraham gesehen haben. Aber meine Pferdeställe sind keine Altersversorgungsanstalten. Vier nehm' ich vielleicht — mehr nicht. Ich will mir das Spann selbst zusammenstellen. Und dann reden wir weiter über den Preis.«

Er rief dem Knecht zu: »Den Braunen mit der abfallenden Kruppe — ja den. Und den Fuchs — den ramschnäsigen — den — ja, ja!«

Inzwischen war der lange Herr von Tannhöven mit langsam schlenkernden Bewegungen wie von ungefähr zu Salomon getreten. Sie kannten sich gut, von verschiedenen Geschäften, aber das ging niemand außer ihnen etwas an.

Reggun war bei den Pferden, sah ihnen noch einmal ins Maul und strich an den Sehnen der Beine. Bei dem Schwarzbraunen wurde er stutzig.

»Hier, vorne links ist er nicht ganz klar!« rief er zu Salomon hinüber.

Der schritt in imposanter Höhe auf ihn zu. »Herr Baron — der Wallach war gesund — gesund wie eine springende Gazelle, als er herkam und als wir ihn beide haben gefühlt vor einer Viertelstunde. Was sag' ich Viertelstunde — vor fünf Minuten. Warum ist er jetzt nicht mehr gesund? Ist ein böser Zauber in ihn gefahren, ist er verhext vor unsern sichtlichen Augen? Möglich, daß er verhext ist! Und meine Hand soll bleiben aus dem Spiel. Aber hier ist Herr von Tannhöven — ein Reiter und Offizier und Pferdekenner —, und wenn er auch ist ein Verwandter vom gnädigen Herrn Baron, ich habe Vertrauen zu seinem Urteil — er ist ein Edelmann — er soll entscheiden. Ich sage, die Beine des Wallachs sind klar und rein wie die Seele eines neugeborenen Kindes. Wenn Herr von Tannhöven jetzt die Beine einmal prüfen möchten — sein Wort soll gelten.«

Klaus von Reggun bereitete in seinen Blicken dem Vetter, der gleichgültig nachgeschlendert kam, keinen großen Empfang. Aber immerhin, der war alter Kavallerist und seine Sachkunde war nicht zweifelhaft. Unter allen Umständen konnte seine Nachprüfung nicht schaden. So bat er den Angerufenen selbst um sein Urteil.

Tannhöven bog seinen langen schlanken Rücken in der überzeugenden Gelassenheit des Unbeteiligten, befühlte das verdächtige Pferdebein mit der langsamen pflichtmäßigen Sorgfalt des bestellten Schiedsrichters, hob sich dann zu fester Haltung auf und sagte hell: »Ich finde nichts.«

»Nichts?«

»Nicht das geringste.« Nach seiner Art hielt er den Angeredeten fest und treu in seinen großen greifenden Blicken. Er hatte ein dankbares Objekt gepackt, jemand, der sich so viel auf seine Selbständigkeit zugute tat, daß gerade daran seine Selbständigkeit Schaden nahm.

Klaus zwinkerte mit den Äuglein. Er wollte sich nicht gefangengeben — einem unklaren Einfluß, den er wohl spürte und der seinen Widerstand herausforderte.

»Verzeihung, Tannhöven,« sagte er und warf sich in die Brust. »Aber in Pferde-



sachen heißt es nun mal, selbst ist der Mann.«

Er tastete noch einmal das Bein ab, sehr genau. Aber seine Sicherheit war doch im Schwinden. Seltsam — die Sehnen fühlten sich anders an — reiner — klarer — ganz rein. Mit einemmal konnte er jetzt selber nichts mehr entdecken.

»Sollte ich mich doch geirrt haben?« sagte er stockend.

Tannhöven nickte leise zu seiner bewährten Überzeugungskraft, das linke Prophetenauge aber warf auf ihn einen verschmitzt dankbaren Seitenblick, während das rechte sich zukniff.

Und Klaus von Reggun ließ seine Bedenken fahren. »Also das Luder kommt dann doch auch in Frage. Und nun wollen wir mal rechnen.«

Tannhöven ging zartfühlend beiseite. Doch mit den Preisen haperte es erheblich.

»Wissen Sie, was Landwirtschaft im Kriege auf sich hat? Soll ich mich von Ihnen ruinieren lassen, Sorgenstuhl!« krähte Reggun. »Glauben Sie, ich habe Lust, zeitlebens auf Ihnen zu sitzen?«

Salomon lächelte — nachsichtig, denn er selbst, weiß Gott, machte bessere Witze, wo nicht seine Prophetenwürde, die nun mal zum Geschäft gehörte, es verbot. Und dann — dieser Geistesblitz traf ihn nicht zum erstenmal, öfters hatten die Junker beim Pferde-, beim Korn-, beim Hypothekenhandel ihn so angefunkelt.

Aber sein Lächeln war auch zufrieden und hoffnungsreich, denn dieser Scherz leuchtete immer dann auf, wenn beim Gegenpart bessere Laune sich einstellte. Die Sache nahm ihren guten Weg.

— — — — — — — — — — — —

Tannhöven hatte den Gutshof verlassen und sich zum Herrenhaus gewandt, in dessen Portal eine überschlanke Frauengestalt in eng anliegendem Pelzrock erschien. Frau Petra von Reggun, geborene Gräfin Jeblinski, wollte ihren Mittagsspaziergang machen. Ihr Vetter sollte sie begleiten.

Auch in Tabdäus von Tannhöven floß mütterlicherseits polnisches Blut, sogar polnisches Königsblut. Als Knaben hatte ihn dieses Bewußtsein bis zu einer mystischen Verzückung begeistert, nun hatte er dafür schon lange nichts mehr als sein frostiges Lächeln.

Sein Vater war ein ostpreußischer Waldmensch gewesen, der über seine Jagdleidenschaft Hof, Weib und Kind vergaß, sich zugrunde wirtschaftete und zu rechter Zeit einer Wildererkugel erlag. Die Mutter, bigott und phantastisch, war mit dem Kinde nach Polen zurückgekehrt. Hier hatte sie in dem Stammschloß, das einem Onkel gehörte, Wohnung genommen. Der alte Herr war ein weltabgeschiedener verbohrter Forscher und Grübler, der mit Leidenschaft alchimistische Studien trieb und beim Volke ringsum als Zauberer gefürchtet war.

Tabdäus war sich selbst überlassen und durchtobte eine zügellose Knabenzeit, ungebändigt und überschwenglich in allem, in leidenschaftlichen Ausbrüchen und wilden Trieben wie im Ungestüm der Zerknirschung und in der Inbrunst der Selbstkasteiung. So wirbelte es ihn in den wildesten religiösen Taumel hinein: eines Tags fand man ihn bewußtlos, blutüberströmt, mit zerfleischtem Rücken. Er hatte sich mit der Geißel des heiligen Ignatius, des Schutzheiligen des Hauses, die als Reliquie in der Schloßkapelle aufbewahrt wurde, bis zur Ohnmacht blutig gepeitscht.

Seinen Halt fand er erst, da er, siebzehnjährig, in die polnische Armee eintrat. Bei Dubienka erhielt er die Feuertaufe. Wegen seiner geradezu fanatischen Tapferkeit wurde er auf dem Schlachtfelde von Kosciuszko selber zum Leutnant befördert. Als Offizier der Legion focht er dann in Italien, wo er lange Zeit verwundet lag, danach unter Napoleon in Spanien, zuletzt in Rußland, bei Borodino, wo ihn wieder eine feindliche Kugel traf.

Er war geheilt, aber kriegsmüde geworden. Für den Kaiser, dessen Sache er verloren gab, noch einmal zu bluten, fühlte er sich nicht gedrängt. Zudem hatte der Eroberer, sooft er mit ihm selbst in Berührung gekommen und auch von ihm ausgezeichnet war, wohl seine Phantasie immer aufs neue erregt, aber nie seinem damals noch glühend dürstenden Herzen auch nur das Geringste zu geben gehabt. Er hatte sich den Weltverheerer mit Recht als das »kalte Genie«, als den »Genius ohne Flammen« bezeichnet und darin auch die Gewißheit gefunden, daß diesem Gewaltigen das Schöpferische immer versagt bleiben würde.

Jetzt aber mit einemmal gegen den Kaiser, dessen Stern im Sinken war, das Schwert zu ziehen, das wäre ihm, den mit Preußens



Sache keine inneren Regungen verbanden, nicht eben als Verrat, jedoch als höchst überflüssige Geschmacklosigkeit erschienen.

So blieb er zu Hause — soweit es für ihn, den Heimatlosen, ein Zuhause gab. Eben jetzt war er als Gast in Reggun eingekehrt. Das Feuer seiner Jugend hatte sich mit der Zeit gründlich aufgezehrt, kaum mehr als Schlacken waren geblieben. Immerhin war es nach wie vor gefährlich, ihn zu reizen, es konnte dann in diesen Schlacken noch grünlich und giftig genug aufzüngeln. Im allgemeinen aber hatte seine Leidenschaftlichkeit nachgerade zu einer müden Virtuosität des Lebensgenusses sich herabgestimmt.

Er hatte längst gelernt, daß eine matte Ruhe als Überlegenheit wirken könne, und wie ein träges Beharren als starke Festigkeit die Geister zwinge. Zur Genüge wußte er auch die Geste als unentbehrliches Hilfsmittel zu schätzen, das Spiel der Augen, den Aufschlag, die Unerschütterlichkeit des Blickes.

In ihr hatte er es zu einer technischen Meisterschaft gebracht, die nach der Gefühlsseite hin durch die tiefe Bläue seiner Augen innig und treu unterstützt wurde. Er zweifelte nicht daran, daß hier die geheimnisvolle Macht lag, die seinen neuerdings wieder lebhafter geübten magnetisch-somnambulistischen Versuchen bei Frauen wenigstens ein so schönes Gelingen bereitete.

Seinen Spaß aber hatte er daran, gelegentlich auch so widerborstige Gesellen wie Klaus Reggun seine Kraft spüren zu lassen und von der Materie loszulösen. Hatte der nicht zuerst ganz deutlich eine Sehnenverdickung an dem Pferdebein gefühlt? Ein Wort, ein langer Blick — und das Körperliche verschwand ihm unter den Fingern.

Bei seiner Frau Petra gab es nun allerdings derlei Widerstände keinesfalls zu überwinden. Sie war im Transzendentalen recht eigentlich daheim, viel mehr als ihr Vetter, der diesseit und jenseit der Dinge wo nicht seinem Hohn, so doch seiner tödlichen Gleichgültigkeit verfallen konnte. Petra war eine zugeschworene Gläubige der Geisterwelt, nicht zum wenigsten deshalb, weil die Schauer des Übersinnlichen ihre welken Nerven mit den Schwingungen durchaus körperlicher Reize und Freuden überrieselten.

So viel aber war gewiß — Petra und Taddäus verstanden sich beide, im Zis wie im Trans.

Etwas wie ein zärtlicher Blick begrüßte ihn aus ihren glanzlosen, zusammengekniffenen, kurzsichtigen Augen. Dann nahm sie seinen Arm, und fröstelnd an ihn gelehnt schlurfte sie auf ihren schweren Überschuhen durch den schneeigen Park über die kurzen, eigens für ihren Spaziergang gefegten Wegstrecken.

Taddäus war ihr noch die eingehende Erzählung schuldig, wie er zum erstenmal Fühlung mit dem Jenseits genommen habe.

Er berichtete treu nach seiner Erinnerung und ernsthaft — denn an geheimnisvollen Zusammenhängen zweifelte er nicht, und sie waren im Grunde das einzige, womit er sich tiefer und als Forscher zu beschäftigen geneigt war.

»In Italien war es, in Asti, wo ich monatelang als Verwundeter lag. Ich hatte es gut in meinem Bürgerquartier bei einem alten zufriedenen Ehepaar. Beide fröhlich unbekümmerte Grauköpfe, er ein Makkaronibäcker seines Zeichens, ihre Herzen lebten gedankenlos dankbar von heute auf morgen, ihre Seelen waren so glatt und faltenlos wie seine Nudeln. Und ganz wie sie war ihr Haus, ohne Rätsel, ohne Winkel und Verborgenheiten.

Eigentümlich, daß es gerade hier, in solcher Umgebung, in diesem Reich blanker Oberflächlichkeit über mich kam.

Ich war längst wieder fieberfrei, so daß also von Lazarettgespenstern oder dergleichen nicht die Rede sein konnte, war nur noch ruhebedürftig und ans Zimmer gebunden. Mein Schlaf, vorher durch Schmerzen und Überreizung viel gestört, war wieder tief und ruhig geworden. Da geschah es mir, daß ich in meinen Träumen besondere Fäden, die in die Wirklichkeit führten, fand und aufnahm. Es ging dabei um ganz gewöhnliche Dinge — aber desto näher und handgreiflicher war die Überzeugung. So träumte ich eines Nachts, auf dem runden Tisch in meiner Stube stände ein Strauß blaßroter Rosen. Und am andern Tage brachte mir die gute alte Wirtin wirklich, zum erstenmal und ganz unerwartet gerade einen solchen Strauß und stellte ihn mitten auf den Tisch. Noch verschiedene solcher Vorfälle träumte ich im voraus, immer an sich ganz unbedeutende Alltäglichkeiten, die aber in diesem Zusammenhang für mich natürlich die größte Bedeutung gewannen.

Bald kam etwas andres dazu. Mein Schlaf wurde hier und da zum Schlafwachen.



Ich stand tiefschlafend des Nachts auf, holte mir beispielsweise einmal aus einem Blumenstrauß eine Narzisse, deren Geruch ich liebte, und stellte sie in das Wasserglas auf meinem Nachttisch. Ein andermal setzte ich mich im Schlaf an den Schreibtisch und begann einen Brief an einen Kameraden — allerdings gedieh er nicht über die Anrede und eine allgemeine Höflichkeitsfloskel hinaus.

Ich sprach mit meinem Arzt über diese Erscheinungen. Zu dem hatte ich Vertrauen, weil er in allen geistigen Dingen jedwede Schulmeinung und Engherzigkeit bekämpfte.

Der sagte so: ‚Ein waschechter Materialist würde bald genug mit Ihnen fertig werden. Er würde munter und einfach diese nicht gewöhnlichen Zustände durch Ihre Schädelverletzung erklären, die in Ihrem Gehirn gewisse Veränderungen hervorgerufen habe. Er wird diese Zustände krankhaft nennen, natürlich ohne Näheres über ihren Sitz zu wissen und ohne sie heilen zu können. Aber so leicht — denn es handelt sich hier um Rätsel, die noch zu lösen sind — und wiederum so schwer — denn von einer Gehirnstörung ist nicht die Rede — dürfen wir die Sache nicht nehmen.‘

Er brachte mir alle möglichen Schriften über Magnetismus und Somnambulismus, lateinische, französische, deutsche, vom alten Mesmer an, und ich las sie mit Bedacht. Aber eigentümlich, je mehr ich mich verstandesgemäß und wissenschaftlich mit diesen dunklen Kräften befaßte, um so schwächer traten sie in mir selber auf, bis sie schließlich ganz zu erlöschen schienen — ich wußte zuerst nicht recht, sollte ich darüber traurig sein oder erleichtert aufatmen. Dann plötzlich, nach langen Wochen, erlebte ich doch wieder einen wahrsagenden Traum, und ein Neues war dabei: ich hatte zum ersten Male ein richtiges Traumgesicht. Niemand anders als Onkel Kasimir, der alte Zauberer, trat vor mich hin und gab mir mit seiner heiseren, nach oben überschlagenden Stimme zu wissen, daß in San Giovanni ein Sobieski begraben liege, der hier vor Jahrhunderten als Archidiakonus amtiert habe. An seinem Grabstein würde ich etwas für mein Leben Bedeutsames finden.

Ich war jetzt so weit, daß ich wieder ausgehen konnte. Mein nächster Weg führte mich in die Kirche. Dort suchte und suchte ich nach dem Grabstein — ich fand ihn nicht. Aber ich war meiner Sache sicher, ich holte mir den Mesner, und der zeigte ihn mir gleich. Der Stein war in die Wand eingelassen. Die Buchstaben hatte zum Teil die Zeit ausgelöscht, aber der latinisierte Name war deutlich zu lesen.

Dicht neben dem Grabstein befand sich eine Nische mit einem Muttergottesbild. Vor dem kniete — jetzt sah ich es erst — eine schwarze Gestalt. Und hier hatte ich also das Bedeutsame, das mir verheißen war.«

»Sie ist deine Geliebte geworden!« rief Petra, und in ihren matten Augen blinkte es auf. Sie vergaß alles, trat ganz aus dem geistigen Kreis dieses Berichts und überließ ihre Sinne der leise prickelnden Lust einer eifersüchtig schmerzhaften Begierde.

Taddäus sah lächelnd auf sie herab. Weib ist doch Weib, dachte er, und mag sie noch so weit im Jenseits beheimatet sein. Dann sagte er achselzuckend: »Meine Geliebte — wäre das für mich was von Bedeutung gewesen? Damals?« Dieses letzte einschränkende Wort hinzuzufügen, dünkte ihm geraten. »Nein, ich fand in ihr die Kräfte, die bei mir selbst sich geregt hatten, viel reicher, viel stärker und feiner zugleich. Und entdeckte dabei, daß mir selbst viel mehr die Gabe der — allerdings mangelhaften — aktiven Beeinflussung gegeben war, während sie, meine Freundin, im magnetischen Schlaf sich geradezu als hellseherisches Phänomen erwies. So gelang es selbst mir zum Beispiel, sie schlafend die verborgenen Titel von Büchern, die ihr ohne Frage unbekannt waren, lesen zu lassen, indem ich die Bücher ihr auf die Herzgrube legte. Ich mußte dann wieder ins Feld, es geschah nun so viel andres mit mir, ich verlor sie aus dem Gesicht und habe nicht wieder von ihr gehört.«

Da sich seine Erinnerung einer treuen, fast trockenen Sachlichkeit befliß, war und blieb auch Petra jetzt mehr bei dem Gegenstand. »Traurig,« meinte sie, »daß wir in unsrer Gegend nur so wenig und so schwächliche Begabungen haben. Es müßte denn sein, daß du hier neue Entdeckungen machst.«

»Wie ist es eigentlich mit dir?«

»Kaum die leisesten Spuren,« sagte sie ehrlich, da die Sache es wollte. »Nein, ich bin nur Zirkel, nur Gemeinde. Aber jemand, in dem ich ganz was Besonderes ahne —«

»Wer?«

»Unsre Nachbarin, Frau von Ubars. Bisher stand sie unserm Kreise fern. Ihr Mann



wollte nichts von uns wissen. Aber der ist ja jetzt gefallen.« Und nun blinkte es wieder in den blassen Augen. »Taddäus —!«

»Du meinst?«

»Ich meine, du solltest dich überhaupt mit ihr beschäftigen!«

»Warum nicht,« entgegnete er mit lässiger Selbstzufriedenheit.

Und wieder zuckte es von schmerzlüsterner Eifersucht durch sie hin. »Da sie jetzt doch frei ist,« fügte sie mit Betonung hinzu. »Ich will, daß du hierbleibst« — dabei preßte sie leicht seinen Arm. »Ich will dich bei mir haben. Und bei uns hier in Reggun kannst du nicht immer sein. Ich möchte, daß du auf Ubars sitzest.«

Taddäus von Tannhöven sah sie von der Seite an und lächelte sein kaltes, vieldeutiges Lächeln. »Schade, daß mir Giudittas Herzgrube nicht mehr die Zukunft deutet.« Er fühlte das Zittern in Petras Nerven und freute sich seiner Künste und seiner Macht.

Ich darf kein Engel sein, aber ungestört will ich als Mensch dahinwandeln.

Magda hatte sich aus der Dumpfheit, aus dem Verlorenen und Vergrabenen ihres Schmerzes herausgehoben. Die trostlos brütende Verzweiflung, der wühlende und immer nur wühlende Gram hatte sich fast verklärt zu einer tiefen Feierlichkeit und stillen Weihe. Und in dieser Steigerung fand sie die Kraft, die furchtbare Verlassenheit durch die Erinnerung zu überwinden, die sie zu einer Kunst sich schuf. Sie hatte wieder geistiges Leben, hatte eine seelische Aufgabe und Arbeit, und sie ward nicht müde, alle Mittel herbeizurufen, innere und körperliche, daß sie dem Abgeschiedenen selbst sich wieder näher zugeselle.

Als Frau Gustave eines Morgens auf der Fahrt nach dem Marktflecken bei ihr vorsprach und sie, die eine Spätaufsteherin war, noch beim Frühstück antraf, da stand ihrem Platz gegenüber ein zweites, unbenutztes Gedeck.

Die Freundin fühlte gleich, was das zu bedeuten habe, doch war sie zu zartfühlend, aufdringliche und fragende Blicke zu werfen. Gleichwohl wandte sich Magda nach der ersten zärtlichen Begrüßung scheu, gequält und mit ihrem eignen mädchenhaften Erröten zur Seite.

Dann aber gab sie sich offen. »Sie dürfen es sehen und wissen, Gustave. Ich hätte es ja auch verstecken und Sie woanders empfangen können.« Ihr Klang wurde heller, es war, als wollte sie das Ferne und Lebensfremde geflissentlich in das Licht und die Wärme der Freundschaft und Teilnahme ziehen. »Sie haben meinen Onkel, den Grafen Stocklar, gekannt. Er war sein Lebtag die Trockenheit selbst, von einer geradezu kränkenden Gefühlsdürftigkeit. ‚Ladstock' nannten ihn die Niederträchtigen. Als seine Frau ihm gestorben war, wurde nach seiner Anordnung weiter für sie gedeckt, die Diener mußten ihr zuerst reichen — auch bei Gesellschaften. Als Kinder haben wir abwechselnd uns davor gegrault und darüber gelacht. Aber das Lächerliche daran war nur die absichtsvolle Öffentlichkeit. So still für uns hat es wohl seinen Sinn. Mehr vielleicht, als der äußerliche und allgemeine und auch so öffentliche Gräberkult. Nun — und mir bleibt ja schließlich keine Wahl.«

Daß sie so sprechen konnte, war an sich ein großer Gewinn. Ihre Augen, die wie ausgelöscht gewesen waren, hatten die Lichter wiederbekommen, wenn diese auch irrten und flackerten. Groß und grau, waren sie immer noch wie Kinderaugen, die hell und aufmerksam in der Schule zuhören können, und hinter denen es träumt und nebelt und wettert — weite, dämmernde Fernen.

Gustave freute sich des Fortschritts und war doch nicht von Herzen froh. Immer wieder lagen ihre Blicke auf Magdas Händen, die gar nicht wie von dieser Erde waren, so zart, so übersinnlich und beseelt. Hände, die sich hineintasten in die körperlose Welt — Geisterhände —

Und mit leisem Entsetzen, das sie durchschütterte, dachte sie an die Spukmenschen in Reggun, die ihrem eignen robusten Empfinden so unleidlich waren, an diese nervenverderbte Petra, die sich selbst aus dem Astralleben ein Laster zubereitete. Jetzt war auch noch ihr Rattenfänger von Vetter dazugekommen. So nahe waren diese gefährlichen Hokuspokusmacher, die nach allen Seiten auf der Lauer lagen, dürstend nach neuen Eroberungen, nach neuen Bewegungen und Sensationen. Sie hatten schon ihre besondere Witterung — würden sie sich nicht bald genug herübertasten, hierher, nach diesen unkörperlichen Strahlenhänden, die das Unirdische suchten?

Wie schützend nahm sie die blassen Finger in ihre vollen, warmen Hände.



»Und immer so kalt, Magda!« Wieder wollte sie schelten auf die unbehaglichen Räume. Aber sie hätte die Gedanken dann wiederum geradeswegs zu dem Abgeschiedenen geleitet und die Leidenschaft ihrer Hingabe noch mehr geschürt.

So sprach sie über Alltägliches, von dem wirtschaftlichen Druck, unter dem sie alle litten. Sie wollte in den Flecken, ob sie noch Saatkorn auftreiben könnte. Wie es in Ubars damit stünde. Wenn man sich nicht beizeiten danach umsähe —

»Noch ein paar Tage lassen Sie mir!« Magda sprach in Befangenheit wie ein gescholtenes Kind. »Ich habe noch so viel zu ordnen — und dabei kommt einem so manches in die Hände, was — — und dann« — in ihren Augen stand ein heller Schein, gemischt aus Angst und Freude, ein qualvolles Entzücken — »ich habe das sichere Gefühl, daß seine Sachen kommen, die der Husar bringen sollte. Heute noch!« — —

Frau von Kessin fuhr nach Seehagen, dem Flecken, der in dieser Gegend der wirtschaftliche und kirchliche Mittelpunkt war. Ubars und Kessin, nachdem im Dreißigjährigen Kriege marodierende Horden das ehrwürdige Kessiner Gotteshaus, einen romanischen Backsteinbau, ausgeplündert und niedergebrannt hatten, waren hier eingepfarrt, während Reggun dem ihm benachbarten großen Kirchdorfe zugehörte.

Sie hielt vor dem alten langgestreckten Gasthof, der an dem kleinen von Linden umsäumten Marktplatze lag. Eine überlebensgroße Frauengestalt erschien in der Tür, unten gewaltig mit breit ausladenden Hüften, darüber aber ein dürftiger Brustkorb, mehr Korb als Brust, und auf schmalen Schultern ein Kopf mit spitzem Schädeldach.

Dies war Fräulein Klotilde Boltz, des Hauses tadellos tüchtige Hüterin, der allgemeinen Verkehrssprache als »Bolzen« bekannt, während sie bei dem Wirt und Besitzer, Herrn Stephan Segelmaker, einem auf Strand gesetzten Kandidaten der Theologie, den Ehrennamen »der Obelisk« führte, sie, der Wirtschaft Säule, Turm und ragendes Denkmal.

Sie wurde niemals ihre Bedenken los gegen dieses Wort, in ihrem nicht eben reichbegnadeten Gehirn schwirrte so was wie Basilisk herum. Als sie den Namengeber die erste Zeit einmal fragte: »Warum nennen Sie mich so?«, erhielt sie aus den zusammengekniffenen Lippen die Antwort: »Darum, weil Sie keine Odaliske sind!« Und hinter den Brillengläsern lachte und funkelte es.

Daraus wurde sie nun erst recht nicht klug, aber das ging schon so in einem hin, es gab so vielerlei, was ihr an Herrn Segelmaker unverständlich war und blieb.

»Guten Tag, Klotildelinchen!« rief Frau von Kessin. Dieses Kosewort brauchte nur sie, und sie durfte es, denn sie nahm in dem guten, wenn auch nur knochenumhegten Herzen der Riesendame gleich hinter Herrn Segelmaker den zweiten Platz ein. Sie sprang leicht, ohne Hilfe vom Kutschbock und reichte der Wirtschafterin die Hand. »Ihr Herr und Gebieter nicht zu Hause?«

»Nein, gnädige Frau —«

»Er ist doch nicht verreist?«

»O nein. Herr Segelmaker ist nur auf ein paar Minuten zum Herrn Forstmeister gegangen.«

Der Forstmeister war der Großwürdenträger des Ortes und der Gegend, ein Waldläufer und Bär. Seine Frau sein vollendetes Gegenstück, zart und empfindsam, eine suchende, schmachtende Seele. Wilhelm von Schlegel hatte ihr einmal die Hand geküßt, seit diesem Höhepunkt ihres Lebens blieb sie ein gehobener Mensch.

Auf dem »Verreist« hatte ein besonderer Ton gelegen — ebenso auf dem »O nein« der Antwort. Mit den Reisen des Herrn Segelmaker, dessen Gebeine sich seit Jahren nicht mehr aus Seehagen fortbegeben hatten, war es nämlich so eine eigne Sache.

Stephan Segelmaker war ein unerschütterlich gewissenhafter Quartalszecher. War seine Zeit gekommen, traf er ganz geschäftsmäßig seine Anordnungen wie vor einer Reise, trug sich die nötigen Substanzen in seine inneren Gemächer zusammen und war hinfort nicht mehr zu sprechen. Drei Tage und drei Nächte dauerte die stark beschwingte Fahrt, nicht kürzer und nicht länger. War er dann wieder auf die Erde zurückgesunken, trat er, ein wenig geisterhaft, aber gar nicht jämmerlich und gar nicht geduckt aus seinem Bau und lebte sich schnell in der gesunden Alltäglichkeit wieder seine natürlich frischen, ganz und gar nicht trunksüchtigen Farben an.

Von den Jahren — er trug seine fünfundfünfzig — ließ er noch nicht viel an sich spüren. Er war schlank geblieben, das blonde,



glatt zurückgestrichene Haar zeigte noch keinen Silberfaden, das Gesicht schmal, doch unfein die Nase, deren Nüstern breit in die Luft zu wittern pflegten, edel aber und klug war der Mund, und die scharfen Augen rückten den Dingen dreist auf den Leib, mit starker Neubegier und fast heftigem Entdeckertrieb — nicht ohne den Zynismus des Gescheiterten und auch körperlich Zuschadengekommenen. Sein linker Arm war steif, der war ihm auf einer Pistolenmensur zerschossen.

Den Gasthof hatte er geerbt — die letzte Besitzerin war eine Schwester seiner Mutter gewesen —, und gerade zur rechten Zeit.

Stephan Segelmaker hatte als Erzieher, als Hofmeister, als Reisebegleiter, dann auch auf eigne Faust und nicht selten als Abenteurer halb Europa durchzogen. Gehörig zerzaust, ohne Mittel und des Treibens müde war er in seine mecklenburgische Heimat zurückgekehrt. Er war nicht mehr wählerisch und zu allem bereit — da fiel ihm dieses Glück in den Schoß.

Seine Jugend allerdings, die in literarischem Schaffen die Erlösung suchte, hatte sich solchen Lebensabend nicht träumen lassen. Er hatte von je zu den Revolutionären gehört, dann zu den Stürmern, die um die Gebrüder Schlegel sich drängten, neue Kunst und neues Leben, neue Religion und neue Philosophie zu schaffen, hatte die Feuerluft aus dem Laboratorium der Brüder geatmet und selber die Flammen mit angeblasen.

Im »Athenäum« hatte er dann mehr als einmal in Versen und Aphorismen seinen Schöpfungstrieb ausgeströmt, mit überschwenglichen Schauern die »Vermählung zwischen Natur und Geist genossen«. Damals war er noch seiner Kraft sich bewußt, in dem Glaubenssatz, daß »Genie der natürliche Zustand des Menschen« sei.

Wild war ihm das Leben dazwischengebraust, er lebte, lebte dann wieder drauflos und nannte sich selbst den Helden seiner ungeschriebenen Bücher. »Ich darf kein Engel sein, aber ungestört will ich als Mensch dahinwandeln.«

Und ungestört, ungehemmt, in rastloser Wanderfahrt dem Glücke nach, zog er dahin, und wo die Welt am schönsten war, zeigte ihm die Sehnsucht noch schönere Fernen. Den Künstler aber verzehrte nach und nach die »Wut der Unbefriedigung«. Nur in einer stillen, starken und hegenden Freundschaft ruhte er aus — da er auf die Vierzig zusteuerte, hatte er den jungen Wackenroder gefunden, diesen zartesten, scheuesten Geist unter den Romantikern, vor dem seine eigne Wildheit sich hinkniete.

Dem jungen Freunde zulieb legte er, der Unstete, sich in Berlin vor Anker, in der Stadt, die ihm auf der Welt am wenigsten zu geben hatte. Er schalt ihre Nüchternheit, die mit Sinnlichkeit Hand in Hand gehe — und nüchterne Sinnlichkeit sei das Übelste der Übel —, das Tastende, Unsichere, Kulturlose und Halbe in ihrem geistigen Leben. Er schalt auf den hausbacken kurzsichtigen politischen Sinn des jungen Königs, der Neues wollte und doch nicht den Mut fand, vom Alten sich loszusagen. Er boste sich über die Zügellosigkeit der Junker und über den hingebenden Kultus, den Bürger und — Bürgerinnen mit ihrem geliebten Blender Prinz Louis Ferdinand trieben. Am zornigsten aber machte ihn dieser gedankenlose kosmopolitische Humanismus, mit dem es Mode geworden war, sich gebildet zu benebeln.

Doch es gab hier eben einen Trost, und das war sein Wilhelm Heinz. Ja, noch einer, der dem jungen Freunde selber herzlich zugetan war, zeigte sich als starker Retter in der Not: niemand anders als Ludwig Tieck, obwohl Stephan mit dem Gefeierten, der als das Freundschaftsgenie, das er war, allen sein Verstehen öffnete und seine Nähe gab, gerade deshalb nichts Persönliches verbinden konnte.

Der Meister hatte eben seine Volksmärchen veröffentlicht, hier hatte einer den Mut und die Kraft, deutsch zu sein, in all dem internationalen Dunst die deutschen Quellen springen und rauschen zu lassen.

Wie oft saß Stephan mit seinem Wackenroder, der dem Dichter des »Gestiefelten Katers« schwärmerisch ergeben war, in der bescheidenen Mietsstube! Und blickte in dessen weite Augen und dachte, daß für keinen wie für ihn das Wort gelte: ein Kind voll Wehmut und voll Treue, verstoßen in ein fremdes Land.

Meist mußte Stephan erzählen, von seinen Reisen, von fernen Gestaden. Wilhelm Heinz kauerte sich in den Mondenschein, auf der Mondscheibe fand er alles wieder, Schlösser und Zaubergärten am Meeresufer, zu deren Schönheit azurne Wellen hinaufzittern.

Und Stephan warf einmal die Frage auf: Wie soll man es sich erklären, daß die Woge

der Romantik so tief und leuchtend durch unsre grauen und kümmerlichen Breiten flutet? Nicht in dem gesegneten Süden zieht sie ihre Bahn — in der Mark, im Sachsenland atmet ihr Wesen. Hier in Berlin, der trockenen Stadt des heiligen Nicolai, träumt und zaubert unser Tieck, und die Schöpferkraft unsers Novalis muß von den Freibergschen Schlackenhügeln aufsteigen. Und er schloß wohl mit den Worten: »Wenn es hochkommt, und wenn ihr hochkommt, setzt ihr euch einmal freundschaftverschlungen auf den Giebichenstein und spuckt in die Saale.«

Das war echt Segelmakerisch gesprochen und sollte einem Abhärtungsverfahren dienen, das ihm dann und wann bei seinem gepflegten Freunde nützlich bedünkte.

Aber Wackenroder war zu sehr in die Sache vertieft und ging der Antwort nach. Und er fand sie in der Erklärung, daß gerade hier in der Dürftigkeit der Natur die Sehnsucht mit den glühendsten Farben die Schaffenskraft durchwirke.

Dann fügte leise sein gequältes Kammergerichtsreferendargemüt hinzu: »Vielleicht ist es für mein künstlerisches Erleben ein Glück, daß ich immer wieder zu den Akten eingesperrt werde. Denn wäre ich frei, wie hätte ich die Sehnsucht?«

Und fast dankbar blickte er mit seinen Kinderaugen in die Berufsenge, an der seine Seele verging.

So schien es ein gewagtes und fast nutzloses Unterfangen, ihn aus seiner Tretmühle zu befreien. Aber Stephan traf kräftig alle Anstalten dazu. Doch war es zu spät. Wilhelm Heinrich Wackenroder, der Treubehütete, starb an übergroßer Lebenszartheit.

Und Stephan, den Wundgeschlagenen, trieb es wieder auf die Wanderschaft hinaus. Bis er also, ein weiblich Überraschter des Schicksals, sich seßhaft als Krugwirt in Seehagen wiederfand.

Hier wurde er nun, ob er wollte oder nicht, recht eigentlich der geistige Mittelpunkt der ganzen Gegend. Hatte schließlich auch nichts dagegen einzuwenden, denn er war gewiß alles andre eher als ein Anachoret, und die Lebensfülle hatte heute wie je für ihn etwas Wohltuendes.

Sein stilles Zimmer freilich, das seine Bücher und Erinnerungen barg, konnte er nicht entbehren. Dem gehörten alltäglich ein paar Stunden, die ihm niemand — so wenig wie seine Quartalsreisen — stören durfte. Und eben dies war der Raum, von dem ein geistiges Licht in den ganzen Umkreis strahlte.

Auch zu Gustave drangen diese Lichtwellen. An den Winterabenden saß sie viel bei ihren Büchern, und die Strömungen der Zeit waren tiker war sie nicht gut zu sprechen. Daß die »Schlegelbande« ihr ihren Schiller verunglimpft hatte, konnte sie nicht verzeihen. glimpft hatte, konnte sie nicht verzeihen. »Überhaupt diese niederträchtige Manier, Goethe und Schiller gegeneinander auszuspielen! Und wißt ihr, wie sehr gerade ihr mit eurem lauten Götzendienst einem den Weg zu Goethe verbaut?«

Stephan versuchte ihr auseinanderzusetzen, daß Schiller kein Dichter, sondern ein Redner sei.

»Dummes Zeug!«, so lehnte sie sich heftig dagegen auf. »Und selbst wenn Sie recht haben mit Ihrer wichtigtuerischen Unterscheidung — einen Redner, der mir was zu sagen hat, hör' ich mir an. Wenn mir aber ein Dichter was vorfaselt, wie Ihr Meister Tieck mit seinem William Lovell und Franz Sternbald, dann werf' ich das Buch zu, schlag' mit der Faust drauf und sage: Quasselei!«

Und jetzt, wo sie im Zuge war, bekamen es die Romantiker zu hören: diese in die Wolken verrenkten Gernegroße, mit ihren zerfließenden Allgemeinheiten, die alles, was es gibt und nicht gibt, Wissen und Glauben, Forschung und Religion, Musik, Malerei, Plastik und Architektur, zu einem poetischen Urbrei zusammenrühren, in dem alles sich auflöst und verliert. »Alles können sie und alles kennen sie, bloß keine ehrliche Arbeit!«

Das war nun erheblich übers Ziel geschossen. Und da setzte Stephan kräftig und ernstlich ein. »Hier brauche ich Ihnen, gnädige Frau, nur einen Namen zu nennen: Novalis. Wo auf der Welt hat es einen fleißigeren und pflichttreueren Beamten gegeben? War er nicht geradezu ein Apostel des praktischen Wirkens?«

»Ja, ja — nun kommt ihr wieder mit diesem eurem Heiligen hier! Seit er in Ubars war, geht sein Geist unter uns um. Auch bei ihm macht ihr es einem wieder schwer durch euren allzu heftigen Kultus, den freien Weg zu finden.«

Heute war Gustave nicht auf geistigen Schwerterschlag aus. Sie wollte Geschäftliches mit Stephan besprechen, der auch in



diesem Sattel gerecht war, und Neuigkeiten von ihm, der lebendigen Zeitung dieses Landstriches, vernehmen.

Trotz Zank und Streit wurden die beiden stets gut miteinander fertig. Als Landsleute verband sie noch etwas Besonderes. Auch Frau von Kessin war Mecklenburgerin, die Tochter eines Rostocker Senators, der eins der Stadtgüter gepachtet hatte, so daß sie, auf dem Lande aufgewachsen, von klein an mit der Wirtschaft Bescheid wußte.

Gustave hatte kaum im Herrenzimmer Platz genommen, da kam er auch schon von seinem Gange zurück.

»Was Neues aus Frankreich?« war ihre erste Frage.

»Weiß der Himmel — sie scheinen unserm Blücher nach seinem Siege richtig wieder einmal Knüppel zwischen die Beine zu werfen.«

»Die lieben Verbündeten?«

»Ja.«

»Hal se de Düvel!«

»Die Gesellschaft kann und kann nun mal das Geradeaus nicht vertragen!« Er brachte eine Karte herbei. »Hier ist La Rothière — warum wird der Geschlagene nicht verfolgt? Wozu werden die Kräfte zersplittert? Was haben die Preußen in der Champagne pouilleuse zu tun? Was sonst, als sich die Stiefel vollzufüllen?«

»Fragen Sie Schwarzenberg!«

»Der weiß, warum! Der kann uns sagen, was da wieder für politische Schleichereien unterwegs sind.«

»Und alles kommt dem Korsen zugute! So viel mehr deutsche Männer verbluten! Und immer länger wird der Friede hinausgezögert. Oder die große Bestie entwischt uns gar.«

»Natürlich müssen wir sie erst haben — ehe sie nicht an die Kette gelegt ist, gibt's keinen Frieden.«

»Herrgott, ja. Un wie lang kann dat noch duern!« Hier sprach ganz ihr sorgendes Frauenherz. Und sie blickte still vor sich nieder. Dann schüttelte sie sich und hob den Kopf. »Segelmaker, ich brauch' Saatkorn.«

»Ist sehr knapp, gnädige Frau.«

»Weiß. Aber Sie werden herumhorchen und mir das Nötige verschaffen. Ich kann auch noch bares Geld geben. Das andre in Wechseln. Kessin ist doch wohl gut —«

»Und ob, mit seinem kaum angebrochenen Kredit. Was man nicht von allen Gütern hierherum sagen kann.« Er hatte Reggun im Auge, das neuerdings stark belastet war, besonders aber Ubars, dem immer mehr Schwierigkeiten drohten.

Und auf Ubars legten sich ihrer beider Gedanken fest. Sie sprachen von Henning, dem gefallenen Besitzer, der ihnen beiden lieb gewesen war, mit der spröden Innerlichkeit seines tiefen Wesens und seines reichen Herzens stiller, treuer Kraft. Dann auch von Magda, und hier legte sich etwas wie eine stille Andacht auf Segelmakers lebensbunte Züge, der verwogene Weltfahrer geriet in dichterische Versunkenheit.

Danach kam das Geschäftliche wieder an die Reihe, und Stephan, der verläßliche Makler, machte sich seine Aufzeichnungen. Sie saßen am Fenster.

Plötzlich sprang Frau von Kessin in die Höhe: »Da — ein Husar — von unserm Regiment —« Sie war schon draußen und stand bei dem Soldaten. »Kommst du aus Frankreich?«

»Ja.«

»Was weißt du von meinem Mann — Rittmeister von Kessin?«

»Herr Rittmeister waren gesund —«

»Seit wann bist du unterwegs?«

»Gestern waren's vier Wochen.«

»Lange Zeit!«

»Ja, es geht noch nicht so recht.«

»Verwundet?«

»Ja.«

»Komm 'rein!«

Vier Wochen — was konnte inzwischen alles geschehen sein! Aber doch ein Lebenszeichen, und ein Bote von Fleisch und Bein aus seiner Umgebung! —

Es war der Husar, der nach Ubars beordert war, die Hinterlassenschaft des Herrn dort abzugeben. Er trug sie in einem Mantelsack zu seinem eignen Gepäck, an Fahrgelegenheit war Mangel gewesen.

Gustave ließ ihm zu essen und zu trinken auftragen und fragte, fragte, fragte. Aber es war wenig aus ihm herauszuholen, er war alles andre als ein Erzähler. Und der Krieg hatte ihn noch enger, noch knorriger und karger gemacht.

Magda wird an dir eine Enttäuschung erleben, dachte sie. Gleichwohl sollst du so bald wie möglich bei ihr sein. Die kleinen Besorgungen, die sie noch vorhatte, schob sie auf. Sie entschloß sich, den müden Boten gleich



nach Ubars zu fahren und auf diesem Umweg heimzukehren.

Als sie sich von Stephan verabschiedete, sagte sie: »Frau von Ubars wollte es bestimmt im Gefühl haben, daß die Sachen ihres Mannes heute kämen. Glauben Sie an Ahnungen?«

»Gnädige Frau, schon Sokrates hat sein Dämonion gehabt, seine innere Stimme, auf die er hörte — und wenn mir das Leben etwas abgewöhnt hat, so ist es die unbedingte Verneinung.«

»Schlimm, Herr Segelmaker! Wer nicht unbedingt nein sagen kann, kann auch nicht unbedingt ja sagen. Ich glaub' nicht dran. Aber Sie natürlich, Sie müssen überall dabeisein — immer die Nase in die Luft! Auch in die Geisterluft, die schließlich nichts andres ist als das schlechte Parfüm dieser polnischen Herrschaften. Ach, wenn man die so 'rausräuchern könnte!«

— — — — — — — — — —

Wie Gustave, den Kutscher und den Husaren hinter sich, die Hauptstraße entlang fuhr, war diese von Kindern belebt. Viele grüßten, und sie nickte ihnen freundlich zu, die große Kinderfreundin, die sie war.

Ganz zuletzt und weit abgesondert von den andern kam eine Gruppe von drei kleinen Mädchen, elf-, zwölfjährig, die Arm in Arm gingen, eng aneinandergeschmiegt. Die Größte in der Mitte sprach, die beiden andern hingen, die Köpfe zur Seite gehoben, mit Leidenschaft an ihren Lippen. Und waren alle so hingegeben, daß sie das Fuhrwerk nicht beachteten.

Gustave hielt. »Nun, wo träumt ihr denn herum in der Welt? Ihr lauft mir ja beinah in die Pferde!«

Eine von den Zuhörerinnen, die Kleinste, ein schmiegsames Kätzchen mit grellen Augen, fand zuerst die Sprache: »Traube hat uns eine Geschichte erzählt.«

»Was für eine Geschichte?«

»Ein Märchen.«

»Was für ein Märchen?«

»Das Märchen von den Distelflocken.«

»Oh, das kenn' ich ja gar nicht!« Sie wandte sich an die Erzählerin, die selber wie ein Märchen war — Traube, des Organisten Töchterlein. »Woher weißt du denn deine Märchen?«

»Die — weiß ich so von selbst,« antwortete das Kind mit stiller, bescheidener Stimme. Und doch war darin ein Selbstgefühl und eine leise Wirkung nach außen. Wie sie denn auch gewiß ihr Publikum brauchte für ihre Phantasien, die »so von selbst« ihr kamen.

Und kannten nicht auch diese zauberhaften Augen ihre Macht, so ahnungslos jung ihre Blicke herumspielten?

Augen wie Träume, voll eines gedämpften Widerhalls von Licht und Schatten — so wie ein Waldsee von brodelnder Tiefe im Mondwolkendämmer.

Und darüber dieses Tizianische Haar, wogend um die schmale Stirn.

Wie leuchtend schön ist das Kind! dachte Gustave und wurde doch der Schönheit nicht froh. Der Mund hatte die Schuld. Um dessen knospende Fülle zog sich und braute etwas Begehrliches, Frage und Neugier und Naschhaftigkeit. Und eben jetzt zeigten sich in seinen Winkeln — ganz kindlich allerdings — die Spuren einer verstohlenen Leckerei. Sie hatte offenbar ergiebig Lakritzen gelutscht.

Frau Gustave zweifelte nicht, daß sie sich vorher von dem schmiegsamen Kätzchen, einer Tochter des Seehagener Kaufmanns, mit dieser Süßigkeit für ihr Märchen hatte bezahlen lassen.

Und sie dachte weiter: Schlimm für die Traube, daß sie keine Mutter mehr hat, und schlimm für den Vater, den verbohrten Musikus, Sammler und Gelehrten! Man sollte sich mehr um sie kümmern. »Du sollst mich mal besuchen, Traube. Ich möchte auch das Distelflockenmärchen hören. Ihr alle drei könnt Sonntag zu mir nach Kessin kommen. Fragt eure Eltern.«

Die Kinder grüßten glückselig, und sie fuhr weiter. In Ubars setzte sie den Husaren ab, ohne sich aufzuhalten. Es wäre ihr frevelhaft erschienen, Magda bei dem Alleinsein mit den Reliquien zu stören.

Als sie den Wald erreichte, kam ihr ein Fuhrwerk entgegen. Sie erkannte die hochbeinigen, erheblich stöckerigen Braunen sofort, es war die Regguner Kutsche. Der Weg war eng, sie mußten beide langsam fahren, um aneinander vorbeizukommen.

An das Kutschfenster drängte sich ein Gesicht — Tannhöven war es, der allein in dem Wagen saß. Er grüßte mit Ergebenheit. Gustave nickte flüchtig zurück.

»Ekelhaft, diese geölten Augen!« murmelte sie. Nun will er also zu Magda und ihr seine Aufwartung machen, schalt sie für sich



Ernst Heilemann: Mädchenbildnis

Zu dem Aufsatz „Ernst Heilemann“ von Hans Rosenhagen



weiter. Die in ihrer mangelhaften Widerstandsfähigkeit ist kaum imstande, ihn abzuweisen. Und so drängt er — gerade er sich in ihre heilige Stunde! Was lümmelt er überhaupt so nichtsnutzig in der Welt herum! Wo jetzt bei dem Leutemangel jeder Arm gebraucht wird.

Sie hatte nicht übel Lust, dem lästigen oder gar gefährlichen Gast nachzujagen und ihn zurückzuholen.

Mit unwirschen Gedanken fuhr sie durch den Wald. Nun kam sie auf die Höhe, die als Aussichtspunkt die Gegend beherrschte. Von hier aus erkannte man deutlich, was um das kleine Barockschloß von Udars vorging, und überblickte klar den gestutzten Park mit seinen hellen Wegen.

Sie wandte sich mit vollem Gesicht dahin. Eben bog der Regguner Wagen in den Schloßgarten ein. Nun hielt er auf der Rampe. Man sah haarscharf, wie der Diener vom Bock sprang und ins Haus ging.

Die Hengste mußten verschnaufen nach dem Aufstieg. Aber es war nicht deshalb, daß Gustave jetzt ganz langsam fuhr. Und immer hielt sie den Kopf zur Seite gewandt, nach Schloß Udars zu. Sie verbarg es auch keineswegs vor sich selber. Sie hatte nicht den geringsten Anlaß, sich ihre echte, rechte Frauenart wegzulügen.

Und jetzt wußte sie, was sie wissen wollte. Der Diener war zurückgekommen und wieder auf den Bock geklettert. Tannhöven hatte den Wagen nicht verlassen, der jetzt wieder abfuhr.

Nicht angenommen! Nun bos' dich in deine okkultistische Schmierfinkenseel'!, so lachten Gustaves derbfrohe Gedanken. Sie schnalzte munter mit der Zunge, und in langem, frisch ausgreifendem Trab ging es nach Hause.

Der Tod ist eine Täuschung.

Magda hatte die Schätze, die Heiligtümer vor sich aufgebaut, all seine Habseligkeiten, und saß in ihren Kreis gebannt und beschwor den Toten mit der ganzen inbrünstigen Andacht ihres Schmerzes.

Erst hatte das lebendige Wort des Boten ihr helfen sollen, aber das versagte nur zu bald. Schließlich stand der Fremde steif und hart nur als Hindernis vor den beseelten Dingen.

Und nun war sie allein mit ihnen, deren Heimlichkeit dem Schatten die Brücke baute zu den sehnsüchtig überspannten Sinnen. Sie grub das Gesicht in seine Bärenmütze, ihre Hände krampften sich in die Schnüre seiner Attila. So lag sie in dem schmerzlichen Glück seherischer Verzückung.

Auch sein Taschenbuch war dabei, von all diesen Denkmalen das reichste, das innerlichste und lebendigste. Aber noch hatte ihre Vision eine Art Scheu vor dem hartumrissenen Wort.

Wie in einem Schlaf war sie befangen gewesen, lange Minuten lang, die wie Stunden waren — und was sie aus ihm in das Wachsein hinüberbrachte, war die selige Gewißheit, daß ihre Träume die Kraft hatten, den Geliebten herbeizurufen. Davon strömte es wie eine Verklärung über all ihr Fühlen.

Und nun hatte sie auch Mut zu dem Buch. Seine steile, spröde Schrift, in der sich etwas wehrte und sträubte gegen die Mitteilung. Sie hatte seinen Zeigefinger vor Augen, wie er beim Schreiben sich ganz spitz, wie unwillig und feindlich, in die Höhe stellte — als Junge hatte er sich einmal die Sehne des Fingers verletzt.

Soldatisches war das meiste der Aufzeichnungen. Kurze Winke, knappe, scharfe Anweisungen für die Erinnerung. Vieles nur dem Schreiber verständlich — nein, nein, auch ihr — natürlich alles auch ihr! Und jedes Wort, jedes ein Heiligtum, waren es gleich geographische Namen.

Hier und da war eine Naturbeobachtung eingeflochten. Wie hatte sein Auge die Farben geliebt und gefühlt und begriffen!

»Nun schenkt uns der Herbst diese jauchzenden Sonnenuntergänge, die Schwertgesänge sind. Flammende Schwerter, wenn sie in das dunkle, klagende Violett eintauchen, zischen sie auf, zornig, daß wehe Mattigkeit ihre Glut dämpfen will. Diese zischenden Farben des rotvioletten Funkensprühens, die muß ein Malerauge sich erobern.«

Und hier ein paar Verse, verflogen und zerstoben, wie Schaumflocken des großen Erlebens:

Ein Abschiednehmen geht es durch die Welt,
Still läßt der Abend seine Glocken tönen,
Was uns den Geist durchwühlt, den Sinn zerspellt,
Das alles löst sich in ein groß Versöhnen —

Sie suchte nicht nach Zärtlichkeiten. Sie wußte, daß sie keine finden würde. Er war nicht der Mann, seine Liebkosungen aufs Papier zu streuen. Aber das wußte sie, in jedem



einzigen Wort, das hier geschrieben stand, war der Gedanke an sie!

Hier — hier flatterten Todesahnungen auf. Sie las dann die Worte: »Im höchsten und eigentlichen Sinne ist der Tod nichts als eine Täuschung.«

Und weiter hieß es so: »Wenn ich falle, sterbe ich auch für dich! Zuerst für dich! Darum mußt du auch leben nach meinem Tode. Du vor allem. Und ein ganzes Leben! Nicht vom Jenseits und Diesseits zerrissen. Nicht so ein Nicht-hier-und-nicht-da. Ein Leben mit vollem Atemzug in deutscher Luft, bei dem dein Herz fühlt, was du dem Vaterlande schuldig bist, eine deutsche Frau. Eines starken, tüchtigen Mannes Weib sollst du werden — darum sind wir beide doch nicht geschieden, darum bleiben wir doch ineinander eingesenkt —, und die Mutter deutscher Söhne.«

Sie las es und hörte die Worte wie eine Musik, ohne die Begriffe, ohne die Erdschwere. Abgerückt war sie von dem Wirklichen, in seiner Nähe, an seiner Seite, in seiner Sphäre, und lächelte mit ihm über alle irdischen Kleinigkeiten.

Und wußte mit ihm, daß der Tod eine Täuschung ist.

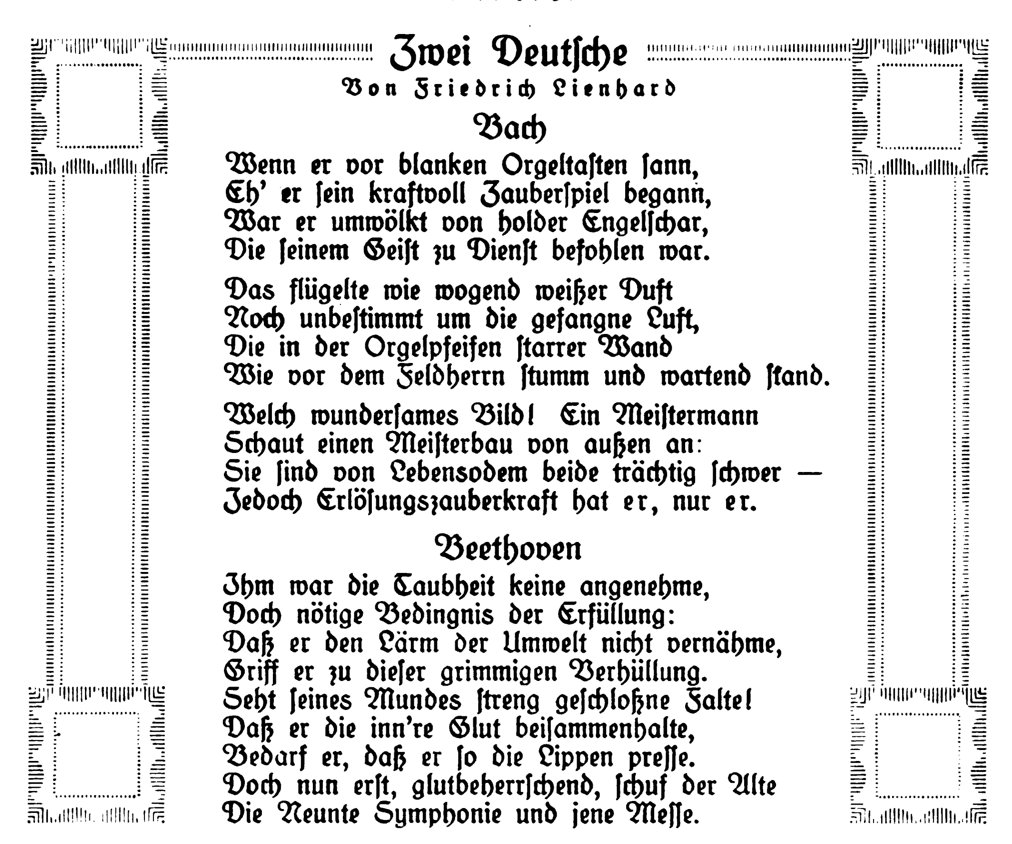
Und wenn in ihr etwas nachklingen wollte von dem Deutlichen, dem Weisenden und Bestimmenden dieser Worte, so fehlte ihnen doch heute alle Kraft, ihr als ein Vermächtnis zu gelten.

Flüchtig und leicht verscheucht klang es in ihr auf: Willst du mich trösten, du Guter, und mir Halt geben durch diesen Fingerzeig ins Leben — in das, was man gemeiniglich das Leben nennt? Ist dies Leben nicht erst recht ein Blendwerk, wenn der Tod doch eine Täuschung ist? Nur eine Wahrheit ist. Und Wahrheit ist Treue. Und Treue ist Leben — —

Und sie kam an die Worte, die letzten, die er geschrieben hatte, in der Nacht vor seinem Tode: »Du warst bei mir — ich fühlte deine Hand auf meiner Stirn.«

Da weinte sie auf, bitterlich, und preßte in seinen Schnürrock die armen wunden Augen.

(Fortsetzung folgt.)



Zwei Deutsche

Von Friedrich Lienhard

Bach

Wenn er vor blanken Orgeltasten sann,
Eh' er sein kraftvoll Zauberspiel begann,
War er umwölkt von holder Engelschar,
Die seinem Geist zu Dienst befohlen war.

Das flügelte wie wogend weißer Duft
Noch unbestimmt um die gefangne Luft,
Die in der Orgelpfeifen starrer Wand
Wie vor dem Feldherrn stumm und wartend stand.

Welch wundersames Bild! Ein Meistermann
Schaut einen Meisterbau von außen an:
Sie sind von Lebensodem beide trächtig schwer —
Jedoch Erlösungszauberkraft hat er, nur er.

Beethoven

Ihm war die Taubheit keine angenehme,
Doch nötige Bedingnis der Erfüllung:
Daß er den Lärm der Umwelt nicht vernähme,
Griff er zu dieser grimmigen Verhüllung.
Seht seines Mundes streng geschloßne Falte!
Daß er die inn're Glut beisammenhalte,
Bedarf er, daß er so die Lippen presse.
Doch nun erst, glutbeherrschend, schuf der Alte
Die Neunte Symphonie und jene Messe.

Der Alte Fritz bei den märkischen Grenadieren

Von Max Jungnickel

Es war in den Apriltagen 1917.

Schneeflocken flogen noch, ab und zu kam die Sonne und machte die Pferdehufe goldig.

Bei Reims war's.

Die Deutschen waren zurückgeschlagen, die Franzosen saßen in einer Stellung, wo sie das Gelände gut übersehen konnten, wo ihre Maschinengewehre mähen konnten.

Diese Stellung mußte den Franzosen wieder abgenommen werden.

Märkische Grenadiere erhielten den Befehl, die Franzosen wieder zurückzuwerfen. — —

Oben, in Elysium, spielten Napoleon und Friedrich der Große Schach.

Als der Alte Fritz die Partie gewonnen hatte, blickte Napoleon lange fragend in die Augen des Preußenkönigs, die so groß waren wie der ganze Napoleon selber.

Dann sagte der Soldatenkaiser mit einem Eulenspiegellächeln im Gesicht: »Monsieur, nun habe ich doch recht behalten. Meine Garde ist wieder aufgestanden. — Bei Reims. — Sie stürmen vor.«

Der Alte Fritz blieb stumm, nahm eine Prise, griff zu seinem Dreimaster, verneigte sich vor Napoleon und ging.

Dann ritt er auf einem Sternchen hinunter ins mondverträumte deutsche Vaterland.

Sein alter, abgetragener Soldatenrock zottelte um ihn herum.

Er blickte durch ein Fenster und sah, wie Kinder ihre Schularbeiten machten.

Da lächelte er mit seinem zahnlosen Großvatermunde.

Durch die liebliche Enge einer Gasse drückte er sich.

Er hörte, wie eine Mutter ein leises Wiegenliedchen sang.

Da nahm er seinen Krückstock und schlug den Takt zum Liedchen.

Das war wunderschön, wie er so dastand im Silber der Frühlingsnacht.

Sein Schatten fiel groß und komisch an die Häuser.

An einem Gartenzaun blieb er stehen, schnubberte, dann bückte er sich nieder und pflückte sich die Hand voller Veilchen.

Dann ging er weiter und steckte seine alte, lange Nase in die Hand, die voller Veilchen war. — —

Die märkischen Grenadiere warteten vor Reims, verregnet, müde.

In einer halben Stunde wird der Angriffsbefehl kommen und sie rütteln und schütteln und in ihr Herz hineinkriechen.

Sie denken noch an Heimattüren, die sich gerne für sie auftun möchten.

An Vater und Mutter denken sie noch und an weinende Mädchen.

Von fernher, irgendwo kommt ein gebücktes Männchen.

Wie ein wunderlicher Musikante sieht er aus, dem man eine Geige auf den Rücken binden und in die Rocktasche ein Bündel mit Liedern und Tänzen stopfen möchte.

Der märkische Bataillonskommandeur kommt ihm entgegen.

Er steht stramm, dann läßt er seine Kerle antreten.

Der Alte Fritz geht lächelnd an jeden heran und streichelt mit den welken Händen die braunen Soldatenbacken.

Der Befehl kommt, der blutige Befehl.

Die Reihen ordnen sich.

Die Kanonen fangen an zu brüllen, es ist, als ob der Teufel auf seine tosende Schaufel die grauen märkischen Grenadiere nimmt und sie gegen die Franzosen-Linien schaufelt.

Es ist, als trügen die märkischen Grenadiere den Franzosen Leichenfackeln entgegen.

Der Alte Fritz steht da, auf offenem Feld.

Auf seinen Krückstock gestützt steht er da.

Ein seliges Lächeln gleitet über sein Gesicht, das Falten hat wie ein alter Weiberrock.

Er steht so lange da, bis sie drüben sind, die Grenadiere.

Bis die Franzosen rennen und ihre Stellungen in den Händen der Grenadiere lassen.

Und da murmelt der Alte Fritz: »Meine — meine — braven — Kinder!« ...

Dann ging er mit einem Landsturmmann in eine französische Dorfkirche.

Er setzte sich müde auf eine Bank.

Der Landsturmmann saß oben an der Orgel und spielte eine Fuge vom seligen Johann Sebastian Bach.

Und der Alte Fritz saß da, den Kopf geneigt, die Hände gefaltet.

Aus seinen Augen fielen Tränen auf die gefalteten Hände.

Mädchenbriefe

Von Hans Böhm

I

Liebster, heut' bin ich den langen,
Langen Weg zu dir gegangen,
Und ich traf dich nicht zu Haus.
Hab' mich rasch darein gefunden,
Ging zurück die vielen Stunden,
Und ich fand und kostet's aus:

Wie das süß ist, für den andern —
Nein, für dich nur! — so zu wandern
Ohne Nutzen oder Dank;
Ein klein wenig Opferwehmut
Und viel Seligkeit und Demut ...
Schön war dieser Liebesgang.

II

Was du mir für süße Worte weißt!
Liebster, sie umklingen mich und schmeicheln
Gleich wie Hände, die mich liebend streicheln,
Und ich lass' dir willig Leib und Geist.

Ich bin froh, daß ich dich gleich zuerst
Liebte — eh' du was gesagt, geschrieben.
Denn ich müßte dich jetzt sicher lieben,
Wenn du nicht schon lang' mein Liebster wärst.

III

Weißt du, Liebster, wie mir war,
Als wir durch die Heide gingen,
Dicht in Duft und Schmetterlingen,
Und der Himmel wunderklar?

Dann die Föhre, kurz und fest —
Und ich konnte mich nicht lassen:
Mußte greifen, mußte fassen,
Und nun war ich im Geäst.

Liebster, ach, du weißt es ja!
Saß und sang und schwang mich oben
Wie zum Himmel weggehoben —
Doch ich wußte, du warst da.

IV

Ich wußte nicht, daß man so lieben kann,
So selig sein.
Wie lieb' ich dich, du lieber, liebster Mann!
Wie bin ich dein!

Ich senk' mein Glück, die goldne Kugel, still
Ins Herz hinab.
Da hol' ich mir's herauf, so oft ich will.
Ich halt', ich hab'.



Ernst Heilemann: Damenbildnis

Zu dem Aufsatz »Ernst Heilemann« von Hans Rosenhagen



Novembertag in Umbrien

Ernst Heilemann

Von Hans Rosenhagen

Um in der Kunst etwas zu bedeuten, muß man Charakter haben. Wie selten heutzutage unter den Künstlern Charaktere geworden sind, merkt man am deutlichsten an der beständigen Vermehrung der Künstlervereinigungen und Künstlergruppen, die allmählich zu einer wahren Plage geworden sind. Denn warum tun sich alle diese Menschen zusammen? Einmal, weil sie die Erfahrung gemacht haben, daß selbst ein mittelmäßiges Talent Beachtung findet, wenn es als Mitglied einer Partei vor die Öffentlichkeit tritt; sodann, weil die Zugehörigkeit zu einer bestimmte Ziele verfolgenden Vereinigung ihnen den Charakter gibt, den sie in Wirklichkeit nicht haben; und endlich, weil sie wissen, daß dem Publikum Massen von Menschen, die scheinbar das Gleiche wollen, immer Eindruck machen, indem es annimmt, es handle sich um etwas besonders Wichtiges und Großes; denn sonst würden nicht so viele dafür eintreten. Und hier beginnt nun Sinn Unsinn zu werden. Als vor einem Vierteljahrhundert die Münchner Sezession gegründet wurde, war das eine moralische Tat. Es galt, die schaffende Kunst von der nach geschäftlichen Vorteilen strebenden zu trennen und eine neue Ausstellungstechnik zur Geltung zu bringen. Heute indessen handelt es sich in der Hauptsache bei Gründung von Künstlervereinigungen nur darum, schon abgelebte



Selbstbildnis Ernst Heilemanns

Richtungen künstlich am Leben zu erhalten oder aber neue Richtungen, denen die für ihre Daseinsberechtigung eintretenden Genies fehlen, dem zahlungsfähigen Publikum vorzustellen, also um rein geschäftliche Unternehmungen, die dem Ansehen der Kunst eher schädlich als nützlich sind. Wirkten in den ersten Künstlervereinigungen, die sich nach dem Muster der Münchner Sezession in fast allen deutschen Kunststädten bildeten, noch einige hervorragende Künstlerpersönlichkeiten mit, so ist mit der fortschreitenden Bildung einzelner Künstlergruppen und -grüppchen das Leistungsergebnis immer dürftiger geworden, so daß die zuletzt gegründeten Künstlervereinigungen meist nur noch den Charakter vollendeter Unfähigkeit und Stümperei zeigen.

Dieser Zustand muß zu einer Gegenbewegung führen, die in der Weise vor sich gehen wird, daß die ernsthaft Schaffenden sich wieder absondern, um, fern dem Parteigetriebe, ihre eignen Wege zu gehen, ihre eigne Kunst zu machen. Nur von ihnen kann eine Erneuerung der deutschen Kunst ausgehen, nicht von den Massen; denn nichts widerspricht dem Wesen der Kunst so sehr wie Massenbetrieb, wie Theorien und Programme, auf die hin die meisten der neuen Künstlervereinigungen gegründet wurden. Außerdem macht man neue Kunst nicht dadurch, daß man die Erfahrungen der vorhandenen für ungültig erklärt und einfach über den Haufen wirft, sondern indem man, von diesen Erfahrungen ausgehend, die vorhandene Kunst zu übertreffen sucht. »Sieht man«, so führt Goethe aus, »einen großen Meister, so findet man immer, daß er das Gute seiner Vorgänger benutzte, und daß eben dieses ihn groß machte.« Aber um dieses Gute sich anzueignen und höherzuführen — dazu gehören nicht Theorien, dazu gehört Charakter. Den kann man freilich nicht erwerben, sondern muß ihn haben, und sicher verbessert man ihn nicht in der Gesellschaft von Leuten, die keinen haben, dafür jedoch immer bestrebt sind, sich und andern den Besitz eines solchen vorzutäuschen.



Kinderbildnis

Freilich, das Charakterhaben bringt bei den heutigen Verhältnissen manche Nachteile für den Künstler mit sich. Zunächst muß er auf künstlerische Erfolge verzichten; denn er gehört ja nicht zu den Leuten, die die gerade für modern geltende Kunst machen, wenigstens für das Publikum nicht, weil es ihm sonst wohl in den Ausstellungen der betreffenden Künstlervereinigungen begegnen würde. Im Zusammenhang damit fehlen ihm natürlich auch die materiellen Erfolge; denn wer kauft Bilder eines Malers, der unbeachtet bleibt, der keine der bekannten Richtungen

vertritt? Das Charakterhaben ist ein sehr undankbares Geschäft, wenn man bedenkt, daß künstlerische Charaktere wie Böcklin, Menzel, Leibl, Trübner, Thoma und viele andre heute als große deutsche Meister geltende Maler erst nach Erreichung des fünfzigsten Lebensjahres Beachtung fanden. Einige von ihnen, wie Böcklin und Trübner, waren sogar nahe daran, die Malerei ganz aufzugeben. Andre sind über die Teilnahmlosigkeit, mit der ihrem Schaffen begegnet wurde, in Verzweiflung geraten und elend zugrunde



Mädchenbildnis

gegangen. Ein Teil endlich hat sich dadurch über Wasser gehalten, daß er die Malerei als Hauptberuf aufgab und seinen Lebensunterhalt durch Illustrieren erwarb, wobei dann manche ausgezeichnete Begabungen für die Malerei so gut wie ganz verlorengegangen. Es sei nur an Wilhelm Busch, an Harburger, Schlittgen, Th. Th. Heine erinnert. Nun läßt sich natürlich auch auf dem Gebiete der Illustration Künstlerruhm ernten, wofür die eben genannten Namen Zeugnis ablegen; indessen wäre für manche dieser abgeschwenkten Künstler der Malerberuf doch der geeignetere, ihrer Begabung gemäßere gewesen, und sicher würde es ein sehr interessantes Kapitel Kunstgeschichte geben, wollte man einmal untersuchen, was die namhaften Illustratoren aller Länder, die im Nebenberuf fast sämtlich Maler waren, als solche bedeuten. Leicht möchten dabei die wunderbarsten Entdeckungen gemacht werden, wie der Fall des berühmten französischen Zeichners Daumier beweist, der ein Menschenalter nach seinem Tode als einer der besten Maler Frankreichs entdeckt wurde, und dessen bei seinen Lebzeiten vollkommen übersehene Bilder nunmehr mit Riesensummen bezahlt werden. Liegt nun bei diesem Künstler der Ausnahmefall vor, daß der künstlerische Charakter seiner Zeichnungen mit dem seiner Gemälde vollkommen übereinstimmt, so findet man in der Regel, daß der Maler, der aus äußerlichen Gründen Zeichner geworden ist, als solcher auch in einer andern Art schafft, also sozusagen als Künstler eine Doppelnatur vorstellt. So haben der Zeichner Wilhelm Busch und der Maler Wilhelm Busch nichts miteinander gemein als den Namen. Und ebenso gleicht der zeichnende bittere Spötter Th. Th. Heine in nichts dem Maler Heine, der ein empfindungsvoller und zarter Landschafter ist.

Vielleicht haben es auch die Zeichner nötiger als ihre malenden Kameraden, sich den Charakter, den persönlichen Ausdruck zu



Baronin Hartogensis (Tilly Waldegg)

bewahren; denn auf diesem beruht ihr Ansehen, ihre Beliebtheit, ihr Ruhm und — ihr Einkommen. Ein Zeichner gilt nur dann etwas, wenn sein Strich, seine Auffassung und Ausführung etwas durchaus Persönliches und Eigenartiges haben, wenn selbst der Laie beim ersten Blick erkennt: das ist eine Zeichnung von Gulbranson, von Kirchner, Jank, Diez oder Thöny. Allerdings hat es der Zeichner sehr viel leichter, sich als Persönlich-



Frau Albert Langen, geb. Björnson

keit und Charakter zu zeigen, als der Maler. Er ist in mehr als einer Beziehung unabhängiger als dieser. Sein Arbeitszeug ist handlicher, er hat nicht die Natur als Vergleichsobjekt und Maßstab zu scheuen und darf immer so neu und eigenartig sein wie er mag und kann. Freilich muß er sehr viel gelernt haben und können; denn nur die vollkommenste Beherrschung aller Erscheinungsformen gewährt ihm die Freiheit, sich ganz so großartig, so keck, so witzig, so einfältig oder vielfältig, so zurückhaltend oder hinreißend zu geben, wie es der Gegenstand, der Augenblick oder auch nur seine Laune verlangen. Mit der nüchternen Korrektheit ist hier nichts getan. Ein guter Zeichner muß vor allem Geist und Erfindungsgabe besitzen und immerhin so etwas wie eine Art Weltanschauung haben, die ihm gestattet, Menschen und Dinge von oben herab zu betrachten. Doch es soll hier ja nicht von den Zeichnern unter den Malern gesprochen werden, sondern von einem Maler



Fallobst

unter den Zeichnern, der als solcher kaum bekannt ist und es doch als Künstler wie als Charakter verdient, daß ihm stärkere Beachtung zuteil werde.

Ernst Heilemann ist als Zeichner, besonders für die »Lustigen Blätter« und den »Simplizissimus«, längst ein guter Bekannter des Publikums. Man kann von ihm nicht sagen, daß er sich in seinen Arbeiten als ein tiefgründiger Beobachter des menschlichen Lebens oder eine nachdenkliche Natur gibt; kann auch nicht behaupten, daß seine künstlerische Handschrift besonders eigenartig wäre; aber er gehört zu den Zeichnern, die jedermann gern hat, weil sie die Welt von einem Standpunkt aus betrachten, der jedem zugänglich, oder weil sie eine Welt schildern, die jedermann vertraut ist. Natürlich gibt es Menschen, die diese Welt unerträglich fad finden und diese Ansicht auch auf den Zeichner ausdehnen, weil er darauf verzichtet hat, die Fadheit als solche zu kennzeichnen oder die Lächerlichkeit des Daseins an sich oder der Sitten hervorzuheben. Diesen Eiferern gegen eine Erscheinung wie Heilemann kann man entgegenhalten, daß es keineswegs die Aufgabe jedes Zeichners ist, den Kritiker, den Nörgler, den Philosophen oder den Spötter zu spielen, daß jeder Standpunkt seine Berechtigung hat, und daß das Gebiet der Zeichnung wenig Abwechslung böte, wenn sich auf ihm »der Geist, der stets verneint«, ausschließlich betätigen möchte. Wie langweilig wäre diese Welt, gäbe es darauf nur geistvolle Menschen und Ästheten! Und würde die Musik einen Vorteil davon haben, daß alle Tondichter im Range Bachs oder Beethovens ständen? Ganz gewiß nicht; denn der Mensch bedarf nicht nur der Erhebung, sondern auch der Erheiterung, und am Ende ist er dem Zeitlichen nicht weniger verpflichtet als dem Ewigen. Es geht also nicht wohl an, den Zeichner Heilemann darum für unbedeutend zu erklären, weil er sich an das Leben hält, wie es gewisse, nicht gerade mit Geist und Geschmack, dafür aber mit um so größerer Genußkraft ausgestattete Kreise führen. Gewiß gibt es Künstler — es sei nur an den verstorbenen Reznicek erinnert —, die dergleichen Szenen aus der Welt, wo man sich amüsiert, mit mehr Grazie und weniger handgreiflich dargestellt haben; aber auch das ist kein Grund, Heilemanns Zeichnungen abzulehnen; denn sie sind als solche immer ganz vorzüglich und so gut gemacht, wie man nur wünschen kann. Man muß außerdem nicht nur die Frische anerkennen, die der Künstler in einer fast dreißigjährigen Tätigkeit sich zu erhalten verstanden hat, sondern auch die Gesundheit der Empfindung, die in seiner ganzen Auffassung steckt und durch die Heilemann sich sehr zu seinem Vorteil von andern Zeichnern unterscheidet, die durch Hautgout des Ausdrucks die Banalität des Gegenstandes zu verdecken suchen. Und schließlich ist es sehr die Frage, ob Heilemanns Darstellungen nicht doch den größeren Wert haben, weil sie den Vorzug der Wahrheit besitzen. Jedenfalls fehlt es ihnen nicht an einem ganz bestimmten Charakter, und mag man den auch »berlinerisch« schelten, so genügt er doch, um die Zeich-



Magnolien (Tempera)

nungen des Künstlers von allen ähnlichen scharf zu unterscheiden. Mit einem Worte: Heilemann ist ein natürlicher, unverbildeter Mensch, auch als Zeichner.

Die gleiche Eigenschaft offenbart auch der Maler, und sie fällt bei seinen Bildern um so angenehmer auf, als die Zahl der Maler, die unbeeinflußt von Richtungen und Moden schaffen, sie selbst zu sein wagen, immer kleiner wird. Durch seinen Beruf als Zeichner auf die Beobachtung von Menschen angewiesen, schenkt Heilemann seine stärkste Neigung dem Bildnis, und da er, ebenfalls von der Zeichnung her, gewohnt ist, sich in erster Reihe mit der Frau, und zwar der modernen Frau zu beschäftigen, ist er in aller Stille einer der besten deutschen Frauenmaler geworden. Nur blieb er als solcher bis jetzt ziemlich unbekannt, weil er so gut wie gar nicht ausstellt und auch nur gelegentlich malt; denn da er leben und, um zu leben, zeichnen muß, rückt die Malerei bei ihm immer wieder in den Hintergrund. Man darf mit vollem Recht hinzufügen: leider; denn Heilemann ist nicht nur ein berufener Menschenschilderer, sondern auch ein geborener Maler, der seinen Pinsel mit Schwung zu führen weiß und dazu eine eigne koloristische Empfindung besitzt. Und hat der Künstler auf der einen Seite zuviel Charakter, um sich unter der Flagge der gerade in Mode stehenden Künstlervereinigungen als Maler bekannt zu machen und in Mode zu bringen, so fehlt ihm auf der andern der Mut, auf die Einkünfte des Zeichners zu verzichten und sich der großen Kunst auf Gnade und Ungnade ganz hinzugeben. Es liegt hier der bei Großstadtkünstlern nicht seltene Fall vor, daß eine starke Begabung die Gelegenheit zu großen Taten und vielleicht zur Unsterblichkeit vorübergehen läßt, weil sie die Vorteile eines gesicherten und angenehmen gesellschaftlichen Lebens nicht missen möchte. Und doch zeigt sich auch darin wieder Charakter, daß Heilemann nicht, wie hundert andre, seine künstlerischen Überzeugungen opferte, sondern nur seine Zukunft als Maler.

Mit dieser Feststellung wird eine der wundesten Stellen im Großstadt- und besonders im Berliner Kunstleben berührt. Ein guter Teil der gegenwärtig am häufigsten genannten Berliner Künstler verdankt sein Bekanntsein, Ansehen und nicht zuletzt seine großen Einkünfte viel weniger seinen Leistungen als seinen gesellschaftlichen Beziehungen. Sie ziehen ihre Auftraggeber durch eine groß angelegte, höchst kostspielige Geselligkeit heran, nutzen mit erstaunlicher Geschicklichkeit das Verlangen mancher Kreise nach dem Verkehr mit Künstlern aus und führen auf diese Weise ein üppiges, an Genüssen reiches Leben, das ihnen persönlich außerordentlich förderlich ist, nur nicht ihrer Kunst. Denn man hat nicht viel Schaffenskraft mehr übrig, wenn man die Tage und Nächte an vollen Tafeln verschwärmt, wenn man viele Stunden mit unbedeutenden Menschen verschwatzt und mit wüstem Kopf erst um Mittagszeit seinen Arbeitsraum betritt. Die Folgen dieser Zustände kommen deutlich genug in der Verflachung des Berliner Kunstlebens sowohl als



Spanischer Mönch

in seiner Überhitzung zum Ausdruck und ebenso in dem schnellen Niedergang vieler Begabungen, die bei ihrem ersten Erscheinen die stärksten Erwartungen erweckt hatten. Kunst und Wohlleben vertragen sich eben sehr schlecht miteinander. Die Genußsucht ist der gefährlichste Feind der Künste und der Künstler, und sicher besäße die deutsche Kunst keinen Menzel, Uhde, Feuerbach und Leibl, wenn es zu deren Zeiten schon den Berliner Geselligkeitsbetrieb in Künstlerkreisen gegeben hätte.

Zugunsten Heilemanns darf gesagt werden, daß er zwar gern und gut gelebt und schöne Reisen gemacht, aber doch nicht daran gedacht hat, sich mit Hilfe seiner gesellschaftlichen Beziehungen Ruhm und Aufträge zu gewinnen. Er hat eben nur sehr fleißig gearbeitet, um nach seinem Geschmack leben zu können, und es ist ein Glück, daß diese Arbeit ihm zugleich die Möglichkeit schuf, sich auch als Maler nach seinem Geschmack zu betätigen. In voller Unabhängigkeit hat er malen können, was und wie er wollte. Weder die Malmoden noch die Wünsche von Auftraggebern beeinflußten ihn dabei. Das Ergebnis war und ist höchst beachtenswert; doch schließlich langte er, wie alle Maler, deren Schaffen keinen Widerklang findet, bei dem Punkte an, wo die Zwecklosigkeit des Abmühens als Druck sich auf die Seele legt und das Verzagen kommt. Kunst ist eben Mitteilung, und wenn niemand da ist, der diese Mitteilung aufnimmt, verstummt allmählich auch der, von dem sie ausgeht. Und daher liegt von Heilemann nicht jene Fülle von Malwerken vor, die man von einer so starken Begabung zu erwarten berechtigt wäre. Doch es bedarf wohl nur eines Anstoßes von außen, um ihn zu erneuter und vermehrter Malertätigkeit wieder anzuregen. Immerhin genügt das Vorhandene, um den Beweis zu führen, daß Heilemann an Stärke und Vielseitigkeit der Begabung hinter keiner der heute so hochgeschätzten Modegrößen zurücksteht, ja ihnen in mancher Beziehung, in der Achtung vor der Wirklichkeit, in der sicheren Beherrschung der Form und in der Feinheit des farbigen Ausdrucks überlegen ist. Glücklicherweise ist er noch jung genug, um das bisher als Maler Versäumte nachholen zu können.

Ernst Heilemann ist ein Berliner Kind. Er kam am 8. August 1870 als Sohn eines Fabrikanten zur Welt, verlebte aber seine Kindheit im Riesengebirge und kehrte erst mit zwölf Jahren in seine Heimatstadt zurück. Der Vater dilettierte in Ölmalerei. Das mag den Jungen zur Kunst geführt haben. Die stär-



Herrenbildnis (Vater des Künstlers)



Ludwig Thoma

keren Eindrücke empfing er jedoch durch Galeriebesuche. Was er da sah, reizte ihn zur Nachahmung, und er begann zu zeichnen. Bald brachte er es darin zu einiger Fertigkeit, so daß er es wagen konnte, sich im Berliner Kupferstichkabinett Dürersche Zeichnungen auszubitten, um sie zu kopieren. Diese Beschäftigung befriedigte ihn mehr als die Schule, für die er wenig übrig hatte und der er, kaum sechzehn Jahre alt, den Rücken kehrte. Der Plan, Maler zu werden, stand jetzt bei ihm ganz fest, und wie er auf eigne Faust zeichnen gelernt hatte, wollte er auch das Malen erlernen. Er ging in die Galerie, um dort alte Meister zu kopieren. Ein fast unmögliches Unternehmen, das nur darum nicht mißlang, weil ein andrer dort arbeitender Maler so freundlich war, dem blutjungen Kollegen über die ärgsten Schwierigkeiten fortzuhelfen und ihn in gewisse Erfahrungen des Handwerks einzuweihen. Der junge Heilemann konnte sich jetzt indessen der Einsicht nicht mehr verschließen, daß er auf diese Weise nicht besonders weit kommen werde, und setzte es bei einem Freunde, der die Akademie regelrecht besuchte, mit Überredungskünsten durch, daß er ihn als blinden Passagier dorthin mitnahm. Die Förderung, die er alsbald empfand, bewog ihn, sich in aller Ordnung nun auch als Schüler anzumelden. Mit siebzehn Jahren bestand er die Aufnahmeprüfung und arbeitete ganz gewissenhaft unter der Leitung von Hancke und Ehrentraut, so daß ihm schon im ersten Jahre zwei Preise zufielen, der eine für vorzügliche Leistungen in der Porträtklasse, der andre für Komposition. Besonders viel verdankte er Hancke, der ein hervorragender Lehrer für Zeichnung war. Zu diesem Unterricht traten nun die Eindrücke, die Heilemann als fleißiger Ausstellungsbesucher empfing. Geradezu hingerissen fühlte er sich von der zeichnerischen und malerischen Kunst Leibls. Das war einer, der alles konnte, ein unübertreffliches Vorbild! Der junge Maler machte die größten Anstrengungen, ihm nahezukommen. Er rang mit seiner eignen Ungeduld, seinem beweglichen Geist, um schließlich doch zu erkennen, daß zwischen ihm und dem bewunderten Meister nicht nur ein starker Unterschied der Begabung, sondern auch des Temperaments bestand, der selbst durch die größte Hingabe nicht auszugleichen war. Er litt förmlich unter dieser Liebe zu dem Unerreichbaren, bis er sich später durch Trübners flächige Malweise und originelle Koloristik angezogen fühlte; doch hielt ihn sein guter Geist ab, sich wieder so weit an ein Vorbild zu verlieren wie an Leibl.

Kaum vier Semester lang, bis 1889, blieb Heilemann auf der Akademie. In dem hübschen, eleganten, jungen Berliner steckte eine

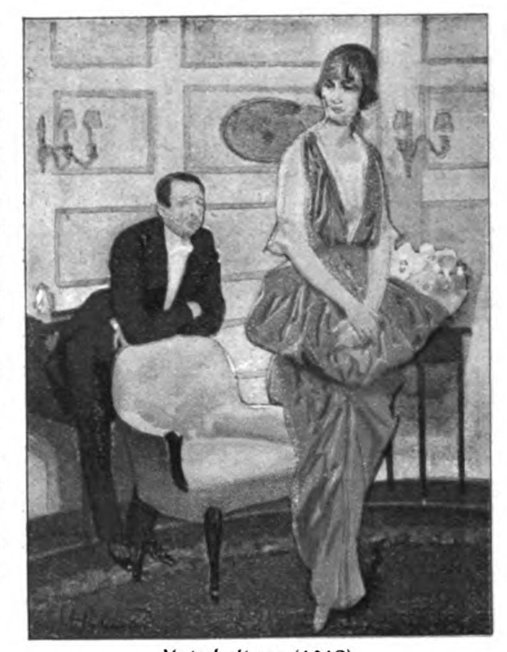


Umbrischer Bauer


Ciocciare (1889)

große Abenteuerlust und der Wunsch, die Welt möglichst ausgiebig kennenzulernen, und als er eines schönen Tags bare zweihundert Mark Kapital zusammen hatte, verband er sich, ohne seine Eltern von dem Plan zu unterrichten, mit zwei Kollegen, einem dänischen Maler und einem Violinisten, zu einer gemeinsamen Künstlerfahrt nach Italien. Natürlich waren die zweihundert Mark schon in Mailand zu Ende, und da als Ziel der Reise Rom festgesetzt war, blieb dem Trio nichts andres übrig, als den noch stattlichen Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Bis Genua hatte man allerdings noch die Eisenbahn benutzen können; dann aber ging die Reise buchstäblich auf Schusters Rappen in beschränkten Tagesleistungen weiter. Die Nächte wurden meist in Karabinieristationen verbracht, und Heilemann verdiente sich dann immer den Unterhalt für den folgenden Tag, indem er die Insassen porträtierte. Er war glücklich, auf einer Station einmal 14 Lire auf einen Schlag durch das Zeichnen von 14 Karabinieri zu erhalten. Durch die Strapazen dieses Spazierganges ziemlich heruntergekommen, doch in guter Laune langte man endlich in Rom an. Mit einer dort eintreffenden Unterstützung seines Vaters konnte Heilemann sich leidlich einrichten, mußte sich indessen die Mittel zu einem längeren Aufenthalt selbst verdienen. Durch seine gesellschaftlichen Talente verstand er sich dem Fremdenpublikum zu empfehlen, und bald fanden sich Aufträge für den jungen Maler. Wahllos malte er, was man von ihm wollte: Stadtansichten, Bildnisse, Modelle von der Spanischen Treppe. Zwischendurch genoß er die unsterblichen Reize der Ewigen Stadt, durchwanderte die Museen und Galerien, geriet in helle Begeisterung für die Antike und wandelte auf den Spuren Anselm Feuerbachs, für den er plötzlich eine heiße Verehrung empfand. Die Erkenntnis von der Künstlergröße dieses seltenen Mannes war übrigens der einzige bleibende Gewinn, den ihm Rom brachte. Eigentliche künstlerische Anregungen empfing er dort nicht, und was er von Eindrücken sammelte, war mehr träumerischer als realer Natur. Nach dreiviertel Jahren verließ er die Ewige Stadt, um sich nach München zu begeben.

Der junge Maler hatte in Hinsicht seiner Entwicklung große Erwartungen auf München gesetzt. Kurze Zeit nach seiner Ankunft schon hatte ihn Wilhelm Diez auf Grund der mitgebrachten Arbeiten in seine Malklasse aufgenommen; aber zu einem Besuche der Akademie kam es gar nicht: Heilemann wurde krank und kehrte schon im Frühling 1890 nach Berlin zurück. Hier hieß es nun gleich wieder fleißig sein und Geld verdienen. Kurz entschlossen begann Heilemann wieder mit


Unterhaltung (1912)



Kastanien im Oktober

der Porträtmalerei. Als fleißiger Besucher aller Orte, wo man sich amüsiert, hatte er das Glück, einige hübsche Frauen kennenzulernen, die sich gern von dem eleganten jungen Künstler malen ließen. Und da es sich teils um Damen der Gesellschaft, teils um Schauspielerinnen handelte, fanden sich immerhin noch einige Aufträge dazu. Doch die Mittel, die Heilemann auf diese Weise gewann, reichten längst nicht hin, die Ansprüche zu befriedigen, die er an das Leben zu stellen sich gewöhnt hatte, und so entschloß



Damenbildnis (Studienkopf)

er sich, zur Illustration überzugehen, mit der er schon lange geliebäugelt und für die er hier und da schon mit Erfolg gearbeitet hatte. Sie bot ihm die Einkünfte, die er benötigte, und machte ihn unabhängig von seinen Erfolgen oder Mißerfolgen als Maler. Er verband sich im Jahre 1895 als Mitarbeiter den »Lustigen Blättern«, für die er mit einer dreijährigen Unterbrechung, während der er sich dem »Simplizissimus« verschrieben, seitdem tätig ist und deren Ansehen zum großen Teil auf seiner Mitwirkung beruht; denn er ist nicht nur Sittenschilderer und Darsteller des Lebens, sondern auch politischer Karikaturist, dessen festgeführte Hiebe sicher sitzen. Heilemann nimmt die Tätigkeit als Zeichner durchaus nicht auf die leichte Achsel. Ununterbrochen sammelt er Eindrücke, zeichnet er Studien nach dem Leben, und wie Menzel hat er sein Skizzenbuch immer in der Tasche, ob er ein Rennen, ein Theater besucht oder eine Erholungsreise macht. Immer sieht er mit offenen Augen in die Welt, immer ist er bereit, irgendwelche Typen und Situationen für gegenwärtigen oder zukünftigen Bedarf festzuhalten. Und es ist wahrhaftig kein leichtes Stück, mit zeichnerischen Darbietungen stets frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig zu sein. Für einen so gewissenhaften Künstler wie Heilemann heißt es:



Im Steckkissen (Zeichnung)



Bulldogge

Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan,
Und keinen Tag soll man verpassen,
Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen,
Er will es dann nicht fahren lassen
Und wirket weiter, weil er muß.

Heilemanns Wunsch indessen, sich einst, wie sein englisch-amerikanischer Kollege Gibson, der Schöpfer des Gibsongirls-Typs, mit einem stattlichen Vermögen ins Privatleben zurückziehen zu können, um seinen Neigungen — dem Malen und dem Sammeln schöner Dinge — sich ganz widmen zu können, wird kaum in Erfüllung gehen. Aber er kann sich um so eher darüber trösten, als Gibson solche guten Tage nur kurze Zeit genossen haben und mit seinem schnell verdienten Vermögen in Spanien gestrandet sein soll.

Des Künstlers Liebe zur Malerei begann nach der finanziellen Sicherstellung seines Daseins wieder um so lebhafter zu werden. Er besaß nun Mittel, um große Reisen zu machen und sich überall nach dem Besten in der Malerei umzusehen. Eine Zeitlang machte ihm, ehe er dessen Anreger kennenlernte, Liebermann einen starken Eindruck. Unter seinem Einfluß malte er z. B. das Bildnis seines Vaters. Nach der Bekanntschaft mit Manet und den Impressionisten, die er 1897 in Paris machte, war der Berliner Meister allerdings für ihn erledigt. Er bedauerte nur, so spät eine Malform zu entdecken, die ihn zu Beginn seiner Laufbahn mächtig gefördert haben würde. Immerhin blieb die Berührung mit dem Impressionismus nicht ganz ohne Wirkung auf seine Kunst. Seine Pinselführung wird leichter, seine Farbe duftiger und nuancierter, wie das 1899 in Paris gemalte Bildnis der Frau Dagny Langen, der Gattin des Münchner Verlegers und Tochter Björnsons, beweist. Es ist ohne Frage eins der reizvollsten Bildnisse, die in dieser Zeit gemalt worden sind, und in der Charakteristik der nervösen und eleganten Dame ein regelrechtes Meisterstück. Es bildet zugleich ein Zeugnis dafür, daß Heilemann, der durch die 1896 erfolgte Verheiratung mit einer Amerikanerin aus Detroit den internationalen Gesellschaftskreisen nähergetreten war, nicht daran dachte, dem Impressionismus zuliebe seine deutsche Art, die Menschen zu sehen und zu schildern, aufzugeben. Die Anregungen, die er in Paris empfangen und die er durch wiederholte Reisen dorthin und nach andern europäischen Kunststädten immer wieder aufzufrischen strebte, stärkten seine Mallust außerordentlich. Besonders waren es wieder Bildnisse von schönen und interessanten Frauen, die ihn beschäftigten. Auf Zureden seiner Freunde veranstaltete er 1902 im Salon Schulte in Berlin eine Ausstellung seiner Bildnisse. Sie wurde vom Publikum und von der verständigen Kritik mit entschiedenem Beifall aufgenommen. Vor allem erregte das lebensvolle Bildnis der Frau Stutz im Rokokokostüm allgemeine Aufmerksamkeit; aber es gab auch Leute, die nicht vergessen konnten, daß diese Arbeiten von einem Illustrator herrührten, der ihnen nicht viel galt, und so gab es eine Anerkennung mit vielen Einschränkungen, wodurch der Künstler wiederum für eine ganze Weile vom Malen abgeschreckt wurde.

Frau Regierungsrat G.

An andern Orten ging es ihm besser. Der Drang in die Ferne, der von Jugend an in ihm steckte, führte ihn allsommerlich von Berlin fort, bald nach England, bald nach Italien. Im Jahre 1907 entschloß er sich sogar, über das Große Wasser zu gehen, die Mutter seiner Gattin in Detroit zu besuchen und einige von dort an ihn gelangte Porträtaufträge auszuführen. Aber auch in Buffalo und Neuyork wurde er zum Verweilen und Malen genötigt, und ganz besonders gefielen



Im Park

außer seinen Frauenbildnissen die Kinderbildnisse, die er dort schuf, und von deren eigner Art vielleicht das Bildnis seines Töchterchens Cornelia die beste Vorstellung gibt. Man würde ihn wohl noch lange in Amerika festgehalten haben, wenn nicht eine Erkrankung seiner Gattin die schleunige Abreise nach Europa gefordert hätte. In Berlin setzte er die Bildnismalerei wiederum ein paar Jahre fort. Von bekannteren Persönlichkeiten, die ihm dazu saßen, seien der Gesandte in Peking, Baron Mumm von Schwarzenstein, die Gräfinnen Beroldingen und Larisch, Baron und Baronin von Varnbühler, auch der Schriftsteller Ludwig Thoma und die schöne und elegante Schauspielerin Tilly Waldegg (Baronin Hartogensis) genannt. Dazu kamen dann noch Damen aus der deutschen und amerikanischen Hochfinanz, wie Frau Schlesinger, Mrs. Conerstam, Mrs. Johnson, Mrs. White u. a. Einen großen Teil dieser Bildnisse sah man 1912 in einer Ausstellung in Ed. Schultes Kunstsalon in Berlin. Mit ihr schloß Heilemanns Tätigkeit als Maler vor der Öffentlichkeit ab. Die Erfolglosigkeit dieser Vorführung ließ es ihm überflüssig erscheinen, sich noch weiter zu bemühen, zumal da ihn auch der Kampf zwischen den Forderungen des Tages, die der Beruf des Zeichners an ihn stellte, und dem Wollen, als Maler etwas Anständiges zu



Dame mit Hund



Lesende Mädchen



Aus Ignatius Taschners Garten

machen, allmählich zu ermüden begann. Er malte bestenfalls noch während der Ferien, die er meistens in Italien oder an der See verbrachte, wobei dann freilich herauskam, daß seine Begabung für die Landschaft, für das Innenbild, das Genrehafte und Stilleben nicht gegeringer ist als die für das Bildnis.



Spanier

Ist es nicht ein trauriges Zeugnis für die deutschen, insbesondere für die Berliner Kunstzustände, daß ein Maler von so glücklicher Veranlagung, von so viel Tüchtigkeit, Geschmack und künstlerischer Gesundheit so gut wie unbekannt ist und aus Mangel an Teilnahme feiert? Und wieviel unreife und stümperhafte sogenante »Talente« machen währenddem die deutschen Ausstellungen unsicher, werden zu Berühmtheiten hinaufgelobt und für ihre mangelhaften Leistungen hoch bezahlt! Weshalb? Weil sie als Vertreter von Moderichtungen vor der Öffentlichkeit erscheinen, weil sie Mitglieder bestimmter Parteivereinigungen sind und mit ihren kläglichen Macharten den wirksamen Hintergrund bilden für die Darbietungen der Parteihäupter, und vor allem, weil das große Publikum so gar keine Ahnung davon hat, worauf es in der Malerei ankommt, nämlich auf den Charakter und die Persönlichkeit des Künstlers und die guten handwerklichen Eigenschaften seiner Leistungen. Was nützen denn dem Publikum alle kunstgeschichtlichen Belehrungen, alle spitzfindigen Untersuchungen über Stil, all das kindische Geschwätz von Rhythmus und Linie, wenn es dauernd darüber im unklaren gelassen wird, wodurch sich das Werk eines Künstlers von dem Erzeugnis eines Stümpers unterscheidet, welche Forderungen man an ein wirkliches Kunstwerk stellen darf! Die Unklarheit und Unsicherheit des Urteils auf dem Gebiete der bildenden Kunst ist geradezu beschämend, wenn man bedenkt, wie hoch entwickelt das Urteil des deutschen Publikums in Dingen der Musik und der Dichtung ist. Würde man sich in diesen beiden Künsten so viel Unfähigkeit und Schund geduldig bieten lassen, wie er täglich auf dem Markte der bildenden Künste erscheint? Unter keinen Umständen! Wohl kommt es vor, daß das Genie nicht verstanden und daher abgelehnt wird; aber die Stümperei darf nicht ihr Haupt erheben, nicht die Stätte entweihen, wo die große Kunst wirkt. Doch das weiß jedermann, und um so unbegreiflicher ist die Nachsicht und Geduld des Publikums gegen das Gaukelwesen auf dem Gebiete der bildenden Kunst, vor allem dem der Malerei.

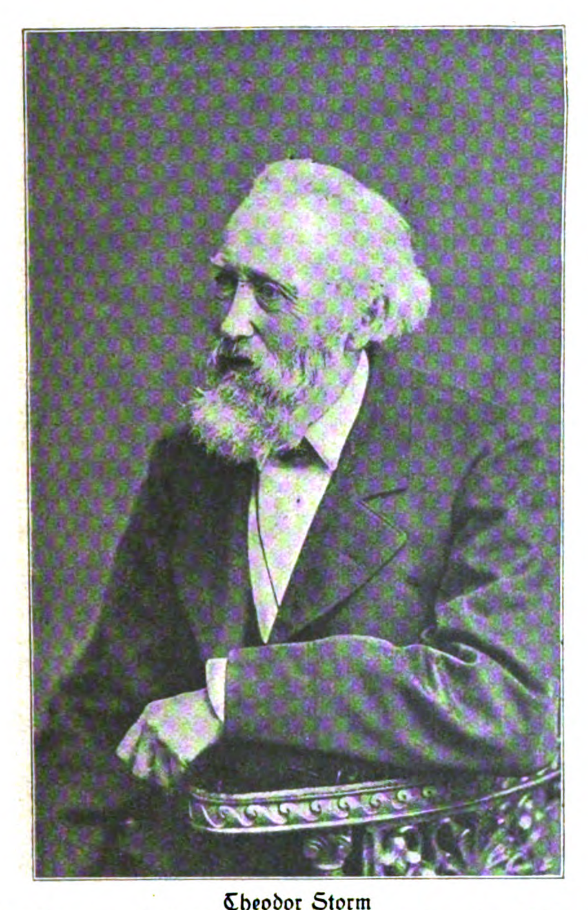
Ernst Heilemann ist — er weiß das selbst am besten — kein Genie, kein Bahnbrecher, kein Bannerträger einer neuen, bedeutenden Kunst; aber er ist ein wertvoller Vertreter der guten Malerei, die zu allen Zeiten Gültigkeit hat, und seine Leistungen sind um nichts geringer als die mancher heute als Führer und Vorbilder gefeierter Maler, ja, sie haben vor diesen zum Teil die gewissenhaftere Lösung der gestellten Aufgabe, die geschmackvollere Darbietung und das bessere Handwerk voraus, also Eigenschaften, die immer in Schätzung bleiben werden. Daher verdient er wohl, daß man auf ihn, als auf einen teils übersehenen, teils nicht nach seinem Wert gewürdigten deutschen Maler hinweist. Und es ist um so mehr Pflicht, das zu tun, als das Verhältnis des deutschen Publikums zur Kunst nur dadurch gehoben und verbessert werden kann, daß man es nachdrücklich auf die Schaffenden aufmerksam gemacht, die, in Andacht und Hingabe und ohne Dank zu empfangen, den Schatz der deutschen Kunst mit guten Werken mehren.

KARL BAUER

Karl Bauer: **Theodor Storm**

Mit Genehmigung von Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf
Zu dem Aufsatz »Theodor Storm« von Berthold Litzmann





Theodor Storm
Nach einer Aufnahme aus dem Jahre 1881. Original in der Mörike-Sammlung des Herrn Hans Wolfgang Rath in Frankfurt a. M.

Theodor Storm

In memoriam

Von Berthold Litzmann,
Professor an der Universität Bonn

s war in der alten Heimat vor langen Jahren. Man schrieb 1865. Unter dem brennenden Weihnachtsbaum im Kieler Professorenhaus saß ein kleiner Junge von etwa acht Jahren und blätterte in einem schon etwas altmodisch anmutenden Bändchen, das aus Großvaters Bücherschätzen die Großmutter dem Enkel auf den Weihnachtstisch gelegt hatte: »Volksbuch auf das Jahr 1848 für die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg nebst Kalender«. Kuriose Dinge gab es da zu lesen, angefangen von den Witterungsberichten aus der Vergangenheit, wie da im März 1774 bereits die Pfirsiche geblüht hatten, wie 1740 im Juni die Gräben noch dicht zugefroren und 1491 im Juli der Hagel so groß wie Hühnereier gefallen; dann allerlei Mitteilungen aus Chroniken, von alten Leuten, über merkwürdige Menschen und Menschenschicksale, von Uwe Jens Lornsen, dem Freiheitsmann, von Struensee, dem unseligen Deutschen, der Dänemark hatte neu aufbauen wollen und zur Strafe dafür geköpft wurde. Allerlei nützliche Aufsätze von Pastoren, Lehrern, Ärzten über Land und Leute in Schleswig-Holstein. Darunter eine gewichtige Abhandlung »vom Etatsrat Ratjen in Kiel«: »Praktische Politik und Kieler Professoren«, über deren Zeilen aber, trotzdem die Stürme blauweißroter Begeisterungen Anno 1865 auch in den Kinder-

herzen ein starkes Echo fanden, die Augen des Knaben ebenso acht- und verständnislos hinwegglitten, wie — gottlob! — über die Abgründe menschlicher Sündhaftigkeit, die eine geistliche Feder in einem »Neujahrsbilder« betitelten Aufsatz grell und unerfreulich beleuchtete. Auch »Erzählungen« waren da von verschiedenen Verfassern, darunter auch eine: »Marthe und ihre Uhr«, bei der aber kein Verfasser genannt war; es stand nur »Mitgeteilt« darunter. Die war ein bißchen langweilig; da gefiel schon besser die grausliche »Geschichte vom blauen Leichenstein, nach den Erzählungen einer siebzigjährigen Frau mitgeteilt«. Immerhin, wie man auch vor- und rückwärts blättern mochte, genug, um Knabenaugen zu fesseln, Knabenphantasie zu beschäftigen. Dann aber kam etwas, etwas ganz Merkwürdiges: das war ein Gedicht, auf Seite 35 stand es zwischen dem »Ein Wort über Industrie« und einer Beschreibung der »Hüttener Berge«, und da — da war mit einemmal die ganze Welt, Vergangenheit und Gegenwart, Weihnachtsbaum, Eltern und Geschwister versunken und vergessen, und über das Knabenherz flutete es zum ersten Male in dem jungen Leben wie eine warme Welle — war's Sehnsucht, war's Erfüllung, war's Farbe, war's Ton, was zusammenklang in einem und das Herz bis in den Hals hinein schlagen machte? Mit dunkelroten Wangen und leuchtenden Augen verschlang er, trank er die Worte, die Bilder, die Rhythmen in sich hinein. »Junge, was hast du?« fragte der Vater. — »Oh, etwas Wunderschönes, Vater, sieh mal hier!« Er deutete mit dem Finger, und der Vater las: Abseits.

> Es ist so still; die Heide liegt
> Im warmen Mittagssonnenstrahle,
> Ein rosenroter Schimmer fliegt
> Um ihre alten Gräbermale;
> Die Kräuter blühn; der Heideduft
> Steigt in die blaue Sommerluft.
>
> Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
> In ihren goldnen Panzerröckchen,
> Die Bienen hängen Zweig um Zweig
> Sich an der Edelheide Glöckchen;
> Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
> Die Luft ist voller Lerchenlaut.
>
> Ein halbverfallen Schindelhaus
> Steht einsam hier und sonnbeschienen;
> Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
> Behäglich blinzelnd nach den Bienen;
> Sein Junge auf dem Stein davor
> Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.
>
> Kaum zittert durch die Mittagsruh
> Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
> Dem Alten fällt die Wimper zu,
> Er träumt von seinen Honigernten.
> — Kein Klang der aufgeregten Zeit
> Drang noch in diese Einsamkeit.
>
> Th. Storm

Das war das erstemal in meinem Leben, daß der Name Theodor Storm an mein Ohr klang, und seitdem kann ich nichts von ihm hören, nicht von ihm sprechen, ohne daß mir diese erste Begegnung mit ihrer Erschütterung, als wär's gestern gewesen, vor die Seele tritt. »Theodor Storm« — wer war das? Ich mußte mehr von ihm wissen, mehr von ihm hören. In dem Volksbuch stand zwar noch ein Gedicht unter seinem Namen,* das mir auch Freude machte, aber nur zum Lachen: »Gesegnete Mahlzeit« war es überschrieben. Aber das sagte mir weiter nichts von dem Manne, von dem immer in mein Ohr klang dies:

> Kein Klang der aufgeregten Zeit
> Drang noch in diese Einsamkeit.

Ich sah ihn in der Heide, in tiefer Einsamkeit, er verschmolz sich mit dem Bilde, das er selbst gezeichnet: einer, der lauscht in der Sommerstille auf Vogellaut, Bienensummen und den Wind, der über die Heide streift. Freilich, die Antwort, die mir wurde, veränderte dies Bild schnell. Im Elternhause kannte man das meiste, was bisher von ihm erschienen, und auch von seinem Leben wußte man durch gemeinsame Freunde mancherlei. So war mit das erste, was ich erfuhr, daß diesen Einsamen die Flutwelle der aufgeregten Zeit, in deren Stürmen wir zitternd darinstanden, aus der »Verbannung« wieder in die Heimat zurückgetragen, daß er, von den befreiten Landsleuten heimgerufen, jetzt seines Amtes waltete in seiner Vaterstadt Husum als Landvogt. Und wie wir denn alle damals, bis auf uns Kinder herab, leidenschaftlich an den inneren Kämpfen der befreiten Heimat um ihre Zukunft, um ihre Selbständigkeit teilnahmen, so war gerade diese Kunde, wie sein Schicksal in Leiden und Kampf mit dem allgemeinen Geschick des Landes verknotet war, ein Band, das noch enger und fester den jugendlichen Leser mit dem Land-

* Daß die nur mit »Th. St.« unterzeichneten Monatsverse zum Februar, März, Mai, September und November ebenso wie die anonyme Erzählung »Marthe und ihre Uhr« ebenfalls von ihm herrührten, erfuhr ich erst später.



vogt von Husum verknüpfte, der so wunderschöne Gedichte schrieb und Novellen, deren sehnsuchtsschwerem Zauber wir an blauen Sommerferientagen unter den blühenden Jasminbüschen des elterlichen Gartens nur zu gern uns hingaben.

Daher kam es wohl auch, daß, im Gegensatz zu den meisten Altersgenossen, Theodor Storm mir von Anfang an nicht nur der weiche, auf den Ton stiller Resignation gestimmte Erotiker, der Dichter von »Immensee« gewesen ist, sondern daß immer daneben der Mann gestanden hat, der männlich zürnen, hassen und kämpfen konnte, der Mann, der beim Scheiden vom heimatlichen Boden sein jüngstes Kind mit beiden Armen emporgehoben und ihm zugerufen hatte:

Hör' mich! — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

— der Mann, der in der Entscheidungsstunde des Jahres 1863 die Toten aus ihren Gräbern heraufbeschworen hatte:

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer.

Aber auch darüber ward mit reifendem Verständnis, mit zunehmendem Vermögen, Tonwerte zu schätzen und zu messen, der jugendliche Leser sich klar, daß der Grundton, auf den die Seele dieses Dichters gestimmt war, doch in der Saite schwang, die in »Immensee« und in dem Gedicht »Abseits« zuerst so früh und so stark geklungen hatte. Wir brauchten dazu nicht mehr des persönlichen Bekenntnisses in dem Gedicht:

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land,
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.

Aber wenn wir trotzdem auch jetzt noch an der Synthese festhielten und auf ihr bestanden auch gegenüber der Einseitigkeit der landläufigen, in den siebziger und achtziger Jahren ins Kraut schießenden, auf den »Dichter von Immensee« eingeschworenen Stormschwärmerei, so sollte uns wie jene die eigentümliche Wandlung, die sich seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre in der Novellendichtung Storms vor unsern Augen vollzog, vor ein neues Problem stellen. Auch für den »Erotiker« wollten mehr und mehr die alten Einstellungen und Maßstäbe nicht mehr genügen.

Hatte noch in der 1875 erschienenen Novelle »Ein stiller Musikant« die alte liebe süße Melodie wie ein kunstvoller und zierlicher Satz aus einem Haydnschen Quartett sich in die Seelen der stillen Stormgemeinde gesungen, hatte ein feineres Ohr schon aus dem 1874 vollendeten »Waldwinkel« und den 1875 geschriebenen Novellen »Psyche« und »Im Nachbarhause links« vielleicht schon tastende Versuche einer Umstimmung, einer Neuspannung der Saiten heraushören mögen, so zeigte »Aquis submersus«, das im Herbst 1876 erschien, mit einem Schlage in Melodie, Tonstärke, Rhythmus, Harmonie und Farbe eine völlige Wandlung. Gerade daß das Thema dieser Novelle mit dem von »Immensee« zahlreiche Berührungspunkte bot, machte den Gegensatz zwischen alter und neuer Kunst auch dem ungeschulten Auge und Ohr bemerklich und erstaunlich.

Wer sich aber damals nach den inneren Gründen dieser Wandlung des mit starken Schritten dem siebenten Jahrzehnt sich nähernden Dichters fragte und in dem folgenden Jahrzehnt sich immer wieder fragte, dem war, wie immer in solchen Fällen, die Antwort nicht leicht gemacht. Denn einmal bedeutete diese Umstimmung keineswegs die Festlegung auf einen neuen Ton, sondern auf eine ganze Reihe von neuen, zum Teil in harten Dissonanzen schwingenden Tönen und Tonarten mit gelegentlichen Ausweichungen in den alten Stil (»Die Söhne des Senators«, »Vetter Christian«, »Schweigen« u. a.), und weiter mahnte zur Vorsicht die Unsicherheit darüber, wieviel an dieser Wandlung das persönliche Erlebnis, wieviel etwaige in der Luft liegende Zeitideen, allgemeine Literaturströmungen teilhaben könnten. War da etwa in der Seele des alten Romantikers, der mit Eichendorff einst sich in die Welt und die Menschen hineingelebt und -geträumt, »modernes« Leben mächtig geworden und hatte ihn aus den alten Bahnen gedrängt, er mochte wollen oder nicht? Daß das in der Tat nicht ganz auszuschalten sei, ahnten wir damals, heute wissen wir es. Immerhin haben diese Einflüsse doch nur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle gespielt. Wenn wir heute Storms Leben, wie es in seiner Dichtung und

4*



seinen Briefen jetzt vor uns ausgebreitet liegt, durchblättern, dann drängt sich uns vielmehr mit Gewalt die Überzeugung auf, daß der zwingende Grund eine elementare Notwendigkeit war, geboren aus dem inneren Gesetz seiner Natur, seiner Naturentwicklung. In dem Augenblick, wo die Erotik als treibendes, Gefühlsgänge und Lebensfunktionen bestimmendes Motiv ausschied, abstarb, wurden in dem Erdreich seiner Phantasie Keime einer neuen Fruchtart frei und lebensfähig, die nun auf dem verlassenen Grund sich entwickeln und ausbreiten konnten, ja mußten. Nicht daß damit die Erotik an sich ausgeschaltet wäre, wohl aber daß die Gesichtspunkte, unter denen sich ihm jetzt die erotischen Probleme an und für sich wie in ihrem Zusammenhang mit andern Menschheits- und Gesellschaftsproblemen darstellten, sich verschoben und veränderten und zu andrer Farbenwahl, veränderter Gruppierung der Personen und in Verbindung damit zu andrer Tonart, zu anderm Rhythmus der Handlung zwangen.

Schon aus diesen Rückblicken, diesen Streiflichtern auf Beobachtungen, die ich an mir selbst und andern machte, ergibt sich, für manche Leser vielleicht überraschend, wie viele und wie starke Hindernisse sich dem Versuch entgegenstellen, das Bild dieser scheinbar so leicht sich erschließenden menschlichen und dichterischen Persönlichkeit auch nur in einem flüchtigen Umriß zu zeichnen, geschweige denn ihre inneren bildenden Gesetze zu erkennen, d. h. die Grundlage zu gewinnen für eine zusammenfassende, abschließende Darstellung.

Daß eine solche in diesem Rahmen nicht einmal versucht werden kann, liegt auf der Hand. Wohl aber darf vielleicht an einigen Beispielen gezeigt werden, in welcher Richtung sich meines Erachtens eine künftige Biographie Storms bewegen müßte, um über das geläufige Bild hinauszukommen.

»Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!«

Es ist bekannt, wie schmerzlich Storm es zeitlebens empfunden hat, daß er als Lyriker, vor allem aber auf dem Gebiet der vaterländischen Lyrik gegen Geibel nie hat aufkommen können, daß er nicht entfernt das Echo gefunden hat wie jener. Ich selbst habe schon betont, daß die Mitwelt, indem sie seine vaterländische Dichtung ganz übersah, ihm entschieden unrecht getan habe. Und doch: ganz so schuldig, wie es danach scheinen könnte, sind vielleicht die Zeitgenossen doch nicht gewesen, wenn sie, abgesehen von dem allgemein dichterischen Wert und Gehalt, in der Zeitdichtung Storms etwas vermißten, was sie in dieser Epoche von einem Sprecher für alle, einem Herold erwarteten.

Das Vaterlandsgefühl Storms ist Heimatsgefühl.

Es ist wie eine Pflanze mit den Wurzeln tief eingesenkt in den heimatlichen Boden, nicht nur im übertragenen Sinne; und darum greift die Hand, die ihn aus diesem Boden im eigentlichen Sinne reißen, ihn aus diesem Urzusammenhang gewaltsam lösen will, ans Leben.

Gegen einen derartigen Versuch steht er, von Haus friedfertig und duldsam, mit wilder Leidenschaft auf, berserkerhaft wie — wie nur irgendein Ureinwohner der Wildnis gegen einen fremden Eroberer. Es gilt Boden, Herd und Haus. Und Genosse, Freund, Helfer und, je nachdem, Schützling ist ihm dabei der Blutsverwandte, der Stammesgenosse, der für sich dasselbe zu verteidigen hat. Heimathaus und Familie, Heimatstadt und Mitbürger, Heimatland und Volksgenossen, das sind die heiligen Güter, für die seine Seele in Zorn und Liebe erglüht. Aber Heimatland in diesem Sinne ist diesem Deutschen doch eigentlich nur das Land, wo Schleswig-Holsteiner wohnen! Daß Schleswig-Holstein zu Deutschland gehört und um seines Deutschtums willen gefährdet ist, das ist allerdings auch für ihn Grund genug, das ganze Deutschland zu lieben, aber es ist ihm weder als Ganzes noch in seinen einzelnen Staatenbildungen ein Gut, das nur entfernt mit solcher Innigkeit und Ehrfurcht im Herzen gehegt wird wie das teure Land nordwärts der Elbe. Ein einiges Deutschland, ein deutsches Reich — warum nicht? Mir soll es recht sein. Aber sich dafür das Schlachtschwert umgürten, den Wächterhornruf ertönen lassen, wie für die »Heimat«, in der man zu Hause ist, das ist eine Vorstellung, eine Forderung, die ganz fern liegt. Und auch in dieser »Heimat« selbst ist jede Inanspruchnahme des Einzelnen für das Staatsganze, die über das unbedingt zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung Notwendige hinausgreift, etwas, was als unangenehm, lästig, überflüssig empfunden wird. Es ist eine Auffassung von Staat und Beamtentum, begründet in den eigentümlichen politischen, historisch geworde-

nen Zuständen seiner engeren Heimat, erklärt durch den Begriff von Staat und Staatsbürgerpflicht, wie er sich in Schleswig-Holstein unter der dänischen Oberhoheit gebildet und verengt hatte. Diese Grundstimmung und Grundauffassung von Staat und Staatsbürgertum, genährt durch eine tief eingewurzelte individuell gesteigerte Abneigung bodenständigen Bürger- und Bauerntums gegen den Beamten und gegen den Adel als bevorrechtete Kaste, genährt ferner durch ein ebenso tief eingewurzeltes Mißtrauen gegen Pathos in jeglicher Gestalt, alles das zusammen macht es begreiflich, daß Storm für den großen, unruhig flackernden Pulsschlag der allgemeinen nationalen Erregung des Jahres 1848 ebensowenig eine warme Teilnahme hatte, wie nachmals die eigentliche Fähigkeit, aus den Verstimmungen und Reibungen in den ersten Jahren der preußischen Herrschaft etwas andres herauszuhören als das mißtönende Knarren der unangenehmen Staatsmaschine, die weiter keine Aufgabe zu haben schien, als das alte Gute zu zerstören. Und er wußte wohl, warum er sich auch nicht in den Erregungen des Krieges 1870/71, der gerade in Schleswig-Holstein so starke innere Wandlungen bewirkte, mit fortreißen ließ, sich in einer gehobenen patriotischen Tonart zu versuchen, die ihm, so wie er war, wie er Menschen und Dinge sah und wertete, nicht aus dem Herzen kommen konnte.

»Sie glauben nicht, wie erquicklich es ist, sich einmal in einer andern Gewalt zu fühlen als in der unsrer kleinen regierungslustigen Mitkreaturen ... Die Exzellenzen und die Geheimen Ober- — Gott weiß was — Räte begannen sich die letzte Zeit in unsrer guten Stadt auf eine für mich äußerst beunruhigende Weise zu vermehren ... sie gingen überall dort in der Sonne, wo mir eben zu gehen beliebte. Es sind das aber, solange sie noch in ihren Drähten hängen, oftmals ganz verruchte Figuren, und man muß ihnen ausbiegen, damit man keine Schläge von ihren hölzernen Armen bekommt.«

Diese kennzeichnenden Betrachtungen finden sich in der kleinen 1870 geschriebenen Novelle »Eine Halligfahrt«, die aber hier nicht nur um dieser stimmungsbildlichen Reflexe interessiert, sondern auch in andrer Hinsicht besondere Aufmerksamkeit verdient. Man könnte sie, in einer Zeit geschrieben, da sich bei Storm noch in mehr als einer Richtung Wandlungen und innere Umgruppierungen vorbereiten, in gewissem Sinne fast als eine Art Storm-Kompendium bezeichnen, so viele Motive klingen darin laut und leise an, die zusammen die Grundmelodie seines Lebens und Dichtens ausmachen.

Vor allem eins: »R u n g h o l t«.

Rungholt die versunkene Stadt. Sie fahren darüber hin an einem hellen Sommertag auf der Fahrt durchs Wattenmeer zur Hallig, wo der einsame Vetter haust, der vor der »Maschine« sich geflüchtet hat. »Rungholt« ruft der Schiffer. »Ich sehe nur den uferlosen Ozean,« sagte die Geheimrätin, indem sie ihr Augenglas einschlug und in den Gürtel steckte. »Sie müssen dorthin blicken,« sagte ich, »wo nach Senekas Ausspruch alle Erdendinge am sichersten verwahrt sind.« — »Und wo wäre das, mein Lieber?« — »In der Vergangenheit; in diesem sicheren Lande liegt auch Rungholt.«

Aus Rungholt stammen sie alle, die Gestalten, die dem Manne aus der grauen Stadt am grauen Meer die Seele bedrängt und ihr Leid in Worten auf die Lippen gelegt haben. Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo die Jugend in ihren Dichterträumen ein süßes Behagen darin fand, die Gegenwart auszulöschen, die Zukunft zu überspringen und erst jenseit der Schwelle des Todes wieder haltzumachen und von den künftigen Gräbern der Geliebten, der Freunde, wie über eine Geisterbrücke rückwärtsschreitend, sich holde und liebe Gegenwart als schon verlorene Vergangenheit auszumalen und zu verklären. Dieser Klopstockische Kultus der »frühen Gräber« aber ist etwas ganz andres als das, was ich das Leitmotiv der Muse Theodor Storms nennen möchte, wenngleich eine gewisse innere Verwandtschaft beider Erscheinungen nicht zu bestreiten ist. Bezeichnend ist vor allem eins: gerade der Lyriker Storm ist mit ganz verschwindenden Ausnahmen Gegenwartsmensch; er »gehorcht der gebietenden Stunde« auch in dem Sinne, daß die Stimmung, die Leidenschaft des Augenblicks ihr Recht vom Fleck weg fordert und das Bild der Stunde festhält, wie sie ist, nicht wie sie die Erinnerung widerspiegelt. Das wird sofort anders in dem Augenblick, wo aus lyrischen Stimmungsmotiven ein e p i s c h e s Motiv herauswächst und die gestaltende Phantasie einen epischen Faden zu spinnen beginnt. In eben diesem Augenblick entweicht die Seele des Gestalters

aus dem Kreise der seine Vorstellung beherrschenden und beschwingenden Bilder und Gestalten und zieht sich gleichsam auf eine einsame Insel im Meer der Begebenheiten zurück, auf dessen Wellen nun leise das innerlich Geschaute und Erlebte als Vergangenheitsbild, als Erinnerung im weitesten Sinne zu ihm zurückflutet.

Diese typische Perspektive des Alters, gegeben durch Raum und Zeit einer längeren zurückgelegten Strecke Weges, ist aber bei Storm keine Alterserscheinung, sie ist vielmehr für seine episch gestaltende Phantasie von Anfang die Perspektive gewesen, auch bei solchen Motiven, die an und für sich nicht diese rückschauende Betrachtung verlangen, wie etwa die Erinnerungsbilder aus der Knabenzeit und die Gestalten aus »Urgroßmutters Garten« (»Marthe und ihre Uhr«, »Im Saal«, »Im Sonnenschein«, »Auf der Universität«, »In St. Jürgen« u. a.). Schon der 32jährige Dichter von »Immensee« muß sich seinen Helden alt machen, damit er von Reinhart und Elisabeth träumen und erzählen kann: »Elisabeth! sagte der Alte leise, und wie er das Wort gesprochen, war die Zeit verwandelt — er war in seiner Jugend.« Von dieser Schwelle aus, jenseits einer abgeschlossenen Leidens- und Leidenschaftsepoche, sprechen fast alle seine Menschen, von »Marte und ihre Uhr« angefangen bis zum »Schimmelreiter«.

Daß das, so schöne lehrreiche Betrachtungen über »Technik des Erzählens« sich daran knüpfen lassen, nicht bloß eine artistische Schrulle ist, sondern ein bewußtes Kunstmittel, durch Züge seines innersten Wesens bedingt, ist selbstverständlich. Gerade die Beobachtung, daß seine Lyrik mit verschwindenden Ausnahmen (denen wieder auf epischem Gebiet Ausnahmen nach der andern Richtung entsprechen) diesen Zug nicht aufweist, ist ein weiterer Beweis dafür, daß hier ein Naturgesetz waltet, dem er gehorchen mußte. Es ist kein Zufall, daß der Lyriker Storm so früh verstummte. Seine Lyrik war etwas wie ein Rausch der Jugend, etwas, das durch die leidenschaftliche Erregung des Blutes in Liebe und Haß wie eine Flutwelle hereinbrechend das Festland der Seele überspült, um mit dem verbleichenden Sommertag, mit dem Einschlummern der erotischen Sturmgefühle langsam zu verebben:

> Es ist der Sommer nur, der scheidet;
> Was geht denn uns der Sommer an!

(Diese zeitliche Feststellung hat selbstverständlich nichts mit einer künstlerischen Wertung der Lyrik Storms zu tun.)

Das aber, was von Anfang an da war, ist das Festland, in dem die Seele des Mannes verankert ist, in dem sie wurzelt, und aus dem der Frühlings- wie Winterstürme überdauernde Baumschlag seine Nahrung zieht. Und dieser im Kernholz wetterfeste Baumschlag hat bei diesem Dichter genau wie der Waldbaum nicht nur den Drang, die Kraft, die treibenden Säfte nach oben in Zweig und Blätter umzusetzen, sondern mit derselben Energie die Wurzeln in die Tiefe zu senken und zu treiben. Das Auge dieses Dichters, dessen Seele der Schauplatz dieses Naturprozesses ist, wenn es in lustvoller Andacht die Bilder und Erscheinungen des Wachsens und Webens an sich vorüberziehen läßt, bleibt nicht an den im Sonnenschein spielenden Blättern der Krone haften, es senkt den Blick mit einer drängenden Wißbegier und Fragelust hinab in die Tiefe, zu den Vergangenheitswurzeln, aus denen das Wunder des lust- und leidbewegten Menschenlebens sich zum Bild, zur Gestalt emporgerungen hat.

Dieser rückschauende, dieser in die Tiefen der Vergangenheit sich senkende Blick, dieser den Spuren der eignen Kinderfüße nachgehende, den längst verstummten Lippen derer, deren Blut in seinen Adern rollt, das Geheimnis ihres und damit seines Lebens ablauschende, suchende, fragende, angeborene Blick ist es, der dem Menschen wie dem Dichter Weg und Richtung bestimmt. Das Rätsel des Lebens erschloß sich ihm aus der Versenkung in die Wurzeln des Lebens, aus der Vergangenheit.

> Ich höre des gärenden Schlammes
> Geheimnisvollen Ton,
> Einsames Vogelrufen —
> So war es immer schon.
>
> Noch einmal schauert leise
> Und schweiget dann der Wind;
> Vernehmlich werden die Stimmen,
> Die über der Tiefe sind.

Rungholt singt dem Wanderer die Lebensmelodie. Und wie ein Symbol seines Eigensten berühren daher die Worte aus den Tagebuchblättern des einsamen Vetters auf der Hallig, dem späte Leidenschaft noch einmal die schlummernde Seele geweckt und die alte geliebte Geige in die Hand gedrückt hat:

»Und meine Geige sang; oder eigentlich



war es meine Seele. Sie sang wie einst der Neck am Wasserfall, von dem die Kinder sagten, daß er keine Seele habe. — Du weißt es, meine Muse, denn du standest mir gegenüber ... Deine Augen waren hingegeben offen, und ich trank aus ihnen die entzückende Götterkraft der Jugend. Und die Wände des Gemaches verschwanden, und der rauschende Wasserfall stand, alle die jungen Vögel, die eben noch so laut geschlagen hatten, verstummten lauschend. Ich war eins mit dir, schöne jugendliche Göttin, hoch oben stand ich herrschend; ich fühlte, wie die Funken unter meinem Bogen sprühten, und lange, lange hielt ich sie alle in atemlosem Bann.« (»Eine Halligfahrt«, G. W. IV, S. 31.)

Das Leben hat diese angeborene Richtung in ihm noch verstärkt, das Leben, das ihn auf der Schwelle jugendlicher Mannesarbeit aus dem Urväterboden riß, in die Verbannung trieb und die Sehnsucht, das Heimweh für ein Jahrzehnt zur Grundmelodie seines Denkens und Dichtens machte; das Leben, das dem Heimgekehrten die einzig Geliebte, die eine Stimme, für die alles andre der Chor war, von der Seite riß und wieder ein neues Heimweh weckte; das Leben, das Wünsche und Hoffnungen für weitere Lebenspläne in Leiden und Verstimmungen aller Art nicht wieder aufblühen ließ.

Und doch: so schwer und so stark diese Schicksale in seine Gefühls- und Gedankengänge eingegriffen haben, so deutlich sie im Rhythmus, im Ton seiner Dichtung mitklingen, *sie* sind es nicht gewesen, die die innere Richtung des Dichters, das Gesetz seines dichterischen Schaffens begründet und bestimmt haben. Das »nach drüben« in die Vergangenheit gerichtete Auge, das war sein angeborenes Erbgut, dieser Blick, der ihn über Engen und Dissonanzen des äußeren Lebens, in Amt und Familie immer wieder hinübertrug und hinüberrettete in das Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann. »Erinnerung« ist seine Muse; sie hat ihn begleitet und beglückt von Kindertagen an bis an die Pforten des Todes. Von ihren Lippen hat er das Wort abgelesen, das den Menschen zu künden und zu deuten ihm vom Schicksal bestimmt war. Und so ist die Erscheinung auch begreiflich, daß unter all den Gestalten, die er beseelt und die er als von den Sternen ihres eignen Schicksals geleitet und gedrängt uns vor die Seele gestellt hat, der Typus des vorwärts, auf die Zukunft gerichteten Willensmenschen wenn nicht ganz fehlt, so doch ganz zurücktritt. In ihren Adern pulst eben dasselbe immer wieder zum Ausgang zurückflutende Blut, das den Lebensrhythmus ihres Schöpfers bestimmte.

Anfang und Ende!

Es berührt auf den ersten Blick seltsam, wie ein Widerspruch, daß diese Menschenseele, der die Perspektive des Alters, der Blick des auf das Leben zurückschauenden Menschen so zur zweiten Natur geworden ist, wenn das Thema vom »Altwerden« anklingt, wie unter einem leisen Schlag von Geisterhand zusammenschauert; und wie zugleich gerade eben dieses Thema offenbar einen dämonischen Reiz auf ihn ausübt. Immer wieder umkreist die Seele die Erscheinung von den Zeichen des Todes, wie ein Falter mit ängstlichem Flügelschlage das Licht. Aber es ist eben auch die Altersfurcht, die daraus zu sprechen scheint, nicht eigentlich eine Furcht vor dem Altwerden, sondern die Furcht vor dem, was am Ende steht, vor dem *Schlußwort*. Denn wenn *dies* Wort gesprochen, dann ist *alles* aus, dann kommt das *Nichts*. Tod ist ihm Vernichtung, Schlußstein, ewige Nacht. Und so klingt immer als Unterton auch in den Augenblicken der gehobensten Lebensfreude das Media Vita dauernd hinein.

> Nimm dich in acht!
> Eh' du erwacht,
> Holt dich die Mutter
> Heim in die Nacht.
>
> (»Die Regentrude«; G. W. II, S. 224)

Die Seele ist wie ein Kind, das mit lüsternem Grauen an der verschlossenen Pforte, hinter der das Gespenst lauert, herumtastet.

> Laß einmal noch durch meine Brust
> Des vollsten Lebens Schauer wehn,
> Eh' seufzend in die große Nacht
> Auch meine Sterne untergehn —

oder:

> Ein Punkt nur ist es, kaum ein Schmerz,
> Nur ein Gefühl empfunden eben,
> Und dennoch spricht es stets darein,
> Und dennoch stört es dich zu leben.
>
> Wenn du es andern klagen willst,
> So kannst du's nicht in Worte fassen.
> Du sagst dir selber: »Es ist nichts!«
> Und dennoch will es dich nicht lassen.
>
> So seltsam fremd wird dir die Welt,
> Und leis verläßt dich alles Hoffen,
> Bis du es endlich, endlich weißt,
> Daß dich des Todes Pfeil getroffen.



Aber alles das ist etwas, mit dem durch Zusammenraffen aller Lebensenergie fertig zu werden ist, denn mit dem Nichts ist auch das Ende da:

> Und am Ende der Qual alles Strebens
> Ruhig erwart' ich, was sie beschert,
> Jene dunkelste Stunde des Lebens;
> Denn die Vernichtung ist auch was wert.

Das Furchtbarste aber und das Hoffnungsloseste, von dem es keine Befreiung, vor dem es keine Rettung gibt, das ist nicht das Auslöschen des Lebens, das ist das Alleinsein im Leben; die Einsamkeit, in der kein Ton mehr widerklingt, während das eigne Lebensblut noch in den Adern rauscht, und auch das Leben draußen klingt und singt wie immer, aber nicht mehr mit dem eignen sich zum Akkord zusammenfindet.

Wenn man den Schlüssel zu dem Geheimnis der Tragik seines Lebens und damit jener in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens über die Gestalten seiner Phantasie und ihre Schicksale wie ein dunkles Gewölk sich lagernden tiefen Traurigkeit finden will, dann muß man hier suchen, muß lauschen auf die hier und da — und schon verhältnismäßig früh — in den Briefen an die Nächsten aufgellenden Angstrufe eines Einsamen, dem auch die Nächsten und Liebsten noch als Lebende wie Gestalten in einem Traum von der Seite, aus den umklammernden Händen zu entschwinden drohen.

»Mir will es nicht gelingen, heiter zu sein,« heißt es in einem Briefe des Zweiundvierzigjährigen an Frau Constanze. »Ich weiß nicht, ist es nur, daß Du mir fehlst, oder ist es auch die Nachwirkung der unangenehmen Erfahrung, die ich auf der Reise gemacht und die mir noch immer still am Herzen nagt; die leise Furcht, daß im letzten Grunde doch nichts Bestand habe, worauf unser Herz baut; die Ahnung, daß man am Ende einsam verweht und verlorengeht. Die Angst vor der Nacht des Vergessenwerdens, dem nicht zu entrinnen ist.«

Und vier Jahre später (Oktober 1863): »Hast Du wirklich kein Bedürfnis, mir Dein Inneres auszuschütten? Und doch ist Liebe ja nichts als der Drang, den andern zum Teilnehmer des eignen Lebens zu machen, ja, wenn es möglich wäre, sich ihm gänzlich hinzugeben. Bin ich denn wirklich so allein auf der Welt? ... Ich muß an Tiecks Egbert denken, der, als es zum Sterben geht, mit schaudernder Erkenntnis sagt: Gott im Himmel, in welcher entsetzlichen Einsamkeit habe ich denn mein Leben hingebracht?«

Aus solchen Stimmungen und Ängsten ist das dunkle »In böser Stunde« geboren.

> Ein schwaches Stäbchen ist die Liebe,
> Das deiner Jugend Rebe trägt,
> Das wachsend bald der Baum des Lebens
> Mit seinen Ästen selbst zerschlägt.
>
> Und drängtest du mit ganzer Seele
> Zu allerinnigstem Verein,
> Du wirst am Ende doch, am Ende
> Nur auf dir selbst gelassen sein.

Daß diese Dissonanzen nicht nur in dem Liebesleben mit der geliebten Frau ein seine Seele beängstigender Begleitakkord gewesen, daß sie durch das ganze Leben geklungen haben, bis sie fast zur führenden Melodie wurden, das sagen uns nicht nur »Sprüche des Alters«, wie

> Vergessen und Vergessenwerden! —
> Wer lange lebt auf Erden,
> Der hat wohl diese beiden
> Zu lernen und zu leiden —

das erzählt die Dichtung des letzten Jahrzehnts; keine eindringlicher und erschütternder als die Mär vom »Schimmelreiter«. —

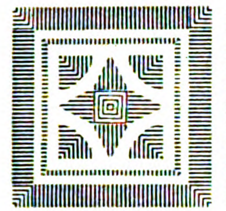
Noch einmal steigt die Erinnerung aus der Knabenzeit vor mir auf, da man 1865 schrieb und ein neues Deutschland in schmerzlichen Geburtswehen rang.

Wie liegt das hinter uns so weit! Zwei Generationen sind vom Schauplatz abgetreten, Menschen und Dinge haben ihr Angesicht in diesem halben Jahrhundert gewandelt, Götter sind erhoben, Götter gestürzt worden, und die Donner des Weltgerichts umbrausen uns. Aber über all diese Gräber und Trümmer schreitet mitten im Dampf der Geschütze die Gegenwart, die Zukunft heraufführend, hinweg und findet den Weg aus der »aufgeregten Zeit« in die tiefe Stille der Einsamkeit, wo über der blühenden Heide, über reifendem Korn die Muse Theodor Storms ihr Lied singt, wie ehedem, so heute und immer. Und ich freue mich auf die Stunde, wo mein in diesem Krieg geborenes Enkelkind auf meinem Schoße sitzt, mit großen glänzenden Augen lauschend, wie einst der Knabe, auf die Worte:

> Es ist so still; die Heide liegt
> Im warmen Mittagssonnenstrahle —

und zum ersten Male andächtig den Namen ausspricht »Theodor Storm«, um ihn einst nach Jahren als Losung der Schönheit weiterzugeben an Kinder und Enkel.






Die Lüge des Kindes

Von Dr. phil. Anton Heinrich Rose

Es ist eine bedauerliche, aber unbestreitbare Tatsache: Kinder lügen, auch die bestbehüteten. So mancher Mutter, so manchem treusorgenden Erzieher läßt der Gedanke keine Ruhe. Sie glauben, irgend etwas verfehlt zu haben, denn anders hätte ihr Zögling nicht zur Unwahrhaftigkeit kommen können.

Der mittelalterlichen Theologie galt die Lüge als dem Menschen angeboren. Rousseau erklärte im Gegensatz hierzu die Seele für ursprünglich engelrein und erst unter Einwirkung des bösen Beispiels der Erwachsenen dem Verderben anheimgegeben. Die moderne Psychologie wählt den Mittelweg zwischen beiden Anschauungen und stellt fest (vgl. Stern, »Erinnerung, Aussage und Lüge in der ersten Kindheit«; Leipzig 1909), daß es sich um ein »Konvergenzprodukt innerlich und äußerlich wirkender Kausalitäten« handelt. Gewisse dem Menschen von Geburt ins Leben mitgegebene Anlagen — der Selbsterhaltungstrieb, der Nachahmungsdrang, die stärkere oder schwächere Willenskraft, die mehr oder weniger lebhafte Phantasie — vereinigen sich mit den unvollkommenen geistigen und körperlichen Fähigkeiten des kleinen Kindes, um dieses unter Beihilfe äußerer Einflüsse, die im Milieu und der Erzieherunfähigkeit der Eltern ihre Ursache haben, eines Tags das Lügen zu lehren. Jedoch ist — das sei von vornherein dringend betont — längst nicht alles, was man gemeinhin Unwahrheit nennt, im Munde des Kindes wirklich eine solche; denn dreierlei gehört dazu, um den Tatbestand der Lüge als erwiesen ansehen zu können: das Bewußtsein, etwas Unrichtiges gesagt zu haben; die Absichtlichkeit dieses auf Täuschung eines andern abzielenden Tuns; der Wille, durch derartiges Handeln einen bestimmten Zweck zu erreichen.

Die kindlichen Falschaussagen weisen selten die Gesamtheit der genannten Merkmale auf und sind darum zumeist nur als Scheinlügen zu bezeichnen. Besonders gilt das für die Frühzeit der menschlichen Jugend. Ursprünglich schreit der Säugling nur, wenn er Hunger hat oder wenn ihm etwas »Menschliches« passiert ist. In diesem Falle pflegt man ihn nach der Säuberung auf dem Arm umherzutragen. Das gefällt dem Kerlchen, und bald brüllt er, auch ohne hungrig zu sein oder Unglück in der Verdauung gehabt zu haben. Nimmt ihn dann die Mutter zur Beruhigung aus der Wiege heraus und schleppt sich mit ihm, so ist der Krakeeler alsbald still. Wenn er schon wirklich lächeln könnte, würde er es vergnüglich tun, denn er hat seine Absicht erreicht. Ängstliche Mütter sehen mit Schrecken in solchen Versuchen der Kleinsten, das primitive Begehren, gleichviel auf welche Weise, zu befriedigen, die ersten traurigen Anzeichen eines unaufrichtigen, schlimmen Charakters. Torheit! Dem Säugling steht infolge seiner mangelhaften Erfahrung und seiner Sprechunfähigkeit keine andre Möglichkeit offen, seine Wünsche zu äußern oder sich erfüllen zu lassen.

Freilich ist späterhin die Begierde, neben der Furcht vor der Strafe, häufig der Grund zur ersten Lüge. Ein typisches Beispiel erzählt das Ehepaar Scupin in seinem Tagebuch »Bubis erste Kindheit« (Leipzig, Grieben): Der dreijährige Knabe berichtete »halb schelmisch, halb verlegen« selbst den Eltern, daß er auf dem Balkon etwas Mörtel abgestoßen habe. Wie nun Vater und Mutter eine bedenklich ernste Miene aufsetzten, rief der kleine Übeltäter rasch, das Vögerle sei es gewesen. Die Eltern ersahen daraus sofort, daß sie einen Erziehungsfehler gemacht hatten, und wurden freundlich. Da bekannte das Kind, offensichtlich seelisch befreit: »Nu, der Bubi war es doch.« Der Fall lehrt gleichzeitig, daß man Schuldeingeständnisse kleiner Tunichtgute mit Milde entgegennehmen muß, ohne Strafandrohen, ohne Zorn, um ihnen das Hinwegkommen über die Abwehr (aus peinlichem Empfinden oder Furcht) zu erleichtern. Wie dies zweckmäßigerweise gemacht wird, möge noch folgendes kleine Geschichtchen erläutern (vgl. »Erinnerung, Aussage und Lüge«): Sterns Söhnchen hatte ein Stück Tapete von der Wand abgerissen. Als der Schaden bemerkt wurde, befragte man den dreieinhalb Jahre alten Knaben sowie sein jüngeres Schwesterchen, wer von ihnen beiden der Unnütz gewesen sei. Antwort: »Ich nicht.« Günther stand jedoch aus bestimmten Gründen im Verdacht der Täterschaft. Darum rief ihn der Vater — ernst und gehalten — beiseite. »Aber nicht hauen!« verriet sich sofort das böse Gewissen, um so deutlicher, als es bei Sterns nur höchst selten Schläge gab. »Ich werde dich nicht hauen,« versprach der Vater. »Komm mal her, mein Junge. Sieh mal, hast du das abgerissen?« — »Ja.« (!) — Und nun folgte nachahmenswerterweise nur eine eindringliche Vermahnung, daß ein guter Mensch immer sofort sagen müsse, wie eine Sache wirklich gewesen ist.

Man sollte auch bei Gelegenheiten wie den eben geschilderten lieber Gnade walten lassen,

statt sich vielleicht der Gefahr auszusetzen, durch übereilte Justiz das empfindsame Rechtsgefühl des Kindes zu verletzen und Mißtrauen zu säen. Es kann sich sehr wohl um reine Abwehr handeln, die mit der Lüge nichts gemein hat. Wenn (nach Lowinsky) eine Zweijährige, die die üble Angewohnheit hat, am Bettzipfel zu lutschen, beim ersten Tadel sich wortlos gegen die Wand dreht und bei der zweiten Vermahnung den Bettzipfel ärgerlich fortstopft mit der Bemerkung: »Lieschen kalt«, so kann von Unwahrhaftigkeit keine Rede sein. Ebensowenig in dem von Ament berichteten Falle: Ein 1¾jähriges Kind litt an den Schafblattern. Sobald man es anfaßte, schrie es schmerzvoll: »Wehweh!« Da ließ man es natürlich stets sofort in Ruhe. Aus dieser Erfahrung heraus rief das Kind seither immer, wenn es von jemand nicht angerührt werden wollte: »Wehweh!« Das soll (mit Stern) soviel bedeuten wie »Laß mich zufrieden!« und darf nicht etwa als eine Vorspiegelung falscher Tatsachen zur Erreichung des bewußten Zweckes aufgefaßt werden. Überhaupt sind alle Redewendungen der Kinder stets sorgfältig auf ihren Sinn hin zu prüfen. Der Erwachsene legt sie sehr oft falsch aus, besonders das Ja und Nein, das gegebenenfalls nur so »dahergeplappert« wird, wie es dem Befragten, dessen Interesse sich gerade auf etwas andres richtet, eben einfällt. Die Jugend spielt gern mit Worten. Nur zu leicht wird darum von ihr aus Laune etwas gesagt, das nicht zutreffend ist, oder aus Gefälligkeit, die dem lieben Vater alles recht machen will. Der kleine Scupin, der dem eigenartigen Sport huldigte, die Schlüssel aus den Zimmertüren zu ziehen, stand einmal im Verdacht, dies wieder getan und den Schlüssel verbracht zu haben. Er war, wie sich später erwies, unschuldig. Man setzte ihm mit Fragen hart zu und drängte ihn zur Antwort. Und nun, um die Eltern zufriedenzustellen, beschuldigte er der Reihe nach seinen Spielkameraden, als den, der um die Sache wüßte, dann das Hundel, das gekommen sei und den »Slissel abgebeißt« hätte, dann die Spinne, die ihn sollte aufgefressen haben, und endlich die Tante Martha. Das Beispiel ist nicht nur ein vorzüglicher Beleg für die Behauptung des spielerischen Charakters mancher Kinderaussagen, es lehrt uns gleichzeitig, wie verfehlt es ist, durch Fragenverhör jugendliche Übeltäter überführen oder Beweismaterial gegen Dritte ermitteln zu wollen.

Das Kind ist gar nicht imstande, die Dinge in ihren Zusammenhängen zu erkennen und aus dem Gedächtnis wiederzugeben, wenngleich es die Objekte mit seinen Sinnen wahrnimmt (d. i. hört, sieht, fühlt, schmeckt, riecht), wie der Erwachsene. Die nötigen Begriffe fehlen, die nötige Erfahrung, die Aufmerksamkeitskonzentration und die Fähigkeit synthetischer Zusammenschließung der einzelnen Wahrnehmungen zur gedanklichen Einheit. Experimentelle Untersuchungen von Frank N. Freemann haben festgestellt, daß selbst Sechs- bis Achtjährige noch sehr schlecht ihre Aufmerksamkeit zu einem bestimmten Zeitpunkt auf einen bestimmten Gegenstand richten können. Auch ist der Umfang der Aufmerksamkeit bedeutend geringer als bei den Erwachsenen, die viel mehr Objekte auf einmal zu überschauen vermögen. Ferner muß hier der Ermüdbarkeit Erwähnung getan werden, von deren höherem oder geringerem Grade die Zuverlässigkeit der Beobachtung abhängt; sie ist (nach Meumann, »Abriß der experiment. Pädagogik«, Leipzig 1914) um so größer, je jünger das Kind ist. Offner (»Die geistige Ermüdung«) betont, daß die Abcschützen nach 1½stündiger Beschäftigung abgespannt und also für Neueindrücke wenig aufnahmefähig sind. Vor allem aber mangelt die Fähigkeit zur gedanklichen, zusammenhangerkennenden Verarbeitung der einzelnen Sinneseindrücke, das heißt zu dem, was die Psychologie Apperzeption nennt. Man unterscheidet (mit Stern) vier Stadien ihrer Entwicklung, die im folgenden genannt seien, um klarzumachen, worauf ein Kind seine Aussagen eigentlich aufzubauen pflegt:

1. Das Substanzstadium; es nimmt die Dinge und Lebewesen ohne Zusammenhang wahr.
2. Das Aktionsstadium; es beobachtet und erfaßt menschliche Tätigkeiten.
3. Das Relationsstadium; es versucht räumliche und zeitliche Ursachenzusammenhänge zu verstehen.
4. Das Qualitätsstadium; es faßt auch die Eigenschaften der Dinge auf.

Ein Kaffeetisch würde in den verschiedenen Stadien (nach einem Bilde) etwa so beschrieben werden:

1. Ein Tisch, ein Mann, eine Frau, eine Kanne ...
2. Ein Mann trinkt, eine Frau gießt ein ...
3. An einem Tische sitzen ein Mann und eine Frau. Sie trinken Kaffee, denn es ist Vesperzeit ...
4. An einem Tische sitzt ein alter, weißhaariger Mann mit einer jungen Frau. Er trinkt aus einer weißen Tasse, die Frau schenkt sich aus einer geblümten Kanne auch ein ...

Nun ist aber auch des weiteren zu berücksichtigen, daß die Beobachtungen des Kindes nicht nur notwendig unvollständig sind, sie sind zumeist auch unrichtig. Vergegenwärtigen wir uns doch die Tatsache unsrer eignen mangelhaften Erinnerung selbst an Dinge, die uns alltäglich begegnen. Wir sehen meist recht

wenig genau zu. Von der großen Zahl von Hörern Professor Sterns, die mehrmals in jeder Woche in demselben Saale zusammenkamen, wußten die wenigsten diesen Raum richtig zu beschreiben; ja, einzelne waren nicht imstande, die Zahl der Fenster mit Sicherheit anzugeben. Und was soll Bubi, wenn er von Onkel und Tante ausgefragt wird, nicht alles ganz genau wissen! Daß sich hernach allerlei als falsch herausstellt, steht von vornherein zu erwarten. Es handelt sich dabei keineswegs um »Lüge«, sondern um naturgemäß unvollkommene kindliche Erinnerungsfähigkeit, die im Bemühen, Erlebtes gedanklich zu rekonstruieren, Schiffbruch erleidet. Insbesondere die Zeitverhältnisse sind in der frühkindlichen Erinnerung sehr wenig klar und zumeist lediglich im allgemeinen Vergangenheitsbegriff »es war« verankert, während die Zahl der Objekte und einfachen Vorgänge, die behalten werden, schon vom vierten Lebensjahre an recht bedeutend ist, um so mehr, je ernster von klein auf Beobachtungserziehung betrieben wird. Man lehre das Kind die Dinge genau ansehen und richtig benennen, lasse es sie in die Hand nehmen und betasten, zeige Bilder und fordre deren Beschreibung. Dabei versäume man nie, das Falsche in den kindlichen Schilderungen stets sofort an der Hand der Gegenstände oder Vorlagen richtigzustellen. So allein vermag man seinem Sprößling eine wirklichkeitsbewußte, scharfe Beobachtungsgabe zu vermitteln, die für den späteren Kampf ums Dasein von unschätzbarer Bedeutung ist. Freilich, das Sichmerken«, »Sichbesinnen« beginnt erst mit dem Schulalter, wie ja auch die Schule von jeher die Ausbildung der willensmäßigen Gedächtniskräfte durch das Auswendiglernen und besondere erinnerungspädagogische Gestaltung des Unterrichts übernommen hat. Nun entstammt jeder Willenstrieb einer zweckvollen Absicht, die ihrerseits ein bestimmtes Interesse zur Voraussetzung hat: man merkt sich nur das, was einen persönlich interessiert. Die Interessengebiete der Großen und der Kleinen liegen weitab voneinander, d. h. die Jugend wird sich selten Dinge merken, die der Erwachsene gern von ihr wissen möchte. Und darum ist es töricht, ein Kind um Auskunft anzugehen.

Zudem verfälscht das Phantasie-Gedankenspiel nur zu oft die bestgemeinten Berichte Jugendlicher. Es besteht (nach Stern) kein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem halbwirklichen Tun eines kleinen Mädchens, das etwa an der Zimmertür, wie vor dem Kaufmannstisch, allerlei Ware verlangt, pantomimisch zahlt, mit artigem »Auf Wiedersehen!« sich verabschiedend, und der Erzählung »Das habe ich gekauft«, der ähnliche fiktive Vorkommnisse zugrunde liegen. Das Beispiel läßt uns einsehen, wie ein Kind zu derartigen unfaßlichen »Lügen« kommt: es vermag noch nicht, Gedachtes und Erlebtes zu sondern; eins geht ihm ungewollt in das andre über.

In Storms grundlegendem und fesselndem Werk »Psychologie der frühen Kindheit« (Quelle & Meyer, Leipzig 1914), das ich allen Erziehern warm ans Herz lege — es ist auch für Nichtfachleute verständlich —, erzählt Frau Stern, wie sie einmal mit ihren Kindern zur Molkerei ging, um Weißkäse zu kaufen; da solcher nicht mehr vorhanden war, nahm sie saure Gurken. Eine halbe Stunde später berichtete Hildchen St. dem Vater, die Mutter habe den — von allen gern gegessenen — Weißkäse zum Abendbrot besorgt. Auf Vorhalt berichtigte sie: »Nein, wir wollten welchen kaufen.« Also war deutlich der Wunsch der Vater der Aussage, die in gutem Glauben gemacht ward. Auch dies ist stets zu bedenken. Im übrigen: die Kleinen fabulieren arg gern; besonders um das vierte Lebensjahr herum lieben sie das phantastische Erzählspiel über alle Maßen. Das ist bei gesunder körperlich-seelischer Verfassung an sich nicht weiter bedenklich, kann es aber werden. Auch Goethe (siehe »Dichtung und Wahrheit«) hat in der Jugend seinen Gespielen Märchen erzählt derart, als hätte er sie selbst erlebt. Handelt es sich bei ihm um die erfreulichen ersten Anzeichen dichterischen Schaffens, so ist das als Entschuldigungsgrund zwar annehmbar, doch vermag es die Bedenken gegen das allzu reichliche Fabulieren des Knaben nicht zu bannen, und Goethe verschließt sich in der Erkenntnis des Alters auch keineswegs der Tatsache, daß er unter weniger glücklichen Umständen einer schlimmen Gefahr hätte erliegen können. Zumindest führt das ungehemmte kindliche Erzählen zu unwahren Behauptungen, die aus Scham vor Spott hartnäckig beibehalten werden und so Lügenhaftigkeitssamen säen. Handelt es sich aber gar um krankhafte Veranlagung, so können die Folgen recht traurig sein. Der »Fall Colozza« ist hierfür tragisch-typisch: Ein einziges Kind, stark phantastisch veranlagt, blieb viel sich selbst überlassen. In dieser seiner Einsamkeit spann es die Märchen weiter, die man ihm erzählt hatte. Es dachte sich auch bald neue aus und lebte sich, mehr und mehr menschenscheu werdend, ganz in seine Phantasmenwelt als in eine Wirklichkeit hinein. Die Vorstellungen verloren nach und nach den Charakter des Gedanklich-Bildhaften, sie wurden bunter, eindrucksvoller, ja schließlich lebendiges Leben, d. h. das Kind bekam Halluzinationen und — endete in geistiger Umnachtung ... Also nicht nur die moral-didaktische Absicht der Wahrhaftigkeitserhaltung, sondern auch schwerwiegende gesundheitliche Gründe lassen es dringend



nötig erscheinen, das **Wirklichkeitsbewußtsein** im Kinde frühzeitig zu wecken und durch unermüdliche Beeinflussung zu fördern. Jedes Märchen muß als solches gekennzeichnet werden, ausschmückendes Aufbauschen von Erlebnissen darf nicht statthaben, immer fordere man, daß die Schilderung des Wirklichen dem Wirklichen einwandfrei entspricht.

Wir haben soeben das Gebiet der Pathologie in einem seiner traurigsten Kapitel gestreift. Der krankhafte Gewohnheitslügner richtet oft unsägliches Unheil an, ohne dafür in vollem Umfange verantwortlich zu sein. Es handelt sich bei ihm um eine ganz eigentümliche Spaltung des Bewußtseins: halb glaubt er selbst an seine unwahren Behauptungen, halb ist er sich ihrer Unrichtigkeit bewußt. Die Wissenschaft nennt dieses Mittelglied zwischen echter und scheinbarer Lüge pseudologia phantastica. Sexuelle Vorstellungen spielen dabei eine wichtige Rolle, auch schon im Kindesalter. Die Beschuldigungen Jugendlicher, besonders in Sittlichkeitsprozessen, sollten daher stets mit größtem Vorbehalt aufgenommen werden. **Strohmeier** (»Vorlesungen über die Psychopathologie des Kindesalters«) betont ausdrücklich, daß ein großer Teil von sittlich verdorbenen Kindern Unschuldige auf die Anklagebank gebracht hat. Lehrer, Eltern und Verwandte pflegen ihr schädigend Teil dazu beizutragen, indem sie aus ihrer begreiflichen sittlichen Entrüstung heraus eifrig bemüht sind, durch eindringliches Befragen der beteiligten Schüler, Kinder, Nichten oder Enkel den Tatbestand schleunigst aufzuklären und so die unangenehme Geschichte baldmöglichst aus der Welt zu schaffen. Sie vergessen dabei, daß sie durch ihr Tun einen Keim in die Seele eines unberührten Kindes legen können, der wie eine Fäulnisbakterie zukunftzerstörend wirkt. Aus der einschlägigen Literatur lassen sich zudem zahllose Fälle anführen, die beweisen, daß Kinder nur zu häufig erst durch das Befragen ungeschickter Unsachverständiger zu ihren — bisweilen ungeheuerlichen — Beschuldigungen gekommen sind, die nachweisbar jeglicher Grundlage entbehrten. Man wird darum den reformatorischen Bestrebungen zur Zeugenvernehmung, wie sie Professor **Marbe** vertritt (vgl. seine »Grundzüge der forensischen Psychologie«) nur beipflichten können. Er verficht die Ansicht, daß eine Vernehmung Jugendlicher durch Gendarmerie- oder Polizeiorgane und in der Gerichtsverhandlung durch den Staatsanwalt unzulässig ist, diese vielmehr dem unter fachpsychologischer Hilfe arbeitenden Untersuchungsrichter vorbehalten bleiben muß, besonders auch im Hinblick auf die starke suggestive Beeinflußbarkeit des werdenden Menschen. Diese Tatsache sollte allen Eltern bekannt sein, benutzt man sie doch häufig genug zu erzieherischen Zwecken. Wenn etwa dem Söhnchen eine bestimmte Speise nicht geschmeckt hat und er sie ein zweites Mal nicht haben will, so setzt man ihm, wenn es das verpönte Gericht gelegentlich wieder gibt, etwas Besonderes vor und läßt es sich selbst mit allen Zeichen des größten Wohlgefallens schmecken. Welches kleine Schleckermäulchen fiele nicht auf diese Suggestion herein und verlangte alsbald etwas von Vaters Teller, das ihm nun herrlich mundet!

Die Wissenschaft der experimentellen Psychologie hat sich, in der Erkenntnis, daß es sich um eine für die Erziehung hochwichtige Frage handelt, eingehend mit der Beeinflußbarkeit von Kindern befaßt. So machte Professor Stern folgenden Versuch: er zeigte 47 Kindern ein Bild und befragte sie hernach, was auf dem Bilde dargestellt sei. Er schob dabei zwischen die richtigen eine ganze Menge Vexierfragen ein, d. h. Fragen nach Dingen, die sich gar nicht auf dem Bilde befanden, etwa nach einem Ofen, der in Wirklichkeit nicht dargestellt war. Von 522 derartigen Irreführungen wurden 25% falsch, 16% ungenau und nur 59% richtig beantwortet. Dabei erwiesen sich die Mädchen beeinflußbarer als die Knaben. Den **zunehmenden** Altersstufen entsprach — wie zu erwarten stand — die **abnehmende** Beeinflußbarkeit, doch ist diese selbst bei Halberwachsenen noch groß genug. J. **Dück** gab einer Gruppe von 14—17jährigen Schülern einen Gulden zu besehen. Am Schlusse der Unterrichtsstunde teilte er ihnen mit, sie sollten ihm doch mal beweisen, wie es mit ihrer Beobachtungsgabe stünde. Er ließ sie rasch in einen Kreis die rohen Umrisse eines Kopfes einzeichnen und auf diesem durch ein Sternchen anmerken, an welcher Stelle der Gulden ein Loch gehabt habe. Daß dies der Fall gewesen, hätten sie ja alle zweifellos bemerkt. Nur einer von den 48 Beteiligten bestritt, daß die Münze durchlöchert gewesen sei, drei weitere waren sich nicht sicher, die übrigen 44 hatten der absichtlichen Beeinflussung zum Falschen nachgegeben und an den verschiedensten Punkten das — in Wirklichkeit nicht vorhandene — Loch auf dem Münzschema eingezeichnet. Es ergibt sich aus diesen Feststellungen für den Erzieher die Pflicht, die **Absicht** der objektiv richtigen Berichterstattung möglichst früh schon in dem Kinde wachzurufen und stets lebendig zu erhalten.

Während bisher fast ausschließlich von der **Scheinlüge** die Rede war, soll nunmehr der Tatbestand der **wirklichen Lüge**, als der bewußten Unwahrheit zur Erreichung eines bestimmten Zweckes durch Täuschung, einer kurzen Analyse unterzogen werden. Bisweilen begegnet man schon sehr frühzeitig, bei Zwei- bis Dreijährigen, beabsichtigter Falschaussage.



Spürt man dem Entstehungsgrunde nach, so sind meist zwei Faktoren als verantwortlich zu nennen: das schlechte Beispiel der Erwachsenen und die verkehrten Maßnahmen der Erziehung.

Das schlechte Beispiel der Erwachsenen! Wer von uns hat da ein ganz reines Gewissen? Ich erinnere nur an den nicht seltenen Auftrag, den etwa eine starkbeschäftigte Hausfrau in Gegenwart ihrer Kleinen dem Dienstmädchen gibt: »Wenn jemand auf Besuch kommt, so sagen Sie, ich sei nicht zu Hause.« Das Leben legt uns leider allzu häufig solche kleinen Notlügen in den Mund, und gesellschaftliches Herkommen zwingt uns, bisweilen unwahre Ausreden zu gebrauchen. Das Kind aber kann nicht unterscheiden, wo in diesen besonderen Fällen die Grenze läuft zwischen entschuldbar und unentschuldbar. Es beobachtet lediglich, daß die Eltern die Dinge mitunter anders erzählen, als sie sind, und nimmt von daher das Recht für sich in Anspruch, gelegentlich ein Gleiches zu tun. Jeder Vater, jede Mutter lasse sich darum Lowinskys Mahnung ins Herz schreiben (siehe den trefflichen Aufsatz »Zur Psychologie der wissentlichen Täuschung«, Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1914): »Inzwischen soll man das Kind von Haus aus so halten, daß die Lüge keinen Zweck habe. Und da neben Gewöhnung die Nachahmung sein Tun bestimmt, so steht neben der negativen Vorschrift, Anlässe zu verhüten, die positive: Sei wahrhaft, damit dein Kind es werde.« — Durch solch vorbildliches Verhalten wird noch im weiteren erreicht, daß das böse Beispiel schlechter Spielgefährten oder unkluger Erwachsener ohne Einfluß bleibt. In erster Linie sucht das Kind den Eltern nachzueifern, und zwar um so mehr, je inniger es ihnen in Liebe zugetan ist. Das wie der Fremde erwecken nur Mißtrauen und Abneigung, bis im Alter von 15—20 Jahren das Unbekannte zum lockenden Rätselhaften wird.

Vielfach hört man die Meinung äußern, daß mit dem Augenblick des Schulbesuchs die Kinder lügen lernen. Diese Behauptung entbehrt jeder Berechtigung. So rasch läßt sich die häusliche Einwirkung zum Guten gar nicht ins Gegenteil verkehren oder — es war eben keine da! Zudem: nicht nur verderben böse Beispiele gute Sitten, es gilt auch das Umgekehrte: gute Beispiele veredeln böse Sitten. Das möge bedacht werden! Der Schulanfang stellt freilich den ersten Schritt in den Kampf des Lebens dar. Bis dahin läßt sich ein Kind leicht hüten und lenken. Nun heißt es das Bewähren beginnen, die Charakterfestigung, deren Hauptvorbedingung die Wahrheitsliebe ist. Es rollen sich nicht wenig Steine des Anstoßes dem frischbacknen Abcschützen in den Weg. Sein sorglos freies Leben begegnet zum ersten Male dem Zwange der Organisation. Das Wollen und das Müssen geraten bald hart in Streit miteinander. Pflichtenzusammenstöße schaffen Verwirrung: der Lehrer verlangt — beispielsweise — eine wahre Antwort auf seine Frage nach dem Verursacher dieses oder jenes Bubenstückes; die Solidarität fordert, daß man den Schuldigen nicht verrät. Was tun? Oh, dieses unselige, ewige Forschen nach dem Übeltäter! Wieviel Lügesamen säen Lehrer und Eltern damit in die Herzen der Jugend! Als ob unbedingt immer gestraft sein müßte. Es tut unsrer Autorität weniger Abbruch, wenn wir ruhig ab und zu eine Unart stillschweigend übergehen, als wenn wir uns bei einem schlecht aufklärbaren Tatbestand schließlich gar an dem Unschuldigen vergreifen. Und dann muß ja auch die Strafe, wenn sie wirksam sein soll, dem Unrecht auf dem Fuße folgen, um zwischen Schuld und Sühne eine feste Verbindung zu knüpfen. Anders läßt sich eine Willenshemmung, die ja das Ziel der Strafe ist, nicht setzen. So aber wird später, jedesmal, wenn die Versuchung aufs neue zu dem gleichen Unrecht verlocken will, sofort die Erinnerung an die einst erhaltene, wohlverdiente (wenn sie gerecht war!) Strafe wach und schreckt den um den Tatentschluß Ringenden von seinem schlimmen Vorhaben ab. Um diesen erfreulichen Erfolg bringen sich viele Erzieher selbst, weil sie bei der Strafzumessung die Motive des Handelns wenig oder gar nicht berücksichtigen, sondern nur urteilen nach dem, was als äußerliche Folge des bösen Tuns ins Auge springt. Dadurch nehmen sie der Strafe den Charakter der Gerechtigkeit und somit alle Wirkung. Wenn ein Kind aus Verlegenheit, aus Scham oder aus ungewollter Unachtsamkeit einmal nicht ganz bei der Wahrheit geblieben ist, so braucht man weiter keinen großen Justizfall daraus zu machen, sondern höchstens an das schöne Gedicht zu erinnern:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab!

Auch die sogenannten »Spielformen der Lüge«, das Übertreiben, Verulken, Hänseln, erfordern keine besondere Beachtung, wenn sich nicht ein hämischer Charakter in ihnen kundtut. Dann freilich heißt es aufmerken und durch zeitweiliges Umkehren des Spießes den hinterhältigen Eitlen ducken, daß ihm sein Spiel bald leid wird, wie überhaupt jede Unwahrheit aus häßlichem Motiv, etwa Neid, Habgier, Nachsucht, ernster Vermahnung oder gar strenger Strafe, sei es selbst körperlicher Züchtigung, bedarf. Doch soll es nicht immer gleich eine Tracht Prügel setzen, sondern nur im äußersten Notfall, wenn trauriger Mutterblick, Beschämung oder Ironie nicht mehr verfangen. Nie und nirgend aber sollte

die lockere Hand herrschen, mit der nervöse Eltern so unsäglich viel sündigen. Der kleine Klaps hat gar keinen Zweck; er tut kaum weh und ist zwei Minuten später längst vergessen. Mehr noch: er kann dazu führen, das Bild der Elternvollkommenheit zu zerstören, denn er ist häufig ungerecht, wird schließlich als lästige Untugend der Erwachsenen gewertet und trübt das Vertrauen, das die Jugend zu ihren Erziehern unbedingt haben und behalten muß, und das wir mit nie müder Geduld uns wahren müssen. Der Gärtner zeitigt die schönsten Blumen, der in unentwegter Treue seine Pfleglinge umhegt und ihnen mit rastloser, stets gleicher Sorgfalt gibt, was sie brauchen.

In besonders schwierige Stellung gerät der Erzieher bei dem äußersten Gegenteil der Lügenhaftigkeit, dem Wahrheitsfanatismus. Jeder kennt die enfants terribles, die bei Bekannten alle häuslichen Intimitäten ausplaudern, gefragt (es gibt unfeine Menschen genug, die das tun!) oder ungefragt. Drei Wege der Abwehr stehen zur Verfügung:

1. Laß dein Kind nichts sehen, was es nicht ruhig jedermann erzählen kann.
2. Lehre es frühzeitig das Reden über andrer Leute Sachen als häßliches, weil hinterhältig feiges Klatschbasentum verachten.
3. Horche du selbst dein Kind nie aus und lege seinen anschuldigenden Ausplaudereien niemals erkennbaren Wert bei.

Man kann und muß ein Kind stets anhören; es braucht aber, sofern es von der Sache selbst wenig oder gar nicht berührt wird, keineswegs zu erfahren, inwieweit seine Mitteilungen maßgebend für unser Handeln geworden sind. Solches Verhalten ist vornehmlich gegenüber dem sogenannten »Petzen« empfehlenswert. Nicht immer sind Haß, Rachsucht, Neid die Triebfedern des Angebens, sondern auch Wahrheitsfanatismus. Da sich dies ohne Kenntnis der näheren Umstände schwer feststellen läßt, so wird man im Gespräch mit dem Kinde Klarheit schaffen und je nachdem freundliche oder schroffe Behandlung in Anwendung bringen müssen. Am zweckmäßigsten scheint mir in allen Fällen eine Belehrung etwa mit folgenden Worten: »Schau, Bub, das ist ja freilich wenig schön von Max (oder wie der Beschuldigte sonst heißen mag). Aber warum sagst du es mir? Willst du etwa, daß ich ihn haue? — Nein? — Na ja, freilich nicht ... Weißt du, ich würde zu ihm hingehen und ihm meine Meinung sagen. Dann sieht er vielleicht selbst sein Unrecht ein und bittet um Entschuldigung. Und das würde mich viel mehr freuen.« Ähnlich wird man zweckmäßig der heroischen Lüge begegnen, durch die einer für den andern die Schuld auf sich nimmt. Man sieht da füglich von jeder Strafe ab und tadelt nur den, der feige im Hintergrunde geblieben ist, durch Beschämung. Vielfach ist auch ein Vertrauensappell angebracht: »Sieh mal, du kennst mich doch. Ich bin doch gar nicht so böse. Warum bittest du mich nicht einfach, ich möchte deinem Brüderchen verzeihen?«

Ein typisches Beispiel für das Lügen aus edlem Beweggrund erzählte mir jüngst eine vielbeschäftigte Dame; ich möchte es berichten, weil die von ihr gewählte Art, den Fall zu behandeln, sehr lehrreich ist. Frau X. läßt ihre Kinder gern Lotto spielen und pflegt zur Aneiferung irgend etwas Süßes als Preis auszusetzen, das sie bis zur endgültigen Entscheidung selbst aufbewahrt; jeder Gewinner erhält einen Anteil entsprechend der Zahl der von ihm gewonnenen Spiele. Nun war einmal Besuch da, ein artiger, bescheidener Bub. Das übliche Lotto ging alsbald vor sich. Nach seiner Beendigung kam das älteste Mädchen munter zur Mama gesprungen: »Ach, denke, wir haben alle einmal gewonnen!« Die Jüngste, die mit den andern ebenfalls das Zimmer betreten hatte, rief sofort: »Nein, ich nicht, und Helmut (der Besuch) auch nicht!« Das ältere Kind hatte dem allerseits verhätschelten Nesthäkchen und wohl auch dem neuen Freunde einen Bonbon zuschanzen wollen. Die Mutter wies ihr Töchterchen mit gütiger Nachsicht, aber doch in vorwurfsvollem Tone darauf hin, daß es, statt zu lügen, sich besser mit einer vertrauensvollen Bitte an sie gewendet hätte. Das Mädelchen verzichtete sofort selbst auf seinen Gewinn, weil es sich schuldig fühlte, und der Junge, der zu dem Freundschaftsschwindel geschwiegen hatte, ging strafweise leer aus.

Die vertrauensvolle kindliche Fürbitte, die soeben als erstrebenswert geschildert wurde, ist — das sei bei dieser Gelegenheit betont — zwar stets nach Möglichkeit zu erfüllen, aber doch recht vorsichtig aufzunehmen; sie kann — bestellte Arbeit sein. Die Kinder haben es bald heraus, daß der Papa dem Fürbitter nichts versagt, und schicken schließlich eins das andre. Zudem ist die Jugend selbstsüchtig, gottlob meist recht unverstellt. Es wird sich also empfehlen, den Grad der kindlichen Selbstlosigkeit eher zu niedrig als zu hoch anzunehmen. Das muß auch bei der Moralbelehrung stets bedacht werden. Hildchen Stern schmauste einmal vergnüglich einen Apfel. Frau St. fragte sie, ob sie nicht dem lieben Vater etwas abgeben wolle. (Wie oft wird unnötigerweise Ähnliches von Kindern verlangt!) Hildchen gab bereitwilligst ein halbes, winzig kleines Stückchen Apfel her. Als ihr das mißbilligend vorgehalten wurde, erklärte sie, sie habe nur durchbrechen wollen. »Aber, Hildchen!« rief da die Mutter wirklich entrüstet. Und die Folge war — eine neue

Lüge, ein Beharren bei der bereits ausgesprochenen: »Ich wollte dem Vater erst das eine geben, dann das andre.« Man sieht, wohin die allzu dringliche moralische Belehrung führt. Der Probeversuch am Kinde ist zudem von vornherein als verfehlt zu verurteilen, um so mehr, als er gewöhnlich auf den psycho-physischen Entwicklungsstandpunkt des Kindes herzlich wenig Rücksicht nimmt. Das Leben stellt früh genug Forderungen an die Charakterbewährung. Der Erwachsene erfüllt seine Erzieherpflicht reichlich und gut, wenn er ein nachahmenswertes Beispiel in der Genügsamkeit, der Freude am Opfern und Verzichtleisten gibt. Ermahnungen und ungeschickte Experimente führen nur zur Heuchelei und Verstellung.

Heuchelei und Verstellung sind auch die Folgen jener schlimmen Elterntorheit, wie sie in der althergebrachten Mädchenerziehung zum Ausdruck kommt, die die kleinen Damen lehrt, stets sich von ihrer sogenannten besten Seite zu zeigen — Fremden gegenüber! Daheim dürfen die verzogenen Püppchen das Haus auf den Kopf stellen. Natürliche Anmut, Unbefangenheit sind nur zu rasch verloren, der »kleidsame« Tand wird zur Hauptsache, die Edelgestaltung der jungen werdenden Seele bleibt unnachholbar vernachlässigt.

Die Gegenwart mit ihrem schweren Ringen um unsre Weltmachtstellung hat die Gedankenrichtung der Frau, gottlob, von Grund auf geändert. Sie ist echter, rechter, zielstrebender Männerkamerad geworden. Ihr Sinn wandte sich vom bloßen Schönseinwollen ab zu vertiefter Lebensauffassung. Damit wird, denke ich, ganz von selbst die Unaufrichtigkeit aus der Mädchenerziehung verschwinden, die in so manche Ehe einen glückverdüsternden Schatten warf.

Hiermit ist die Analyse der kindlichen Lüge beendet. Sie hat im Rahmen der kurzen Skizze nichts weniger als vollständig sein können. Das Ziel meiner Abhandlung war von vornherein nur, Anregungen zum weiteren eignen Nachdenken zu geben, das allein imstande ist, die Erkenntnisse, die uns aus der Umwelt zuströmen, tatbringend fruchtbar zu machen. Und ich glaube diese von mir beabsichtigten Anregungen nicht besser schließen zu können als mit den das Bisherige knapp zusammenfassenden

Leitsätzen zum Kampf gegen die Lüge des Kindes:

Bedenke:

Nicht alles, was man gemeinhin Lüge nennt, ist Lüge auch im Munde des Kindes.

Darum:

Übe Vorsicht im Kampf gegen die kindliche Lüge, doch nicht Nachsicht, schnelle, doch nicht vorschnelle Justiz.

Bedenke:

Das Kind ist ein geistig-moralisch unentwickelter Mensch.

Darum:

Verlange nichts von deinem Kinde, was zu leisten es außerstande ist. (Völlig zuverlässige Berichterstattung, Überlegtheit, Wahrhaftigkeitsmut, Selbstüberwindung und Entsagung.)

Bedenke:

Es ist nur zu natürlich, daß das Kind sein primitives Begehren zu befriedigen sucht.

Darum:

Lenke das kindliche Wünschen in die rechten Bahnen und beschränke es auf das rechte Maß, ohne Härte.

Im einzelnen:

Fördre den Wirklichkeitssinn deiner Kinder (durch Aussage- und Beobachtungserziehung von klein auf).

Frage möglichst wenig, nie, um einen Schuldigen zu überführen.

Prunke nicht vor Freunden und Bekannten mit der moralisch-geistigen Höhe deiner Kinder.

Geh lieber einmal zuviel zum Arzt als einmal zuwenig (bei vermutbar krankhafter Lügenveranlagung).

Sei streng, aber gerecht.

Wahre dir die Liebe und das Vertrauen deines Kindes. (Oberster, allgemeiner Erziehungsgrundsatz.)

Gib selbst allzeit das beste Beispiel.

Mutter

Trag die Düfte schwerer Erde,
Trag die Töne von mir weit,
Daß ich ganz dein eigen werde,
Wundervolle Einsamkeit!

Nimm mir den verachtungwerten
Staub, der am Gewande hängt,
Laß mich eine Schale werden,
Ein Gefäß, das Gott empfängt.

Laß mich einen Sohn gebären.
Will ihn tragen demutstill,
Rein wie Rosen, stark wie Ähren,
Wie das Vaterland ihn will.

Mia Forst



Der altweimarische Garten

Von Helene Böhlau

Hier habt ihr ihn! Eine wundervolle Ecke aus solchem Garten, die Professor Franz Hoffmann-Fallersleben euch malte, als noch hier und da derlei Herrlichkeiten in Weimar zu finden waren.

Jetzt schreibt man über Gärten, studiert Gartenkunst, hat mächtige Handelsgärtnereien für altmodische Blumen, die in Vergessenheit gekommen waren, wahre Gartenblumenfabriken.

Zur Zeit meiner Großmutter und Urgroßmutter, als jene gesegneten Gärten, die ich auch noch in meiner Jugend kannte, entstanden, gab es all dergleichen nicht. Die fleißigen Frauen zogen den Samen ihrer Blumen selbst und ihre Stecklinge und Zwiebelchen und schenkten von ihren Seltenheiten und bekamen geschenkt vom Gartennachbar.

Jede Blume hatte ihre Geschichte, ihre Traditionen, da gab es uralte Stauden und Familien, die sahen zurück auf Menschengenerationen wie die köstliche Lilienfamilie auf dem seelenvollen Bild von Hoffmann-Fallersleben.

Das sind solche von einer Urgroßmutter gepflanzte Lilien. Nur ein kleines Lilienpflänzchen senkte sie wohl in die Erde, das ihr der Gartennachbar über den Zaun reichte — vielleicht im Mitgefühl, weil sie ein liebes Kind verloren hatte — und das Pflänzchen wuchs heran, wie das Kind herangewachsen wäre. Es wurde ganz herrlich, trieb jeden Sommer mehr Blüten, breitete sich aus zu einem starken, köstlichen Geschlecht, auf seinem eignen Grund und Boden, den ihm niemand streitig machte.

Das waren die Lilien der Urgroßmutter, und sie blühten länger auf ihrem alten Sitz als die Erinnerungen der Menschen.

Sie schmückten zu frohen Festen, zu Taufe und Hochzeit die Tafeln und schmückten Särge und Gräber.

Aber mit dieser duftenden Ecke, diesem Paradiesgärtlein, war die große Pracht nicht erschöpft.

Da blühte es zu allen Jahreszeiten am lang sich hinziehenden geraden Weg, der auf ganz eigenartige Weise mit in die Erde gesteckten leeren Fläschen, Muscheln oder altväterischem Buchsbaum gesäumt war und zur alten Gartenhütte mit der Rosenlaube davor führte. Zuerst die Schneeglöckchen, die breiten, duftenden Veilchen und Veilchenblättermassen, die auch eingestammt und eingesessen waren, die Tulpen und Aurikeln, Primeln und die fliegenden Herzen und all das liebe Frühlingsvolk, die dunklen Iris und die weißen.

Dann später hoben sich die Ritterspornbüsche mächtig aus dem Erdreich, die brennende Liebe, die Riesenmohne, die Sturmhüte, die Floxe, alles mächtige Geschlechter, die Floxe gar! Die Floxe »Sommerkleid«, weiß und ein rosa Pünktlein in der Mitte, die Floxe »Feuerauge«, die Floxe »Rosenrot«, die Floxe »Frohsinn«, wie hießen sie alle, die lieben Floxe, die in der Sommersonne lachten und wie Blütengarben aus der Erde stiegen, die Rittersporn und Sturmhüte wie blaue Speere und Lanzen, und all das namenlose Sommergewühl um diese Blumenriesengeschlechter. Wie das umtrieb und sich breitmachte, über den Weg sich weit hinüberbog und die langen Gemüsebeete verkürzen wollte, die sich hinter der blühenden Mauer ausbreiteten.

Da quollen die Sellerie- und Salathäupter mit ihren zartölig feuchten Blättern, die Blaukrautköpfe und Weißkraute, die Kürbisse und Gurken und all die versteckten wohlriechenden Kräutlein, Salbei, Rosmarin, Estragon und das Hexenkraut Weinraute. Die Zentifoliensträucher in voller Blüte und die Riesensonnenblumen, die mit ihren Blütensamen die ganze Pracht beschienen.

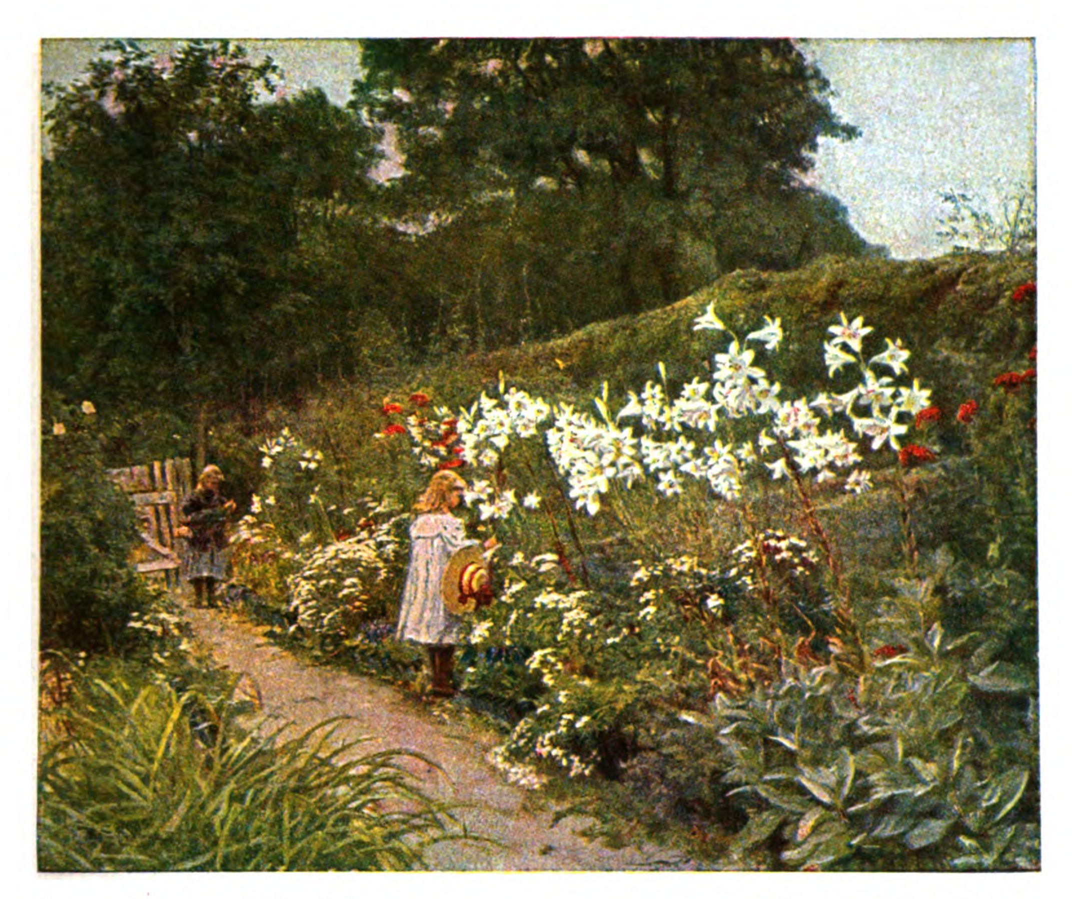
Der Garten war aus Liebe, aus Sehnsucht, aus Frohsinn gar mancher Generation entstanden. Da war kein Krümchen Erde, das nicht durch liebevolle fleißige Hände gegangen wäre. Und der Altar der Lebensfreude und harmlosen Geselligkeit stand fest gemauert vor dem Gartenhüttchen, der Bratwurstherd mit seinem Rost, auf dem zu frohen Sommerfesten, über Kohlenglut, die freundlichen, würzigen Bratwürste sich bräunten und ihren Duft und Opferrauch mit den Blumendüften mischten.

Solche Gärten alter Bürgerfamilien, in denen kaum ein Strauch und kein altständiges Blütengeschlecht wächst und gedeiht, auf denen nicht die Augen längst Verstorbener geruht, gibt es nicht mehr.

Lilien, die die Urgroßmutter pflanzte, und die der Urenkelin noch ins Leben duften — so stille halten wir nicht mehr. Die aber, die solche sel'ge Gärten noch kannten, denen steigt in der Erinnerung Trost auf, ein Bild der Schönheit, der seelenvollsten Schönheit dieser Menschenerbe.

Solch ein Garten: Heiligtum und Kleinodienschrein der Familie, in dem alles umschlossen ist, was dem Herzen wohltut: Vogelsang, erstes Keimen und Duften im Frühjahr, alle königliche Sommerpracht, alles Rauschen und Flüstern der Winde, segensreicher Regen, alle Früchte des Herbstes, Sonnen- und Mondenschein — und alles Eigentum! — eingezäunt, festgelegt, so sicher und behaglich, wie man seine Taschentüchel im Kommodenfach hat.





Franz Hoffmann-Fallersleben: Altweimarischer Garten

In farbigem Lichtdruck herausgegeben von der Vereinigung der Kunstfreunde in Berlin-Schöneberg, Feurigstr. 59





Wiese, Wald und Wasser im Spreewald

Spreewaldfahrten

Von Max Bittrich

Mit vierzehn Originalaufnahmen von August Rupp (Saarbrücken) und vier Aufnahmen von Gebrüder Haeckel (Berlin)



nd Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Örter, daß man das Trockne sehe. Und es geschah also.«

Bald nach der Zeit, da mich die Schule in das Geheimnis der Schöpfung hatte blicken lassen, trug mich die von Bethel Henry Strousberg gebaute Bahn nach Berlin zum Augenarzt.

Von dieser Reise des Knaben sind heute, nach vier Jahrzehnten, noch drei Eindrücke unverwischt. Die ersten beiden sind mit der Reichshauptstadt selbst verknüpft: im Vorzimmer des Arztes hing ein mächtiges Gemälde, das eine aus silbrig-grünen Wogen tauchende lebensgroße Frauengestalt zeigte. Ich sehe das Bild noch heute. Abermals verstummte ich verwundert, als ich am Abend auf unabsehbarer regenfeuchter Straße zum Bahnhof fuhr. Denn in der nassen Glätte spiegelten sich ungezählte Laternenlichter, auch holperte und polterte der Wagen nicht gleich den Fuhrwerken daheim, sondern er glitt wie auf Sammet dahin. Das ruhige Straßenbild hob mich in ein Märchenreich; ich meinte mit den Gäulen über einem See zu schweben, darinnen die Sterne badeten.

Das dritte unverlöschliche Erlebnis gebar der nächste Tag: der **Spreewald** tat sich mir auf. Überall, unter Erlen und zwischen Wiesen, auf denen grüne Wogen im lauen Wind gingen, vernahm ich das Gebot: »Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Örter!«

Vor meinen Augen tauchte aus dem Urmeer die Erde, darauf nicht enden sollen Samen und Ernte. Durch das Wirrsal der Kanäle sah ich noch die Fluten rinnen von dem aus unerforschten Tiefen wachsenden Land. Auch stiegen schöne Frauen aus Rohrkolben, und Nixenblumen und gaben dem Berliner Bild Wirklichkeit ...

Manches Stück ist inzwischen von der im schweigenden Kranz märkischer Kiefern ruhenden freundlichen Parklandschaft, vom weichen Reich der Luche, abgebröckelt. Das Meer des Verkehrs brandet gegen die Insel; behördlich angeordnete »Begradigungen« im Labyrinth sind keine Begnadigung der überkommenen Art. Doch trotzdem ist noch glückhafter Wert genug im Spreewald; wer den Kern seines



In Lehde

Wesens einmal liebgewonnen hat, muß seinen eigenartigen Winkeln noch jetzt gut sein.

Wo winkt dem Wanderer so viel selige Ruhe in buntem Rahmen wie hier? Wo sind auf kleinem Raum so viel Brücken geschlagen zur Vergangenheit?

Der fremde Menschenschlag, dessen Nachkommen noch heute die eigne Sprache reden, hat hier dem Boden alsbald alle notwendigen Früchte abgerungen, dazu in Wasser und Wald reiche Nahrung gefunden und sich am eignen Vorteil genügen lassen. Große nationale Aufgaben hat er nicht gelöst, wie denn das Slawentum seine Macht überhaupt mehr durch die wachsende zähe Masse offenbart als durch dauernde Werke der höchsten Schichten, durch Verschmelzung von Kraft, mutigem Beginnen und Weitblick der Führer. Fremder Teig pflegt slawische Gärungen zu verursachen, doch wird er nicht leicht den Weg bereitet finden. Öfter wird er zerfallen. Das Niederlausitzer Wendentum hat einstmals die im Land zurückgebliebene deutsche Minderheit erstickt, bis sich das draußen harrende deutsche Volk aufraffte, um in schweren Kämpfen die Oberherrschaft wiederzuerlangen. Schwert und Pflug haben ein halbes Jahrtausend gebraucht, bis Albrecht der Bär nach großangelegtem Plan und mit reichen Mitteln den von den Kämpfen verschont gebliebenen fremden Volksrest zu durchsetzen begann mit deutschen und fremden christlichen Kolonisten.



Alte Wendin auf dem Wege zur Kirche

Die Niederlausitzer, die »Lusiczaner«, waren im Jahre 963 durch den Markgrafen Gero, den jetzt von düsterer Sage umsponne-



Bei Lehde

nen Gewaltigen, besiegt worden. Die einlenkenden Großen behielten ihre Güter zu Lehen. Das Bauernvolk klebte an seinen Äckern, an Wald und Fischerei, gering geachtet, wie sich vorher die schwächsten Angehörigen der germanischen Stämme in das slawische Joch gefügt hatten und noch heute als rätselhafte Zwerge im Volksbewußtsein fortleben, als »Lutchen«, was doch wohl »kleine Leute« bedeutet.

Wenn schon die Glanzzeit der Niederlausitzer Sorben kein leuchtendes nationales Denkmal hinterlassen hat, so ist noch auffäliger, bei den treu an Sprache, Haus und Kleidung hängenden Nachkommen so gar nichts zu finden von Erinnerungen an hervorragende Führer. Sagen sind lebendig, die sich um dunkle Gewalten und mystische Gestalten ranken; von glänzenden wendischen Größen weiß man nichts. Beginnt der Bericht über ehemaliges Heldentum mit »Es war einmal«, so endet der Weg auf deutscher Spur. Über eignen Fleischs und Bluts Bewährung in den weltgeschichtlichen Kämpfen weiß der Wende kaum etwas zu erzählen, was gewesen sein *soll*. Erst aus der späten Zeit des Alten Fritzen leben Berichte fort über vereinzelte Abwehr gegen die Berliner Kolonisten.

Was dereinst gewesen sein *soll*, ist selbst den Leuten am erfolgreich nach vorgeschichtlichen Funden durchforschten Schloßberg in Burg, dem seit Jahren von der Bahn durchbrochenen Ringwall, durchaus märchenhaft. Da soll an der ehemaligen Kultus- und Zufluchtstätte ein Königsschloß versunken sein.



Straßenbild aus dem Spreewald





Junge Wendinnen im Sonntagsstaat

Doch wie hieß der Gekrönte? Eine ungenannte Prinzessin soll in den Tiefen der Erlösung harren; König, Teufel und Räuberhauptmann werden zusammengeworfen; eine Göttin soll auf goldenem Wagen durch die Lüfte jagen. Lebt hier noch der Opferwagen in der Erinnerung fort, den die Vorfahren der Mutter Erde darbrachten? Mehrere solcher bronzenen Wagen sind in der Nähe des Schloßbergs gefunden worden. Wer jemals



Stille Wasser

in einem Meer von Einsamkeit auf dem Berg gestanden hat, weltverlassen wie dieser Hügel des Oberspreewaldes, etwa wenn die Dämmerung niedersank auf Feld und Busch, in einer beispiellosen Stille, die den Menschen mit fortzutragen scheint auf wohligen Wogen, wer solche Stunde hier erlebte, der freilich hat vielleicht an das versunkene Schloß ebenso vorübergehend glauben gelernt wie an brennende unermeßliche Schätze, an gekrönte Schlangen, an sprechende Irrlichter.

oft buntgekleidet wie Vögel aus den Tropen. Die laute Lust lodert, wenn der Kahn nicht mühsam vorwärtsgestakt werden muß, sondern der Schlittschuh Körper und Seele beflügelt, die meilenweite Eisdecke den befreiten Herrn der Schöpfung losschwirren läßt, wie die Sehne den Pfeil, während Sonne und Bäume geschwind Licht und Schatten auf die glatte Bahn werfen, als trüge die Erde ein Tigerfell, und die hoch aufgestapelten Heuschober vorüberhuschen wie Kaffernkrale.



Spreewaldgehöft mit Bank (Brücke)

Wie sich der Berg aus vorslawischer Vergangenheit in unsre Tage herübergerettet hat, so ist der blonde Germane dem gedrungeneren, dunkleren Sorben-Wenden über den Kopf gewachsen und hat auch seine Erinnerungen an Helden und Führer lebendiger erhalten. Wo sich beider Blut vermischte, sind sehnige Menschen entsprossen, der schlanken Spreewalderle vergleichbar und zugleich begabt mit sicherem Griff. Menschen, still im arbeitsreichen brütenden Sommer wie die Flüsse der Heimat, schweigsam auch in Erntezeiten auf üppiger Wiese und auf gesegnet harrenden Gemüsefeldern. Dagegen in der winterlichen Zaubergestalt der Natur flink vom Kind bis zum Greis, vom Tauf- bis zum Leichenzug, Eignet der Bevölkerung ein starker Schuß Mißtrauen, so stehen wir vor einem allgemein-bäuerlichen, nicht ausschließlich wendischen Zug.

Burg, die ausgedehnte, dreiteilig gewordene, bis vor Christi Geburt zurückgehende Siedlung, darf als echter und rechter Mittelpunkt spreewaldwendischen Lebens gelten.

Von den Hügeln dieses Gebiets ist das noch heute über die Hochwasser blickende Schloßberg-Heiligtum geblieben; ein Teil seines Erdreichs und das andrer Erhebungen hat Äcker aus Sumpf und Nässe bauen helfen, aus schwammigem Gebiet, daraus auch der Raseneisenstein in starken Blöcken gebrochen werden mußte. Im Dreigestirn Burg-



In Leipe

Einzelsiedlungen, führt ein Spinnwebennetz von Fahr- und Fußwegen in das andre Spreewaldgebiet, schließlich nach den Einfallstoren an der Berlin-Görlitzer Bahn. Wo das Wasser feste Grenzen ziehen möchte, da schwingen sich »Bänke« hinüber, weite und schmale Stiegenbrücken, die den beladenen Kahn durchlassen.

Die urwaldartigen Zustände der Wasserlandschaft haben sich erst im 18. Jahrhundert geändert. Noch im Dreißigjährigen Krieg flüchteten die Lübbener und Lübbenauer jahrelang in des Dickichts Tiefe, wo ihnen unter einer mächtigen Eiche gepredigt und das Abendmahl gereicht wurde.

Das heutige Gepräge des »Landes der Luche« führt nicht nur in Burg auf Friedrich den Großen zurück, der Preußen, Sachsen, Schlesiern und Böhmen, Österreichern und Ungarn Gelegenheit gab, sich anzusiedeln. Das Volksgemisch, in das sich später auch noch Russenblut mengte, ging auf im sorbischen Menschenschlag.

Dorf, Burg-Kaupergemeinde und Burg-Kolonie kommen, fern den jedes Gehöft auf die Kahnfahrt verweisenden Wasserdörfern, der Fußgänger und der Wagen zum Recht. Hier behaupten sich nicht blumige Wiese und Wasser, Erle und Busch allein, sondern auch Kornfelder wiegen sich in der Sommerluft, zwischen denen die früh erblühende und auch zeitig alternde Wendin stolzen Ganges in farbenfreudigen Festtagskleidern aus Damast und Rips, Atlas, Seide oder feinem Tuch zur wendischen Kirche schreitet, wobei bis zum Gotteshaus die sauberen Schuhe und die weißen Strümpfe oft genug neben dem Gesangbuch in der Hand gehalten werden, zum Schutz vor Tau und Staub. Im Blockhaus an der Mühlspree hält man an der niederwendischen Sprache fest; hier lebt ein Stück ungeschmolzenen Wendentums weiter, das sich jedoch schon früher mit fremdem Blut geimpft hat.

Aus den Burger Kaupen, den erhöhten

So sehr sich neben andern Fürsten Friedrich der Große für die Urbarmachung von Waldflächen einsetzte, so bedachtsam suchte er doch auch bereits einen beträchtlichen Abschnitt von Ansiedlern frei zu halten. Allein da er, so wird erzählt, die vor dem Siegeszug seiner Förster errichteten Hütten schonen wollte, so sollen des Herrschers entschlossene Soldaten Tag und Nacht Bäume gefällt, gerodet und Blockhäuser gefügt und sich so manche neue Heimat an besonders günstig gelegener Stelle kraft eigner Machtvollkommenheit geschaffen haben, ehe der Forstmann anwesend sein konnte oder — wollte. Siege der Soldaten neben dem Vormarsch ihres königlichen Gebieters!

Tausende von Morgen des Waldes sind damals gefallen; weite Räume wurden der Landwirtschaft gewonnen. Fehlgeschlagen ist ein andermal der Versuch Friedrich Wilhelms I., durch eine Kolonie im preußischen Spreewald das damalige sächsische Lübbenau

als Berliner Gemüselieferanten auszuschalten.

In Burg hat die Abgeschiedenheit der einzelnen Siedlungen wie mit Klammern die letzte Ursprünglichkeit der Bewohner gehalten, während die Eigenart hinter den Einfallstoren zur Spreewendei viel beträchtlicher abgestorben ist. Die Zeit treibt ihren Keil weiter durch jede Lücke. Schon wer als Kind ohne das weitflügelige Kopftuch in die Schule treten muß, legt die Haube nachher ohne viel Gewissensbisse dauernd ab. Und die mit der Umwelt verkehrenden Männer gaben die Tracht am leichtesten hin, waren auch mehr als die Frauen auf die überwiegende Landessprache angewiesen.



Übliches Spreewaldhaus in Lehde

Vom ebenso erinnerungsreichen wie äußerlich dürftigen Schloßberg, der schwer zu erobern ist wie nachher schwer zu vergessen, der prunklos blieb wie der wahre Sohn der Mark, trägt mich nach kurzer Wanderung an der hurtigen Mühlspree der Kahn durch den übrigen Oberspreewald. Die Fahrt gibt wonnige Gegenwart und neben Bedenken doch auch tröstlichen Ausblick wenigstens in die nahe Zukunft.

Heute locken die hundertfach verzweigten Wasserläufe, Wald und verschwistertes Wiesenland noch mit geheimnisvollen Rufen, gibt der begnadete Erdstrich dem Auge zu trinken von Mitternacht bis Mitternacht durch den unerschöpflich reichen Born eigentümlicher Stimmungen.

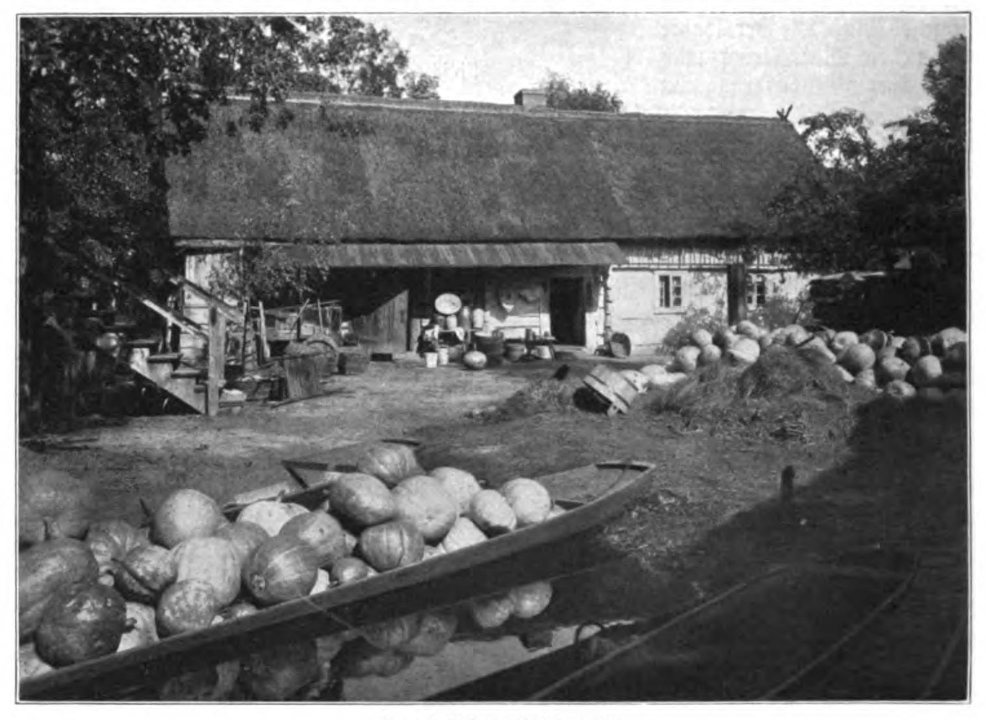
Unermüdlich stößt mein Fährmann den Kahn auf Umwegen über Leipe und Lehde nach Lübbenau; langsam bewegen wir uns wie durch ein Kirchenschiff mit herrlichsten Säulen, wie durch einen himmelhohen Saal der Seligen. Durch feierlichen Hochwald geht die Fahrt auf schnurgerader Bahn oder auf abgelegenen, zwischen Schilf, Binsen, Pfeifenkraut und Dreiblatt schlummernden Wasseradern, darinnen ein Gewirr von Schwertlilien und Seerosen uns aufhalten möchte oder Laichkraut am Grund badet. Ein liebliches Segeln, auch durch singende, zirpende und quakende Wiesen, ein Gleiten wie auf weiten Schwingen — ein Wolkenzug. Ich fühle, wie leicht der ehemals in den fast undurchdringlichen Wald gebannte Mensch dem Vogelflug nachträumen mußte, wie er dazu gelangen konnte, sich Flügel zu bauen.

Selten treffe ich auf meiner heutigen Fahrt andre Besucher des Waldes. Ein Briefträger verläßt unter dem Blättergewölbe am Forsthaus seinen Kahn; auf sonniger Aue wirft mir ein Häuflein wendischer Schulkinder Flieder zu; aus der Ferne klingt ihr Lied, während das große Himmelslicht höher und höher steigt. In lauter goldene Strahlen ist der Mittag gehüllt. Unter freiem Himmel schleichen wir dahin. Das ist die Stunde, in der Pschesponiza, die Mittagsfrau, mit blanker Sichel, Kornblumen auf dem Haupt und ein Flachsbündel im Arm, durch die Fluren ge-



Sommerfahrt

wandelt sein soll, um Bauer und Bäuerin nach den Einzelheiten des Flachsbaues auszufragen und die Geprüften niederzustrecken, wenn ihr die Antworten nicht genügten.



Zur Zeit der Kürbisernte



Altes Spreewaldhaus

Baue Flachs, schaffe dir deine Kleidung selber, arbeite in der Mittagsglut nicht bis zur Bewußtlosigkeit — diese Lehre hat sich dem Volk einst in der Gestalt der Gottheit un-



Am Prinz-Wilhelm-Fließ

übertrefflich verkörpert. Der Mittagsfrau gedenkt man noch, wo Radegast und Swantewit verschollen sind.

Weiter gleiten wir in den Tag hinein. Lauschig versteckte Häuser ruhen neben uns, deren jedes eine Insel bildet mit einem Hafen, mit Gemüsebeeten und verträumtem Bauerngarten, mit Backofen, Fischkasten, Netzen und Bienenkorb. Ausgedehnte Gemüseländereien nehmen überhand, dazu steinerne Bauten. Wir nähern uns Lübbenau, der eifrigen Ausfuhrstadt, die in den Erntemonaten Gurken- und Meerrettich-, Kürbis-, Mohrrüben- und Krautgebirge kennenlernt, nach Zwiebeln und Dill, Sellerie und Majoran duftet und der sauren Gurke wie dem Sauerkraut gewogen ist.

Erst spät lenkt der stummgewordene Fährmann den Kahn zum Hafen des Zieles. Die Bäume wiegen sich im Abendwind. In unbekannten Weiten klingen Glocken. Durch die Finsternis brechen Lichter und beleben die Erinnerung an die Balladen vom ertrunkenen Liebsten im Spreewald und von der unversiegbaren Liebe. Da treibt der Liebste im Kahn zum Schloß, in dem alle Leute schlafen mit Ausnahme des schönen Mädchens, das am hellen Fenster sitzt:

> Als ihn nun das Mädchen merkte
> In dem weißen Schloß, dem hohen,
> Hat sie rotes Garn gesponnen,
> Hat sie grünes Garn gezwirnt.
>
> Und geschwungen hat der Liebste
> Sich empor an seidner Schnure,
> Sich empor an seidner Schnure
> Übers Wasser mächtig tief.
>
> »Nur wenn sich verläuft das Wasser,
> So vergeht auch unsre Liebe!«
> »Wasser, das verläuft sich nimmer.«
> »So vergeht die Liebe nicht.«

Ein andermal bin ich in der Osterzeit durch die zweite Hauptpforte des Oberspreewaldes geschritten, bin ich durch Vetschau nach Straupitz gezogen, dessen Kirchturm unvergeßliche Blicke über die Märkerheimat gewährt. Das friedliche Städtchen Vetschau hat zu Zeiten ausgednhnten Flachsbaues reichen Handel beherbergt. Bis zu 1500 Mädchen sollen sich hier versammelt haben, »alle mit roten Röcken zierlich angetan«, um dem Lobetanz zu huldigen und zugleich neue Dienstherrschaft zu suchen.



Am Prinz-Wilhelm-Fließ

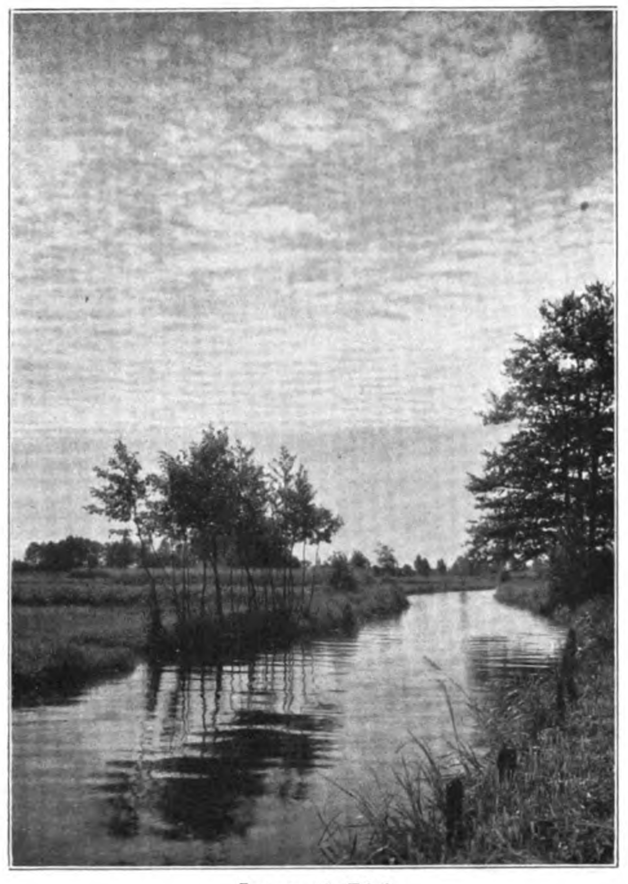
Der Wende tanzt gern und ausdauernd. Ehemals war die dreisaitige Geige (die Husla) neben der Tarakawa, einer Art Oboe, und dem Dudelsack landesüblich, eine quiekende, schrille, gellende Musik, die ich nur noch gelegentlich der Fastnachtsumzüge vereinzelt hören konnte, auf dem Tanzboden aber in wendischer Gegend der Oberlausitz, in Halbendorf und Schleife mit ihrer merkwürdigen Bevölkerung.

Im Krieg sind auch die Nachfolger der nationalen Musikinstrumente, sind Violine und Baß, Klarinette und Horn

verstummt. Die Trauerfarben Schwarz und Grün finden oft Zuzug. Die völlig weiße Trauerhülle der Frau ist mir bereits vor Jahrzehnten überwiegend in der Oberlausitz entgegengetreten.

Die angeborene Musikfreudigkeit lebt in den jetzigen ernsten Zeiten noch vereinzelt fort in der Spinnstube mit ihrer Kantorka, der Vorsängerin. Die mit der Spinnstube verkettete Sitte der Osterumgänge und -fahrten hat mich ergriffen, sooft ich den Passions- und Osterliedern der Sängerinnen in den weichen Vorfrühlingsnächten habe lauschen dürfen.

So ernst sich das Leben bis zum ersten Feiertag, zur Verkündung der Auferstehungsbotschaft gestaltet, am zweiten Feiertag ist die ganze Farbenfreudigkeit der Kleidung wieder lebendig, und dazu ist der Wandertrieb bei alt und jung erwacht, denn was junge Beine hat, besucht mit den Eltern die Taufpaten und holt Eier, Semmeln und Pfefferkuchen von ihnen. Wilibald von Schulenburg, der verdiente Kenner spreewendischen Lebens, hat Leute gekannt, die zu Ostern bis dreißig Kinder auf solche Art zu versorgen hatten. Und ein schlauer Viehhändler habe sogar dreiundsiebzigmal bei seiner Bekanntschaft »Gevatter gestanden« und so vorteilhafte dauernde Verbindungen geknüpft.



Spreewald-Fließ

Die Art des Werdens und Vergehens der Spreewaldlandschaft dem Auge zu zeigen, ist die Umgegend der Schwesterstadt Lübbenaus geeignet, der Stadt Lübben, wo wendische Laute längst verklungen sind. Hier ist die feste Scholle auch in neuerer Zeit fast zusehends aus dem Wasser gewachsen. Das breite Bett der Spree sah das flüchtige Naß schwinden, weil ein zum beschleunigteren Abzug des Winterhochwassers ausgehobener Kanal dem alten Lauf Welle und Woge entzog und sich zur Neuen Spree auswuchs. Und ihr wiederum hat ein später gegrabener Kanal das gewohnte Lebenselement geraubt, statt nur Hochwasser zu schlucken. Neuerdings soll geplant werden, die Wald und Wiese nährenden Überschwemmungen weiter zu beschränken, um regelmäßigeren Grasnutzen zu haben. Wird nicht der fröhlich und unbekümmert wachsende Laubwald einst geschädigt sein? Wird nicht zuviel trockenes, staubendes Acker- und Gemüseland aus frischer Wiese werden?

Der Unterspreewald, in dem ich immer gern geweilt und dereinst auf den Reichspostmeister Stephan, den Jägersmann, gestoßen bin, hat weniger Fremdenzufluß als der vorzüglich von Berlin aus besuchte Oberspreewald. Und doch zeigte er mir, seinem Umfang angemessen, mehr Baumwuchs von auserlesener Pracht. Ich stelle mir vor, die dem Lärm großer Reisegesellschaften abgekehrte, widersprechende Stille des Unterspreewaldes halte den an rasches und geselliges Reisen gewöhnten, dazu auf leichte Sensationen aus-

gehenden Gast gern ab, zumal da die Einwohnerschaft dünn gesät ist und Zeichen der Vergangenheit, wie Tracht und Blockhaus, fehlen. Des Besuchers Auge muß mehr der heutigen Natur zugekehrt sein, wie sie sich offenbart in Baum und Strauch, Busch und Ried, Blume und Insekt, in Wild und Vogel. Weltvergessenes Träumen und Singen, liebevolles Sichversenken in die Reize des königlichen Waldes, in die Folgen nie rastender Arbeit von Ebbe und Flut haben hier ihre erlesene Stätte. In Fließen, Gräben und breiten Flußbetten, beschienen von der Weltbeherrscherin, wuchern Pflanzen bis zur Verfilzung mancher Rinnen, während die silberne rasche Woge den andern Graben sucht, wo dichte Baumkronen Schatten gewähren. Den Wechsel, wenn er klein bleibt, wird der Freund unberührter Natur hinnehmen, der schaudernd an die Möglichkeit denkt, menschliche Eingriffe könnten Trockenlegungen ins Große übertragen — Tausende von Morgen jungfräulichen Landes, jetzt noch monatelang ein See, könnten der Gleichmacherei unterworfen werden. Nach dem schnellsten, höchsten Ertragswert zugestutzt, nur als Nahrungs- und Balkenzuchtanstalt gewertet, könnten Ober- und Unterspreewald nicht mehr lange bleiben, was sie noch sind: Perlen deutscher Natur ohne Gegenstück. Freilich würden mehr Gras, Gurken und Sellerie wachsen, mehr Vieh würde weiden; dafür müßten Vögel, Fische und Wild ihr ungestörtes Reich abermals schmälern lassen; der deutsche Wandersmann von rechtem Schrot und Korn müßte wohl gar vor eisernen Brücken erschrecken.

Die Zeiten des wertlosen Holzes, in denen die Bäcker gleich hinter ihrem Backofen beliebig viel Bäume schlagen durften, sind längst vorüber. Schon vor 120 Jahren hat der preußische Fiskus 17 000 Taler an Holzberechtigte gezahlt für Ablösung ihrer Gerechtsame. Die sehenswerten Veteranen des Waldes, die in zerklüfteten Stämmen und wetterzerzaustem Geäst allerhand scheuem Getier willkommenen Unterschlupf boten, finden keine Nachfolger. Darum sollten die Mächtigen des Spreewaldes ihrer Heimat vornehme Schützer bleiben. Dem Spreewaldverein muß die Arbeit erleichtert werden; er kann nicht alles tun. Wo sich Elch und Wie-



Abendstimmung



Herbstabend im Spreewald

sent, Auerochs und Bär, Reiher und Adler in starken Gemeinschaften wohlfühlten, soll man wenigstens Brachvogel und Storch, Habicht und Sperber halten neben all dem, was bis heute kriecht und fliegt und schwimmt, was im Wald und auf der Heide wächst, in Uferlöchern und hohem Gras gedeiht.

Angesichts der ehemaligen Unnahbarkeit der Landschaft hat ein Chronist verzweifelt ausgerufen: »Jetzo ist nur die Frage, ob sich's dann mit dem Spreewald auch der Mühe verlohne, und dessen Gelegenheit also beschaffen sei, daß man ihn füglich beschreiben könne.« Möchte die gleiche Frage nie nötig werden vor einer einförmigen Aue, über dem von seiner fetten Rinde entblößten Triebsand!

Wohl braucht Deutschland mehr eigne Erzeugnisse für den Magen, nicht minder wichtig wird sein, Schönheit zu halten, wo sie bisher erfreute. Anbaufähige Flächen werden wir auch dort entdecken, wo unwiederbringliche Gegenwerte nicht zu opfern sind. Nahe Inseln für geruhige Ausspannung müssen uns im lauter werdenden Tageskampf erst recht bleiben. Der Spreewald ist eine.

Sommerabend im Spreewald

Mummelblume und Kuckucksruf,
Falter und Libellen!
Zu den brennenden Schätzen rinnt
Sonnenglast in die Wellen.

Singt und klingt das verschwisterte Erz?
Rufen drunten die Glocken?
Will zu den Nixen auch dein Gezweig,
Hängeweide, locken?

Müde legt sich ein heißer Tag
In Kalmus und Schilf zur Ruhe;
Müde zieht auch der Fremdling aus
Seine Wanderschuhe.

Seinem Traum streut die Nachtigall
Heilige Liebeslieder,
Über vergangene Götter fällt
Aus dem ewigen Sternenzelt
Neues Wunder nieder.

Max Bittrich






Pater Abraham

Novelle von Robert Hohlbaum

Der Klostermaler Christian Elias Heiß tat für heute den letzten Pinselstrich an dem Wandgemälde des Refektoriums. Dann trat er ein paar Schritte zurück und musterte mit verkniffenem Auge die hohe Christusgestalt, die das schöne Weinwunder zu Kana vollbrachte. Endlich wusch er die Pinsel, legte sie beiseite und ging ans offene Fenster.

Draußen war Frühling. Im Klostergarten sang eine Amsel. Und weither grüßten zartblau der Kahlenberg und der Kobenzl. Eine unheimlich-selige Stimmung überkam den Maler, wie sie der Gegensatz zwischen dunklem Raum und heller Außenwelt erzeugt. Ganz still stand er und rührte sich nicht. Eine Zeitlang hörte man nichts als das eintönige Rutschen des Messers, mit dem der Frater Klaudius seine grünen Bohnen schnitt. Aber auch in dessen dunkle Ecke drang ein kleiner Sonnenstrahl, nistete auf seiner Glatze und begann zu huschen, sobald er den Kopf rührte. Das tat er des öfteren; immer häufiger wurden die mißbilligenden Blicke, die er nach dem Manne am Fenster warf. Die Klostersuppe stand schon lange auf dem Tisch. Der Mensch war ja beinah wie der Pater Provincial, der auch alles kalt werden ließ, wenn er wieder ein Traktätel im Kopf hatte. Aber der war doch ein Heiliger, und der Maler? Na, er, Frater Klaudius, wünschte sich nicht so viel läßliche, als dies Weltkind Todsünden auf dem Buckel haben mochte. Endlich hielt er sich nicht länger: »Herr Maler!« Er mußte den Anruf wiederholen.

Herrn Christian Elias Heiß hatte soeben die Muse ein wunderliebes künstlerisches Gesicht beschert. Unwillig wandte er sich um.

»Die Suppen wird kalt!«

Der Maler schlug unwillig mit der Hand: »Wär nit arg schad!« Wieder kehrte er sich dem Frühlingsbilde zu.

Aber dem Frater war's bei seinem Bohnenschneiden schon langweilig geworden. »Wahr ist's; bei uns schaut's gut aus. Heut schlachten's den letzten Hammel; o mei, das ist ein dürres Vieh! Und da gibt's noch böswillige Ketzerleut, die machen eine große Clamatio, sagen, die Barfüßermönch saufen und fressen als die Wildsäu. Soll'n nur einakommen, die Neidhammel, die giftigen, und Wassersuppen löffeln. Vergunnet's ihnen. Und« — jetzt traten ihm schier die Tränen in die Augen — »das wär das Schlimmste noch nit. Aber nit ein Tröpfel Wein ist mehr im Keller. Nit ein kleinwinzig's Tröpfel.« Er stellte das Brett mit den Bohnen behutsam auf den Estrich. »War nit not, daß es so weit ist kommen. Aber der Pater Provincial! Wenn der sich resolvieren tät, ganget zum Kaiser — zwegen was ist er denn Hofprediger! — und wollt ihm sagen: Majestät, die Barfüßermönch werden Messen lesen, Messen lesen für alle lebenden, verstorbenen und ungeborenen Prinzen, aber schenken's uns ein Fassel! Huppla! War schon da, der Gumpoldskirchner, der Vöslauer, und wenn's auch nur ein Kahlenberger oder Nußdorfer wär. Der jetzige Herr Kaiser ist ein guter Herr, nit so ein« — Frater Klaudius erhob sich, schlich zu dem Maler und flüsterte ihm ins Ohr — »nit so ein, na ja, weil's wahr ist, nit so ein Ketzer, wie der Marl, von dem mir noch mein Großvater selig gar grausliche Ding erzählt hat.«

Christian Elias Heiß lächelte: »Vermein'. Frater Klaudius sollt nit lästern wider den Pater Provincial, kunnt weit schlimmer sein.«

Der Laienbruder hob die Hände und spreizte die dicken Finger: »Ah na, lästern tu i nit, da sei Gott vor und die liebwerte Jungfrau! I sag' ja nur, viel zu gut ist er, viel zu gut. Gibt alles den Armen. Und die haben zuweilen mehr Geld und Schmausbares in ihrer Keuschen denn wir arme Bettelbrüder.«

Schritte hallten im Korridor. Mit einem Hechtsatz war Frater Klaudius wieder auf seinem Bänklein, riß das Bohnenbrett hoch und begann emsig zu schneiden. »Pst, pst, er kummt, er kummt, i mirk's am Schritt!«

In der Tür stand ein schlanker, großer Ordensbruder. Eilfertig stellte Frater Klaudius das Bohnenbrett nieder, verbeugte sich tief und schnitt dann wieder fleißig weiter. Der Maler ging erfreut dem Kommenden entgegen: »Salve, Reverendissime!«

Auch der Pater ließ die klugen Augen

wohlwollend auf dem andern ruhen: »Gott segne unser fröhlich Weltkind! Ich hab' in kurzem Arbeit für Euch.«

»So ist das neue feine Traktätel vollendet?«

Der Bruder fuhr mit der Hand über die hohe Stirn: »Nit ganz. Verhofft' es für heute. Aber es ging nit mehr; mir schwamm's vor den Augen. Gott wollt's nit.«

»Ist sehr recht von ihm. Man soll nichts zwingen wollen. Die Kunst ist eine Gottesgab', da muß alles werden wie Blüt' und Frucht. Habt eine arg graue Farbe, Pater Abraham. Vermein', Ihr wißt noch gar nit, daß draußen Frühling ist.«

Abraham lächelte müde: »Habt schier recht. Ich vermerk ihn kaum in meiner Zellen, wo ich nichts seh denn ein Stückel Hof und ein Endel blauen Himmel.« Er trat ans Fenster. Nun sangen die Vögel im Chor, und die Nachmittagssonne lag auf dem blühenden Kirschbaum. Abraham faltete die Hände: »Ist schön, ist schön!« murmelte er.

Eine Weile Schweigen. Dann sprach der Maler: »Seht Ihr ihn, den Frühling? Den hat auch Gott gemacht, nit nur die Zellen, die Pergamenter und Gänsekiel. Hilft Euch nit, heut müßt Ihr mit mir!«

Abraham lächelte.

Lauter mahnte der Maler: »Ich weiß Euch eine schöne Promenade, durch die Alservorstadt nach Grinzing. Zwei Stunden Weg, die rütteln den verstaubten Korpus, daß am End auch ein Glasel Gumpoldskirchner nit schaden tut. Sollt sehen, Euch kommen so gute Inspirationes, daß Ihr noch heut abend unter den ersten Band vom ‚Judas' Euer Finis setzen mögt. Schlagt's mir nit aus! Hab' mich gefreut drauf wie ein Kindl auf die Firmelung! Und merkt« — er wies auf das Bild —, »auch Herr Christus war der frommen Lustbarkeit nit immer so abhold, als uns die finstern Herren weismachen wollen.«

Jetzt erst sah Abraham das Gemälde: »Vergebt, Meister Heiß, wo hatt' ich meine Augen!« Er prüfte mit Kennerblick, dann drückte er dem Schöpfer die Hand: »Auch darauf ruht Gottes Segen. Müßt ihm doch genehm sein trotz Euren zuweilen gar losen Reden!«

Der Maler hielt die Hand fest: »Ich lass' Euch nit aus, und so ich mit Euch raufen sollt wie Jakob mit dem Engel. Müßt mir heut den Lenz und den Wein gesegnen!«

Ein paar schelmische Fältlein traten in Pater Abrahams Augenwinkel. »Werden nit etliche böswillige Beschnarcher eine Stell' aus einem Schriftel eines gewissen Abrahamis St. Augustini Provincialis zitieren: ‚Man soll nit mehr auf Becher halten denn auf Bücher, nit mehr auf's Wirtshaus denn auf's Gotteshaus!'?«

»Laßt sie schnarchen! Ich zitier' ein ander Sprüchel selbigen Auctoris, so da lautet: ‚Der Wein ist ein Arrest der Melancholey!' Und ist wohl nichts dem Herrn Christo so zuwider gewest als wie die Tristen. Hat doch selbsten gesagt durch den Mund des heiligen Apostels: Chairete! Freuet euch im Herrn!«

Aus der Ecke tönte eine fette Stimme: »Ehrwürdiger, die Bohnen sind all geschnitten!«

Der Maler lachte. »Das bedeutet, der Frater Klaudius heischt auch sein Teil an dem Symposi. Nehmt ihn mit, Reverendissime, hat auch kein allzu lustig Leben!«

Abraham runzelte die Stirn: »Ist ohnehin zuweilen besessen vom Saufteufel.«

»Demütigst zu melden, hab' mich gebessert seit der Osterbeicht.«

»Das Weltkind verdirbt uns noch alle!« rief Abraham. »Also denn, in nomine Dei!«

Im langen Gang stießen sie auf ein kleines zappeliges Männlein. Das war der Hofbuchhändler Peter Paul Vivian, der Abrahams Schriften edierte.

»Votre Serviteur, Hochwürdigster, wollt' nur erfragen, wann ich wohl die ersten Bogen vom ‚Judas' erhoffen darf.«

»Ach was, laßt den ‚Judas'! Heut gehen wir im Namen Christi auf Wanderschaft. Und nun, allegro, ansonsten saufen uns die andern den Heurigen aus, und Herr Bocksberger, der Wirt aus Grinzig, müßt' ein umkehrt Wunder zu Kana wirken, und unsre Freud würd' zu Wasser!«

»Herr Christian Elias!« mahnte Abraham streng.

Der senkte das Haupt: »Ihr seid im Recht, Hochwürden, will's beichten.«

Schon hatte er den kleinen Buchhändler untergefaßt, und sie wanderten über den Josefsplatz durch die Herrengasse zur Freyung. Und dann durchs Schottentor. Nun grüßte sie der Frühling doppelt süß. Noch drängte sich Haus an Haus in der Vorstadt vom Alsergrund. Aber sie waren nicht so aufdringlich wie die der Stadt, klein und bescheiden

und gönnten den Gärten übergenug an Raum. Blüte über Blüte, Sonne über Sonne!

Herr Peter Paul Vivian überrechnete im stillen, wieviel er wohl vom »Judas« drucken sollte und was ihm das Werk einbringen könnte in den schlechten Zeiten. Frater Klaudius schwitzte, aber er dachte: Ist just so wie mit der ewigen Seligkeit und dem Leben. Mit jedem Schritt kommst näher zum Wein. Abraham und Christian Elias sahen und genossen mit Künstleraugen. Nur daß der Maler vielleicht nur an den Frühling dachte und der Pater vornehmlich an den Herrn, der all die Schönheit geschaffen. Aber im Grunde war es dieselbe heilige Freude.

Immer größer ward der Abstand zwischen den Häuslein, immer üppiger das Blütenbunt, immer älter wurden die Bäume. Und endlich grüßte aus hellem Grün heraus der rote Kirchturm von Grinzing. Abraham und Frater Klaudius traten ins Gotteshaus zu einem kleinen Stoßgebetlein, dann gingen auch sie in den schattigen Wirtsgarten, über dessen Tor ein junger Kranz mit rotem Bande grüßte. Der Garten war noch ganz menschenleer. Uralte Kastanienbäume bedachten ihn, die eben die ersten rosig gesprenkelten Blüten ansetzten. Der dicke Wirt, Herr Bocksberger, schleppte unter unzähligen »G'lobt sei Jesus Christus!« und »G'segn's die heilig' Jungfrau!« einen schweren Krug mit gutem Heurigen herbei. Herr Bocksberger verstand sein Geschäft und redete jedem Gast nach dem Schnabel. Darum, als der frommen Wünsche kein Ende war, sagte der Maler: »Genug, genug, sonst verlernt Ihr noch das ‚Ein feste Burg ist unser Gott!', so Ihr den Evangelischen immer vorzusingen pflegt, wenn sie sich bei Euch besaufen! Wär nit schlecht, so Ihr auch den Koran studiertet; ist nit so aus, daß noch am End' gar wieder einmal der Türk' ins Land kommt!«

Herr Bocksberger bekreuzte sich, murmelte: »Davor behüt uns das liebe Jesulein und alle guten Heiligen!« und verschwand wie der Weiser an der Sonnenuhr, wenn der Abend kommt.

Pater Abraham hob das Glas: »Chairete, hat der Herr gesagt, freuet euch! Und so einmal ein lau' und latschet Wasser in unsre Seele kommen möcht, wolle er's gar hurtig in klaren Wein wandeln. Das helf uns die heilig' Jungfrau!«

Die Gläser klangen widereinander, vier Künstleraugen trafen sich in einem seligen Blick. Den tiefsten Zug tat Frater Klaudius, aber Abraham war viel zu sonnig zumute, als daß er dessen geachtet hätte. Verstohlen füllte sich der Laienbruder den Becher zum andern Male.

Dann sprachen sie von dem und jenem, was just jedem am Herzen lag. Der Maler erzählte ein paar farbenfrohe Stücklein aus seinen Wanderungen in Welschland und Spanien, Frater Klaudius berichtete umständlich, daß zu Zeiten des Kaisers Ferdinand tertii obbenannter Monarch dem Kloster der Bettelbrüder zu Sankt Augustin allwöchentlich ein Fäßlein Mailberger zu senden pflag, über welche Munifizenz die Brüder zu Sankt Rochus auf der Landstraße sich grün und gelb geärgert hätten, und Herr Peter Paul Vivian suchte von seinem Autor zu erfahren, auf wieviel Bände, der Band zu wieviel Bogen, »Judas der Ertzschelm« geplant sei. Der Pater aber saß lächelnd, winkte hin und wieder den drängenden Fragen ab, nahm zuweilen einen bedächtig kostenden Schluck, schlug endlich mit dem Ring ans Glas und hub an: »Nußdorfer trinken mit Fröhlichkeit ist schon erlaubt, aber nit zuviel, sonst bringt einem der Nußdorfer eine Nuß, bei der's ein böses Knacken gibt, heißt Ärgernus. Brunner trinken mit einem guten Freund ist nit unerlaubt, aber nit zuviel, sonst wann er den Krug seines Kopfs zuviel zu diesem Brunn tragt, so zerbricht er. Gumpoldskirchner trinken mit annehmlicher Gesellschaft ist nit unrecht, aber desselben nit zuviel zu trinken, daß vom Umstellen der Buchstaben nit ein Trunkenbold herauswachst. Kahlenberger trinken ist nit sträflich, aber nit so viel, bis einen der Kahlenberger zu einem Kahlkopf macht. Petersdorfer trinken ist nit wider die Gebot Gottes, der Natur und der Kirche, aber nit gar zu viel, sonst schlagt einem dieser Peter auf den Schädel wie Sankt Peter dem Malcho aufs Ohr. Hat ein alter Heide ein gut Sprüchel gesagt, so sich auch viel Christenleut möchten hinter die Löffel schreiben: ‚Est modus in rebus, sunt certi denique fines!'«

Diese Rede versetzte alle in eine wohlige Behaglichkeit. Herr Peter Paul Vivian vergaß seine Editorensorgen, der Maler versicherte Abraham, er wolle ein zierliches Bildlein stechen zu dieser Weinpredigt, so sie



Adolf von Menzel: Schwarzwälder Bäuerinnen

Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin

Aufn. Photogr. Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg

bereinst in Druck erscheine, und der Frater Klaudius tauchte frohgemut einen backenen Weinbatzen um den andern in den süffigen Trank.

Da rollte ein Wagen heran und hielt vor dem Wirtshaus. Undeutlich sah man durch das dichte Baumgrün die vier schnaubenden Pferde.

»Vier Pferd müssen's haben,« brummte Abraham, »soll'n nur aufpassen, daß ihnen nit dereinst Sankt Peter Roßäpfel auf den Schädel schmeißt, so sie Einlaß gehren am Himmelstor.«

Und der Maler, dessen Taschen des öfteren leer waren, seufzte: »Ja, ja, Goldfarb ist die beste, und nit die Nachtigall, sondern der ‚Habich', vermeinen die Leut, säng am schönsten.«

Just tat Abraham den Mund auf zu einer neuen, strafenden Sentenz, da traten die Gäste in den Garten. Ihm blieb das Wort im Halse stecken; er kannte sie. Waren vornehme Kunden. Die schöne, reife Dame prunkte in Brokat, Taft und Seidenstoff, Rubinen und Smaragde glänzten auf dem bloßen Hals. Das Töchterlein, das hinter ihr herging, war zwar auch kostbar angetan, aber ihr bescheidenes, blasses Gesichtlein fügte sich nicht recht in den Putz.

Der Wirt machte einen tiefen Bückling, gab dem glotzenden Schankburschen einen Puff und raunte ihm zu: »Die Frau Baronin Polyxena Kissl und dero hochgeborene Tochter! Eine Ehre! Eine Ehre!«

Die Baronin erwiderte höfisch Pater Abrahams Gruß; die Kleine knickste linkisch. Herr Peter Paul Vivian aber sprang auf, rot wie ein Puter, und schleifte seinen schönsten Kratzfuß vor der Dame. Ein paar Worte gönnte sie ihm, bis der Edelmann, der sich noch bei der Karosse zu schaffen gemacht, in den Garten trat. Er legte der Baronin das türkische Seidentuch um die Schultern; das dauerte länger, als eben nötig war. Herr Peter Paul Vivian fand keine Beachtung mehr. Nur die Baronesse reichte ihm freundlich die Hand, aber daraus schien er sich nicht viel zu machen. Langsam kehrte er zum Tisch der Freunde zurück und schneuzte sich umständlich.

Nachdem sich die drei neuen Gäste gesetzt, ließ der junge Herr, der bisher nur Augen für die schöne Frau gehabt, den Blick durch den Garten gleiten. Erst jetzt erblickte er Abraham, machte eine hastige Verbeugung, und tiefes Rot stieg in sein weiches, noch halb knabenhaftes Gesicht. Der Pater erwiderte gemessen den Gruß. Er war ernst und still geworden.

Dafür ward Herr Christian Elias desto gesprächiger: »Seht, seht, Reverendissime, wie die Dame à la modi umherrennt. Vermein', der Turm von Babel sei nit höher gewesen denn ihre Hartour. Und die Agrippina, des Neronis Buhlfrau, mag wohl auch nit mehr Fleisch zur Schau tragen haben!«

Ingrimmig keuchte Herr Peter Paul: »Eine Jezabel ist sie, eine Poppäa, so wohl noch einmal hundert Eselinnen mitführen mag, die ihr Milch geben müssen für ihre Buhlhaut!«

»Bislang hat sie an einem Esel genug gehabt.«

Nun nahm Abraham das Wort. Seine Stimme klang streng: »Herr Peter Paul, weilen Ihr alter Bock Fasten gefunden, wo Ihr Faßnacht erhofftet, habt Ihr noch kein Ursach zu schmälen!«

Immer noch ruhten des Malers Augen auf der Frau: »Aber, der Wahrheit die Ehr zu geben, ein schönes Weib ist sie. Kunnt' mir schier gefährlich werden, so ich nit den Tugendpanzer meiner fünfzig Jahr um die Lenden hätt'. Malen möcht' ich sie wohl. Dem jungen Herrlein scheint Euer Anblick nit genehm zu sein, Herr Abraham. Kennt ihr es?«

Widerwillig antwortete der Pater: »Ein Convertitus, so durch mich in den Schoß der Kirche geführt wurde.«

»Und jetzt auf bösen Wegen geht? Wird schon wieder heimfinden in zwanzig Jahren.« Nun erst bemerkte er Abrahams Verstimmung. »Ach, so steht's, geht Euch nah,« fügte er leiser bei. »Nun, kreidet mir's nit übel an, Hochwürdigster. Und laßt Euch nit in den Wein spucken durch den Grasaffen!«

Dem Pater tat der warme Ton des verständigen Mannes wohl. Er stieß, schon wieder lächelnd, seinen Becher wider den des Malers: »Seid ein Sorgenscheucher, Christian Elias.«

Ganz leise sagte der: »Bin Euer Freund, so Euch stetig froh sehen wollt. Wenn's einer verdient, seid Ihr's, Abraham.«

Das Dämmern sank, still ward's an dem Tische. Nur das »Gluck, gluck« des trinkenden Fraters Klaudius mischte sich zuweilen in



das Abschiedsingen der Vögel. Der Edelmann und die schöne Dame rückten im Schutz der anhebenden Dunkelheit näher aneinander. Ganz verlassen saß die kleine Baronesse; hin und wieder warf sie einen verstohlenen Blick nach der andern Tafel, der wie Schutz suchend auf Abrahams kluger Stirn haftenblieb, auf die der Schein des eben entzündeten Windlichts fiel.

Der Pater hatte seine ruhige Fröhlichkeit wiedergefunden im Abendfrieden: »Ist so schön hier,« flüsterte er, »man möcht vermeinen, der Himmel hätt ein Loch und ließ seine Gnade scheffelweis niederfallen auf uns. Verdien's gar nit, daß Gott so gut ist, so gut!«

Dem Hofbuchhändler aber gingen solch helle Worte sehr wider den Strich. Zu ihm sprach die Natur nicht und konnte daher auch nicht die üble Stimmung verlöschen, der er seit dem bösen Abenteuer verfallen war. Grau, grau war ihm alles, und er litt es nicht, daß es andern rosig war. »Ist eine schwere Zeit!« seufzte er. Niemand hörte auf ihn. »Eine böse, unchristliche Zeit! — Wird einmal unversehens Gottes Zorn niederbrechen auf die verruchte Welt.«

Verstohlen blinzelte Abraham ihn an. Der scharfe Seelenkenner durchschaute ihn und wußte die Ursache solch arger Prophetien.

»Sind schon unterschiedliche Anzeichen gesichtet worden, so auf eine große Gottesstraf hindeuten. Als da sind: Stinkende Nebel ...«

Abraham lächelte: »O ja, gottlose Nebulones, wie Ihr einer seid.«

»Fisch, Krebs und Kroten haben ihre Wasser verlassen und sind auf trockene G'stätten retiriert ...«

»Kein Wunder, wann alles mit faulen Fischen umgeht, wann man die Tugendhaften den Krebsgang nehmen sieht, wann man in allen Wirtshäusern nichts schaut als leichtfertige Bierkroten.«

»Viel Unkraut ist gewachsen!« Heftig stieß es Herr Vivian heraus.

Aber rasch fiel ihm sein Widerpart ins Wort: »Ja, Bocksbart, Saublum und Frauenmünz, sind wohl auch Euch nit unbekannt sotane schöne Blümelein!«

»Seid ein Spaßmacher, Pater Abraham, mit dem man kein ernst Wörtel reden mag.«

Das schalkische Blinzeln schwand aus des Provincials Augen; er sah mit einmal ganz ernst: »Bin kein Spaßmacher; viel Leut nennen mich also, aber selbige tun mir unrecht. Man muß den Menschen die bitter Wahrheit verzuckern, als die Apotheker tun mit den Pillulis. In der Sach habt Ihr recht, Herr Peter Paul, nur sollt Ihr nit die Argumenta der alten Pfannenreiber und Kräuterhexen ins Treffen führen. Wohl aber gibt es Symptomata, so Gott selbsten gegeben denen sündigen Menschen, sie zur Umkehr zu bewegen. Heilige Männer haben's beschworen, wie daß sie nächtlicherweil in der Luft ein Weinen gehört und ein gar klägliche Musik, so bei näherem Hinhören sich deutlich als der Leichengesang ‚Placebo Domino!' erwiesen. In Preußen hat man die Adler streiten gesehen widereinander hoch im Blauen ...«

Ein Lachen drang aus dem dunkelsten Baumversteck, dahin sich Frater Klaudius zurückgezogen: »Han die Adlern g'raft, haha!« Man hatte auf den Frater völlig vergessen. Nun lachte er aus wässerigen, verschwommenen Augen blöde die Genossen an: »Han die Adlern g'raft, haha!«

Abraham ward blaß und ballte die Faust: »Ich Pflichtvergessener! Rasch, ehevor die drüben es vermerken!« Er und Herr Vivian faßten den Laienbruder unter, der Maler beglich die Zeche.

Zaubermondlicht lag auf den Wegen. Das richtete sich hartnäckig ein auf Frater Klaudius' Glatze. Käferchen und Nachtschwärmer huschten an seiner Nase vorbei. Er aber lachte still für sich: »Han die Adlern g'raft, bös, wann i g'sehn hätt! Und dann ham's g'want, g'want über's Elend auf der Welt.«

Langsamen Trabes zog ein Reiter vorüber. Als er den Laienbruder erblickte, flog ein leises Lächeln über sein Gesicht. Man sah es ganz deutlich im Mondlicht. Und eben schrie der Frater wieder: »Han die Adlern g'raft, die Adlern, und mir raken aa, mir san alle Adlern und hupfen und fliegen!«

Abraham biß die Lippen blutig: »Daß just der muffige Ketzer das ansehen darf. Der Teufel hockt im Wein!«

Man hörte das Rollen der Karosse. Der Maler wandte sich und sah, wie der Reiter vor den Insassen den Hut zog. »Wer war das?«

»Den kennt Ihr nit? Der weitberühmte Arzt Doktor Erhard von Eilers, ein Evangelischer,« berichtete wichtig Herr Vivian.

»Ein Evangelischer? Und der reitet so adlig umeinand in unsrer frommen Stadt?«

»Hat sein eigen Bewandtnis damit. Hat dereinst Seine Kaiserliche Majestät von einem hitzigen Fieber geheilt, so kein andrer Arzt zu bannen verstand.« Er wies nach dem vorbeifahrenden Wagen: »Ist ein Vetter der ...« Das übrige verschluckte das Rollen der Karosse. Und das war wohl gut; denn Herr Vivian war noch immer arg böse.

Schweigend schritten sie weiter durch die helle Frühlingsnacht.

Der konvertierte Edelmann und Hofsekretarius Herr Wilhelm Torske fuhr mit einem Fluch in das farbloseste Wams, das seine Kommode beherbergte. Es half alles nichts, heute mußte er seinem Gönner, dem Pater Abraham, in den Beichtstuhl. Und wenn er in einem grünen oder gar roten geschlitzten und gepufften Koller erschien, erhielt er am Ende nicht die Absolution. Würde heute ohnedies ein Donnerwetter absetzen. Der Blick gestern, hu! Rot war er geworden wie ein Knabe unter dem Schulmeisterbakel. Polyxena hatte es bemerkt, gelächelt und dann so sonderbar »Kind!« gesagt. Ein eigenwilliger Zug trat in sein Gesicht. Er wollte ihr weisen, daß er kein Kind sei; er ging heute nicht in den Beichtstuhl! Wer wollte ihn zwingen? Wer? Der Trotz schwand so schnell, wie er gekommen, und machte der früheren schlaffen Weichheit Platz. Wer? O Gott, so viel, alles! Der Pater hatte ihn am Gängelband wie eine Puppe, seit er ihm den Posten bei Hof verschafft. Wenn Abraham wollte, war Wilhelm Torske wieder der arme schlesische Freiherr, den kein Hund beroch und auf dessen verfallene Rattenburg tief im Polnischen ihm kein Jud' einen Taler lieh. Und dann mußte er fort aus seinem feinen Losament, aus Wien — der Pater hatte die Macht, ihn zu vertreiben — fort von Polyxena. Eine heiße Blutwelle stieg ihm ins Gesicht. Langsam legte er Stück um Stück der grauen Kleider an und dachte an süße Stunden. Dann ging er; es eilte nicht. War nur ein kurzer Weg zur Kirche Sankt Augustin. Den Atem nahm ihm schier die weihrauchschwere Luft. In einer dunklen Ecke drohte Abrahams Beichtstuhl. Nichts blieb Wilhelm Torske erspart. Wenn er zumindest allein in des Paters Zelle hätte beichten dürfen. Aber nein. Eine Stunde mußte er warten, bis all die Hökerweiber und Krümperknechte ihr Gewissen reingewaschen hatten. Dann kniete er und murmelte seine Sünden. Und das Wetter ging nieder über sein Haupt. Das währte endlos lang. War nicht mit ein paar Worten getan wie bei andern, dem alten Prior und dem tauben Pater Kornelius. Ein breites Traktat ward diese Strafrede, gewürzt mit Bibelstücklein, Legenden und Wortspielen. Und schimpfen konnte der Beichtvater! Wie ein Roßknecht! Wie ein Roßknecht! Wilhelm Torske sagte das Wort immer und immer wieder im Geiste vor sich hin und hörte erst auf damit, als ihm sein Peiniger drei Rosenkränze und zwanzig Paternoster überdies, dem heiligsten Herzen Jesu zu Füßen gelegt, zur Buße gab. Dann küßte Wilhelm Torske die Stola, schlich in eine verborgene Altarecke und betete. Seine gebeichteten Sünden schwirrten ihm dabei durch den Kopf. Und langsam überließ er sich dem wollüstigen Erinnern. Nur seine Lippen murmelten. Nach dem ersten Rosenkranz schon stahl er sich fort. Einen scheuen Blick noch warf er nach dem Beichtstuhl. Dort kniete ein kleines Fräulein. Herrgott, das war ja die verfluchte Kleine, die ihm so oft im Wege war! Seit wann ging denn die zum Pater Abraham anstatt nach Sankt Stephan? Ein andrer Gedanke schnellte auf. Dann war ja die Baronin allein! Da galt's die Zeit nützen. Weit rascher, als er gekommen, strebte er seinem Quartier zu, riß das graue Gewand herunter, hüllte sich hastig in Rot, Grün und Blau, die Farben des à la mode, und trug eilends sein weißgewaschenes Gewissen neuen Sünden entgegen. — —

Der Pater Provincial blickte gar erstaunt, als die Baronesse Kissl zu seinen Füßen das »Pater peccavi« sprach. Und als sie sich anklagte, da geschah es, wohl in seinem Leben zum ersten Male, daß der strenge Barfüßermönch, der nicht rechts noch links sah, langsam davonschlich und an dessen Statt sich der freisehende Künstler in den Beichtstuhl zwängte. Die hatte ja Augen, Augen wie unsre liebe Frau im Dormitorium und eine feine weiße Haut und ein melodisches Stimmlein! Christian Elias mußte sie malen. Als Engel. Und er würde ein klein Poema dazu dichten, das nichts sein sollte als ein zarter Blütenhauch. Schritte hallten durch die Kirche; Abraham schrak auf und hörte nunmehr mit doppeltem Eifer. Ein leises Lächeln stahl sich um seinen Mund, und die



schalkhaften Krähenfüßlein kränzten seine Augen, als fiele ihm ein witzig Wortspiel ein. Gott, was waren das doch für nichtige Dingelchen, deren sich das Baronesselein anklagte, dagegen war ja ein Erzengel ein arger Sünder! Nun sah sie zu ihm auf, und er lächelte noch immer.

»Was Ihr mir da erzählt, das sind ja Sündlein, so nit einmal auf ein halb Stündel Fegfeuer langen mögen. Bleibt nur weiterhin so brav, Kindl, und der Herr Jesus und seine hochselige Mutter werden eine diebische Freud haben, und die Englein werden Purzelböck schlagen vor lauter himmlischem Wohlgefallen.«

Die Kleine sah ihn an aus großen fragenden Augen: »Ich wollt' noch ...«

»Was, noch eine so schwere Sünd auf dem Herzel?«

»Sünd wohl nit, aber ...«

Schweigen. Und der rauhe Pater Abraham, der jeden, der nicht gleich Farbe bekannte, ohne Flausen aus dem Beichtstuhl jagte, sagte sanft: »Nun, vielleicht ein andermal,« und sprach das »Absolvo te«.

Wie leiser Frühlingswind rührte ihr Mund seine Hand und flüsterte: »Darf ich wiederkommen?«

»Alleweil, mein Kindl.«

Die letzten Beichtkinder, die noch bebend des Gerichtes harrten, konnten sich nicht genug verwundern, wie milde heute der strenge Mönch war und welch winzig kleine Bußgebetlein er ihnen diktierte.

Am Nachmittage saß der Pater Provincial in seiner Zelle und wollte den ersten Band des »Judas« vollenden. Gestern war's nicht mehr gegangen von wegen des Ärgernisses, das Frater Klaudius gegeben, und heute, warum ging's denn heute nicht? Ein paar Wörtlein störten: »Darf ich wiederkommen?« Sie ließen sich nicht bannen. Klangen und klangen, bis Abraham die Kielfeder fortwarf, daß sie sich spießte, und ans Fenster trat.

Lange sah er hinaus in den Frühling. —

Nach ein paar Tagen schon kam sie wieder. Und bald darauf abermals. Aber da sie immer wieder nur ihre winzigen Fehlerlein zu bekennen hatte, sagte Abraham endlich: »Kommt nit so bald wieder. Ist schad um die Zeit.«

Da sah sie ihn ganz verschreckt an: »Ihr schickt mich fort, hochwürdiger Herr?«

»Aber beileib nit, schätz' nur dafür, daß Ihr was Bessers mögt tun jetzt im Lenz, denn im finstern Beichtstuhl hocken. Wandern und Kränzlein binden und singen mit andern Jungfräulein.«

»Gespielinnen hab' ich nit, und allein wandern ist traurig.« Ihre Stimme zitterte. »Ihr wart mir wie ein Vater, Pater Abraham. Der meinig ist schon so lange tot.«

Eine Weile schwieg der Mönch, dann mahnte er: »Habt doch eine Mutter!«

»Meine Mutter ...« — sie stockte, und plötzlich traten Tränen in ihre Augen.

Abraham ward's weh ums Herz: »Aber Kindl, wer wird denn gleich weinen! Wann du gern kommst, dann komm in meine Zell, alle Tag, wann's dir paßt. Dort kannst weinen und reden, wie dir der Schnabel steht.«

Die Tränen versiegten: »Kommen darf ich? Wann ich will? Alle Tag darf ich kommen? Wie seid Ihr gut! Besser kann ja der liebe Herrgott auch nit sein!«

Der Pater drohte lächelnd: »Das war die erste Sünd. Werden wir halt doch unterweilen Beicht hören müssen!« —

Nun kam sie täglich in Abrahams Zelle. Das war nichts so Absonderliches. Kamen gar viele, Männlein und Weiblein, die sich Rat holten bei dem weltklugen Priester. Die Frau, deren Gatten der Saufteufel regierte; der Mann, der nicht mehr aus wußte vor seinem bösen Hausdrachen; der Bauer, der seinen Acker, der Wirt, der seinen Wein losschlagen wollte. Und gingen alle belehrt und getröstet aus der heiligen Zelle. Nun saßen darin Abraham und die kleine Baronesse Tag um Tag und sprachen von dem und jenem. Und dann zog wohl der Pater lächelnd eine Pergamentrolle aus der Lade und las. Wie lachte die Kleine da über die krausen Einfälle, die lustigen Wortscherze, die ergötzlichen Histörchen. Aber wie verständig hörte sie zu, wenn er die ernste Lehre zog aus all dem Frohsinn. Das tat ihm wohl. Die Leute meinten alle, er mache Spaß um des Spaßes willen, und merkten nicht, wie bitter ernst ihm alles war, wie er mit heißem Herzen Reinheit erstrebte. Dies kleine Mädchen, halb ein Kind noch, verstand ihn. Nur zuweilen, wenn Ulrich Megerle, der Bauernsohn, in dem Hofprediger wach wurde und derbe Worte sprach, dann blickte sie so ängstlich zweifelnd, daß Abraham sich schämte und das böse Wörtlein tilgte. Um ihr zu ge-



Anselm Feuerbach: Selbstbildnis

Mit Genehmigung der Hofkunsthandlung von Fritz Gurlitt in Berlin



fallen — ohne daß ihm dies so recht bewußt wurde —, erdachte er manches Zarte, ein hübsches Verslein, ein anmutig Bild, woran sie eine liebe Freude hatte. Zuweilen fand sich noch als dritter Herr Christian Elias ein, der ein häufiger Gast in Abrahams Zelle war, denn gar oft schufen sie ein gemeinsames Werk, und der Meister war stolz, wenn seine Kupferstiche des Autors Beifall fanden.

Einmal, indes Abraham dem Mädchen das neueste wohlgelungene fromme Traktätel vorlas, saß Christian Elias verstohlen in seiner Ecke und zeichnete die Kleine. Nun hatte sie seltene Augenblicke, da die ganze Welt um sie zu vergehen schien und ihre Augen einen fremden Glanz trugen. Solch einen Augenblick erhaschte der Künstler und bannte ihn aufs Papier. Als Engel war sie zu sehen, und es sollte ein Titelkupfer werden für Abrahams heiliges Werklein. Verstohlen legte der Maler das Bild auf den Tisch.

»Das bin ja ich!« rief sie in höchster Überraschung. »Seh' ich denn wirklich so aus? Und soll ich vielleicht in das schöne Büchel hinein?«

»Mit gütiger Permission, Baronesse ...«

»Nein, das verdien' ich ja gar nit!«

Da strich Abrahams Hand über ihr schlichtes Blondhaar: »Kindel, was du verdienen tätst, das, das kann man ja gar nit sagen!«

Als sie gegangen, saßen die Freunde noch im Dämmern beisammen.

»Reverendissime, betrachtet einmal genauer das Bild. Was deutet Ihr heraus?«

»Schön ist's, aber ich vermag nichts Absonderliches zu sehen!«

Der Maler schwieg eine Weile, dann sagte er ganz leise: »Menschen mit solchen Augen, die tragen den Himmel schon in sich, die leben nit lang.«

»Vermeint Ihr?« Heiser stieß es Abraham hervor, Er zog die Kutte fester um den Leib. Ihn fror.

Eines Nachmittags, als die Jüngerin an die Zellentür pochte, ergriff Abraham soeben seinen derben Stock, um auszugehen. »Ist mir innig leid, Kindl, aber heut geht's nit. Ich muß fort zu einem armen Kranken, von dem ich nit weiß, ob er morgen noch atmet.«

»Darf ich mit?«

»Aber Kindl, ist ein ganz grauslicher Weg da hinaus durch schmierige und stinkige Quartiere. Das ist nichts für deine feine Adelnasen.«

»Oh, das schiert mich alles nit. Ihr sagt ein paar lustige oder weise Wörtel, und die Wüst' wird ein blühender Garten.«

Abraham hatte aus dem Schranke zwei Flaschen Wein herausgekramt, steckte sie in einen alten Bettelsack und gürtete den um den Leib.

Es war kein guter Weg, als sie das Stubentor hinter sich hatten. Noch ein paar große Häuser, dann wurden sie immer kleiner und ärmlicher, je weiter die beiden die Landstraße aufwärts kamen. Keine Gärten, nur schmutzige, kahle Höfe, in denen ein paar dürre Hühner gackerten, ein paar freche Spatzen schrien, ein räudiger Hund heiser aufbellte. Aber das verschüchterte die Baronesse Anna gar nicht. Sie lachte und versuchte freudig, dem langausgreifenden Pater Provincial nichts nachzugeben. Nun wurden die Häuslein ganz spärlich. Freies Feld voll Gras und Wucherblumen. Beide schwiegen, und eine Weile hörte man nur den Hall ihrer Schritte. Endlich sagte die Baronesse:

»Wollt' Euch schon immer was fragen, Pater Abraham.«

»Hab's schon lang vermerkt.«

»In der Zell bracht' ich's nit zuwegen. Aber jetzt geht's vielleicht. — Sagt, ist das Sünde, wenn man mit einem Evangelischen spricht?«

»Mit einem Evangelischen? Sünde? Ist die Frag', was man spricht mit ihm.«

»Wenn man gut redet ...«

»Muß nit eben Sünde sein. Man kann ihn lenken wollen auf den rechten Weg. Das ist sogar Gott gefällig und der lieben Jungfrau.«

Ein klein wenig lächelte Anna; ganz scheu: »Nein, das wohl nit. Lenken laßt er sich nit, das nit. Der ist ganz fest ...«

Die Zornader schwoll auf Abrahams Stirn: »Ganz verstockt, mögt Ihr besser sagen! Ja, so sind sie, widerborstige Höllbrocken, so sich in ihre grausliche Lehr verhakelt haben wie des Absalons Haar in den Eichbaum. Giftige Baalspriester sind's alle miteinand wie ihr Ahn, der Luther, der jetzt in der Höllen schmort.«

»Nein, nein, Pater Abraham, so ist derselbig nit! Der ist gut, so gut! Hilft den Armen, heilt sie von allen Bresten, nimmt nie ein Kreuzerlein dafür und spricht so sanft als ein Heiliger.«

Pater Abraham zog die Lippen hoch:

»Wenn er so gut ist, dann soll er ein rechter Christ werden. Oder am End' will er Euch gar einfangen? Gibt gar mancherlei Wölf im Schafpelz.«

»Auch das nit, Hochwürdigster; er sagt kein Wörtel nit wider die heilige Kirch'. Vermeint, jeder möcht gut sein auf seine Weis'«

»So, so!« Mit einem Ruck wandte Abraham den Kopf und sah ihr mißtrauisch ins Gesicht: »Wer ist's denn?«

Ein kleines Schweigen: »Ihr kennt ihn gewiß. Der Arzt, der Doktor Erhard von Eilers.«

»Der!« Noch mißtrauischer fragte er: »Woher kennt Ihr den?«

»Ist mein Ohm, meines seligen Vaters Stiefbruder.« Ganz leise: »Ist das Sünd, hochwürdiger Vater, so ich ihm gut bin?«

Ganz sonderbar stieg's auf in Abraham. Schier vergaß er, daß sie von einem Ketzer sprachen. Wußte für einen Augenblick nur, daß die kleine Anna ihm gut sei. Hart sagte er: »Ja, das ist Sünd.«

»Wahrhaftig? Ich kann ihm doch nit bös sein. Er war der einzig, der immer lieb war mit mir.«

Schwer atmete der Pater: »Kind, und ich?«

Da sagte sie ganz leise, als offenbare sie einen wunderschönen Traum: »Euch beide möcht' ich haben und sehen, wie Ihr euch die Händ reicht.«

»Das wirst nie erleben ...«

Schneller schritt der Pater und hielt vor einem winzigen, verfallenen Hause: »Bin am Ziel.«

»Darf ich mit hinein?«

»Nein, des kann gar nit die Red sein. Das ist kein Anblick für Euch.«

Ein reich gesatteltes Pferd stand da, an einen erstorbenen Nußbaum gebunden, und rupfte die spärlichen Grasbüschel längs dem Straßengraben. Erstaunt musterte Abraham das schöne Tier. Dann trat er ins Haus.

Dicke Krankenluft schlug ihm entgegen. Aus riesigen bunten Betten tauchte das gelbe, verschrumpfte Gesicht eines alten Mannes auf, der schon halb dem Jenseits zu gehören schien. Ein häßliches greises Weib hantierte daneben. Abrahams Fuß stockte, am Kopfende des Bettes stand ein Mann. Der trug keine Perücke, frei wallte das ergraute Haar, hoch war die Stirn, und der Mund lächelte weich, da er eben sprach: »So; alle zwei Stund ein Löffelchen, und von dem« — er wies auf einen reichbepackten Eßkorb — »dürft Ihr mehr nehmen. Die Medizin kann nit schaden.«

Das Lächeln verschwand auch nicht, als er nun Abraham ins Gesicht sah: »Gott zum Gruß, Reverendissime; habt kein Arg, ich schier' mich nur um den Korpus, die Anima überlass' ich Euch gern.« Neigte sich und ging.

Das alte Weib war verwirrt und verlegen. Sie küßte Abraham die Hand und stammelte: »Ich bin nit schuldig. Hab' ihn nit gerufen. Er hat's nur gehört, daß der Alte so schwach ist, da ist er kommen. Ganz von ihm selber. Er ist so viel gut, ich kann ihm doch nit was Böses sagen. Ist überdies ein vornehmer Herr, und sogar beim Herrn Kaiser soll er in rechten Gnaden sein.«

Abraham wehrte ab: »Schon gut!« Er packte die zwei Flaschen aus. »Vermein', meine geringe Gab wird Euch nit mehr munden, weilen Ihr solch Festmahl in der Bereit habt. Freilich, ich bin ja nur ein armer Bettelbruder und kein vornehmer Herr.«

Er spendete dem Kranken Wegzehrung und Ölung. Es war ganz still in der Stube, nur die Fliegen summten, und die Rosenkranzperlen glitten leise klappernd über die knochigen Finger der Greisin.

Als Abraham wieder ins Freie trat, hörte er noch verhallenden Hufklang.

»Das war er,« sagte Anna leise.

»Weiß. — Hat er mit Euch gesprochen?«

»Ja.«

»Was?«

»Er sagte: ‚Bist mit dem Pater Abraham kommen? Das ist recht. Das ist ein Mann, der weit hinausreicht über unsre enge Zeit, wenn er's auch selber nit vermerkt.'«

»So, und was noch?«

»Dann fügte er noch bei: ‚Ist wohl ein Lutheranerfresser, aber das wird schon anders werden.'«

»Und ich sag': Das wird nit anders werden! Wollen schaun, wer's letzte Wörtel redt.«

Schweigend gingen sie; durch das elende Dörfel Simmering, den langen Rennweg hinab. Ein Zug von Kindern kam an ihnen vorüber. Auf einem Radwägelchen lag ein Mädchen. Das hatte einen Kranz im Haar, gefaltete Hände und regte sich nicht. Die andern gingen paarweise hinterher und sangen laut und eintönig.



»Seht, Pater Abraham, die Kinderlein! Spielen Begräbnis.«

Abraham runzelte die Stirn: »Ein übel Vorbedeutung.«

Unheimliche Farben trug der Himmel über den Donauauen. Ein seltsames Gemisch von Grau, Gelb und Rot. Schwül drückte die Luft. Niedrig strichen die Schwalben. In einer Taberne sangen Scholaren der Universität das Weinlied vom Tod:

> Fort, fort, du reicher Batzeng'sell
> Mit deiner Münz und Lage (Aufgeld),
> Es ist nit ständig deine Stell,
> Gehörst in mein' Bagage.
> Was helfen die Marsupia
> Und goldenen Aucupia,
> Du mußt doch all's verlassen.
> Denn sterben müssen alle Leut',
> In dem Spiel gibt's nit passen.

»Wann er wirklich käm, der Tod,« murmelte Abraham, »das Singen und Saufen tät ihnen vergehen.«

Den Wanderern nach klang neckend die nächste Strophe:

> Ihr hoch- und wohlgelehrten Köpf',
> Doktores und Discipel,
> Ihr seid mir nur wie ander G'schöpf,
> Ich pack' euch auch beim Schippel.
> Ich nimm euch sine venia
> Die witzigen Ingenia,
> Hilft weder Buch noch Schwarten,
> Denn sterben müssen alle Leut',
> Das steht auf jeder Karten.

Mit einemmal sagte Abraham ganz leise: »Ist vielleicht doch nit sündhaft, wenn du mit ihm redst, Kindel.«

Donner rollten. Als Abraham vor dem Kloster hielt, erleuchtete der erste Blitz die Inschrift über dem Tor: »Pulvis es et in pulverem reverteris!« — —

Alle Tore standen offen im Palais Kissl, als Anna heimkam. Der alte halbblöde Torwärtel, ein Invalid aus dem langen Krieg, der hier sein Gnadenbrot aß, saß auf einem der großen Löwenköpfe, die das Haupttor säumten, und schlief. Er wachte auf und lachte blöde: »Ist alles furt, alle Lakaien und Madeln. Die Frau Baronin hat's furtg'schickt. Nur i bin dablieben. I muß wohl da verharren, ohne mi ganget's nit. Na, ohne mi ganget's nit!«

Im Vorzimmer lehnte ein Zierdegen, dessen Korb von einem Hut verdeckt war.

Sie ging in ihre Stube. Schwül, schwül war's. Sie riß das Fenster auf. Blitze schreckten sie. Sie schloß es wieder. Eine rätselhaft-dunkle Ahnung war in ihr. Sie konnte nicht allein sein. Die Mutter war wohl daheim. Leise schritt sie hinüber. Eben wollte sie an die weiße, goldgezierte Tür pochen, die zum Schlafgemach der Baronin führte, da hörte sie Stimmen. Die Mutter. Aber was war das? Sie, die immer so kalt und schneidend sprach, sie flüsterte, heiß und vergehend. Und dann eine andre Stimme. Leise sprachen sie, und doch hörte Anna mit geschärften Sinnen jedes Wort mit schrecklicher Deutlichkeit. Erstarrt stand sie. Und dann nur ein Gedanke: Fort, fort! Blöde sah der alte Türhüter ihr nach, als sie in die Nacht hinausrannte, und schlief wieder ein. — —

Das Wetter war vorbeigezogen, nur ein paar Blitze, ein paar Donnerschläge, dann wanderte es weiter nach Osten. Die Schwüle blieb. Ziellos ging Anna durch die engen Gassen. In der Judengasse, just vor dem Tor des Ruprechtskirchleins, stolperte sie. Ein Mann lag da. Eben zog die Stadtguardia vorüber. Der Führer leuchtete ihr ins Gesicht und präsentierte staunend, als er die vornehme Dame erkannte. Die Wächter beugten sich über den Liegenden. Es war ein Toter. Ein Mann lief nach dem Hohen Markt und rief ein paar Siechknechte, die dort ihr Quartier hatten. Zwei Stadtgarden geleiteten die Baronesse. Zweimal noch sahen sie taumelnde Menschen, die niederstürzten und von den Siechknechten fortgetragen wurden.

Lichter flammten in vielen Fenstern, Haustore flogen auf. Gestalten huschten hin und wider. Tuschelnde Gruppen formten sich. Als Anna heimkam, hörte sie, noch halb im Traum, wie der blöde Torwart lachend zu einem Nachbar sagte: »O mei, dös kenn i, dös war Anno einundfünfzig das nämlich. Auch dazumal hat's die Leut so überhaps packt und umg'haut wie die Fliegen. Dös kenn i. Dös is nix anders wie der schwarze Tod.«

Es hörte sich an, als spräche er von einem alten lieben Bekannten.

Durch die Nebel des Frühmorgens ratterten Karossen und Bagagewagen. Die Kutscher hieben in die eilig geschirrten Pferde, daß sie sich bäumten und Feuer aus dem



Pflaster schlugen. Was Roß und Kutsche hatte, verließ die Stadt. Aber auch viele Arme schleppten ihre geringen Habseligkeiten nach den Vorstädten. Indes auch hier lagen schon Tote und Sterbende auf der Straße und in den Gossen. So keuchten die Fliehenden weiter, den ungewissen Wäldern entgegen.

Viele aber blieben, vom Schreck gelähmt, ziellos gejagt, wahnsinnig; schrien, johlten, beteten. Andre versperrten sich in ihrem Hause und drohten jeden zu erschießen, der Einlaß begehrte. Aber auch nach ihnen langte die weitgreifende Hand. Diener verließen ihre Herren, Männer ihre Weiber, Eltern die Kinder, Kinder die Eltern. Nur die Siechknechte hatte ihr Handwerk stumpf gemacht. Wie geschlachtetes Vieh warfen sie die Toten auf die Wagen, haschten da und dort nach einem Ring oder einer goldenen Kette. Und wenn auch sie das fahle Grauen ankriechen wollte, übertäubten sie's mit einem Schluck Branntwein und rohen Scherzen. Die Totenwagen rollten durch die Straßen. Wie ein grauser Maskenzug war's anzusehen. Große Perücken hingen von den Karren, taftene und seidene Schleierlein, bunte Schleifen und Bänder. Irrsinnige Angst vor Gottes Gericht trieb die Menge den Kirchen zu, der nächste Atemzug konnte den Tod bringen; rasch noch Friede mit Gott, solange noch Zeit war! Und Tausende, die sonst dem Wort Gottes geflissentlich aus dem Wege gegangen, drängten, kratzten, prügelten sich um einen Platz im Beichtstuhl.

Fahl stieg der Tag auf. Im wilden Knäuel wogten die Menschen. Gellende Bußlieder rasten zum Himmel. Jeder haschte nach einem frommen Ding, küßte es, preßte es an die Brust, der ein Kruzifix, jener einen Weihbrunnkessel, der dritte ein heiliges Bild. Es war der jüngste Tag. Vergebens suchte Abraham sich einen Weg durch die Masse zu bahnen, Sterbenden Trost zu bringen. Als er diese Wahnsinnigen sah, die noch vor Stunden mit dem Heiligsten Spott getrieben, Gott gehöhnt, Laster und Unzucht geliebt, da faßte ihn heißer Zorn. Auf ein kleines Postament schwang er sich und hob die Arme. Plötzlich war Schweigen. Alle erhofften Rettung von dem heiligen Mann. Und Abraham schrie: »Auf, auf, ihr sündige Menschen! Die Axt ist schon an den Baum gesetzt, der Zorn Gottes ist schon an der Tür, die Stimme des Allmächtigen wird euch berufen zur Ewigkeit. Der heilige Erzengel Michael hält schon die Wag', euer Werk zu messen. Auf, auf, tut die wenigen Stunden, die euch noch bleiben, ernsthafter, stiller Buß schenken, denn die allein ist der Schwamm, der eure Sünden kann abwaschen, die allein ist das Feuer, die euren Schuldbrief mag verbrennen.«

Die Leute wanden sich vor Reue und Wahnsinnsangst. Abraham wollte weitersprechen. Da rührte eine Hand seinen Arm. Ernste Augen blickten in die seinen.

Erhard von Eilers stand vor ihm.

»Fort, Ketzer, stör' nit mein Werk!«

Der Arzt aber erwiderte ruhig: »Heut sind wir alle gleich, Pater Abraham. Und was Ihr gesprochen, war Euer nit würdig. Handelt nach Eurem eignen Wort, lehnt den Stab ‚Wehe' beiseit, nehmt den Stab ‚Sanft' und ruhigt alle Herzen. Ihr vermögt's, denn Ihr habt einen guten, milden Sinn.«

Noch einmal sah er dem Mönche fest und gütig ins Auge, dann verschwand er in der Menge, den Siechen Linderung zu schaffen.

Einen Augenblick kämpfte Abraham mit sich; dann neigte er sich demütig: »Wir sind allzumal arge Sünder. Der Herr, der dies Leid gesandt, als ein reinigend Wetter, wird Barmherzigkeit üben an jenen, so sein Blitzstrahl trifft.«

Und siehe, die wenigen Worte träufelten den Tau des Friedens über das Volk. Still knieten alle und beteten. Und Abraham schritt durch die Reihen, Worte des Trostes auf den Lippen, reichte den Sterbenden das Kruzifix zum Kuß und faßte ihre Hand, auf daß sie vermeinen möchten, eine liebe Mutter führe sie in die Ewigkeit.

Mitten unter einem Haufen von Menschen saß einer und zeichnete wie im Fieber mit wilder Hand. Das schweißnasse Haar hing ihm in die Stirn.

»Herr Christian Elias!« schrie Abraham.

Irr lächelte der zu ihm auf: »Ja, ja, ich zeichne, ich zeichne, seht, wie wohlgelungen dieser Todeskrampf in den zusammengepreßten Lippen!« Er wies auf sein Bild, darauf nichts zu sehen war als wirre Striche. »Das hab ich gut herausgebracht. Seht, diese brechenden Augen soll mir einer nachzeichnen! Zeichnen, zeichnen will ich, ein herrliches Titelkupfer für Euch!« Plötzlich stockte die Hand, er sank zurück. Das Skizzenbüchlein

rollte über die Leichen. Ein leises Paternoster sprach Abraham. Dann ging er weiter. — —

Zwei Tage, zwei Nächte hatte der Pater gewacht. Nun lag er in seiner Zelle, von Müdigkeit übermannt. Draußen ging ein feiner, warmer Regen nieder, und es war tiefstill.

Da pochte es an die Tür. Im matten, roten Licht der heiligen Ampel des kleinen Altars stand Erhard von Eilers.

Langsam richtete sich Abraham auf. »Träume ich? Ihr?«

Erhard von Eilers war blaß. »Pater Abraham, ich muß Euch rufen. Eine Sterbende ersehnt Euch.«

Hochauf schnellte der Mönch. Nur sein Blick fragte.

Der Arzt nickte. »Sie ist allein. Ich kann nit immer um sie sein. Alle bedürfen meiner.«

»Und die Mutter?«

»Fragt nit!« Schneidend klang seine Stimme. »Ist ehgestern eilend heidi über alle Berge mit . . .«

Abraham brach nieder. Er vergrub das Gesicht in die Hände. »Kommt, die Zeit drängt!«

Schweren Schrittes gingen sie.

Der blöde Torwärtel lachte, als er sie kommen sah: »Alle san's furt, alle tschappt er, der Schwarze. Nur mi laßt er da, werdt's segn, mi laßt er da! Wie Anno einundfünfzig. Akkrat wie Anno einundfünfzig!« —

Die Kranke erkannte Abraham; sie lächelte. Dann fiel sie wieder ins Fieber.

»Ich muß noch nach einem Siechen sehen,« sagte der Medikus. »Hier bin ich nit mehr not.«

Abraham kniete nieder und betete. Aber bald stockte er; verstummte, streichelte nur zuweilen die unruhvoll tastenden Hände. Und mit einemmal keimte eine tiefe, schmerzliche Weichheit in ihm auf wie eine scheue Wunderblume. Er weinte. Und es schien ihm, als sei Gott seinen innigsten, heißesten Gebeten nie so nahe gewesen wie dieser tiefstillen, nachtkalten Stunde.

Lange kniete er so. Ein leiser Schritt schreckte ihn auf, der Arzt war zurückgekehrt. Der nickte leise grüßend, beugte sich über das Mädchen und schloß sanft ihre Lider. Da fühlte er, wie eine Hand nach der seinen tastete. Erhard Eilers umschloß sie mit festem Druck. Dämmerlicht lag auf der Toten blassem Antlitz. Von Sankt Augustin klangen die Morgenglocken.

Der Vater und das Töchterchen

Brikele

Heute gibt's Birnen mit den Stielen!
Wollen wir wieder Kaufmann spielen?
Grüß Gott, Frau Kauffrau!

Ich möchte was für meine Kinder kaufen,
Sie müssen so viel in die Schule laufen.
Was gibt es denn?

Oh, da liegen ja Messer, Scheren,
Bleistifte, Spiegel, Gläser und Bären.
Das ist ein schöner Laden!

Haben Sie noch ein Stück Schokolade?
Meine drei Kinder haben Hunger grade,
Und es ist doch Krieg.

Meine Kinder spielen auch gerne Reise.
Oder haben Sie noch ein Päckchen Seife?
Danke schön, danke!

Meine Kinder werden sich waschen wollen,
Und der Posten sagt immer: Haben Sie nichts zu verzollen?
Nein, heute gewiß nicht.

Ach, und kann man für einen Soldaten im Schützengraben
Ein kleines Kindchen bei Ihnen haben?
Was kostet's? — Drei Pfund.

Ich sehe schon, bei Ihnen ist's billig.
Da komm' ich auch wieder, gern und willig,
Und empfehle Sie meinen Bekannten.

Jetzt braucht' ich noch Hosenstoff, guten, starken,
Für meinen Buben. Aber ich habe keine Marken.
Kann ich's schuldig bleiben?

Nun wird es dunkel, und Sie müssen ins Bett.
Bitte, machen Sie mir ein Postpaket.
Es ist zu schwer geworden.

Leben Sie wohl, und es soll Sie nicht reuen —
Da werden sich aber meine Kinder freuen!
B'hüt Gott, Frau Kauffrau!

War das nicht schön gespielt?

Ludwig Finckh






Erinnerungen an Theodor Storm

Aus Theodor Storms Kindheit

Mitgeteilt von Gertrud Storm

Im September 1860 verlebte mein Vater nach langen Jahren einmal wieder seinen Geburtstag bei Vater und Mutter in Husum, in dem alten Familienhause in der »hohlen Gasse«. Einst hatte ein Vorfahr es seinem Sohne zur Hochzeit geschenkt. Von seinem vierten Jahre an verbrachte mein Vater seine Kindheit und Jugend, bis zu der Zeit, da er sich selbst sein Nest baute, in diesem alten Hause mit seinen hellen, hohen Räumen und dem kleinen Garten, in dem so viele Blumen blühten, die heute in keinem Garten mehr zu finden sind.

Und als er nun an diesem 14. September frühmorgens im goldenen Herbstsonnenschein in dem kleinen, etwas verwilderten Garten umherging, wanderten seine Gedanken weit zurück in die Vergangenheit zu den Geburtstagen seiner Knabenjahre. Aber keiner hob sich aus der Erinnerung besonders hervor. »Sie müssen (die Geburtstage) also wohl damals auch ohne besondere Feierlichkeiten vorübergegangen sein,« schrieb er an seinen kleinen Ernst nach Heiligenstadt.

Eins aber hatte er nicht bedacht. Als mein Vater Quartaner war, schenkte ihm seine Großmutter Woldsen ein Puppentheater zum Geburtstag. Diesem Puppentheater verdankte der Knabe Stunden unsäglichen Glückes. Was mir mein Vater selbst darüber erzählt hat, möchte ich als ein Erinnerungsblatt den vielen Freunden seiner Dichtungen zu seinem hundertsten Geburtstag schenken.

Nachdem ich mein 18. Lebensjahr vollendet hatte, ließ mich mein Vater ein ganzes Jahr lang aus Goethe lesen. Er hielt mich auch für reif genug, unter seiner Anleitung nun auch den »Wilhelm Meister« kennenzulernen. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir, daß er als zehnjähriger Knabe von seiner Großmutter ein Puppentheater zum Geschenk erhalten habe. »Die ganze Knabengeschichte, die Wilhelm Meister erzählt,« sagte mein Vater, »enthält eine fast getreue Spiegelung meiner Knabenzeit, ja, fast in allen einzelnen Daten ist es mir ebenso ergangen.«

Wir befanden uns oben in seinem Studierzimmer, aus dem Fenster schweifte der Blick weit über Wiesen und Wälder; bei klarem Wetter konnte man hinter dem Walde die Segelschiffe auf der Eider deutlich erkennen. Mein Vater saß in seinem alten Lehnstuhl am Fenster. Ahnend, daß in diesem Augenblick ein Stück Kindheitserinnerung an seinem inneren Auge vorüberzog, das nach Erlösung verlangte, setzte ich mich still zu ihm und horchte.

»Es wird dich nicht langweilen, mein Kind, wenn ich aus meinen Kinderjahren erzähle,« begann er. »Die Geschichte ist zwar sehr alt, so alt, daß ich sie fast vergessen habe!«

Ich habe mir hinterher Notizen gemacht, sie dann im Laufe der Jahre vergessen und verloren. Vor nicht sehr langer Zeit habe ich sie bei einem großen Aufräumen wiedergefunden und mir dann die Mitteilung für diese Gelegenheit aufgehoben. Ich will meinen Vater selbst erzählen lassen:

»Einen großen Zeitraum von mehreren Jahren habe ich meine ganze Freizeit außer der Schule mit der Direktion meines Puppentheaters ausgefüllt; zwei Schulkameraden, Krebs und Olhuus, waren dabei meine Gehilfen. Eine alte Jungfrau, bei der Olhuus wohnte, half uns die Puppen, die freilich nur von Papier waren, ausschneiden und eiserne Drähte daran befestigen. Sie ließ in den Aufführungen den Papageno tanzen und sang dazu mit einer schönen Fistelstimme: ‚Der Vogelfänger bin ich ja, hops heisa lustig, hopsasa!', was mir die ungemischteste Freude machte.

Das Theater hatten wir anfänglich mitten in der Stube, späterhin zwischen zwei Stuben in der offenen Tür. Alles war so verhangen, daß wir nicht dabei zu sehen waren. Das Geheimnisvolle hatte den größten Reiz für uns. Das Zimmer für die Zuschauer, die meist aus der lieben Nachbarschaft und den Dienstboten bestanden, blieb stets ohne jegliche Beleuchtung, damit das Aufrollen des Vorhanges einen noch zauberhafteren Eindruck machte.

Das erste Stück, das wir aufführten, war aus einer Gedichtsammlung eines gewissen Petzel aus Tönning und stellte die Geburtstagsfeier eines Grafen Rantzau vor. Obgleich die Puppen steif waren, so erntete doch eine jugendliche Figur, welche die junge Gräfin Sophie vorstellte, besonderen Beifall. Ich erinnere mich, daß sie mir besonders lieblich vorkam, so daß ich beinah eine Art phantastischer Neigung für sie bekam. Meine verstorbene Schwester Lucie, die ich von allen Geschwistern am meisten liebte, sprach nach dieser Vorstellung auch öfters von der ‚niedlichen Gräfin Sophie'.

Mit Totstechen, wie der Wilhelm Meister, haben wir nie etwas zu tun gehabt, dagegen gelang uns Donner und Blitz vorzüglich mit Kupferplatten und Hexenpulver. Aber, o weh,

als ein papierner, bunter Regenbogen ganz zierlich an einem Zwirnsfaden herabgelassen wurde, krellte sich der Zwirn, und der Regenbogen zeigte die weiße Kehrseite.

Das zweite Stück, das zur Aufführung gelangte, waren Schillers ‚Räuber'. Bald aber genügten uns die fremden Theaterstücke nicht mehr, auch konnten wir so recht keine finden, die in unsern Kram paßten. Gellerts Schäferspiele, die ich zu dem Ende eifrig studierte, schienen mir schließlich doch viel zu altmodisch. Olhuus, Krebs und ich beschlossen daher, die dramatischen Sachen selbst zu liefern.

Und wirklich, jeder lieferte sein Stück! In meinem spielte Kasperle die Hauptrolle. Er hatte zwei durch den Eigensinn des Vaters getrennte Liebende zu vereinen. Krebs dagegen ließ einen alten Mann auftreten, der voll Gram über seinen verwilderten entwichenen Sohn war. Er machte eine Reise, um ihn aufzusuchen. In einem Walde wird er von einem Räuber überfallen und erkennt in ihm seinen Sohn. Nun folgten Reue, Verzweiflung, Versöhnung und — Tränen.

Zur Aufführung dieser Stücke wurden große Vorkehrungen getroffen. Ich malte Felsdekorationen mit unzähligen Uhus, Fledermäusen und Teufeln mit roten Augen.

Aber bald genügten mir die platten Papierpuppen nicht mehr. Ich wollte die Illusion erhöhen und nähte mir mit Baumwolle ausgestopfte Puppen von Battist mit kleinen Puppenangesichten. Mutter und Schwester Helene, die schon einigermaßen nähen konnte, mußten für die Kleider sorgen. Der Räuber bekam einen grünseidenen Leibrock an. Als ich meinem Mitdirektor Krebs diese Verbesserung an den schon fertigen Puppen zeigte und mir für diese Erfindung ein großes Lob von ihm versprach, ward ich gewaltig enttäuscht. Er wollte von diesen dicken dummen Puppen nichts wissen, die alle, wie er meinte, dasselbe ausdruckslose Gesicht mit einer Mädchenhaartracht hatten. Indessen war ich bei den Aufführungen Meister, und ich setzte meinen Willen durch. Über die Frauenhaare wurden Mützen genäht und Schnurrbärte ins Gesicht gemalt, wenn's ein Mann sein sollte. So ging die Aufführung mit großem Beifall vor sich. In den Zwischenakten feuerten wir jedesmal eine kleine messingene Kanone ab, was die Feierlichkeit auf das höchste steigerte.

Nach diesen mechanischen und Garderobenvorbereitungen war mein Augenmerk darauf gerichtet, das Äußere des Theaters glänzend einzurichten. Wir verschafften uns einen neuen Vorhang aus rotem Zeug und beklebten das Proszenium mit goldpapiernen Sternen. Ich malte neue Walddekorationen, kaufte für jeden ersparten Schilling Bänder und Puppenangesichter und vermehrte auf diese Weise die kleine Puppentruppe um ein beträchtliches. Krebs war eifrig damit beschäftigt, neue Straßendekorationen anzufertigen. Nun ging es uns auf ein Haar wie dem Wilhelm Meister. Über diese Beschäftigung mit all den Mitteln vergaßen wir die Aufführung selbst. Wir konnten den großen Zuschnitt unsers neuen Theaters nicht durchführen. Alle diese Vorbereitungen sind niemals angewandt worden: mit unserm Puppentheater hatte es ein Ende erreicht.

Was nun kommt,« fuhr mein Vater fort, »könnte ich beinah aus dem Meister abschreiben.

Nicht lange währte es, da verfielen wir darauf, selbst die Schauspieler abzugeben. Olhuus war inzwischen zu einer alten Bäckerswitwe gezogen, die uns ihren Saal für unsre Aufführungen einräumte. In ungefähr acht Tagen hatten wir mit unendlicher Freude aus eigner Erfindung aus Bettschirmen, die mit Bettüchern überspannt waren, ein höchst sonderbares Theater zusammengebaut. Es hatte freilich nur einen Eingang.

Endlich kam der Tag, an dem Komödie gespielt werden sollte. Eine Stunde vorher versammelten wir uns auf Olhuus' Stube und berieten darüber, was denn eigentlich gespielt werden sollte. Keiner hatte daran gedacht. Das gab viel Hin und Her und Streiten, und die verhängnisvolle Stunde rückte immer näher. Endlich entschloß man sich zu einem kleinen Gespräch zwischen Alexander von Mazedonien und einem Räuber, das wir in Campes Kinderbibliothek fanden. Das ganze Ding war etwa drei Seiten lang. Die Ausstaffierung der Spieler war die Hauptsache. Die Gesichter wurden bemalt, Röcke und Jacken verkehrt angezogen: endlich war Alexander und vorzüglich der Räuber fertig.

Und nun war die Stunde da. Gelernt werden konnte nicht mehr; das Gespräch wurde daher ein paarmal gelesen. So ging's in den Saal hinein. Er war voll Zuschauer; mit klopfendem Herzen guckten wir durch ein Loch im Vorhang in den Zuschauerraum. Endlich ging der Vorhang hoch. Da stand der Kaiser Alexander auf der Bühne, und der Räuber wurde ihm von zwei Häschern vorgeführt. ‚Wer bist du?' rief der Kaiser befehlend. Er wartete eine Weile — der Räuber glotzte ihn an. Aber er hatte keine Antwort, es war ganz unmöglich. Da standen nun die schönbemalten Burschen sich gegenüber und glotzten sich immer mehr an, so daß ihnen der Schweiß auf die Stirn trat, aber mit den königlichen Reden war's nun aus. Die Zuschauer kamen ins Lachen, und der Vorhang mußte hinuntergelassen werden. Nur hinter den Kulissen war helle Verzweiflung.

Ich weiß sehr wohl,« sagte mein Vater, »daß ich mich, naß von Angstschweiß, zur Unterhal-



tung der Zuschauer in der Bedrängnis entschloß, den ‚Riesen Goliath‘ von Claudius zu deklamieren. Meinen kläglichen Körperzustand versuchte ich durch einen Knittelvers zu verbergen, indem ich über die Erschöpfung von einer soeben zurückgelegten Reise klagte. Danach tat ich denselben Schwur, wie Wilhelm Meister, nie mehr ohne gehörige Vorbereitungen Komödie zu spielen.« —

Die Liebe fürs Puppentheater hat sich mein Vater durchs ganze Leben bewahrt. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, was für ein Fest es für uns Kinder war, wenn er uns an Wintersonntagnachmittagen Puppenspiele vorlas oder vorführte mit Kasperle, Rieke, Tod und Teufel. Die hölzernen, mit grellen Farben bemalten Köpfe stammten von einem Kasperletheater, das mein Bruder Karl als Junge besessen hatte.

Auch eine Kartoffelkomödie führte unser Vater zum höchsten Entzücken seiner Kinder auf. Die Köpfe wurden aus Kartoffeln geschnitzt, für die Nasen wurden die natürlichen Auswüchse benutzt, die Augen bestanden meistens aus Knöpfen, und die Haare wurden von Flachs hergestellt.

Später, als wir größer wurden, erreichten wir selbst eine ziemliche Meisterschaft in der Aufführung der Kartoffelkomödie, in der der Räuber Jaromir und die Prinzessin Pumsia die Hauptrolle spielten. Jedenfalls errangen wir unsers Vaters höchste Zufriedenheit, und schließlich wurde uns die Aufführung der Kartoffelkomödie bei kleinen Familienfesten ganz überlassen. Er plante selbst, eine Kartoffelkomödie zu schreiben, denn es gibt nur eine einzige. Doch ist nichts daraus geworden.

Theodor Storm als Gesangvereinsleiter

Von Emilie Eberhard geb. Petersen

Im letzten Sommer weilten mein Mann und ich vier Wochen in Husum in dem Hause in der Süderstraße, das dem Dichter Theodor Storm mehrere Jahre lang zur Wohnung gedient hat. Später ist es dank einer Schenkung zur Wohnstätte für hinterbliebene Husumer Pastorenwitwen geworden, und als solche lebt meine Schwester seit zwanzig Jahren dort. In den trauten Räumen, im schönen Garten, in der neuen Theodor-Storm-Straße mit den hübschen Villen, an seinem Standbild im alten herrlichen Schloßgarten, überall wurde ich an Storm erinnert. Die schönen Tage meiner Jugend stiegen aus der Vergangenheit lebhaft vor mir auf, und dankbar gedachte ich der Stunden, die ich im Verkehr mit dem anregenden Manne durchlebt hatte und die mein Jungmädchenleben verschönt haben.

Wir schliefen in der sogenannten »Hofstube«, einem großen Zimmer, das in dem nahe dem Garten seitwärts gelegenen Hofgebäude, zwischen Waschhaus und Holzstall, angebaut war und dem Landvogt (späteren Amtsrichter) Storm als Kontor gedient hatte. Hier empfing er die Einwohner Husums, die Bauern aus Eiderstedt und der Marsch zu gerichtlichen Verhandlungen und Vernehmungen. Ich glaube nicht, daß Storm mit Vorliebe Jurist war; viel lieber saß er wohl in den sonnigen Räumen des Vorderhauses bei seinen literarischen Arbeiten, an denen seine geliebte Frau Constanze sich gerne beteiligte. Das jüngste Kind stand neben ihnen in der Korbwiege; schrie es einmal gar zu sehr, so stand Vater oder Mutter vom Schreibtisch auf, um die Wiege in schaukelnde Bewegung zu setzen, bis es sich allgemach wieder beruhigte. Draußen in dem langen, schmalen Garten, aus dem ein Pförtner auf die schattige Allee »Südenum« und die grünen Wiesen und Weiden, die »Lämmersennen«, führte, tollten die größeren Stormschen Kinder und trieben ihre fröhlichen Spiele. — Hier im Hause starb auch die erste Frau, heiß beweint vom Gatten und den viel zu früh mutterlosen sieben Kindern. Dann zog die zweite Gattin, Storms erste Jugendliebe, die »Tante Do«, hier ein und nahm den Haushalt in ihre festen, tüchtigen Hände. »Tante Do setzt zu Hause alles unter Wasser!« klagte mir einmal an einem Sonnabend einer der drei ältesten Stormschen Jungen und sah dabei sehr unglücklich aus.

Im Jahre 1866 erstand Storm in der »Wasserreihe«, dicht bei seinem geliebten Deich, das eigne Haus, sein »Dichterheim«, wie er es nannte. Dort sind die meisten seiner Novellen entstanden. Das Haus ist heute noch ganz so erhalten, wie es vor 35 Jahren ungefähr die jetzige Besitzerin von Storm gekauft hat; in einzelnen Stuben kleben sogar noch dieselben Tapeten an den Wänden; sie seien aber auch sehr kostbar gewesen, habe Storm, so sagte mir die Besitzerin, beim Kauf betont. Aus der großen Diele führt eine breite, mit schönem dunklem Eichenholzgeländer versehene Treppe in das obere Stockwerk und in das mit Holz getäfelte Poetenstübchen. Hier im großen Wohnzimmer stand um Weihnachten die hohe Tanne, die Storm selbst mit weißen Wachslichtern und langen Streifen Rauschgold schmückte, wobei der Duft der »braunen Kuchen«, die zur Christzeit in keinem Hausstand Schleswig-Holsteins fehlen dürfen, sein Herz erfreute. Storm rauchte nicht,



aber Kuchen und Torten aß er gern; das sei Poetenart, sagte er mir einmal.

Hier wurde dann, als einziges aus der zweiten Ehe, das achte Kind, die kleine Friederike (Tutte genannt), geboren, und Storm hatte nun drei Söhne und fünf Töchter, denen allen er der zärtlichste Vater war. Wie sehr Storm auch für das äußere Wohl der Seinen besorgt war, mag aus folgendem erhellen. Ich trug einmal als neunzehnjährige junge Frau ein schwarzes Grenadinekleid mit großen grünen Punkten. Das gefiel ihm so gut, daß er mich fragte, wo ich es erstanden und ob ich etwas dagegen habe, wenn er seiner Frau ein gleiches kaufe. Natürlich ehrte mich das sehr, und ich hatte nichts dagegen, daß zeitweilig die viel ältere Frau Do ein ebensolches Gewand trug.

Der Garten am Hause war nicht groß, doch voller Rosen und Flieder, und in der schattigen runden Lindenlaube trank die Familie gerne nachmittags ihren Tee. Nie vergesse ich die schönen Abende, die ich hier im Kreis der Eltern und Kinder verlebte, wenn Storm uns, der aufhorchenden jungen Schar, seine Märchen erzählte und der Mond dazu am Himmel schien. Da hatte er auch einmal rechten Spaß an uns übermütigem Volk. Sein jüngster Sohn Carl, der spätere Musiker, war mein besonderer Freund und gab seinen Gefühlen einmal in den Worten Ausdruck:

> »Wenn ich erst Musiker bin,
> Wirst du Frau Musikerin!«

Worauf ich ihm aber prompt zur Antwort gab: »Du wirst doch nur Orgeldreher, lieber Losche, und ich möchte höher hinaus.« Dabei reckte ich mein kleines zierliches siebzehnjähriges Persönchen auf die Zehenspitzen, um an dem besonders langen Jungen etwas heranzureichen. Ich sehe heute noch in Gedanken, wie herzlich Vater Storm über uns lachte.

Es ist wohl auch gut gewesen, daß ich nicht als »Frau Musikerin« die Schwiegertochter des so durch und durch musikalischen Mannes geworden bin; denn mein ungebildetes Gehör hat ihm später, als ich bei einem Konzert ein kleines Sololied vorsingen sollte und einen Ton nicht rein traf, viel Kummer gemacht; immer wieder sang er mir's vor, und als es dann endlich ging, sagte er: »Schade, die Stimme ist da, aber sie fährt so leicht daneben!« Trotzdem hat er mich aber viele Jahre gern als »Gesangvereinskind« in seinem Chor gehabt, und unsre schönsten Abende waren die, wenn wir Gesangproben hatten. Denn Storm hatte nicht nur das dichterische Talent, auch seine musikalische Begabung war groß. Er spielte gut Klavier, und sein weicher, schöner Tenor, hat oft die dankbaren Hörer erfreut. So weiß ich noch, wie er einmal mein junges Mädchenherz tief bewegte mit dem Lied »Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit«, und immer im Leben, wenn ich das Lied wieder vortragen hörte, mußte ich an ihn denken. Mit sicherer, fester Hand führte er jahrelang den Taktstock, und der »Stormsche Gesangverein« ist noch heute unter diesem Namen in Husum tätig. Einmal in der Woche kamen die Herren und Damen der Gesellschaft Husums zusammen und übten zu den zwei bis drei im Winter stattfindenden Konzerten. Mehrere Programme liegen vor mir; wir führten »Paulus«, »Orpheus und Eurydike«, »Die Jahreszeiten« unter Storms, »Schneewittchen« unter eigner Leitung des Komponisten Karl Reinecke auf usw. Nach den Konzerten wurde getanzt, und wir jungen Mädchen waren dabei so anspruchslos, daß wir auch mit den Primanern des Gymnasiums vorliebnahmen.

Als ich einst mit Storm Vielliebchen gegessen hatte und es an ihn verlor, schenkte ich ihm zusammen mit meiner Freundin eine Notenmappe, für damalige Zeiten etwas Neues. Die Stickerei: drei Rosen, eine dunkelrote, eine rosa und eine weiße, erfreute Storm sehr, und zum Dank dafür schrieb er mir folgende Verse:

> Die jungen Rosen sind gewiß
> Meine jungen Freundinnen beide,
> In voller Blüte stehen sie
> Und leuchten ganz in Freude.
>
> Die weiße, die im Schatten liegt,
> Möcht' ich für mich erlosen,
> Schimmert es hold herüber doch
> Von den jungen roten Rosen.

Das angeregte, frische geistige Leben, das Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre in Husum herrschte, war hauptsächlich Theodor Storm zu verdanken. Er sorgte dafür, daß schriftstellerische und musikalische Größen nach unsrer »grauen Stadt am Meer« zu Vorträgen kamen, und in seinem eignen Hause versammelte er gern einen größeren Kreis, in dem dann Musik getrieben wurde und er selbst gerne vorlas. Er hatte auch beim Lesen eine besonders modulationsfähige, angenehme Stimme, der man gerne zuhörte; kein Wunder, daß diese Nachmittage oder Abende, bei denen die Teetassen eine wichtige Rolle spielten, lebhaft besucht wurden.

Aber nicht nur als Dichter und Musiker, auch als Schauspieler hat sich Storm seinen lieben Husumern gezeigt. Es war im Kriegswinter 1870, und überall im deutschen Lande regten sich die Hände, um den Soldaten Liebes zu erweisen. Da beschlossen Damen und Herren der Husumer Gesellschaft eine Liebhabervorstellung »zum Besten der Verwundeten« zu geben. Ob der Gedanke von Storm ausging, weiß ich nicht, aber die Regie übernahm er und auch die Rolle des ersten Liebhabers, des nicht mehr jungen, etwas sentimentalen Barnau. In den

vielfachen sehr vergnüglichen Proben, die der Aufführung vorangingen und die abwechselnd bei den Mitspielenden stattfanden, und bei denen dann wohl manch guter Tropfen und manche kräftige Bowle zur Anspornung diente, spielte er nicht nur seine Rolle mit tiefem Gefühl und Innigkeit, sondern brachte auch die Mitspielenden alle auf den richtigen Weg und führte sie so in ihre Rollen ein, daß schließlich »Die zärtlichen Verwandten« von Benedix als Glanzleistung dastanden. An mir als seinem »Schön Bäschen« hatte er kaum etwas auszusetzen; meine siebzehnjährige Frische gefiel ihm scheinbar, und so brachte er mir eines Tags ein reizend gebundenes Exemplar seines »Immensee« mit, in das er die Worte geschrieben hatte: »An ‚Schön Bäschen' von Barnau. Husum, 6. März 1870.«

Viel Spaß machte es ihm, daß mein Mann und ich uns bei diesem Theaterspiel kennen und lieben lernten, und als wir uns im Frühjahr verlobten, er aber aus Furcht vor Ansteckung nicht zu uns kommen wollte, schrieb er mir:

Liebes Fräulein Emilie!

Nach langem Erwägen, ob wir des Scharlachs wegen wagen dürften, Ihnen persönlich unsre Teilnahme auszudrücken, hat uns schließlich das allgemeine Schulverbot so imponiert, daß wir nun doch nur auf weiß' Papier zu Ihnen kommen.

Nehmen Sie und Ihre lieben Eltern denn unsern herzlichen Glückwunsch zu diesem wichtigsten aller Lebensschritte; und darf ich eine kleine egoistische Freude dabei ausdrücken, so ist es die dabei vermachte Aussicht, Sie nun, wenigstens doch wohl vorläufig, noch hier in Husum zu behalten. Wir werden also hoffentlich noch manchen Chor zusammen singen; und Sie singen nun eigentlich immer doppeltstimmig, Baß und Sopran zugleich; denn solche Wunder wirkt die Liebe.

Wenn ich Ihren Verlobten in meinen Glückwunsch nicht ausdrücklich eingeschlossen habe, so ist es nur, weil ich bei ihm denn doch einen persönlichen Besuch wagen werde.

Mit der Bitte, uns auch ferner in freundlichem Gedenken zu behalten,

Husum, 26. Juni 1870. Th. Storm.

Wenn nun auch meine Leistungen in bezug auf die »Doppeltstimme« seinen Erwartungen nicht ganz entsprachen, so blieb ich doch noch mehrere Jahre, auch als junge Frau, ein treues Mitglied des Gesangvereins und rückte 1875 sogar vom »Gesangvereinskind« zur »Chorstütze« auf.

Dann kamen wir aus Husum fort; Storm siedelte später nach Hademarschen über, meine Besuche in der alten Heimat wurden nach dem Tode meiner Eltern seltener und somit auch meine Beziehungen zur Stormschen Familie gelockert. Aber als mir die Kunde wurde, daß sich die lieben blauen Augen, die einem so tief ins Herz schauen konnten, für immer geschlossen hatten, da habe ich aufrichtig getrauert um den Mann, dem ich so viele lichte Stunden meiner Jugend verdanke.

Niemals wieder

Ein bisher unbekanntes Gedicht von Theodor Storm

Wo ward ein Traum zur Welt geboren,
Wie du verkörpert mir erschienst;
Wo gab, in solchen Reiz verloren,
Ein Herz sich in des andern Dienst!

So elfenhaft, so süß gegliedert
Ward noch kein irdisch Weib geschaut;
Mit solcher Stimme Klang erwidert
Hat nimmer eine Erdenbraut.

Und doch — an meinem Herzen hielt ich
Die Rose dieses Angesichts;
In meinem Arm gefangen fühlt' ich
Dies Schwesterkind des Mondenlichts.

Wohl warnt mein Herz, es kann nicht dauern,
Dies Sternenglück, das dich gebracht;
Vergehen wird's in Morgenschauern,
Wie Blumenduft der Sommernacht.

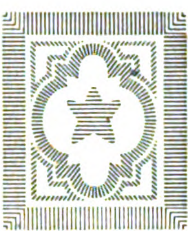
Und schlug die Stunde, wo auf Erden
Dein holdes Bildnis sich verlor,
Dann wird es niemals wieder werden,
So, wie es niemals war zuvor.

(Aus Storms Briefwechsel mit Brinkmann, herausgegeben von Gertrud Storm; erscheint demnächst bei Georg Westermann in Braunschweig)



Siebenschönchen

Novelle von Victor Hardung



Ich war in jungen Jahren ein leidenschaftlicher Tänzer, und so scheu ich war, auf dem Tanzboden schrak ich nicht vor dem schönsten und stolzesten Fräulein zurück. Immerhin geschah es mir öfters, daß mich so ein gutes Kind mahnen mußte, wir gerieten aus der Ordnung, wenn ich nicht fester zufasse, und aufmunternd die Hand auf meiner Schulter vorrücken ließ und, wenn auch das nur vorübergehend half, schließlich selber die Führung übernahm und mich anschaulich und nachdrücklich wissen ließ, was für eine ansehnliche Jungfrau sich mir da anvertraut hatte.

Von meiner Heimat aus hatte man einen Blick auf blaue Hügel, hinter denen weißschimmernde Berge in die Wolken stiegen. Und in jener Landschaft hauste ein Völklein, dem man nachsagte, daß kein Handwerker so zu Ehren und Ansehen bei ihm komme wie der Schuster. Schon die Schuhe, die ihm die Patin in die Wege lege, schleife dort jedes Jüngferlein im Tanze ab, und sei ein Weiblein so zu Jahren gekommen, um's nur noch im Sarge wohlzufinden, dann müsse man auch darauf achten, daß es nicht mit neuen Sohlen hineingerate — sonst stehe es aus dem Grabe auf und tanze um Mitternacht und Mitternacht, bis das letzte Leder von den Strümpfen gegangen. Fromm und gläubig, wie das Völklein war, hielt es nach dem tanzgesegneten Winter in der Fastenzeit die Beine im Zaum, um aber mit Ostern bis in den jungen Sommer hinein jeden Sonntag bei Flöte und Fiebel aufs neue ausgiebig zu sorgen, daß kein Kummerfett seine schlanke Geschmeidigkeit vergewaltigte.

Ich hatte Frühjahrsferien zu Hause verlebt, und sie waren dem Ende nahe, als ich an einem milden Sonntagabend über den Hügeln, die aus weichen Schleiern klar und nahe aufstiegen, ein schönes Sternbild sah. Und das dünkte mich über einem Tälchen zu stehen, wo ich einmal auf der Heimkehr von einer Bergwanderung gerastet und alle Müdigkeit im Tanze mit den schlanken Schönen der Hirten und Bergbauern abgetan hatte. Aus der Ferne her glaubte ich wieder die Musik zu vernehmen, die mich damals gelockt, und jung, wie ich war, zauderte ich nicht lange und vertraute mich der arg pustenden und rumpelnden Zweigbahn an, die jener Landschaft nahe landete. Und dann stieg ich in der jungen Nacht, die milchig leuchtete und voll war vom Dufte der wachen Erde, hinan, indes Hundegebell von den Höhen her mich mahnte, etwaiger Schelmengelüste beizeiten zu entraten, denn die Schönen des Ländchens hätten ihren Eigner und seien wohlbehütet und bewacht.

Ein Pfad senkte sich zu einer Talmulde, und von einem niedrigen, breitgeduckten Hause, das in einem roten, rußigen Lichte wie in einer schwelenden Wolke stand, tönte vernehmlich jene Tanzmusik herüber, wie ich sie in der Erinnerung vernommen. Für einen tiefen Atemzug rastete ich, und dann war ich mit einigen federnden Schritten in der Schenke.

Die Bauern waren an Bergwanderer gewöhnt, schätzten es, daß durch solche Besucher mancher gute Batzen im Ländlein blieb, waren den Fremden gegenüber höflich und ließen es zu, wenn der eine oder andre sich ihrer Lustbarkeit für ein Stündlein gesellte. Waren sie doch ihrer jungen und alten Weiblein sicher, von denen keins außer Landes mochte und sich jedes der Heimat schon fern glaubte, wenn es die Glocken eines andern Kirchturms vernahm als des seiner Gemeinde. So ward ich in dem niedrigen Saal, wo rotleuchtende Öllampen an der balkengetragenen Holzdecke hingen und schier verschüttet zu werden drohten von Wolken und Wolken graublauen Tabakrauches, wenig beachtet. Ein qualmender Alter an einem kleinen Ecktisch rückte artig zur Seite, und ich hatte ein Plätzchen, die Tanzenden zu schauen, untersetzte geschmeidige Bursche mit scharfgeschnittenem Gesicht, Mädchen mit feinen, an Madonnenbilder erinnernden Zügen. In blauer Weste, gelber Hose und blütenweißem Hemde gingen die Mannen, und die Mädchen trugen im zierlich gewellten Haar eine Flügelhaube, hatten am Stirnansatz Korallen und bunte Perlen eingeflochten, mit langen Silberketten, die von den Schultern zu den Lenden rieselten, das

Mieder geziert, und in den Ohren funkelten aus Goldfiligran gewirkte Reifen.

Obwohl alles einträchtiglich gesellt schien, spürte, wer beobachtete, doch, daß es Unterschiede gab, Herren und Knechte, und jedes hielt sich zu seinesgleichen. Ein Mädchen nur, dessen Schmuck schwer und kostbar schien und dessen stolzes Gesicht, ein wenig voller als die meist zu einem spitzen Oval neigenden der Landesgenossinnen, von den zartesten Farben leuchtete, wollte nirgendwo recht hingehören. Denn die jungen Hofbauern, denen man anmerkte, daß sie eines Erbes bewußt waren, hielten sich zu andern Schönen, und das Volk der Knechte scheute die hochmütigen Augen, den trotzig geschürzten Mund dieses Gastes. Unter den schwarzen oder dann flachsblonden Mädchen war es das einzige, das ein loses braunes, im Licht golden schimmerndes Gelock trug. Ich ertappte es über einem schwermütigen Blick der großen blaugrauen Augen, der verloren auf mir weilte, und war an der Bank, wo es zwischen einigen erhitzten, heftig atmenden Tänzerinnen saß, und neigte mich ihm zu.

Und dann stand das schöne Kind stattlich und schlank vor mir, und seine Flügelhaube überragte mich, der ich doch nicht gerade zu kurz geraten war. Sein Gesicht war durchflutet von einer weißen Flamme, der Mund blühte weich und voll, die Augen strahlten mir zu wie zwei blaue Sterne. So schwangen wir uns im Reigen, und ich tanzte wie nie in meinem Leben. Fest hielt es mich an sich gepreßt, ich spürte jeden Atem der jungen Brust als eine zärtliche Liebkosung, empfand die Weise des Tanzes wie die holdeste Melodie, die von aller Erdenschwere befreit und doch jede Bewegung unter das schönste Gesetz stellt, lag dem Mädchen im Arm, als sei ich für immer und allezeit eins mit ihm, und fühlte, daß es auch mir so am Herzen ruhte.

Es ging gegen Mitternacht, als ich meine Schöne zu einem Imbiß bat, den ich in einem Nebenzimmer hatte richten lassen. Von dem dunklen Wein trank sie nur ein Schlückchen in einem Glase Wassers und dankte mir mit einem guten Blick, als ich ihr nach der Mahlzeit noch ein Schälchen heißen Kaffees kommen ließ. Und dann gestand sie: »Vielen Dank, daß Sie sich meiner angenommen. Ich tanze zu gerne, und so gerate auch ich dorthin, wo sich die andern freuen. Ach, und heute habe ich mich gefreut! Leben Sie wohl!«

»Sie wollen gehen — schon jetzt?«

»Jetzt, da es am schönsten ist!« bestätigte das Mädchen. »Ich habe noch eine gute Stunde Wegs.«

»Und wer bringt Sie heim?« forschte ich.

»Wer mich heimbringt?« Das Mädchen lächelte schwermütig. »Die es wagen möchten, denen lass' ich's nicht zu, daß sie mich begleiten.«

»Darf ich ...« bat ich.

»Wozu?« wehrte das Mädchen leise und hatte sehnsüchtige Augen, die in einer Ferne irgendwo weilten. Und dann sah es mich an, zärtlich und wieder verloren, und flüsterte, und das klang von süßer Heimlichkeit: »Siebenschönchen nannten sie mich schon, da ich noch ein Kind war. Und ein Jüngferlein bin ich geworden, und sie heißen mich immer noch so, und ist doch keiner auf dieser weiten Welt unter meinem Kammerfenster gewesen, der sagen dürfte, daß er mehr von mir wüßte als diesen Namen. Aber einmal kommt der Frühling! Und ich fürchte, der ist in dieser Nacht im Land und ist mit dir, der du da kommst, ich weiß nicht, woher, und gehen wirst, ich weiß nicht, wohin. — Wozu?«

Das Mädchen hatte den Kopf geneigt, demütig, als warte es auf eine Gnade. Eine Locke war über die Perlenschnur, die das Haar säumte, tief in die Stirn gefallen, und ich hob die leuchtende Flocke und küßte sie. Und dann lag mir das schöne Kind am Herzen, und seine Arme umstrickten mich, als wollt' es mich nimmer lassen aus dieser holden Gewalt, und ich trank seine heißen Küsse und seine Tränen und vernahm es, wie es immer wieder staunte: »Wozu ...«

Der Mond stand hinter weißen Wölklein, die Erde duftete, ein Bach ging unter Stauden dahin, und ein silberner Nebel war von ihm aufgestiegen und hing in Schleiern an das Gezweig genestelt. Ein Jauchzen kam hinter einem Hügel her, fand irgendwo Antwort, ein Hahn krähte, weckte Gefährten — und wieder war nichts in der Nacht denn unser gedämpfter Tritt auf berasten Wegen.

Ich hielt das Mädchen umfaßt, und es hatte mich zärtlich mit unter sein weißes weiches Tuch genommen, damit ich nicht friere.

Und so erzählte es mir, wie seine Eltern wohlhabend gewesen, durch den Trunk des Vaters aber um Hab und Gut gekommen seien. Der hause jetzt mit Winkeladvokaten und Trölern, die ihn vollends verderben,



und wer auf sich halte, der gehe dem streitsüchtigen Säufer aus dem Wege. Die Mutter habe in jungen Jahren für das schönste Mädchen im Lande gegolten, und heute sei sie ein vergrämtes Weib, das an nichts mehr Freude habe, keinen Schritt vor die Tür tue und Tag für Tag in denselben Lumpen keifend und klagend das Haus durchschlampe.

»Deswegen bin ich einsam,« seufzte das Mädchen. »Und doch«, meinte es und lächelte mir zu, »hat es so sein müssen, damit ich in dieser Nacht hier mit dir wandeln und wissen darf, wie du mich liebhast.«

Wir stiegen einen sanft geneigten Hang hinan, und es schien, als endeten auf der Höhe Weg und Steg, als schieben sich dort Erde und Unendlichkeit.

»Da dünkt einen, als brauche man nur einen Tritt zu tun und man sei weit von der Erde. Aber gerade dort oben schaust du meine Heimat — was davon übriggeblieben ...« belehrte mich das Mädchen schwermütig. »Zuvor jedoch laß uns noch eine Weile rasten, und du magst den Kopf in meinen Schoß legen, und ich will mich über dich beugen, daß du nichts schaust, denn nur mich und etwa ein fürwitziges Sternlein, wie es durch mein Haar blinzelt. Nichts andres.«

Ein schwerer Stein, ein Findling, lag an einem Wiesenbord, und den hatte Siebenschönchen zum Sitz erkoren und mich zu sich niedergezogen. Und ich ruhte in seinem Schoße, des Mädchens Augen über mir, wie sie dunkel und zärtlich in dem Dämmer der vorgefallenen Locken leuchteten, und unsre Lippen blühten immer wieder einander zu, und nichts sah ich als das schöne Gesicht der Geliebten und durch den Schleier ihres Haares ein Stücklein des schimmernden Nachthimmels, und darin tanzte ein goldenes Flöcklein von einem Stern.

Ein Hund war unversehens um uns, hatte sich auf den Weg gelegt und schaute das Mädchen unverwandt an. »Ja, Bleß — ich komme ...« redete ihm Siebenschönchen zu, war mit einem Seufzer aufgestanden und ging mir voran. Von der Höhe sah man jenseits in einer Mulde ein großes Bauernhaus, schwarz unter seinen Schindeln im Mondlichte, von alten sperrigen Kirschbäumen umstanden und von drei Pappeln übertragt. Ein armseliges Lichtlein schimmerte aus einer Kammer, und vor der weißen Wand, die von der Nacht draußen aufgeschichtet stand, schien es trübselig zur Finsternis in dem einsamen Hause zurückzuflüchten. Unter einem Stein pochte eine Quelle, von einer Röhre rieselte Wasser in einen Trog, und wieder und wieder gurgelte mit einem Stoß ein starker Strahl hervor, und ein Gestäube von silbernen Tropfen stand dann für einen Augenblick vor dem Brunnen.

»Hier bin ich zu Hause — wo ich nicht zu Hause bin,« stöhnte das Mädchen. »Die Wiesen sind verpachtet, fremdes Vieh steht in unserm Stall, und nur etliche Kirschbäume hat sich der Vater vorbehalten, damit er noch seinen eignen Schnaps brennen kann. Und die Mutter hat Tag und Nacht ihren elenden Kaffee im Ofen, den sie auch mit diesem Schnapse süßt, und einer mißgönnt ihn dem andern. Wie Menschen nur so herunterkommen können! Ach — wenn wir mittags beim Essen sitzen und ich schaue so Vater und Mutter, dann ist mir bisweilen, ich sei geboren für dieses Elend und müsse Gott auf den Knien anschreien, mich bald sterben zu lassen — denn wenn ich am Leben bleibe, wird es nicht lange dauern, und ich werde so sein wie sie.«

»Für solches Elend ist niemand geboren,« tröstete ich. »Dich hält nichts, Mädchen.«

»Ich bin hier geboren,« wehrte es traurig, »und bin hier froh und frei als Kind gegangen, und wenn die Mutter klagt, dann meine ich doch wieder, ich müss' sie aufrichten können aus all dem Jammer. Aber lasse ich meinen Arm von ihr, dann sei sie vollends verloren. Gott weiß, warum mir ein Herz gegeben worden. Ach, schau nicht so leidmütig drein!« suchte das Mädchen dann zu scherzen. »Ich bin eine Jammertante und hör' die Eulen bei Tage schreien. Ein Mensch kann dem andern nichts Köstlicheres geben als sich selbst. Und du bist mein, und ich bin dein ... Oh!«

Lärmende Stimmen waren auf der Höhe laut geworden; der Hund war hinaufgefahren, und besorgt hatte Siebenschönchen meine Hand gepackt, mich in einen Futtergang gezogen und die Tür von innen mit einem Holzkeil zugepflöckt. Näher kamen die Nachtschwärmer, ein Trunkener schimpfte wüst, und andre lachten und grölten. Dann ward auf eine verschlossene Lade gehämmert, ein Fenster klirrte, und ein Weib keifte. Schwerfällig tappte sich ein Mann die Hauswand entlang, stemmte sich wider die Tür, hinter der wir



im Dunkeln standen, lautlos, kaum atmend, fluchte greulich, stapfte weiter, und dann hörte man die wüste Gesellschaft wieder ferner, wie sie johlte:

»Und was eine schöne Ziege ist,
Die will halt ihren Zieger;
Und wer eine schöne Tochter hat,
Bekommt bald einen Schwieger!«

Siebenschönchen hatte die Tür aufgestoßen und lauschte in die Nacht. »Sie gehen alle in den Heustadel und schlafen dort ihren Rausch aus. Und da ist keiner, der nicht mit der Pfeife zwischen den Zähnen herumführe, und doch will's kein Unglück geben und die Herberge samt ihren Gästen niederbrennen, daß man die Asche über den Berg blasen könnt'.«

Ich hatte dem Mädchen einen scheuen Blick zugeworfen, und das lächelte traurig. »Ja — so denk' ich. Es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht anders kann, und ich muß es tragen, wenn du deswegen fremdest. Leb' wohl!«

Es hatte mir die Hand gereicht, kühl, wie einem flüchtigen Bekannten. Und zagend hatte ich die ergriffen, bestürzt über die Wandlung, als mir das Mädchen am Halse hing und mich unter Küssen und Tränen bestürmte: »Nimm mich mit — hier sterb' ich! Wärest du nicht gekommen in dieser Nacht — ich hätt's vielleicht noch länger getragen und endlich vergessen gelernt, auf den Frühling zu warten. Nimm mich mit! Ich will deine Magd sein, und du kannst mich heißen: Komm! — und ich bin da, und mich heißen: Hinweg! — und ich werd' mich in einen Winkel verkriechen und warten, bis wieder Sterne durch die Nacht gehen. Und sie sollen mich nicht umsonst Siebenschönchen geheißen haben — oh, keine Kammer soll so dunkel sein, daß sie nicht hell aufleuchtet, wenn ich komme und dich küsse. Nimm mich mit!«

Ich wußte keinen andern Trost für das Mädchen, als daß ich es zärtlich an mich drückte. Und da ich schwieg, löste es sich aus meinen Armen, strich sich das Haar zurück und lächelte, daß es mir das Herz zerriß. »Ich tu dir weh mit meiner Torheit. Mußt mir nicht gram darum sein. Nein — ich hab's nicht verdient. Du sollst dich nicht schämen müssen, und soll keiner mit den Fingern auf dich deuten und dich um deines Liebchens willen höhnen dürfen. Und wenn ich dich wiedersehe, soll's sein, wo mich keiner schaut als du allein, und wenn tausend um dich herum stünden und mit dir scherzten und lachten! Wenn ich gestorben bin, du, dann soll's geschehen, daß ich dich noch einmal grüße, ehe ich dort einkehre, wo einem das Gedächtnis verschlossen wird, damit man glücklich sei. Und vielleicht will ich's gar nicht, daß man mir so tut. Wer weiß! Leb' wohl!«

Das Mädchen war auf den Weg getreten, und der Hund war vorangesprungen, schaute sich nach ihm um, als es zurückblieb, und duckte sich ins Gras, als er es warten sah. »Leb' wohl!«

Ich war auf dem Hügel und tat etliche Schritte den Hang hinunter, sah hinter mich und schaute nichts denn einen lichten Himmel und blassende Sterne. An dem Findling fiel ich nieder, preßte die heiße Stirn wider den kühlen Stein und biß die Zähne aufeinander, um nicht laut hinauszuschreien. Und dann ging ich einsam durch die Nacht, Weg und Steg, wie sie sich wirrten und kreuzten, und kam im Morgengrauen heim und wußte nicht, welche Straße ich gefahren ...

Der Sommer ging dem Ende zu, und wieder verlebte ich einige Ferienwochen in der Heimat. Da waren Monate gewesen, in denen die Erinnerung an Siebenschönchen blaß und zart geworden war, und als ich jetzt die blauen Hügel wiederschaute, wollte es mich dünken, daß ich in jener Frühlingsnacht im Traum ein schönes Mädchen geküßt, und es wäre vergebens, wollte ich auf Erden die Stätte suchen, wo ich's geherzt. Ich scheute den Weg dorthin, als führe er an kein Ziel, als atme das Mädchen nicht drüben hinter den Hügeln. Und wenn ich danach frage, werde man mich anstaunen, und eine graue Alte werde mich bescheiden, vor fünfzig und mehr Jahren habe man der Jungfer, wie ich sie suche, das Totenglöcklein geläutet, und habe sie sich heuer im Frühling für eine Nacht gezeigt, so müsse man für eine arme Seele beten, daß sie doch endlich Ruhe im Grabe finde. Meine Sehnsucht aber war wach und wuchs mit jedem Blick zu den Bergen in der Ferne und bedrängte mich, daß ich die seltsame Scheu ablege und mich mit einem Rosenstrauß rüste und ans Fenster eines Kämmerleins poche, wo Siebenschönchen wach liege und meiner warte. Unruhe trieb mich umher; ich ging dem Weine nach, und oft saß ich im Garten eines alten Gast-

hofes, eines ehemaligen reichen Klosters, das, auf einer Insel gelegen, durch eine leichte Brücke mit der nahen Straße verbunden war. Das Wasser stand blau um das Haus; ein silberner Schimmer war um die Kronen alter Bäume, und von einem feinen feuchten Hauche funkelten tausend und aber tausend Blumen auf sorglich gepflegten Beeten. Und wenn ich so in die Bläue träumte, war mir wohl, auf einem der Wege, die aus duftendem Gebüsch her einen Bronnen mit einer goldschimmernden Nymphe suchten, müsse langsam ein schlankes Mädchen gewandelt kommen, lose gegürtet, wie eine edle Griechenschöne, und eine Locke liege ihm auf der Stirn, und daran merke ich, daß mich Siebenschönchen da grüße.

Es begab sich, daß in diesem Gasthof eine Hochzeit gefeiert wurde, zu der auch ich geladen war. Unsre Landschaft galt für reich an schönen Mädchen, und zu diesem Feste waren nicht die letzten aufgeboten worden. Geschmückt gingen sie einher, lockend und froh, und ein weiches, blondes Geschöpf, dessen Hals, Nacken und Schultern unverhüllt leuchteten, wußte von gemeinsamen Kindheitserinnerungen zu erzählen, und die lachenden blauen Augen funkelten mich übermütig an, als ich mich seiner Tanzkarte versicherte und dort zu meinen Gunsten beschlagnahmte, was nur zu haben war. Und dann spielte die Musik auf, und ich trat mit meiner Partnerin an, und im selben Augenblick überschüttete mich eine Wolke von Traurigkeit und kältete mein Blut, daß ich nicht anders konnte, als gequält aufzustöhnen.

»Was ist Ihnen?« sorgte sich meine erschrockene Tänzerin.

»Ein Herzweh, das vorübergeht,« beruhigte ich das Mädchen. »Sie verzeihen mir, wenn ich für eine Weile das Dunkel suche ...«

Ich hatte einem Bekannten gewinkt, der sich artig der bestürzten, mit Tränen kämpfenden Schönen annahm, und war hinausgetreten aus dem festlichen Saal in den dämmernden Kreuzgang, der ein Viereck mit üppig blühendem, süß duftendem Oleander umschloß. Da geschah es, daß ein schlankes Mädchen vor mir stand, lose gegürtet, umleuchtet von einem weißen Licht, das von ihm selber ausging. Und was mich mit einem zärtlichen Lächeln und doch mit Augen voll unendlicher Sehnsucht grüßte, das war Siebenschönchen.

»Du!« schrie ich auf, und da war die Erscheinung geschwunden. Eine späte Amsel war aus dem Busch aufgestiegen, rote Flocken stoben auf, und in dem von Mauern und Wänden umschlossenen Geviert verging der gellende Ruf des Vogels gleich einem Notschrei aus einem Verlies. Wie ich war, im Festkleide, suchte ich die Straße, und dann lief ich ins Land hinein, den Hügeln zu. Tief war die Sommernacht; Sterne waren am Firmament, die sich lösten und in dieses dunkle Meer tauchten, und über ihrer goldenen Spur wellte die Finsternis dahin.

Ein Hund klagte, hinter einem Kammerfenster blühten Kerzen in die Nacht, und ich vernahm im Schatten eines Baumes das eintönige Murmeln von Gebeten und das Schluchzen und Wimmern eines Weibes. Ein steifer, vierschrötiger Gesell, den Kopf vornübergebeugt, kam vom Stall her, sprach verdrossen mit sich selber und machte sich am Brunnen zu tun. Ich nahte mich ihm, schaute in ein verwüstetes graues Gesicht und fragte, ob es ein Leid im Hause gegeben.

»Meine Tochter ist ums Zunachten gestorben,« murrte der Alte. »War stark und stolz wie eine Bergtanne, und ist doch keine zwanzig Jahr alt geworden. Das hat man von den Kindern und gar von einem einzigen! Am letzten Tanz im Frühjahr ist's gewesen, da hat sie sich's geholt — seither ist sie nimmer gewesen, was sie war. Arme Leute sind dazu da, daß sie von Gott und Menschen noch besonders geschlagen werden,« lästerte der Trinker. »Das schönste Mädchen im Land und jetzt so wenig wert, wie eine tote Fliege! Wenn der Himmel seinen Zorn ausläßt, ist's an denen, die schon unglücklich genug sind. Ich glaub' schon lange nicht mehr, was der Pfarrer dahersalbadert,« höhnte der Alte in jener Sprache, die er sich in der Schenke ruhmrednerisch angewöhnt hatte.

Im Gasthof, wo ich mit Siebenschönchen getanzt, hatte ich Herberge genommen, und dann war ich Zeuge geworden, wie man das tote Mädchen nach altem Brauche im Kirchlein aufbahrte. Im offenen Sarge lag es in seinem Sterbehemd, die Lippen leicht geöffnet, die Augen unter langen Wimpern geschlossen, über der Stirn eine einzelne Locke. Prunkvoll gestickte Fahnen standen ihm zu Häupten, Kerzenlicht spendete goldfarbene Schatten und spielte auf einer Decke von weißen Rosen. Von Stunde zu Stunde und

so auch die Nacht hindurch lösten sich Verwandte und Bekannte ab, um am Sarge zu wachen und zu beten. Und darüber geschah's, daß ich einmal für eine kurze Weile allein mit der Toten war, und indes eine ersterbende Kerze aufknisterte, eine Gloriole von Gold um das blasse Haupt hing und verging, hatte ich die Locke gehoben und geküßt, wie voreinst. Und dann, als neue Beter nahten, war ich hinausgegangen und hatte im Wirtshause den Vater des Mädchens gefunden, wie er inmitten einiger Bauern saß und den Trachtenschmuck seiner verstorbenen Tochter rühmte, daß er altes Erbteil sei, reich an Gehalt und Gewicht. Und dabei zerrte er mit zitternder Hand die Silberkettlein aus der Rocktasche hervor, und die raschelten und ballten sich auf dem Tisch zu schimmernden Häuflein. »Wer bietet?« forschte der Alte in die Runde. Er habe keine Tochter mehr, daß sie sich damit putze.

Die Bauern hatten gierige Augen und ließen doch alle mit einem Gebot auf sich warten. Und als endlich einer eine bescheidene Summe nannte und sie zauderten, aufzusteigern, trat ich hinzu und bot das Doppelte. Der Schmuck müsse in der Gemeinde bleiben, knurrte der erste Bieter; der sei nicht für fremdes Volk. Doch als die Bauern nickend beistimmten und mich mit scheelen Blicken musterten, war der Alte aufgefahren, hatte mit der Faust auf den Tisch geschlagen und von Wucherern gewütet, wie sie den ins Elend Geratenen bis aufs Blut ausbeuten. Aber einmal sollen sie ihren Meister finden — niemand werde ihn daran hindern, mit seinem Eigentum zu tun, wozu er Lust habe. Und er hatte mir die Silberkettlein, Schnallen und Nadeln zugeschoben, und ich ließ mich von mißgünstigen Augen nicht anfechten, barg den Schmuck in meiner Tasche und zahlte außer dem Kaufpreis noch eine Runde für die Gesellschaft, daß sie auf meine Gesundheit anstoße. Aber die schwieg verstockt und überließ es dem verkommenen Alten, mit dem Wein fertig zu werden.

Der Tag war blau, frühe Zeitlosen standen in einem feuchten Grunde, und ein Falke hing hoch, hoch über dem Kirchlein mit dem Gottesacker, wo man Siebenschönchen in die Erde bettete. An einem Bache rastete ich, lauschte auf das Glöcklein, das dem Mädchen ins Grab läutete, wand mir eins der Kettlein um den Arm und glaubte den Duft des jungen Leibes zu spüren, wie er mir in einer Frühlingsnacht so nahe gewesen. Und dann sah ich durch einen Schleier von Tränen in eine Ferne weit von dieser Erde, und dort ging, leicht und licht gewandet, wie eine edle Griechin, ein schönes schlankes Mädchen und grüßte, und auf seiner Stirn lag eine braune Locke, und damit spielte der Wind und hob sie, daß sie als eine goldene Flocke in der Bläue stand. Und ich schrie: »Siebenschönchen!«, und ein Widerhall war in den Hügeln und verging, und ein Glöcklein schwieg, und mir war, die Stille breche über mich herein und verschütte mich wie ein Grab.

Gott und der Wanderer

I

Und Gott lieh ihm sein Licht und sprach: »Bedenke,
Daß ich unsteter als die Sterne bin!«
Da spürte er in jeglichem Gelenke
Den Zwang, zu wandern durch das Dunkel hin.

Er nahm den Stock und band sich die Sandale
Fest an die Füße, warf den Mantel um,
Schritt aus der Lauten Kreis mit einem Male,
Ließ nur zurück ein staunendes: Warum?

So wie ein Kind, von Lüge lang betörtes,
Trat er entzückt aus dem gewohnten Raum,
Und auf einmal war ihm ein unerhörtes
Seltsames Wunder jeder Strauch und Baum.

Die Steine vor ihm leuchteten wie Perlen,
Die Wolken sangen ihm wie Vögel zu,
Und aus dem Straßensaum vergrauter Erlen
Klang es hervor: Geliebter Bruder, du!

II

Und wieder sprach die Stimme Gottes: »Wisse,
Nun gab ich dir die Lust zur Wanderschaft,
Auf daß du aus der ärmlichen Melisse
Einatmen durftest meines Wissens Kraft.

Auf daß du fühltest, daß es keine Ferne
Als die in unserm eignen Herzen gibt,
Und daß nur Täuschung dir die höchsten Sterne
Ins unerreichte Land der Sehnsucht schiebt.

Die Nähe durch die Ferne zu erringen,
Ist alles Wandern tiefster Daseinssinn!
So kehre wieder heim zu deinen Dingen
Und sei voll Sehnsucht wie im Anbeginn.«

Alfons Petzold





Max Streckenbach: Feldblumenstrauß

Blumenmalerei

Zu den Blumenstücken von Max Streckenbach

Von Ernst Warburg

Reiche den Faden mir erst! Dann sollen die Gartenverwandten,
Die sich von ferne nur sahn, nebeneinander sich freu'n ...



Statt »Faden« setze man Zusammenhalt, Komposition, und in diesen artigen Versen, die des neuen Pausias »Sträußermädchen«, wie Goethe sie gut frankfurtisch nennt, dem hilfsbereiten Geliebten zuruft, enthüllt sich das ganze Stilgeheimnis der Blumenmalerei. »Blumenstücke« wachsen als solche nirgend in der Natur — Dürers Großes Rasenstück wird deshalb auch niemand dazu rechnen —; die Blumen wollen erst gepflückt oder abgeschnitten, gesammelt, ausgewählt und geordnet sein, bevor ein Blumenstück in ästhetisch-künstlerischem Sinne daraus entstehen kann. Bei keiner malerischen Gattung spielt die Komposition, der innere Faden des Zusammenhalts in Form und Farbe, eine entscheidendere Rolle als beim Stilleben, zu dem ja auch, wenn nicht als vornehmste, so doch als zarteste Spezies das Blumenstück gehört.

Ja, wenn es in der Kunst allein auf das Was, auf den Inhalt der Darstellung ankäme, so würden wohl Blumenmalereien ohne weiteres an bevorzugter Stelle stehen. Mit ihrer natürlichen Form und Farbe können sich die Kinder Floras nicht behender in Auge und Hand des Malers schmeicheln, als ihre Abbilder in das Herz des Genießers. Dennoch haben wir in der gesamten Malerei eigentlich kein Werk dieser Art, das im höchsten Sinne und ohne Anfechtung klassisch zu nennen wäre, etwa wie Rembrandts Nachtwache, Holbeins Madonna oder auch nur Potters junger Stier. Im Gegenteil, der Blumenmalerei hängt von ihren Anfängen an ein Zöpfchen von Dilettantismus an, sie war und ist einer der beliebtesten Tummelplätze der Liebhaberkunst, zumal da, wo Pinsel und Palette in weiblichen Händen ruhen. Man sieht einmal wieder: natürliche Kunstnähe des Gegenstandes ist keine För-



Max Streckenbach: Sommer

Konrad Lange in seinem Werke vom »Wesen der Kunst«, »wenn sich jemand einfallen ließe, in einer modernen Gemäldeausstellung die Bilder nach dem Range der auf ihnen dargestellten Wesen oder Gegenstände zu ordnen, also zuerst die menschlichen Darstellungen, unter ihnen wieder zuerst die religiösen, dann die historischen, zu dritt die genrehaften, und erst hinter ihnen die Tierbilder, dann die Landschaften, dann die Frucht- und Blumenstücke, ganz zuletzt die Stilleben. Wir sind jetzt längst so weit, die dekorativen Künste an Rang den ‚echten' den sogenannten ‚schönen' Künsten gleichzustellen, und wenn jemand heutzutage auf den Gedanken käme, die Musik deshalb eine niedere Kunst zu nennen, weil sie in ihrer reinsten und klassischsten Form keinen Inhalt hat oder wenigstens dem Inhalt als solchem indifferent gegenübersteht, so würden wir ihn für verrückt erklären.«

derung, eher eine Hemmung der echten, d. h. ernsten und mühevollen Kunstübung.

Was ist das Lusterregende an Rembrandts Hundertguldenblatt? Die Heilung der Lahmen und Kranken durch Christus, die es zum Inhalt hat? Gewiß, auch der Inhalt gehört dazu, aber die geheimnisvolle Kraft, die uns beim Anblick dieses Blattes künstlerisch bewegt und mit Wohlgefallen erfüllt, ist doch mehr noch die Art, *wie* Rembrandt den heiligen und menschenfreundlichen Inhalt dargestellt hat. Wir lassen dem Vorwurf nach gerne Unterschiede walten — auf den schroff entgegengesetzten Standpunkt stellt sich heute nur noch die kalte Theorie des l'art pour l'art, die so gut wie überwunden ist —, aber wir können doch unmöglich auch zwei inhaltlich ganz andersartigen Radierungen desselben Meisters, etwa der Muschel oder dem schlafenden Schwein, die Schönheit absprechen. Was entscheidet, ist die Illusionskraft, das Lustempfinden, das Mitschöpfergefühl, ein Stück der Natur oder auch ein inneres Gesicht mit den selbstherrlichen Mitteln der Kunst zu neuem eignem Leben erweckt zu sehen. »Wir würden lachen,« sagt

Wohl, wir sind über die Auffassung, wonach innerhalb jeder Kunst diejenigen Werke am höchsten gestellt werden, die den »bedeutendsten« Inhalt haben, ein für allemal hinaus. Freilich, wie in so vielen Grundirrtümern, liegt auch in diesem ein Stück Wahrheit. Das ist die Tatsache, daß die verschiedenen Gattungen der Malerei je nach ihrem Inhalt verschieden schwer zu beherrschen sind. Ein Pudel samt seiner Drolligkeit ist leichter zu treffen als ein Mensch nach seiner körperlichen Erscheinung und seinem geistigen Ausdruck. Und die Tiermalerei fordert wieder eine »größere Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart« als die Landschaftsmalerei, während von allen Gattungen die Blumen- und Stillebenmalerei als die bequemste erscheint. Hängt aber von diesen Schwierigkeitsunterschieden auch die Stärke des ästhetischen Genusses ab? Keineswegs! Gleiche künstlerische Vollendung vorausgesetzt, kann eine Landschaft eine gleich hohe künstlerische Wirkung ausüben wie ein Figurenbild, braucht ein Blumenstück einem Tierbilde nicht nachzu-

stehen. Wie der Betrachter die Freiheit seiner Neigung, so hat hier der Künstler die Freiheit seiner Begabung.

Nach dem allen, vornehmlich nach dem Gelüst so vieler Dilettanten und Kunstanfänger, zunächst ein Glas, eine Blume nachzuzeichnen oder malerisch nachzuahmen, könnte man wohl auf den Gedanken verfallen, das Stilleben, insbesondere das Blumenstück, müßte uns gleich auf der Schwelle aller Kunstbetätigung begegnen. Eher das Gegenteil ist der Fall. Nicht als eine Früh-, sondern als eine Spätfrucht menschlichen Schaffens erscheint die Stillebenkunst, und einmal aufgetaucht, verwelkt und verschwindet sie wieder auf Jahrhunderte, als sei sie niemals dagewesen, als frage und verlange niemand nach ihr. In der Kunst des außereuropäischen Altertums gibt es wirklich gemalte Stilleben überhaupt kaum. Dürfen wir aber annehmen, daß die Unfähigkeit getreuer Naturnachahmung daran schuld ist? Der Ägypter, der einen Dorfschulzen so lebenswahr zu bilden vermochte, hätte wohl auch das Schilf des Nils, eine Kornähre oder eine Mohnblume nachzuschaffen verstanden. Aber das Idyllische zog nun mal die Zeit nicht an, und der Monumentalität bot die Blumenkunst keine Aufgabe.

Erst bei den Griechen erhalten wir Nachricht von der Kunst des Stillebens und damit vom Blumenstück. Das Volk, das einen Zeuxis und einen Apelles gebar und sie die Trauben und Blumen so naturgetreu malen ließ, daß die Spatzen danach pickten und die Hummeln davon angelockt wurden, brachte auch einen Pausias von Sikyon hervor, der mit seiner Geliebten Glycere wetteiferte, wer von ihnen die Blumen schöner flechten und winden, wer sie besser malen könne, und zur alexandrinischen Zeit hören wir von der Schule der Rhoparographen (»Kleinwaren-Maler«), die sowohl die Genremalerei wie auch das umschloß, was wir heute Stillebenkunst und Blumenmalerei nennen würden. Leider ist uns von diesem Kunstbetrieb so gut wie nichts überliefert; nur in pompejanischen Innenräumen hat sich in solchen Stillebenmotiven in leichter dekorativer Weise, mit Körben, Früchten, Bändern und Blumen als Wandschmuck verwendet, einiges durch die Jahrtausende gerettet.

Dann verschwindet Stilleben- und Blumenmalerei auf lange, lange Zeit. Bis 1000 n. Chr. und weiter kennt man Blumenmalerei nur in der Form der Miniaturen, die fromme Mönche und Nonnen, oft mit rührender Geduld und bewundernswerter Andacht zum Kleinen und Kleinsten, mit zärtlichem Pinsel in ihre gottseligen und doch auch erdenfrohen Bücher, in den Hortus deliciarum oder in das Breviarium Grimani malten. Und noch eine ganze Weile länger mußte sich die Blumen- und Früchtemalerei bei den Madonnenbildern mit einer dienenden Rolle begnügen. Wenn es hoch kam, saß Mutter Maria mit dem Jesusknaben in einem Gärtchen, drin hohe Blumen sie umgaben, oder hatte einen Strauß in der Vase vor sich.

Zur Selbständigkeit gedieh — »durch die Machtgewalt des Künstlers«, wie Goethe sich in seinem zierlichen Aufsatz über Blumen-



Max Streckenbach: Herbst





Max Streckenbach: Anemonen

malerei (1818) ausdrückt — das Stilleben und mit ihm das Blumenstück erst wieder um die Wende des 16. Jahrhunderts in den Niederlanden. Ein ganzer Kranz von »Blumenstücken« schlingt sich durch die nächsten Generationen. Jan Brueghel bricht die Bahn, Jan David de Heem malt seine pompöse Blumen- und Früchtegirlande, Daniel Seghers, Pater in der Gesellschaft Jesu, läßt auf seinen grauen Madonnen-Steinreliefs Blumen, Ranken und Sträuße nicht selten über das hochheilige Paar triumphieren, Jan van Huysum, der »Phönix« der Blumen- und Früchtemaler, pinselt mit liebevoller Hingebung und Genauigkeit auf hellem oder tiefschwarzem Grund seine feinen Blumen- und Blütenleibchen, Abraham Mignon (aus Frankfurt a. M.) fährt schon bewußter, pointierter und theatralischer drein, den Höhepunkt der Virtuosität aber erklimmt eine Dame: Rachel Ruysch, schon eine Tochter des 18. Jahrhunderts, von der Goethe mit einem bezeichnenden Ausdruck sagt, sie habe gleichsam über das Mögliche hinübergearbeitet. Während die flämischen Meister ihren Ruhm in der peinlich treuen Wiedergabe der Vorbilder suchen, die selbst das Mikroskop nicht zu scheuen braucht, legen die Holländer das Hauptgewicht auf kräftige koloristische Wirkung im Helldunkel.

Dann läßt diese Kunst allmählich wieder nach, verflüchtigt sich technisch und zahlt gleich andern Gattungen ihren Tribut an die Entartung des malerisch-technischen Könnens, die die Herrschaft der komponierenden Zeichenkunst im Gefolge hat. Ganz aber ist die Blumenmalerei nie mehr erloschen: wenn die Großen sie verschmähten, flüchtete sie sich zu den Kleinen. Jedenfalls hat sie alle Richtungen und Schulen mitgemacht, die in den letzten fünfzig Jahren um die Palme der Alleinigkeit und Unfehlbarkeit gerungen haben, hat in den getragenen braunen Ateliertönen der Düsseldorfer, in den frisch beherzten der Münchner und in den kecken Makarts geschwelgt, hat von der naturwissenschaftlichen Kleingeisterei der Japaner gelernt, den Impressionismus und das Freilicht, den Neoimpressionismus und den Kubismus gekostet und sich selbst vor dem Futurismus nicht ins Bockshorn jagen lassen. Wie uns ein Besuch der Dresdner Galerie fast mit allen niederländischen Meistern bekannt macht, so zeigt uns jede beliebige Ausstellung der Gegenwart



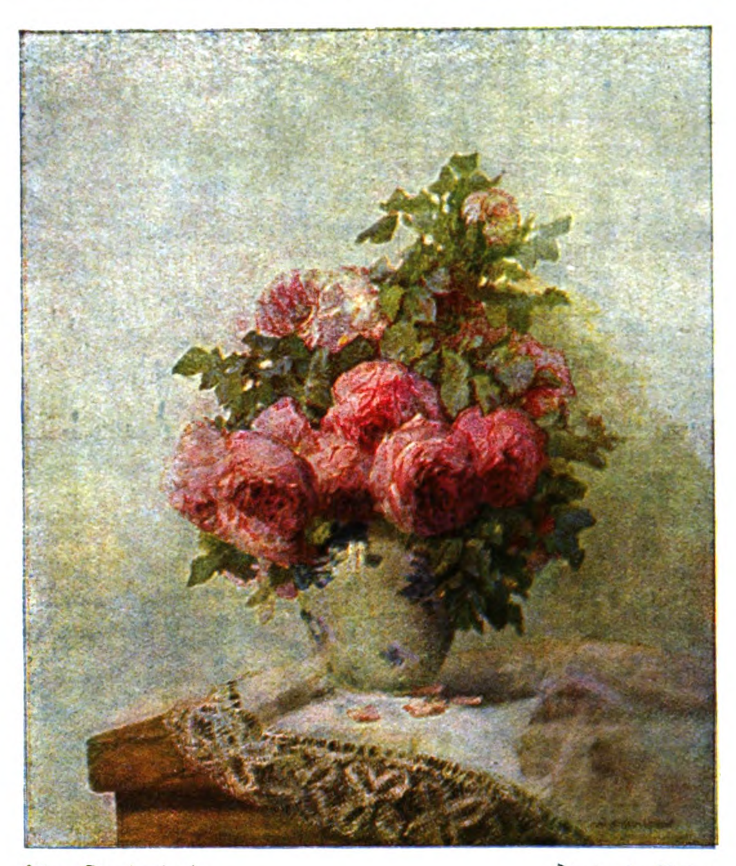
Max Streckenbach: Stiefmütterchen

eine Auslese der bis ins äußerste vermannigfaltigten modernen Blumenstücke: die vornehme Zurückhaltung Mossons, die feierliche Prunkfreude Strathmanns, die schlichte Ruhe Kardorffs, die feine, durchsichtige Zartheit Bontjes, die kunstgewerbliche Nüchternheit E. R. Weißens, die flimmernde Nervosität Kurt Hermanns, die plumpe, schier hölzerne Schwere Röhrichts, die stumpfe Breitflächigkeit Kurt Tuchs, und wie die Jungen und Jüngsten sonst noch heißen mögen, die sich unter unsern Augen in der Kunst des Pausias versuchen. Man erinnert sich vor solcher Fülle, daß heute wieder, wie vor 300 Jahren in Holland, eine weitverbreitete Blumenpflege und Blumenliebhaberei, von Kunsterziehern wie Lichtwark in die richtigen Bahnen gelenkt, dem Eifer der Maler zu Hilfe kommen.

Goethe, dem es vergönnt war, so vieles von der Wurzel bis zur Blüte nach- und mitzuerleben, hat auch die beiden Pole der Blumenmalerei gesehen und erkannt. Als Kind ging er im Frühling allwöchentlich zu dem Frankfurter Maler Juncker und brachte ihm die schönsten Blumen, die ihm unter die Hand kamen, auf daß der Meister sie »in seiner künstlichen und zierlichen Weise auf das treulichste und fleißigste«, zu einem Topf zusammengefaßt, auf das eichene Brett abmale, das der Herr Rat jahrelang dafür auf dem Hausboden hatte trocknen lassen; als Siebzigjähriger, in dem schon erwähnten Aufsätzchen, ruft er nach einem, der die Blumenmalerei aus den Fesseln der Wissenschaft, der botanischen Richtigkeit, der mikroskopischen Genauigkeit, ohne diese vorteilhaften Hilfen zu verleugnen, zur Freiheit der Auffassung erlöst, der »das Schwebende zu fassen weiß« und sich durch nichts irren läßt, was werden kann.

Ein solcher Blumenmaler nach Goethes Sinn scheint uns Max Streckenbach zu sein, von dessen Kunst wir hier acht sorgsam ausgewählte Stücke stark verkleinert, aber in wohlgelungener farbiger Wiedergabe zeigen dürfen. Streckenbach (geb. 18. Mai 1865 in Eckernförde) ist durch die Wissenschaft hindurchgegangen, ehe er zur Kunst kam. Nachdem er in Schleswig die Domschule durchgemacht hatte, ging er nach München, Berlin und Kiel, um Medizin zu studieren. Dann hielten ihn, in Bern, noch eine Weile die Botanik, die Geschichte und die Kunstgeschichte

fest, ehe er sich, ohne irgendwelchen Unterricht gehabt oder gar eine Akademie besucht zu haben, seiner frühen heimlichen Liebe, der Malerei, in die Arme warf. Mit frischfröhlichem Mut fing er ohne Umstände an, gleich unmittelbar nach der Natur zu malen. Blumen gehören ja zu den wenigen Gegenständen der Natur, die dem Maler stillhalten, ihm ein völliges Vollenden des Bildes vor dem Vorbild selbst Blumen nebeneinander und genoß eine koloristische Erziehung, die unsern deutschen Malern doppelt nötig und wertvoll ist. »Wir sollten wünschen,« hat Lichtwark schon um 1900 gemahnt, »daß unsre Künstler und Künstlerinnen, die Blumenstücke malen, sich mehr als bisher mit den wilden Blumen beschäftigen. Was dem modernen Blumenstück oft fehlt, der Reiz der Innigkeit, die Poesie,



Max Streckenbach: Sterbende Rosen

vergönnen. Freilich, die schöpferische Arbeit fängt eigentlich schon bei der Auswahl dessen an, was man malen will, und setzt sich fort in der Zusammenstellung, die ihre höhere Einheit von der bestimmten Lichtführung empfängt. Ein glücklicher Zufall kam dem jungen Künstler zu Hilfe. Die Hofmarschallin Baronin Seckendorff in Kiel, die früh auf seine Bilder aufmerksam wurde, erwirkte ihm vom Prinzenpaar Heinrich von Preußen die Erlaubnis, den reichen Blumenflor des Parkes von Hemmelmark als Motivenschatz benutzen zu dürfen. Da hatte er künstliche und wilde läßt sich an den Modeblumen, die meist ein Element Brutalität enthalten, schwerlich erwerben. Die wilden Blumen bieten obendrein den unendlichen Vorteil, daß sie eigentlich noch nicht gemalt worden sind, wenigstens nicht vom Standpunkt unsrer modernen Empfindung für Farbe.«

Diese »moderne Empfindung für Farbe« hatte Streckenbach. Vielleicht ist darin Henri Fantin-Latour sein Lehrer und Vorbild gewesen, dieser Meister duftiger, mit feinstem musikalischem Geschmack gewählter Farbenwohlklänge, bei dessen durchgeistigten Arbeiten

Wagner, Brahms, Schumann und Berlioz Pate gestanden haben. Kaum ein zweiter hat den Duft der Blumen, das geheimnisvolle Leben, das in ihnen webt, so wiederzugeben vermocht wie Fantin-Latour. Sein berühmt gewordenes Perlgrau findet man auf Streckenbachs Bildern wieder. Wäre der Krieg nicht gekommen, hätte er sich es sich wohl nicht versagt, die Blumenbilder Fantin-Latours in Paris an Ort und Stelle genauer zu studieren. Aber auch ohne diese letzte Schulung leuchtet Streckenbachs sicherer Blick für die Auswahl und Zusammenstellung der Blumen, für ihre Abstimmung mit Vase, Tischplatte und Tischdecke ein. Die »Sterbenden (roten) Rosen« mit der perlgrauen, leicht getupften Vase und der das goldige Gelbbraun der Tischplatte durchlassenden Spitzendecke sind ein beredtes Beispiel dafür, wie fein sich durch solche Mittel das überreife Rot abtönen läßt. Ein Gegenstück hierzu bilden die »Weißen Rosen«, die durch den eintönigen schwarzen Hintergrund eine wundervolle ruhige Verhaltenheit bekommen. Die Feldblumensträuße erfreuen sich, ihrer kräftigeren Buntheit entsprechend, eines bewegteren Hintergrundes und werden durch ein derberes, farbenfrohes Tongefäß zusammengehalten. Ein empfänglicher Sinn wird daraus lernen können, wie verschieden die verschiedenen Blumen angeordnet und untergebracht werden wollen, um eigen und voll zur Wirkung zu gelangen. Doch keine pedantische Zergliederung dieser fein abgewogenen Farben- und Formenreize! Was wir hier zeigen, wird ohne kleinkrämerische Erläuterung seine Schönheiten offenbaren, wie sich Streckenbachische Originale auf Sonder- und Gesellschaftsaus-



Max Streckenbach: Weiße Rosen





Max Streckenbach: Leuchtender Mohn

stellungen ihre Erfolge in Altona, Berlin, Augsburg, Essen, Düren, Karlsbad und Meran erobert haben und sich selbst in großen Maßstäben auf »Cap Polonio«, dem Passagierdampfer der Hamburger Südamerika-Linie, glänzend behaupteten. In der Kunsthandlung von Ludwig Möller in Lübeck sind farbige Kupferdrucke und auch billigere Vierfarbendrucke größeren Formats nach Streckenbachs Blumenstücken erschienen ...

Der Blumenstrauß ist aus der sondertümlichen Enge, in der er einst befangen war, hinausgetreten ins Freie und Helle, ins Tages- und Sonnenlicht. Damit ist er von der Treue im kleinen befreit und der Treue des Künstlers gegen sich selbst überliefert worden, wie jede echte und freie Malerei. Hinfort können sich in ihm wieder alle Bewegungen, Entwicklungen und Möglichkeiten der Kunst spiegeln, der Künstler selbst kann alle seine Erlebnisse, all seine Sehnsucht und Liebe in ihm aussprechen. Auch wenn er die Gediegenheit der Überlieferung und die Tüchtigkeit des Handwerks wahrt, wie Max Streckenbach es tut.



Der eine Reim

Nacht für Nacht steh' ich am Meere,
Wenn die heil'gen Vogelheere
Nach den blauen Fernen fliehn
Und mit den Gestirnen ziehn.

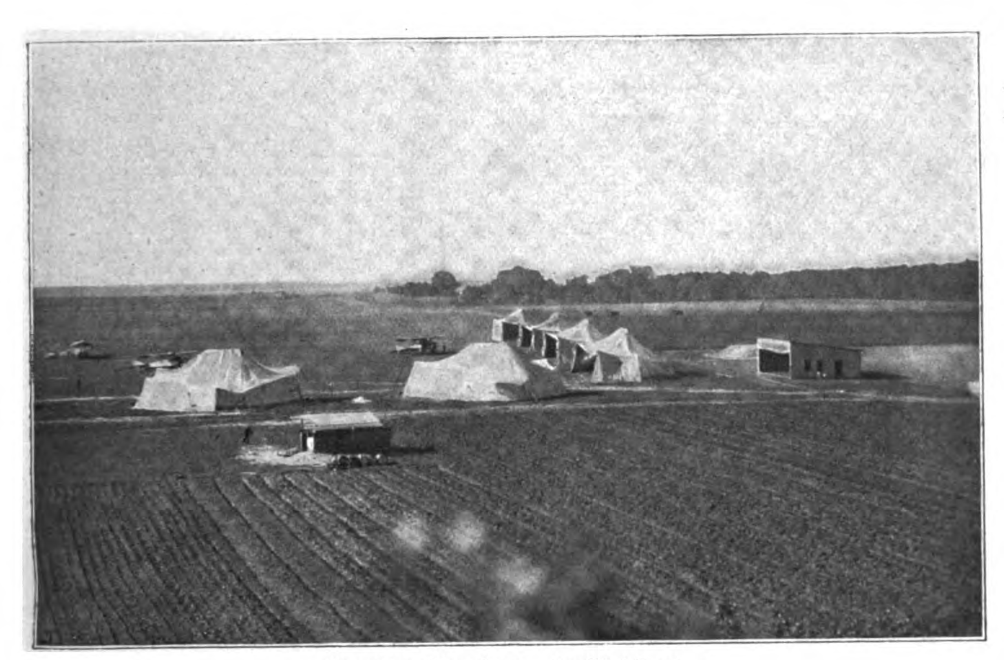
Wie mir schwindet Nähe, Ferne ...
Sind's die Vögel? Sind's die Sterne,
Die da kreisen lichtbeschwingt?
Nur die eine Sehnsucht singt

Von den Sternen, aus den Kehlen:
Laßt uns nicht des Wegs verfehlen!
Endlos tönt der eine Reim
Gleich dem Meer: Wir wollen heim!

Karl Ernst Knodt

Waldemar Coste: Jagdbeute

Aus der Ausstellung bei Eduard Schulte in Berlin, Mai 1917



Deutscher Flugplatz an der Westfront

Der Mann hinter dem Führer

Aus dem Leben der Beobachtungsflieger

Von Oberleutnant O. Daenbruch

Neben den Jagdfliegern, die im kleinen wendigen Kampfeinsitzer dem Feind entgegenfliegen, seine Jagd- und Erkundungsflugzeuge abwehren oder niederzwingen, stehen gleichwertig die zu zweien fliegenden Besatzungen der Beobachtungs- und Infanterie-Flugzeuge. Hier sitzen im engen Rumpf des Flugzeuges zwei Menschen zusammen, einander verbunden auf Leben und Tod, auf Erfolg oder Unglück: der Führer und sein Beobachter.

Auf dem Vorderplatz sitzt der Flugzeugführer — Offizier oder Unteroffizier —, der den Flug durch alle Fährnisse, durch Wolken, durch Schüsse abwehrender Batterien, durch die Luftsperre feindlicher Kampfflieger zu steuern hat. Zwischen den Händen das Steuerrad, daneben Umdrehungszähler, Benzinuhr und allerlei Hebel, hat er nur zu fliegen, wie ihn der Beobachter anweist. Vor ihm hängt der kleine Spiegel, der ihm zeigt, was in seinem Rücken vorgeht und was der Beobachter treibt. Seinem fliegerischen Können, seiner Gewandtheit und Entschlossenheit ist die Aufgabe anvertraut, den Beobachter an die Stelle seines Auftrages heranzubringen.

Und hinter ihm sitzt der Beobachter, der immer ein Offizier ist. Ein eingehender, alle Sinne anspannender Ausbildungskursus hat den jungen Offizier, der sich von einer der andern Waffen zur Fliegertruppe meldete, erst theoretisch, dann praktisch mit den äußerlichen Vorbedingungen der Beobachterpflichten vertraut gemacht. Neben Flugzeug- und Motorenkunde hat er das Schießen mit dem Maschinengewehr erlernt, erst vom Stand, dann vom Flugzeug aus auf ein Erdziel. Dann kommt das Schießen bei der Luftkampf-Übung, und da er hier auf den den »Feind« darstellenden Kameraden nicht schießen kann, erhält er statt des Gewehrs einen photographischen Apparat, bei dem er, genau wie beim Schuß, im günstigen Augenblick »losdrückt«. Das entwickelte Bild zeigt durch ein Strichkreuz, wo der Schuß im Ernstfalle gesessen hätte, so daß die Zielsicherheit des Lernenden im Bilde unbeirrt festgehalten ist. Daneben übt der Beobachter seine andre »Waffe«, das Abwerfen von Bomben. Auch hier muß er zeigen, daß er imstande ist, aus dem dahinsausenden Flugzeug seine Bomben ins Ziel zu bringen. Und schließlich kommt noch die Ausbildung im Photographieren und der F.-T.-Kursus, in dem er die Bedienung des funkentelegraphischen Geräts lernt, mit dem er während des Fluges Meldungen an die hintenliegenden Befehlsstellen aussendet.

Aber dies alles ist nur das äußerliche Rüstzeug. Denn wenn dem Beobachter die geistigen Eigenschaften, man könnte sagen die Talente zum Beobachter fehlen, so ist alles technische Wissen nutzlos. Denn Nerven, kühle, unbeirrbare Beobachtungsgabe, Entschlußfähigkeit und echte persönliche Tapferkeit gehören dazu, wenn brauchbare Leistungen erzielt werden sollen.



Fliegeraufnahme eines Teiles von St. Quentin, die fortschreitende Zerstörung der Stadt zeigend
Rechts das Lazarett, das troẞ dem roten Kreuz schon mehrfach beschossen wurde

So lernt der Beobachter alles, nur eins nicht — fliegen lernt er nicht. Es ist am Beobachtersitz keine Vorrichtung vorgesehen, die ihm tätigen Anteil an der Lenkung des Flugzeuges erlaubt; der Mann hinter dem Führer muß in jeder Lage stillhalten und sein Vertrauen in das Können des Führers setzen — beide sind verbunden auf Leben und Tod.

Man kann sicher sein, daß die Leitung unsers Flugwesens die Frage ernst genug bedacht hat; aber immer noch ist sie zugunsten eines Lenkers entschieden worden. Die Nachteile, die der Einfluß zweier verschiedener Willen, zweier Absichten auf das Flugzeug, das mit 160 Kilometer Stundengeschwindigkeit dahinrast, haben könnte, sind größer als alle andern wägbaren Vorteile. —

Täglich steigen Hunderte von Beobachtungsflugzeugen auf, gehen über die Front und kommen mit wichtigen, in ihrer Gesamtheit das Schicksal von Armeen entscheidenden Meldungen zurück. Und was zwischen Start und Landung lag, was solche Besatzung an Gefahren durchlebte, nur um ihre Pflicht zu erfüllen, das wird nicht gesagt und nicht gemeldet, wenn es nicht etwa dienstlichen Wert hat. Die Person gilt nichts, der Dienst alles! Das Höchste an Mut, an Kraft und Nerven wird hier an Alltagsaufgaben gesetzt, zu deren Ende als höchster Orden das E. K. I., als höchster Ruhm vielleicht die Nennung der Besatzung im Korps- oder Armeebefehl steht. Ruhmlos im Sinne der breiten Menge, namenlos im Heere der Unzähligen, die sich und ihr bestes Können im Dienste der Allgemeinheit einsetzen, fliegt die Schar unsrer Beobachter über dem Feind — in Wahrheit »das Auge des Heeres«.

Am Abend vorher erhält eine solche Flugzeugbesatzung ihren Auftrag, knapp, kalt, sachlich, wie eben ein deutscher dienstlicher Befehl aussieht. Da heißt es etwa: »D 1155 erkundet morgen die Strecke Poperinghe—Vlamerdinghe. Bombenabwurf auf Bahnhof Poperinghe. Besonders wichtig neue Batteriestellungen. Start 5,30 Uhr.« Nun setzen sich Führer und Beobachter zusammen, studieren die Karte und die letzten Meldungen aus diesem Abschnitt, um nicht schon Bekanntes noch einmal zu melden, und lassen das Flugzeug startfertig machen.

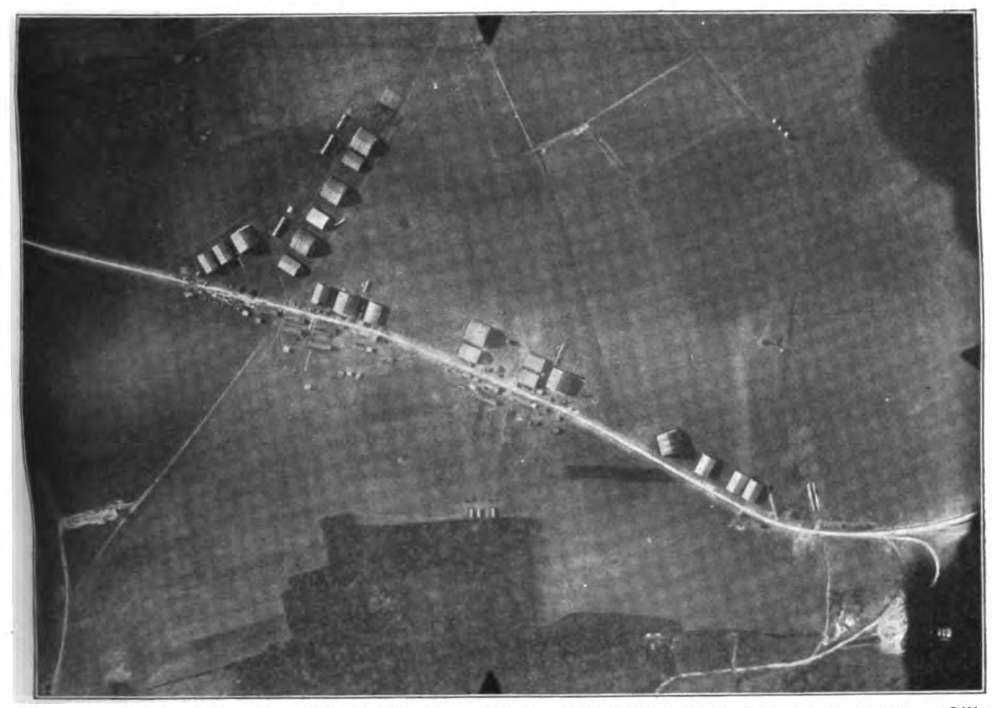
Am nächsten Morgen Punkt 5,30 Uhr steht »D 1155« da, die beiden Flieger werden eingekleidet, mit Lederjacke und Sturzhelm angetan und klettern in das Flugzeug. Ein Mann dreht den Propeller langsam durch, um das erste Gasgemisch in den Motor zu saugen.

»Aus?« — »Aus!«

Der Führer stellt die Zündung ab.

»Frei?« — »Frei!«

Jetzt gibt er Gas, die braunroten Holzblätter der Luftschraube schlagen ihren flimmernden Kreis — immer schneller — ein Griff in den Hebel — »D 1155« rollt, hebt sich vom Boden



Feindlicher Flughafen an der Westfront. Aufnahme eines deutschen Beobachtungsfliegers aus 3000 m Höhe
Man erkennt deutlich die Flugzeughallen sowie zahlreiche kleinere Baulichkeiten und vor dem Schuppen stehend startbereite Flugzeuge

ab und steigt, vom Führer in weiter Kurve rechts drehend gesteuert, hoch.

Noch eine Kurve — unten stehen die Monteure und sehen »ihrem« Flugzeug nach.

»Jetzt hat er 2000 Meter!« sagt der Startunteroffizier, der die Flieger, »seine« Flieger, und »seine« Flugzeuge kennt und liebt, wie ernste Menschen, in Gefahren erprobt, eben lieben können. —

Oben in 2000 Meter Höhe folgt das Flugzeug dem Druck des Seitensteuers und nimmt Kurs auf Poperinghe.

Die Luft ist glitzernd klar und sichtig, tief unten auf der Erde verweht der Bodennebel im Strahl der frühen Sonne. Wie weiße Bänder im graubraunen Gelände liegen die alten, ausgetretenen Infanteriestellungen, dunkel gezackt die vorderen Linien unter dem Beobachter, der mit dem Glas an den Augen den Horizont absucht.

Dort unten, hinter Dixmuiden, geht eben der erste feindliche Fesselballon hoch, und bald stehen noch andre wie breite, dunkle Tupfen am Himmel. Um den Ballon bei Dixmuiden schwebt ein feiner Strich, bald links, bald rechts. Der Beobachter erkennt den Luftschutz fliegenden Jagdflieger, der den Ballon vor den Brandgeschossen deutscher Flieger hüten soll.

»D 1155« steigt höher und nähert sich Poperinghe. Unten sind die Irrgärten der ausgebauten Grabensysteme verschwunden, Straßen, zerfahrene Ackerwege und Häusertrümmer tauchen auf. Das Dorf dort unten war einmal Boesinghe, das dort Elverdinghe — weiter!

Jetzt kommt schon die wohlbekannte Zone der schweren feindlichen Batterien. Der Beobachter späht aus — ist etwas Neues da? Dort der Weg quer zur Straße ist frisch zerfahren. Ein Griff in die Riemen des Photographenapparates — der Beobachter steht auf, beugt sich über den Rand und sucht die Stelle auf die Platte zu bekommen — schnapp!

Ein leichter Schlag auf die Schulter des Führers, eine weisende Handbewegung — das Flugzeug macht eine Kurve und fliegt die Richtung noch einmal an. Noch zwei Aufnahmen — fertig!

Das Photographieren aus dem Flugzeug ist körperlich anstrengend genug, denn der Apparat wiegt etwa 25—30 Pfund und muß senkrecht nach unten freihändig über Bord gehalten werden. Er darf nicht angelehnt werden; das durch den Motor verursachte Zittern des Flugzeugs würde jede Aufnahme verderben.

Da schwimmt plötzlich etwa 200 Meter unter »D 1155« ein festes, geballtes, weißes Wölkchen, links noch eins — zwei — ein Blick, ein Zeichen an den Führer, und schon biegt »D 1155« aus, nach rechts höhersteigend. Unten platzen — im Brüllen des Motors lautlos — die Schrapnelle, die eine wachsame feindliche Abwehrbatterie hinauffendet. Einige Sekunden haben genügt, um

ein paar hundert Meter Zwischenraum zu schaffen, jetzt sind's schon tausend Meter, und wirkungslos spritzt nun der Eisenschauer aus den Geschützen in die Luft.

In größerer Höhe fliegt »D 1155« jetzt seinem Ziele zu. Immer wieder beugt sich der Beobachter über Bord, handhabt die schwere Kamera und wechselt die Platten aus.

Nun taucht unten eine schmale weiße Linie auf, die Straße, die über Vlamerdinghe nach Ypern führt. Der Beobachter winkt den Führer ein, nach rechts biegt das Flugzeug und steuert den Bahnhof von Poperinghe an. Doch die ersten Abwehrbatterien sind nicht müßig gewesen, längst ist die Meldung nach hinten telephoniert, daß ein Feind im Anflug ist, und ringsum aus den Büschen und Gehölzen um Poperinghe springen die weißen Wölkchen auf, zerflattern im Winde und stehen plötzlich wieder dicht neben dem Flugzeug. Ein Sprengstück fliegt surrend zwischen den Spanndrähten der Tragflächen durch. Nun gilt's!

Der Führer läßt »D 1155« tiefer tauchen und ist schon aus dem Kranz der Schrapnelle heraus. Der Beobachter steht längst aufrecht und photographiert. Glas an die Augen — scharfes Suchen — der Apparat schnappt — Kassette — weg — neue Platten! Ihn kümmern die Schrapnellwölkchen nicht, er steht jetzt vor seiner Aufgabe, und er erfüllt sie.

Wieder spürt der Führer eine leichte Berührung auf der Schulter, eine Hand weist nach unten, jäh schweigt der Motor, und im Gleitflug geht es hinunter. 500 Meter, noch 500 Meter fällt der Zeiger des Höhenmessers, und plötzlich hören die Flieger auch das Krachen der Geschosse, das bisher der Motor überschrie.

»Kui — iih — iih!« Etwas saust dicht im Bogen über »D 1155«, als der Gleitflug eben wieder mit dem anspringenden Motor zur geraden Richtung einbiegen will. Vielleicht war es ein Geschoß, das nicht zerplatzte, das der feindliche Zündersteller unten zu stellen vergaß, und das nun, seine Bogenbahn durchheulend, unten im Aufschlag krepieren und die eignen Leute zerreißen wird. Aber schon haben die Abwehrbatterien sich auf das entflohene Ziel eingeschossen, wieder stehen die weißen Sprengpunkte um das deutsche Flugzeug.

Führer und Beobachter arbeiten mit aller Anstrengung, der eine, um den Schüssen auszuweichen und doch das Flugzeug über dem Ziel zu halten, der andre, um im Lichtbild festzuhalten, was er da unten erschaute.

So — Poperinghe ist erledigt — nun die Bomben! Eine Armbewegung weist nach links, in weiter Kurve umfliegt »D 1155« die Stadt, verfolgt von den Batterien, die ihre weißen Sprengpunkte wie Watteflecken in die blaue Luft tupfen. Aber sie können dem Fluge nicht folgen, in dem jetzt »D 1155« über die Stadt braust. Mit pfeifenden Drähten, rasendem Propeller geht es dahin — im Flugzeug zwei Männer, die in der Vernichtung des Feindes das eigne Leben geringachten. Wieder schweigt der Motor. Jäh geht's herunter, gerade über dem Bahnhof fliegt der Führer eine enge Kurve. Eine Bombe sitzt schon im Ausstoßrohr, der Beobachter zielt — weg!

Die nächste, noch eine — noch zwei folgen.

Hui, da sind wieder die Abwehrgeschütze! Wie rasend müssen die Kanoniere da unten feuern, so dicht platzen die Geschosse, die eine schützende Sperre aus Eisensplittern über den Bahnhof breiten sollen.

Zu spät — schon steigt »D 1155«, und auf der letzten Platte hält der Beobachter das Bild fest, wie unten weiße, breit auseinanderfließende Rauchstreifen mitten in den Gleisen den Erfolg der Bomben anzeigen. Nun fort! —

Wieder wendet sich »D 1155«, nun nach Osten der eignen Front zu fliegend. Es geht mit Rückenwind; mit 200 Kilometer in der Stunde, jeden gewohnten Begriff von Raum und Zeit zunichte machend, rast das Flugzeug dahin. Am Horizont stehen hüben und drüben die Fesselballone; einer wiegt sich gerade vor ihnen unten im Winde, liegt breit und prall in der Luft, einer riesigen Kröte ähnlich, die böse und lauernd ins feindliche Gebiet glotzt. Der Führer dreht sich zum Kameraden zurück: »Das wäre noch ein Bissen!«

Doch der Beobachter schüttelt den Kopf, er hat beim eifrigen Umherspähen eben nach Süden zu zwei feine dünne Striche gesehen, feindliche Flieger, die von Bailleul her Kurs nach Norden halten. Vielleicht sind es Jagdflieger, die zum Schutze der Front aufgestiegen sind, und »D 1155« hat wichtige Meldungen an Bord, die nicht unnütz durch einen Kampf gefährdet werden sollen.

Weiter braust die Fahrt nach Osten.

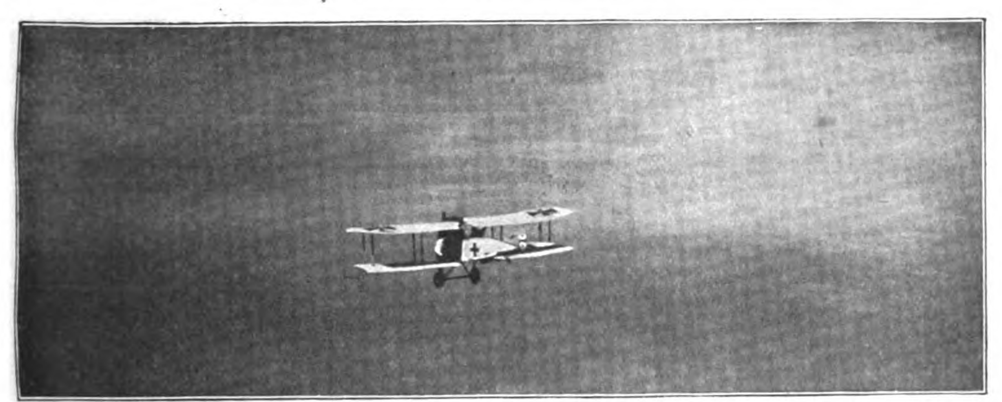
Da ist plötzlich von dorther auch ein Strich in der Luft, haarfein doppelt gezogen, ein feindlicher Doppeldecker, der Sperre fliegt.

Der Feind wendet jäh, nimmt scharf Kurs auf »D 1155« und ist im Flimmern der sonnigen Luft verschwunden.

Beide Männer im »D 1155« haben ihn gesehen, ein Blick genügt zur Verständigung. Auch »D 1155« klettert hoch und steigt. Es gilt, sich nicht vom Feinde überhöhen zu lassen. Der Beobachter rückt den photographischen Apparat fester zur Seite und legt die Hand um den Griff des Maschinengewehrs. Der Ladestreifen hängt frei heraus, ein paar Schüsse geben die Gewißheit, daß keine Ladehemmung im entscheidenden Augenblick stört.

Der Führer hebt mit einem Ruck den Arm, dreht eine unwahrscheinlich enge Kurve — da





Deutsches Beobachtungsflugzeug beim Flug über Waldgelände, von einem andern deutschen Flugzeug aus aufgenommen

ist der Feind. Und schon rasselt die Garbe des feindlichen Maschinengewehrfeuers durch Spanndrähte und Tragflächen.

In der Kurve rast der Feind vorbei. Blauweißrot leuchten die Kokarden am Rumpf, ein großes »S« ist einen Augenblick am Seitensteuer sichtbar: es ist ein französischer »Spad«, der neue kleine Doppeldecker, der den Franzosen die verlorene Luftherrschaft wiedergeben soll.

Jetzt klopft auch das Maschinengewehr von »D 1155«. Geschickt legt sein Führer das Flugzeug in die Kurve, und mit rotglühender Spur springen die Geschosse wie kleine Punkte hintereinander — sechshundert Schuß in der Minute! — dem »Spad« entgegen.

Der Feind wendet, um zu steigen und von hinten an »D 1155« heranzukommen, auch »D 1155« hat gedreht und fliegt nun aus Osten, aus der Sonne kommend, dem »Spad« nach.

Wieder springt die Leuchtspur-Munition an dem feindlichen Flugzeug vorbei, jetzt — da — es liegt im Visier — quer durch den Rumpf rasselt die Geschoßgarbe des Deutschen! Ein Flackern drüben — ein dünner Rauchfaden — der »Spad« brennt!

Der feindliche Führer hat es auch gesehen, sein Motor schweigt, und im steilen Sturzflug stürmt er zur Erde nieder, jäh nach unten. Triumphierend und erfüllt von der höchsten Spannung des Kampfes blickt ihm der Beobachter nach.

Stürzt der »Spad« ab? Nein, schon hat er sich wieder gefangen; es war eine List, um dem Feind zu entgehen, oder um im Sturzflug den Brand zum Verlöschen zu bringen. Aber der Motor springt nicht wieder an, der »Spad« schwankt, hängt nach rechts und rutscht haltlos, weiß aufblinkend — jetzt schon unsichtbar zur Tiefe.

Ganz unten zwischen den Gräben quillt eine kleine Rauchwolke auf, dort liegt der zerschmetterte, brennende »Spad« und sein toter Führer.

»Hurra!« brüllt der Beobachter, daß es das Dröhnen des Motors übertönt, und freudig streckt der Führer seine Hand zum Glückwunsch nach hinten. Nun aber nach Hause!

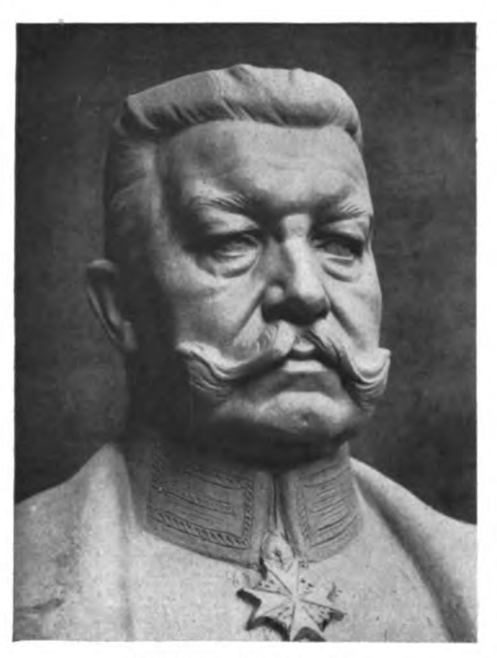
Zum letztenmal geht »D 1155« in die Höhe, um ungesehen, ungehindert über die Front zu kommen. Und es gelingt. Die Abwehrbatterien unten merken nichts, Gräben und Wasserläufe ziehen vorüber, nach einigen Minuten senkt sich das Flugzeug zum Flughafen nieder. Es setzt leicht auf, rollt und steht. — —

Kaum eine Stunde später kommen die Bildgehilfen mit den Abzügen seiner Platten zu dem Beobachter, während der Führer längst ruhend in seiner Koje liegt. Mit dem Vergrößerungsglas betrachtet der Beobachter die Aufnahmen, und er muß sich zusammennehmen, um nicht einen Jubelruf auszustoßen. Und nun schreibt er seine Meldung:

»‚D 1155'. Start 5,30, Landung 7,20 Uhr. Festgestellt: Anfahrtwege einer neuen Batterie an Straße Elverdinghe-Pesselhoek, neue Baracken und Lagerschuppen bei Poperinghe. Reger Zugverkehr auf Bahnhof P. Fünf Bomben mit durch Lichtbild belegtem Erfolg auf Rangierbahnhof abgeworfen. Beim Rückflug n. o. Elverdinghe feindlichen Kampfeinsitzer (‚Spad') nach Luftkampf mit M.-G. abgeschossen, zwischen die Linien bei Boesinghe abgestürzt. Hierzu 16 Aufnahmen.«

Fertig — Unterschrift! — —

So sieht der Dienst eines Flugzeug-Beobachters aus, so wird eine Aufgabe erfüllt, die alltäglich für ihn ist. Und wenn durch Deutschland der Ruhm der großen Jagdflieger tönt, wenn jedes Kind die Namen derer weiß, die die feindlichen Geschwader abschießen, so sei auch ihrer würdigen Kameraden gedacht, der Beobachtungsflieger, die in mühevoller Kleinarbeit, in Tausenden von Meldungen, Tausenden von Bildern dem Feldherrn die Absicht des Feindes enthüllen: »Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt!«



Ludwig Manzel: Hindenburg



Ludwig Manzel: Ludendorff

Von Kunst und Künstlern

Adolph von Menzel: Schwarzwälder Bäuerinnen — Anselm Feuerbach: Selbstbildnis — Karl Bauer: Bildnis Theodor Storms — Franz Hoffmann-Fallersleben: Altweimarischer Garten — Philipp Franck: Wannsee — Waldemar Coste: Jagdbeute — Zwei Naturaufnahmen von Hans von Seggern: Sonnenuntergang an der Elbe und Schwere Arbeit — Friedenssaat von Carlos Tips — Hindenburg und Ludendorff von Prof. Ludwig Manzel — Eine Schaumünze zu Theodor Storms hundertstem Geburtstag



Etwas Seltenes und Kostbares können wir unsern Lesern in den Kunstblättern dieses Heftes bieten: ein bisher so gut wie unbekanntes Gemälde von Adolph von Menzel. Die »Schwarzwälder Bäuerinnen« zeigen uns den Meister der Zeichnung und der Farbengebung von der liebenswürdigsten Seite, als Beobachter und Schilderer des volkstümlichen Lebens, der seine besondere Freude an der malerischen Volkstracht hat und sie mit einer nur ihm zu Gebote stehenden Zuverlässigkeit, Lebenstreue und Liebe wiedergibt. Das Gemälde (wohl kaum bis aufs letzte vollendet) stammt aus dem Jahre 1850 und ist im Besitze der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, gerade von unsern deutschen Meistern verschollene oder übersehene Werke ans Licht zu ziehen.

An künstlerischem Wert steht diesem Bilde das (von uns in Mattondruck vervielfältigte) Selbstbildnis Anselm Feuerbachs kaum nach. Ja, durch seine ungezwungene Haltung, die Vornehmheit des Tons und die glückliche Raumverteilung nimmt es unter den Selbstbildnissen Feuerbachs eine auch kunstgeschichtlich hervorragende Stellung ein. Es ist ungefähr gleichzeitig mit dem Menzelschen Gemälde entstanden. Das Original gehört der Berliner Hofkunsthandlung von Fritz Gurlitt, die sich gerade während der Kriegsjahre durch die Veranstaltung von Ausstellungen deutscher Meisterwerke aus eignem und fremdem Besitz um die Kenntnis und Wertschätzung unsrer vaterländischen Kunst vielfach verdient gemacht hat.

Den Gedenkaufsätzen, die das vorliegende Heft Theodor Storm, dem Meister der deutschen Stimmungs- und Chroniknovelle, dem unübertroffenen Lyriker, widmet, wußten wir kein besseres künstlerisches Bildnis beizufügen als das von Karl Bauer. In seiner festen, herben, fast strengen Art mag es auf den ersten Blick alle die vielleicht überraschen, die bei dem Namen Theodor Storm zunächst an den weichen und duftigen Idylliker denken; in Storm lebte und dichtete neben dieser verträumten Weichheit des Romantikers aber auch der Wille und die Kraft tragischen Gestaltens, wie Litzmann das so schön und überzeugend in seinem Gedenkwort aufzeigt. Von dieser Seite hat Bauer den Dichter und Menschen Storm gesehen. Das Bildnis ist um so höher zu schätzen, als wir arm sind an guten Darstellungen der Stormschen Erscheinung. Von den Aufnahmen werden ihr nur wenige einigermaßen gerecht; der Dichter selbst hat darüber mehrfach Klage geführt. Auch könnten uns solche mechanischen

Abbilder vergänglicher Wirklichkeit heute kaum noch genügen. Denn uns hat sich ein inneres Bild Storms ausgeprägt, das mehr ist als eine bloße Idealisierung seiner Züge, das eine Verschmelzung und gegenseitige Durchdringung der in ihm tätigen Gaben und Kräfte bedeutet. Bauer hat die Kunst, solche von den Zufälligkeiten des Augenblicks gelösten Urbilder geistiger, vornehmlich dichterischer Charaktere zu gestalten, mit ebensoviel Fleiß wie Geschick in jahrzehntelanger Arbeit gepflegt; seinen Goethe- und Lutherköpfen darf sich nun sein Stormkopf, der zuerst in Heyders Kalender »Kunst und Leben« hervorgetreten ist, ebenbürtig an die Seite stellen.

Zu dem »Altweimarischen Garten« von Franz Hoffmann-Fallersleben hat uns Helene Böhlau das Begleitwort geschrieben. Ihr Erinnerungsbild bedarf, nachdem wir den Künstler selbst wiederholt gewürdigt haben, keiner Ergänzung mehr. Wer möchte sich auch, wo es sich um so ein Kleinod aus Weimars Vergangenheit handelt, mit der Dichterin der »Ratsmädel- und altweimarischen Geschichten«, des »Sommerbuches« und der »Kristallkugel« in den Wettstreit wagen!

Die jubelnden Sommerschönheiten des Blattes »Wannsee« von Philipp Franck liegen offen zutage. Das kristallene Leben des Wassers, die Lichtreflexe über den Wellen, die weißen Segel müssen mit ihrer Leuchtkraft zu jedem Auge sprechen. Der Himmel dagegen mit den massig geballten, auf den ersten Blick fast überplastisch erscheinenden Wolken mag dem mittel- und süddeutschen Auge zunächst »unnatürlich« vorkommen. Aber der Wannsee hat, zumal gegen Abend, diese heftigen atmosphärischen Farben- und Formenkontraste, so daß man sich manchmal — freilich immer nur für kurze Augenblicke — unter italienischen Himmel versetzt fühlen kann. Franck lebt nun schon seit Jahrzehnten mit dieser Landschaft; er hat sie sozusagen vor der Tür: da darf er auch von denen, die bei außergewöhnlichen Naturstimmungen gern mit der abwehrenden Bemerkung »So was gibt's nicht« bei der Hand sind, Vertrauen und guten Glauben beanspruchen.

Waldemar Costes »Jagdbeute« hält eins der schönsten und zugleich originellsten Bilder fest, die im Laufe des vergangenen Sommers in den Berliner Kunstausstellungen hervorgetreten sind. So intim und zugleich so repräsentativ ist selten ein Jagdherr gemalt worden. Selbst in einer keineswegs unbedeutenden Ausstellung bei Schulte beherrschte dies Gemälde mit der Sicherheit seiner Zeichnung, der Vornehmheit seiner an Trübner geschulten Farbengebung und seiner niederländischen Lebensfreude die Nachbarschaft.

Mit den Kunstblättern in Mattondruck »Sonnenuntergang« und »Schwere Arbeit« zeigen wir zwei Naturaufnahmen aus der Nähe von Hamburg, schön in den Raumabmessungen, schöner noch in der Abtönung von Hell und Dunkel, am schönsten in den unaufdringlichen, stummen Stimmungswerten, die daraus sprechen. Auch die Wolkenbeleuchtungen weiß Liebhaberkunst nur selten so gut zu erfassen, wie es hier geglückt ist.

Innerhalb des Textes bringen wir einen neuen Scherenschnitt von Carlos Tips, dem jungen Karlsruher Künstler, der diese immer noch als »Kleinkunst« über die Achsel angesehene Technik nahe an die Grenze der Monumentalität herangeführt hat. Möge die Darstellung, die Tips zur Einleitung unsrer Abteilung »Der deutsche Weltkrieg« gewählt hat (S. 129), für die nächste Zukunft eine gute, glückverheißende Vorbedeutung sein!

Professor Ludwig Manzels Feldherrnbüsten Hindenburg und Ludendorff (Seite 102) sind im Hauptquartier unmittelbar nach dem Leben geschaffen worden. Hindenburg hat dem von ihm geschätzten Künstler dazu schon vor längerer Zeit in Kurland gesessen, Ludendorff erst zu Anfang dieses Jahres. Die beiden Heerführer sind ja bereits zum Gegenstand vielfacher, auch plastischer Darstellungen gemacht worden, ohne daß man überall die Gewißheit der Lebenstreue hätte. Hier darf man darauf vertrauen: Manzels ganze bisherige Kunst, durch und durch ehrlich und lebenswahr, bürgt uns dafür.

Endlich möchten wir noch der auf Seite 112 dieses Heftes abgebildeten Schaumünze auf Theodor Storm ein Wort der Empfehlung mit auf den Weg geben. Die sinnige und anmutige Gewohnheit, eines festlichen, ernsten oder freudigen Tages durch Erwerbung und würdige Aufbewahrung einer Schaumünze zu gedenken, hat sich während des Krieges in deutschen Häusern allgemein eingebürgert. Auch der Sinn des Auges will sein Teil haben, und dafür bietet sich kein bequemeres, billigeres und schöneres Mittel als eine Schau- und Denkmünze. Die für Storm hat Dr. F. Weber entworfen, die Münzen- und Medaillenhandlung von Hans Meuß in Hamburg, entsprechend den Möglichkeiten und der Gemütsstimmung unsrer Zeit, in Eisen ausführen lassen (Durchmesser 75 mm; Preis 16 ℳ). F. D.

*

Mitteilung. — Unter den beiden zu dem Aufsatz von Felix Lorenz »Unbekannte Kunstschätze« (Augustheft) wiedergegebenen Bildern »Straße in Rothenburg« und Kopenhagen« muß der Name des Malers lauten: »Reinhold Koch (Zeuthen)«, nicht Georg Koch.

Literarische Rundschau

Romane und Novellen

Ina Seibel kannten (und schätzten!) wir bisher nur als Lyrikerin, wenn auch als eine von elementarer Gefühlskraft und männlicher Gestaltungskunst, die es sich zutrauen durfte, Kriegslieder zu singen, ohne ihrer weiblichen Natur untreu, ohne gegen den ehernen Sinn und Geist des Krieges widerwillig zu werden. Für die Ballade im weitesten Umfang und tiefsten, an den Mythus rührenden Sinn wäre sie uns gerüstet erschienen — würde sie aber auch in die lose und doch nicht anspruchslose Kunstform des Romans Eigenschaften mitbringen, die ihrem lyrischen Können würdig? Stendhal hat den Roman mit einem Spiegel verglichen, den man die Straße entlangführt, und der Historiker Schlosser hat gemeint, daß nichts bessere Rechenschaft ablege von dem, was die Zeit bewegt, als der Roman. Von solchen historisch-sozialen Neigungen fand man aber eigentlich wenig in den Gedichtbüchern Ina Seibels; man durfte also doppelt gespannt sein auf ihren ersten Romanversuch. Und siehe da, sie wählt sich in dem »Haus zum Monde« (Berlin, Fleischel & Ko.) ein durchaus innerliches, ganz in sich abgeschlossenes, gegen die große Welt verkapseltes Thema. Das der Seelenwanderung könnte man es nennen, wenn man dabei nicht etwa an theosophische Spintisierereien denken will. Eine Frau, die in ihrer Überzartheit gleich einer wurzellosen Blume über dem Leben schwebte, stirbt früh, pflanzt aber, ehe sie von Mann und Kind scheidet, in den Boden ihres einstigen Heims den Stirb- und Lebewillen, in dem zukünftigen Kinde ihres Mannes und einer von ihr geliebten Freundin, die sie selbst sich als Nachfolgerin bestimmt, wiedergeboren zu werden. Diese andre, Daniel ten Maans zweite Frau, ist von der heimgegangen Elsabe grundverschieden, ein stattliches, erd- und geschlechtsfrohes Weib, das von dem Überschuß ihrer »Bauerngesundheit« nur immer abgeben möchte an Kinder ihres Schoßes. Und wie sie, ist auch einer der beiden Knaben geartet, die sie aus erster, derberer Ehe mitbringt in die zweite mit dem überfeinerten, in sich selbst zurückgezogenen Kunstgelehrten und Kunstliebhaber, der sich aus den Schlingen seiner kostspieligen Sammlerwut nur lösen kann, indem er sich freiwillig dem Tode ausliefert. Ehe das geschieht, schenkt Brigitte v. Rungström ihrem Manne zu Elsabes kleinem Mädchen und ihren eignen beiden Knaben einen Sohn, den sie nach dem Willen der Verstorbenen Wolfgang nennen, und erzieht ihn mit zärtlicherer und aufopfernderer Liebe noch als die andern, die sie vom freien Lande in das hochschultrige, engbrüstige Stadthaus »Zum Monde« verpflanzen muß, in dies kranke Haus, in dem Elsabes müder Geist umgeht, und das an Daniels zum Niedergang verurteilter Gegenwart keine Stütze findet. Den eigentlichen Inhalt des Buches bildet nun der liebevolle Erziehungs- und Persönlichkeitskampf, den Brigitte, von ihrem Manne auch in diesem Amt allein gelassen, mit den vier so grundverschiedenen, aus zwei grundverschiedenen Ehen und grundverschiedenen Blutzusammenhängen stammenden Kindern austrägt. Manches in Wolfs Entwicklung deutet auf das Vermächtnis Elsabes, die in ihm weiterleben wollte, andres aber scheint aus dem dunklen Born aufzusteigen, der jenseit ihres eignen mimosenhaften Wesens seinen Ursprung im Abenteuerblut ihrer mütterlichen Vorfahren hat. Seltsam mischen und kreuzen, trennen und verketten sich die Erbtümer der verschiedenen Geschlechter in den Kindern, und wie sich das in dem Leben ihrer frühen Jugend schon auswirkt, das hat die Verfasserin mit einer Liebe und Hingebung, mit einer Feinspürigkeit und Geduld dargestellt, die nur eine Frau aufzubringen vermag. Der Roman bleibt dadurch für eine lange Strecke ohne epische, sich fortbewegende Handlung, aber was er so einbüßt, gewinnt er an seelischer Vertiefung und zartester Empfindungspoesie. An dem Problem Mutter und Kind, Vererbung und Eigenleben, Freiheit und Bestimmung ist kaum je mit so feiner und geschickter Hand gewoben worden, wenn das Gewebe am Ende auch wie eine Penelopearbeit erscheint, von der die Nacht fast ebensoviel auflöst, wie der Tag geschaffen hat. Wird Wolf die Kraft haben und das ihm wiederum von Daniel aufgebürdete Vermächtnis, den abnehmenden Mond des Hauses in einen zunehmenden zu verwandeln, erfüllen? Wird Aage, das träumerischste und zartsinnigste der Kinder, es sein, der die Seele der Mutter von Herzensnot und Kummer befreit? Wir erfahren es nicht. Aber lange und tief wird der reine, edle, süßgedämpfte Klang in uns nachhallen, den Ina Seibel bei ihrem ersten Schritt in die Romandichtung angeschlagen hat.

*

Paul Mahn hat seinem neuen Romanbuch (Stuttgart, Cotta) eine Art Entschuldigung oder Rechtfertigung vorangeschickt, daß er dieses rein persönliche Angelegenheiten eines Einzelnen, noch dazu eines Künstlers behandelnde Werk mitten im Kriege hinausgehen lasse. Mich dünkt, es hätte dessen nicht bedurft. Wir alle sollten heute schon wieder wissen, wie eng auch Persönliches mit dem Allgemeinen verbunden ist, wenn es aus dem Wurzelboden deutscher Art und deutschen Empfindens kommt. Und das ist

bei diesem Roman der Fall. Der Titel freilich mutet, sobald man erst seine ironische Bedeutung schmeckt, fast etwa strindbergisch an: den Ehrennamen »Der Kamerad«, der unsern Frauen nach diesem Kriege teurer und kostbarer werden wird denn je zuvor, führt Lise Velsen, die unvergessene Jugendgeliebte, die sich der Maler Wilhelm Hegerhorst aus dem pommerschen Heimatstädtchen in die Großstadt Berlin holt, nachdem er an einem ungesunden Verhältnis zu einer verheirateten Frau die Leere und Haltlosigkeit seines Junggesellendaseins erkannt hat, nur zum Spott und Hohn. Statt der kameradschaftlichen Gefährtin auf Tod und Leben, die er suchte, hat er sich eine eitle, oberflächliche, anspruchsvolle und selbstsüchtige Weltdame ins Nest geholt, ja mehr als das, einen Vampyr, der seine besten Kräfte verzehrt. Nicht im Bunde mit ihr, sondern im Kampfe gegen sie, die ihm Muse, Kunst- und Lebensgefährtin hätte sein sollen, muß er sein Lebenswerk durchsetzen. Nicht reicher, nein unsäglich viel ärmer hat sie ihn gemacht, diese Frau, der er sein Bestes hatte geben wollen, und die ihn enttäuscht, ja ihn im Stich gelassen hatte nach jeder nur möglichen Richtung, als Frau, als Kamerad, als Hüterin und Mitschöpferin einer Zukunft. Er selbst bewahrt ihr, bis zur Selbstvernichtung fast, die Pflicht des Mannes und Ritters; erst als er sie auf einer groben ehelichen Untreue ertappt, reißt er mit entschlossener Hand den Schleier des trügerischen Wahns entzwei, den ihm die Sentimentalität einer holden Jugenderinnerung um Herz und Sinne gewoben hat. Mit kurzem, hartem Schnitt trennt er sich von ihr, die ihn bei dauernder Gemeinsamkeit sicher mit in den Abgrund gerissen hätte. Nun erst darf er seiner selbst wieder gewiß sein, wenn ihn auch das Duell, das er seiner Verirrung noch schuldig zu sein glaubt, das rechte Handgelenk und damit vielleicht die Ausübung seiner gerade jetzt so hoffnungsvoll aufblühenden Kunst kostet. Wird er hinfort einsam, aber um so stärker und gefestigter seinen Weg gehen? Uns schiene dies das Natürliche und Überzeugende. Mahn aber läßt zu Schluß seines sonst so mannhaften und unerschrocken ehrlichen Buches am Horizont dieses Schicksals eine leise, milde Zukunftshoffnung aufsteigen: den Verwundeten besucht die elegante Frau Randow, frühere Frau Drost, eben die, der seine Junggesellenliebe gehörte, und mit deren zweitem »bramsigen« Gatten ihn Lise betrog. Das Leben hat sie geläutert und vertieft, und gerne glauben wir es dem Verfasser, daß ein Mann, der durch eine so bittere Schule gegangen wie Hegerhorst, empfänglich und dankbar geworden ist für die selbstlos mitfühlende Teilnahme, die ihm aus diesem hingebenden Herzen entgegenkommt. »Denn über aller Leistung steht der Wert eines Menschen; das einzige, was Gnadensache bleibt, ist ein Herz«, und »Man muß vielleicht alles einmal verloren haben, um wirklich zu besitzen«. Aber ist dieser Mensch und dieses Herz mit seiner »sündlosen Heiterkeit« und »großen Reuelosigkeit« wirklich stark und wertvoll genug, um solcher Wunde mehr als einen flüchtigen Balsam zu spenden? Gerade ein Buch, das so wenig papiern-theoretisch ist wie das Mahns, das mit so hellen Augen und offenen Armen die Fülle des Lebens umspannt, hätte als Gegenspiel zu der Drohne Lise Velsen ein Frauenbild finden müssen, das durch seine seelische Siegeskraft den Verdacht einer misogynen Weltanschauung verscheucht und vernichtet. In dieser Einseitigkeit offenbart sich am Ende doch die vor 1914 fallende Entstehungszeit des Romans. Wir erwarten von einem Jünger Maupassants und Fontanes, als der sich Mahn hier im besten Sinne des Wortes zeigt, kein Frauenlobpathos, aber der dieses frische Marschlied auf die Selbstbefreiung der Mannhaftigkeit von Frauenfesseln und eigner törichter Gefühlsseligkeit geschrieben hat, ist jung und triebkräftig genug, um auf ein Buch hoffen zu lassen, das diesem Kampfruf gegen den Feminismus ein positives entgegensetzt, eins, das der wahren Kameradschaft zwischen Mann und Weib, wie wir sie ersehnen und brauchen, gerecht wird.

*

Hermann Stegemann ist während des Krieges hauptsächlich als strategischer Kritiker hervorgetreten; man wird es einem schöngeistigen Schriftsteller, der er eigentlich doch ist, nachfühlen können, daß er sich uns allgemach wieder als Romanschriftsteller oder Novellist in Erinnerung bringen möchte. Aber es geht ihm dabei wie den alten elsässischen Invaliden von 1870: er wird den »Geschmack« des Krieges so bald nicht wieder los. Alles, was er aus einer Novellenernte von zwölf Jahren in dem Bande »Heimkehr« vereinigt hat (Berlin, Fleischel & Ko.), führt irgendwie, mit offenem Feldweg oder schmaler Schneise, auf den »Beweger des Menschengeschicks« zu. Alle diese neun Erzählungen spielen zwischen dem Wasgau und dem Schwarzwald, und was dort den Menschen ihr Glück oder Unglück zuspinnt, sind am Ende dieselben tief eingewurzelten geschichtlichen und Rassegegensätze, die in diesem Kriege aufeinanderprallen. Der Dichter braucht kein Prophet, er braucht nur ein guter Geschichts- und Menschenkenner zu sein, der im Kleinen das Große sieht, und wir werden immer wieder staunen über all das, was er hat kommen und drohen sehen. Stegemann liest, was sich heute vor unser aller Augen abspielt, schon ein gutes Jahrzehnt vorher in den Charaktermischungen, die er in seinen Elsässer und Schwarzwälder Alemannen mit ihrem keltoromanischen Blutzusatz beobachtet hat und nun in kleinen, schein-

bar nur so dem Tage abgelauschten Geschichten sich auswirken läßt. Freilich, sein Blick klebt nicht an der Oberfläche, er weiß auch nach innen zu lauschen, auf die verborgenen Quellen, die jetzt im Weltkrieg zu dem großen Strom geschichtlichen und nationalen Erlebens zusammengeflossen sind. Wenn er im »Zweikampf« die rasende Eifersucht zweier Mäher schildert, so spüren wir an einem einzelnen Fall, zu welcher Siedeglut die aufgeweckten Leidenschaften dieses Grenzvolkes überhaupt entbrennen können, aber auch, wie kindlich, harmlos und gütig es im nächsten Augenblick schon sein kann; wenn er uns die »letzte Torheit« Mr. Grosjeans erzählt, so schmecken wir den ganzen unbekümmerten Leichtsinn, aber auch die wohltemperierte Lebenslust und Liebenswürdigkeit dieser echten alten Elsässer, die fröhlich zu leben, doch auch anmutig zu sterben wissen. Und wie die Alten das bißchen Glück dieses Daseins festzuhalten verstehen, so sind die Jungen, vorab die Mädchen, geschickt, es zu erfassen und zu ergreifen, ohne lange nach Elternwillen und gültiger Moral zu fragen. Eine der besten Geschichten, die dem Verfasser des »Theresle« je gelungen, ist die von dem Schiffermädchen Mareile, das so beherzt die Fesseln ihrer Jugendtrübsal bricht und sich mit Kellerschem Freimut und Humor den Mann ihrer Wahl da holt, wo's ihr gefällt. Das Tiefste und Menschlichste hat sich Stegemann für den Schluß aufgehoben, in der Geschichte von der »Heimkehr« des drüben unter der Wüstensonne körperlich und seelisch zerrütteten Fremdenlegionärs Hans Meltzer, der dem Vater, dem deutschen Mitkämpfer von Nuits, die Reputation gestohlen hat und auch die Schwester beinah um ihr bißchen Lebensfreude gebracht hätte, der es am Ende aber doch, krank, elend und ausgefault ins heimatliche Nest zurückgebracht, mit den Ängsten und Hoffnungen, die er seinetwillen entzündet, zuwege bringt, daß alle, Vater, Schwester und Schwager, über sich emporwachsen, reif zum Leben und zum Glück ... Stegemanns Gabe kommt aus der Schweiz, aus der deutschen Schweiz. Aber wir haben erleben müssen, wieviel Apostatentum dieser Krieg auch dort ausgebrütet hat. Um so tröstlicher wirken solche Bücher, die sich ohne Pathos und ohne gegen fremdes Blut ungerecht zu werden, zur deutschen Heimat und zum deutschen Wesen bekennen. F. D.

Kinder und Käuze

(Albert Hendschel)

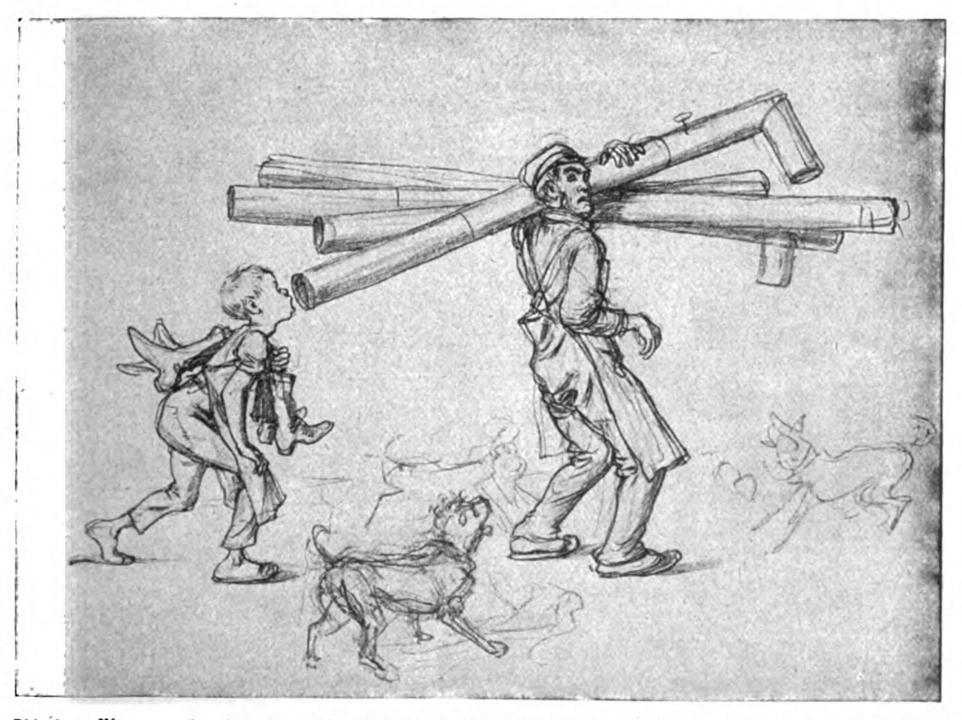
Der Krieg hat uns zu Entdeckern im eignen Vaterland gemacht. Bisher Übersehenes ist ans verdiente Licht gezogen, Mißachtetes liebevoll auf verborgene Reize geprüft worden. Auch unsre heimische Kunstschätzung hat daraus ihren Nutzen gezogen. Wir alle, die wir um 1870 geboren sind, wissen, wie uns die Geringschätzung für das deutsche Kunstschaffen unsrer ersten Lebensjahrzehnte gleichsam in die Wiege gelegt war. Erst der Impressionismus — und der kam doch eigentlich als ein fremdes Gewächs zu uns — hat dem ein Ende gemacht. Und nun hatten wir mit der gerechten oder gemachten Bewunderung dessen, was dem Alten das Lebenslicht ausblies, so viel zu schaffen, daß wir weder Zeit noch Lust fanden, uns zu fragen, nachzuforschen und nachzugraben, ob nicht doch zwischen den wertlosen Trümmern der Brandstätte wenigstens hier und da ein Wertstück lag, ein Bäumchen wuchs, eine Blume blühte, die Liebe und Pflege verdienten. Die Jahrhundert-Ausstellung, die sonst so viele Ehrenrettungen vollzog, in die mißachteten siebziger und achtziger Jahre reichte sie kaum hinein. Wilhelm Busch blieb, wenigstens was die zeichnenden Künste anging, lange der einzige, der die allgemeine Geringschätzung zur Vorsicht mahnte. Allmählich erst lernten wir, daß so ein Stern nie ganz einsam wandelt, daß er Begleit- und Nebensterne hat. An einen von ihnen erinnert uns soeben eine kleine äußerlich bescheidene, innerlich um so genußreichere Gabe des Verlages von Julius Hoffmann in Stuttgart: »Kinder und Käuze« von A. Hendschel (Achtzig Skizzen; in Pappband 2 M).

Wer war dieser Künstler, und was hat er uns gegeben? Erinnerungen aus unsrer frühesten Kindheit werden wach. Da standen wir wohl um die Weihnachtszeit mit der Mutter oder den älteren Geschwistern vor den Schaufenstern der Buchläden und Kunsthandlungen und — erbauten uns an unsern eignen Unarten. Denn was dieser liebenswürdige Schalk da aus dem Kinderleben mit seinem feinen Stift festgehalten und verewigt hatte, waren das nicht Allotria, die wir selbst getrieben, waren das nicht böse Streiche, wie wir sie Kameraden und Erwachsenen, wohl gar — horribile dictu! — unsern hochverehrlichen Lehrern gespielt hatten? Aber auch diese vielgeplagten und vielgefoppten Respektspersonen selbst waren da, zu den »Kindern« gesellten sich die »Käuze«, und wenn wir näher zusahen, merkten wir, wie gut sich die beiden doch eigentlich vertrugen, die einen in ihrer lausbubenhaften Frechheit, die andern in ihrem drolligen Ungeschick. Ja, eine gutmütige Versöhnlichkeit sprach aus diesen Zeichnungen, die skizzenhaft und doch auch wieder sorgsam und sauber waren; von der pessimistischen Grausamkeit, die einem Wilhelm Busch eigen blieb, selbst wenn er sich mit den Streichen von Max und Moritz beschäftigte, hatten sie wenig oder gar



Kinderquadrille Aus Albert Hendschels Zeichnungen »Kinder und Käuze«. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

nichts. Eine Weile begleiteten uns diese Zeichnungen noch durchs junge Leben, erschienen doch viele von ihnen in den »Fliegenden Blättern«, die damals im deutschen Hause noch ohne Neben-



Blechmusik Aus Albert Hendschels Zeichnungen »Kinder und Käuze«. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart



Mistfinkchen
Aus Albert Hendschels Zeichnungen »Kinder und Käuze«
Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

buhler waren um die Freude am bürgerlichen Humor; dann entschwanden sie allmählich unsern Augen und unserm Gedächtnis: neben einem Daumier, Th. Th. Heine oder wie die Karikaturenzeichner sonst heißen, die der Zeitgeschmack an die Oberfläche trug, konnte sich ihre bescheidene Fröhlichkeit nicht behaupten. Kaum daß uns noch, wie ein ferner, ferner Klang, der Name des Zeichners im Ohre blieb.

Albert Louis Ulrich Hendschel — erst jetzt, aus dem Vorwort der neuen Veröffentlichung, erfahren wir genauer, wer er war und wie er wurde. Am 8. Juni 1834 in Frankfurt a. M. als Sohn des Geographen und Kartographen Hendschel geboren, hatte er nicht erst, wie so viele andre, um den Weg seiner frühen künstlerischen Neigung und Begabung zu kämpfen. Schon als Dreizehnjähriger durfte er die Kunstschule am Städelschen Institut beziehen. Bei Jakob Becker und Eduard Steinle lernte er »nach der Antike« zeichnen, dann auch malen, machte früh allerlei Kunstreisen, nach Dresden, Paris und Italien, blieb aber zu seinem und unserm Vorteil vor dem Regeldrill einer Akademie bewahrt. Von der Ölmalerei zog es ihn bald zu den zeichnenden Künsten, besonders zur Illustration: an Shakespeare, Goethe, Hauff, Scheffel versuchte sich sein Stift. Aber die Ungeschicklichkeit der Holzschneider, die seine Absichten oft völlig entstellten, verleidete ihm dies Handwerk; immer mehr beschränkte er sich darauf, seine Beobachtungen und Einfälle in flüchtigen Skizzen festzuhalten, die Mappe auf Mappe füllten. Fast vierzig Jahre war er alt geworden, als er sich auf Drängen seiner Freunde endlich dazu entschloß, sie zu öffnen und ihre Schätze der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Die inzwischen sehr vervollkommnete Photographie versprach ihm für die Vervielfältigung gehorsamere Dienste als die Holzschneidekunst, die doch immer eine Übersetzung blieb. Vierzig Blätter wurden ausgewählt und zunächst in unmittelbar von den Platten gewonnenen Abzügen zu einer Mappe vereinigt, die im väterlichen Verlage erschien. Im Lichtdruck wurde dann später ein besseres und auch edleres Mittel gefunden, den Bedürfnissen des Marktes zu genügen. Dem »Skizzenbuch« folgten im Laufe der siebziger und ersten achtziger Jahre andre Sammlungen: »Ernst und Scherz«, »Lose Blätter«, »Allerlei« — man war damals noch bescheiden in der Titelprägung, bescheiden auch in der Reklame. Immerhin gehörte Albert Hendschel, als er, noch nicht 50 Jahre alt, 1883 in seiner Vaterstadt starb, zu den anerkannten und beliebtesten Meistern deutscher Graphik, nicht einmal Tabaksbeutel, Pfeifenköpfe und Rückenkissen waren vor Nachahmungen seiner Skizzen sicher.



Das Butterbrot
Aus Albert Hendschels Zeichnungen »Kinder und Käuze«
Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart



Alphorn — Aus Albert Hendschels Zeichnungen »Kinder und Käuze«. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

Freilich, diese »Profanierung« ist auch Größeren nicht erspart geblieben. Und Hendschels Welt blieb doch immer die des Kleinbürgerlichen, wie er es damals noch in den Gassen Frankfurts



Eins, zwei, drei! Aus Albert Hendschels Zeichnungen »Kinder und Käuze«. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

sand. Auf die Vorbilder mancher seiner drolligen Käuze wies man dort mit Fingern, und in mancher Gesellschaft, an manchem Stammtisch war er als Modelljäger mehr gefürchtet als willkommen. Dabei ging er doch so milde und freundlich mit seinen »Originalen« um! Ja, verklärte ihr Wesen und Treiben meistens sogar mit humoristischer Poesie! Nur die Schulfüchse und Sauertöpfe bekamen manchmal seine Rute zu fühlen. Aber auch hier, wie in seinen keineswegs idealisierten Volksgestalten, blieb er der Grazie seiner Linienführung und seiner Liebe fürs Tatsächliche treu (»Kaffee«). Manche seiner Blätter sind uns heute geradezu kulturgeschichtliche Zeugnisse einer schon versunkenen Zeit geworden, wenn auch vielleicht von seiner guten Laune und seinem gefälligen Geschmack manches ins Saubere, Adrette, um nicht zu sagen Elegante gemodelt worden ist. Von der »Nieblichkeit« und Süßlichkeit eines Oskar Pletsch bleibt er deshalb immer noch weit entfernt. Wie fein sind in der »Kinderquadrille« alle elf Teilnehmer und Teilnehmerinnen ihrer »Persönlichkeit« nach voneinander abgestuft! Wie lebendig hat er in »Eins, zwei, drei!« die verschiedenen Springbewegungen erfaßt! Wie majestätisch benimmt sich der korbgekrönte Austragejunge mit seinem ach! noch durchaus nicht kriegsmäßigen »Butterbrot«! Selbst in der »Letzten Repition« ist mehr von Defregger als von Pletsch. Mit den Proletarierkindern, die auf Holzpantinen oder barfuß gehen — noch ehe es die hohen Behörden empfahlen —, hält er's besonders. Die Schusterjungen, die »Blechmusik« machen und auf des »Kesselflickers« Rücken die Pauke schlagen, sind liebevoll gesehene Exemplare ihrer Gattung, und köstlich ist die geschäftstüchtige Verschmitztheit, mit der der Alpenbub dem reisenden Engländer den Weg verstellt (»Alphorn«). Von Tieren hat sich Hendschel merkwürdigerweise ziemlich ferngehalten; wo er sie, namentlich als Spielgefährten der Kinder, nicht gut entbehren kann, wirken sie bei weitem nicht so überzeugend wie diese selbst.

Hendschels idyllische Zeit liegt hinter uns. Sie wird, auch mit dem Frieden nicht, niemals wiederkehren. Sollen wir sie deshalb verwerfen? Oder gar verleugnen? Sie gehört zum Bilde des deutschen Lebens, wie sein Werk zum Bilde der deutschen Kunst, und unsre Lebens- und Entwicklungskraft wird auch nach diesem Kriege stark genug sein, dies Erinnerungspäckchen mit auf neuen Wegen zu neuen Zielen zu tragen. Inzwischen aber mag es manchem, den die rauhe Zeit wund und traurig gemacht hat, ein Stündchen erheiternden Trostes bereiten. F. D.

Verschiedenes

Einen Präsidenten der Akademie der Wissenschaften hab' ich mir eigentlich ganz anders vorgestellt, als ich ihn erlebte, da ich an einem sonnigen Frühlingsvormittag dieses Jahres Otto Crusius in seiner entzückend an der Isar gelegenen Wohnung besuchte. Selbst einen Münchner Akademiepräsidenten. Obwohl man durch Karl Theodor Heigel, seinen unvergeßlichen, prächtigen Vorgänger, daran gewöhnt war, den gütigen, frohen und liebenswerten Menschen hinter der Würde des Gelehrten keineswegs verschwinden zu sehen. Der Norddeutsche Crusius ist doch ein andrer Typus, als der ein klein wenig zum Phlegmatischen neigende Bayer es war. Wohl das Kennzeichnendste an ihm ist die Aufgeschlossenheit seines Wesens für alle nur erdenklichen geistigen und künstlerischen Interessen. Klassischer Philologe von Ruf und Bedeutung, weiß er in der neuen Literatur ebenso Bescheid wie in der neuesten Musik und Malerei, er dichtet und komponiert, und man wundert sich fast, daß unter den Skizzen und Studien ihm befreundeter Maler und Zeichner, wie Thoma, Klinger, Greiner, die er aus seinen Mappen hervorholt, nicht auch ein Blatt von eigner Hand zum Vorschein kommt. Ohne einen Anflug von Dilettantismus ist eine solche Vielseitigkeit nicht zu erkaufen. Nur muß man das Wort »Dilettantismus« in diesem Falle richtig verstehen. Sein Ton liegt nicht auf der unbekümmerten Verantwortungslosigkeit, die Heyse den Dilettanten, den »glücklichen Leuten«, nachsagte, sondern vielmehr auf der jugendlichen Liebhaberschaft des Herzens und der steten Bereitwilligkeit der Hand, die jedem Anruf der Seele so schnell und willig und geschickt gehorcht. Den Punkt freilich, durch den sich selbst der bescheidene Künstler noch vom glühendsten Liebhaber unterscheidet, wird man bei allem, was von Crusius kommt, unschwer entdecken.

Auch in der Lyrik, die doch am ehesten dazu berufen erscheint, vom einen zum andern die freundnachbarliche Brücke zu schlagen. Seine auf den Krieg getaufte Gedichtsammlung »Die heilige Not« (München, Beck) beginnt mit »Liedern«, die aus dem unmittelbaren Erleben dieser letzten, heilig ernsten Jahre geboren sind, und man könnte glauben, daß einer, dessen Herzenstüren so weit offen stehen, dessen Naturell so eng mit Musik verwandt, für das Lied- und Stimmungsmäßige besonders begabt wäre. Doch das wäre eine Täuschung. All diesen Liedern — und auch den eingestreuten »Sprüchen« — fehlt das gewisse geheimnisvolle Etwas, das ich im Gegensatz zu dem berühmten Falken der Heysischen Novellentheorie die Stormsche Lerche nennen möchte. Man sieht sie

kaum, sie verliert sich hoch oben im Himmelsblau oder versteckt sich unscheinbar in der graubraunen Ackerscholle, aber man hört sie doch, und man muß mitsingen, ob man will oder nicht. Dieser selige Zwang zur eignen Schöpferlust des Hörers ist, dünkt mich, das eigentliche Geheimnis aller echten und starken Lyrik. Bei Crusius finde ich diesen Zwang, diese letzte Gnade des Lyrikers, nur selten einmal, zur reinen, restlosen Vollendung gebracht nirgend. Schon seine Vorliebe für Motti, für Abwandlungen und Auslegungen deutungsvoller Dichter- oder Bibelworte verrät seine Abhängigkeit von fremden Bildern und Vorstellungen, eine Unfreiheit, die sich mit der selbstverständlichen Ursprünglichkeit des geborenen Lyrikers nicht verträgt. Auch stören Bildungselemente, die nicht völlig in Gefühl und Anschauung umgeschmolzen sind. Alles in allem: mehr Kunst als Natur, mehr Verse der Bildung als der Eingebung.

Weit sicherer und kräftiger ist der Ton, der uns aus der zweiten Abteilung des Bändchens, den »Gestalten und Geschichten«, entgegenkommt. Da findet die Rebe den Stock, an dem sie sich emporranken kann; da findet der realistische Sinn dieses Poeten das feste Bett, in dem die Wogen seiner Rhythmen breit und voll dahinrollen dürfen. Am wohlsten fühlt er sich augenscheinlich, wenn er sich an fest umrissene Gestalten eigner Erinnerung anlehnen kann: die Nänien und Gedenkblätter für Alfred Walther Heymel, Jaro Springer, Joseph Ruederer, Friedrich Nietzsche, Otto Greiner und Hoffmann von Fallersleben, an dessen Hand er dereinst, ein Kind unter Kindern, in Corvey dahingeschritten, gehören zum Besten der Sammlung. Auch Balladenhaftes gelingt ihm vortrefflich, und von hier findet er dann auch wohl, wie in dem »Neuen Märchen vom Marienkind«, den Weg zum Volksliedhaften, zum kindlich Schlichten:

> Marienkind, du süße,
> Wo wandeln deine Füße?
> »Durch Dorn und Dickicht, wild und wüst,
> Den Himmel hab' ich eingebüßt,
> Der mir von Gott beschieden —
> Nun find' ich keinen Frieden ...«

Aber auch Stücke wie »Die Mutter Uhl«, offenbar eine Jugenderinnerung aus der niedersächsischen Heimat, das ahnungsbange »Eichenroden«, das kleine, ganz mit Empfindung durchtränkte »Kindlein auf dem Acker« oder »Großvater erzählt von Waterloo« gedeihen ihm zu einer prachtvollen stilgerechten Bildhaftigkeit. Einiges dieser Art wächst sich in breiterem, doch immer noch fest geschlossenem Rahmen zu kleinen historischen Gemälden aus (»Fünfundzwanzig Klingenhiebe«) oder vertieft sich zu sinnbildlicher durchgeistigter Lebensweisheit und Innigkeit (»Orpheus und Eurydike«). Im »Nachspiel« gönnt sich die Leier dann wieder freiere Melodien. Trinksprüche und andre Gelegenheitspoesien stehen neben plattdeutschen Gedichten hannoverscher Mundart. Da kommen wir der blühenden Menschlichkeit dieses Otto Crusius am nächsten. Er selbst nennt, was er hier gesammelt hat — die Feldmark reicht von der Lüneburger Heide bis zu Theseus und zur eleusinischen Demeter, über alles aber spannt sich die eine Empfindung: deutsches Vaterland —, den »bunten Wildwuchs neben seinem Lebenswege« — wie reich und köstlich muß ein Leben sein, dem solcher Segen »poetischer Nebenstunden« die eigentliche Ernte des wohlbestellten Ackers nicht gefährdet!

*

Auf dem Titelblatt seines Buches »Vom deutschen Wesen« (Berlin, Oesterheld & Ko.) hat Björn Björnson, des alten Björnson Sohn, ein rotes Herz zeichnen lassen, aus dem eine Flamme züngelt. Dies Sinnbild ist dem nordischen Märchen entnommen, dem Märchen von dem flammenden Herzen einer Mutter, das sich in der Dunkelheit zeigte, damit die suchenden Kinder den rechten Weg fänden, denn der Abgrund war dicht in der Nähe. »Ein solches Herz«, meint der Verfasser am Schluß seines Buches zu einem alten Freunde aus seiner Berliner Studienzeit, einem Musiker, »ein solches Herz haben wir nötig. Wie lange glaubst du müssen wir darauf warten?« Statt aller Antwort griff der Freund in die Tasten seiner Orgel, daß das Instrument breiter und volltönender denn zuvor erbrauste, und dem Fragenden war es, als hörte er einen großen Chorus: »Alle Menschen werden Brüder« ... Das ist das Leitmotiv dieses neutralen Buches aus Norwegen. Durch alle diese während der Kriegsjahre 1914—1917 gesammelten »Impressionen« des »Stammverwandten«, mögen sie in Deutschland, in Österreich, in Polen, in Galizien oder in Belgien geerntet sein, klingt es hindurch. »Alle Menschen werden Brüder... Seid umschlungen, Millionen.« Eine unzeitige Melodie! Aber vielleicht sind nur uns gerade vom Zorn und Kampfgetöse die Ohren verstopft, daß wir sie nicht hören. Jedenfalls gibt sich dieser Neutrale, der sein germanisches Blut nicht verleugnet, die redlichste Mühe, von der Front im Osten und Westen all die Züge zusammenzutragen, die durch waffenstarrende Rüstungen und feindselige Mienen die gleichen menschenfreundlichen und menschenfriedlichen Herzen sehen lassen. Er überzeugt uns nicht immer, aber er gibt uns immer zu denken, und Gerhart Hauptmann, der dem Buche ein Geleitwort geschrieben, hat recht, wenn er den an unsrer Seite stehenden Norweger nicht mit einem Kombattanten, wohl aber mit einem Sekundanten verglichen sehen möchte, der die Waffe nur erhebt, um unehrliche Hiebe zu parieren. Dazu findet er in



diesem Orkan des Geifers und der Verleumdung reichliche Gelegenheit, und man spürt auch wohl deutlich, auf wessen Seite sein Herz ist. Ganz ohne Wenn oder Aber, ganz ohne Zweifel und Fragezeichen geht es aber nur selten ab.

Man kann von einem Volke, das noch so heiß im Kampfe um sein alles steht, wie wir heute, nicht gut verlangen, daß es einem solchen Parteigängertum der Vorbehalte mit ungezügeltem Enthusiasmus in die Arme stürzt. Danken darf man deshalb doch, danken auch für die mancherlei Wahrheiten, die Björnson unsrer Bedientenhaftigkeit, unsrer Katzbuckelei, unsrer Selbstgerechtigkeit, unsrer Rechthaberei, unsrer Paragraphenanbetung, ja sogar unsrer Überstraffheit und unserm Tüchtigkeitshochmut sagt. Aber werden wir gar so viel davon lernen können? Bleiben wir noch, was wir sind, wenn wir uns all das abgewöhnten, um — andres dafür einzutauschen? Am Ende ist es doch unsre straffe Organisation, gegründet auf Gehorsam, Pflichtbewußtsein und Verantwortungsgefühl, die uns stark gemacht hat. »Siegen die Deutschen,« hat ein Kaufmann in einem neutralen Lande gesagt, »dann gibt's keinen leibhaftigen Frieden mehr in der Welt.« Ein Kaufmann! Was kann das anders heißen, als daß wir ihnen zu ungemütlich (lies: unermüdlich!) sind, daß wir ihnen wie ein nie Ruhe gebender Stachel im Fleische sitzen, daß wir den »Schlaf der Welt« stören. Ein Ehemann sagt in einem älteren französischen Lustspiel von seiner Frau: »Sie hat all die Tugenden, die ich nicht ausstehen kann, und keins von den Lastern, die ich liebe ...«

Björnson taucht seine Feder nicht in Rosenwasser, aber er muß doch vieles rückhaltlos, ja bewundernd an uns loben und preisen: unsre Organisationskraft, unsre soziale Fürsorge, unsre Gesundheits- und Kinderpflege, unsre Gefangenenbehandlung, unser Gewerkschaftsleben. Und dabei ist es doch nicht etwa eine systematische Darstellung deutscher Arbeit und deutschen Lebens, was er gibt, sondern vielmehr eine Kette im Fluge auf seinen Frontfahrten aufgefangener Augenblicksbilder, die freilich wohl manchmal mit der Phantasie des Dichters ausgestaltet, mit der Freude des Dramatikers an wirksamem Ausgang zugespitzt sind. Der Erlebnisse und Begegnungen, der in Bewegung und Handlung umgesetzten Gespräche mit hohen und niederen Soldaten, mit Freunden und Feinden sind etwas viel in seinem Buche, und die Schlüsse, die daraus gezogen, die Stimmungen, die daraus gewonnen werden, bewirken, wie bei gewissen impressionistischen Bildern, ein unruhiges Flimmern vor den Augen, das die Überzeugungskraft des Ganzen nicht gerade erhöht... Sehr gut kommt Österreich bei Björnson weg. Seine mit so viel Liebenswürdigkeit gemischte Energie und Festigkeit tut dem von Volk und Vater ererbten demokratischen Herzen des Norwegers wohl. Für Berlin bringt er wohl Respekt, großen Respekt, aber nur gelinde Liebe auf, während sein Künstlersinn der geschlossenen Charakterhaftigkeit selbst des preußischen Junkers nicht zu widerstehen vermag.

Jeder Deutsche, der sich über den Tag hinaus Gedanken über sein Volk und seinen Staat macht, sollte dies Buch lesen, aber mit wachen Augen und kampfbereitem Widerspruchsgeist.

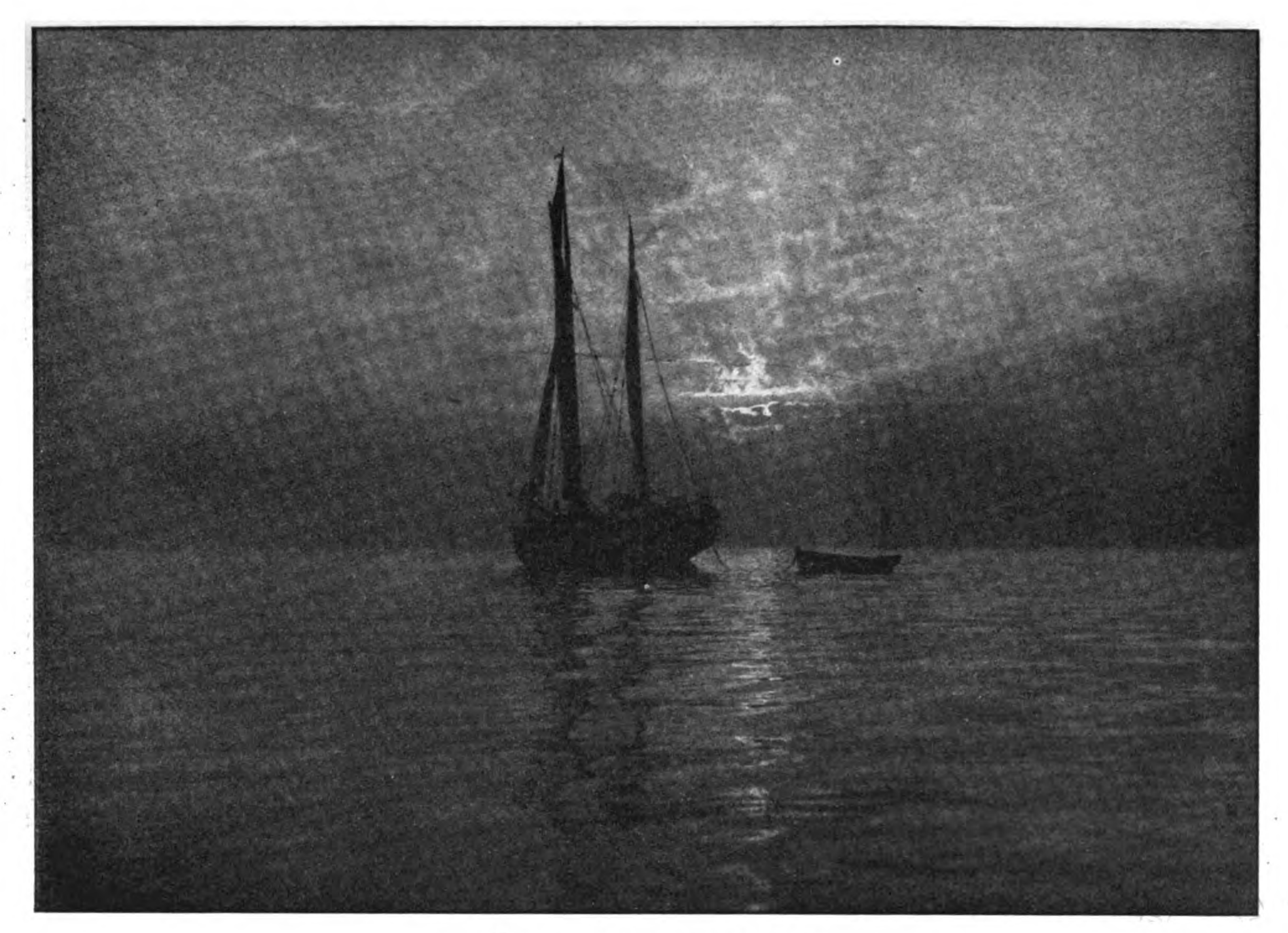
*

Werde ein Mann! Von Theodor Lange. Leipzig, Otto Spamer. Geb. 2½ M. — Das ist eins der besten Bücher, die man einem dem Elternhaus oder der Schule entwachsenen Jungen mitgeben kann für das Leben, das er nun hinfort unter eigner Verantwortung führen soll. Denn hier spricht nicht in wohlwollender Herablassung ein »Sittenlehrer«, sondern zum Kameraden ein Kamerad, der nur die größere Erfahrung, die tiefere Lebenskenntnis und Klarheit voraushat und aus diesen Schätzen andern mitzuteilen weiß. Eine helle Offenheit, eine freudige Zuversicht, eine kernige Frische beseelt diese Briefe an den »lieben jungen Freund«.





Denkmünze zu Theodor Storms hundertstem Geburtstag, entworfen von Dr. F. Weber



Sonnenuntergang an der Elbe
Aufnahme von Hans von Seggern





Aus der Kgl. Spitzenklöppel-Musterschule in Schneeberg i. Sachsen

Das Reich der Frau

XLI

Deutsche Spitzenkunst

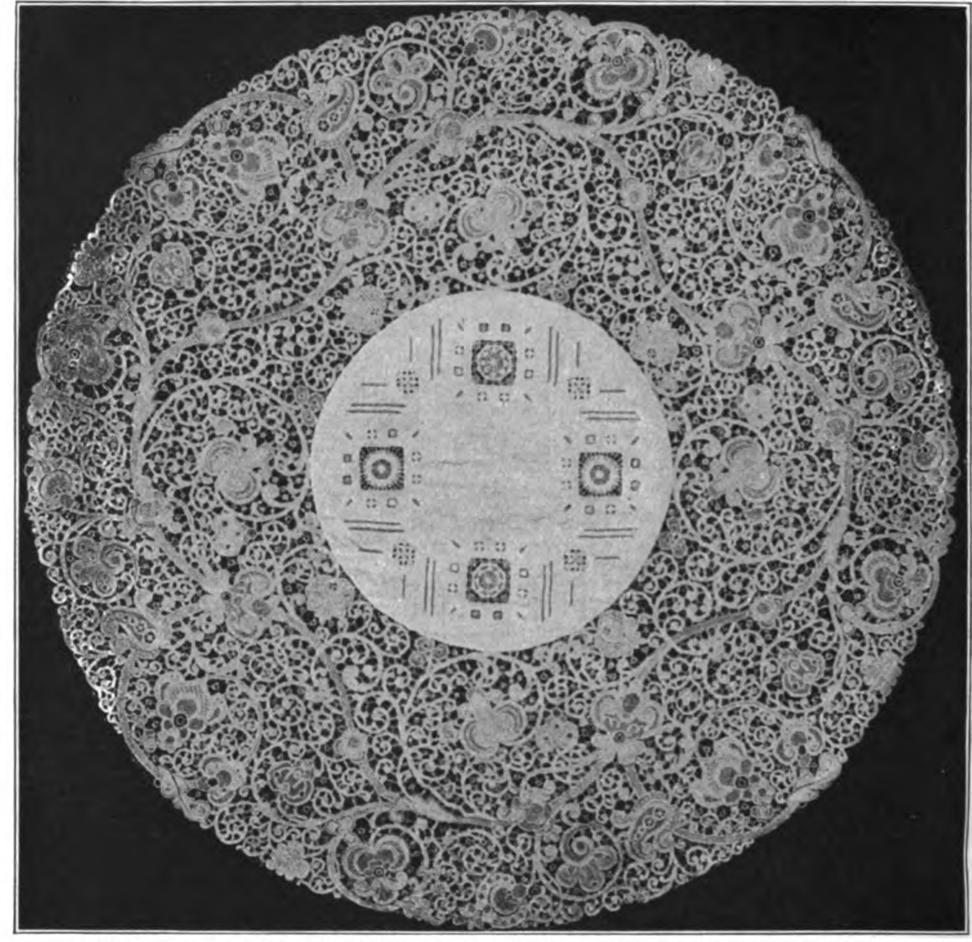
Von Geh. Regierungsrat Dr. Peter Jessen (Berlin)



Das Schicksal eines edlen Zweiges der deutschen Werkkunst, der Handspitze, steht und fällt mit der Einsicht und dem guten Willen der deutschen Frauen. Nur Frauenhände führen die Nadeln, die Klöppel und die sonstigen Werkzeuge, mit denen die Einzelspitze hergestellt wird. Frauen sind heute so gut wie ausschließlich die Trägerinnen und Käuferinnen von Spitzen aller Art. Frauen mit vaterländischer, sozialer und künstlerischer Gesinnung haben sich der ernsten, schweren Mühe unterzogen, die deutsche Spitzenkunst zu vertiefen, zu verbreiten und an den Platz zu stellen, der einer der anmutigsten Gattungen weiblicher Handfertigkeit gebührt. Es ist die Pflicht aller Freunde deutscher Arbeit, ihnen dabei zu helfen und ihrem opferfreudigen Bemühen die Wege zu ebnen.

Das deutsche Kunstgewerbe hat im Gefolge des Krieges schwere Verluste zu buchen. Es fehlt ihm nicht so sehr an Aufträgen als an Rohstoffen und Arbeitskräften. Es hat sich nur zum Teil auf Kriegsarbeit einstellen können. Sein Kriegsgewinn geht nur in Ausnahmefällen schon heute ein; er liegt vielmehr in der Zukunft, in der noch unsicheren Hoffnung, daß das deutsche Volk durch den furchtbaren Ernst der Zeit gelernt haben werde, auch von der deutschen Werkarbeit Sachlichkeit, Gediegenheit und gesunde Schlichtheit zu verlangen und auf solcher Grundlage zeitgemäße Kunst im Kunsthandwerk zu Worte kommen zu lassen. Wir erwarten, daß das hartgeschulte Geschlecht, das uns aus den Schützengräben heimkehren wird, von allen Beteiligten, den Herstellern wie den Verbrauchern, unerbittlich den Willen zu deutscher Art und deutscher Würde fordern und dazu selber das ermutigende Beispiel geben wird, den Männern wie den Frauen.

Wie bitter uns der festeste Wille, der kräftigste Entschluß not tut, lehrt uns die deutsche Kleiderkunst. Max von Boehn hat an dieser Stelle dargelegt, wie kläglich und unwürdig unsre Abhängigkeit von Paris und London gewesen ist, unser mutloser Verzicht auf jede selbständige Mitarbeit an den weltbeherrschenden Geschmacksproblemen der Mode, und wie sich jetzt endlich Kräfte regen, um unsrer den Weltmarkt wirtschaftlich fast beherrschenden Industrie ihren Anteil auch an der künstlerischen Erfindung zu sichern. Aber die Eingeweihten wissen, daß wir noch in den allerersten Anfängen stehen und noch weit, weit vom Ziele sind. »Bald fehlt uns der Becher, bald fehlt uns der Wein«, bald die nachhaltige Zähigkeit der unternehmenden und bestellenden Kräfte, bald der erfahrene, schöpferische Künstler und die Gemeinschaftsarbeit aller Beteiligten, aus der allein die neuen Werte geboren werden können. Wir



Aus den Spitzenschulen der Fürstin Mary Therese von Pleß in Hirschberg i. Schlesien

sind in Sorge, daß die patriotische Begeisterung der ersten Stunde verrauche; wir werden mit Beschämung gewahr, wie durch vielerlei Hintertüren der Geist und die Leistungen des Auslandes wieder eindringen und nicht nur, wie es billig ist, zu eignen Taten anregen, sondern schon wieder bequemlich und sorglos nachgeformt werden. Schon hört man zynische Händler einander zuraunen, daß nach dem Kriege doch alles wieder werde, wie es gewesen ist. Wir haben noch harte Arbeit vor uns.

Von der Kleidermode hängen die vielen Gebiete der Webe- und Nadelkünste ab, die der Bekleidung dienen und ihr den vielfältigen Stoff zu ihren Schöpfungen liefern. Sie sind bisher in der gleichen mißlichen Lage gewesen wie die Kleiderkunst selber. Was sie für den Weltmarkt zu liefern hatten, bestimmte Paris; dort wurde entschieden, ob große kostspielige Industrien mit unzähligen Arbeitskräften überhaupt in der nächsten Saison berücksichtigt und nicht vielleicht auf Jahre hinaus brotlos werden sollten. Kein Wunder, daß die Fabrikanten, die verantwortlichen Träger dieser wichtigen Mächte, ihre Muster auf die im Ausland ausgegebene Losung einstellten, am sichersten gleich in den gewandten Zeichenateliers von Paris zu kaufen glaubten und eigne Versuche aus deutschen Köpfen und Händen nur mißtrauisch und zaghaft unterstützten. Sie beriefen sich, nicht immer zu Unrecht, auf die deutschen Käufer, die das Fremde vor allem Heimischen bevorzugten. Wieviel deutsche Erfindung und Ware aller Art ist unter fremder Flagge gesegelt und erst über das Ausland dorthin heimgekehrt, wo sie entstanden war!

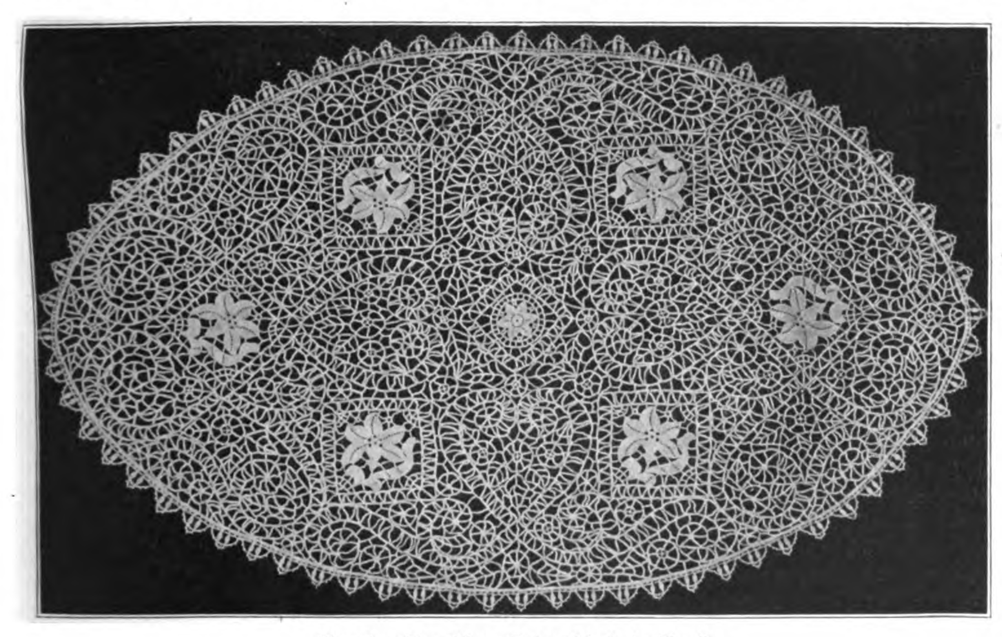
Mit Neid sahen patriotische Mitarbeiter der Textilindustrie auf andre Arbeitszweige unsers Kunstgewerbes, die seit zwanzig Jahren eine unabhängige deutsche Art hatten entwickeln können und schon auf dem Weltmarkt Achtung zu erringen begannen. Die Künste des Hausbaues, der Wohnung, des Möbels, des Gerätes und des Buches schaffen zuerst für den heimischen

Bedarf, oft in unmittelbarem Auftrage kluger, vaterländisch gebildeter Besteller; der deutsche Mittelstand und die deutsche Bildung sind ihre stärksten Träger gewesen. Hier haben alle Beteiligten, die Künstler, die Handwerker und Industriellen, die Kunstfreunde und Kunstförderer ein hohes Maß von bewußtem, opferwilligem Idealismus eingesetzt. Nicht die Erfinder allein, sondern auch einzelne begeisterte Unternehmer haben ganzen Berufen die neuen Bahnen geöffnet. Der erhebende, überraschende Aufstieg der deutschen Schriftgießerei beispielsweise verdankt seine entscheidenden Anfänge der unentwegten Kunstliebe einer einzelnen Persönlichkeit, eines Kaufmannes.

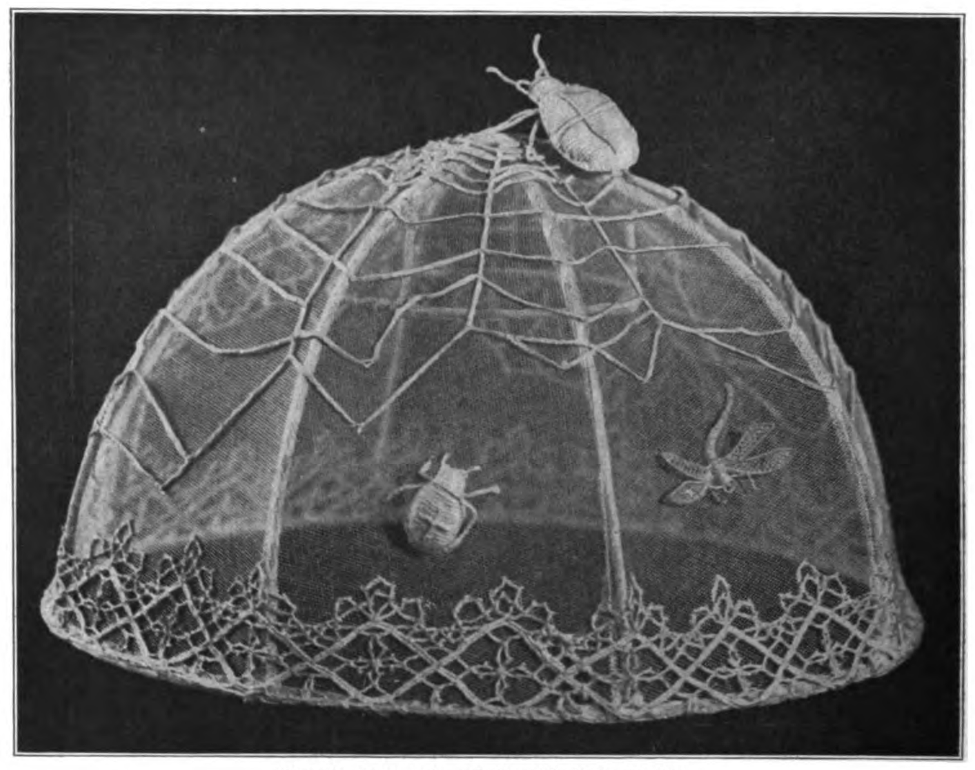


Aus der Deutschen Spitzenschule in Berlin

Die Gestalter unsrer Bau- und Gerätekunst waren im Vorteil, weil sie zunächst für die Heimat und erst danach für den fremden Markt zu schaffen hatten. Deshalb haben sie im Laufe zweier Jahrzehnte die entscheidenden Aufgaben ins Reine zu bringen vermocht: wir dürfen heute von einer sieghaften neudeutschen Wohnungskunst sprechen. Dagegen fällt es in dem weiten Reiche des Flachmusters sehr viel schwerer, berufene, wirklich starke Schöpfer anzuziehen und festzuhalten. Hier fühlt sich die Phantasie auf allen Seiten eingeschränkt. Die Richtung bestimmt im wesentlichen das Ausland nach den hastenden Ansprüchen wechselnder Modelaunen. Die verwickelte Technik der Webemaschinen stellt den Künstler unter hemmende Bedingungen, die zu beherrschen entsagende Geduld kostet. Er hat für den Großbetrieb, den Unternehmer, den Fabrikanten zu arbeiten, soll seine Träume unter die Botmäßigkeit des Kaufmannes stellen und sieht bald, daß er auf allen



Aus der Deutschen Spitzenschule in Berlin



Aus der Deutschen Spitzenschule in Berlin

andern Gebieten seine Freiheit leichter wahren und seine Schaffenskraft behaglicher verwerten kann. Auch bei den Laien, den Kunstfreunden, auf deren Beifall er Wert legt, findet der Flächenkünstler selten Verständnis; das deutsche Volk hat sein Auge auf diese Probleme noch nicht eingestellt. Diese Hemmnisse begannen wir erst eben zu erkennen und zu überwinden, als der Krieg ausbrach. Es wird noch viel guten Willen kosten, um den für das Flachmuster begabten Talenten diese Aufgabe nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geistig lohnend zu machen. Das Genie sucht als Lohn nicht nur Geld, sondern mehr noch Ehre und Ruhm. Es wendet sich dorthin, wo entscheidende Probleme der Zeit zu lösen sind.

Wir haben es den Frauen zu danken, wenn wenigstens eins der Arbeitsgebiete der Flächenkunst volkstümlich geworden und deshalb mit Erfolg unter Kultur genommen ist: die Stickerei. Hier hat die junge deutsche Werkkunst durch die tätige Teilnahme vieler begabter Künstlerinnen mit veralteten Motiven und verstaubtem Geschmack aufgeräumt, frische, frohe Farben und großzügige Formen durchgesetzt und die Lust an selbständiger Gestaltung weithin geweckt. Nicht nur an gelegentlichen Einzelstücken, sondern früh auch im breiteren Betriebe, mit Hilfe handbewegter Stickmaschinen und im Hinblick auf den weiten Bedarf der kunstfertigen Laien: einsichtige Stickereigeschäfte haben sich der künstlerischen Leitung berufener Persönlichkeiten unterstellt. Die deutsche Frau hat sich auch als organisierende Kraft bewährt. Darauf kam es an, besonders in der Spitzenkunst.

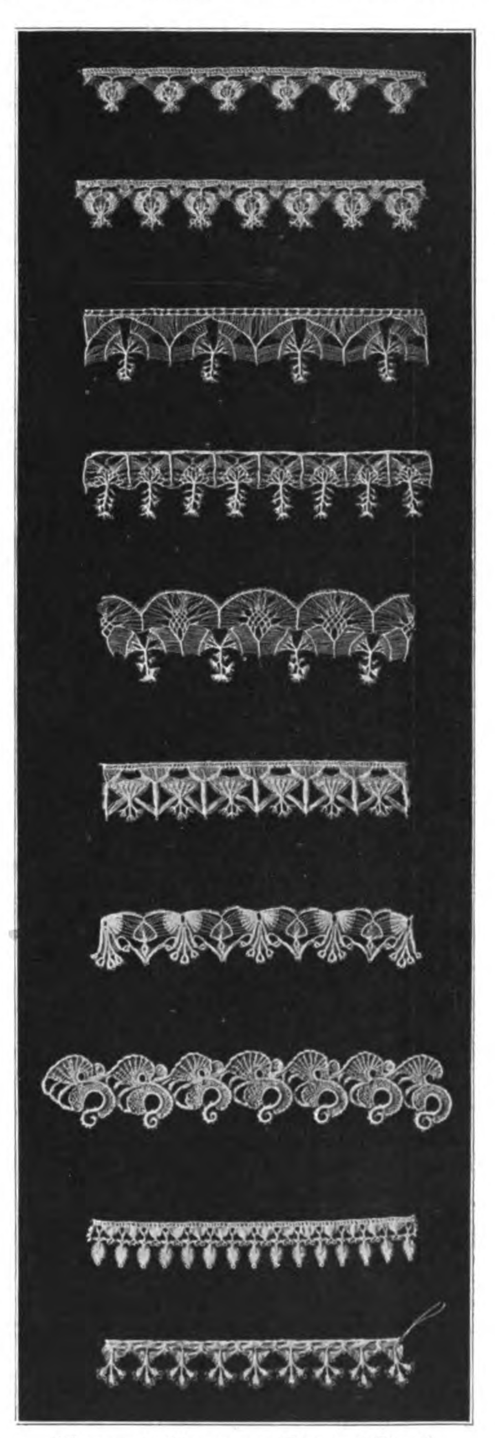
Handspitzenarbeit ist Heimarbeit. Sie wird nicht in gemeinsamen Werkstätten betrieben, sondern im eignen Hause; nicht in den Städten, sondern auf dem Lande, über oft weit verstreut liegende Dörfer und Gehöfte hin. Wie bei aller Heimarbeit, ist es umständlich und heikel, sie einzurichten, lebensfähig zu erhalten und vor bösen Mißständen zu bewahren. Wer sie pflegen will, muß nicht nur die Kunst, sondern ebenso scharf die wirtschaftlichen und sozialen Probleme ins Auge fassen. Er muß ein Herz haben für die Menschen, die er einstellen will; er übernimmt eine ernste Verantwortung.

Dazu hatten sich eben vor dem Kriege deutsche Frauen in verschiedenen Landschaften bereitgefunden. Hier galt es, bestehende Betriebe zeitgemäß zu beleben, dort, vorsichtig neue Arbeitsgelegenheiten ins Leben zu rufen. Einigen klugen, wohlwollenden, schaffensfrohen Förderinnen war es gelungen, die tätige Teilnahme kaufkräftiger Gesellschaftskreise und die Huld fürstlicher Beschützerinnen zu gewinnen. Der Grund für einen glücklichen Aufstieg schien gelegt.

Der Krieg hat diesen Aufstieg nicht abgebrochen oder gehemmt, sondern beschleunigt. Er hat dem Ruf nach deutscher Arbeit Widerhall gegeben, nach deutscher Handarbeit und deutschen Formen. Den besten Antrieb zu starken Neuerungen bildet der heilige Zorn. Es mußte jeden Deutschen mit Ingrimm erfüllen, jetzt zu hören, welch gewaltige Beträge wir dem uns seit Jahren feindlichen Auslande für oft recht minderwertige Handspitzen geopfert hatten, nur weil wir wähnten, eine Spitze müsse durchaus italienisch, belgisch, französisch oder englisch sein, damit eine deutsche Frau sie tragen könne. Solche Zahlen sind ein kräftiger Sporn zur vaterländischen Energie. Wir sehen, die deutsche Frauenwelt hat Bedarf für echte Spitzen. Es gilt, diesen Bedarf auf würdige Ziele zu lenken.

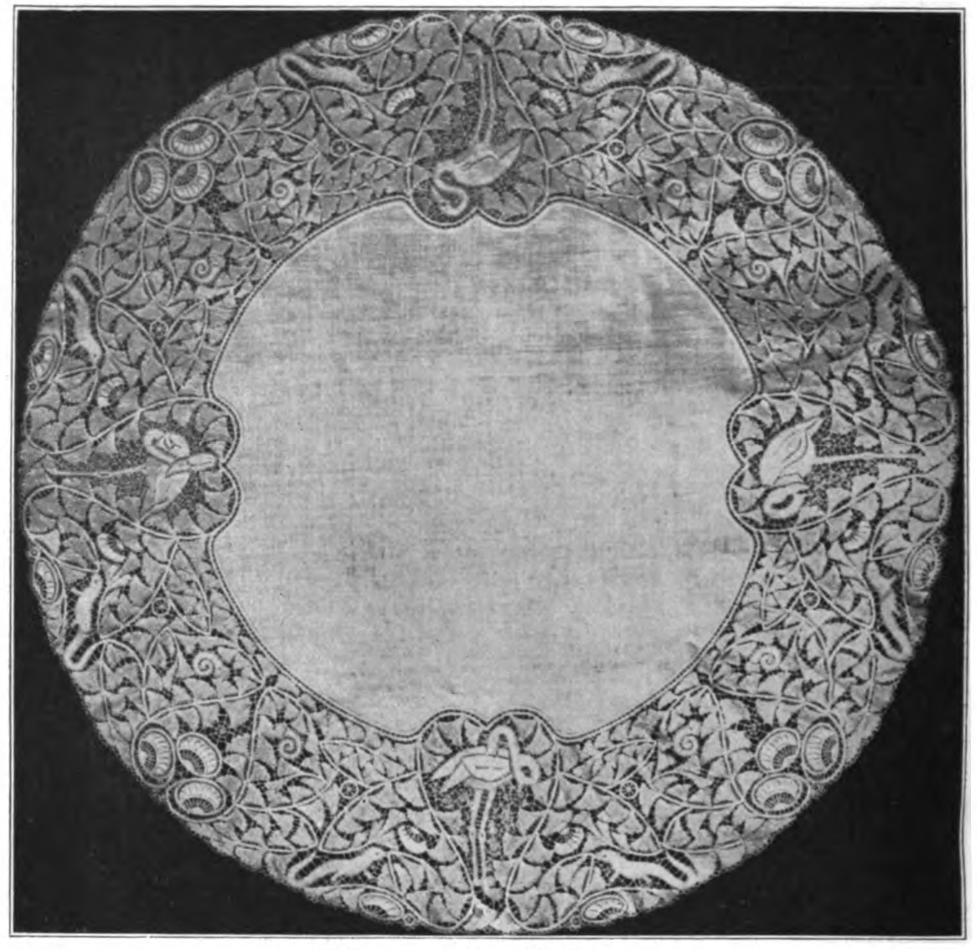


Margarete Naumann, Plauen i. Vogtl.



Margarete Naumann, Plauen i. Vogtl.

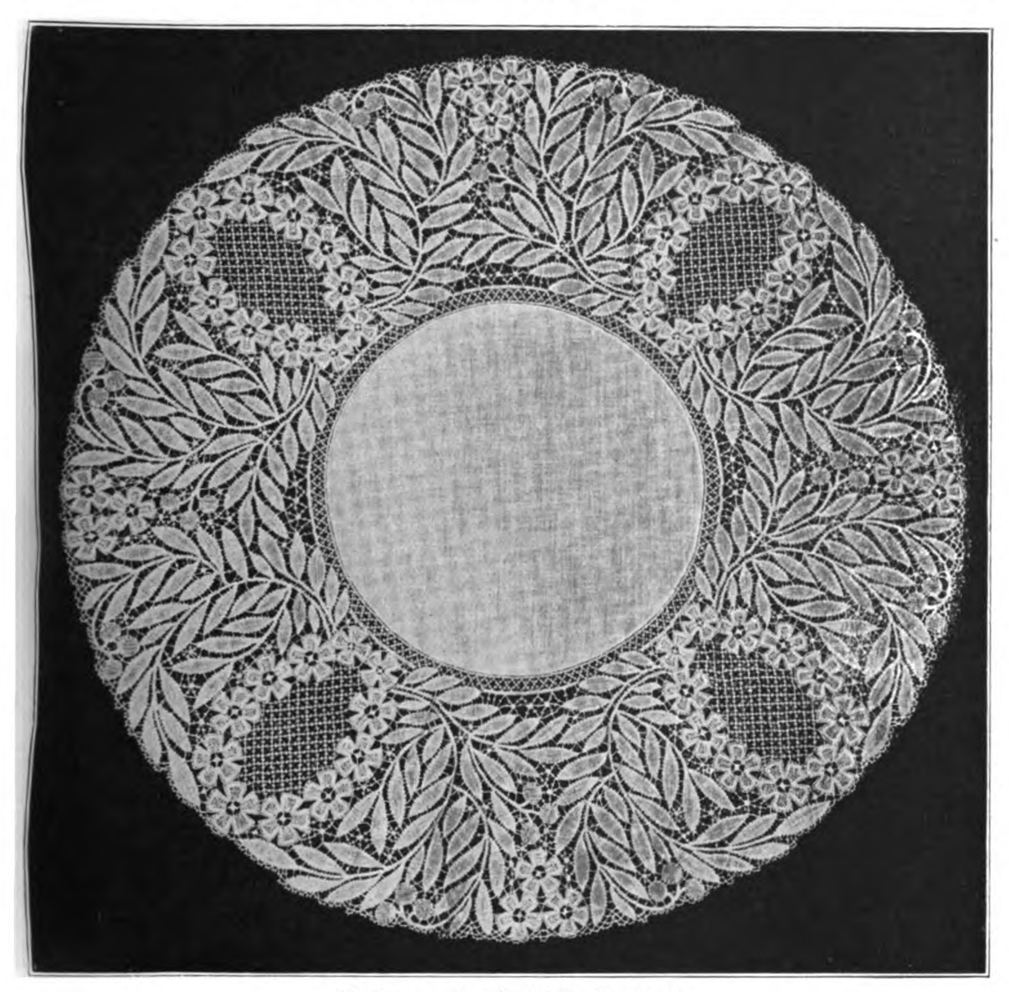
Allerdings war bisher das Ausland gegen uns stark im Vorteil. Deutschland ist von alters her nicht eigentlich ein Land der Spitzenkunst gewesen. Es wird berichtet, daß die



Decke von Leni Matthäi, Hannover

Klöppelspitzen, die »Däntelschnüre« um das Jahr 1536 durch Kaufleute aus Venedig mitgebracht und die Technik von Italien her eingeführt worden ist. Um das Jahr 1556 werden goldene und silberne Klöppelspitzen als Kleiderbesatz genannt. Die rührende Erzählung von der trefflichen Frau Barbara Uttmann, geb. Elterlein, in Annaberg in Sachsen († 1575), der angeblichen Erfinderin der Klöppelei in ihrer Heimat, hat sich als eine späte Fabel erwiesen; sie hat nicht die Spitze erfunden, sondern den Vertrieb und die Herstellung gewirkter Borten organisiert. Eine dauernde, lohnende Stätte hat die Klöppelei hoch im Norden Deutschlands gefunden, in Tondern. Dort wird sie um 1619 zuerst erwähnt und ist durch das 17. und 18. Jahrhundert bis heute ohne Unterbrechung geübt worden. Um 1780, heißt es, waren im Lande Schleswig zehn- bis zwölftausend Menschen mit Klöppeln beschäftigt; sie verkauften im Jahre 1805 für 260 000 dänische Reichstaler allein an das Ausland. Aber die Muster sind wenig selbständig gewesen, meist Nachbildungen italienischer, flämischer, später auch französischer und englischer Ware. Heute sind die Dänen auf diese Kunst des Grenzlandes besonders aufmerksam; gelegentlich einer Ausstellung im Kunstgewerbemuseum in Kopenhagen 1908 hat Direktor Hannover ein gründliches, schön illustriertes Buch über die tondernschen »Kniplinger« drucken lassen. Wir werden die dortige Kunstfertigkeit als deutsche Volksarbeit sorgsam pflegen müssen.

Dagegen ist Italien bekanntlich die Heimat der Spitzenkunst und hat jahrhundertelang alle schönsten Techniken mit vollendeter Fertigkeit geübt. Die Anregung aus dem Orient; der Mittelpunkt Venedig; der Ursprung das Verflechten der Endfäden an Geweben, die verschlungene Franse; die Vorstufen Durchbruchsarbeit an Leinengeweben, aus dem einzelne Fäden ausgezogen oder kleinere Stücke ausgeschnitten und kunstreich umsäumt und gegliedert wurden. Dann löst sich die Spitze vom Gewebe und wird nun für sich allein in freier Nadelarbeit



Decke von Leni Matthäi, Hannover

hergestellt, als Besatz oder als ganzes Kleidungsstück, zuerst nur geometrisch gemustert, bald auch mit launigen Figuren, später, unter der Herrschaft barocker Stilarten, mit Laub und Blumen, flach oder in kräftigem Relief. Unternehmende Erfinder und Verleger gaben in Holzschnitt und Kupferstich inhaltreiche Musterbücher für die Näherinnen heraus, zumeist in Venedig. Seit 1557 erscheinen in diesen Modellbüchern auch Klöppelmuster, anfangs nur aus geraden Linien, bald auch manigfach gebogen. Denn die Klöppelkunst hatte sich neben der Nadelarbeit in Italien entwickelt und hatte gelernt, sowohl ihre eignen Muster zu entwickeln wie auch die zierlichen Zeichnungen der Nähspitze nachzubilden. Auch die Klöppelspitze hat sich bis in die Zeit des Barockstils gehalten, weniger in Venedig als in Genua und Mailand. So ist die Spitzenkunst Italiens an Umfang und künstlerischem Gehalt die erste, lange Zeit die einzige und als Gesamtleistung unter allen Werken der Vorzeit die edelste, stärkste, höchst vorbildliche gewesen. Sie hat ihrem Lande ein unvergleichliches Kapital an Techniken und Formen hinterlassen.

Auch in Frankreich ist die Spitze durch lange, weitreichende Überlieferung bodenständig. Die Franzosen haben die Italiener als Hüter der Spitzenkunst abgelöst. Schon im 16. Jahrhundert trugen ihre Könige Halskrausen mit reichstem Spitzenbesatz. Italienische Prinzessinnen auf dem Thron von Frankreich brachten aus ihrer Heimat die Freude an der modischen Technik mit. Italiener und Franzosen gaben in Paris berühmte Modellbücher heraus: 1584 Domenico da Sera, 1587 Vinciolo, 1598 in Mömpelgard der geschickte Foillet, 1605 der Engländer Mignerak. Um 1634 soll man in über zehntausend französischen Häusern geklöppelt haben; auch die Kinder mußten helfen. Hauptorte waren Le Puy in der Auvergne, Sedan, Alençon. Aber noch kam die große Masse der Spitzen aus Italien.

Da griff der geniale Colbert, Ludwigs XIV. großer Gewerbeminister, ein. Er errichtet 1655 eine Gesellschaft zur Begründung von Spitzenfabriken und gibt ihr auf zehn Jahre das alleinige Recht auf Herstellung von Spitzen im Königreich. Er knüpft an das Bestehende an und macht Alençon zum Mittelpunkt für die Nähspitzen. Dort siedelt er Italienerinnen als Lehrerinnen an und läßt nach anderwärts zweihundert Arbeiterinnen aus Flandern kommen. Was Frankreich hervorbringt, muß sich point de France nennen und wird im neuesten nationalen Zeitgeschmack von Künstlern gemustert; für diesen freien Geist verstand es sich von selber, daß man nur mit Hilfe eigner, moderner Muster die Welt zur Anerkennung zwingen konnte, durch eignen Geschmack und eignes Vorbild für den Verbrauch. Ludwig XIV. und sein Hof haben damals planmäßig den Spitzen Raum geschaffen, wo immer die Kleidung es zuließ. An der Leibwäsche, den Schürzen, dem Kopfputz der Frauen; bei den Männern an den Kragen, den Halstüchern und dem überquellenden Spitzenschmuck um die Waden zwischen Hose und Stiefel. Auch die Geistlichen trugen alltags und beim Gottesdienst kostbare Spitzen in breiten Flächen von unerhörter Pracht. Auch Bett- und Tischwäsche ward verziert. So hat Colbert in zehn Jahren eine französische Spitzenkunst von Weltruf geschaffen, die bis heute seinem Lande eine jährliche Rente abwirft.

Nicht so bewußt, aber mit ähnlichem Erfolge ist die Spitzenkunst in Flandern gepflegt worden und hat das heutige Belgien zu dem klassischen Land der Klöppelspitze gemacht. In Brüssel gab es schon um 1600 eine blühende Hausindustrie; welche Mengen sie bei Frauen und Männern absetzte, sehen wir auf den flämischen und holländischen Bildnissen in unsern Museen. Nach England führte man so viel aus, daß für diesen Export in Brüssel unter dem Namen point d'Angleterre eine eigne Gattung geklöppelt wurde. Die Hauptzentren bildeten im 17. und 18. Jahrhundert ihre besonderen Verfahren und Muster aus, die bis heute für die ganze Welt zu Gattungsnamen geworden sind, wie Mecheln und Valenciennes. Der besonders feine Leinenfaden sicherte ihnen weit hinaus einen Vorrang. Wir können uns über die einstigen Techniken und die Geschichte der Spitze gründlich unterrichten durch drei deutsche Bücher, denen das Ausland nichts Gleichwertiges zur Seite stellen kann, das »Handbuch der Spitzenkunde« von Frau Tina Frauberger (Leipzig 1894), Direktor Moriz Dregers »Entwicklungsgeschichte der Spitze« (2. Auflage; Wien 1910) und als jüngstes das treffliche Handbuch »Alte Spitzen« von Dr. Marie Schütte (Berlin 1914).

So waren die drei Spitzenländer, Italien, Frankreich und Belgien, durch sichere Überlieferung auch auf die Ansprüche des 19. Jahrhunderts vorbereitet. Auch sie haben schwer gelitten unter dem Wettbewerb der neu aufkommenden Maschinenspitze. Aber auf ihrem alten Boden konnten wohlwollende Frauen die verfallene Kunst mit gutem Erfolge beleben und wieder zu schönster Blüte steigern.

Dafür ist Italien vorbildliches Beispiel. Man sagt, daß um 1870 nur eine einzige alte Frau in Burano noch die Technik der Nähspitze übte. Ein volksfreundlicher Abgeordneter und die damalige Königin Margherita galten als die ersten Erwecker. Man gründete Schulen in und um Venedig und an vielen andern Orten, untersuchte und kopierte die edlen alten Muster, wußte um den königlichen Hof auch weiteste Kreise der Gesellschaft zu Helfern zu gewinnen, hat unermüdlich Ausstellungen in der Heimat und im Ausland veranstaltet und unterhält z. B. in Paris und in Neuyork eigne Läden. Man hat auch die Industrie- und Privatvertriebsgeschäfte in den Dienst der Sache zu stellen gewußt und im Verein mit ihnen eine gewaltige Werbearbeit über die ganze Welt organisiert, deren Ergebnisse auch wir in Deutschland recht empfindlich gespürt haben. Den Mittelpunkt bildet seit 1903 die Aktiengesellschaft »Italienische Frauenindustrie«; sie hat Ortsausschüsse über das ganze Königreich hin. Sie setzte schon in ihrem zweiten Jahr monatlich 30 000 Lire um. Dabei sucht man in dieser weitverzweigten Hausindustrie darüber zu wachen, daß die Löhne nicht unter ein erträgliches Maß sinken. Die italienischen Frauen haben gezeigt, was sich durch nachhaltige Organisation schaffen läßt; die Spitzenkunst ist seit Colbert nie und nirgend so kühn und zielbewußt angepackt worden.

Ein zweites, etwas jüngeres Muster entschlossener Spitzenpflege gibt Österreich. Dort haben die Staatsverwaltung, die berufenen Organe der Gewerbeförderung, die Museen und die Schulen es als ihre Pflicht erachtet, nicht nur hierhin oder dorthin auf Ansuchen Muster auszuschicken, sondern in einem eignen, umfänglichen »Zentralspitzenkursus« unter fortschrittlicher künstlerischer Leitung Lehrkräfte aller Art auszubilden und zunächst die schon bestehenden Heimindustrien zu heben. Seit 1903 greift der Staat auch wirtschaftlich ein, hat eine Produktivgenossenschaft und einen Verein für den Vertrieb ins Leben gerufen und läßt der Spitzenkunst in den verschiedenen Kronländern den ganzen Nachdruck seiner umsichtigen, tatkräftigen Gewerbepflege zugute kommen. Im Jahre 1908 zählte man in der Monarchie vierzigtausend Klöpplerinnen, im Erzgebirge, im Böhmerwald, in Galizien und in Dalmatien; man setzte jährlich für vier Millionen Kronen ab. Vor allem hat man es ver-



Brautschleier J. K. H. der Frau Herzogin von Braunschweig
Schlesische Spitzenschule von M. Hoppe u. M. Siegert in Hirschberg i. Schlesien

standen, auch die künstlerischen Gefahren einer allzu schulmäßigen Beeinflussung und Vereinheitlichung zu überwinden. Die altertümelnden, trockenen Pedanterien im vermeintlichen Renaissancegeschmack wurden durch die lebendigeren, von Naturvorbildern geleiteten Muster des kürzlich verstorbenen Hrdlitzka glücklich abgelöst. Neuerdings hat man auch hier die frische Gesinnung der jungen Wiener Werkkunst eingesetzt, wie sie die Kunstgewerbeschule und das neue



Aus den Spitzenschulen der Fürstin Mary Therese von Pleß in Hirschberg i. Schlesien

Künstlergeschlecht unter Josef Hoffmann vertreten. Man geht von den Techniken aus, sucht aus ihnen und für sie eigne Formen zu entwickeln, stellt Frauenhände und Frauenphantasie in den Dienst der fraulichen Kunst und war eben vor dem Kriege nahe daran, auch diesem Gebiete der Wiener Flächenkünste ein tüchtiges Stück Weltmarkt und Weltgeltung zu erkämpfen.

Weitere Belege planmäßiger Förderung könnten wir aus Irland und Rußland bringen. Beide haben in echt bäuerlichem Heimbetrieb ihre eignen Techniken ausgebildet und dort die Häkelspitze, hier die Klöppelspitze zu einem wichtigen Nebenverdienst der Landfrauen entwickelt. Wie in Rußland die Selbstverwaltungen der Landschaften, die Semstwos, mit dem übrigen Hausfleiß auch die Spitzenarbeit umsichtig und erfolgreich pflegen, habe ich im Jahre 1913 auf einer lehrreichen allrussischen Industrieausstellung in Kiew beobachten können; auch die russische Volkskunstausstellung des Deutschen Lyzeumklubs in Berlin gab davon einwandfreie Anschauung. Man hat schon vor einem Menschenalter über hunderttausend Klöpplerinnen in Rußland festgestellt. Die damalige treffliche Berichterstatterin Frau von Gorbunoff, jetzige Frau Professor Kablukoff in Moskau, eine geborene Deutschrussin, hat mir von den weiteren Fortschritten dieses Zweiges sozialer Fürsorge erzählt.

Die belgische Spitzenindustrie hat solcher Pflege kaum bedurft; sie ist von alters her nie völlig abgerissen worden. Ihr Halt waren und sind die Klöster in Flandern; in ihnen wird gelehrt, organisiert und freilich auch der Lohn für die auf über 50000 Köpfe geschätzten Arbeiterinnen mitbestimmt. Dieser Lohn ist so karg, daß erfahrene, wohlwollende Freunde darüber voller Erbitterung berichten. Zehn Centimes für die Arbeitsstunde gilt schon als günstiger Verdienst. Den Gewinn stecken die Unternehmer ein, und das Verhängnis dieser Heimindustrie, die Zwischenmeister, meist Frauen. Man klagt auch über die Marodeure der Industrie, gewissenlose kleinere Händler namentlich in Brüssel, die den durchreisenden Fremden für teures Geld Schundware aufzuschwätzen wissen. Dank den billigen Arbeitskräften ist die Ausfuhr, auch die nach Deutschland, auf Millionen gestiegen, z. B. 1910 allein nach Frankreich auf fast zwei Millionen Frank. Neuerdings waren unter dem Schutze der Königin eine Gesellschaft von Freundinnen der Spitze und eine Genossenschaft für Spitzenkunst gegründet worden, deren Volkstümlichkeit man auf der Weltausstellung in Brüssel 1910 beobachten konnte.

Für diese belgische Spitzenarbeit hat der verstorbene Generalgouverneur von Belgien, Exzellenz von Bissing, sich lebhaft eingesetzt, um sie vor dem Zusammenbruch und vor gefährlicher Arbeitslosigkeit zu retten. Man hat 1915 eine Spitzenzentrale für Belgien, ein Vermittlungsbureau begründet. Man sucht die vorhandenen Vorräte abzusetzen, neue Aufträge zu geben und hat nach Zeitungsberichten einen Umsatz von mehreren Millionen erzielt. Der Gewinn war für Wohlfahrtszwecke in Belgien



Aus den Spitzenschulen der Fürstin Mary Therese von Pleß in Hirschberg i. Schlesien

bestimmt. Leider ist zu befürchten, daß die Kosten ausschließlich oder weit überwiegend deutsche Abnehmer tragen müssen, daheim und hinter den Fronten, und man möchte fragen, ob solcher deutscher Aufwand für Handspitzen nicht besser unsrer eignen, jungen und tüchtigen Arbeit zugute kommen sollte. Der Krieg wäre gerade die Zeit, um den schädlichen Glauben an die Überlegenheit der belgischen Spitze zu brechen und unser eignes Können ins Licht zu setzen.

Die junge deutsche Spitzenkunst verdient unser aller nachhaltige Teilnahme. Sie entkräftet alle Einwände, die hin und wieder gegen die Handspitze als Gattung erhoben worden sind. Ist die Handspitze, hat man gefragt, nicht überhaupt tot oder zum Tode verurteilt, seit die Maschine mit wachsender Fertigkeit die verschiedenen Techniken und Formen annähernd, ja oft täuschend nachzumachen weiß? Wer einmal in Plauen die erstaunlichen Leistungen der Industrie gesehen und die Energie und den Scharfsinn bewundert hat, den alle Beteiligten an sie wenden, wird diesen Zweig deutscher Textilkunst nicht verachten, sondern auch ihm nach der Not dieses Krieges einen neuen Aufschwung wünschen. Allein es geht hier, wie überall, wo im Kunstgewerbe Hand und Maschine sich messen: die Handarbeit bewahrt trotz alledem den unnachahmlichen Zauber des Persönlichen, den Reiz der kleinen Zufälle, das innere Leben; in ihr atmet die Seele ihrer Schöpferin, und nur dieses Menschentum löst bei der kundigen Trägerin die wahre Liebe zum Kunstwerk, den Stolz auf den Besitz aus, um so verläßlicher, je gediegener und sorgsamer die Ausführung ist. Die Handspitze wird sich behaupten, solange sie Qualitätsarbeit bleibt.

Eine zweite Gruppe von Einwürfen ist sozialer und wirtschaftlicher Art. Man hat mit Recht gefragt, ob die mühselige Spitzenarbeit, Näherei wie Klöppelei, nicht ungesund und zumal den Augen schädlich sei. Die Erfahrung widerlegt auch dieses Bedenken. Die Herstellerin, meist Landbewohnerin, kann ihre Arbeitsstätte nach der Jahreszeit wählen, je nach der Witterung auch im Freien; sie braucht dabei nicht tief gebückt zu sitzen; sie atmet nicht den Wollstaub, der in den Webereien die jungen Lungen oft so verhängnisvoll füllt. Nach allen Beobachtungen bei uns und in älteren Spitzenländern leidet auch die Sehkraft nicht mehr als in andern Berufen.

Vor allem läßt sich die Spitzenarbeit mit häus-



Aus den Spitzenschulen der Fürstin Mary Therese von Pleß in Hirschberg i. Schlesien

licher und landwirtschaftlicher Tätigkeit auf das beste vereinen. Die Fabriken verlangen, daß die Arbeiterinnen sich für den Sommer wie für den Winter verpflichten. Die Spitzenarbeiterin dagegen bleibt ihrer Familie und je nach der Jahreszeit der Landwirtschaft zur Verfügung; ihre Tätigkeit ist Füllarbeit, wie wir sie auf dem Lande so dringend gebrauchen und nach dem Kriege immer dringlicher gebrauchen werden. Wer sie zeitgemäß zu organisieren unternimmt, dient einem großen wirtschaftlichen Problem, das schon heute nachdenkliche Freunde unsrer Landwirtschaft auf das ernstlichste beschäftigt und bald unser aller Sorge bilden wird. In den künftig unentbehrlichen, winterfüllenden Hausfleiß auf dem Lande wird sich auch die Spitzenarbeit einfügen und dereinst vielleicht mit ihm gemeinsame Verkaufswege suchen. Auch bei ihr muß und kann man es verhindern, daß sie sich zur berufsmäßigen Heimindustrie auf Kosten der Landwirtschaft auswachse: darauf halten schon heute alle deutschen Förderinnen. Widerlegt ist auch die Sorge, daß die harte Landarbeit die Hände der Näherin für ihre feine Nadelarbeit rauh und ungeschickt machen werde. Selbst nach langer sommerlicher Pause stellt sich die Feinheit und Sauberkeit der Hand schnell und mühelos wieder her.

Die ernsteste Mühe der Förderinnen wird den Löhnen gelten. Wir wollen keine Hungerlöhne, wie etwa in Belgien, wo hin und wieder über einen Tagesverdienst von 60 Centimes berichtet wird. Noch steht es auch bei uns nicht überall zum Besten. Im Erzgebirge z. B. drücken der Wettbewerb der Maschinenspitzen, die geringen Ansprüche der nahen Arbeiterinnen jenseit der böhmischen Grenze, die heimliche Heimarbeit von Frauen höherer Stände, die nur ein Taschengeld nebenher zu verdienen brauchen, und die übermäßigen Gewinne der Verleger und Zwischenmeister empfindlich auf die Löhne. Das größte Hemmnis sind die niedrigen Weltpreise, die durch die belgische Kloster- und Heimarbeit bestimmt werden. Wir brauchen Wertzölle für den verschärften Wirtschaftskampf. Schon heute aber verstehen unsre klugen Förderinnen wenigstens die Kettengewinne unnötiger Zwischenglieder einzuschränken, indem sie die Meisterinnen in festen Sold nehmen; ein besonnen rechnender Zentralvertrieb und die freiwillige Leitung durch Freundinnen dieser sozialen und volkskünstlerischen Sache helfen weiter. Nur kann die Spitzenarbeit nicht gedeihen, wenn sie auf die Dauer als Wohltätigkeit, etwa durch verschämte Arme, Kriegerwitwen u. a., geübt wird.

Auch aus den Geschmacksansprüchen scheinen Gefahren zu drohen. Man fürchtet, daß infolge Wechsels der Weltmode, die wir leider nicht beherrschen, die Aufträge plötzlich stocken könnten. Allein die gute Handspitze dient seit langem einem festen, von der Mode wenig abhängigen Bedarf. Sie paßt sich nicht nur dem Kleide an, sondern auch der Leibwäsche, dem Taschentuch und vor allem der Bettwäsche, der Tischwäsche, dem Wohnungsschmuck. Das sind Aufgaben genug, die unabhängige Dauer verbürgen.

Daß es endlich uns Deutschen an Geschmack fehle, um uns überhaupt in solchen Künsten mit dem Auslande zu messen, ist durch den frischen Aufstieg unsrer Werkkunst widerlegt und wird sich immer überzeugender als zaghafter Irrtum erweisen, wenn unsre Förderinnen darüber wachen, daß immer stärkere, technisch und künstlerisch zu Führern geborene Kräfte, Frauen und Männer, in den Dienst der zahllosen, entzückenden Möglichkeiten einer gediegenen Spitzenkunst gezogen werden. Die Aussichten sind hoffnungsreich.

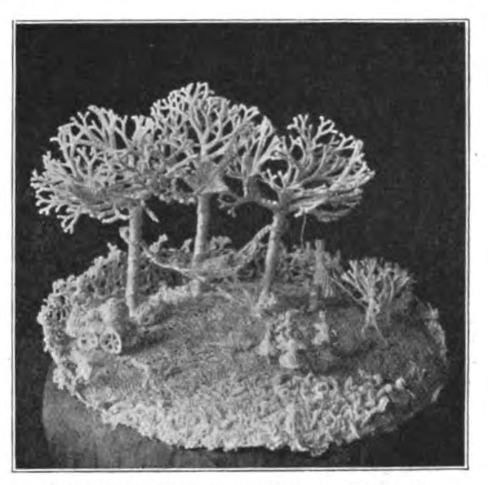
Einen ersten Mittelpunkt für beste Handspitzen hat man bekanntlich in Schlesien, in

den Tälern des Riesengebirges, geschaffen. Die preußische Regierung schloß 1855 mit einem unternehmenden Kaufmann, Jakob Wechselmann, einen Vertrag zwecks Gründung dreier Schulen, um der damals schwer leidenden Bevölkerung einen Nebenerwerb zu schaffen. Bald waren in fünfzehn Orten 1400 Spitzennäherinnen beschäftigt; man führte nach England aus und bezeichnenderweise von dort wieder ein; aber die Fürsorge erlahmte und das Werk wurde unterbrochen. 1869 hat Amalie Metzner (Schlesische Spitzenmanufaktur) sie erneut. 1880 entstand die Spitzenschule von Marie Hoppe, ward zu einer tüchtigen Heimstätte des Kunstgewerbes, wie man es damals verstand, und fand nachdrückliche Hilfe von oben, insbesondere an der Kaiserin Friedrich. Erweitert und vertieft, als »Schlesische Spitzenschule Marie Hoppe und Margarethe Siegert«, hat sich diese Anstalt unter freundwilligem Beirat (Frau Geheimrat Margarethe Oppenheim und Fräulein Anna Chales de Beaulieu) auf die Qualitätsansprüche und den Geschmack unsrer Zeit eingestellt, durch Muster nach älterer Art und durch neue Erfindungen. Solange ihr Garn zur Verfügung stand, hat sie auch während des Krieges frische und umfangreiche Arbeit geleistet.

Neben ihr haben im Jahre 1906 zwei junge werkfrohe Künstlerinnen, aus der anregenden Schule des Herrn von Debschitz in München hervorgegangen, Anna Bardt und Hedwig Freiin von Dobeneck, in demselben Hirschberg eine neue Anstalt gegründet und besonders versucht, in bester Technik auch neuzeitliche Erfindungen zu erproben. Nach dem frühen Tode der ersteren hat im Jahre 1911 die Fürstin Mary Therese von Pleß diese junge Schule, zugleich mit der alten Metznerschen Manufaktur, unter ihre Obhut genommen; als zweite



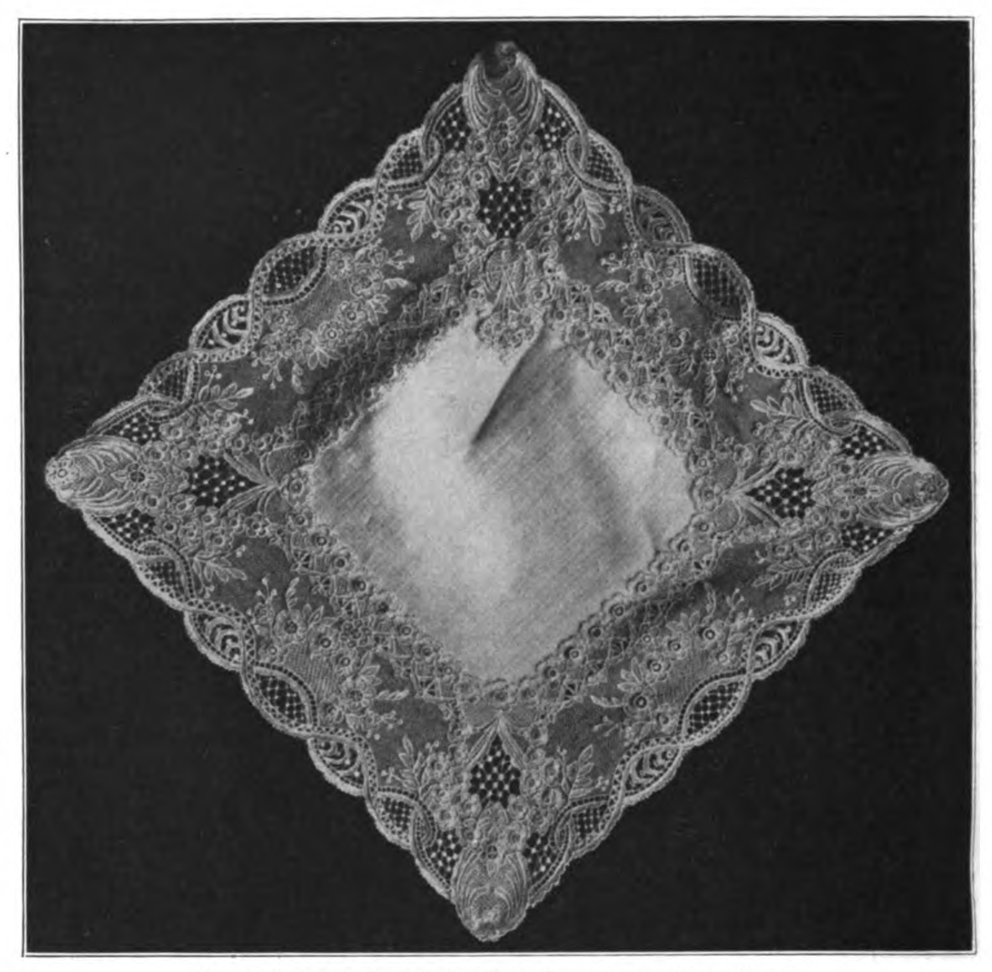
Margarete Naumann, Plauen i. Vogtl.



Margarete Naumann, Plauen i. Vogtl.

Leiterin ist Frau Tony Coerper beigetreten, und die »Spitzenschulen der Fürstin von Pleß« stehen heute voran in dem Wunsche, der deutschen Arbeit auch deutsche Formen zu sichern. Die bisher genannten schlesischen Anstalten haben sich unter dem Protektorat der Kronprinzessin zu einem Deutschen Verein für schlesische Spitzenkunst zusammengeschlossen und beschäftigten vor dem Kriege etwa vierhundert Näherinnen.

Eine weitere Organisation hat sich in der »Deutschen Spitzenschule« in Berlin (Augsburger Straße 59) gebildet. Auch ihr hat die deutsche Kronprinzessin ihren huldvollen Schutz gewährt. Die Anstalt geht nicht darauf aus, in Berlin selber Spitzenheimarbeit einzuführen, weil die Großstadt für solche der falsche Boden wäre. Ihre Förderinnen, Frau von Hausmann, Gräfin Marie Perponcher und Frau Anna Reichenheim, suchen vielmehr, wie von einer Zentralstelle aus, Aufträge, Verkäufe und Muster für ganz verschiedene Stellen im Deutschen Reich zu vermitteln, anknüpfend an Bestehendes und mit gebotener Vorsicht auch neue Arbeitsstätten unterstützend, sobald draußen zuverlässige Helferinnen und Förderinnen sich melden. In Berlin werden nur geeignete Lehrerinnen geschult und, soweit erforderlich, die im Lande entstandenen Spitzen zu fertigen Stücken zusammengefügt. Gerade hierin liegt eine wichtige, oft nicht genügend beachtete Ergänzung der eigentlichen Spitzenarbeit. Soll die deutsche Spitze sich durchsetzen, so müssen an den Kleidern, der Wäsche und den Bedarfsstücken für die Wohnung auch die Stoffe und die Näharbeit von sorgfältigster Art sein und die Ansprüche der deutschen Frauen an die Handnäherei gesteigert werden. So steht die Deutsche Spitzenschule mit altbewährten Zentren in Verbindung: Tondern, Schneeberg, Annaberg, der bayrischen Oberpfalz u. a. Neues hat sie in



Brauttaschentuch J. K. H. der Frau Herzogin von Braunschweig
Schlesische Spitzenschule von M. Hoppe u. M. Siegert in Hirschberg i. Schlesien

Andreasberg und Clausthal im Harz, in Sulzbach bei Saarbrücken, in Humpfershausen in Thüringen, in Bojanowo in der Provinz Posen und anderwärts ins Leben gerufen. Sie pflegt dabei Techniken aller Art, Klöppelspitzen in Flecht- und Leinenschlag, besonders auch schmale Spitzen für Wäsche (Meterspitzen), Filetarbeit, Reticella nach italienischem Vorbild u. a. m. Laut ihrem Bericht gibt die Organisation 700 Arbeiterinnen Verdienst und hat im Jahre 1916 für etwa 50 000 Mark umgesetzt.

Alt und umfassend sind die Maßnahmen der sächsischen Regierung für die Klöppelbezirke in ihrem Erzgebirge. Schon vor hundert Jahren hat sie dort Klöppelschulen eingerichtet. Um die Fürsorge zu überwachen und zu leiten, ist im Jahre 1879 die Königliche Musterklöppelschule in Schneeberg begründet worden; neben ihr wirken heute vierzig weitere Schulen in Städten und Dörfern. Unter der Führung des Direktors Lorenz und des Zeichners Paul Rudolph ist nicht nur die Kunstfertigkeit zu bewundernswerter, nirgend übertroffener Höhe gesteigert, sondern auch der Geschmack in frischer Absicht erneuert worden. Seit der letzten Reform im Jahre 1906 zielt man nicht ausschließlich auf Prachtstücke, sondern mehr auf gediegene, zeitgemäße, marktgängige Ware.

Auch Bayern besitzt in der Oberpfalz mehrere tätig wirksame staatliche Klöppelschulen: in Schönsee, Stadlern und Tiefenbach. Lebhaften Widerhall hat der Ruf nach deutschen Spitzen während des Krieges in Württemberg geweckt. Unter der Schirmherrschaft der Königin hat sich ein Frauenbund zur Förderung der Spitzenindustrie in Württemberg gebildet und, geleitet von dem unermüdlichen Direktor des Landesgewerbe-Museums in Stuttgart, Professor Pazaurek, einen erfolgreichen deutschen Wettbewerb um neue Arbeiten und Entwürfe sowie eine

stattliche Ausstellung organisiert, als Anregung zu eigner entschlossener Tätigkeit. Im Elsaß ist 1909 in Sulz im Weilertal eine elsässische Spitzenschule unter dem Protektorat der Prinzessin August Wilhelm von Preußen entstanden, von der Landesregierung unterstützt; sie hat mit Nadelspitzen und Netzarbeiten vorwiegend breiter Ausführung angefangen, die sie besonders für den Wohnungsschmuck geeignet macht. Anderwärts haben sich berufene erfindende Kräfte der Probleme angenommen: die Staatliche Kunstgewerbeschule in Hamburg stellt Entwürfe her in Verbindung mit dem Frauenbund für deutsche Spitzen in Düsseldorf.

Allein neben all diesen Organisationen dürfen wir der Künstlerinnen nicht vergessen, die aus selbständiger Kraft und Liebe zur Sache eigenhändig oder mit Unterstützung heimischer Arbeitskräfte Spitzen von gediegener Technik und persönlicher Erfindung schaffen. Von ihnen bringen unsre tüchtigen Fachblätter, wie die »Stickerei- und Spitzenrundschau« (Darmstadt, Alexander Koch) und die »Textile Kunst und Industrie« (Chemnitz) vielerlei erfreuliche Kunde durch Bild und Wort. Insbesondere hat sich Fräulein Leni Matthäi in Hannover durch gediegene und geschmackssichere Schöpfungen hervorgetan.

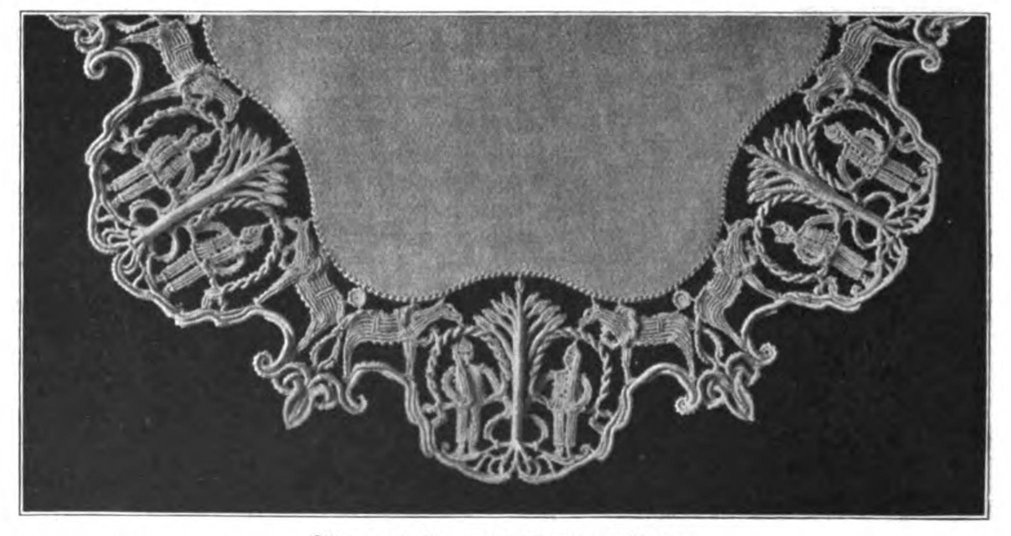
Durch persönlichen Einfluß einiger warmherziger Gestalterinnen findet eben auch die Technik der Häkelspitze in Deutschland Boden. Sie schien ein Vorrecht Irlands; doch war auch in Bologna eine private Schule für sie tätig. Bei uns hat eine aus Antwerpen vertriebene Lehrersgattin, Frau Dora Lindmann, sie in die Werkstätten der »Cäcilienhilfe« in Berlin mit Hilfe des Deutschen Lyzeumklubs und dessen Vorsteherin, Frau Hedwig Heyl, eingeführt. Erstaunliches weiß des weiteren in der Technik der Knüpferei ohne Werkzeuge, nur durch das Geschick der Finger, Fräulein Margarethe Naumann aus den jungen Schülerinnen herauszulocken, die in Plauen auf Anlaß der dortigen Textilindustriellen und mit Hilfe des sächsischen Ministeriums und der Königlichen Kunstschule an ihren Lehrkursen teilgenommen haben. Die Muster entwickeln sich ohne Vorzeichnung und Vorlage aus den Fadengerippen heraus, die die Schülerin nach ihrem Geschmack und ihren Einfällen ordnet, nicht nur in der Fläche, sondern vor allem auch räumlich, in drei Ausdehnungen. Nach grundlegenden Versuchen einfacherer Art dürfen auch Gestalten aus dem Leben oder dem Märchen gebildet werden, aus freier persönlicher Laune heraus. Ich denke dabei des anmutigen Wortes einer italienischen Klöpplerin, die man fragte, woher sie ihre eigenartigen Muster beziehe: »Die kommen mir so in die Hand«, sagte sie. Wir dürfen hoffen, daß aus diesen Anregungen vielleicht eine ersprießliche Volkskunst und weiterhin gestaltende Kräfte für unsre Spitzenarbeit und Posamentenknüpferei sich werden hervorrufen lassen. — Auf entlegenere Wege der Technik führt die gestrickte Spitze, wie sie mit gleich warmherziger Begeisterung Frau Margarethe Erler aus Berlin zu entwickeln und unter jüngeren Kräften zu verbreiten sucht.



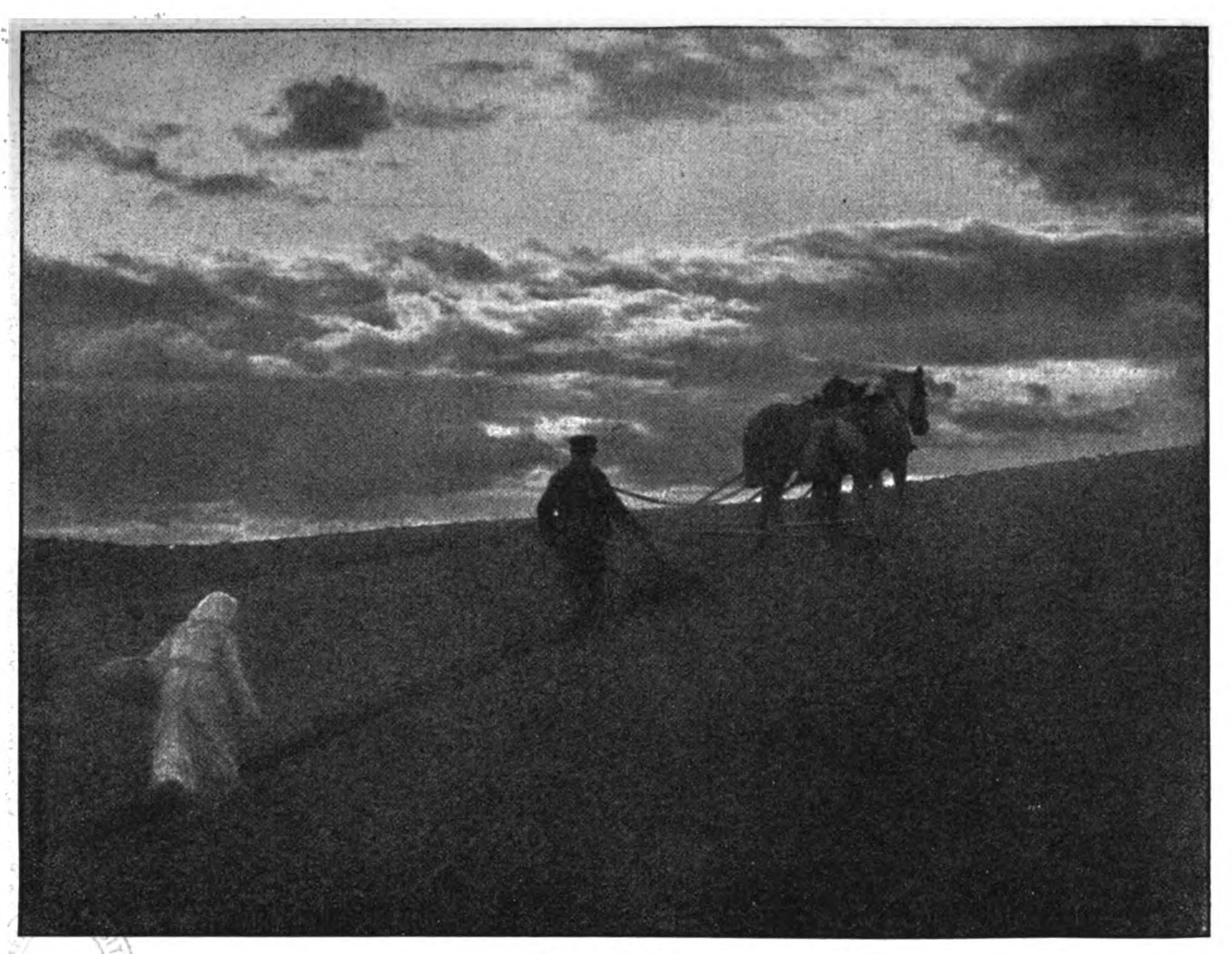
Aus der Deutschen Spitzenschule in Berlin

So herrscht in der neuen deutschen Spitzenarbeit an vielen Orten und nach vielen Richtungen hin reges Leben. Es gilt, diese aussichtsvollen Anfänge nach dem Frieden mit allen Kräften weiterzuführen. Wie vielseitig das Problem ist, wie es nicht nur künstlerische und technische, sondern vor allem auch wirtschaftliche und soziale Einsicht erfordert, habe ich darzulegen gesucht. Wir sind gewarnt durch die Erfahrungen, die man einst bei uns in Schlesien gemacht hat; die Gründungen zerfielen, sobald die so kraftvoll eingesetzte Förderung versagte. Heute stehen erfreulicherweise starke, einflußreiche Mächte für diesen anziehenden Zweig der Werkkunst ein. Wir werden dafür sorgen müssen, daß ihr Beispiel unter den deutschen Frauen weithin Nachfolge wecke. Verständnis für die mannigfachen Reize der verschiedenen neubelebten Arbeitsweisen, Freude an klaren, großzügigen, aus frischer Phantasie geborenen Formen, Liebe zu jenen Teilen unsers Volkes, die durch klug organisierte Beschäftigung Zuwachs an Unterhalt und die Möglichkeit gewinnen können, der gesunden und notwendigen Landarbeit als ihrem Hauptberuf treu zu bleiben, statt die menschenmordende Flucht in die Großstadt mitzumachen, vor allem der unerbittliche Entschluß, deutsche Arbeit zu fördern und zu fordern, wo immer sie sich anbietet, auf den Gebieten, auf denen wir bisher gedankenlos der uns so bitter feindlichen Umwelt Tribut entrichtet haben: das sind die Seelenkräfte, die wir wachrufen müssen.

Die deutschen Frauen, die diesen Aufgaben nachsinnen, werden empfinden, wie leicht jede einzelne für ihren großen oder kleinen Teil dazu zu helfen vermag. Nicht Massen billiger Maschinenware oder oberflächlichen Auslandgutes sollten sie als Kleider- oder Wohnungsschmuck kaufen, sondern wenige, durchaus gute, dauerhafte und deshalb auf lange Jahre auch bei wechselnder Mode immer wieder verwertbare Stücke, einen Haus- und Familienbesitz, wie ihn vorzeiten die Mütter und Großmütter erworben und ihren Kindern vererbt haben. Wenn es überdies gelänge, bei unsern Frauen auch der eignen häuslichen Spitzenübung, zumal der anregenden Klöppelei, wieder Boden zu schaffen, so wäre das eine weitere gute Gewähr für den Aufstieg der Berufsarbeit. Mögen diese Zeilen und die Bildbeispiele, die uns aus dem weiten Bereich freundlich zur Verfügung gestellt worden sind, dazu beitragen, daß auch auf diesem Arbeitsgebiete der Krieg sich nicht als Feind, sondern als Freund und Förderer bewähre.



Margarete Naumann, Plauen i. Vogtl.



Schwere Arbeit

Aufnahme von Hans von Seggern

Der deutsche Weltkrieg

Scherenschnitt von Carl Tips (Karlsruhe)

Friedenssaat

Fliegt, ihr Körner, übers Land und sucht,
Wo so mancher schläft, auch euer Bette,
Tragt ihm, die ihr einst die Sonne trugt,
Goldnen Lebensgruß in dunkle Stätte.

Bis der Schnee vom Frühlingszweige flockt,
Schlummert mit ihm lange stille Stunden —
Aber dann auch seine Seele lockt
Mit den Halmen aus der Erde Wunden:

Wann, seitdem sie kreisen ihren Pfad,
Sahn die Sterne Gottes solche Saat?

F. D.

Des Vlamentums Werden und Streben

Von Prof. Dr. Conrad Bornhak

Nimmt man eine ethnographische Karte zur Hand, so beginnt einige Kilometer südwestlich von Aachen an der deutsch-niederländisch-belgischen Grenze die deutsch-französische Sprachgrenze. Sie geht dann im wesentlichen die Grenzen zwischen dem niederländischen und belgischen Limburg auf der einen und der Provinz Lüttich auf der andern Seite entlang, schneidet das südlichste Arrondissement Nivelles von der Provinz Süd-Brabant ab, die Hauptstadt Brüssel vollständig im deutschen Sprachgebiet lassend, zur Grenze von Flandern und Hennegau und greift schließlich an der Lys noch in das französische Norddepartement über, um bei Gravelingen das Meer zu erreichen. Die Niederdeutschen nördlich dieser Linie heißen in Belgien Vlamen und haben gleich den Holländern das Niederdeutsche auch als Schriftsprache angenommen; die romanisierten Kelten südlich der Sprachgrenze heißen Wallonen und bedienen sich der den wallonischen Volksmundarten nahe verwandten französischen Schriftsprache. Das französisch-wallonische Sprachgebiet bildet fast ein rechtwinkliges Dreieck mit dem rechten Winkel bei Aachen und trennt damit den vlämischen Stamm von der Verbindung mit dem übrigen Deutschtum.

Diese Sprachgrenze ist uralt und läßt sich bis auf die Merowingerzeit zurückverfolgen. Das vlämische Gebiet Belgiens bildet das Stammland des fränkischen Reiches, von dem Chlodwig und seine Nachfolger bei ihren Eroberungen ausgingen. Die deutsche wie die französische Staatsbildung wurzelt im letzten Grunde im Gebiet des vlämischen Stammes und auf seiner schöpferischen Kraft. Daß das fränkische Reich eine größere Lebensfähigkeit in sich trug als die meisten germanischen Staatsgründungen auf dem Boden des römischen Reiches, ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß es diesseit von Lys und Kohlenwald ein rein germanisches Stammgebiet als nie versiegenden Jungbrunnen besaß.

Die Vlamen sind daher nichts andres als niederdeutsche Franken. Das zeigt sich schon in den Ortsnamen, besonders in der Verbindung von Heim mit einem Eigennamen. Es ist der eigentliche Stempel des fränkischen Stammes wie bei dem allemannisch-schwäbischen die Endung -ingen und bei den Nordthüringern -leben.

Dieser niederdeutsche Charakter des vlämischen Stammes muß besonders betont werden gegenüber den Versuchen, ihn für einen besonderen germanischen Stamm auszugeben, der, abgesehen von der germanischen Stammverwandtschaft, mit den Deutschen nichts weiter gemein habe. Insbesondere haben sie mit den Friesen, die allerdings immer eine Übergangsstellung zwischen Deutschen, Angelsachsen und Skandinaviern eingenommen haben, nicht das geringste zu tun. Die Friesen saßen an der Küste des heutigen Königreichs der Niederlande bis zur Wesermündung und versprengt bis zu den Inseln und der Küste von Nordschleswig. Dagegen waren im Gebiet des heutigen Belgiens niemals andre Germanen als Franken angesiedelt. Ebensowenig wie die Mecklenburger aufhören würden, gute Deutsche zu sein, wenn sie, wie es im Mittelalter allgemein üblich, das Niederdeutsche auch als Schriftsprache beibehalten hätten, haben die Vlamen ihre deutsche Nationalität dadurch abgestreift, daß sie die hochdeutsche Schriftsprache nicht annahmen.

Dieses Stammland des fränkischen Reiches traf nun schon bei der Teilung der karolingischen Monarchie das Mißgeschick, nicht beisammenzubleiben, sondern nach der Schelde-linie getrennt zu werden. Das Gebiet westlich der Schelde fiel an das westfränkische Reich, später Frankreich genannt, das Gebiet östlich der Schelde gehörte anfangs zu der vorübergehenden Zwischenbildung des Reiches Lothars und nach dessen Auflösung zum alten Deutschen Reiche. Jahrhunderte hindurch lief also die deutsch-französische Grenze mitten durch das niederdeutsche Stammes- und Sprachgebiet die Schelde entlang. Erst Kaiser Karl V. gelang es 1526 im Frieden von Madrid mit dem gefangenen König Franz I. von Frankreich, die von ihm ererbten Grafschaften Flandern und Artrecht von der französischen Lehnsherrschaft zu befreien. Seitdem gehörte das ganze vlämische Stammesgebiet bis zur französischen Revolution zum alten Reiche. Nur der südwestliche Zipfel mit Dünkirchen, Gravelingen und Hazebrouck ging zur Zeit Ludwigs XIV. an Frankreich verloren.

Die mittelalterliche Lehnsherrlichkeit Frankreichs über Westflandern beeinträchtigte bei dem lockeren Lehnsverbande des französischen



Staates den niederdeutschen Charakter des Grenzlandes in keiner Weise. Daneben ging auf der andern Seite eine ebensolche Lockerung des deutschen Reichsverbandes seit den späteren Hohenstaufen. Die Grenzlande diesseit wie jenseit der deutsch-französischen Grenze führten daher im allgemeinen ein von beiden Reichen wenig beeinflußtes Dasein. Die geistlichen und weltlichen Fürsten der einzelnen Landschaften, in die das Gebiet zersplittert war, trieben ihre selbständige Kirchturmspolitik mit- und gegeneinander, zum Teil auch gegen die eignen Stände, namentlich gegen die aufblühenden Städte. Die Grafen von Flandern wurden besonders in die englisch-französischen Kriege mannigfach hineingezogen.

Ein vollständiger Wandel der Dinge trat erst ein, als es der mit dem französischen Herzogtum Burgund belehnten Nebenlinie des Königshauses der Valois gelang, 1385 nach Aussterben des Mannsstammes der flandrischen Grafen erst Flandern auf beiden Seiten der Schelde und dann von 1419 bis 1430 durch Heirat, Erbschaft, Kauf oder sonstigen Vertrag auch die meisten andern niederländischen Provinzen zu erwerben.

Aus deutschen und französischen Lehen, die mit beiden Reichen nur in ganz lockerem Zusammenhange standen, erwuchs jetzt ein neues Zwischenreich, allerdings noch durch das deutsche Lothringen und die französische Champagne getrennt. Den Höhepunkt seiner Entwicklung und gleichzeitig seinen Sturz aus stolzer Höhe erfuhr dieses Reich unter Karl dem Kühnen, der von Kaiser Friedrich III. schon die Königskrone erhoffte, aber sie, als schon alle Vorbereitungen dazu getroffen waren, wegen persönlicher Verstimmung des Kaisers doch nicht erlangte. Als jedoch Karl der Kühne 1477 bei Nancy Schlacht und Leben verloren hatte, trat durch die Erbtochter Maria das Haus Habsburg das Erbe des burgundischen Hauses in den Niederlanden an, während das französische Herzogtum Burgund trotz allen Kriegen Karls V. mit Franz I. von den Habsburgern nicht erlangt werden konnte. Nur die Abstoßung der französischen Lehnsherrlichkeit über Flandern und Artrecht war die Folge dieser Kriege. Infolge der einstigen Beherrschung durch die Herzöge von Burgund bildeten die Niederlande mit der Franche comté nach der Kreiseinteilung Kaiser Maximilians I. den burgundischen Kreis des Reiches, obgleich die Niederlande mit dem germanischen Volksstamm der Burgunder niemals das geringste zu tun gehabt hatten.

Die burgundische Herrschaft übte eine verhängnisvolle Wirkung auf die sprachlichen Verhältnisse der Niederlande. Die burgundischen Herzöge waren Franzosen und bildeten eine Seitenlinie des Königshauses der Valois. Ihre verschiedenen Lande suchten sie trotz der teils französischen, teils deutschen Lehnsherrlichkeit und trotz der Mannigfaltigkeit der Erwerbstitel zu einem einheitlichen Gesamtstaate zu verschmelzen. So entstanden neben und über den Behörden der einzelnen Landschaften solche für den neuburgundischen Gesamtstaat, wesentlich nach dem Vorbilde des französischen Beamtenstaates. Die Sprache der Behörden und des Hofes war aber französisch. Schon damals entstand in der Oberstadt von Brüssel ein französischer Stadtteil innerhalb des rein vlämischen Stadtgebietes. Es galt daher sehr bald als fein und vornehm, französisch zu sprechen, vlämisch war nur die Sprache der Bürger und Bauern. So überzog seit der Herrschaft der burgundischen Herzöge ein Firnis französischer Bildung und Sprache das niederländische Gebiet. Die Herrschaft der Habsburger änderte daran nichts. Kaiser Karl V., in Gent geboren, verstand und sprach zwar die niederländische Volkssprache, wie er nach der Schlacht bei Mühlberg dem gefangenen Landgrafen Philipp von Hessen, als er bei Verlesung seines Sündenbekenntnisses lächelte, zurief: »Ik will di laken leeren!« Aber die amtliche Sprache in den Niederlanden war Französisch.

Nur die nördlichen Niederlande stießen mit dem Abfall von den spanischen Habsburgern, die schließlich auch die Trennung vom Deutschen Reiche zur Folge hatte, den französischen Firnis ab. Sie machten das Niederländische zur Schriftsprache, wie man sagt. Oder besser und richtiger: sie behielten die niederdeutsche Schriftsprache bei, sie machten die Entwicklung der übrigen niederdeutschen Gebiete nicht mit, die infolge der Reformation und der Lutherschen Bibelübersetzung die hochdeutsche Schriftsprache annahmen. Denn bis dahin war in den niederdeutschen Landschaften ganz allgemein auch in schriftlichen Urkunden die niederdeutsche Sprache üblich gewesen. Daß die Niederlande hier ihre besonderen Wege nicht einschlugen, sondern beibehielten, war



wohl wesentlich durch den religiösen Gesichtspunkt veranlaßt, da das Luthertum hier nirgend eindrang. Der Norden wurde kalvinistisch, der Süden blieb katholisch. Erst seitdem vollzog sich äußerlich eine sprachliche Trennung zwischen Deutschland und den Niederlanden, während die Volkssprache auf beiden Seiten der Grenze dieselbe ist. Den wesentlichsten Nachteil davon haben die Niederländer selbst. Denn welche gewaltigen Vorteile des Kultur- und Wirtschaftslebens verscherzten sie sich dadurch, daß sie den sprachlichen Anschluß an ein Achtzigmillionenvolk in der Mitte Europas verabsäumt haben!

Dagegen gelang es den spanischen Habsburgern, die südlichen Niederlande bei der katholischen Kirche und unter spanischer Herrschaft zu erhalten. Hier blieb daher alles wie bisher. Quer durch das Land ging die Sprachgrenze — Lüttich gehörte übrigens als selbständiges Fürstbistum des Deutschen Reiches noch nicht dazu —, aber auch im vlämischen Sprachgebiet war die Sprache der Verwaltung und der vornehmen Kreise französisch.

Das Vlamentum befand sich jetzt in der unglücklichsten Lage. Von dem großen deutschen Mutterlande war es durch den wallonischen Keil, von den am nächsten stammverwandten nördlichen Niederlanden durch die Verschiedenheit der Religion, die politischen und wirtschaftlichen Gegensätze getrennt. Und dazu mußte es sich den Überzug französischer Sprache und Kultur gefallen lassen. Kein Wunder, wenn das Vlamentum unter diesen Verhältnissen verkümmerte. Aber zäh hielten Bürger und Bauern an ihrer deutschen Muttersprache fest.

Im ausgehenden Mittelalter hatten Flandern und die benachbarten Landschaften zu den gewerbfleißigsten und reichsten Ländern Europas gehört. In den Städten hatte ein trotziges, waffenfreudiges Bürgertum, dem Hansabund angeschlossen, eine der glänzendsten Blüten niederdeutschen Volkstums entfaltet. In der Sporenschlacht von Kortrijk war 1302 die Macht der französischen Ritterschaft den Streichen der Weber von Gent und Brügge erlegen. Mit solchen Städten mußten die burgundischen Herzöge wie Macht zu Macht unterhandeln. Und noch den römischen König Maximilian samt seinem Hofnarren Kunz von Rosen nahmen die Brügger bei Gelegenheit einmal einfach gefangen. Gegenüber einem solchen Bürgertum fraß sich der Firnis des Franzosentums nicht tief ein. Aber mit dieser Blüte war es seit dem Abfall der nördlichen Niederlande vorbei. Der Süden war wirtschaftlich zugrunde gerichtet, die Scheldemündung mit dem herrlichen Hafen von Antwerpen durch den Westfälischen Frieden im Interesse von Amsterdam gesperrt. Nur die Pracht der Kirchen, Rathäuser und Gildehäuser erinnerte noch an die einstige Macht niederdeutschen Bürgertums.

Der Umstand, daß nach dem Utrechter Frieden von 1713 das Haus Österreich an die Stelle der spanischen Habsburger trat, der römisch-deutsche Kaiser also gleichzeitig Landesherr der südlichen Niederlande war, änderte an diesem Zustand nichts. Denn das Haus Österreich betrachtete die Niederlande nur als eine Last, deren es sich möglichst bald durch einen günstigen Tausch zu entledigen wünschte.

Einst, zur Zeit der Blüte der flandrischen Städte, hatten auch die Niederlande zur Entwicklung der niederdeutschen Literatur ihr reiches Teil beigetragen. War doch auf dem Boden Flanderns das niederdeutsche Tierepos Reineke Fuchs entstanden. Und gleichzeitig mit den deutschen Meistersingern pflegten in derselben Weise die niederländischen Rederijker die bürgerliche Dichtkunst. Diese Literatur erstarb mit dem Verfall des Bürgertums und der spanischen Fremdherrschaft.

Gleichzeitig erwuchs in den befreiten nördlichen Niederlanden mit ihrer dem Vlämischen aufs engste verschwisterten Sprache eine besondere niederländische Literatur. Schon bald nach dem Abfall von Spanien erstand der größte niederländische Dichter Joost van den Vondel (1587—1679). Doch diese niederländische Literatur beschränkte sich auf den Norden, auf das Vlamentum des Südens fiel kein Abglanz davon zurück. Denn es war vom Norden nicht nur durch wirtschaftliche, sondern auch durch geistige Wälle getrennt. Durfte doch kein Gifthauch aus dem kalvinistischen Norden die Glaubenseinheit des Südens trüben.

So wurden die verschiedenen vlämischen Mundarten zur Bürger- und Bauernsprache ohne eigne Literatur.

Daß nach der Französischen Revolution die französische Herrschaft die österreichische ablöste, brachte das Vlamentum nur aus dem Regen in die Traufe. Französisch war jetzt die amtliche Sprache und die Sprache der

gebildeten Kreise. Daß unter dem Schutz des Kontinentalsystems sich die ersten Ansätze der belgischen Industrie entwickelten und damit eine neue aufsteigende soziale Bewegung des Bürgertums begann, kam dem vlamischen Volkstum nicht zustatten. Denn wer in die höheren Schichten aufstieg, bediente sich dann wenigstens außerhalb des Hauses der französischen Sprache. So wurde der ganze äußere Anstrich des vlamischen Stammesgebietes französisch. Man merkte kaum noch, daß darunter in der Tiefe niederdeutsches Volkstum schlummerte.

Man hätte meinen sollen, daß die 1815 durch den Wiener Kongreß erfolgte Vereinigung Belgiens mit den nördlichen Niederlanden das Vlamentum zu neuem Leben erweckt hätte. In der Tat versuchte die niederländische Regierung, der niederländischen Sprache in den rein vlämischen Provinzen auf Kosten des Französischen mehr Eingang zu verschaffen. Eigentümlicherweise erregte dieser Versuch in den schon gänzlich verwelschten höheren Schichten der Bevölkerung den größten Anstoß. Daneben war es hauptsächlich der Widerstand des Klerus, dem die Regierung den Einfluß auf die Schule zu entziehen suchte, und der wirtschaftliche Gegensatz des industriellen Südens gegen den freihändlerischen Norden, wodurch die Revolution von 1830 und die Begründung eines eignen belgischen Staates herbeigeführt wurde.

In dem neuen Belgien war die Vorherrschaft des Französischen zunächst schon durch den Gegensatz zu Holland besiegelt. Die beweglichen Wallonen übernahmen die Führung. Durch Annahme der französischen Schriftsprache hatten sie zunächst den äußeren Vorteil des Anschlusses an eine große und reiche Kultur, während das Vlämische aus einer Reihe von Volksmundarten bestand. Der Vlame, der sich gebildet ausdrücken wollte, sprach eben französisch. Es war und ist zum größten Teil noch heute so, wie Treitschke in seiner Deutschen Geschichte von den alten Kölner Patriziern von 1815 erzählt: sie sprachen in Gesellschaft französisch, unter sich im Dialekt; erst die jungen mußten unter preußischer Herrschaft ein verständliches Hochdeutsch lernen. Und Walter Bloem schildert in seinem Roman »Das verlorene Vaterland« die Tochter des Straßburger Maires Küst von 1870, wie sie zwar mit ihren Dienstboten im Hause Straßburger Dütsch plauscht, sich aber tatsächlich mit den deutschen Offizieren und Beamten nicht anders als französisch zu verständigen weiß. Der französische Überzug über deutsches Volkstum in Vlamland ist also keineswegs eine einzigartige Erscheinung. Das neue Belgien machte daher äußerlich den Eindruck eines rein französischen Staates mit französischer Bevölkerung.

Wie aber das 19. Jahrhundert das Zeitalter des Nationalitätenprinzips war und auch die kleinsten Volksstämme und Volkssplitter sich wieder auf sich selbst besannen, so erwachte auch in Belgien eine vlämische Bewegung. Ihr eigentlicher Schöpfer war Frans Willems (1793—1846), der 1831 als Anhänger der Holländer sein Amt in Antwerpen verlor. Das Ziel war, die vlämische Sprache zur ebenbürtigen Volks-, Schrift- und Staatssprache der Mehrheit der Bewohner Belgiens zu erheben.

Auf dem Sprachenkongreß von 1849 gelang es auch, eine gemeinsame niederländische Schriftsprache festzustellen und damit wenigstens den Anschluß an die nördlichen Niederlande mit ihren jetzt 6½ Millionen Bewohnern wiederzugewinnen.

Nach der belgischen Statistik von 1910 sprachen in Belgien nur französisch 2 833 334, nur vlämisch 3 220 662, nur deutsch 31 415, französisch und vlämisch 871 288, französisch und deutsch 74 993, vlämisch und deutsch 8652, alle drei Sprachen 52 547. Da die Wallonen nicht Vlämisch lernen, kann man die französisch und vlämisch sprechenden Bewohner Belgiens fast durchweg dem vlämischen Sprachstamm zurechnen. Damit ergeben sich in Belgien etwa 4 000 000 Vlamen und 2 900 000 Wallonen. Die Gesamtzahl des niederländischen Sprachstammes in Europa beläuft sich damit auf ungefähr 11 Millionen, wozu dann noch die Buren Südafrikas kommen.

Die Volksmundarten weichen natürlich mannigfach von der niederländischen Schriftsprache ab. Da aber das Niederdeutsche selbst Schriftsprache geworden ist, sind diese Abweichungen nicht allzu erheblich. Nur die friesischen Mundarten, die aber für Belgien und das vlämische Sprachgebiet nicht in Betracht kommen, nehmen eine Sonderstellung ein.

Nunmehr erwuchs auch in Belgien wieder eine niederländische Literatur, von der in Deutschland besonders die geschichtlichen Er-

zählungen von Conscience aus Flanderns großer Vergangenheit bekannt geworden sind.

Das innerlich erstarkende Vlamentum suchte nunmehr seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auch gegenüber dem Staate Gleichberechtigung zu gewinnen. Eine besondere vlämische Partei wurde nicht begründet. Die Vlamen rühmten es vielmehr als einen Vorteil ihrer Bewegung, daß sie in allen Parteien, am wenigsten allerdings unter den hauptsächlich in den wallonischen Provinzen wurzelnden Liberalen, Vertreter hatten, und daß jede Partei mit ihnen rechnen mußte. Aber in schwerem Ringen mußte jede Stellung erkämpft werden, und auch dann blieben die Gesetze zum großen Teil auf dem Papier stehen. Im allgemeinen wurde dem Vlämischen nur in den vlämischen Landesteilen Gleichberechtigung mit dem Französischen zugestanden. Die Alleinherrschaft des Französischen in den wallonischen Landesteilen wurde dagegen nicht angetastet. Von wirklicher Gleichberechtigung ist bis zum Untergang des belgischen Staates nicht die Rede gewesen.

Die beiden ersten Könige Leopold I. und Leopold II. verstanden nicht einmal die Sprache der Mehrheit ihrer Untertanen. Im belgischen Parlament ist immer nur französisch verhandelt worden. Man konnte zwar General werden, wenn man nicht Vlämisch, aber nicht Unteroffizier, wenn man nicht Französisch verstand. Von den zwei Staatsuniversitäten (Gent und Lüttich) und den zwei freien Universitäten (Löwen katholisch, Brüssel liberal), deren drei im vlämischen Sprachgebiet liegen, haben die Vlamen von der belgischen Staatsgewalt nicht eine einzige erlangt, so daß alle höhere Bildung Alleinrecht des Franzosentums blieb.

Allen Forderungen der Vlamen setzten die Wallonen den heftigsten Widerstand entgegen. Das Leben in einem belgischen Staate, in dem das Franzosentum nicht allein herrschte, schien ihnen unerträglich. Von wallonischer Seite zuerst wurde das Schlagwort der Verwaltungstrennung aufgeworfen. Mit einem halbvlämischen Staatswesen wollten sie nichts zu tun haben. Und noch aus den amtlichen Kreisen der nach Havre verbannten belgischen Regierung ertönte für den sicher erhofften Fall der Wiederherstellung des belgischen Staates das Zukunftsprogramm, daß dann dem Vlamentum vollends der Garaus gemacht und die Alleinherrschaft des Französischen für alle Zukunft gesichert werden müsse.

Auch ohne den Krieg wäre der belgische Staat am Zwiespalt der Nationalitäten zugrunde gegangen. Die deutsche Eroberung hat den geschichtlichen Entwicklungsgang nur beschleunigt. Hier gibt es nach der Erklärung des deutschen Reichskanzlers keinen Status quo ante. Denn die deutsche Besetzungsmacht hat bereits neue staatliche Zustände geschaffen, die sich nicht wieder rückgängig machen lassen.

Von dem deutschen Eroberer empfing das Vlamentum, was ihm die eigne belgische Staatsgewalt stets versagt hatte: eine höchste Bildungsstätte in der vlämischen Universität Gent. Die deutsche Verwaltung trennte dann zunächst das Unterrichtswesen und schuf für die vlämischen Landesteile auch eine rein vlämische Unterrichtsverwaltung. Sie führte endlich die vollständige Verwaltungstrennung durch. Was bisher Belgien hieß, zerfällt bereits in zwei voneinander gesonderte Gemeinwesen: Vlamland mit der Hauptstadt Brüssel und Wallonei mit der Hauptstadt Namen. Die Wallonen haben in Vlamland und in der alten Landeshauptstadt nichts mehr zu suchen. In Vlamland ist künftig allein das Vlamentum berechtigt. Es bleibt nun hier die Aufgabe, die französische Übertünchung abzuwaschen und das rein vlämische Gemeinwesen zur Geltung zu bringen.

Der alte belgische Staat ist damit untergegangen. Wie sich das Verhältnis der beiden an seine Stelle getretenen Gemeinwesen im einzelnen, untereinander und zum Deutschen Reiche gestalten wird, ruht noch in der Zukunft Schoß.

Diese neue Gestaltung der Dinge hat sich vollzogen im Anschluß an führende Kreise des Vlamentums, die in dem Rat von Flandern ihre Vertretung gefunden haben. Sie sind also auch damit einverstanden, daß auf dem Boden vlämischen Volkstums ein eignes vlämisches Gemeinwesen entsteht.

Das Vlamentum hat eine Zukunft nur im engsten Anschluß an Deutschland, oder es hat überhaupt keine Zukunft mehr.

Trotzdem müssen wir uns vor dem alten deutschen Fehler hüten, Politik mit dem Herzen statt mit dem Verstande zu treiben und in eitler Gefühlsduselei zu glauben, daß das befreite Vlamentum uns gerührt in die Arme sinken wird. Denn der Deutschenhaß ist in

Belgien jetzt ungeheuer groß. Nein, entscheidend für deutsches Handeln können nur die eignen deutschen Interessen sein. Diese erfordern aber eine Befreiung des Vlamentums von französischer Unterdrückung.

Wenn die Vlamen ihrem eignen Volkstum zurückgegeben werden, das nie ein andres gewesen ist als das deutsche, und zwar niederdeutschen Zweiges, so liegt dabei jeder Gedanke fern, als ob den Vlamen die hochdeutsche Schriftsprache aufgedrängt werden sollte. Das ist ein Punkt, in dem die Vlamen seltsamerweise höchst empfindlich sind, während sie sich die französische Fremdsprache jahrhundertelang haben gefallen lassen. Das Niederdeutsche ist für jeden Bewohner der norddeutschen Ebene, namentlich den im plattdeutschen Gebiet aufgewachsenen, entweder ohne weiteres oder nach ganz kurzer Übung verständlich. Man höre nur auf vlämisch die bekannte Stelle aus Goethes Faust:

> Daar erven zich en wet en rechten
> Gelijk een eeuw'ge krankheid voort,
> Zij slepen van geslacht sich tot geslachte
> En wijken zacht van oord to oord ...

Bei den Reichsdeutschen besteht also gar kein Bedürfnis, daß die Vlamen sich der hochdeutschen Schriftsprache bedienen. Wohl aber werden die Vlamen allmählich selbst das Bedürfnis empfinden, für die geistige und wirtschaftliche Verständigung sich lieber der Schriftsprache des stammverwandten Achtzigmillionenvolkes zu bedienen als einer vereinzelten deutschen Mundart, die zur Schriftsprache geworden ist. Haben doch schon bisher verständige Vlamen geklagt, daß sie sich des Französischen bedienen müßten, wenn sie für ihre Äußerungen einen weiteren Widerhall erwecken wollten als nur innerhalb des niederländischen Sprachgebietes. Warum sollte diese Stelle nach Abstoßung des französischen Überzuges vom Vlamlande nicht die hochdeutsche Schriftsprache einnehmen? Doch mag man es den Vlamen selbst überlassen, inwieweit sie Hochdeutsch lernen, sprechen und schreiben wollen. Wenn sie es tun, ist es ein Vorteil für sie.

Mit diesem nationalen Gesichtspunkt der Wiedererweckung des Vlamentums zu einem eignen politischen Gemeinwesen kreuzt sich ein andrer, der der militärischen Sicherheit Deutschlands. Das Deutsche Reich darf das wichtige Übergangsland dicht vor den Toren des rheinisch-westfälischen Industriebezirks nicht in fremde Hand fallen lassen. Das gilt von der Maaslinie in dem uns national ganz fremden Wallonenlande, das uns auch räumlich vom Vlamenlande trennt, mindestens in demselben Maße wie von der flandrischen Seeküste und von Antwerpen, dem natürlichen Ausfuhrhafen des rheinisch-westfälischen Industriebezirks. Deutschland bedarf also die politische, militärische und wirtschaftliche Beherrschung jenes Gebietes, das bisher den belgischen Staat ausmachte.

Damit ist keineswegs eine Einverleibung Belgiens in das Deutsche Reich etwa nach Art Elsaß-Lothringens mit Reichstagswahlrecht seiner Bewohner gemeint. Sind die deutschen Interessen befriedigt, so kann der Bevölkerung der beiden künftigen Gemeinwesen, die jetzt von der deutschen Verwaltung ins Leben gerufen werden, eine weitgehende staatliche Selbstverwaltung gewährt werden, wie das England nach dem südafrikanischen Kriege mit den Buren gemacht hat.

Grafschrift / Grabschrift

Von Theodoor Sevens

Grafschrift	Grabschrift
Es als men mij begraven zal,	Und wenn man mich begraben soll,
Bij orgeltoon en klokgeschal,	Bei Orgelton und Glockenhall,
Het zij, met kruis en bee,	Dann sei's beim Kreuz am Weg,
In Vlaanderens geliefde grond,	In Vlaanderens geliebtem Grund,
Waar duizend bloempjes, lief en bont	Wo tausend Blumen, lieb und bunt,
Versieren veld en wee!	Verzieren Feld und Steg.
En knielt daar soms een vriend ter neer,	Und kniet da einst ein Freund daher,
Die eigen taal en zeden meer	Der eigene Sprach' und Sitten mehr
Dan vreemde tonen acht;	Als fremde Töne acht't,
En bidt hij dan met hard en mond,	Und betet er mit Herz und Mund,
Zoo slaap ik tot den jongsten stond	So schlaf' ich bis zur jüngsten Stund'
Tevreden, stil en zacht.	Zufrieden, still und sacht.

Aus der Sammlung „Vlaemische Dichtung" (Jena, Eugen Diederichs)



Der Neid des Herrn von Malmedy

Von Georg Hirschfeld

Herr Nikolaus von Malmedy ... Erinnert man sich der armen Reichen, der darbenden Sybariten, die stöhnend ihr Luxuswägelchen durchs Dasein gezogen haben? Es ist noch nicht drei Jahre her — da gab es eine ganze Menge vom Schlage der Malmedy. Nun sind sie tot oder führen ein traurig verkapptes Scheinleben. Einst aber waren sie sehr stark in ihrer mißvergnügten Schwäche, sehr mächtig in ihrer vielbeschäftigten Trägheit.

Man wird sich an diese Species humana ante bellum erinnern, wenn ich von Herrn von Malmedy erzähle. Von ihm und von Justus Schäufelin, seinem kleinen Sekretär.

Reich war Herr von Malmedy und unbeweibt. Ein Deutscher? Nein — obwohl in Danzig geboren. Seine Vorfahren bildeten, wie der boshafte Medizinalrat Paulus einmal gesagt hatte, einen Heringssalat. Das war deshalb sehr boshaft, weil das Malmedysche Vermögen von schwedischen Heringsfischern herstammte und ohne einen freundlichen Walfisch, der ihnen einst Millionen Fischchen zugetrieben, gewiß nicht entstanden wäre. Nikolaus' Urgroßvater war aus England nach Lübeck gekommen, dessen Weib aus Rußland — in Danzig ließ sich der Großvater nieder, der eine Spanierin von dunkler Hafenherkunft geheiratet. Erst dessen Sohn wurde Deutscher. So wurde Nikolaus als Deutscher geboren. Kein Wunder, daß er schwache Wurzeln in der Heimaterde spürte. Er war stolz auf sein Weltbürgertum. Da kein Mensch für seine Bildung gesorgt hatte, verachtete er die Bildung, die wahre, schwierige nämlich, und fand sich schlau in eine falsche, bequeme hinein, die jedem Geldbeutel offenstand.

Was ihn nach der Meinung der Leute glücklich gemacht, was ihn herausgehoben aus der Masse der Mitmenschen, das war im Grunde eine tote Macht — es war ihm halb bewußt. Eine tote Macht, weil sein Geld keine Seele hatte. Es gibt ja so manche Geldseelen. Die Spargroschen des Handwerkers, der am Lebensabend halb blind vom Werktisch aufsteht. Der Ertrag eines Kunstwerkes, das seinen Schöpfer plötzlich aus der Alltagssorge hebt. Man kennt die vielen Geldseelen, aber das Erbe des Herrn von Malmedy hatte keine. Er hatte seinen Reichtum wie einen dicken, dummen, muffigen Haufen übernommen. Etwas wirklich Neues schenkte das väterliche Gut ihm nicht. Aber das lag zumeist an einem andern, weniger angenehmen Erbe. Ja, wenn Herr von Malmedy einen gesunden Magen gehabt hätte — aber er kaufte sich für keine Million eine neue Verdauung. Er konnte es durch die glücklichste Spekulation nicht ungeschehen machen, daß unvernünftige Eltern ihm nichts vorenthalten und nur den Überdruß in ihm erzogen hatten. Sein Magen war empfindlich wie eine alte Geige — sonst hatte er keine Ähnlichkeit damit. Er beherrschte seinen Beherrscher. Der erste Gedanke in Herrn von Malmedys Kopf galt dem Unterleib, ob es sich um einen guten Bissen oder um ein Weib oder um Gott handelte. Das hatte ihm die ganze Welt so säuerlich gemacht. Seine Vorfahren waren durch eine Fischkonservenfabrik reich geworden, eigentlich hatte man das viele Geld durch eine einzige Sorte saurer Heringe verdient, die in häßlichen bunten Büchsen lagen und nicht einmal gut schmeckten. Diese Büchsen beherrschten Herrn von Malmedys Phantasie, auch als das väterliche Geschäft längst verkauft war. Bei jeder Gelegenheit fielen sie ihm ein, und alles, was er genoß, schmeckte ihm ein wenig nach Hering.

Ja, er war arm, dieser Reiche. Er mußte sich rastlos betätigen, um aus der Säuerlichkeit seiner Welt herauszukommen, neue Reize dem Dasein abzugewinnen. Erst hatte er in Berlin gewohnt und dort nichts getan. Dann war er nach München gezogen, weil das Nichtstun dort vornehmer und leichter war. Er hatte sich in Schwabing als vorsichtiger Mäzen etabliert, er wußte sich zwischen allerlei Freunden und Freundinnen ein nicht zu teures Relief zu geben. In München gewann er eine weise Übersicht über alle Lebensgenüsse. Der Tag wurde ausgefüllt, indem man sich nichts entgehen ließ. Außerdem lebte der schon erwähnte Medizinalrat Paulus in München, der Herrn von Malmedys Magen behandelte und nie zuviel verbot.

Suchte man aber in diesem zerfahrenen, übersättigten und zwecklosen Junggesellenleben nach einem festen Punkt, nach einem Herzensinhalt, den der Armseligste haben mußte, so hätte man nur an einer Stelle einen Fund gemacht. Das wußte wohl keiner von Herrn von Malmedys »Freunden«. Einen Men-

schen gab es auf der Welt, den liebte der saure Nikolaus, weil er ihn haßte. Einer war ihm verächtlich, weil er ihn beneidete. Ja, diesen stillen, bohrenden und starken Neid trug Herr von Malmedy in seiner Seele. Er galt einem Menschen, der ihm dieses Gefühl am wenigsten abgewinnen wollte. Niemand wäre wohl darauf gekommen — seinen kleinen Sekretär beneidete Herr von Malmedy.

Wer war so abhängig von ihm, wie Justus Schäufelin aus Schachen am Bodensee? Aber sein scharfer Instinkt wußte, daß niemand auch zugleich so frei von ihm war. Dieses kleine, schwache, unscheinbare Männchen, das froh sein konnte, sein Leben durch ein bescheidenes Amt zu fristen — was hatte es für eine Macht, um solchen Neid zu erwecken? Der saure Nikolaus knurrte: »Schäufelin, Sie haben einen Magen aus Rindsleder!« Aber er wußte selbst, daß nicht nur der gesunde Magen seines Sekretärs der Neiderreger war. Gewiß, er konnte es täglich mit galligem Vergnügen beobachten, wie Justus Schäufelin sein Käsebrot zum Frühstück verzehrte, immer das eine große Käsebrot, das Nikolaus sofort aufs Krankenbett geworfen hätte. Und mit einem Genuß verzehrte es Justus Schäufelin! Nicht ein Zehntel davon gewährten Nikolaus die Austern in der Odeonbar. Wie er sich dann immer seine schmalen, mädchenhaften Hände nach dem Essen wusch und dankbar gestärkt zur Arbeit zurückkehrte! Ja, das war es — nicht der gute Magen nur, sondern die Dankbarkeit der Kreatur für alles, was echt, gesund, normal an ihr war — darum beneidete ihn sein Herr. Er fühlte das Unerreichbare seines Dieners. Dieser armselige Mensch war reich. Dieses leise Tönchen im ungeheuren Weltkonzert lebte in Harmonie mit sich selbst. Ihm konnte alles »Wurst« sein — auch sein Herr.

Aber mit dem still beobachtenden Neide begnügte Herr von Malmedy sich nicht. Er wollte von Grund aus wissen, was seinen Sekretär ihm überlegen machte. Das Geheimnis dieses rätselhaften, unerschöpflichen Reichtums mußte er ihm ablocken. Anfangs schien das ganz einfach zu sein und zeigte sich doch immer schwieriger. Herr von Malmedy hatte so viel Erfahrung — nur in einer Menschenseele wußte er nicht Bescheid. Er fragte seinen Sekretär ganz dumm und plump, und jede Antwort weckte ihm neue Fragen. Willig, wie ein gehorsames Kind, antwortete Justus Schäufelin. Er schien nicht zu ahnen, warum er eigentlich gefragt wurde. Ja, von einem guten, gehorsamen Kinde hatte dieser Dreißiger mit dem zarten Blondkopf noch immer etwas. Darum erzählte er Herrn von Malmedy auch am liebsten von seinen verstorbenen Eltern. Absichtslos, ohne Spur von Pathos, nur in Erinnerung verloren. Die altmeisterlichen Bilder von guten und starken Menschen beschwor er. Er dankte ihnen wirklich sein Dasein. Die Armut, die er von ihnen geerbt, war Reichtum, der wie Sonnengold vor dem frostigen Nikolaus schwebte. Plötzlich entfuhr dem Lauschenden einmal eine wunderliche Äußerung, über die sein Sekretär noch lange kopfschüttelnd nachdachte: »Schäufelin, Sie sind ein Vanderbilt!« Rief's und rannte aus dem Zimmer.

Aber er wollte mehr von ihm wissen. Alles, was diese zufriedene Seele vor ihm interessierte, tröstete, traurig oder fröhlich machte. Sie saßen sich gegenüber an dem breiten Schreibtisch, Herr und Diener. Justus Schäufelin arbeitete, Herr von Malmedy faulenzte. Der kleine Sekretär mußte ihm für 110 Mark Monatsgehalt seine ganze komplizierte Vermögensverwaltung besorgen, die Aufsicht über zwei Mietshäuser in München und den eignen Haushalt, von der Lebensversicherung bis zur Schusterrechnung. Mit einem summenden Bienenbehagen ging Justus Schäufelin seiner unaufhörlichen Arbeit nach. Mit frechem Eifer wachte der Tyrann darüber, daß keine Pause eintrat. Doch halt — warum hatte der Kleine jeden Tag im Frühling neue Blumen auf seinem Platz? Ganz einfache Wiesenblumen freilich, Primeln oder Enzian, aber immer wieder glitt sein Blick von Tinte und Papier zu den Gästen von draußen. Hier mußte sein Geheimnis stecken.

»Ach, immer kommen Sie mit Blumen, Schäufelin,« näselte Herr von Malmedy eines Tags. »Das mag ich doch nicht.«

Feine Röte überzog das hagere, stille Gesicht. »Dann tu' ich sie fort, Herr von Malmedy.« — »Ist Ihnen das sehr unangenehm?« fragte der Aushorcher mit hoffendem Eifer. — »O nein. Ich erinnere mich dann an meine Blumen.« — »Ist Ihnen das ebensoviel?« — »Gewiß. Ich kann in Erinnerung viel mehr und viel schönere sehen. Den größten Garten der Welt, Herr von Malmedy.«

Der saure Nikolaus biß sich in die Lippe. Das verstand er nicht, aber er argwöhnte



allerlei dahinter. Jedenfalls war dem kleinen Schlauberger nicht beizukommen. Für jede Wirklichkeit, die man ihm raubte, setzte er einen Traum. Für jeden Verlust einen möglichen Gewinn. Ob er es mit allen Reizen des Lebens so hielt? Nun, beim Essen und Trinken ganz sicher. Das Käsebrot spiegelte ihm ein goldenes Roggenfeld vor, dessen Ähren das Brot gegeben. Der Käse machte ihm die gesunde Urkraft seiner heimatlichen Almen gegenwärtig. Trinken aber — oh, er war ein vollendeter Zecher. Herr von Malmedy saß ihm jeden Tag vor der Nase mit einem kostbaren, süßen Tokaierwein, und wenn er den schlürfte, ohne seinem armen Sekretär je etwas anzubieten, sagte dieser plötzlich aus mitgenießender Seele: »Oh, das ist ein Wein! ... Das ist der herrlichste Wein, den ich kenne!« — »Mensch, Sie kennen ihn ja gar nicht!« — »Herr von Malmedy, ich sehe und rieche ihn doch!«

Eine Frage folterte den sauren Nikolaus: Ob der kleine Schlaukopf es ebenso mit den Weibern hielt? Liebte er, was er nicht kannte? Sah er die Weiber nur, war ihm ihr Bild genug? Doch davon erzählte Justus Schäufelin nichts. Er umging sogar recht merklich solche Fragen. Einmal platzte Herr von Malmedy heraus: »Mensch, haben Sie sich denn nie verliebt?« — Da sah der kleine Mann auf Tinte und Papier, als wollte er nie mehr aufblicken. Er wurde dunkelrot und stieß nach langer Pause erst hervor: »Ach, Herr von Malmedy — ich liebe die Frau in jeder Frau.« — »Sie meinen etwas andres! Entschlüpfen Sie mir nicht! Sie ‚ehren' wohl die Weiber, oder was Sie sich sonst für eine dünne Moralsuppe zurechtgemacht haben! Sie haben keine Ahnung von der Liebe!« — »Das mag wohl sein, daß ich noch weit fort von der Erkenntnis der Liebe bin. Ehren ist mir auch nur ein andres Wort für lieben. Ich sage auch besser weiblicher Mensch statt Frau. Aber lassen wir das — es ist nicht gut, davon zu sprechen, Herr von Malmedy.«

Der saure Nikolaus tobte — doch er verbarg seine Wut. Einmal glaubte er Justus Schäufelin zu erwischen. Da kam ein Mädel aus irgendeinem Geschäft und lieferte etwas ab, was Herr von Malmedy gekauft hatte. Es war eine neue Delikatesse, und so hatte der saure Nikolaus wenig Blick dafür, daß die Ladnerin von einer überraschenden keuschen Schönheit war. Um so mehr fiel es ihm später auf, daß Justus Schäufelin von frühlingstiefer Erregung ergriffen worden. Er roch immer wieder an seinen Blumen, er erlaubte sich sogar eine Melodie zu summen in Gegenwart seines Herrn, eine Melodie, die von Franz Schubert war. Triumphierend lachte Herr von Malmedy: »Die hat Ihnen also gefallen!« — »Was ist das für ein kleines Wort ...« — »Oho! Werden Sie nicht unverschämt! Unterlassen Sie bitte jede Kritik an meinen Ausdrücken! Gehen Sie lieber mal ernsthaft einer realen Sache nach! Fassen Sie sich ein Herz, kleiner Feigling, mit Ihren billigen Träumen!« — »Ich verstehe Sie nicht, Herr von Malmedy.« — »Wirklich nicht? So'n Mädel ist doch zu haben!« — »Ich habe sie ja ...«

Die letzte Antwort nahm Nikolaus die Fassung. Mehr noch das Gesicht, das Justus Schäufelin dazu machte. So positiv verschämten Glückes voll — so gar nicht ungesundem Knabentrieb hingegeben. Männlich sah Justus Schäufelin jetzt aus. Er blickte mit bezwingendem Ernst auf seinen Herrn. Der mußte die Augen niederschlagen. »Sie haben sie?« wiederholte er mit zuckendem Munde. »Soll ich Sie jetzt als falschen Heiligen entlarven? Soll ich Sie verstehen oder mißverstehen?« — »Ich möchte, daß Sie mich verstehen. Und was das wunderbare Mädchen anbetrifft — ich male mir ihr Glück. Sie ist ganz sicher schon Braut. Der Frühling lebt in ihrer Seele — ich sah es. Ich habe die Musik ihrer Seele gehört. Dabei sagte sie nur: ‚Eine Empfehlung von Herrn Kiesewetter, und hier sind die Nordseekrabben.'«

Herr von Malmedy rannte zweimal durchs Zimmer. Dann blieb er wieder vor Justus Schäufelin stehen: »Mensch, wie alt sind Sie eigentlich?« — »Achtunddreißig Jahre, Herr von Malmedy.« — »Ich dachte siebzehn!« —

An einem Sonntag, als draußen die Kirchenglocken gottesfroh durch die Morgenluft sangen, fragte Herr von Malmedy voll Gift: »Sind Sie fromm, Schäufelin?« — »Meine Eltern waren fromm,« antwortete der Sekretär. Es klang, als ob er ihre Bilder küßte. Da stürzte Heer von Malmedy auf die Straße.

Er konnte seinen Neid nicht niedertrampeln. Er konnte das Geheimnis dieses Menschen, der in seiner Gewalt war, nicht ergründen. Schließlich nahm er sich vor, ihn überhaupt nicht mehr zu fragen, sondern auf ihn einzu-



reden, ihn abzukanzeln, seine ganze Verachtung ihm zu offenbaren. Sie sind kein Mann! Sie stecken in einer ewigen Pubertät! Sie haben keine Ahnung vom Leben! So wollte er zu ihm sprechen, doch als er eben anfangen wollte, begann Justus Schäufelin wieder zu erzählen. Mit verträumtem Lächeln sprach er davon, wie schön seine tägliche Trambahnfahrt von der Plinganserstraße, wo er sein Zimmerchen hatte, zu Herrn von Malmedys Villa in Schwabing sei. »Besonders der Goetheplatz,« sagte er vor sich hin. — »Den finde ich schauderhaft!« — »Aber Herr von Malmedy, das Wort! ... Jeden Morgen, wenn ich zwischen Marktfrauen und Arbeitern eingepfercht sitze und in die stumpfen, mürrischen Mienen blicke, und der Schaffner ruft plötzlich ‚Goetheplatz!' in den Wagen, dann atme ich auf und finde den höheren Menschen in den Augen der andern. Ja, das ersetzt mir, Goethe zu lesen, wozu ich keine Zeit finde, oder den Faust im Hoftheater zu sehen, was mir viel zu teuer ist.« —

Eines Tags erfuhr Herr von Malmedy, daß Justus Schäufelin in seinem Zimmer abends Geige spielte. Da konnte es sitzen! Er nahm sich vor, keine Mühe zu scheuen, in die Plinganserstraße hinauszufahren, vier Treppen hochzuklettern, um den unheimlichen kleinen Einsiedler bei seinem Glück zu ertappen. Aber Herr von Malmedy lebte zu sehr in seiner eignen winzigen Welt — die große hatte er aus den Augen verloren. Bevor er seinen überrumpelnden Besuch bei Justus Schäufelin machen konnte, überrumpelte ihn der Weltkrieg. Wie ein peinlicher Zahnschmerz traf ihn das Wanken der deutschen Erde. Seine Wurzeln lagen zu lose darin. Gott sei Dank war er fast fünfzig! Sein Geld stand außerdem sicher. Gold abliefern? Abwarten. Der Krieg mußte ja in acht Tagen vorbei sein. Er ließ sich jedenfalls nicht stören. Mit ohnmächtigem Groll blickte er auf die »verrückte« wilde Bewegung um sich her. Nun traute er Justus Schäufelin vollends nicht. In dem kleinen Sekretär schien es zu rumoren wie in einer Meeresmuschel, die vor einem liegt, stumm und tot, und wenn man sie ans Ohr hält, tönt es darin, singt es bis zum Brüllen der Elemente. Der »Glückspilz« hatte natürlich auch ein Vaterland. Er rang und litt darum. Das aber wollte Herr von Malmedy ihm versalzen. Er sollte durch ihn sich ganz bewußt werden, daß man ihn nicht brauchte, daß er ein halber Krüppel war.

Aber der Krieg dauerte nicht acht Tage, sondern acht Wochen, dann acht Monate und ein ganzes Jahr. Aus dem ersten Jahre schleppte die Welt ihn ins zweite und dritte. Herr von Malmedy war seltsamerweise in der ganzen Zeit nicht dazu gekommen, Justus Schäufelin sein Vaterland zu versalzen. Dabei hatte der kleine Sekretär ihn nie durch ein Wort herausgefordert. Er war bei seiner stillen Arbeit, seinem Lächeln, seinen Blumen und seinem Käsebrot geblieben, nur daß er dieses jetzt ohne Butter aß. Eines Morgens aber sprach er endlich wieder. »Herr von Malmedy, ich bin einberufen worden.« — »Sie?! Ach, machen Sie keine schlechten Witze! Sie waren doch ausgemustert.« — »Ich bin nun doch genommen worden. Ich hatte es schon gewußt. Ich wollte nur noch auf die Tatsache warten, um es Ihnen mitzuteilen.« — »Das halten Sie ja nicht aus!« — »Ich werde mein möglichstes tun.« — »Und ich habe keinen Sekretär mehr!« — »Das tut mir sehr leid, Herr von Malmedy!«

Justus Schäufelin wurde in der Türkenkaserne ausgebildet, und einmal sah ihn Herr von Malmedy noch als Feldgrauen. Dieser Anblick nahm ihm jede Hoffnung, noch hinter das Geheimnis seines Sekretärs zu kommen. »Kleiner, komischer Riese,« zischte er vor sich hin. Nie hatte ihm die Welt so sauer geschmeckt. Und das Licht in Justus Schäufelins überanstrengten blauen Augen! Es blieb ihm im Bewußtsein, es kam in seinen Traum und weckte ihn plötzlich auf. Mit seinem Geheimnis zog Justus Schäufelin nach Frankreich — in den Schützengraben trug er es hinaus, und im Herzen es bewahrend, fiel er in einer Frühlingsnacht. Herr von Malmedy erfuhr den Heldentod seines Sekretärs und mußte ihn glauben. Es war wieder ein Sonntag, als er ihn erfuhr, und draußen sangen wieder die Kirchenglocken gottesfroh durch die Morgenluft. Herr von Malmedy stand am Fenster und spürte ein Unbekanntes in seine harten Augen kommen. Wie wohl es ihm tat ...





Stille Nacht

Gestern war so seltsam still die Nacht:
Nur die Schüsse reger Posten knallten,
Und von fernen Unterständen hallten
Plumpe Lieder, die der Krieg erdacht.

War es nicht wie einst, wenn ferne, froh
Ihres Tagewerks, die Bauern sangen
Und im Riede rings die Schüsse klangen,
Wenn das Wildhuhn aus dem Röhricht floh?

Ja, wir dachten an ein weißes Haus,
Das aus grüner Gärten Schatten schimmert,
Und die goldne Frühlingssonne flimmert
In den Scheiben — heil'ges Heimathaus!

Weißes Haus, wirst du noch unser sein?
Fremde Geister hat der Krieg geboren,
Da und dorten ist zu Schmutz vergoren
Deutscher Seele klarer Feuerwein.

Einst wehn Friedensfahnen froh im Wind,
Blutige Waffen werden wir versorgen,
Doch wir ahnen, daß mit jenem Morgen
Unser Kampf um unser Heim beginnt.

Die ihr starr in fremder Scholle ruht,
Eurer Heimat Seele blühe wieder
Rein und stark, wie einstens in der Glut
Eurer schrill im Tod verklungnen Lieder.

Friedrich Pock



Karte zu den Durchbruchsschlachten in Galizien

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XXXVI

Der Sieg in Galizien — Andre russische Niederlagen — Neue Spannung im Westen — Politische Ereignisse in Rußland und Deutschland

Unsre Zweifel an der nachhaltigen Kraft der russischen Offensive sind durch die Ereignisse bestätigt worden. Nur zu einem kurzen in Augenblicken der Erregung erzielten Vorstoß mit kargem Geländegewinn reichte die revolutionäre Begeisterung aus, gegen einen starken Gegenangriff versagte sie völlig, so daß in den letzten beiden Wochen eine Veränderung im Osten herbeigeführt werden konnte, die an die Eroberung Galiziens und Polens vor zwei Jahren erinnert.

Lemberg, die so oft umkämpfte Hauptstadt Ostgaliziens, war das Ziel einer doppelten russischen Offensive seit Anfang Juli, aber man darf wohl einen Mangel in der Vorbereitung der Angriffe darin erkennen, daß sie nicht gleichzeitig, sondern nacheinander erfolgten. Am 1. Juli begann der Sturm bei Brzezany, eine Woche später südlich des Dnjestr im Raum von Stanislau. Beide hatten dasselbe Schicksal: unter gewaltigen Opfern drängte die russische Übermacht die Verteidiger einige Kilometer zurück, im Norden im Gebiet von Konjuchy, etwa zwei Meilen nordöstlich von Bzrezany (1., 2. Juli), und im Süden bis zur Lomnica (8.—10. Juli). Strategische Bedeutung hatten diese Eroberungen nicht, aber politisch ließen sie sich zur Hebung des Ansehens der revolutionären Regierung bei Heer und Volk vortrefflich verwerten; daß namentlich die alte galizische Königsstadt Halicz am Dnjestr unterhalb der Lomnicamündung wiedergewonnen wurde, spielte in der Agitation eine große Rolle. Dem Gefühl des Sieges folgte schnell eine herbe Enttäuschung. Während die Russen

sich in den folgenden Tagen vergeblich abmühten, ihre Erfolge zu vergrößern, ja an der Lomnica hier und da vor den Gegenstößen der Verbündeten Raum geben mußten (17. Juli), versammelte die deutsche Heeresleitung zwischen Brzezany und der Bahn Lemberg-Brody im Bereich der Heeresgruppe Böhm-Ermolli anscheinend unbemerkt vom Feinde eine starke Angriffsarmee und durchbrach mit ihr nach sechsstündigem Trommelfeuer im ersten stürmischen Anlauf drei feindliche Stellungen in einer Tiefe von zwei und einer Breite von vier Meilen: was Engländern und Franzosen trotz riesigen Opfern nicht gelungen war, glückte hier dank der Artilleriewirkung völlig unter geringem eignem Verlust. (19. Juli). Wie am Dunajetz hatte die kurze Feuerzeit den Russen nicht gestattet, rechtzeitig Reserven hinter der bedrohten Stelle zu versammeln. Vom Feuer zerschmettert, wichen die Russen meist nach geringem Widerstand, die deutschen Truppen hatten daher Raum und Kraft genug, eine eilige Verfolgung zu beginnen. Die deutsche Front, die zum Druchbruch antrat, verlief unsprünglich von Südwesten (nordöstlich von Bzrezany) nach Nordosten (westlich von Zalocze), bog dann aber auf der Verfolgung den linken Flügel in Eilmärschen vor, so daß eine mehr horizontale Linie mit der Front nach Süden hergestellt wurde. An den wenigen Stellen, wo die Russen den Vormarsch durch Gegenstöße oder Verteidigung zu hemmen suchten, wurde der Widerstand gebrochen, bereits am 21. Juli wurde die Bahn Tarnopol—Brzezany bei Tarnopol und andern Punkten (etwa 30—40 Kilometer von der Einbruchsstelle entfernt) erreicht und der Sereth südlich von Tarnopol überschritten (23. Juli), Tarnopol selbst einen Tag später genommen.

Diese Zertrümmerung der 11. russischen Armee in Nordostgalizien brachte sogleich die gesamte übrige russische Macht in Galizien ins Wanken. Was nordöstlich von Brzezany bei Konjuchy einige Wochen vorher verloren worden war, wurde rasch wiedergewonnen, und nach den ersten Verfolgungstagen begannen die Russen zwischen Brzezany und dem Dnjestr den Druck auf ihre rechte Flanke und Rückzugslinie zu spüren; um nicht von Norden her abgeschnitten zu werden, traten sie den Rückzug an, sofort hart verfolgt von den Verbündeten, die bereits am 23. etwa die Hälfte des Gebietes zwischen Zlota Lipa und Strypa gewonnen hatten. Gleichzeitig ergriffen sie im Süden die Offensive (20. Juli), eroberten Halicz wieder (23. Juli) und drängten die Feinde zwischen Dnjestr und Karpathen zurück; Stanislau war schon am 24. in ihrem Besitz. Die Wirkung des Sieges reichte noch weiter. In der Besorgnis, durch das Vordringen der Verbündeten über den unteren Dnjestr in der Bukowina abgeschnitten zu werden, begannen die Russen die Waldkarpathen zu räumen (24. Juli), sofort vom Pruth bis zur Moldawa heftig verfolgt. Vergeblich versuchten die Weichenden durch lebhaften Widerstand zwischen Dnjestr und Pruth südöstlich von Horodenka ihre Bukowina-Armee in der rechten Flanke zu sichern (28. Juli), unaufhaltsam ging die Verfolgung den Pruth und Dnjestr hinunter weiter. Aber die größten Kampfhandlungen fanden auch in diesen Tagen nördlich des Dnjestr statt. Der Sereth wurde südlich Tarnopol unter heftigen Gefechten überschritten, alle Versuche der Russen, das Vordringen nach Südosten zu hemmen, in einem furchtbaren Blutbad zusammengeschossen (26. Juli) und der Grenzfluß Galiziens, der Zbrucz, überschritten und eine ungefähre Linie Serethmündung—Skala (am Zbrucz) erreicht (29. Juli). Noch ist die ganze Wirkung des Durchbruchs nicht zu übersehen, namentlich steht noch nicht fest, wieviel von den Russen zwischen den Karpathen und der Bahn Tarnopol—Brzezany entrinnen wird, aber man darf auf die Befreiung Galiziens und der Bukowina sowie auf abermalige erhebliche Verminderung der russischen Kampfkraft mit Sicherheit rechnen. Denn die blutigen Verluste sind bei der guten Feuerwirkung der verbündeten Artillerie gegen die dichten rückwärtsflutenden Massen außerordentlich hoch; an Gefangenen sind Zehntausende eingebracht, und endlich sind große Mengen Waffen, Munition, Lebens- und Verkehrsmittel erbeutet worden. Vermutlich wird die Vernichtung der ostgalizischen Armee noch in weitere Ferne wirken: schwerlich werden sich die Russen im nördlichen Nachbargebiet, in Wolhynien, mit entblößter Flanke halten können, und der Rückzug aus der Bukowina wird wiederum die Moldauarmee bloßstellen. Zwar machen die Feinde im moldauischen Karpathengebiet und am unteren Sereth vereinzelte Offensivstöße, aber selbst wenn sie hier einige örtliche Vorteile erzielen



sollten, so würden diese die Lage nicht retten können, sobald die Bukowina befreit ist und der Vormarsch in die nördliche Moldau und nach Beßarabien beginnen kann.

Mit der galizischen Niederlage ist das militärische Unglück der Russen noch nicht zu Ende. Anscheinend hat die russische Heeresleitung die Absicht längst gehabt, einen neuen Angriff an der Dünafront zu machen, nachdem sich die Offensivkraft der galizischen erschöpft hatte. Sie hat wenigstens wochenlang nach dem Muster der Engländer und Franzosen zwischen Riga und Dünaburg sowie an mehreren Stellen zwischen Dünaburg und den großen Sümpfen ein schweres Feuer unterhalten und einzelne Erkundungsvorstöße machen lassen; einige Tage nach dem Durchbruch am Sereth ging sie dann zwischen Smorgon und Krewo (22. Juli), bei Jakobstadt und südwestlich von Dünaburg zum Sturm über (23. Juli), entweder in der Ausführung eines lange gehegten Plans oder um den üblen Eindruck jener Niederlage durch Erfolge im Norden zu verwischen. Das Unternehmen endete, wie alle Stürme gegen die deutsche Front, mit einer furchtbaren Niederlage: bei Smorgon sind acht Divisionen fast vernichtet, bei Dünaburg sechs unter »ungeheuren Verlusten«, wie der mit Superlativen sparsame Tagesbericht sagt, zum Weichen gezwungen. Vielleicht sind die Menschenopfer hier kaum geringer als im Süden; Gefangene und Geschütze haben dagegen die Russen weniger eingebüßt, weil die Deutschen sich mit der Verteidigung begnügten.

Die Verbündeten der Russen haben weder ihre Offensive unterstützt noch die deutsche Verfolgung zu durchkreuzen versucht. Viele blutige Kämpfe sind zwar wieder im Westen ausgefochten worden, aber es ist wenig darüber zu sagen, da sie die strategische Lage nicht erheblich verschoben haben. Wiederum sind an der kronprinzlichen Front am Damenweg, in der Champagne und am linken Maasufer die deutschen Stellungen um einige Kilometer vorgeschoben und die Franzosen zu opferreichen, fruchtlosen Gegenangriffen gezwungen worden — eine verlorene Stellung östlich von Cerny haben sie z. B. fünfzehnmal vergeblich bestürmt —, wiederum sind an 10 000 Mann Gefangene gemacht worden, aber die Aufmerksamkeit richtet sich doch mehr nach dem äußersten Nordwesten. Zwar hat hier nur eine größere Kampfhandlung stattgefunden — die Zurückdrängung der Engländer über die Yser in dem 2—3 Kilometer breiten Abschnitt zwischen dem Meere und Lombartzyde (10. Juli) —, aber die wochenlange artilleristische Riesenschlacht vom Wytschaetebogen bis zur See läßt einen großen englischen Angriff mit Ostende als nächstem Ziel erwarten. Und die Spannung wird vergrößert durch die Frage, ob die englische Flotte an dem Angriff teilnehmen wird. Nicht zum ersten Male wird ja mit der Möglichkeit dieses Angriffs gerechnet, und es ist begreiflich, daß die englische Heeresleitung dieses Unternehmen mit der größten Sorgfalt vorbereitet. Ein Mißlingen müßte im Anschluß an die galizische Katastrophe von größerer militärischer und moralischer Wirkung sein als die bisherigen fehlgeschlagenen Stürme im Westen; vollends müßte die erhebliche Verminderung der englischen Flotte eine unabsehbare Tragweite haben. Wie weit die Belästigung der englischen Verbindungen durch Flieger und besonders durch Unterseeboote die englischen Vorbereitungen hemmt und die Entschlüsse der Heeresleitung beeinflußt, läßt sich im einzelnen nicht sagen; daß die beständige prozentuell sich steigernde Verminderung des Frachtraums in dieser Hinsicht eine starke Wirkung ausüben muß, ist zweifellos. Ob etwa die Franzosen gleichzeitig in der Champagne oder an der Maas einen neuen großen Versuch planen, läßt sich nicht sagen.

An den übrigen Fronten ist nichts geschehen. Auf dem italienischen Kriegsschauplatze leiden die Italiener noch an ihren Juni-Niederlagen, und in Asien verhindert das Klima größere Operationen. Für die kühlere Jahreszeit werden vermutlich größere Vorbereitungen getroffen, und für den mesopotamischen Kriegsschauplatz ist es vielleicht von guter Vorbedeutung, daß die russischen Truppen nach Persien zurückgeworfen sind und die Engländer damit ihren östlichen Flankenschutz verloren haben.

Ereignisreich wie das militärische war das politische Leben. Die Ministerwechsel in Italien, die Untersuchungen des französischen Parlaments über die unglückliche Frühjahrsoffensive und die öffentlichen Diskussionen in England über Ernährungsfragen und Unterseebootkrieg bringen grundsätzlich nichts Neues; sie beweisen wohl, daß das Gefühl, aus eigner Kraft nicht siegen zu können, im Wachsen ist, aber die Hoffnung auf Amerika und auf die Wiederherstellung Rußlands die Zuver-



sicht noch aufrechterhält. Weit interessanter sind die Dinge in **Rußland**, wo die revolutionäre Bewegung nach scheinbarer Ruhe mit voller Kraft wiedererwacht ist. Ein Versuch der radikalsten sozialistischen Gruppe, unter Lenins Führung im Bunde mit den Anarchisten die provisorische Regierung zu stürzen, hat in Petersburg blutige Straßenkämpfe hervorgerufen, die zwar mit dem Siege der Revolution geendet, aber viele militärische und wirtschaftliche Werte zerstört und doch keine dauernde Ruhe geschaffen haben. Kronstadt behauptet sich nach wie vor in seiner Unbotmäßigkeit und hat den geflüchteten Führern des Putsches, die von der Regierung nach beliebten Mustern als deutsche Agenten hingestellt werden, Aufnahme gewährt, die Ostseeflotte beharrt ebenfalls in ihrem Ungehorsam und droht bereits, Petersburg zu beschießen, falls die Regierung weiter Gewalt gegen ihre Petersburger Parteifreunde anwenden will. Auch die Schwarzmeerflotte hat gemeutert und zahlreiche Offiziere abgesetzt; in vielen Provinzen, auch in Moskau, hat es beständige Unruhen gegeben, und für die Ernte werden die schwersten Besorgnisse gehegt. Mit bewunderungswürdiger Energie führt trotzdem Kerenski den Kampf nach innen und außen weiter. Im Zentrum hat er durch die Ersetzung des Fürsten Lwow und der übrigen Minister aus der Kadettenpartei durch Sozialisten die Zügel fester in seine Hand genommen und eine übermenschliche Tätigkeit zur Bearbeitung der Nation durch Schriften und Reden entfaltet; ein Aufruf folgt dem andern, alle mahnen die Russen, einig zu sein im Kampfe gegen Deutschland, das den Zarismus wiederherstellen wolle; schonungslos enthüllt er die Niederlagen in Galizien und führt sie auf das verbrecherische Treiben der ungehorsamen, Versammlungen abhaltenden Soldaten zurück, um den militärischen Ehrgeiz zu wecken. Es ist kein Zweifel, daß der neue Diktator Rußlands eine große suggestive Kraft besitzt, aber seine Mittel müssen sich bald abnutzen: seine Politik ist innerlich unwahr, da er, wie früher ausgeführt, Rußlands Wohl von England abhängig macht, und seine agitatorischen Schlagwörter müssen schließlich verhallen, da er und seine Freunde die Kraft der Mittelmächte vor der letzten russischen Offensive als gebrochen dargestellt haben und sich nun Lügen strafen lassen müssen. Die Wirkung der Irreführung zeigt sich schon in der Zerrüttung der russischen Heere beim Rückzug und in den zunehmenden Desertionen nach der Heimat. Vor allem werden die Fremdvölker in ihren Sonderbestrebungen Nutzen aus dem Zusammenbruch ziehen können. Die ukrainische Bewegung hat immer weitere Kreise ergriffen und mit der Forderung, daß ukrainische Bevollmächtigte auf dem Friedenskongreß vertreten sein müßten, ein Mindestprogramm aufgestellt, das mit großrussischen Überlieferungen nicht vereinbar ist; die Letten und Litauer begehren Ähnliches, und die Finnen haben bereits tatsächlich eine unabhängige Regierung begründet. Es kann von großer Bedeutung werden, wenn der Sieg in Ostgalizien die deutsch-österreichischen Truppen in die Ukraine führt. Unsre politisch-militärische Leitung muß sich daher mit der polnisch-ukrainischen Frage beschäftigen; sie muß einen Ausgleich zwischen den ukrainischen Bauern und polnischen Großgrundbesitzern der Ukraine sowie Ostgaliziens finden.

Angesichts dieser gewaltigen durch die deutsche militärische Leistungsfähigkeit hervorgerufenen Veränderungen im Osten mit ihren unendlichen Aussichten hält es schwer, den Streitereien in Deutschland um »Kriegsziele«, »Verzichtfrieden«, »Deutschen Frieden« u. dgl. Teilnahme entgegenzubringen, wenn auch die Vorgänge, die zum **Kanzlerwechsel** geführt haben, den Historiker zu genaueren Untersuchungen reizen könnten. Auch Begleitumstände wie der Umschwung des Zentrums, das aus einem Verteidiger plötzlich ein unversöhnlicher Kritiker des Herrn von Bethmann Hollweg geworden ist, würden einen lohnenden Stoff abgeben, aber für solche Arbeiten ist jetzt nicht die Zeit. Es ist vielmehr die Aufgabe der deutschen Nation, diese innere Krisis schleunigst zu überwinden und dem Auslande Einigkeit und unerschütterliche Entschlossenheit zu zeigen: dieser Anblick und die neuen Schläge, die die Feinde erleiden, müssen schließlich ihren Trotz brechen und sie zu einem Friedensangebot zwingen.

Abgeschlossen am 1. August 1917

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatshefte" in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Oskar Rosenbach: In den Ferien





Deutscher Nachwuchs

Roman von Max Dreyer

II

Wer einmal das Jenseits mit dem Ärmel gestreift hat —



Der Friede ist und war kein blondlockig holdseliger Knabe, lächelnd und süßer Anmut voll. Ein Soldat war er und kam aus dem Felde, verstaubt, verzehrt und versehrt, Flecken getrockneten Blutes auf seinem Rock, die Züge mit ihren düstern Bartstoppeln zerfurcht und zerhauen, und in den Augen den harten, bitterlichen Ernst. Schwer legte er die Hand auf den Tisch, fordernd, die rauhe Hand mit den Schwielen vom Schwertschlag und den gewaltsamen Adersträngen. Zu essen und zu trinken verlangte er — von den Eichenkränzen, die der festliche Empfang ihm gewunden hatte, und die er mit müdem Lächeln hingenommen, konnte er nicht satt werden, im Lande aber war Kargheit und Not.

Dennoch — durch die keuchenden Lungen der wundfiebernden Welt ging wieder der große glückhaft tiefe Atemzug, mit der Kraft und Hoffnung des Genesens. Die dankbare Andacht der Gesundung war in den Menschen, eine fromme Stille war dem ersten wilden Glockenläuten gefolgt. Noch war von dem Elend, dem Grauen, dem Tod und der Klage zuviel in der Luft, es legte sich dämpfend und bändigend auf Jubel und lautes Glück. Und wiederum fand die Trauer immer mehr ihre Hilfe in der Größe des erlösenden Siegeswerkes, dem die Opfer gefallen waren.

Frau Gustave hatte sich ihren Mann, der wochenlang im Lazarett zwischen Leben und Tod gelegen war, selbst heimgeholt. Bis zur letzten Schlacht, dem Kampfe am Mont Martre, hatte Emmerich von Kessin sich glücklich durchgeschlagen, dreimal war er leicht verwundet worden, doch dabei felddienstfähig geblieben. Dann, als nach dem Einzug in Paris der Waffenstillstand abgeschlossen war, traf ihn auf dem Heimmarsch ein schweres Mißgeschick.

Er ritt ein Beutepferd, das einem Stabsoffizier des Generals Pacthod gehört hatte, desselben, der, bei La fère Champenoise eingeschlossen, sich nicht hatte ergeben wollen und damit das furchtbarste Blutbad des ganzen Feldzuges heraufbeschworen. Es war ein ungebärdiges Tier, auf dem sich schon manch einer die Knochen gebrochen hatte; man sagte, es dulde keinen Preußen auf seinem Rücken; im Heere hieß es »der Rachegeist«. Emmerich war mit dem Schwarzbraunen fertig geworden, der schon seine Sagenhaftigkeit einbüßte. Da, als das Tier bei Mainz über den Rhein sollte, scheute es, stieg, und wie es die Sporen bekam, überschlug es sich und fiel auf den Reiter. Bewußtlos wurde Emme-

rich fortgetragen. Er hatte außer Quetschungen und Rippenbrüchen schlimme innere Verletzungen erlitten.

Gustave erfuhr erst von dem Unfall, als nach vielen schweren, gefahrvollen Tagen die Rettung sich eingestellt hatte. Sie machte sich gleich auf die Reise — im Mainzer Lazarett fand sie »ihren Jungen«, zum Skelett abgemagert, die fröhlichen Augen in schwarze Schatten eingesargt und voll gequälter Fragen, daß ihr Herz stockte und Tränen und Worte ihr erstarrten.

Du bist es — und bist es doch nicht — Emmerich — mein Junge! — Und blickt mich aus dir nicht etwas an, als wäre auch ich eine andre? Was ist geschehen? Ist Unglück und Krankheit Fremde?

Nein, nein, mein Junge bist du und brauchst mich, und ich bin für dich da! Sie konnte immer nur seine gelben, welken Hände streicheln, scheu, vom Schicksal verwirrt, doch in unsäglicher Liebe.

Und seit sie bei ihm saß, wurde es besser mit ihm von Tag zu Tag. Bald konnte er an ihrem Arm in der Maisonne durch den Garten schleichen. Nach einer Woche war er zur Not reisefertig. Und es hielt ihn nicht mehr, er sehnte sich nach Hause, nach seinem Gut, nach seiner Arbeit.

Mit der hatte es freilich noch gute Weile. Lange Monate noch sollte es dauern, ehe er wieder fest auf den Füßen stand.

Die Heimfahrt bei strahlendem Frühlingssonnenschein konnte ihm nicht schnell genug gehen, und seine Ungeduld nahm ihr viel von dem Zauber ihrer Stille, die Gustave gern länger ausgekostet hätte, nach der sie sich sehnte, daß darin nun auch das Letzte der Verstörung ausheilen sollte.

Seine Unruhe war noch krankhaft, nur im Sprechen war er schleppend, suchend und schwer, auch das eine Folge des Sturzes, und gerade die Mühseligkeit der Worte steigerte noch sein inneres Hasten.

Dann und wann aber, wenn die Landschaft ihn gefangennahm, konnte er sich still versenken. Meist war es das Auge des Landmannes, mit dem er die Gegenden betrachtete. Wenn ihm etwas Besonderes auffiel, an einem Kornfeld, an dem Weideland, dem Vieh, seiner Haltung und seiner Zucht, so hob sich die matte Hand, ohne daß er sprach — Gustave nickte dazu und faßte es in Worte — das waren Augenblicke reinen Glückes...

Sie hatte ein wenig Angst, was er zu Kessin sagen würde. Es war Abend, als sie zu Hause anlangten. Emmerich hatte jetzt, da er wieder zu Kräften kam, ein unermeßliches Schlafbedürfnis. Er ruhte bis in den Tag hinein, Gustave war in aller Herrgottsfrühe bei der Arbeit, sah nach dem Rechten und legte selbst Hand mit an, daß der Hof seine Ordnung bekam und nachher vor dem prüfenden Auge des Herrn möglichst gut bestünde.

Einmal ertappte sie sich dabei, wie sie so etwas wie Potemkinsche Dörfer bauen wollte. Da wurde sie zornig über sich und rot vor Scham und schalt sich aus: Was ist das mit mir? Woher hab' ich mit einemmal diese Unsicherheit? Das sieht ja fast so aus, als hätte ich plötzlich Angst vor ihm bekommen! Und wenn es nicht so maßlos dumm wäre mit solcher Theaterei! Gerade vor ihm! Mit dem flüchtigsten Blick führe er dahinter.

Aber sie blieb in der Nachdenklichkeit. Es hatte etwas an dem Gleichmaß ihres Lebens gerüttelt — was war es nur? Was war denn eigentlich so groß über sie gekommen? Was hatte sich ereignet? War ihr »Junge« ihr nicht geblieben? War er nicht in voller Genesung?

Ein Unfall, ein äußerer, ganz äußerer. Kann eine Gehirnerschütterung, eine geheilte Gehirnerschütterung Lebenserschütterung, Welterschütterung, Schicksal sein?

Daß sie sich nicht auslachte!

Und da das Lachen in ihr aufsteigen wollte, mischte ein Wort sich ein, das gelegentlich Stephan Segelmaker gesprochen hatte, eine von seinen Wendungen, die in den Sinn sich beizten, weil ein gewisser Pfeffer auf ihnen lag: »Wer einmal das Jenseits mit dem Ärmel gestreift hat —!«

Das sollte also heißen: der wird die Spuren nicht wieder los, eine neue Saite ist in seinem Wesen angeschlagen oder eine alte gerissen — auf alle Fälle: die Musik seines Lebens ist anders geworden.

Zwischen Kuh- und Pferdestall indessen ließ sich diese Frage nicht erschöpfen. Zudem gab es Arbeit die Fülle, und nicht genug Hände. Drei neue Kälber waren über Nacht angekommen. Gustave sah sorgfältig nach, ob die Tiere in allem ihr Recht erhielten.

Eine von den Mutterkühen war ihr erklärter Liebling, eine Ostfriesin, einfarbig rotbraun, mit weißem Fleck auf der Stirn — die



Augen von ganz besonderer Schönheit, wie in klarer und weher Weltbetrachtung — Gustave verstand es wohl, daß der älteste und größte Dichter die Göttin mit solchen Augen schmückte.

»Nun, Olljch?« fragte Gustave. »Hast es gut überstanden?« Sie streichelte ihr den Nasenrücken. Und den Sprößling neben ihr, ein prächtig dickköpfiges Bullenkalb, das noch etwas zitternd und fragend, aber doch schon breitbeinig genug sein standhaftes Dasein betonte, zupfte sie am Ohr.

Keine Gutsherrin wußte mehr als sie von der Mutterschaft und Mütterlichkeit ihrer Pflegebefohlenen. Sie studierte die Tierseele daran und dankte dieser Beobachtung viele geistige Freuden. Doch verlor sie sich auch hier nicht etwa in einen Kultus von Stimmungen und sentimentalen Zärtlichkeiten, gut und böse blieben ihrer praktischen Natur in diesem Reiche durchaus rein wirtschaftliche Begriffe, soviel wie nützlich und schädlich.

Manchen schlimmen Streich hingegen spielte ihr die Ungerechtigkeit des Gefühls in der Menschenwelt, bei den Müttern und Kindern im Dorfe, bei ihren Leuten.

»Ich bin nicht eigentlich zur Herrin geboren,« sagte sie von sich selber. »Ich habe nicht genug Sachlichkeit parat, ich leide zu sehr an Abneigung, meine Maße und Gewichte sind zu verschieden.« Und in schmerzlichen Stunden fragte sie sich dann auch, ob sie wohl als Mutter ihre Pflicht erfüllt hätte.

Daß sie es nicht mehr war, diese Fügung lag als Schatten auf ihrem Lebensweg.

Zwei Kinder hatte ihr der Tod genommen. Einen Jungen, vierjährig, ihr ganzes Entzücken, einen Wildfang, der nicht von den Pferden ging, hatte im Stalle der Huf eines Schlägers getroffen, man brachte ihr das Kind mit zertrümmerter Stirn. Ein Jahr danach wurde ihr das dreijährige Töchterlein von der Halsbräune hingerafft.

Danach war sie mit Zwillingen gesegnet, aber die Kleinen blieben nicht am Leben, und sie selbst rang wochenlang mit dem Tode.

Seither war sie kinderlos geblieben. Das hatte die erste Zeit wie ein Fluch sie niedergebeugt. Und der ganzen Liebe ihres Mannes hatte es bedurft, ihr den Kopf geradezurichten.

Nun war er im Lauf der Jahre so etwas wie ihr Junge geworden.

Ihr Junge — da sie das Wort sich sprach, wie kam es, daß in ihm schon nicht mehr der alte Klang lebte, jetzt, nachdem sie beide zum erstenmal in ihrem Leben so lange und so schwer getrennt gewesen waren! Ja, es war etwas in dem Wort, davor sie leise erschrak — wie vor einem Schicksalslaut — —

Emmerich war nach langem, tiefem Schlaf neugestärkt aufgewacht. Gustave führte ihn durch Scheunen und Ställe. Er wußte zur Genüge von den gewachsenen Schwierigkeiten, mit denen sie gekämpft hatte, dem Mangel an Leuten und an Barmitteln, er lobte sie — er sagte ihr, daß er alles viel besser fände, als er gefürchtet hätte — ganz jung stand sie da in ihrer Prüfungsangst, und nun kriegte sie rote Backen wie ein Schulmädchen. Zärtlich zog er sie an sich und küßte sie.

Im Sonnenschein auf der Bank, die an der Parkmauer stand und weiten Blick über die Felder bot, hatten sie beide Platz genommen.

Der Roggen, halbhoch, wiegte sich verheißungsvoll im Winde. Lerchen schwangen sich auf und schwebten jubelnd im blauen Licht.

»Im vorigen Jahr stand das Korn nicht so gut,« sagte Emmerich. »Deine Hand ist gesegnet.« Und er führte ihre Hand an die Lippen.

»Verruf' es nicht,« antwortete sie still. Doch glücklich lehnte sie sich an ihn. Er trank tief die Sonnenluft in die müden Lungen. In seinen stahlblauen Augen leuchtete es schon wieder auf von Zuversicht, die Flügel seiner festen, geraden Nase zuckten nach des Lebens Freudigkeit, und in den Frohsinn des gerne lachenden Mundes löste sich mehr und mehr der geprägte Ernst um seine Winkel.

»Frühling und Friede — wenn das kein Zusammenklang ist!« Er dehnte und reckte sich in solchem Reichtum.

Als er in die Runde blickte, nahmen seine Augen die Richtung nach Udars, und jetzt wurden sie tief und schwer.

»Daß Henning nicht wiedergekommen ist!« Die Trauer des Freundes sprach. »Er hat ja einen schönen Tod gehabt. Aber die arme, arme Frau!«

»Ja, es war mir eine Zeitlang recht bange um sie. Und sie ist ja immer noch mit ihren Gedanken nicht hier. Aber sie schwebt doch nicht mehr so ganz zwischen Himmel und Erde. Zu meiner Freude habe ich gehört, daß sie sich wieder aufs Pferd setzt.«



»Dann ist sie gerettet. Wenn man weiß, was ihr das Reiten ist! Und wie sie reitet! Das ist schon keine Kunst mehr —!«

»Nicht? Was ist es denn?«

»Natur ist es. Leben ist es. Ein Zusammenleben. Zentaurenhaft.« Geradezu begeistert stieß er die Worte hervor.

Gustave musterte ihn. Es war ihr nicht ganz wohl dabei. Sie selbst war immer eine schlechte Reiterin gewesen und hatte das Reiten längst aufgegeben. Seltsam — es fehlte ihr in keiner Lebenslage an Mut, nicht vor Tod und Teufel fürchtete sich diese Frau, aber auf dem hohen Pferderücken war es ihr höchst heimatlos und unbehaglich zu Sinn. Wenn man das Tier noch zwischen den Beinen hätte, wie ihr Mannsleute, meinte sie. Aber so seitwärts dranfleben wie das Schwalbennest an der Hauswand — nein, nein, laßt mich zufrieden!

Da Emmerich ihren Blick spürte und sie fragend ansah, nickte sie ihm zu. »Wenn du es sagst, muß es wohl so sein. Aber wie urteilst du dann erst über dein Reiten!«

»Ich — ach — gegen sie bin ich doch ein Stümper. Henning konnte es annähernd so wie sie. Aber diese ganz feine Einwirkung hatte auch er nicht. Die ist fast seelenvoll bei ihr. Wie Geigenstrich.«

»Aber Emmerich! Erst zentaurenhaft — und dann Geigenstrich. Zwischen was für extremen Bildern wirtschaftest du herum?« Sie nahm es lustig.

Er aber ließ sich nicht stören. »Ja, das Reiten ist nun mal so,« belehrte er sie höchst unbefangen. »Kraft, Mut — aber in der Hand nichts Gewaltsames. Hier die zartesten Mittel. Und sieh dir einmal die Hände der Frau von Ubars an. Die ganz Geist sind.«

Gustave nickte wieder. Aber unwillkürlich brachte sie die eignen Hände, die nicht ganz Geist waren, näher an die Falten ihres Rockes. Der Frau von Ubars war es ihr jetzt bald genug. Emmerich aber hatte noch mehr von ihr zu sagen.

»Weißt du, als ich damals nach dem Sturz im Fieber lag, da träumte ich von ihr.«

»Ach!«

»Sie trat an den schnaubenden »Rachegeist«, strich beruhigend seine Nüstern, ließ sich in den Sattel heben und erklärte: Ich bringe ihn über den Rhein. Und sie brachte ihn hinüber.«

Mit Träumen stand Gustave nicht auf freundschaftlichem Fuße. Sie wußte auch nicht, was gerade an diesem hier ihr so etwas wie Zärtlichkeit einflößen sollte. Auch Emmerich selbst hatte früher sich um Träume nicht gekümmert — von denen sie nun mal glaubte, daß sie überhaupt sich erst einstellten, wenn man sich um sie kümmerte.

Etwas Neues an ihm — etwas andres — und wieder war um sie der kalte Hauch und der leise Schauer einer gewissen Fremdheit und der stille Schrecken eines unheimlich Neuen — —

Was brachte diese Zeit alles zuwege! Was für dunkle Kräfte schwangen nach, ins Kleinste und Feinste, von ihrer großen Furchtbarkeit. Wie sie alles umgewälzt und durcheinandergeworfen hatte, Staaten und Throne und große und kleine Schicksale, wie sie die ganze Erde getränkt hatte mit Blut, wie ihre Nächte, blutnebelvoll, die endlosen Geisterzüge der Gefallenen durch die Lüfte jagten, so spukte und zauberte es von ihrem gewaltigen Weben durch aller Seelen hin.

Schicksalsschauer, die die Welt durchbebten. Das Grausame, das Unerbittliche und Unentrinnbare, in allem und über allem — ein Gespinst sich kreuzender Fäden, wir sehen nicht ihren Anfang und nicht ihr Ende — von den jenseitigen Gründen der Vergangenen führen sie zum Jenseits des Lebens, von den Grüften zu den Sternen — das Netz, in dem wir uns fangen und das uns niemals wieder freigibt —

Schicksalsschauer — sie betäubten selbst Gustaves klaren und harten Geist. Sie reckte sich und gewann den festen Boden zu einem halb zornigen Lachen.

Soll es nun auch in Kessin mit der Träumerei losgehen? In Ubars wird geträumt, und in Reggun treiben sie gar Traumkünste mit dem ganzen verrückten und verruchten Brimborium. Soll die ganze Gegend zur Traumwelt werden? Da scheint es mir doch gut, daß wir bei uns wenigstens munter im Hellen und beim Tagwerk bleiben!

Und mit einem kräftigen Ruck rettete sie sich vollends in die Sonne.

»Jetzt gehst du noch mit mir in den Obstgarten!« bat sie ihn. »Ich habe neue Spaliere angelegt.«

Und da sie Arm in Arm schritten, wurde ihr ganz frei ums Herz. »Und heute nachmittag fahren wir aus, und dann wollen wir



uns einmal nach Frau von Ubars umsehen!« erklärte sie aus ehrlichem Wunsch und eignem ungetrübtem Willen.

Herr, laß unsre Frauen Söhne gebären!

Die Seehagener hatten ihren alten Pastor wieder, Gottfried Schlosser, der, siebzigjährig, noch als Feldprediger mit hinausgezogen war. Sie durften wieder aufatmen von der geistlichen Schreckensherrschaft, die derweil der junge Hilfsprediger Krätzien hier geführt hatte.

Das war ein ausgemergelter, brustkranker Asket mit wildem, flammendrotem Haarschopf und fanatisch leuchtenden Sommersprossen. Seine heiser gebrannten Worte, die von Gottes Zorn, von Strafgericht und Höllenpein nur so dampften, fielen wie Feuerschlacken in die armen, müden, trostbedürftigen Seelen. Dem gequälten Empfinden machte der Volksmund sich Luft, der diesen Mann Gottes nicht eben verehrungsvoll den »Füerspieger«, den Feuerspeier nannte.

Als er den Ort verließ, war keiner, der ihm eine Träne nachweinte, keiner, der ihm das Geleit gab. Allein stakte er in den Abend hinaus, auf seinen langen, schlotternden Beinen, mit krummen Knien, die Arme ruderten, und die Rockschöße wehten — und unruhig murmelten die Lippen, denn er war in einem erregten Religionsgespräch mit sich selber. So verflatterte er im Dunkel, ein Gespenst toten Wortes und gelehrter Wut, fremd und feindselig den Quellen des Lebens.

Und doch ließ er jemand zurück, der manchmal mit einer Art Sehnsucht seiner gedachte. Das war Stephan Segelmaker. Nicht als ob zwischen den beiden etwas wie eine zärtliche Empfindung gewaltet hätte. »Es fehlt mir mit ihm ein besonderer Farbenkleds in unsrer lieben, bunten Welt,« sagte der bewegliche alte Lebenskandidat. »Und dann — mein Ehrgeiz, diesen Speier und Kasteier einmal in meinen sündigen Krug zu ziehen, sah sich kurz vor der Erfüllung. Noch ein paar Wochen, und ich hätte ihn gekriegt!«

Immerhin, mit Pastor Schlosser, der zur rechten Zeit einen guten Trunk nicht verschmähte, ließ es sich menschlicher leben.

Heute abend saß er in der Tafelrunde des Herrenzimmers. Wie er so schweigend sich hielt — und das tat er gern — ein unansehnlicher Mann. Unter vollem, weißem, borstig kurzem Haar eine eckige Stirn, die Züge kantig, sehr faltig und fast verbissen, die Augen kurzsichtig und zugekniffen, und die ganze Haltung die eines Alten, der am Leben getragen hatte. Sobald er aber sprach — was eigentlich nur geschah, wenn ihn innerlich etwas trieb —, wie er plötzlich den Kopf hob und die Züge sich strafften und vor allem die Augen aufgingen, diese großen, weiten, herrlichen, fast gewaltigen Augen, und dazu der machtvolle Klang seiner Stimme — ein Herrscher war er dann, ein Führer und Bezwinger.

Neben ihm saß der hünenhafte Forstmeister von Jastram, in dessen langem, blondgrauem, krausem Vollbart die dichten Rauchwolken aus seiner Pfeife sich fast verfingen, zur andern der winzige, ein wenig verwachsene Apotheker Tennings, das »Zuckerschnäuzchen«, der allen nach dem Munde redete und ewig Gummibonbons kaute.

Ihnen gegenüber zwischen Klaus von Reggun und Taddäus von Tannhöven hatte der Arzt Doktor Sporleder Platz genommen, übermenschlich lang und hager, mit rundem, kleinem Kopf, messerscharfen Zügen und harten, griffigen Augen. Aus Angst vor seiner mageren Endlosigkeit hatte er »sich selbst in einen Knoten geschlagen«, wie er es nannte; er saß die Knie ans Kinn gezogen und den Kopf aufs tiefste in die Schultern geduckt.

Stephan Segelmaker bediente selbst und setzte sich, wenn es nichts zu tun gab.

Man hatte versucht, den Herrn Pastor, den einzigen, der von ihnen im Felde gewesen war, zum Erzählen aus dem Kriege zu bewegen — er hatte es beinah unwirsch von sich gewiesen. »Darüber redet man höchstens von selbst, aber nicht auf Verlangen.«

Jetzt sprachen sie vom Frieden. Segelmaker führte das Wort. Er wußte wie keiner die schüchternen Zeitungsnachrichten, die von den Verhandlungen durchsickerten, zu deuten und zwischen ihren Zeilen zu lesen.

»Sie sollen sehen, Preußen wird wieder mal mit leerer Tasche abziehen müssen. Die andern, Rußland, England, Österreich, wollen keine Entschädigung, weil sie keine zu beanspruchen haben — also hat Preußen, das ausgesogene, gebrandschatzte, auch keine zu wollen! Und das Ganze nennt man Verbündete.«

»Hardenberg heißt das Ganze!« bemerkte der Forstmeister, schmetterte die Faust auf den



Tisch und blies Wolken vor sich her. Danach gab er seinem Groll ergiebig zu trinken.

Auch in Doktor Sporleder fuhr der Zorn, er kroch ingrimmig noch mehr in sich zusammen. »Und all das schöne deutsche Land! Das Elsaß ist glücklich hinüber! Und vorher — wie trabten sie so hoch auf ihrer Verheißung: Wer deutsch spricht, soll deutsch bleiben!«

»Aber der Bourbone hat gesagt: Je suis content! Ist das nicht die Hauptsache? Was will die Welt noch mehr!« stimmte Segelmaker voll Bitternis ein.

Und nun wetterte der Forstmeister gegen Monsieur, den Franzosenkönig, los: »Dieser gedunsene alte Wanst! Dieser alte gichtische Jammerknabe mit dem Lilienstengel. Sitzt auf 'm Stuhl! Sitzt egal auf 'm Stuhl! Hält auf 'm Stuhl die Parade ab! Und vor so was rufen die Garden des Kaisers Vive le roi!«

Da so der Zorn und Hohn gegen den Bourbonen flammte, neigte sich dem entthronten Titanen, dem gehaßten, etwas wie eine teilnehmende Bewunderung zu.

Tannhöven beugte sich langsam und lauernd vor. Dann stellte er seine Augen ein und sagte ruhig: »Glauben Sie, meine Herren, daß dieser König vom Stuhl — daß er wirklich so fest sitzt, wie er sich einbildet?«

»Was heißt das?« krähte Reggun gegen ihn an.

»Glauben Sie, daß das französische Bewußtsein, so wandlungsfähig es sein mag, das Gewaltige des Jahrhunderts, das eine Große, so von heute auf morgen aus sich herausstreichen läßt?«

Jetzt hob Pastor Schlosser den Kopf und griff in das Gespräch mit ein. »Sie haben recht mit Ihrem Einwand, Herr von Tannhöven. Und die royalistische Mauserung der napoleonischen Marschälle so im Handumdrehen, die beruhigt mich nicht. Eben dieses Imhandumdrehen macht mich nur noch nachdenklicher. Man faßt sich doch einfach an den Schädel — wie ist das nur möglich! Wenn sie den furchtbaren Mann vor die Tür gesetzt haben, ja, gehört es denn notwendig dazu, daß er ihnen jetzt unmittelbar vor der Tür auch so ganz geruhig sitzenbleibt?«

»Und Sie halten es für möglich, daß er wieder 'reinkommt?« Reggun rollte die blutunterlaufenen Augen.

»Daß er die geschlossene Tür sans façon mit dem Fuß eintritt, ganz nach seiner Art — gewiß halte ich das für möglich. Meinen Sie, es ist sein innerer Beruf, so als Denkmal auf Elba sich in Permanenz zu erklären, meinen Sie, er hat jetzt bloß noch den Ehrgeiz, als ein Zeugnis der edelmütigen Dummheit seiner Feinde lebenslänglich vor Europa zu posieren?«

»Nun lassen Sie's aber gut sein, Herr Pastor!« Reggun plusterte sich immer heftiger auf. »Wenn uns Tannhöven hier mit Gespensterseherei aufwartet — ohne das tut er's nun mal nicht. Und dann legt sich bei ihm auch noch so eine gewisse polnische Sympathie mit ins Zeug —«

»Bitte, ich bin Ostpreuße,« wandte der also Bedachte ein.

»Wir sollen die Köpfe nicht in den Sand stecken!« erklärte der Pastor mit gebietendem Ernst. »Und was auch geschehen mag, das eine bleibt uns gewiß: Frankreich, ob königlich oder kaiserlich, ist für alle Zeit unser unversöhnlicher Feind. Selbst der dicke Greis mit dem Lilienbanner, selbst Monsieur, der uns in erster Linie den Thron verdankt, hat uns seines allerungnädigsten Übelwollens versichert. Diese dauernde Feindschaft der Franzosen haben wir fest ins Auge zu fassen — als eine Art Naturgesetz. Sie ist es, was wir auszufechten haben, ganz auf uns selbst gestellt. Denn auf die ‚Verbündeten' ist kein Verlaß. Und für diesen neuen Kampf müssen wir schon heute uns rüsten.«

Und nun kam er auf das, was recht eigentlich sein vaterländisches Arbeitsfeld war, auf die Bevölkerungsfrage.

Deutschland, und Preußen im besonderen, kann bei besserem und ertragreicherem Wirtschaftsbetrieb sehr viel mehr Menschen ernähren, als ihm vor dem Kriege gehörten. Nun müssen auch noch die Opfer der Not und der Schlachten ersetzt werden. Die Grundlagen dafür sind vorhanden, Boden und Menschenschlag, beide unverbraucht.

»Sie werden zugeben, Herr von Reggun,« so meinte Schlosser, »daß gerade bei uns für die Ausnutzung des Landes noch sehr viel getan werden kann. Zeigt sich nicht immer noch ein Widerstreben gegen den Fruchtwechsel? Ehe wir mal aus dem alten Schlendrian herauskommen! Und wieviel läßt der Kartoffelbau noch zu wünschen übrig!«

»Recte, rectissime!« bestätigte Tennings, und er ließ seine blecherne Weisheit tönen, sprach von den chemischen Bestandteilen, von Stärkemehl und Stickstoffsubstanz.



»Und dann noch eins,« fuhr der Pastor fort. »Herr von Kessin — es ist schade, daß er noch nicht unter uns sein kann —, er hat uns schon vor dem Kriege auf die Rübenzuckerfabrikation in Schlesien hingewiesen. Sollen wir uns hier nicht auch dem Rübenbau zuwenden?«

»Kessin ist ein Schnelläufer!« schalt Klaus von Reggun. »Er ist immer gleich hinter allen Neuerungen her. Was glauben Sie, was dann erst für unsern Boden getan werden müßte!«

»Sehr wohl!« so half Tennings auch nach dieser Seite. »Obschon es uns an tiefgründigem Lehm und Mergel nicht fehlt. Aber die Fabrikation lohnt immer noch nicht so recht — wenn auch neuerdings durch die Benutzung der Holzkohle —«

»Eins aber gehört vor allem zu solchem Betrieb, und davon haben wir zuwenig!« rief Klaus mit zornigem Nachdruck.

»Geld, meinen Sie,« sagte der Pastor.

»Ja, und dreitausendmal ja! Und eh' wir nicht mehr in die Suppe zu brocken haben, müssen wir zufrieden sein, wenn unsre Gänse weiter die Brache düngen!«

»Ganz selbstverständlich kommen wir wieder obenauf!« erklärte der Pastor mit strahlender Festigkeit. »Jeder Tag hilft dem andern. Wir sind nun mal nicht totzumachen. Nicht einmal von der Großmut des Zaren! So sehr gerade die uns auch durch den humpelnden, klumpfüßigen Faun, den Talleyrand, über den Löffel barbieren läßt. Geld werden wir haben — und die Bevölkerung wird wachsen. Denn das eine tut es nun mal nicht ohne das andre. Neue Geschlechter, sich mehrend in Zahl und Kraft! Neue Heerscharen von Männern, die das neue Deutschland schaffen und schirmen!«

Sie beugten sich alle der Herrschaft seines Wortes. Jetzt ließ er die Augen von Mann zu Mann über die Tafelrunde wandern.

»Wissen Sie, meine Herren,« fragte er mit versöhnlichem Schmunzeln, »daß ich hier in eine Gesellschaft geraten bin, angesichts deren der große deutsche Wunsch, der Gedanke an die deutsche Zukunft trauernd sein Haupt verhüllen würde?«

War nun auch keiner von ihnen irgendwie seelisch erschüttert, so senkten sie doch allesamt gleichermaßen die Stirn.

»Da ist unser Herr Forstmeister — ein Urzeit-Recke —, kein Baum in seinem Revier, den er nicht ausreißen könnte mit Stamm und Stumpf. Und was schenkt er der deutschen Nachwelt? Ein einziges zartes Töchterlein.«

Der also Gemaßregelte zog die Brauen in die Höhe und riß den Mund zu einer Erwiderung auf, aber sie erstarb in einem wehmütigen Grunzen.

»Dann haben wir hier«, schritt der Unerbittliche weiter, »unsern Apotheker, einen Naturforscher, unermüdlich, der mit der Zusammensetzung jedes Körpers Bescheid weiß, der da weiß, wie jedwedes Ding zustande kommt — aber das Vaterland ist von ihm gerade ebenso karg bedacht. Mit einem, einem Mägdelein! O deutscher Wald, o deutsche Wissenschaft!«

Nun komme ich, dachte Reggun. Er war der am meisten Belastete, da er in seiner Ehe wenigstens — und im Rahmen der »Legitimität« blieb man hier nun einmal — nur mit gänzlicher Kinderlosigkeit aufwarten konnte. Ich kann mich auf was gefaßt machen, und zum Schluß ist der Pfaffe imstande, sintemal ich als Schafzüchter meine Verdienste habe, mir ein: O deutsche Viehzucht! an den Hals zu werfen.

Das wollen wir doch lieber vermeiden! Und da Angriff nun mal die beste Abwehr ist, wandte er sich kratzbürstig so gegen den Geistlichen: »Ja, mit dem wohlassortierten Lager der Pastorenfamilien können wir es natürlich nicht aufnehmen!«

»Warum nicht?« Pastor Schlosser blieb wie immer strahlend unanfechtbar. »Sie dürfen glauben, daß Gottes Segen auch anderswo den Kindern Häuser baut.«

Er selbst hatte sieben Söhne gehabt, wie Adam; vier waren im Felde gewesen, zwei lagen noch jetzt verwundet danieder, einer, der jüngste, war bei Königswartha, in dem ersten Gefecht des Krieges, gefallen. Außerdem nannte er drei Töchter sein eigen, und die Zahl seiner Enkelkinder war jüngst auf neunzehn gewachsen.

Stephan Segelmaker sprang hier mit einer tatsächlichen Feststellung ein, die ihnen allen reichlich zu denken gab. So lenkte er zugleich, der Senior der drei Junggesellen, die den Kreis vervollständigten, von ihrer vaterländischen Nichtsnutzigkeit die Untersuchung ab.

»Eigentümlich ist es ja, daß die sämtlichen Höfe hier in der nächsten Umgebung jetzt ohne



Erben sind. Die beiden Söhne von Libnitz — gefallen. Herr von Ubars kinderlos — gefallen. Herr von Reggun kinderlos. Und auf Kessin ist nach menschlichem Ermessen auch kein Nachkomme mehr zu erwarten.«

»Spricht das nicht eindringlicher als alle Reden, die ich hier halte?« sagte der greise Wortführer.

Sie gaben alle eine Zeitlang Ruhe, jeder mit eignen Erwägungen, Ausblicken oder Empfindungen beschäftigt.

Der alte Pastor dachte an Gustave. Im ganzen Kirchspiel stand niemand ihm so nahe wie sie. Er wußte, wie schwer sie unter ihrer Kinderlosigkeit litt. Daß ihr Geschick zu einem Gegenstand offener volkswirtschaftlicher Erörterung gemacht war, tat ihm weh, um so mehr, als er selbst diese Frage aufgerollt hatte. Und daß sich hier jetzt die männlichen Vorstellungen forschend mit ihrem Alter befaßten, konnte ihn innerlich aufbringen. Dann wieder überkam es ihn plötzlich wie eine Angst und Sorge um sie. Er wußte, daß eben diese Ideen, die er heute verfochten hatte, in ihrer eignen Überzeugung zu Hause waren. Schon vor dem Kriege hatte sie ihm sehr kräftig ihre Meinung bezeugt, als sie einmal ganz ohne sein Zutun das Gespräch auf das Bevölkerungsproblem lenkte. Ihr Bruder, der Rostocker Senator, war ein bedeutender und geschätzter Statistiker, schon deshalb war ihr dieser Gegenstand nicht fremd. Ein Wort von ihr — es war damals, als das Volk aufstand — klang noch in ihm nach: »Es ist ein Jammer, daß statt all der jungen Männer nicht die alten Weiber fallen!«

Wie wird jetzt diese Frage, da sie kräftiger als je an den Geistern rütteln muß, bei ihr selber anklopfen? Kann sie nicht bei ihr, gerade bei ihr, zur Schicksalsfrage werden?

Er war sonst alles andre eher als ein Schattenfänger. Was gab es nur, daß diese dunkle Wolke sich so auf ihn legte?

Jetzt war er es zufrieden, daß der Name »Frau von Ubars« an sein Ohr drang, der das Gespräch zu beherrschen begann.

Doktor Sporleder biß sich in sein Knie. Dann ließ sein mahlender Mund sich so vernehmen: »Daß Ubars einen neuen Herrn bekommt, ist bei der Jugend und Schönheit der Besitzerin doch mehr als wahrscheinlich. Ob aber die gnädige Frau den nationalen Forderungen, von denen wir eben gehört haben, genügen wird?«

»Wieso nicht?« fragte der Pastor. Und die andern reckten die Hälse in Erwartung prickelnder Enthüllungen.

»Sie müßte denn ihre Leidenschaft fürs Reiten erheblich einschränken. So heftigen Amazonen pflegt die Natur die Mutterschaft nicht zu gewähren.«

Um so besser! dachte Tannhöven. Um seinen Mund zuckte es, und der Glanz seiner Augen wurde noch schmieriger.

In Segelmaker aber wogte etwas, das nach Worten suchte und die Worte wieder fürchtete. Und dann ging es doch mit ihm durch. »Ich kann mir nicht helfen,« sagte er und hob sich fast empor zu einem Bekenntnis, »mir will es zu dem Bild der Frau von Ubars nicht passen, daß sie sich wiederverheiratet. Niemals sind mir zwei Menschen vorgekommen, die sich so ineinander hineingelebt haben wie er und sie. Wenn sie dem Toten treu bliebe — mir wäre das wie ein Geschenk! Und ich muß fragen: Würde solch ein seelisches Moment — so eine Altarflamme, möchte ich sagen —, würde die für unser vaterländisches Leben nicht wertvoller sein können als alle körperliche nationale Nützlichkeit?«

Geschwätze! grollte Tannhöven innerlich. Bei aller theologischen Entgleisung — das Salbadern können solche Leute doch nun und nimmermehr lassen.

Schlosser aber, dessen Zeit um war, und der sich eben erhob, drückte Stephan herzlich die Hand. »Das ist etwas, dem es lohnen könnte nachzugehen. Darüber werden wir uns noch dies und das zu sagen haben. Gut; Sie Herbergsvater, daß Sie einem nicht bloß zu trinken, daß Sie einem auch zu denken geben.«

Unsre Krankheiten sind alle Phänomen einer erhöhten Sensation, die in höhere Kraft übergehen will.

Als der Pastor gegangen war, blieb man noch geflissentlich bei diesem letzten Gegenstand und sprach ungezwungener über Frauentreue, über das Seelen- und Sinnenleben junger Witwen.

Dann rüstete sich der Doktor zum Aufbruch, er hatte noch einen Krankenbesuch zu machen. »Auf der Mühle,« fügte er hinzu — unwirsch, denn er scheute den weiten Weg.

Der Fall war ortsbekannt. Nur Reggun und Tannhöven wußten noch nichts von ihm.

Sporleder sprach ungern über seine Patienten, so berichtete denn das Zuckerschnäuzchen von dem Ereignis.

Der Müller hatte eine verwaiste Nichte ins Haus genommen, ein schwarzbraunes, blasses, zartes Mädchen von neunzehn Jahren. Sie hatte sich als Nachtwandlerin entpuppt, die Müllersleute waren nicht darauf vorbereitet gewesen, und so hatte es ein Unglück gegeben.

Vor acht Tagen war es geschehen, da hatte der Vollmondschein sie aus dem Bett aufs Dach gezogen. Dort spazierte sie nun also im Hemd herum, bis die Müllersfrau, von den klappernden Ziegeln geweckt, darüber zukam. Unbekannt mit den nötigen Verhaltungsmaßregeln, kreischte sie auf — die Nachtwandelnde erwachte, erschrak, wurde vom Schwindel gefaßt, taumelte und glitt hinunter, hielt sich an der Dachrinne, die aber nachgab und den Fall wohl milderte, aber nicht verhindern konnte. Mit zerbrochenem Schenkel wurde die Wimmernde aufgelesen.

Als der Doktor sich auf den Weg machte, um wieder mal nach dem Verband zu sehen, fragte ihn Tannhöven, ob er ihn begleiten dürfe. Sporleder wußte von dessen Neigungen für den Somnambulismus und war gerne einverstanden.

Reggun hatte noch mit Segelmaker Geschäftliches zu besprechen. Außerdem hoffte er vom Apotheker beim Besuige eine Kleinigkeit zu verdienen. »Allzulange warte ich aber nicht, Tannhöven. Wenn ich anspannen lasse und Sie sind nicht hier, fahr' ich allein nach Hause.«

Taddäus war wütend. Aus dieser Tonart wurde ihm nun seit Tagen aufgespielt. Wenn der Lümmel sich wenigstens in Gegenwart andrer Leute im Zaum halten würde! Wollte er sich dafür rächen, daß Petra ihm nun ganz verloren war? Hatte denn überhaupt noch zwischen diesem grobschlächtigen Gesellen und der feindrähtigen Frau ein Zusammenhang bestanden?

Im übrigen, mit Gewissensfragen befaßte sich Taddäus längst nicht mehr. Auch seiner Wut konnte er bald genug den Laufpaß geben. Schon die meisten Gefühle — so behauptete er — sind derartig, daß sie dem andern mehr nutzen und einem selber mehr schaden; Wut aber hat am bitterbösesten diese Wirkung. Und gerade in Gefühlssachen soll man am sorgfältigsten auf sich achten.

Um so kräftiger ließ er danach die »praktische Strategie des Lebens« sich entfalten. Es wurde Zeit, daß seine Udarser Pläne sich erfüllten. Nach seinem ersten, nicht geglückten Besuch hatte er sich völlig zurückgehalten. Das schien ihm jetzt die beste Taktik zu sein. Magdas Trauer war so, daß sie die größte Zartheit forderte.

Aber gerade diese Trauer, in der sie mit der Totenwelt so nahe Berührung gewann, bot ihm, der mit den Fäden zum Geisterreich Bescheid wußte, die ergiebige Möglichkeit eines innigen Zusammenschlusses. Vielleicht, daß die somnambule Nichte des Müllers die von Petra lange gesuchte magnetische Mittlerin war und für seine Zwecke ihm dienen konnte.

Der Doktor und Taddäus gingen die Hauptstraße, hinein in den silberhellen Abend. Die Sonne war noch nicht lange gesunken. Ein flimmerndes Opal zitterte über den westlichen Himmel, am Rande einzelner weißer hochstehender Wolken entzündete sich ein mildes rosenfarbiges Glühen.

»Immer sind es die Müller, bei denen etwas Besonderes los ist,« sagte Sporleder. »Eine Mord- und Räubergeschichte ist doch auch dann erst richtig, wenn eine Mühle in ihr die Hauptrolle spielt.«

»Eigentlich aber muß es eine Wassermühle sein, mit ihrer ganzen Verstecktheit und düsteren Romantik,« entgegnete Tannhöven. »Unsere Windmühlen hier, auf der klaren Anhöhe, in ihrer harten Sichtbarkeit, haben doch zuviel Puritanisches, als daß sie grausigem Werke dienen könnten.«

»Und doch — ob Windmüller, ob Wassermüller, die Volksmeinung hat ihnen nie so recht getraut. Geradezu als unehrlich galt früher das Gewerbe. Nun, sie haben's mit dem „Moltern', dem Anteilnehmen an fremdem Mahlgut, auch reichlich bunt getrieben. In meiner Heimat war durch ein altes landesherrliches Reskript bei der Verteilung der Justizlasten den Müllern — die Lieferung der sämtlichen Galgenleitern im Lande zugewiesen. Was an Deutlichkeit nicht viel zu wünschen übrigläßt.«

Sie kamen am Schulhause vorbei, der Garten war durch seine alten Kastanienbäume berühmt. Wenn sie im Mai ihre Kerzen entzündeten, verblaßte ringsum die Frühlingspracht vor dieser frohlockenden Fülle des Lichts.

Nun waren die Farben erloschen, um so dichter und voller aber hatten die Laubkronen in dem sattgrünen strotzenden Blätterschmuck sich geschlossen.



Als die beiden vorübergingen, klang leise aus dem Inneren eines dieser luftigen Verstecke eine singende Kinderstimme. Traube war es, des Lehrers Tochter; sie summte für sich selbst ihre Lieder, eigne Worte und eigne Weisen — aber sie hörte auch gewiß nicht damit auf, als die beiden Herren, die sie wohl gewahrt hatte, lauschend den Schritt verzögerten.

Sporleder lag es auf der Zunge, laut hinüberzufragen: Was für ein seltener Vogel sitzt denn da in den Zweigen? Doch unterdrückte er es schnell. Er meinte es gut mit dem zauberhaften Kinde, das er von klein auf kannte, wußte, wie leicht es sich selber wichtig wurde, wie gefährlich es sich selbst und den andern werden konnte. Und dann — er hatte so etwas im Gefühl — Tannhöven dünkte ihm für die Kleine nicht geeignet.

Als dieser fragte: »Was ist das für ein singender Baum?«, antwortete er leichthin: »Ein Kind macht sich seinen Spaß« — und war schon wieder bei der verfemten Müllergilde.

Die Mühle lag auf kahlem Hügel. Sie stand still, kein Lufthauch regte sich. Das Wohnhaus daneben, graugetüncht, schmucklos, dürftig, ein nüchterner Kasten, riß seine armselig harten Linien in den Abendhimmel.

»O Mühlenpoesie!« rief Tannhöven.

»Ja, man sollte allerdings glauben, daß Ungewöhnliches sich einen andern Schauplatz sucht.«

Der Müller, ein breiter, behäbiger Mann, in dessen mehligem Gesicht zwei listige und lustige kleine Mäuseaugen herumwirtschafteten. Die Frau welk und müde, verhutzelt und vergrämt.

»Ich bringe hier einen Herrn mit,« sagte der Doktor, »der mit dem Nachtwandeln Bescheid weiß und sich daraufhin Ihre Nichte einmal ansehen möchte.«

Sporleder ging erst allein zu der Verletzten, prüfte den Verband und ließ sich über ihr Befinden Auskunft geben. Da alles in Ordnung war, rief er Tannhöven herein.

Der Raum, eine weißgekalkte Mädchenkammer unter dem Dach, in der alles von größter Sauberkeit zeugte, deutete mit keiner Spur in das Reich der Träume und des Übersinnlichen. Das Mädchen selbst, schmächtig und schlecht genährt, hatte ein kränkliches Durchschnittsgesicht; die Stirn, von dichtem, dunklem Haar umfaßt, war ungewöhnlich schmal und eng, in den Augen aber war geistiges Leben, indessen — so schien es wenigstens dem Doktor — nur haschende Beobachtung und keinerlei Gefühlsstärke.

Tannhöven jedoch fand offenbar gerade in diesen Augen, die sein großer, greifender Blick umklammerte, das, was er suchte. Er beugte sich zu der Liegenden, sprach ein paar gütige, teilnehmende Worte zu ihrem Ungemach, dann erklärte er geradehin, wie frevelhaft es wäre, jemand im Zustande des Erdentrücktseins zu stören, den die Vorsehung nur den Auserlesenen gewährte.

Was in ihrem Gesicht an Unsicherheit und Scheu gewesen war, entschwand nun vollends. Sie hatte solches nicht erwartet. Wegen ihres Nachtwandelns war sie bisher eigentlich nur gescholten oder gemieden worden. Als Unart galt es oder als ein Fluch, im besten Falle als ein Unglück. Auch der Doktor schien es als etwas Krankhaftes zu betrachten.

Und nun dieser schöne und vornehme Herr! Nie hatte jemand so zu ihr gesprochen. Seine Worte durchrieselten sie bis ins Mark. Seine Augen lähmten sie zu einer wohlig schwachen Ergebenheit.

Daß er ihrem Selbstgefühl schmeichelte, hatte in ihr sofort alle Widerstände des Mißtrauens besiegt und sie seinem Willen geneigt. Er fand gleich die Unterwürfigkeit in dem Schwimmenden ihrer müde aufgeschlagenen Augen — eine Dienstbereitschaft, die ihr selbst dann immer bedeutsamer, durch die sie selbst sich immer interessanter wurde, und die in ihren Sinnen neue Reize weckte.

Er legte die Hand auf ihre Stirn, ließ sie leise und lose an der Backe hinuntergleiten und dann auf dem Halse ausruhen. Seine Fingerspitzen fühlten, daß ihre Nerven bereit waren, seinen Willen zu empfangen. Obwohl eine gewisse Hemmung zu überwinden war. Da sie eine leichte Bewegung machte, zuckte sie schmerzhaft zusammen. Die Schenkelverletzung machte ihr zu schaffen — in diesen Beschwerden lagen starke Hindernisse für seine Beeinflussung. Er war nicht ganz sicher, die Störungen jetzt mit dem ersten Male glatt überwinden zu können, und versagte sich jedes Experiment, obwohl oder weil Sporleder, der auf dergleichen gerechnet haben mochte, ihm gespannt zusah.

So gab Tannhöven sie frei, fragte freundlich, ob er einmal wiederkommen dürfe, da er



manches von ihr wissen möchte, und ging dann mit dem Arzt, der hier nichts mehr zu tun hatte.

Auf dem Rückweg erklärte Sporleder offen, daß er allerdings so etwas wie eine magnetische Vorführung erwartet habe. Und Tannhöven war ehrlich genug, zu erwidern, daß er bei dem schmerzhaften Zustand der Verletzten vor Ablenkungen nicht sicher gewesen sei.

»Gerade das wäre mir wichtig gewesen, einmal zu sehen, ob und wie weit der magnetische Schlaf Schmerzempfindungen standhält,« meinte der Doktor. »Mein Kollege Altenhöfen erzählte mir Wunderbinge von den schwierigen Operationen, die er einen Göttinger Chirurgen an Kranken in solchem Zustande hat vornehmen sehen.«

»Auch ich weiß von solchen Fällen,« sagte Tannhöven. »Aber ich traute meiner Kraft nicht so ganz,« fügte er mit einer Bescheidenheit hinzu, von der er wußte, daß sie ihm gut stand. »Im übrigen ist der magnetische Schlaf auch sonst mehrfach zu Heilzwecken verwandt, und mit Erfolg. Er ist eben eine Steigerung des natürlichen Schlafes, so wird die natürliche Heilkraft des Schlafes durch ihn verstärkt.«

Mit dieser Erklärung wollte sich Sporleder nicht so leicht abfinden, auch nicht mit dem, was Tannhöven dann weiter von der Psychologie des Schlafes und des Traumes, von einem besonderen Traumorgan, vom Hellsehen und Wahrträumen zu vermelden hatte.

»Ich glaube nicht an Ihr Traumorgan,« erklärte der Arzt. »Sowenig wie an die geheime innere, von allen Sinneseindrücken freie Einwirkung auf das Gehirn, durch die es nun zu einer ganz eignen anschauenden Tätigkeit erregt werden soll, zu Visionen, zum Geistersehen, zum zweiten Gesicht und In-die-Zukunft-blicken. Die Somnambulen selber sagen ja ihrerseits, daß sie ihr Bewußtsein in der Herzgrube haben. Im Bauchgangliengeflecht — meinetwegen. Und es ist vielleicht gar nicht so übel, was der alte Sanitätsrat in Neuruppin behauptet: Wahrsagen ist schlechte Verdauung.«

Taddäus zuckte die Achseln, doch hütete er sich vor einem allzu überlegen-mitleidigen Ausdruck. »Daß sich die medizinische Weltanschauung mit den Geheimkräften nicht befreunden mag, verstehe ich ja wohl. Unverständlich aber ist mir die feindselige Haltung der Geistlichen. In dieser inneren, von dem Sinnenleben losgelösten Kraft haben wir doch einfach die Seele — wie die Philosophen sagen, das Ding an sich; es gibt keinen andern Beweis für ihr Dasein. Und all die Erscheinungen, die jene Kraft hervorruft, alles, was jene innere Stimme uns mitteilt — es sind die Zusammenhänge weither, von einem Leben vor dem Leben bis hinein in ein Leben nach dem Tode; es sind die einzigen Zeugnisse für eine Unsterblichkeit. Ich sollte meinen, es gibt nichts, was die Theologie, was die Religion und die Kirche weniger entbehren könnte als gerade diese Spuren einer inneren Welt. Und sie wird sich schon darauf besinnen müssen.«

Wieder kamen sie an das Lehrerhaus. Der Mond war aufgegangen, weiß lag sein Schein auf dem Rasenplatz, aus dem der Schatten des letzten Kastanienbaums einen Abschnitt fortstahl. Der Himmel dämmerte in einem matten Graublau, blaß flimmerten die Sterne. Das Licht war wie ein feiner rieselnder Nebel.

Und durch diesen Nebel über den Rasen hin huschte und wirbelte, beugte sich und neigte sich eine helle Gestalt — ein zarter, schmiegsamer Kinderleib in losem Sommerkleid, nackt die Füße und Beine, in dem aufgelösten Haar stoben die Funken.

Traude im Mondweben — in einen Nixenreigen zauberte sie sich hinein —, ihr Schatten tanzte mit, bald ein Spiegelbild ihrer Eitelkeit, bald eine Gefährtin, der sie singende Worte gab.

Wußte sie von den Zuschauern, von den beiden Männern, die Schritt und Laut anhielten, gefangen von dem seltsamen Bilde? Noch dehnte sie sich, schwebte und wand sich, flatterte und flog — dann erst ein leiser Schrei, und sie schlüpfte flüchtig unter das Dunkel der Kastanienbäume.

Die beiden standen noch eine Weile, und da sie noch in dem Spiritualismus ihres Gesprächs befangen, waren sie nicht abgeneigt, auch Sporleder nicht, sich den Reizen eines Sinnentruges zu überlassen.

Dann aber holte sich des Doktors harte, stoffgetreue Sachlichkeit gerade hier ein belehrendes Beispiel. »Dies wäre nun«, so sagte er, »für Geisterseher ein gefundenes Fressen gewesen —«

Er unterbrach sich jäh und ging schnell weiter. Wieder hatte er die Empfindung, daß er das phantastische Treiben des Kindes vor jeder Berührung mit Tannhöven bewahren müsse.



»Wer war denn dieses märchenhafte Geschöpf?« fragte der. Sporleder aber überhörte es geflissentlich.

Hinter einem Fenster des Schulhauses, in der Lehrerwohnung, war Licht. Dort saß ein blasser kleiner Mann bei der Lampe und betrachtete durch eine Lupe naturwissenschaftliche Präparate. Der Doktor schüttelte grimmig den Kopf. »Der hätte weiß Gott auch andre Aufgaben und was Besseres zu tun, als an Käferbeinen die Warzen zu zählen!«

Ein Mensch kann alles dadurch seiner würdig machen, daß er will.

Gustave hatte eine Wöchnerin im Dorfe besucht. Nun saß sie beim Lehrer Samuel Holthoff in der Bohnenlaube seines kleinen Gartens. Um sie war der Sang des reifen Sommers.

Er war ein grobknochiger Mann Mitte der Dreißig mit eckiger Stirn und treuen Kinderaugen, ein Invalide und Stelzfuß. Unteroffizier war er gewesen, bei Saalfeld hatte ihm ein Granatsplitter die Kniescheibe zerschmettert. Danach hatte er fleißig noch mal zu lernen angefangen, war im Berliner Lehrerseminar ausgebildet und nun an der gemeinschaftlichen Schule der Dörfer Kessin und Ubars angestellt worden.

»Wer ist der Beste von Ihren Jungs?« fragte Gustave.

»Das ist der Fritz Klöpper, gnädige Frau.«

»Der kleine, quicke, braunäugige Kerl mit den vergnügten Raffzähnen?«

»Ja, gnädige Frau, derselbe. Aber ich kann ihm leider nicht den ersten Platz geben.«

»Warum nicht?«

»Er ist ein uneheliches Kind.«

Das sagte er wie ein Selbstverständliches, bedauernd freilich, doch ergeben in eine Notwendigkeit. Und er nickte mitleidig.

Und Gustave nickte wie gedankenlos zustimmend. Dann aber ruckte es heftig in ihr. »Holthoff,« rief sie aus, »wissen Sie, daß wir beide hier stumpfsinnig einer hanebüchenen Dummheit nachtrotten!«

Er riß die großen, guten, langsamen Augen auf.

»Vielleicht ist es die größte Dummheit, die die Welt begeht, und sie begeht doch wahrlich genug. Herrgott, da ist ein Geschöpf, an dem von Rechts wegen alles seine Freude haben müßte! Mit dem auch die Schöpfung nichts andres im Sinn gehabt hat! Und nützlich ist es vor allem — nützlich! Der Staat müßte alle zehn Finger nach ihm ausstrecken. Und wir — was tun wir in unsrer niederträchtigen Dummheit und dummen Niedertracht? Statt dieses Wesen zu fördern mit aller Macht, unterdrücken wir es mit aller Macht. Einen Menschen zweiter Klasse wollen wir aus ihm machen, gegen die Natur, gegen den göttlichen Willen, der ihm nicht umsonst die Auszeichnung seiner Gaben verliehen hat. Und noch mehr, wir vergiften dem Kind die Seele — mit einem Fluch, von dem es nichts begreifen kann und der ihm alle Empfindungen für Rechtlichkeit und Sittlichkeit verwirren muß. Wir verkrüppeln und verderben dieses Geschöpf mit seiner göttlichen Sendung planmäßig in Grund und Boden.«

Schonungslos schärfte sie Gedanken und Worte, sich und den andern für Gewohnheit und Herdengeist zu strafen.

Holthoff fuhr sich mit der Hand kreuz und quer durch sein Strohdach. Das Wahre und Mutige wetterte ihm durchs Hirn. Aber dem weiblich Ungehemmten und einseitig Fortstürzenden stellte sich doch das Schwerbedachtsame seines wohlgeschulten männlich staatsbürgerlichen Sinnes in den Weg.

Er suchte mühsam nach den Worten. »Es ist wohl richtig — für die Schule sollten zuerst die Leistungen und das Verhalten der Schüler maßgebend sein — aber die Schule soll doch auch wieder im Leben stehen — oder sich doch nicht aus dem Leben herausstellen — und unser Staatsleben — es hat nun mal die Ehe als Grundlage — die Familie ist sein Inbegriff — und da muß es sich schützen gegen Übertretungen und Auswüchse — und das kann es, ohne Strafe an Leib und Leben, nur, indem es diese Auswüchse als solche kennzeichnet.«

»Aber diese Auswüchse sind Kinder, Herr Holthoff! Kinder! Und ich verlange vor allen Dingen Schutz für die Kinderseele!«

Sie meinten es beide mit den Kindern herzlich gut. In dem einen kamen sie kräftig zusammen, daß hier ein Unrecht an Unschuldigen sich auslasse. Und sie fanden die wohltuende Formel, daß der Staat, wenn anders er etwas Sittliches sei, dafür zu sorgen habe, daß nicht Schuldlose gestraft werden.

»Nun sind wir glücklich wieder beim Staat,« sagte Gustave, und wieder gab es in ihr den Ruck und die Auflehnung gegen das Eingerostete. »Wissen Sie, was der Staat



ist? In tausend Fällen nichts als eine Ausrede für die Bequemen, eine Schlafmütze für die Faulen. Selbst Hand anlegen, selbst den Anfang machen, das ist, was gebraucht wird. L'état c'est moi, das gilt für jeden tüchtigen Menschen! Und Sie, Meister Samuel, Sie werden hier Hand anlegen und werden hier einen Anfang machen! Nicht wahr, Fritz Klöpper wird Primus?«

Wieder fuhrwerkten die Finger durch das Strohdach, wieder blitzte und stürmte es durch das bedächtige Gehirn. Und dann hoben sich die treuherzigen Augen. »Ja, gnädige Frau, ja! Ich werd' es tun!«

Sie hatten noch mancherlei zu besprechen. Gustave hatte es ihm nahegelegt, landwirtschaftliche Dinge in den Unterricht aufzunehmen, von all den wichtigen und notwendigen Neuerungen den Kindern nach ihrem Verständnis Kunde zu geben, von neuer Bodenpflege, neuer Landnutzung und neuen Kulturen. Die immer noch unfreundlich angesehene Kartoffel hatte sie ihm besonders ans Herz gelegt.

»Von der Jugend muß uns auch hier das Heil kommen,« so meinte sie. »Zunächst einmal tragen die Kleinen dieses Wissen, das ihnen innerlich besonders nahekommt, lebhaft beschäftigt mit nach Hause und wischen den Alten die verdösten Augen aus.«

Holthoff, der selber vom Lande stammte, war freudig darauf eingegangen. »Mehr Erträge — mehr Menschen! Das ist die Losung!« erklärte sie wieder und wieder.

Und dann, da sie bei Losungen und Worten nicht stehenzubleiben pflegte, besah sie sich den Gehilfen und Gesinnungsgenossen näher und ging mutig auf ein praktisches Ziel los.

»Lieber Holthoff,« so packte sie ihn an, »Sie haben Ihr Auskommen und eine sichere Stelle. Und vorhin haben Sie der Ehe und der Familie das Lob gesungen. Aber mit diesem Singsang ist es nicht getan.«

Er kraute sich verlegen das Kinn.

Doch Frau Gustave war die Sache zu wichtig für alle kleinen Zartgefühle. »Sie sollen heiraten!« sagte sie kurzhin, und es klang wie ein Befehl.

»Gnädige Frau —«

»Hier heißt es jetzt, alle Mann an Bord!«

Er kramte seine Gedanken zurecht, er wollte eine Rede halten, darüber, daß staatliche Forderungen gerade hier mehr als sonst irgendwo mit dem freien Willen des Individuums in Einklang stehen müssen, andernfalls der wirkliche politische Wert und Nutzen ausbliebe. Aber Frau Gustave rückte schon mit derben, tatsächlichen Fragen heraus.

»Gibt es denn bei uns kein weibliches Wesen, das Sie zur Frau haben möchten?«

Er wandte den Kopf scheu zur Seite. Dann bezwang er Unwillen und Unbehagen und antwortete stockend: »Die, die mich vielleicht nehmen würden, die sind mir nicht nach dem Sinn — und die — die ich —«

»Also ist es eine — eine Bestimmte! Weiß sie, daß Sie sie wollen?«

»Nein.«

»Woher wissen Sie denn, daß sie Sie nicht will?«

Er zuckte schwer die Achseln. Schatten zogen durch seine Augen. Dann sprach er mit gequältem Gleichmut: »Sie ist die beste Tänzerin ringsum — und ich bin ein Stelzfuß. So was gehört nicht zueinander.«

»Holthoff — spricht so ein Mann, der seinen Kopf hat und seine Arbeit und seinen inneren Wert? Und wie kommen Sie dazu, so von der kleinen Alwine Vorbrodt zu reden? Als ob die Verstand und Gefühl nur in den Beinen hätte!«

Samuel Holthoff riß die Augen so groß auf, so töricht erschrocken, daß Gustave lachen mußte.

»Nun also!« sagte sie munter. »Es ist also richtig die Schulzentochter von Marienborf. Guter Geschmack, Holthoff. Alle Achtung. Und prächtige Leute sind es. Und mit der Kleinen werde ich sprechen.«

»Um des Himmels willen, gnädige Frau!«

»Ich werde natürlich nicht mit der Tür ins Haus fallen. Auf den Busch klopfen, wie man zu sagen pflegt. Keine Plumpheiten — aber auch keine Zimperlichkeiten, Holthoff. Danach ist nicht die Zeit. Und da Sie mir in solchen sehr notwendigen Dingen hilfsbedürftig zu sein scheinen, sollen Sie sich meine Hilfe wohl gefallen lassen!«

Gustave ging langsam nach Hause. Es waren die Tage kurz vor der Ernte, die dem Landmann für stilles Atemholen, für allerlei Gedanken, Erwägungen und Prüfungen Muße geben.

Sie schritt durch die Felder, die gesegnet waren. Der Sommer hatte gehalten, was der Frühling versprochen. In dieser Gegend wenigstens war den Landleuten ein gut Teil Sorge vom Herzen gefallen.

Ein leiser Lufthauch strich zärtlich über die Ähren hin. Die Spätnachmittagssonne gab ihren tiefen, satten Glanz darein. Das Summen des Sommers war in der Luft. Schwärme von Mücken stiegen und fielen wie silberner Staub. Dort oben, neben dem Hünengrab, inmitten des reifenden Haferfeldes stand eine einsame Buche in voller Blätterpracht. Schwer lag das Sonnenlicht auf dem dunklen, strotzenden Grün, umsäumte die Blattränder, spann Fäden von Stengel zu Stengel, funkelte durch die Zweige und entzündete Flammen auf den Spitzen der Äste.

Gestern hatte Gustave in der »Allgemeinen Zeitung« den Aufsatz eines Buchstabengelehrten zu lesen versucht, der mit den »schiefen Bildern in der deutschen Dichtung« sich grämlich beschäftigte. Der Mann wies in besonders hämischem Behagen auf das »und grün des Lebens goldener Baum« und machte dazu fröhlich meckernd ein paar kümmerliche Witze.

Oh, könnte ich dich — so dachte Gustave — mit deiner spitzigen, siebenklugen Schulmeisternase mal hineinstoßen in diese grüngoldene Buchenkrone!

Ein Fußweg führte sie durch Roggenfelder. Sie ließ die Ähren durch die Finger gehen. Noch zwei Tage Sonne, dann können wir schneiden! Wie freute sie sich auf die große, schwere Erntearbeit! Da jede Kraft bis zum letzten gebraucht wurde! Kraft aber hatte sie, sie stand ihren Mann; ihr Junge, der noch immer schonungsbedürftig war, sollte sich nicht beklagen.

Und mit den vielen grabenden Fragen würde dann einmal gründlich aufgeräumt werden! Diese unselige Angst würde von ihr abfallen, die sich immer und immer wieder an ihr festkrallte! Die es schon dahin gebracht hatte, ihr ganzes Leben ihr zu verrücken und zu verzerren.

Die Angst ihres Alters — um sich ehrlich das Kind beim rechten Namen zu nennen! So sinnverwirrend, daß sie in den Frevel der trübsten Gedanken geworfen wurde. Hatte sie nicht mit Sorge die Zeit ins Auge gefaßt, da ihr Mann nicht mehr ihrer Pflege bedürfen würde, da er wieder gesund und frisch der Kraft seiner Jugend sich freute. Mit Sorge!

Wie weit war solche Empfindung von dem frevelhaften Wunsche entfernt, daß er immer und immer auf sie angewiesen bliebe, schwach, krank, ein Gebrochener für alle Zeit —!? Ein Wunsch — welch ein grausamer Wunsch! So daß es ihr schauderte vor ihr selbst. Vor der grausamen Tücke des Alterns.

Und kleiner wurde sie und kleiner vor sich selbst. Daß sie überall eingreifen und zugreifen mußte, jetzt hatte sie nur Tadel dafür. Eben dies wieder mit dem unehelichen Kind — und was sie mit Holthoff und seiner Erkorenen im Sinne hatte.

Wer war sie, daß sie so als Schicksal durchs Land zu schreiten liebte!

Und sie sank in sich zusammen, da sie weiter wanderte, und verkroch sich vor sich selbst.

Das Dorf war nahe. Da hörte sie einen Klang, der sie weckte, der bis ins Mark ihr zitterte und fröhlich den Atem beschwingte. Sensen wurden gedengelt! Welch ein Ruf! Sie hob den Kopf und war wie ein andrer Mensch und dachte ihrer Arbeit.

Und sie war froh, daß die Ernte ihrer wartete, dieses Stahlbad härtester Mühen.

Aus der Tannenschonung, auf dem Wege nach Hohenkessin, kamen zwei Reiter. Gustave hielt schützend die Hand gegen die Sonne, und nun erkannte sie die beiden: es war Magda mit ihrem alten klapperdürren Diener Josef, der sie immer begleitete.

Sie wollte offenbar sich wieder einmal landwirtschaftlich mit Emmerich beraten. Auch mit ihr, Gustave. Aber sie selbst war jetzt an die zweite Stelle gerückt.

Doch ließ sie nichts an Trübungen aufkommen. Der Sensenklang blieb ihr zur Seite. Sie beschleunigte auch nicht ihren Gang. Als sie zu Hause war, fand sie Magda und Emmerich im Zwiegespräch auf der Gartenterrasse.

Magda war kaum verändert. Hatten ihre Züge mehr Farbe und Regsamkeit gewonnen, so blieb doch in ihren Augen das Betaute des großen Schmerzes und das sternenhaft Ferne.

Und die Sorgen, von denen sie hier sprach, saßen nicht tief. Freilich ging es diesmal um mehr als um Fragen der Landbestellung. Die Herrin von Ubars war in fühlbarer wirtschaftlicher Bedrängnis. Man hatte ihr eine Hypothek gekündigt. Sie mußte bares Geld beschaffen. Wo aber war in diesen Zeitläuften bares Geld zu annehmbarem Preise aufzutreiben?

Herr Sorgenstuhl aus Templin mit seiner feinen Witterung hatte sich angepirscht. Er verlangte seinen eigentümlichen Zinsfuß, war



auch bereit, für seinen eigentümlichen Preis einen Teil der Ernte auf dem Halme zu kaufen. Mit zorniger Entschiedenheit lehnte sich Emmerich dagegen auf.

»Freund Segelmaker muß helfen!« war sein Rat. Und mit einer Lebhaftigkeit, der Gustave besorgt zusah, erklärte er, daß er morgen mit Magda zu ihm nach Seehagen fahren wolle.

Emmerich hatte einen Rückfall gehabt, er war zu leichtsinnig vorschnell in die Arbeit gestürzt, schon deshalb war seine Frau mit so viel Betriebsamkeit nicht einverstanden. Und wie Magda den Freund dankbar anblickte, konnte Gustave sich nicht versagen, ihr dieses nahezulegen: »Erlaube mir eine Frage, Magda — ist es nötig, daß du in der schweren Zeit, an der wir alle zu leiden haben, deinen Reitstall in der alten Weise unterhältst?«

Magda sah unsicher drein, wie aus dem Traum gerufen. Dann klang, so gemäßigt der Ton dieser Worte war, aus ihnen etwas nach, was sich schmerzend in sie eingrub und sie, die Verwöhnte, Gehegte, in eine Art gekränkten Widerstandes trieb.

Und wieder war es das eine große Gefühl, in das sie sich flüchtete.

»Die Tiere sollen das Gnadenbrot bei mir haben. Es ist mit ihnen so viel von der vergangenen Zeit ...«

Mehr sprach sie nicht. Und ihre Züge sagten dazu, daß ein Wille überwirklicher Art hier walte, der durch Alltäglichkeiten sich nicht beirren lasse.

Emmerich faßte Gustave, die einen Einwand vorbereitete, groß in seine Augen, wie beschwörend, es nahm ihn hin, ein Innerliches zu schützen, und sie schwieg. Aber wie ein Nebel lag es nun auf ihrem Beisammensein.

Magda ging bald. Emmerich, obwohl die alten Schmerzen ihn heimsuchten, ließ es sich nicht verwehren, sie ritterlich zu ihrem Pferde zu begleiten.

Es war ein Schweißfuchs, edles Halbblut.

»Wie alt ist der Wallach jetzt?« fragte Emmerich.

»Neun.«

»Und bei der steilen Vorderhand die guten Gänge! Wann reiten Sie mir ihn mal in der hohen Schule vor?«

»Wann Sie wollen.«

Sie verabschiedeten sich. Gustave winkte von fern ihren Gruß.

Lange sah Emmerich der Reiterin nach. Als er mühsam nach Hause zurückschritt, fand er Wolken auf Gustavens Stirn.

»Du solltest doch heute stilliegen!« sagte sie verweisend.

Er lehnte es ab mit einem Kopfschütteln.

»Hast du es gesehen, wie sie antrabte? Die leiseste Hilfe ...«

Sie hob leicht die Hand. »Du weißt doch, wie wenig ich davon verstehe.«

»Aber du freust dich doch auch an ihrer Kunst.«

Da sprach sie ein bitteres Wort: »Die berittene Untröstlichkeit.« Sie erschrak selbst darüber. In Emmerichs Augen stand eine große Frage.

Gleich nahm sie seine Hand, und als hätte sie ihm etwas abzubitten, sagte sie still: »Verzeih! Das war häßlich. Aber es wird mir nun doch zuviel dieser nimmermüden Weltabkehr. Und wenn sich solche Erdentrücktheit nun gar der Kunstreiterei ergibt ...!«

Damit war sie wieder in den alten Ton geraten. Nun aber schüttelte sie sich herzhaft und schlug die Zähne zusammen, bis sie zu einem Lachen sich auftaten.

»Ein keifendes altes Weib ziehst du dir heran!« Sie nahm seinen Arm und führte ihn. Und wollte von andern Dingen sprechen.

Er aber blieb bei der Sache. »Wieviel Zeit willst du denn der Witwentrauer geben?« fragte er. »Und du weißt doch, wie fest gerade die beiden miteinander verwachsen waren. Was ist sie durch ihn geworden! Ihr Vater — ein Pferdezüchter, und weiter nichts. Ihre Mutter ein bigottes Gänsehirn. Sie als Kind hin und her geworfen zwischen diesen beiden Unverträglichkeiten. So traf Hennning sie an, und mit seiner herben Innigkeit nahm er sie in die spröde, feste Hand. Formte sie, gab ihr von seinem Geist, der Freude hatte am Suchen, der fand und festhielt, und sie erlebte mit ihm all seine, vielleicht nicht glänzenden und besonderen, aber treuen und starken und oft eignen Gedanken. Sie wurde ganz seines Geistes Kind, nie ist eine Frau mehr in die Anschauungswelt eines Mannes aufgegangen. Und nun soll das alles ausgelöscht sein? Nein, nein, sie lebt ihn eben weiter.«

Gustave hörte ihm hingegeben zu. Er war sonst kein Freund von seelischen Zergliederungen, und seine Worte wenigstens, bei aller Wärme seines Gefühls, pflegten sich mehr an der Oberfläche zu halten und im Leichter-



beschwingten sich wohlzubehagen. Hier aber suchte er mit Lebhaftigkeit nach Gründen und dem Gründlichen.

Zwischen Henning und ihm hatte eine geradezu herzliche Freundschaft bestanden. Gerade aus der Verschiedenheit ihrer Gaben konnten sie sich gegenseitig am besten und erfreulichsten beschenken.

Emmerich war der entschieden bessere Landwirt. Er hatte den Griff und den Blick fürs Wirkliche, für das Nützliche und Günstige. Die Tatsachen waren sein Bestes. Henning hingegen gab sich mit ihnen nicht zufrieden, er wollte noch ein Mehr, und das Wie kam ihm innerlich viel näher als das Was. Die Forschernatur Hennings lebte in Fragen, für Emmerich aber waren Fragen mehr ein anregendes, unterhaltendes Spiel, das man ganz nach Bedarf verabschiedete. Gebärdeten sie sich aber als Quälgeister, so brachte er sie munter mit Antworten seines schnellfertigen Wesens zur Strecke.

Der gewaltige Schlag der Zeit hatte auch seiner sorgenfreien Art tiefere Linien eingeprägt, doch war es mehr eine Versonnenheit des Gefühls, was er vom Krankenlager her mit sich trug, wie denn überhaupt die Empfindungssaiten bei ihm stärker, lebendiger und klangvoller schwangen als das Gedankenleben. Er war kräftig und entschieden in seinen Neigungen und Abneigungen, viel Zwischenfarben gab es nicht für ihn; was aber einmal sein Herz gewann, dem war er auch ehrlich und rückhaltlos zugetan, freigebig und immer hilfsbereit. Er war der beste Freund und Kamerad.

»Das ist alles recht schön und gut,« sagte Gustave, »aber Magda hat sich in eine so blinde Abhängigkeit hineingefunden, daß sie jetzt hilflos herumtastet, fast wesenlos. Sie ist doch einfach verweht. Das tut mir leid um sie, denn sie steht mir nahe. Aber wir stehen uns näher, und mehr leid ist es mir um uns. Denn wir sind es jetzt, die in die Bresche springen müssen.«

Seine fraglose Hilfsfreudigkeit stutzte nun doch ein wenig, und er sah sie wieder groß an.

»Ja, Emmerich,« fuhr sie fort, »immer ehrlich und nicht den Kopf in den Sand. Sie ist doch durchaus unfähig, zu wirtschaften. Ihr alter Inspektor ist eine Ruine. Aber sie trennt sich auch von dieser Ruine nicht, weil die sie an frühere Zeiten erinnert. Ihr ist das Wirtschaftliche ja auch höchst nebensächlich. Wenn sie hungert, wird sie wie ein Kind die Hand ausstrecken. Vielleicht auch ist sie imstande, wenn es ihr der Not zuviel wird, sich selbst auf den Weg nach drüben zu machen — wo sie ja schon dreiviertel zu Hause ist. Wir sind es, die die Verantwortung haben —«

»Ja,« erklärte Emmerich, »und wenn ich erst wieder kann, wie ich will —«

»Ich denke nun einmal daran, trotz allem, was du von ihr und Henning zu sagen weißt, ob für sie nicht — früher oder später — die Möglichkeit kommt, sich wieder zu verheiraten. Das ist schließlich ihre einzige Rettung. Ewig kann sie nicht so bleiben. Ewigkeiten gibt's doch auch schließlich in diesem Leben nicht. Einer läuft hier ja herum, der so etwas mit ihr im Sinne hat —«

»Wer ist das?«

»Tannhöven.«

»Was du sagst!«

»An Berührungspunkten zwischen ihnen fehlt es gewiß nicht. Er beschwört Geister. Ich wüßte nicht, was ihr jetzt näher läge, als sich von seinen Künsten was vormachen zu lassen —«

»Ich will nicht, daß sie sich mit ihm abgibt!« rief Emmerich.

»Auch ich tu' dagegen, was ich irgend kann. Aber schließlich haben wir doch darüber nicht zu bestimmen.« Was war es nur, daß sie plötzlich bei dem »wir« so etwas wie einen Ruck, eine innere Hemmung fühlte?

Wie sie sich das durch den Sinn gehen ließ, schrak sie zusammen über einem Ausfall seines Zornes: »Der schleichende Hund — wenn er sie nicht zufrieden läßt, zerbrech' ich ihm die Knochen!«

Die Worte waren selbst für seine Art von ungewohnt sich überstürzender Heftigkeit. Und als sie seine Augen sah, ging etwas darin um, wovor sie noch mehr erschrak.

Alle geistige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberstabes. Alles kann zum Zauberwerkzeug werden.

Gut war die Ernte eingebracht. Den Landwirten war es erheblich leichter ums Herz.

Emmerich hatte sich bei der Ernte überanstrengt. Auch in Ubars war er dabeigewesen. Magda hatte das nach ihrer Art gedankenlos wie ein Selbstverständliches hingenommen, sehr zu Gustavens Verdruß. Auch die Fol-



Alexander Kraumann: Mutter und Kind



gen, die die Aufopferung des Freundes für seine Gesundheit hatte, blieben ihr fern und unbewußt, und Gustavens Bitterkeit wuchs.

Ein trüber, regenschwerer Herbst hatte eingesetzt. Für Magdas Weltflucht war die graue Trostlosigkeit wie ein gutes Versteck. Diese Abende waren ihr Leben, wenn die Stimmen des Hauses zur Ruhe gegangen, wenn es in dem Holz der alten Möbel tickte und knackte und Rufe aus der Ferne herüberzogen.

Sie hatte jetzt einen Stukkateur auf Ubars, in den Zimmern war mancherlei auszubessern, und Kosten spielten hier weniger noch als anderswo eine Rolle für sie.

Hatte doch Henning, der sich in das Barock erst hatte hineinleben müssen, ihm dann aber eine gewisse Zärtlichkeit entgegenbrachte, bei den Ornamenten stets peinlich auf Ordnung gehalten.

Wie oft hatte sein Freund Emmerich über diese seine Neigung den Kopf geschüttelt! »Du und der Stuck mit seiner Verlogenheit — gibt es einen größeren Gegensatz? Deine eignen Linien — bist du nicht ein ehrlich und klargefügter Spitzbogen? Und wenn du träumst mit deiner romantisch beschwingten Seele, fliegst du dann nicht geradeswegs in die altdeutsche Ferne? Was hast du mit dieser Zwischenzeit und ihren Maskeraden zu tun? Mit diesem Schwindligen und In-die-Luft-schwebenden? Mit diesem ganzen zweideutigen Schnörkelkram?«

Dann hatte Henning die schmalen Lippen zusammengekniffen, ihn still angesehen und etwa so gesprochen: »Gemach, alter Junge! Wenn hier Gegensätze sind, so mögen ja wohl auch diese sich anziehen. Das eine will ich dir gerne zugestehen: hätte ich mir das Haus gebaut, ich würde es anders gebaut haben. Aber da ich es ererbt habe, habe ich es zu erwerben gesucht, und ich hab' mich nun allerdings sehr gut in seinen Geist hineingefunden. Du sollst mir das Barock nicht schelten! Hat es nicht so etwas sorglos Kühnes — etwas, was uns frei macht von dem Senkrechten und Wagerechten des Erdgebundenen und uns in das runde Himmelsgewölbe hineinwirbelt mit seinen luftigen Schwingungen? Mehr Wirkung als Wesen — gut. Ein Maskenspiel — meinetwegen. Ein Spiel mit Schein und Sein. Aber eins, das sich ganz offen als solches gibt, das sich nicht selber versteckt, das lachend geradezu die Helligkeit sucht. Und den Reichtum seiner Launen über uns ausstreut. Wie oft macht es mich fröhlicher, leichter, sorgloser mit seiner vieldeutigen Unbegrenztheit!«

War in gleicher Art nicht Magda von seiner feinen, sicheren Hand immer tiefer hineingeführt in die Erkenntnis seiner Empfindungswelt? Und nun galt es für sie, auch diese Heiligtümer des alten Hauses zu wahren und zu hüten.

Der Stukkateur war ein grauhaariger Italiener, ein gezierter und geschwätziger alter Geck — das störte sie nicht. Bei der Arbeit pflegte sein schäbig und rissig gewordener Tenor in aufdringlichem bel canto sich zu überhitzen. Aber selbst diese lauten Mißhelligkeiten blieben für sie im Wesenlosen stecken und drangen nicht beleidigend zu ihrer Stille. Der alte Laffe mit all seinem Unzuträglichen gehörte nun einmal in den Kult, er war seinerzeit von Henning selber angewiesen, er hatte auch früher alle Ausbesserungen gemacht. So fiel auf ihn selber von dem Verehrungswürdigen ein Teil.

Und alles, was je mit dem Verstorbenen in Berührung gekommen war, trug nach wie vor die Erinnerungsmale und wurde ihr dadurch — und nur dadurch — nahe und vertraut. Was sich aber an Neuem in ihren Kreis drängte, blieb ihr fremd, schattenhaft, starr und feindlich.

So ging es auch Tannhöven, dem es nun doch gelungen war, da er sich Mühen und Abweisungen nicht verdrießen ließ, von ihr empfangen zu werden. Heute hatte er als Begleiter von Petra seinen Besuch wiederholt.

Frostig saßen die drei in Magdas Zimmer. Die tauben Höflichkeiten erstarben in leerer Luft. Trostlos schnitt die Konversation ihr trockenes, hohles Häcksel. Leben brachte erst der Italiener hinein, der jetzt im Saale nebenan seine Arbeit anfing und gleich dazu tremolierte und fistelte, daß Petra ein Grauen durchlief.

»Um des Himmels willen!« klagte sie und schlug fast ein Kreuz. »Und das halten Sie aus?«

»Ich höre es gar nicht,« sagte Magda gelassen und fern.

Tannhöven aber wollte scherzhaft sein und meinte: »Er probiert offenbar gleich, ob der Stuck auch hält.« Und dann, sich interessant zu machen, horchte er auf die Melodie und



belehrte: »Das ist ja der gute alte Pergolesi. La serva padrona.«

Petras Nerven aber hielten nicht stand, und Magda, die dem Krähen nicht Einhalt gebieten konnte oder wollte, war so rücksichtsvoll, den Besuch in ein andres Zimmer zu bitten.

Der regsame Umzug war der Unterhaltung zugute gekommen. Tannhöven nahm seine Aufgabe fest ins Auge. Er sprach von seiner Entdeckung, der Nichte des Müllers. Daß sie bei seinen letzten Versuchen die Fähigkeit bewiesen habe, ihn mit Verstorbenen in Verbindung zu setzen. Sie wollten nächstens in Reggun eine Sitzung abhalten. Im allerengsten Kreise. Ob die gnädige Frau nicht daran teilnehmen wolle?

Petra saß da, den Kopf hintenübergelehnt, durch die halbgeschlossenen Lider saugten sich die Augen, die müde und gierig zugleich waren, an Magda fest.

Hier setzte die Werbung ein des Mannes, der über ihre Sinne mächtig war, um die andre Frau. In all ihren Fibern spannte es sich und schwirrte und klirrte — ein lustvoll schmerzliches Zittern kroch ihr über den Rücken, der in leiser Mattigkeit sich zog. Und von Magda zu Taddäus, von Taddäus zu Magda schlichen kauernd und lauernd ihre gierig müden Augen.

Magda war alles andre eher als geneigt. Zuerst hatte sie in dieser Mitteilung, die von dem Umgang mit Verstorbenen sprach, etwas erschreckt und verletzt. Wollte man ihr etwa zumuten, ihr eignes innerstes Leben und Zusammenleben auszuliefern? Wollte man sie bewegen, hier mit fremden Menschen ein für diese mehr oder weniger gebräuchliches Verkehrsmittel zu benutzen?

Dann tat sie solches Feingefühl von sich, als würde jenen andern mit ihm zuviel Bedeutung und Ehre erwiesen, und stellte sich gesellschaftlich auf den Boden einer förmlichen Einladung zu einem unterhaltenden Abend.

Sie lehnte ab, höflich, aber ganz in sich verschlossen. Sie bedaure sehr, aber sie gehe nicht aus.

Tannhöven fühlte gleich, daß es heute auf diesem Felde mit seiner Macht zu Ende sei. Indes — er konnte warten. Das Schwere und Ausschlaggebende will seine Zeit haben. Im übrigen sproß ja auch hier, auch hier im Hause der Trauer, des Lebens schöne Mannigfaltigkeit. Taddäus zog unverzagt nach angemessenen Übergängen ein andres Register. Er sprach mit Magda übers Reiten, und damit fand er mehr Zugänglichkeit und leichteres Entgegenkommen. Von der alten Reitschule in Versailles konnte er berichten, wo immer noch nach Guérinières Grundsätzen die Pferde behandelt wurden, wo er selbst in der hohen Schule sich versucht hatte. Er betonte die Einseitigkeit und Gefahr dieser Methode, die dem Pferde wohl kunstvolle Gänge beibrächte, dafür aber seine Verwendbarkeit im Gelände herabsetze — etwas, was einem Kavalleristen nun und nimmermehr gefallen könne.

Magda meinte, daß sich beides wohl in Einklang bringen lasse; sie erzählte von Hübnersdorf, dem hessischen Stallmeister, einem Freunde ihres Vaters, bei dem sie selbst noch als Kind geritten habe. Für den seien die natürlichen Gangarten des Pferdes Anfang und Ende gewesen, die hohe Schule nur das Mittel, die natürlichen Anlagen des Tieres zu größter Leistungsfähigkeit weiterzuentwickeln.

Es gab ein bewegliches Gespräch, und in seinem Nachhall gingen sie immerhin nicht mit der alten eisigen Fremdheit voneinander.

Als Petra und Taddäus im Wagen saßen, meinte sie: »Vierfüßig wirst du eher zum Ziele kommen.«

Es war Bosheit darin, so viel sie zur Würze ihrer Empfindung brauchte.

Er blieb gleichmütig, bot ihr eine von seinen guten Hamburger Zigarren, und sie ließ sich Feuer geben. Sie verschmähte kein Reizmittel dieser Erde und liebte es, alle Genüsse mit ihm zu teilen. Und daß sie etwas Verbotenes tat, etwas, was keiner wissen durfte, weil die Sitte es untersagte, schmälerte ihr gewiß nicht die Lust.

Übrigens dienten eben diese guten Zigarren unter anderm immer wieder dazu, Claus von Reggun, den ehelich zürnenden Hausherrn, zu besänftigen. Taddäus hatte nun mal seine besonderen Verbindungen und fand Quellen, die sich sonst keinem so leicht erschlossen.

Auch Geld flüssig zu machen verstand er, eine Gabe, der gerade diese Zeiten ihre ausgesuchte Teilnahme zuwandten. Auch der Besitzer von Reggun war vor der Ernte in weibliche Schwierigkeiten geraten, sich »in den Sorgenstuhl zu setzen« hatte er denn doch gescheut, da hatte Tannhöven auf eigne Hand Rat geschafft. Natürlich hatte Taddäus sich



selbst einen guten Rock dabei angezogen, aber seine Garderobenverhältnisse, so meinte er, waren doch wohl seine höchst intimen persönlichen Angelegenheiten.

Nun trug er sich, der Projektenmacher, der er war, mit weitausgreifenden Plänen. Er wollte eine landwirtschaftliche Privatbank gründen, die den einseitigen engen und schwerfälligen Betrieb der Landschaftsbank erweitern, verzweigen, ergänzen und unterstützen sollte, eine Bank, die keine örtlich begrenzte Immobiliarkreditanstalt wäre, die alle Bankgeschäfte pflegen, auch Wechsel ankaufen und Lombarddarlehen gewähren müßte.

Der Gedanke stammte nicht eigentlich von ihm. Segelmaker hatte ihn vor kurzem in der Tafelrunde ausgesprochen, doch nur bei Emmerich, der das erste und einzige Mal nach dem Kriege bei ihnen saß, Gegenliebe damit gefunden.

Tannhöven erkannte gleich in Emmerich den tätigsten und regsamsten Geist unter den Gutsherren des Kreises. Seine Feinspürigkeit fühlte auch auf den ersten Blick, daß ihm so was wie Zuneigung und Freundschaft von dieser Seite nie entgegengebracht würde. Um so mehr war ihm an geschäftlichen Zusammenhängen gelegen, mit denen sich am ersten störende Gefühlsregungen im Zaume halten ließen. Alle Gegensätze zu einem Manne, der als Feind auf alle Fälle höchst gefährlich war, galt es in dieser Umgebung tunlichst zu vermeiden.

Das *eine* war und blieb für Taddäus die Grundbedingung: er durfte hier nicht länger so in der Luft schweben — ein Überflüssiger, im Grunde Lästiger, höchstens einmal als Nothelfer gelitten. Festen Boden mußte er gewinnen. Und der Boden war und blieb Ubars. — — —

Emmerich lag still auf dem Ruhebett. Doktor Sporleder saß bei ihm und schalt — die Glieder zusammengeschlungen, ein zorniges Fragezeichen.

»Sie stellen den Abschluß des Heilungsprozesses immer wieder in Frage. Ich muß Sie ins Bett stecken —«

»Doktor —!«

»Schon aus erzieherischen Gründen. Zunächst auf acht Tage.«

Es half ihm kein Widerstand. Auch Gustave blieb unerbittlich.

Schwer machte ihr die ganze Zeit der ungeduldige, ungebärdige Kranke zu schaffen. Aber er war ganz auf sie angewiesen, und sie war gedankenlos glücklich.

Als er zum erstenmal wieder aufstehen durfte, gab es sich so, daß sie eine besondere Freude für ihn bereithielt.

Emmerich liebte die Musik — mehr die leichtbeschwingte, fraglose, phantasievoll bunte und schillernde als die schwerringende, um Höhen kämpfende, die Feuer aus Felsen schlägt. Er hatte dabei die Ansprüche eines feineren Geschmacks, bloßes Tongedudel und Geklimper war ihm höchlich zuwider.

Gustave aber war so gut wie ganz musiklos. Ja, eine klavierwütige Verwandtschaft hatte ihre Kindheit in ein Mißtrauen, in eine Art Haß gegen jedwede Musikübung hineingetrieben. Sie hatte später oft gedacht und gesagt, daß für die meisten im Grunde auch die Musik nichts andres sei als eine der vielen Ausflüchte und bequemen Betrügereien, mit denen die Menschen es so gut verstünden, den Müßiggang zu heiligen und von Ernst und Arbeit sich zu drücken.

Indes als Erfrischungsmittel für ihren Genesenden ließ sie sie auf alle Fälle gelten. Und da Traude Immhov, die Organistentochter aus Seehagen, heute zu Besuch kommen sollte, war ihr aufgegeben, ihre Geige mitzubringen.

Traude spielte dem Kranken vor. Erst auf ihrer Geige, dann auf dem Tafelklavier.

Sie strahlte in weißem Kleide und in Wohlgewaschenheit, ihre Mundwinkel hatten heute ein gutes Gewissen. Ihre Augen waren Andacht. Solange sie musiziert, ist sie die Reinheit selbst, dachte Gustave.

Mit Mozart begann sie. In heller Kinderfröhlichkeit streuten ihre Hände die Blumenfülle seines lachenden Reichtums.

Beschaulicher war sie, als sie sanfte, freundliche Träumereien ihres Vaters gab, in denen dankbare Naturliebe ihren Ausdruck suchte. Und geradezu zärtlich spielte sie von einem Unbekannten und Vergessenen, einem früh verstorbenen Freund ihres Vaters, weiche, klangvolle Abend- und Sehnsuchtsstimmungen.

Die kleine Meisterin lebte ganz in der Tonwelt. Erst wenn sie mit dem Spiel zu Ende war, wurde sie der Wirkung sich bewußt und lauschte und spürte nach dem Eindruck. Dann trat auch in ihre Augen ein lauernder Zug, ein Verstohlenes, ein Seitliches und lüstern Schielendes.

Gustave sah es und achtete darauf, Emme-



rich bemerkte es nicht. »Etwas von dem, was Männern erst auffällt, wenn es zu spät ist.«

Emmerich sah nur das geklärte Gesicht in Einklang mit den Tönen. Und seine Sinne ruhten aus in der Schönheit.

Wie schön ist das Kind, und wie schön ist seine Kunst! Die Wohltat dieses einen Gedankens nahm ihn ganz in sich auf.

Gustave fühlte seine Freude. Ihre harte Ehrlichkeit aber, die nicht aufhörte sie zu quälen, ging weiter und griff vor, ohne Schonung.

Ganz wunschlos ist seine Freude, gewiß. Aber sie wird nicht wunschlos bleiben. So wenig wie dieses Kind ein Kind bleibt.

Der Zauber der Jugend ist über Emmerich. Und immer wird er seine Macht auf ihn üben. Wie muß auch gerade die frische Empfänglichkeit seiner Natur diesem Reize sich auftun! Und sie — sie selbst — eine alte, verblühte Frau —

Dann riß sie wieder sich los von diesen Schatten. Sie wollte nur das Reine, das Sinnenferne sehen —

Das Sinnenferne? Sinnlos ist das »Sinnenferne« — —

Aber ihr Junge ist er, ihr kranker Junge. Der sie braucht, dem sie helfen muß, dessen Leben sie leitet — zu seinem Guten, nur zu seinem Guten.

Und in dieser Gewißheit war sie ganz froh und stark. Sie richtete sich selber das Schielende in Traubes Augen gerade. Und dem eignen schielenden Argwohn, der in aller Jugend einen Anschlag witterte, der wohl nächstens jedes weibliche Wesen, jedes Dienstmädchen und jede Hofgängerin in diesen schrägen Gesichtswinkel einspannen würde, gab sie einen beschämt heftigen Ruck.

Den ganzen Winter über war sie Pflegerin. Es ging besser mit der Zeit, an Rückfällen fehlte es nicht, dafür sorgte schon Emmerichs Ungeduld und Ungestüm, aber ihre gütige und dabei feste Hand zwang ihn doch immer wieder zur Ruhe nieder.

Magda baute sich aus den Dämmerungen dieser kurzen Tage die schirmenden und schließenden Gewölbe für ihre heilige Andachtsstätte. Ihre Gedankenwelt war fast nur noch ein Mausoleum.

Das ganze Schloß Udars wurde immer mehr zu einem Museum der Erinnerung. Niemand durfte ihr an die Heiligtümer rühren. Jedes behielt den Platz, den der Ordnungssinn des Verewigten ihm angewiesen.

Der wertvollen Bücherei, die vom Urgroßvater angelegt, vom Großvater und Vater vernachlässigt, ja mißhandelt war, hatte er wieder mit Liebe sich angenommen. Der eigentliche Mittelpunkt dieser kleinen Bibliothek waren Werke deutscher Mystik, darin der Begründer recht eigentlich zu Hause gewesen war, von Meister Eckard und Tauler an bis zu Jakob Böhme. Durch sie hatte auch der junge Henning in so vielen inbrünstigen Stunden den Weg zu Gott gesucht, von der »Stille« durch das »Leben« zum »Geist« durchzudringen sich gemüht.

Den Schauern dieser Dämmerung entzog ihn Kant, der ihm aus »Sinnlichkeit« und »Verstand« die Brücke zur Erkenntnis baute. Aber hinter dem Erkennbaren — blieb da nicht noch immer ein Land — und war der kategorische Imperativ wirklich der Schlüssel zu der Pforte dieser geheimnisvollen Gärten? Schloß er sie aber auf, welche Kraft gab er uns, ihres Zaubers Herr zu werden, vor ihrem Duft, ihrem Blühen und ihren schluchzenden Liedern nicht hilflos zu vergehen?

Oder brachte Fichtes polternde Ich-Allmacht hier das Heil, die einfach das unbekannte Land in Grund und Boden treten wollte? Was bleibt dann von der Welt?

> »Ich komme mir nur selbst entgegen
> In einer leeren Wüstenei.«

Die ferne Küste ist da, aber nur Flügel tragen mich hinüber. Und erlahmen die eignen, es gibt Geister, die mir weiterhelfen. Wieder kehre ich zu Jakob Böhme zurück, dem Innigen — und ein andrer, dem das Leben mich vereint, hilft mir noch besser, Novalis, der Freund.

Er war es, der ihn recht eigentlich trug, mit der großen Lebenszuversicht des Gefühls, das mit dem Diesseits das Jenseits zu einer Lebenseinheit verband. Für den die Philosophie unsrer irdischen Gedanken nichts weiter als ein Heimweh war.

Nichts von dem, was er geschrieben hatte, fehlte in der Bücherei. Und Briefe von seiner Hand wurden als Kostbarkeiten aufbewahrt.

In diesen Schriften hatte Henning sein liebstes Gut. Und Magda, die mit ihm gehaust hat, mit ihm und in ihm, ganz seines Geistes Kind, die Gläubige seiner Gedanken, der Widerhall seines Erlebens und der Nachklang, der jetzt, wo seine Stimme verstummt ist,



Lucas Cranach d. Ä.: Martin Luther (1526)

Aus dem Werke »Tafelbilder Lucas Cranachs d. Ä. und seiner Werkstatt« von Eduard Flechsig

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig



immer inniger und leiser in sich selbst hineinhorcht, scheu und auf der Hut, daß der Außenlärm sich nicht hineindränge und das Gespinst zerreiße — so sitzt sie bei seinen Büchern und klammert sich an seinen Schatten.

In die Schattenwelt ihre Fühlhörner zu strecken, nutzten indes Taddäus und Petra die geheimnisvolle Winterzeit. Malvine Gültzow, die schlafwandelnde Nichte des Müllers, wurde oft nach Reggun geladen. Ihre Willenlosigkeit ließ sich immer mehr auf Tannhövens Beeinflussungen abstimmen.

Petra saß dabei, um ihren fröstelnden Hals lag immer Mira, ihre weiße Lieblingskatze. So war sie wie eine Zauberin anzusehen, und sie schloß den bannenden Kreis der Stimmung. Sie selbst erklärte, ohne sich weitere wissenschaftliche Sorgen darüber zu machen, daß die tierische Elektrizität den »magnetischen Rapport« verstärke.

Klaus von Reggun aber suchte fluchend seine eignen Freuden.

In der Seehagener Tafelrunde wurde mit Ungestüm politisiert. Der Wiener Kongreß gab Heizstoff überreichlich.

Öfter als sonst fehlte diesen Winter der Herbergsvater selbst, Stephan Segelmaker, in den Sitzungen der Männer, er, der Pulsfühler der Zeit, der immer schmerzlich vermißt wurde.

Mehr als nach seiner Gewohnheit war er jetzt auf Reisen, daß Sporleder einmal rücksichtslos ausrief: »Wo soll das hin! Nächstens hat er wohl jede Woche sein Quartal!«

Wenn aber Klotilde, der »Bolzen«, des Hauses getreue Schaffnerin, den Ausflügler nach seiner Umkehr mit vorwurfsvollen Blikken betrachtete, dann sprach Stephan Segelmaker mahnend so: »Obelisk — nicht diese klagenden Augen! Sei gut, geliebtes altes Riesenbutterfaß! Es geht etwas vor im Schoße der Erde. Die Feuer brodeln — ein Flammenausbruch kündigt sich an. Und wer wie ich das innerlich miterlebt —! So, und nun bring' mir noch von der Gänseleberwurst.«

Der Flammenausbruch kam, die Erde erbebte in ihren Festen.

Als dieser Winter zur Rüste gehen wollte, wie der März mit Frühlingsstürmen in die Lande fuhr, da zuckte die Welt zusammen vor Grauen.

Der Dämon war wieder los.

Ein Aufschrei, halb erstickt — dann ein starres Schweigen — und dann ein gewaltiger flutender Orgelton, und dann ein Glokkenklang, als läute das ganze Himmelsgewölbe Erhebung und Sturm.

Gegen den Menschheitsverderber, der neu auf den Plan getreten war, standen zum zweiten Male die Völker auf.

Die Wehrhaften strömten wieder zu den Fahnen. Auch Pastor Schlosser wollte als Feldprediger mit hinaus. Emmerich war nicht zu bändigen.

Erst als Sporleder ihm immer wieder klarmachte: was er dem Vaterlande damit nützen wollte, daß er sich selbst umbrächte — ein glatter Selbstmord aber wäre es, zöge er jetzt mit hinaus — der Krieg würde doch auch von heute auf morgen nicht zu Ende sein — und nach Wochen weiterer Pflege würde er ganz bestimmt ganz wiederhergestellt werden — dann wäre seine Zeit, und sie würde kommen — erst nach solchen wiederholten eindringlichsten Vorstellungen zwang Emmerich sich selbst zur Ruhe und vertröstete sich auf ein Später.

Monate gingen über die großen Vorbereitungen dahin, vor dem Sommer erwartete man kaum die entscheidenden Kämpfe.

Den Mai noch wollte Sporleder für die Erholung. Dann, zu Ende des Monats, gab er den Glückseligen frei, dessen Seele wie ein Zugvogel im Käfig geflattert hatte.

Gustave, die sonst so Tapfere, wurde diesmal durch die Trennung geradezu verstört und verdüstert. Sie mußte die ganze Kraft ihres vaterländischen Sinnes aufbieten, die lähmende Schwermut unter sich zu zwingen.

Was hatte sie sonst mit Ahnungen zu tun gehabt? Wann hatte sie je schlecht geschlafen? Und nun schlug sie sich mit bösen Träumen herum. Gab es nicht Stunden, wo sie untätig vor sich hindämmerte, daß sie gewaltsam zu ihrer Arbeit sich aufraffen mußte, die ihr sonst natürlich und notwendig war wie das Atemholen?

Daß sie selbst an sich irre werden mußte, war das nicht das Schlimmste? Sie, in eine nichtsnutzige Grüblerin verwandelt!

Was wühlten ihre Gedanken so unabläßig in dem, was er zum Abschied gesprochen hatte? Kehrten sie nicht jedes Wort um, suchten sie nicht hinter allem etwas, auch hinter seinen Blicken, auch hinter jedem Ton, den er angeschlagen hatte?

Zu Häschern und Spähern waren ihre Gedanken geworden, daß sie ihrer sich schämte.

Gewiß, anders war sein Abschied gewesen als vor zwei Jahren, wo es zum ersten Male in den Krieg ging. Da war ihnen feierlicher zumute, mehr heiliger Ernst war um sie, und neben dem Vaterland kamen Haus und Hof und Weib zu Worte.

Jetzt war er, der so lange Zurückgehaltene, fortgestürmt in wilder Hast, alles in ihm glühte und bebte vor Zorn gegen den Erzfeind, in seinen Händen zuckte es, als müßten sie dem Dämon selbst an die Kehle.

Nur wenige Anweisungen für die Wirtschaft, ein paar unbestimmte Wünsche und Aufträge hatten sich dann noch eingefunden. Aber unter dem Wenigen fehlte auch das eine nicht: »Kümmere dich um Ubars!«

Um Ubars — war es ihr nicht dabei gewesen, als hätte er gestutzt, als hätte er es wohlweislich vermieden, zu sagen: um Magda? Mit so feinen, so quälend feinen Unterschieden spielte Gustavens Mißtrauen wie mit haarscharfen Messern.

Bis ihr gesunder Ingrimm gegen solche Gefühlsgaukelei sich auflehnte und sie wieder gerade machte und stark.

Die Frühlingsarbeit, die Sommerarbeit — das war genug des Segens. Und auch um Ubars kümmerte sie sich, so todmüde sie oft war.

Diese stillschweigend übernommene Pflicht — und wenn etwas an ihr weh tat, tat sie gerade dadurch gut. Sie machte sie härter und fest.

Und was war dies schließlich alles, wie gleichgültig gegen die eine Sehnsucht: wenn er nur wiederkommt!

Emmerich kam wieder. Anders freilich war auch seine Rückkehr als das erstemal. Damals krank und wund, aber er trug die Freude und den Stolz des Kämpfers.

Jetzt war er nicht an den Feind gekommen. Erst hatte er Truppen ausbilden müssen; dann hatte er freilich seine Schwadron nach Belgien geführt, und er hatte Belle-Alliance gesehen, doch war er in der Reserve geblieben und hatte nicht mitstreiten dürfen.

Nun war er heil und gesund, aber es trübte seine Stimmung, daß man ihn nicht hatte brauchen können, daß er nun doch nicht mit dabeigewesen war.

Und auf dem Wiedersehen, dem Gustavens Tränen flossen, lag ein leiser Dämmer.

Zogen nicht noch andre Schatten herauf? Heute sorgte sich Gustave nicht darum. Sie lebte nur in der Gewißheit: er war wieder bei ihr!

Allmählich aber kam es zurück: ja, war er denn bei ihr?

Diese Frage stand nun über ihrem Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken sind Kräfte

Gedanken sind Kräfte — —
Sie quellen und strömen,
Fruchtbringende Säfte,
Im Weltenall.

Sie gleichen dem Licht,
Das durch Weltenferne
In Jahrmillionen
Zum Erdensterne
Durch Nebel und Wolken
Die Bahn sich bricht.

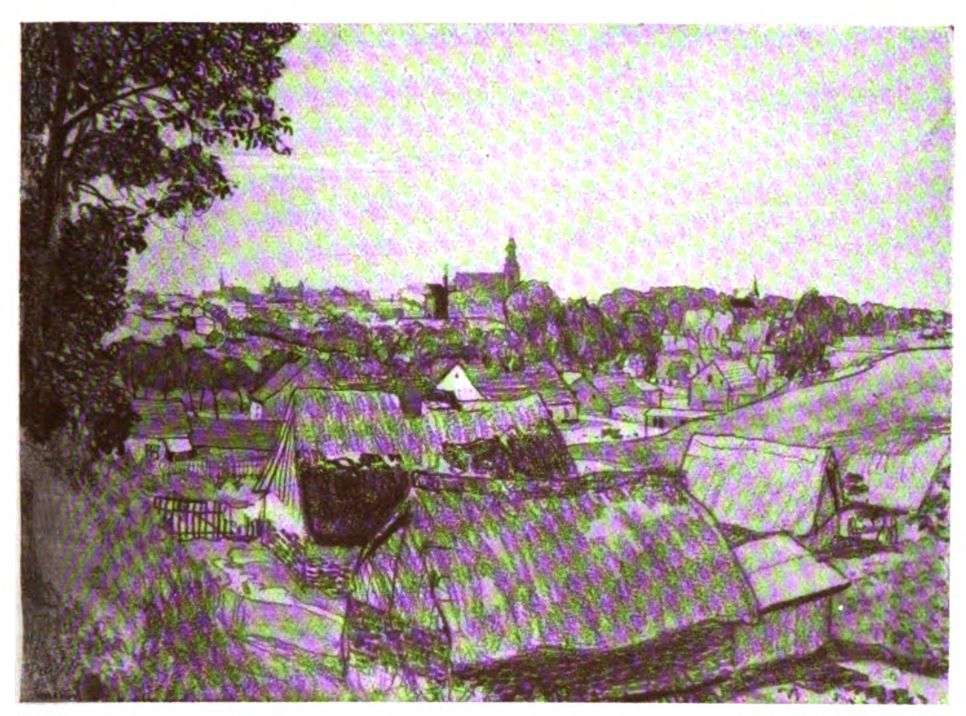
Sie gleichen dem Klang
Der Sphärenfluten — —
Dem Sonnensang
In Purpurgluten.

Und sie bergen den Fluch
Unter dunklem Flügel,
Sie hauchen Böses
Über blühende Hügel.
In ihrer Macht
Verdichten sich Haß und Gebete,
Und eh' du's gedacht,
Sind sie gewandert
Über Meere und volkreiche Städte.

Denn Gedanken sind Kräfte — —
Sie quellen und strömen,
Fruchtbringende Säfte,
Im Weltenall.

Valeska Cusig





Fritz Douzette: Deutsches Städtchen

Das deutsche Land

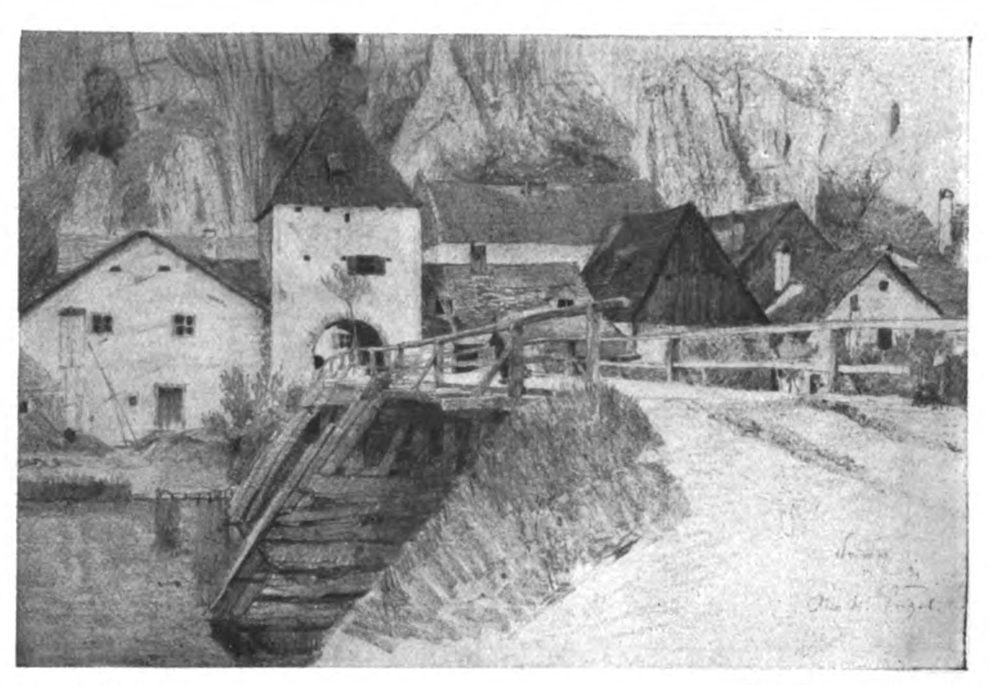
Von Heinrich Werner

Das deutsche Land! Ich hatte das Wort irgendwo als Überschrift, glaub' ich, eines schlichten Gedichts von einem unbekannten Verfasser im Vorfrühling 1915 im Eisenbahnzug gelesen, auf der Fahrt durchs thüringisch - hessische Land. Draußen dehnten sich in weitem Umkreis die noch winterkahlen Berge; es war ein trüber Tag, und spärliche Schneeflocken trieben zerflatternd im Winde. Auf den braunen Äckern aber rechts und links von der Bahn schritten deutsche Bauern fleißig hinter den Pflügen drein und brachen die harten Schollen auf für die junge Saat. Das klang gut zusammen mit dem Sinn des gerade gelesenen Gedichts, denn dies sprach Segen aus über das deutsche Land, über die Mutter unsers Seins und unsrer Kraft. Ich schaute lange sinnend hinaus, der Abend sank früh herab, aber das Bild der Pflüger draußen erneuerte sich beim Weiterfahren des Zuges für und für, und das als Kehrreim in der Dichtung verwandte Wort klang in mir nach — das deutsche Land!



Georg Tippel: Dorfkirche

Es war wie eine Klage darin, denn an den Grenzen tobte der Krieg, und an ihn mahnte die gedrängte Schar der Soldaten im Zuge. Aber es war auch wie ein Segen, wenn



Otto H. Engel: Neuessing im Altmühltal

ich den steten Bauernfleiß auf den Feldern sich regen und mühen sah. Mir schien das ganze deutsche Volk zusammengewachsen mit dieser Erde und als ein Teil von ihr. Ich dachte der beinah vier Jahrtausende durchziehenden Kämpfe um dies Land. Wie germanische Kraft sich in vorgeschichtlicher Zeit von Nordosten langsam vorgeschoben gegen die keltischen Ureinwohner, und wie diese allmählich wichen — zur Oder — zur Elbe — zum Rhein und dann ins gallische Land hinein. Aber auch dort noch mußten sie vor dem überlegenen Nachbarn westwärts weichen. Aber dann kam nach mehr als tausend Jahren unserer Zeitrechnung der Rückstoß gegen Osten. Es galt, das von den Germanen freigegebene Gebiet rechts der Elbe wieder von den nachgefolgten Slawen zu befreien und diese unter



Carl Langhammer: Bei Naumburg

die Botschaft einer höheren Kultur zu bringen. Dabei geschah es, daß zum ersten Male die junge Kraft des gesamten deutschen Volkes, der Krieger, der Geistlichen, der Bürger und Bauern zusammengefaßt wurde und sich durchsetzte in bleibendem Werk. Freilich ein mühsames, nur in Jahrhunderten zu schaffendes Werk war es, und nach seiner Vollendung war noch keine Einheit zwischen dem alten westlichen und dem neugewonnenen östlichen Land. Nicht nur daß es Rückschläge gab, daß das niedergerungene Slawentum im äußersten Osten sich wieder aufraffte und in begrenztem Bezirk selbst wieder der deutschen Herren Meister wurde — es fehlte die innere Verbindung der beiden Teile, der starke, belebende Strom einer sie dem Herzblut im menschlichen Organismus gleich durchflutenden gemeinsamen Kultur. Es fehlte die Erinnerung an Großtaten, die zusammen geleistet, an Leiden, die zusammen getragen waren.

Danach aber hat sich gerade im deutschen Nordosten der Springquell aufgetan, die fehlende Einheit vorzubereiten und ihr feste, bleibende Form zu geben. Der brandenburgisch-preußische Staat stieg empor. Der ihm zuerst die stärkste Gewalt gab im alten, römisch genannten Reiche, Friedrich der Große, war nicht nur ein preußischer, er war ein deutscher Volksheld. Bewies unter ihm der Osten, was mit deutscher Kraft in Heer und Staatswesen zu leisten war, so zeigte zu gleicher Zeit der Westen, daß das deutsche Volk fortan auch in freiem künstlerischem Schaffen und Gestalten aus Eignem Vollendetes zu geben vermochte. Die erblühende klassische deutsche Dichtung verlieh allem hochfliegenden Planen und Streben für das Deutschland östlich und westlich der Elbe die Grundlage und gleiches Ziel. Daran konnte kein vorübergehender staatlicher Zerfall, keine Zerrüttung der allgemeinen politischen Verhältnisse etwas ändern. Die Einheit im Geiste war da, ehe die auch äußerlich fest geschlossene Einheit im Reiche erstand. Deren Bedeutung



Emil Doepler d. J.: Mölln

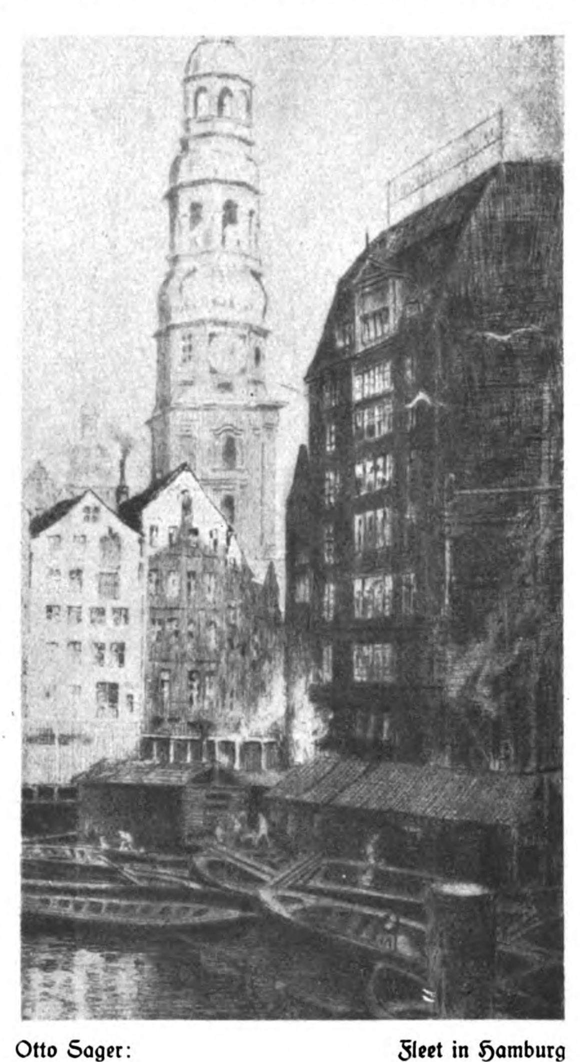
und Wert hat jeder Deutsche ohne Unterschied der Stammeszugehörigkeit richtig einzuschätzen gelernt, sie zu bewahren und zu verteidigen war jeder in gleicher Art gewillt — der Ausbruch des Krieges und danach sein Verlauf haben es wahrhaftig klar genug bewiesen.

Dennoch blieb für die deutsche Einheit im umfassendsten und im innersten Sinne des Begriffes noch mancherlei zu wünschen. Aus Wortstreit und Gezänk im geselligen Verkehr,

auf der Reise zumal, aber auch im Schrifttum kam es wieder und wieder zutage: wir kannten einander zuwenig. Wir wußten von der starken Scheidung des deutschen Volkes in Stämme, wir sprachen von den Stammeseigentümlichkeiten als von etwas Selbstverständlichem, aber wir bemühten uns nicht, sie zu verstehen, die Tatsachen aus der Quelle ihrer Herkunft abzuleiten und zu begreifen: aus den Unterschieden der äußeren Lebensbedingungen, aus den Gegensätzen der Landschaften, darin die deutschen Stämme wohnen und ihr Leben gewinnen. Wir wußten viel vom deutschen Land, aber wir kannten es zuwenig. Es bedarf nur dieser Einsicht, um gleich danach etwas Selbstverständliches zu fordern und zu geloben für die Friedenszeit: es muß anders werden damit! Wir wollen uns kennen und verstehen lernen. Dazu gehört, daß einer den andern aufsucht, wo er lebt und tätig ist, daß er des andern engere Heimat sieht und deren Verhältnisse, deren Einfluß auch auf sich wirken läßt, damit aus den Einzelkenntnissen die Vertiefung des Sinnes erwachse, den wir mit dem Worte verbinden: das deutsche Land.

Das waren meine Gedanken auf der Fahrt durch Thüringen und Hessen damals im Frühjahr 1915. Damals hatte ich sicher geglaubt, die aus den hier dargelegten Erwägungen gezogene Lehre früher für unser Vaterland nützen zu können.

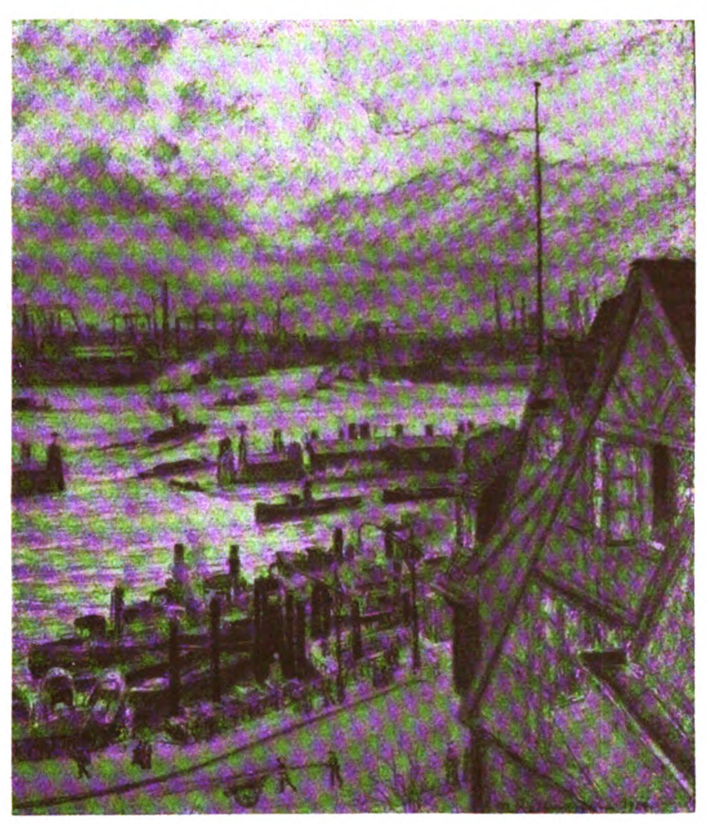
Indes der Weltkrieg dauert fort, und mir sind im dritten Kriegssommer die gleichen Gedanken wieder durch den Sinn gegangen.



Otto Sager: Fleet in Hamburg

Als der Krieg noch jung war und uns die Erschütterungen der großen Schläge in raschester Folge trafen, so daß wir das übergewaltige Geschehen in jedem Pulsschlag unsers Herzens tiefinnerlich empfanden, da wandelten sich auch Inhalt und Absicht unsrer künstlerischen Veranstaltungen. Da war kein Konzert ohne »feldgraue« Lieder, über »Krieg und Kunst« gab es Reihen- und Einzelvorträge ohne Zahl, und die Ausstellungen von Kriegsbildern, draußen im Kampfgelände oder unmittelbar hinter der Front schnell erfaßt und eindrucksvoll mit den eiligen Strichen der Skizze festgehalten, folgten einander in den Schausälen der Kunst. Aber dann wurde der Krieg alt, und blieb auch unserm tiefsten Fühlen für die Größe des Kampfes und seiner Not die Kraft unvermindert, für die spärlichen Stunden stillen Kunstgenießens verlangten wir nach Erlösung von all den bedrängenden Wiedergaben der Schrecknisse und der Zerstörungen. Wir suchten den alten Segen der Kunst: den Frieden.

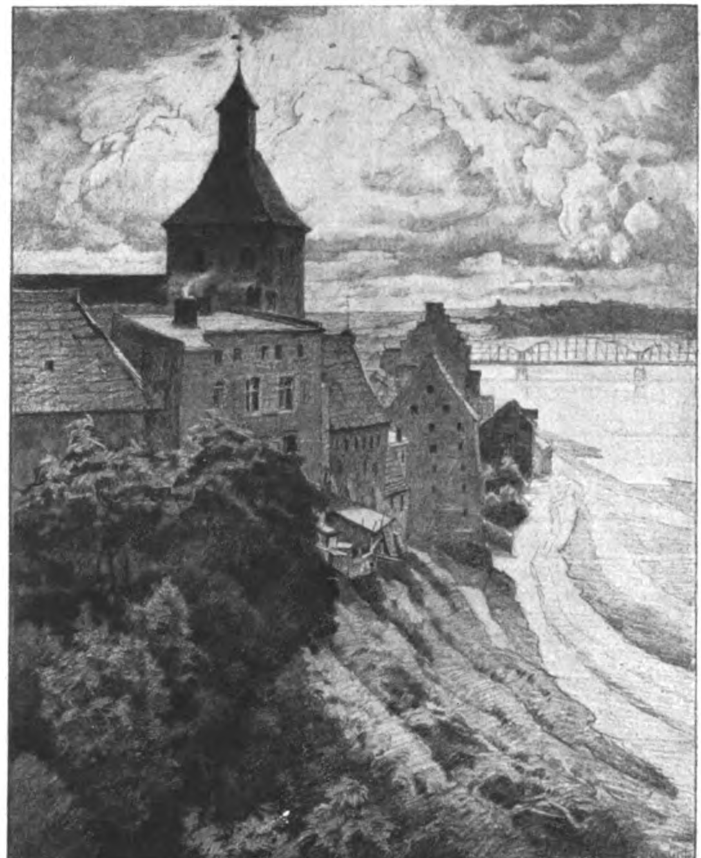
In das Deutschland der Friedenszeit nun hat uns im Sommer 1917 eine Bilderausstellung bei Keller und Reiner in Berlin zurückführen wollen. Sie nannte sich »Deutsches Land«; der Verband deutscher Illustratoren hatte sie zusammengebracht, und der Großherzog von Sachsen-Weimar, des lieblichen Thüringens Landgraf, war ihr Schirmherr. Ein schönes Geleitwort: »Unsern Helden die in Nibelungentreue das deutsche Land schützen gegen eine Welt von Feinden«, wollte dankerfüllt die Tapferen grüßen, deren Streiten und Bluten die Heimat bis auf diesen Tag unbeschädigt erhalten hat.



Friedrich Kallmorgen: Hamburger Hafen

Es war ein schlicht-anspruchsloses Werk. Die zur Schau vereinten Bilder füllten nur einen Saal und ein paar Nebengelasse. Die Besucher kamen in der Hast unsrer Tage nicht eben zahlreich, aber wer mit Muße verweilte und die Gemälde bedachtsam beschaute, der konnte wohl eine stille Feierstunde erleben und allerlei Gedanken spinnen in den ersehnten Frieden hinein, auch von Segnungen und Besserungen träumen, die er uns bringen könnte. Denn da war wirklich die Schönheit des ganzen deutschen

Hans Licht: Märkisches Städtchen



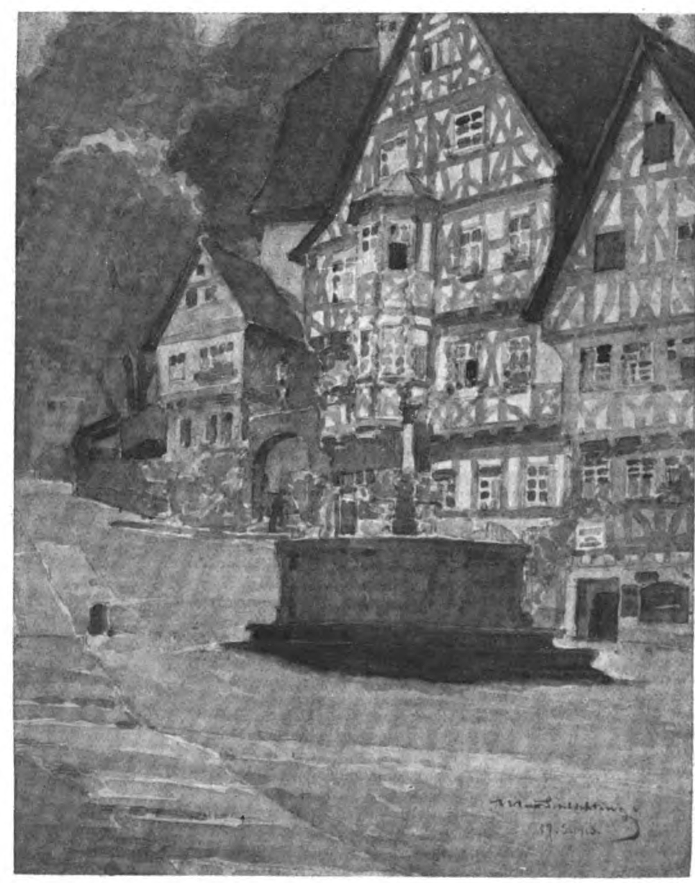
Oswald Gette: Das alte Graudenz

was es denn ist, dieses Deutschtum, das die Kämpfer da draußen gegen eine Welt verteidigen. Das ist nicht nur die herrliche Schönheit deines Vaterlandes, das ist auch jegliche Errungenschaft deutschen Volkstums, jegliche Äußerung seiner Art, jegliches Denkmal seiner Größe! So sprachen die Bilder. Es war aus ihnen selbst klar zu sehen, daß sie Wahres sagten. Denn wie sie da zusammenhingen, die rein landschaftlichen Stücke und all die Wiedergaben aus deutschen Städten und Dörfern, spiegelten sie treulich wider, wie die Formen und Äußerungen deutschen Lebens doch bedingt sind durch die umschließende Landschaft, wie auch Stammesart und -geschichte durch sie beeinflußt worden sind,

Landes allsichtbarlich aufgetan in guten Künstlerbildern. Es war ein beglückendes Verweilen vor den bunten Tafeln.

Aber es klang auch eine Mahnung aus ihnen heraus, im Frieden schon so oft gehört und doch so wenig befolgt: »Werde heimisch in der Heimat! Gehe ihren Wundern nach auf Reisen und Wanderungen und tue endlich den Irrtum ab, als sei das Sehenswerte nur in der Ferne oder gar in der Fremde zu suchen! Noch etwas andres rieten die Bilder, das war dringlich gemeint und sollte noch in der Kriegszeit beachtet und befolgt werden: Warte nicht, bis der Frieden kommt, nutze den nächsten kurzen Urlaub und beginne gleich die Umschau im Vaterland! Gewiß, der Krieg wird dir in deinen Gedanken folgen in jedes Städtlein und in den stillsten Wald. Aber du siehst auch, wie sie ihn einmütig tragen in Nord und Süd, in Ost und West. Vor allem aber: du erkennst,

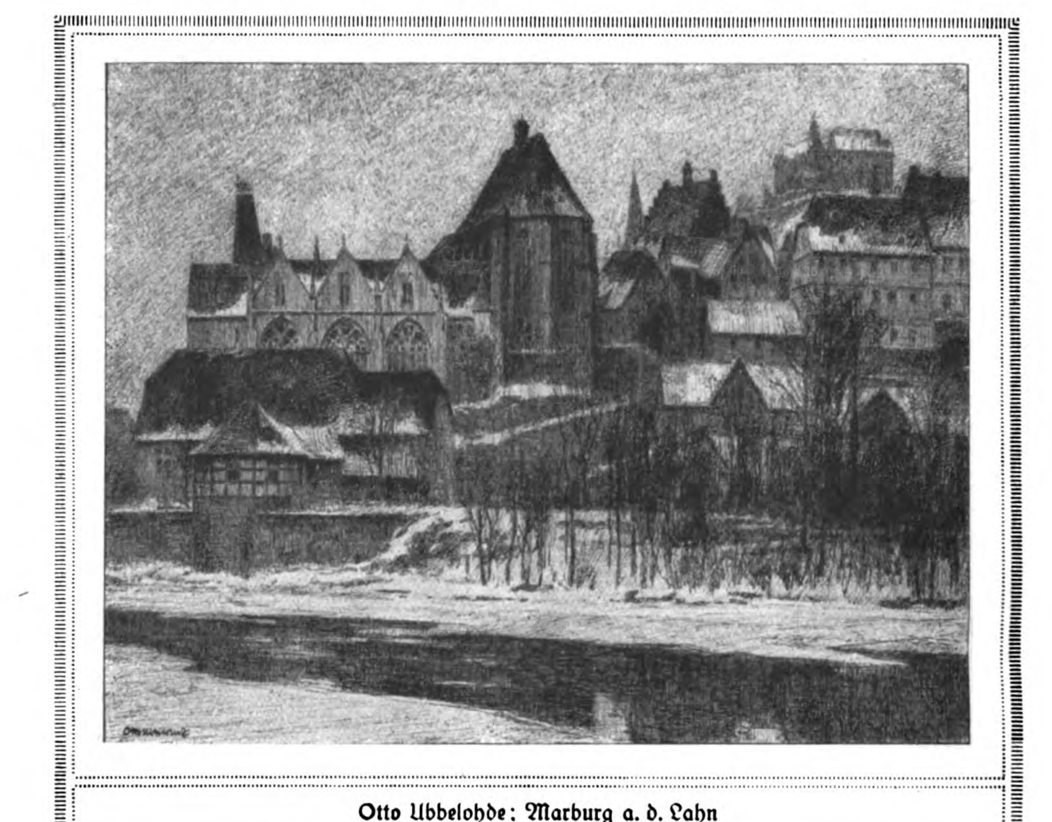
nicht nur in ihren Grundzügen, nein bis in die Einzeldinge hinein. Im allgemeinen gilt doch das Wort vom ernsten, schwerblütigen und ein wenig auch schwermütigen deutschen Norden und vom lichten, fröhlichen Süddeutschland. Da aber Fröhlichkeit nun einmal ein leichteres Blut und eine sinnenfrohere Auffassung schafft als ernstes und bedachtsames Wesen, so gibt es hier mehr Malersleute als dort, und so lockt auch der Süden mehr norddeutsche Künstler in seine Lande, als das der Norden mit den Süddeutschen tut. Das ist bedauerlich, denn bei stärkerem Ausgleich der Arten würden Kunst und Kunstfreunde nur gewinnen können, und es wäre damit auch eine gute erzieherische Einwirkung auf die Süddeutschen verbunden. Denn die kennen den deutschen Norden noch viel zu wenig, weil sie in einer durch ganz Deutschland laufenden falschen Auffassung seine Schönheit unterschätzen. Dabei steht es wieder mit der



Max Schlichting: Miltenberg a. M.

Kenntnis des Nordostens schlechter als mit der des Nordwestens. Das plattdeutsche Wort Waterkant kennt auch der Schwabe und der Bayer, und der heilbringenden Kraft der Nordseebäder sind beide in guten Friedensjahren in sich steigernder Zahl nachgegangen. Dabei wurde ein Besuch in den großen Welthandelsplätzen Hamburg und Bremen nicht vergessen, auch nicht in Kiel und dem Kieler Kriegshafen, denn die Liebe zur deutschen Reichsflotte lebt ja auch in Süddeutschland festgewurzelt in allen Herzen. Auch Helgoland wurde — war es nicht selbst der erwählte Rastort zum Badeaufenthalt — nicht vergessen; damit aber war es genug. Kaum daß der eine oder der andre Wohlberatene auf der Rückreise mal in Hildesheim ausstieg, wobei mehr das Schaustück des tausendjährigen Rosenstocks locken mochte denn die Schönheit der alten Bauten. Wieviel Süddeutsche aber verweilten einmal in den köstlichen Städtchen um den Harz? Wieviele durchstreiften einmal die weitgedehnte Heide, von deren Schönheit sie, die meist gut Belesenen, aus den Dichtungen der Droste, Storms, Liliencrons, Hermann Löns' wohl wissen mußten? Ein längerer Aufenthalt lohne nicht für den mit süddeutscher Bergherrlichkeit Vertrauten, lautete das vorschnelle und unberechtigte Urteil. Als ob es die sich dem raschen Blick darbietenden Landschaftsbilder allein wären! Als ob nicht gerade das stille Schweifen und Wandern durch unbekanntes Gelände die feinsten Entdeckerfreuden schenkte und anregendste Belehrung! Zum Beispiel: die von der süddeutschen Form abweichenden Fachwerkbauten in den Städten, die steinernen Male der Rolandsäulen an den Märkten, die eigenartigen niederdeutschen Bauernsiedlungen in den weitverstreuten Dörfern, die gewandelte Form der Kirchen, die einsam ragenden Windmühlen, die besonderen Formen der Pflanzen- und Tierwelt und vor allem — die Brüder und Schwestern aus dem niederdeutschen Land! Wieviel Scheidewände haben doch just für die Erkenntnis des Volkstums für den nicht Einheimischen auf der Reise bestanden! Welch lohnende Friedensaufgabe wird es sein, zu erwägen, wie wohl dem Ortsfremden Gelegenheit geschafft werden könnte, nach der Umschau in Dorf und Stadt am Abend ohne Förmlichkeit Anschluß an die Eingesessenen zu finden, mit ihnen Zwiesprache zu halten, die deutsche Bruderschaft kundzutun und zu festigen. Es ließe sich so gewiß manch neue Brücke schlagen zwischen Nord und Süd und zu besserem Verständnis ihres Wesens.

Das alles gilt für den Nordosten des Rei-



Otto Ubbelohde: Marburg a. d. Lahn

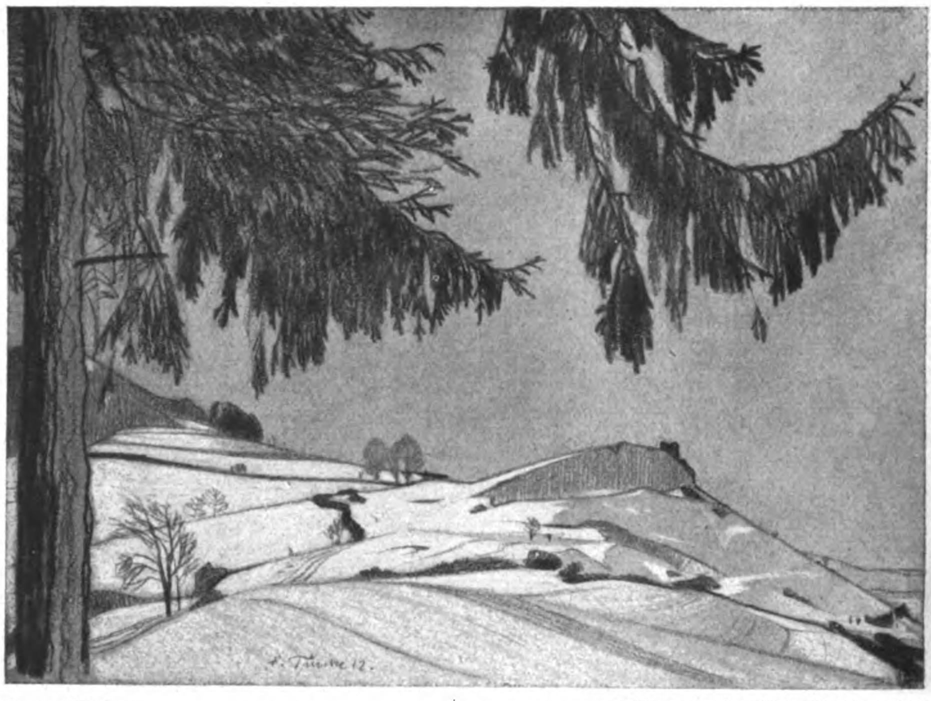
ches noch verstärkt, denn der bleibt nicht nur für die Süddeutschen, nein auch für die Norddeutschen des Ostens selbst und für die des Westens erst recht noch zu entdecken. Durch die Kriegsereignisse ist ja eine gewisse Vorarbeit geschafft worden. Die Leiden der ostpreußischen Volksgenossen haben wir alle mitempfunden, und die Worte Tannenberg und Winterschlacht in Masuren brennen uns für alle Zeiten im Herzen, wie der Name des deutschen Helden, der sie siegreich geschlagen hat. Schon in den Kriegstagen ist Ostpreußen ein Wanderziel für viele Deutsche geworden, und sie alle haben bei der Rückkehr laut gerühmt, was sie dort an landschaftlicher Schönheit an der samländischen Küste und im Gebiet der Masurischen Seen erschaut haben, und wie groß und stark die Zeugnisse deutscher Kulturarbeit auf dem ehemals slawischen Boden die Kraft des eignen Volkstums verkünden. Aber dieser junge Ruhm gilt natürlich nicht nur Ostpreußen allein, sondern für das ganze so wenig erschlossene ostelbische Land. Vielleicht wird's nun auch wirklich so, daß es nicht nur Bildungspflicht ist, den Namen der stolzen Hansestadt Danzig als einer Hüterin herrlicher Baudenkmale des Mittelalters, den der Marienburg und der Städte Thorn, Graudenz, Bromberg und so vieler andrer, ja aber eben nur den Namen zu kennen, nicht auch einmal die gepriesene Schönheit selbst zu sehen.

Der Norddeutsche hat den süddeutschen Bruder dessen Zurückhaltung nicht entgelten lassen, er ist recht fleißig und mit Freuden nach Süden gereist und hat sich dort gehörig umgesehen. Aber um eine Strafpredigt kommt in diesem Zusammenhang auch er nicht herum. Denn die rechte Reiseliebe, besser gesagt die rechte Reisepoesie ist bei diesen Fahrten darum nicht gewesen, weil sie fast immer zu gleichförmig nach bewährten und empfohlenen Mustern abgemacht worden sind. Ja, die Allerweltsplätze wurden gewiß aufgesucht, und dabei wurde alles getreulich beschaut, auch ehrlich bewundert, was vom Reisehandbuch, auch wohl von der freien Überlieferung gepriesen und empfohlen war. Das war freilich



Richard Muth: Alte Ohle in Breslau

schon viel, und selbst die flüchtigste Aufzeichnung müßte ganze Seiten füllen. Aber der wirkliche Kenner weiß, daß damit nur die Schönheit an den großen Straßen genannt wäre, nicht die köstliche, ungekannte in der Verborgenheit vergessener Städtchen und stiller Täler. Zugegeben: soweit die Landschaft allein in Frage kommt, ist eine Besserung anzuerkennen, schon seit einem Jahrzehnt. Die deutsche Jugend hat Teil an diesem Lobe, denn seitdem sie wanderfroh geworden ist und auch weite Fahrten nicht scheut, ist so manches Gelände aufgetan worden. Aber wieviel kulturgeschichtlich Feines an alten Denkmalen, vornehmlich der Baukunst, liegt noch unbekannt! Und dabei sind diese »Sehenswürdigkeiten« im rechten Sinne des abgenutzten Wortbegriffs im fränkischen Land — um nur ein Beispiel zu nennen — in ganzen Talfolgen aufgereiht, leicht zugänglich, von Aufsätzen in Zeitschriften und durch Bilder gerühmt! Was hilft's? Es ist nun einmal nicht üblich, nach ihnen die Wanderung zu richten. Zur Probe nur gebe ich die Namen von zwei Dutzend im weiteren Rhein- und Maingebiet und frage den Leser: Welche kennst du davon? Wetzlar, Limburg, Zonß, Runkel, Alsfeld, Schotten, Lauterbach, Schlitz, Hersfeld, Büdingen, Gelnhausen, Michelstadt, Erbach, Miltenberg, Ortenburg, Amorbach, Marktheidenfeld, Rothenfels, Wertheim, Weinsberg, Wimpfen, Beerfelden, Hirschhorn, Neckarsteinach. Das ist nur eine Auswahl aufs Geratewohl aus dem rheinfränkischen Gebiet allein, nun geht erst einmal weiter mainaufwärts, ins Franken-, neckaraufwärts ins Schwabenland tiefer hinein! Wie wäre es mit dem Vorschlag, daß wir Deutsche im künftigen Frieden einem von den Schweizer Nachbarn gegebenen guten Beispiel folgten? Die haben in ihrem Lande außerhalb der Fremdenzeit im Mai und Juni Freikarten für die Schulkinder eingerichtet. In regelmäßiger Verteilung kommen da alle Knaben und Mägdlein sämtlicher volksmäßig zusammengehöriger Kantone in bestimmtem Wechsel an die Reihe. Sie werden so im empfänglichen Kindesalter nach den wichtigsten ge-

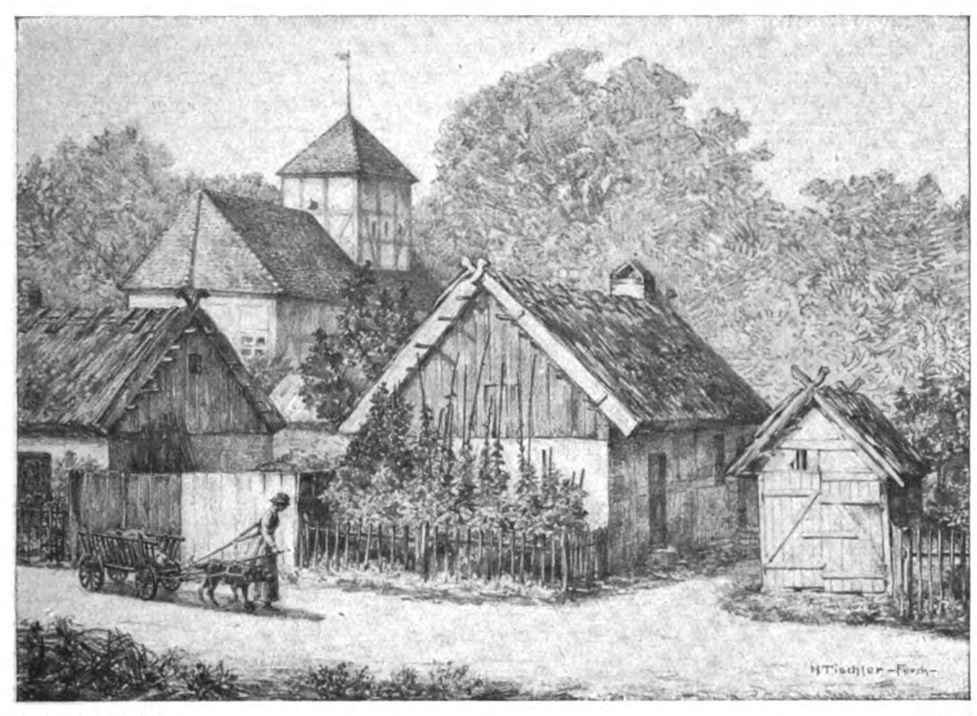


Franz Türcke: Winter in der Schwäbischen Alb

schichtlichen und landschaftlichen Schaustätten gebracht, lernen die Hauptteile ihres schönen Vaterlandes wirklich aus eignem Augenschein kennen und danken für die in der Schulzeit gewährte Wohltat durch eine glühende Anhänglichkeit ans Schweizerland ihr lebelang. Warum sollte sich Ähnliches für weite Gebiete des Deutschen Reiches nicht auch schaffen

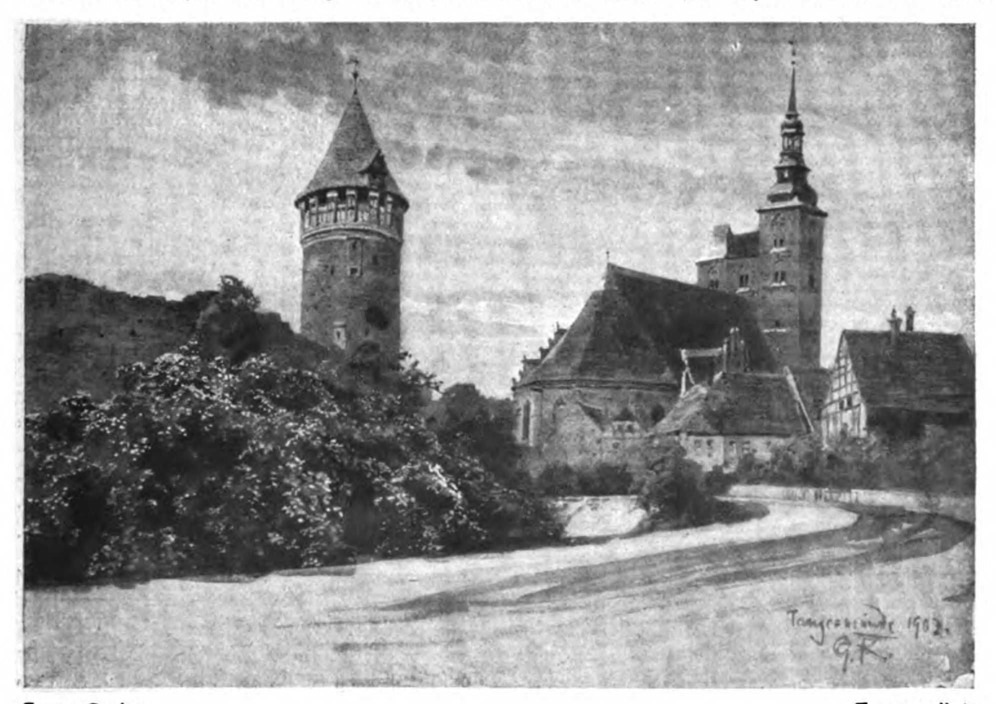


Adolf Oskar Hoffmann: Neuendorf b. Misdroy



Hermann Tischler: Ferch

lassen, zumal dadurch gerade der schon jetzt für unsre Schulen geforderte kulturgeschichtliche Unterricht zur Vertiefung des Verständnisses für das eigne Volkstum erheblich gefördert würde? Und noch etwas könnte die deutsche Schule für die Heimatkunde tun durch



Georg Koch: Tangermünde

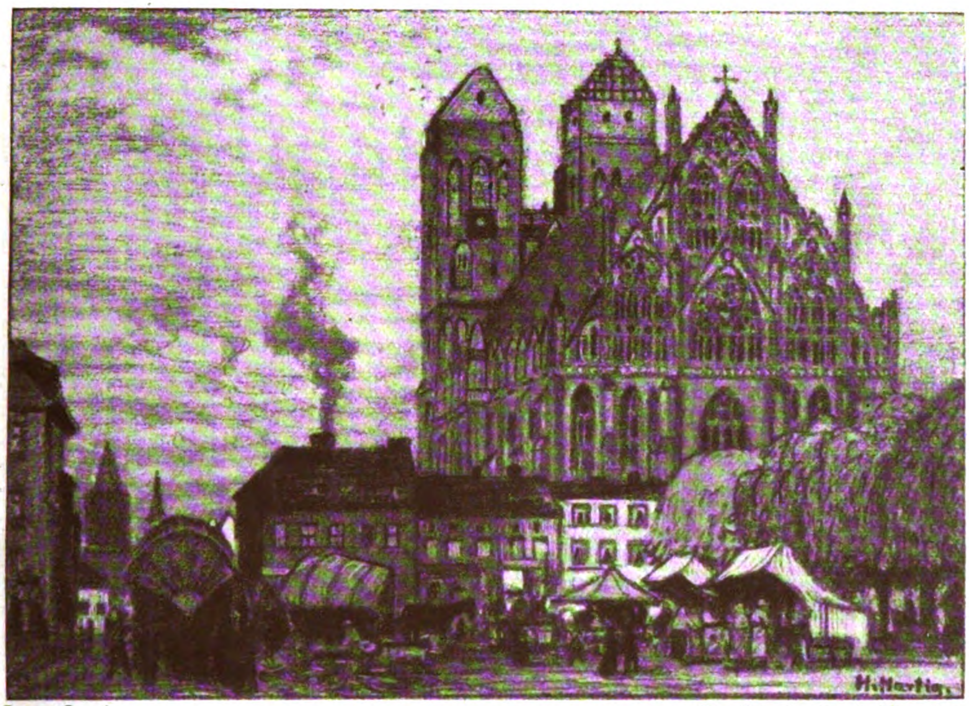
Vermittlung wirklich guter, d. h. künstlerischen Ansprüchen genügender Landschafts- und Reiseschilderungen. Die bisher hierfür benutzten Lesebücher bieten ganz Ungenügendes, denn sie bringen fast nur äußerlich Lehrhaftes, wollen eben nur das Wissen bereichern, statt dem Herzen, dem inneren Schauen und damit dem künftigen Leben etwas zu schenken.*

Hans von Volkmann: Nordhausen

In Verbindung damit müßte begonnen werden, die Leser wieder mehr mit Landschaftswiedergaben von Künstlerhand vertraut zu machen, sie zu lehren, wieviel richtiger und inniger, weil mit dem Gemüt erfaßt, solche Schöpfungen wirken als selbst die technisch besten Leistungen der Lichtbildnerei. Mögen diese viel genauer, schärfer und wirklichkeitsgetreuer sein, darauf kommt es nicht an. Der Künstler bringt doch immer einen seelischen Eindruck auf den Malgrund, wenn er ein Stück Natur im Bilde festhält, das ihn selbst innerlich ergriffen hat. Das sollten sich für ihre Werbearbeit auch die sogenannten Verkehrsvereine im Lande merken, die ja bestrebt sind, den Fremdenstrom ihrem Gebiet zuzuführen. Je mehr sie sich für ihre Zwecke der wirklich künstlerischen Mittel bedienen, nicht nur äußerlich laut und grob wirksamer, um so besser wird die innere Förderung der von ihnen vertretenen, doch nicht rein geschäftlichen Sache sein. Der Gedanke kann reizvoll fortgesponnen werden, wenn er auf die Möglichkeit einer Nutzung künstlerischer Darstellungsmittel für Landschaftsschilderungen im allgemeinen übertragen wird. Es ist ohne weiteres begreiflich, daß sich diese der Beschaffenheit des gewählten Vorwurfs anpassen müssen. Die gewaltige Erscheinung der Bergriesen in den Alpen, des brandenden Meeres, aber auch etwa eines großen Baumschlags oder des ragenden Stammes einer verwitterten alten Eiche verlangen nach breiter, großzügiger Behandlung. Also ist Öl- oder Temperamalerei bei farbiger Wiedergabe, Kohle-

---

* Bei Herder in Freiburg ist ein solches Buch, wie Werner es wünscht, herausgekommen: »Die Heimat. Ein Buch für das deutsche Volk.« Herausgegeben von Heinrich Mohr. Mit Beiträgen von E. M. Arndt, Ludwig Aurbacher, Karl Domanig, Jos. von Eichendorff, Heinrich Federer, Enrika von Handel-Mazzetti, Joh. Peter Hebel, Heinrich Lersch, Johannes Mumbauer, Hans Schrott-Fiechtl, Josef Wichner u. a.



Hans Hartig: Der Marktplatz in Prenzlau

oder Kreidezeichnung, auch Radierung — namentlich das sogenannte Schabeblatt, das leichter als die mit der Nadel in den Ätzgrund eindringende Zeichnung große Formen heraus-



Karl Wendel: Der Altstadtmarkt in Braunschweig

bringt — das Gegebene. Dagegen werden Aquarelle bei Buntbildern, Strich- und Federzeichnungen besser den Anforderungen der in das Einzelwerk der Kleindinge dringenden Darstellung gerecht, also der Aufnahme von Bauten, insbesondere Kirchen, Straßen- und Innenraumeinblicken, Gärten, Figurenstücken, mäßigen Umfanges.

Für alle diese Behauptungen waren in der Berliner Ausstellung »Deutsches Land« gute Belege zu finden. Der Leser hat Gelegenheit, selbst nachzuprüfen, wenn er die aus den dort gezeigten Werken herausgegriffenen Abbildungen dieses Heftes beschaut. Dem Stimmungsgehalt ihres Vorwurfes gemäß haben die Künstler die Mittel der äußeren Wiedergabe gewählt. Nur ein paar Beispiele, die das leicht erkennen lassen, aus der Gesamtzahl der abgebildeten! Aus O. H. Engels »Städtchen im Altmühltal«, aus Emil Döplers »Mölln«, aus Otto Sagers »Hamburger Fleet«, auch aus Carl Langhammers »Studienblatt vor den Toren Naumburgs« wächst der Eindruck aus dem bestimmten Gefüge der festen Zeichnung und ihrer klaren Einzelstriche. Der Blick wird bei der Betrachtung sicher in die Bildtiefe geführt, und er erfaßt auf diesem Wege unwillkürlich alle Einzelheiten. Anderseits ist für das verschwimmende, trübe Licht eines nebelgrauen Tages im Hamburger Hafen, wie auf Friedrich Kallmorgens Bild, die Fläche mehr hervorgekehrt und malerisch zusammengehalten, unter Anwendung einer weichen, gelockerten Behandlung, die das Zeichnerische zurücktreten läßt. Die Einheitlichkeit der farbigen Stimmung verlangt es so. Das Nämliche gilt für Max Schlichtings »Miltenberger Marktplatz bei Regenwetter«, für das winterliche »Marburg« Otto Ubbelohdes, Oswald Gettes »Blick auf Graudenz«, A. O. Hoffmanns »Neuendorf bei Misdroy«, F. Douzettes nicht näher bezeichnetes deutsches Städtchen und Karl Wendels verschneiten »Braunschweiger Altstadtmarkt«. Wiederum muß die Absicht, einen in sich nicht geschlossenen Naturausschnitt durch die Wiedergabe kraftvoll zur Einheit zusammenzufassen, zu einer starken Hervorhebung der die Dinge begrenzenden Linien führen, wie in Franz Türckes »Winter in der Schwäbischen Alb«.

Mit solch flüchtiger Besprechung ist gewiß dem Gehalt der Bilder selbst nicht Genüge getan; sie wollen ja aber auch selbst den Leser zu ruhiger Betrachtung bitten. Der kleine Aufsatz aber sollte den beigegebenen Abbildungen nur in dem Sinne ein Geleitwort sein, daß er sie, die aus allen deutschen Gauen zusammengetragenen, unter einen Gesichtspunkt der Erwägung und des Anschauens stellte. Dieser aber ist im Namen der Ausstellung bezeichnet: Deutsches Land.

Oktobertag

Am Fenster schaukeln müd des Weinlaubs Ranken,
Die, rot schon von des Herbstes Judasküssen,
Dem Tod geweiht, wie Fieberrosen grüßen
Auf schmalen Wangen einer jungen Kranken.

Oktobertag, mit bittern Schmerzgedanken
Läßt deine Sonne ihren Glanz uns büßen,
Die wir in Nacht und Kälte wandern müssen,
Wenn erst des Winters Schatten uns umschwanken.

Vielleicht noch heut verlischt die Gnadensonne
Des königsmilden Herbstes, der ermattet,
Weil Nebel neidisch seinen Purpur bleichen.

So gleicht dem Menschenlos die Herbsteswonne,
Des Glückes letzter Huld, vom Tod beschattet,
Dem Scheidetrunk, den wir dem Wandrer reichen.

E. Hohl

UND WENN DIE WELT VOLL TEUFEL WAER
UND WOLLT UNS GAR VERSCHLINGEN ·
SO FUERCHTEN WIR UNS NICHT SO SEHR
ES SOLL UNS DOCH GELINGEN

Karl Bauer: Martin Luther

Zu dem Aufsatz »Der Schlüssel zum Lutherrätsel« von Prof. Lic. Dr. Hans Preuß





Der Schlüssel zum Lutherrätsel

Von Prof. Lic. Dr. Hans Preuß (Universität Erlangen)

ierhundert Jahre haben nun die besten Köpfe aller Völker Zeit gehabt, über jenen Wittenberger Professor nachzudenken. Was ist das Ergebnis gewesen? Dasselbe, das schon vor vierhundert Jahren feststand: Zersplitterung der Stimmen! Die einen verwerfen ihn noch heute als ruchlosen Neuerer, als religiöses und moralisches Ungeheuer, die andern blicken noch immer verächtlich auf sein Steckenbleiben im kirchlichen Mittelalter herab, die dritten feiern ihn noch heute als nationalen und kulturellen Befreier, während die vierten ihn als pfäffischen Hemmschuh alles Fortschrittes aus der Geschichte löschen möchten. Das ist ein Auseinanderklaffen der Urteile, wie es bei einem längst der Geschichte angehörenden Manne selten ist, und keine Harmonistik vermag es auszugleichen. Es bleibt etwas Rätselhaftes, das Phänomen Luther. Selbst für die, welche in ihrer entschlossenen Ablehnung die klarste Stellung einzunehmen scheinen, bleibt bei aller Lutheranalyse etwas Unerklärliches, Unheimliches, Dämonisches übrig, etwas Rätselhaftes. Und auch für die vielen, die seinen Kulturwert preisen, bleibt Luther das, was Jesus für Goethe war, »ein höchst bedeutendes, aber problematisches Wesen«.

Da kam der Krieg. Er grenzte uns so ziemlich gegen alle Völker der Erde ab, aber eben damit schärfte er uns den Blick für unsre eigne Art, wie sie am reinsten aus unsern großen Männern leuchtet. Nun fällt gerade das Lutherjubiläum in die Kriegszeit. Sollte von ihrem Feuerschein nicht auch ein klärendes Licht auf das Rätsel Luther fallen und uns Schloß und Schlüssel zeigen, da wir eindringen können in die ragende Burg, sie zwingend, sich uns aufzuschließen und zu enträtseln? In den folgenden Zeilen soll der Versuch gemacht werden, den Schlüssel anzusetzen und das Tor zu sprengen.

Die Nacht ist die Zeit der Träume. Da löst sich leise die Seele von dem Schwergewicht des Körpers, entfaltet ihre leichten Fittiche und schwingt sich hinein in die bunten Gefilde wechselnder Bilder, da geheimem Wünschen Erfüllung lächelt. Man hat das Mittelalter eine Nacht genannt. War es aber eine Nacht, dann war es auch eine Zeit des Träumens — und unser deutsches Volk hat auch geträumt, geträumt von kommender Herrlichkeit und Größe. Glänzende Zukunftsbilder umgaukelten seine Seele. Wie sich aber in unsern Träumen der wogende Reigen der Bilder um einzelne glänzende Punkte gruppiert, so traten aus jenem bunten Glanze immer deutlicher zwei hehre Gestalten heraus. Das war ein Messias-

kaiser und ein gottgesandter Prophet, die eine neue herrliche Zeit heraufführen würden. Je mehr das Mittelalter seinem Ende entgegeneilte, um so leibhaftiger traten die beiden Gestalten vor die sehnlich harrende Seele hin: jener Kaiser Friedrich III., der Frankreich besiegen und das Heilige Grab erobern würde, um dann ein tausendjähriges Friedensreich heraufzuführen, und der große Prophet, der der Kirche wunderherrlich aufhelfen werde, freilich durch schwere Gerichte hindurch. Ein schlichter Mann aus dem Volke werde es sein, ein Augustinermönch, 1516 werde es mit dem Papsttum abwärtsgehen.

Ein Satz, der uns öfters in der deutschen Mystik begegnet, lautet: Die Gesichte und Träume des frühen Morgens, kurz vor dem Erwachen, sind die wahren. Das sollte auch hier gelten. Die Traumgestalten im Morgennebel, kurz vor dem Erwachen unsers Volkes in der Reformationszeit, sind Wirklichkeit geworden, Fleisch und Blut.

Freilich auf den Kaiser hat man noch lange warten müssen. Die Sage vom Kaiser Friedrich lief weiter um, sie konnte wie ein unerlöster Geist nicht zur Ruhe kommen. Erst mit der Errichtung des deutschen Kaisertums ist sie zu ewiger Ruhe eingegangen. Die Raben fliegen nicht mehr um den Berg.

Dagegen stand der andre Traum vor seiner unmittelbaren Erfüllung: Der große Prophet kam. Er kam gleich. Er war schon geboren, als die Weissagungen über ihn noch durch das Volk liefen, und darum ist dann auch dieses Singen und Sagen so bald verstummt.

Nach kurzem Zögern und Besinnnen hat das deutsche Volk mit wachsendem Jubel in Martin Luther den Mann erkannt, auf den es schon so lange gewartet hatte, den großen deutschen Propheten: Prophet nicht in dem Sinne eines Mannes, dem das Auge für die Zukunft von Gott erschlossen ist, sondern in dem Sprachgebrauch der Bibel, als ein Mann Gottes, der dem Volke aus tiefster Seelennot hilft und ihm die Pforte des Himmelreichs neu erschließt. Ein Mann, der seinem Volke mit Flammenschrift offenbart, was der gute und gnädige Wille Gottes sei.

Es gehört zu den reizvollsten Zügen der Reformationsgeschichte, zu beobachten, wie das deutsche Volk allmählich erwacht und seinen Propheten erkennt — von jenem ersten an, einem Doktor Fleck, der mit den 95 Thesen in der Hand ausruft: »Hoho, der wird's tun; er kommt, auf den wir lange gewartet haben!« 1519 schon prägte man Münzen auf Martin Luther, den Befreier. Besonders aber glich jene Reise nach Worms einem Triumphzuge, reich an ergreifenden Szenen. In Erfurt knackt während der Predigt die überfüllte Empore. Luther bändigt durch ein festes Wort die entstehende Panik. Ein alter Chronist bemerkt dazu: »Das ist das erste Zeichen, das Luther tat, und seine Jünger traten zu ihm und dienten ihm.« In Frankfurt preist sich eine alte Dame selig, Luther noch erlebt zu haben, von dem ihr schon als Kind geweissagt worden sei. In Worms faßt ein Priester dreimal das Gewand des Augustinermönchs und rühmt sich hinterher, die Reliquie des größten Heiligen angerührt zu haben. Überall hängt sein Bild aus, man malt ihm den Heiligenschein ums Haupt und läßt die Taube des Heiligen Geistes darüberfliegen. Die Drucker können nicht genug Lutherbilder liefern. Ein Lied von 1523 feiert ihn als den Auserwählten Gottes. Aber man ging noch weiter. Man verglich ihn mit Christus selbst. Man schilderte seine Wormser Erlebnisse mit den Worten der Passionsgeschichte; ja, ein Ulmer Arzt schlug allen Ernstes vor, mit Luthers Auftreten eine neue Zeitrechnung zu beginnen. Das war Überschwenglichkeit der ersten Begeisterung, wohl verständlich. Welche Worte werden uns wohl auf die Zunge kommen, wenn die Friedensglocken des Krieges Ende verkünden! Und hier atmete ein Volk aus jahrhundertelangem Druck auf. »Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens sein.«

In der Regel sind die Träume schöner als die Wirklichkeit. Hier aber war die Wirklichkeit schöner als der Traum. Aus dunklem Drange war man durch die helle Stimme des großen Propheten zu einem Tage erweckt worden, der dieses halb unbewußte Sehnen überherrlich erfüllte. Das deutsche Volk durfte das Allerheiligste von heute ab ganz in deutschen Formen fassen, ganz nach seiner Art denken. Das ist das Große an



der deutschen Reformation, und das ist das Unvergängliche an ihr. Solange es Christentum gibt und deutsches Wesen, so lange wird Luthers Evangelium Bekenner finden als die klassische Einheit beider. Alles andre, es komme, woher es wolle, und heiße, wie es wolle, ist entweder eine Verkürzung von jenem oder von diesem oder von beiden.

Was ist denn nun aber das Deutsche an der Erscheinung Luthers? Warum überkommt uns bei Namen und Bild Luthers ein so befreiendes, stärkendes, frohes und stolzes Gefühl? Das kommt daher, daß das Werk und der Mann durch und durch deutsch waren.

Was heißt das? Zunächst: Was war Luthers deutsches Werk?

Gott hatte ihm, wie jedem echten Propheten, die Gabe der Sprache verliehen, dem deutschen Propheten die Gabe der deutschen Sprache. Gewiß, Luther hat viel Lateinisch geschrieben — sein erster wie sein letzter erhaltener Schriftzug ist lateinisch, und er hat die Sprache Roms mit Meisterschaft gehandhabt — aber der große Volksmann vergaß doch nie, für wen er eigentlich gekommen war. Sein erstes Druckwerk wie sein letztes ist eine deutsche Schrift. Und wie konnte der Prophet die Sprache seines Volkes reden! Unsre Literatur kennt keinen gewaltigeren Meister. Ferdinand Avenarius sagt von ihm: »Wir halten Luther für die größte künstlerische Kraft, über die unser Schrifttum verfügt. Schon allein der Umfang seiner Stimme! Er kann alles sagen, von einer fast burlesken Drastik über die höchst geschwungene erschütterndste Tragik bis zur innigsten Stimme der Liebe und von dem wildesten Trotz bis zur gesetztesten Hausväterweisheit.« Er konnte das alles, weil er mit seinem Volke so eng verwachsen war, weil er mit liebevollem Interesse der Mutter im Hause, den Kindern auf der Gasse und dem gemeinen Manne auf dem Markte zuhörte und lernte, wie sie redeten. Er sammelte deutsche Sprüche und Reime und bat andre um ihre Mithilfe. Er gab ein Büchlein mit deutschen Vornamen heraus und suchte ihren Sinn zu deuten. Wie liebte er doch seine Sprache! »Wer Deutsch kann,« sagt er im Sendbrief vom Dolmetschen, »der weiß wohl, welch ein herzlich feines Wort das Wörtlein ,lieb' ist: die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Fürst, der liebe Mann, das liebe Kind, und ich weiß nicht, ob man das Wort ,lieb' auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge ins Herz, durch alle Sinne, wie es tut in unsrer Sprache.«

Und nun trat er vor sein Volk hin und bescherte ihm vier unvergänglich leuchtende Gaben in dem herrlichen Gewande dieser geliebten Sprache. Das war die deutsche Bibel, das deutsche Gesangbuch, der deutsche Gottesdienst und der deutsche Katechismus, und er segnete damit aufs neue den Ehebund ein, den unser Volk mit dem Evangelium von Jesus Christus geschlossen hatte.

In der deutschen Bibel zeigte er, wie einzig schön unsre Sprache ist, wie sie klingen kann, lieblich und stark, sinnig und lehrhaft, erregt und still — oder war es der Inhalt des Bibelbuches, der so klang? Man kann es nicht überall klar unterscheiden, so wunderbar verflochten ist hier deutsches Wesen mit dem uralten Quell der göttlichen Wahrheit. Himmlisches wird Natur und Natur Himmlisches. Aus diesem Buche quoll nun ein unbeschreiblicher Segen in unser Volk. Wie innerlich tief gebildet war doch unser Adel, Bürger- und Bauernstand, als er noch morgens und abends in seiner Lutherbibel las — es ist unserm Volke nie gut gegangen, wenn es sich von seinem Propheten und seinem Werke lossagte. Und dann: Was wäre wohl aus unsrer deutschen Sprache geworden, wenn sie nicht die Lutherbibel als Gesundbrunnen gehabt hätte? Wie hätten wir das entsetzliche Sprachgemengsel nach dem Dreißigjährigen Kriege überstehen können, als Gryphius seinen »Horribilicribrifax« schreiben mußte! Aber da lag die Lutherbibel auf dem Tisch mit ihrer kristallenen Reinheit, und sie leuchtete noch, wenn alles dunkel geworden war, wie ein Edelstein in der Nacht. Sie hat auch den großen Weimaranern ein Licht aufgesteckt, das diese stets dankbar anerkannt haben.

Neben die deutsche Bibel stellte Luther das deutsche Gesangbuch — Gesangbuch ganz buchstäblich genommen: gesungen sollten die neuen deutschen Lieder werden, denn Frau Musika ist der höchsten Gaben eine.



Fand nicht der Prophet Elisa den Geist durchs Singen? Und so schwebten die neuen Lieder dahin durch unser Volk, die einen wie auf mächtigen Adlerschwingen: Ein feste Burg ist unser Gott; die andern auf lieblichen Engelsflügeln: Vom Himmel hoch, da komm ich her; die dritten in Taubeneinfalt, in himmelansteigendem Lerchenjubel die vierten. Das deutsche Volk hatte seit Jahrhunderten wieder einmal einen Dichter von Gottes Gnaden. Warum sollte auch ein Prophet kein Dichter sein? Ich meine, er muß es sein; denn was ist Dichtung? Heißes Erleben in zwingendes Wort gebracht. Das ist aber auch die Aufgabe des Propheten.

Und dann schenkte der Prophet seinem Volke auch den deutschen Gottesdienst. Am 29. Oktober 1525 hat er in Wittenberg zum erstenmal die Messe deutsch gefeiert. Seitdem hat das lutherische Deutschland seinen Gottesdienst in der Sprache gehalten, in der wir Deutschen mit denen reden, die uns das liebste sind. Aus einer feierlichen Kulthandlung, in der eine geheimnisvoll unverständliche Sprache ans Ohr klang, die lateinische, wurde der Gottesdienst ein trautes Gespräch des Herzens mit Gott, dem lieben himmlischen Vater, zwischen den und mich sich nicht eine künstlich gelernte Sprache einschieben soll.

Aber der reiche Prophet legte nicht nur funkelnde Schätze auf Haustisch und Altar, sondern er segnete auch das Katheder und schrieb seine beiden deutschen Katechismen. Das Wort ist undeutsch, die Sache selbst ist deutsch. »Deudsch Katechismus« steht auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe. Was ist daran deutsch? Nicht bloß die wundervolle knappe und doch so plastischfarbige Sprache, sondern vor allem die kindliche Schlichtheit und Herzlichkeit, das Gemüt, das alles durchzieht. Oder könnte man sich so etwas in eine fremde Sprache übersetzt denken, wie dies: »Gott will uns damit locken, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder, auf daß wir getrost und mit aller Zuversicht ihn bitten sollen, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater«?

All das und noch viel andres mehr schenkte Luthers Feder unserm Volke. Nie ist ein Volk so gesegnet worden.

Nun weiß aber jeder Menschenkenner, daß alles Geben eine Kunst ist. Nur den kann man passend beschenken, den man genau kennt. Darum mußte auch der deutsche Prophet, wenn er sein Volk beschenken und beglücken wollte, dieses sein Volk genau kennen, Land und Leute. Und er kannte seine lieben Deutschen gründlich. Zunächst rein äußerlich. Auf seinen ausgedehnten Reisen hatte er ein gutes Stück deutschen Landes kennengelernt und mit seinen tiefen Augen durchschaut und festgehalten. Man hat nachgerechnet, daß er in seinem Leben (allerdings die Romreise mitgerechnet) mehr als 2764 Meilen zurückgelegt hat (ohne Eisenbahn!), das sind 20000 Kilometer, d. h. der halbe Erdumfang, und er hat dabei nachweislich 96 deutsche Orte berührt. Er kannte sein Vaterland. Er hat aber nicht bloß Reisen durch Gebirg und Tal seines Volkes gemacht, sondern auch durch seine Geschichte und durch seinen Charakter, durch deutsche Art und Unart. Er kannte sein Volk. Er wußte darum auch, wo und wie ihm zu helfen war. Er konnte ihm an die Seele greifen, daß seine Saiten klangen in jauchzender Freude und büßendem Ernst. Konnte es wie kein andrer, der größte Volksmann, der unserm Volke je erstand.

Das alles aber war er nicht bloß, weil er im Sinne des deutschen Volkes arbeitete, sondern weil er selbst durch und durch deutsch war, deutscher als Friedrich der Große mit seiner französischen Kultur, deutscher als Goethe mit seiner antiken Bildung. Luther ist deutsch wie eine deutsche Tanne auf deutschem Boden gewurzelt, von deutschem Tau beträufelt, von deutscher Sonne beschienen und aus deutschem Erdreich seine Kräfte ziehend. Lest seine Schriften! Nichts von welscher Glätte, von welschem Parfüm und süßem welschem Gift! Alles deutsche Ackerscholle, Sonne, Sturm und Regen, darüber der Bogen des Friedens leuchtend in allen Farben. Wir lieben ihn. Wir müssen ihn lieben. Er ist unser Fleisch und Blut.

Vergegenwärtigen wir uns das an ein paar Hauptzügen.

Da ist zunächst sein ruhiger konservativer Sinn, der uns so deutsch anmutet. Der Romane macht Sprünge, liebt Kontraste, Revolutionen. So vertritt der Romane Calvin den Radikalismus der kirchlichen Umformung. Der Deutsche dagegen



schreitet langsam vor. Der Romane ist, um einen Ausdruck aus der Goethezeit zu gebrauchen, vulkanisch veranlagt, der Deutsche neptunisch. Luther wäre nie von sich aus der Reformator geworden, wenn ihn nicht seine Feinde Schritt für Schritt gedrängt hätten. Langsam, für viele seiner Freunde viel zu langsam, löst er sich von dem Alten los und läßt stehen, was ihm mit dem Trost des Evangeliums nur einigermaßen vereinbar schien.

Aber freilich: wenn es Zeit ist, dann schlägt er auch furchtbar los, in dem bekannten Furor teutonicus, der für alte und neue Feinde Deutschlands stets so schreckhaft gewesen ist. Derb sind dann seine Hiebe, vielleicht zu derb für ein modernes Nervensystem. Eine ganze Menagerie wird losgelassen: unter Löwen, Bären, Wölfen und Drachen meist liebe bekannte und nützliche Haustiere. Aber dafür ist Luthers Grimm auch nie spitz oder gar giftig, es ist immer bloß die ehrliche deutsche Wut. Bei dieser Geradheit lag ihm auch alle Politik mit ihren nötigen Winkelzügen fern. »Ach, Herr Gott, ich bin solchen Weltsachen zu kindisch«, klagt er einmal. Aber vielleicht war er bloß zu ehrlich dazu, zu gutmütig, und das ist wieder ein deutscher Zug.

Das Gegenteil von politischer Kühle und Berechnung ist das Gemüt. Versagte Luther dort, so war er hier ein Meister. Er konnte nichts angreifen, ohne daß es für ihn herzlich warm wurde. Durch sein ganzes reiches Schrifttum geht es wie ein Golfstrom herzenswarmer Empfindung. Alles beseelt sich ihm, alles wird ihm zum Gleichnis des Göttlichen. Dreihundert Jahre vor Goethe hat er gesagt, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis sei. Den Artikel von der Vergebung der Sünden findet er in allen Kreaturen ausgedrückt. Er birgt auf der Wartburgjagd ein armes zitterndes Häslein in den Falten seines Mantels und erkennt darin ein Sinnbild der Seelen, die er retten will. Er nimmt vor einem Vöglein den Hut ab, da er seine Kunst nicht kann: Sorglosigkeit. Er schaut gerührt den kleinen gelben Küken zu, wie sie aus der Eischale hervorbrechen und so unbegreiflich schnell wachsen. Er hält voll Entzücken eine Rose in der Hand und preist sie als ein Meisterwerk Gottes, das kein Mensch nachahmen könnte. Er schaut zum funkelnden Sternenhimmel empor und bewundert Gottes Kraft, die das unendlich schwebende Gewölbe zusammenhält. Sein Haus ist ein Haus in der Sonne, ein Paradies deutschen Gemüts. Er stimmt seine Laute und singt sich alle Traurigkeit vom Herzen, alles verklärt sich ihm. Er war ein Dichter von Gottes Gnaden. Er war ein echt deutscher Sinnierer und Träumer.

Aber darüber verliert er die harte Wirklichkeit nicht unter den Füßen, denn neben seinem deutschen kindlichen Dichtergemüt steht — wieder ein ganz deutscher Charakterzug — der Respekt vor dem, was ist, vor der Wirklichkeit. Diese heilige Ehrfurcht zeigt sich in einer absoluten Wahrhaftigkeit. Gewiß, der Deutsche hat viel Phantasie, er ist darin reicher als andre Völker, er ist ein Träumer; aber er läßt seine sprühenden Phantasiegeister nicht über die Dornröschenhecke in das Reich der Wirklichkeit springen. Der Romane verwischt diese Grenzen gern, stellt sich die Wirklichkeit oft anders dar, rosiger als sie ist: der Deutsche aber respektiert streng diese Grenzen.

Doch nun schreiten wir aus dem Heiligen in das Allerheiligste: Aus dieser unerbittlich ehrfürchtigen Achtung vor der Wirklichkeit ist die Reformation erwachsen, ans Licht emporgezogen worden.

Was für eine Wirklichkeit war dies? Eine doppelte: die unverrückbare Forderung des heiligen Gottes und die menschliche Sündhaftigkeit. Mit diesen beiden Mächten hat Luther im Kloster gerungen.

Es gab einen leichten Ausweg. Fürs erste: Schwäche ab oder deute um! Fürs zweite: Verlaß dich auf die Vermittlung der Kirche! Allein dies alles konnte sein unbestechlicher Wirklichkeitssinn nicht zugeben. Denn jene göttliche Forderung stand vor ihm und hinter ihm und neben ihm, wie eine eiserne Mauer, die sich nicht umbiegen läßt, und die kirchliche Hilfe schien ihm, wenn er sich ganz offen prüfte, nicht zum Ziele zu führen; er fühlte auch noch nach ihrer Linderung durch das Bußsakrament die Sünde in seiner Brust, in seinen Gliedern.

Man hat, um dieses Phänomen zu erklären, seine Zuflucht zu verschiedenen Auswegen genommen. Man hielt z. B. den also Ringenden für einen besonderen Sün-



der. Allein gegen diese Auffassung spricht schon dies, daß sie von denen aufgestellt wird, die ihn nicht gekannt, und von denen nicht, die ihn gekannt haben. Darum erfreut sich jetzt eine andre Erklärung größerer Zustimmung: man faßt seine Klosterkämpfe pathologisch. Dagegen ist aber auch wieder manches einzuwenden. Es ist wenig wahrscheinlich, daß ein Mann, der noch drei Jahrzehnte furchtbare Aufregungen und fast übermenschliches Arbeiten ausgehalten hat, schon in dem vierten Jahrzehnt seines Lebens mit den Nerven fertig gewesen sein soll. Und dann: was bringt dem Hysteriker, dem Melancholiker Heilung? Ruhe und Diät! Beides aber hat Luther sich nie gönnen können. Die Heilung erfolgte bei ihm vielmehr durch freundlichen Zuspruch, durch religiöse Aufklärung und biblische Forschung. Wenn nun aber die Heilung oder Krankheit geistig, psychologisch vor sich ging und nicht physiologisch, nun, so kann auch die Krankheit selbst nur geistig und nicht pathologisch gewesen sein. Es war nicht ein krankhaft überreizter Seelenzustand, sondern nur die eisern konsequente Beugung vor einer inneren Wirklichkeit. Es war ein in seiner Feinheit klassisch ausgebildetes Gewissen, wie es dem Durchschnittsmenschen unerreichbar ist. Aber das ist ja eben die Aufgabe der welthistorischen Führer, die Not der Zeit gesteigert zu fühlen. Die im Tal Wandernden merken nur ein Lüftlein, die auf der Höhe werden vom Sturm gepackt; darum aber wissen auch sie nur, woher der Wind kommt und wohin er geht. Sie allein wissen die Richtung.

Dieses unbestechliche Gewissen, das ihn, zu seiner Verzweiflung, an das Zugeständnis der heiligen Forderung Gottes und der Sünde band, war, wie wir sahen, in seiner Naturanlage eine deutsche Erscheinung, die Achtung vor der Wirklichkeit, die Wahrhaftigkeit. Er sollte aber von seiner deutschen Anlage nicht bloß auf seine Not, sondern auch auf seine Heilung geführt werden. Neben der deutschen gewissenverpflichtenden Achtung vor der Wirklichkeit stand ihm das deutsche Vertrauen.

Daß Vertrauen eine besonders deutsche Eigentümlichkeit ist, das ist eine Gassenweisheit, die uns der Krieg aufs neue erschütternd zum Bewußtsein gebracht hat. Getäuschtes Vertrauen ist unser Schmerz und — unsre Ehre. Und da dämmert wohl in unsrer Seele aus grauer Vorzeit jene Lichtgestalt vom Rhein auf, Siegfried, der seinem Vertrauen erlag. Wenn aber ein Volk nur das zum Mittelpunkt seines größten Epos macht, was für sein Empfinden das Größte ist, welches Gewicht muß dann das Vertrauen für unsre Volksseele haben! Luther besaß diesen deutschen Grundzug von Natur. Er hatte ein geradezu kindliches Zutrauen zu aller Welt, zu Leo X. und Karl V. und andern ihm nicht wohlgesinnten Fürsten. Wie oft ist er dabei bitter enttäuscht worden! Aber er hat sein Vertrauen nicht weggeworfen. Er konnte nicht anders. Er war zu deutsch dazu. Er hätte sonst sein Wesen aufgeben, ins Gegenteil verbiegen müssen.

Aber während Martin Luther sein Vertrauen so oft betrogen sah, fand er einen, der es nicht enttäuschte: Gott. Und hier liegt die zweite Wurzel der Reformation, neben dem Wirklichkeitssinn steht das Vertrauen, neben dem Gewissen der Glaube, nicht im Sinne der Ablösung, aber des Gleichgewichts.

Die deutsche Reformation steht auf der Gnadenpredigt des Evangeliums und dem ihr gemäßen Vertrauen, das sich in Luther welthistorisch verpersönlichte. Evangelium und Vertrauen, das sind zwei Mächte, die zusammengehören, wie die Schraube und ihre Mutter, wie die Originalplastik und die abgegossene Formschale, wie Liebe und Gegenliebe — Treue um Treue! Luther las die Heilige Schrift, die Hunderttausende vor ihm gelesen hatten, aber in Luther zündete sie, weil er für ihr letztes Verständnis berufen war durch sein Vertrauen. Nicht Werke und Leistungen bringen uns so weit, daß wir an Gott getrost denken können, denn niemand kann wissen, ob es denn nun genug war, was er leistete, sondern die Ruhe der Seele kann nur darauf fußen, daß wir Gottes Gnade vertrauen dürfen. Werke sind stets etwas Relatives, absolut ist allein die Gnade, die Gnade, die uns annimmt, aus lauter freier Barmherzigkeit, und alle Sünden vergibt um Christi willen. Darüber aber wird der Mensch so »trotzig und lustig«, daß er sich vor lauter Glück nicht lassen

kann, und dieses starke Glücksgefühl läßt er ausströmen in allerlei guten Werken. Er tut das Gute, nicht damit ihn Gott begnadige, sondern weil ihn Gott begnadigt hat. Das alles ist aber nicht ins Blaue hineingebaut, es ist vielmehr alles verwurzelt und verankert in der Felsengestalt Jesus Christus, in dem Bürgen, den die Schrift verkündigt.

Dieses Vertrauen machte Luther so selig und froh. Das gab ihm die Freiheit eines Christenmenschen über Sünde, Tod und Teufel. Das drückte ihm den Thesenhammer in die Hand. Das stärkte ihn bei seinen Heldengängen nach Augsburg und Worms. Das diktierte ihm den starken Brief an den Kurfürsten in die Feder: »Wer hier am meisten gläubet, der wird am meisten schützen.« Das ließ ihn die sichere Burg verlassen und mitten durch feindliches Gebiet unter die Schwärmer nach Wittenberg reiten. Das hob und trug ihn durch ein Leben voll beispielloser Anfechtung, rastloser Arbeit und schwerem Kreuz. Das ließ ihn selig sterben.

Wir haben Luthers Christentum als deutsches Christentum zu verstehen gesucht. Liegt darin nicht eine Verengung? Widerspricht das nicht dem internationalen Charakter des Christentums als einer Weltreligion? Ist das nicht schließlich eine Begleiterscheinung der Kriegspsychose, die das eigne Volk vergöttert, es zum auserwählten Volke Gottes macht?

So sieht es allerdings auf den ersten Blick aus. Allein die Dinge liegen doch tiefer. Gewiß ist das Christentum Universalreligion; sein Ziel ist, von einem festen historischen Punkt, da sich Gottheit und Menschheit zusammenschlossen, die ganze Menschheit zu Gottes Eigentum zurückzugewinnen. Allein dieses einheitliche Wirken hat sich in verschiedenen Stilen oder Typen, und zwar jedesmal in national bestimmten ausgeprägt.

Bis zu Luthers Zeit sind es ihrer drei gewesen.

Der erste hat nur eine ganz kurze Rolle gespielt und ist dann im Hintergrund verschwunden, hart und eng und verärgert. Das war das Judenchristentum der apostolischen Zeit, ein Zusammenklang von Evangelium und nationaljüdischer Gesetzesfrömmigkeit. Es wurde überflügelt, abgelöst durch die hellenische Form des Christentums, die ihre Eigenart in der griechisch-orientalischen Kirche durchsetzte und bis heute festhielt. Ihr galt und gilt als höchstes Gut die Versetzung der Seele in das unsterbliche, unvergängliche Leben der Gottheit; in ihr lebt der Wunsch nach Erlösung aus dieser Welt des Nichtseins, wie der Hellenen Bester, Plato, diese Welt nannte. Eine Unsterblichkeit im Sinne einer abstrakten Geistigkeit — das ist's, was dieser Kirche Höchstes ist. Auch hier ist der Stil des Christentums national bestimmt: griechischer Geist ist es, der sich hier seinen Körper baute. Als dritter Typus erhob sich auf den abendländischen Trümmern des alten Imperium Romanum die Ecclesia Romana, die geistliche Erbin des alten Weltreiches — Sprache, Geist, Ansprüche, weltbezwingender Wille des Weltmonarchen, alle die starken Züge, die das alte Rom groß gemacht haben, übernahm die Kirche, die sich nach ihm nannte —, eine großartige Erziehungsanstalt zu verdienstlichen Werken in Gehorsam gegen die Kirche, abermals eine Synthese von Christentum und einem Nationalgeist.

Im 16. Jahrhundert aber brach sich der deutsche Geist die Bahn zu seiner Form des Christentums in unbestechlichem Wirklichkeitssinn und getrostem Vertrauen, geistlich gewendet: in Gewissen und Christusglauben, unpolitisch, tiefen Gemütes, individualistisch. Wie die tatsächlichen Gestaltungen des Christentums bisher national bestimmt waren, so nun auch diese. Was gutes Recht jener Formen ist, wird dieser nicht vorenthalten werden dürfen, am wenigsten von Deutschen selbst.

Wir haben zu Anfang von Träumen des deutschen Volkes gesprochen, die dann über alles Maß hinaus herrlich erfüllt wurden. Es schien eine Zeitlang, als sollte unter allerhand andern, sich laut anpreisenden, meist von Westen her kommenden Angeboten dieses echte Gut wieder in das Land der Träume und der Schatten zurückgebannt werden. Aber vielleicht bringt der Krieg wenigstens den Segen, daß wir nun endlich einmal das, was uns Gott besonders geschenkt hat, auch besonders schätzen lernen. Er wird zwar nicht allgemein, aber in wert-



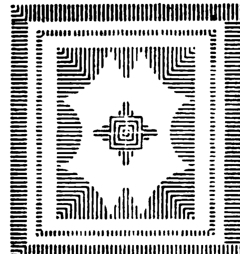
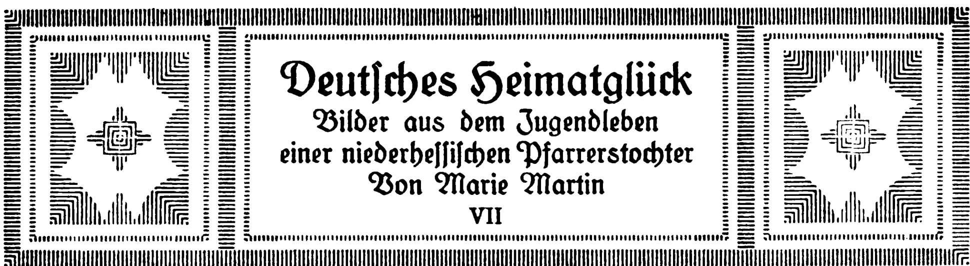
vollen Gliedern unsers Volkes jene für viele traumgewordene Herrlichkeit deutschen Christentums wieder zur Wirklichkeit rufen, und Martin Luther wird sich, wie schon durch vier Jahrhunderte, so auch im fünften und in den kommenden Jahrhunderten als der Fels erweisen — nicht auf dem die Kirche steht, die steht allein auf ihrem Meister Jesus Christus —, aber als der Fels, aus dem jeder lebendiges Wasser schlagen kann, der nur den rechten Stab dazu besitzt.

Jeder! Nicht bloß ein Deutscher. Denn wie noch keiner der erschienenen Typen des Christentums auf Weltgeltung verzichtet hat, so ist nicht einzusehen, warum es gerade die deutsche Form des Christentums tun sollte. Wie allen Typen des Christentums allgemein menschliche Züge bestimmend zugrunde liegen, die die Brücke zu allgemeiner Geltung bieten, so auch dem Luthertum.

Aber seine vornehmsten Grundzüge, Wirklichkeitssinn (Gewissen) und Vertrauen (Christusglaube), sie haben den Ehrenvorrang, daß sie auch die der Bibel sind, daß sie also mit der unvergänglichen Lebenswurzel der Offenbarungsreligion durch Wahlverwandtschaft verbunden sind.

Darin liegt des Luthertums besonderes Recht, seine Freude, sein Schlüssel und eine Verheißung.



Deutsches Heimatglück

Bilder aus dem Jugendleben einer niederhessischen Pfarrerstochter

Von Marie Martin

VII

Fahrende Leute, Kinderspiele und Dorfaberglauben

Horch, die »Kummedianten« sind da! Wir rutschten eilig von den Stühlen in Vaters stiller Studierstube, wo wir mit schon etwas aufgeregter Seele in der Religionsstunde saßen und — fort waren wir. Unser väterlicher Präzeptor hatte vorläufig das Nachsehen. Schon früh am Morgen waren verheißungsvolle grüne Wagen mit geheimnisvollen kleinen Fenstern, hinter denen schmutzige Kinder lauschten, vorübergefahren. Jetzt ertönte helles Trompetengeschmetter und dumpfer Trommelklang, und bald bog ein überaus herrlich aufgezäumter magerer Schimmel um die Ecke, auf dem der Held des Abends in Trikots, rotsamtener, goldgestickter Badehose, kühnem Fes usw., alle Finger voll unechter glitzernder Ringe, von Zeit zu Zeit stillhielt, um der sich rasch ansammelnden staunenden Zuhörerschaft zu verkünden, daß heute abend in der »Leimenkuhle« die »Bretter, die die Welt bedeuten« aufgeschlagen sein würden und wir zum erstenmal dort die erschütterndsten Menschenschicksale, künstlerisch verklärt, an uns vorüberrollen sehen könnten. Der Reiz der Ankündigung wurde erhöht durch seine Begleitung, ebenfalls auf mageren Pferden und Ponys: eine herrliche, majestätische Riesendame, auf dem stärksten Klepper ihren gehaltvollen Körper wiegend, dann die erste Liebhaberin in strahlendem Ballettanzug, dreiviertel Trikot, himmelblauer, mit sanften silbernen Sternen bestickter Badehose — denn dafür hielten wir dieses Kleidungsstück und wünschten uns brennend ähnliche. Fremdartige blasse, langlockige Kinder luden ebenfalls zum Abendbesuch ein: die Herren zwei Silbergroschen, die Damen einen, Kinder und Soldaten die Hälfte, der Betrag würde in den Pausen eingesammelt werden! Hinterher kugelte sich ein überaus bunter Hanswurst mit Schellenkappe, der, neckend und frech, die Spannung seines Publikums noch wesentlich erhöhte.

Was sollten wir tun? Hin mußten wir, und die Eltern mußten erweicht werden. Wir kehrten also, statt den Zug durch das ganze Dorf enthusiastisch zu begleiten, höchst tugendsam zurück und lernten den ganzen Morgen mit verzehrendem Eifer.

Der Tag schlich langsam, aber er schlich doch hin. Und wir durften hingehen, die Eltern waren nicht ängstlich. Als Tugendwächter wurde uns unser treues Mariechen mitgegeben, das seinerseits unter der Hut des hübschen jungen Straßenwärters stand, »mit dem es — ging«. Der wich denn auch nicht von unsrer Seite und traktierte uns Kinder mit schönen Äpfeln, die er noch warm aus der Hosentasche zog. Außerdem war das ganze Dorf dort versammelt, und so waren wir wohlbehütet. Schon von weitem sahen wir hoch oben ein Seil quer über die Leimenkuhle gespannt; das Theater füllte sich rasch bis auf den ersten Rang, und das Publikum war in der besten Laune. Zuerst trat das Wunder der höheren Tierwelt, das »wahrsagende Pferd«, auf, das sich inzwischen von seinem Morgenritt erholt hatte, denn es stand stolz und lebendig da, bereit, mit der ganzen Menschheit um die Palme der Klugheit zu ringen. Es gab klopfend an, wieviel Stunden der Tag, wieviel Tage und Wochen Monat und Jahr haben, wie alt einige der Zuschauer seien. Dann fand es den stärksten Biertrinker aus dem Publikum heraus, auch welches Mädchen am liebsten heirate. Brausendes Gelächter! Nun erschien in Balltoilette »Miß Malwida«, die lächelnde Riesendame, eine schauderhafte Erscheinung, deren Gewicht schon auf einem Plakat am Wagen angegeben war. Sie trat unter die Zuschauer, ließ sich befühlen und kneifen, ob sie »echt« sei, und legte sich vor der Bühne nieder. Darauf trat der »Herr Direktor« artig vor, gab einen schweren Holzhammer und bat, die anwesenden »Herren« möchten Arme, Brust und Beine der hier liegenden Miß nach Belieben bearbeiten. Als das zu unserm Grausen genügend geschehen war, wobei der Hammer von dem festen Fleisch förmlich in die Höhe sprang, erhob sich die immer noch lächelnde Miß und verschwand mit einer zierlichen Verbeugung etwas schweren Ganges hinter einem Vorhang.

Nun begann das Schauspiel »Der Graf von Pavia«. Der Held trug herrliche lange goldblonde Locken und ein spanisches Mäntelchen; im letzten Akt wurde der Todfeind und Erzbösewicht von zwei schwarzen Teufeln unter furchtbarem Geschrei und Gepolter in die Hölle geholt, so daß das moralische Gefühl zu seinem Recht kam. Noch mit gesträubten Haaren ver-



sicherten wir, es sei wunder-, wunderschön gewesen.

Den Abschluß bildeten Seiltänzerkunststücke mit bösem Nachspiel. Ein kleiner dürrer Knabe hatte lange frierend und zitternd im Trikot gewartet, abwechselnd die Beinchen in die Höhe gezogen und in die Händchen gehaucht, und fiel nun halb erstarrt vor Furcht und Frost vom Seil. Sein Vater fing ihn auf und prügelte ihn dermaßen, daß wir Kinder es nicht mehr sehen konnten und bitterlich mit ihm weinten. Es war das erste und letzte Mal, daß wir einer solchen Aufführung beiwohnen durften.

Aber die Kunst fand auch andre Wege zu unsern Seelen. Besonders eindrucksvoll waren die Leierkasten und Mordgeschichten. Diese waren auf steifer Leinwand fein blutig abgemalt; das große Mittelbild zeigte den ruchlosen Mörder in voller Arbeit, wie er mit triefendem Messer seine Opfer traktiert. Ringsherum Darstellungen der kleineren Missetaten seines Lebens, und als letztes Bild kam unten die befriedigende Vergeltung. In langer Reihe werden die Särge der Gemordeten zum Friedhof getragen, daneben sieht man Galgen, Rad, Schafott, wo der Bösewicht verschiedene Todesarten stirbt. Ich höre noch den eigentümlich singenden Tonfall des Orgelbesitzers, wie er erzählt und dabei mit langem spanischem Rohr auf die entsprechenden Bilder klatscht. Dazu erklangen die ergreifenden Töne der Zitterorgel. Andre Bluttaten der letzten Zeit oder die letzten Berliner Gassenhauer und Liebeslieder sang zu den Orgelmelodien oft ein Weib mit hoher Fistelstimme und langem Hals, an dem die Adern vorsprangen. Sie sammelte auch das Geld ein für diese Kunstleistungen und suchte dabei möglichst viel dünne Papierblättchen, auf denen fettgedruckt ihre Lieder standen, zu verkaufen. Sehr bildend war ebenfalls der Guckkasten, den von Zeit zu Zeit ein alter Trunkenbold anbrachte, wo man, die großen Schulkinder für vier, die kleinen für zwei Heller, den »Rheinfall bei Schaffhausen« oder die »Schlacht bei Königgrätz« und ähnliches so genau sehen konnte, als stände man wirklich dabei. Wirklich schön war zuweilen die Kunst der auf den Straßen musizierenden Bergleute in ihrer kleidsamen schwarzen Tracht, die öfters zu den Messen in Kassel durchzogen. Als ich von Luthers Vorliebe für diese Kaste hörte, standen mir deutlich die Bergleute aus unsern Straßen vor der Seele, die auch stets freundlich behandelt wurden. Ich meinte ihre etwas schwermütigen Melodien noch zu hören. Von Zeit zu Zeit kam mit ihnen eine reizende Drehorgel, deren Vorderseite geöffnet war, so daß man einen eifrigen Bergwerksbetrieb zur Musik sah.

Oh, wir hatten viele Kunstgenüsse in N ...! Zuletzt sind noch die Bärenführer und kesselflickenden und wahrsagenden Zigeuner zu erwähnen, die zuweilen die Dörfer brandschatzten. Wir hatten große Angst vor ihnen, weil sie ja bekanntlich Kinder stehlen; aber Vater glaubte das nicht, denn Kinder hätten sie ja eigentlich selbst genug. Doch war es den Eltern sehr recht, wenn wir uns in ehrfürchtiger Scheu hielten. Betteln aber verstanden die dunklen Gesellen und schnatternden Weiber aus dem Fundament, und waren sie einmal in ein Bauernhaus eingedrungen, so waren sie schwer loszuwerden und schleppten ohne Kommiseration Speck, Eier, Butter und Gott weiß was von den geängstigten Hausfrauen fort. Sie konnten doch auch mehr als Broteſſen, und man flüsterte sich nachdenkliche Gerüchte über sie zu. Sicher war, daß sie Läuse anhexen konnten, und die waren schwer wieder fortzubringen.

Aber tatsächlich hat man in N... von so einer alten Zigeunermutter Merkwürdiges erlebt. Einer einziehenden Bande wurde für ihre Wagen, wie gewöhnlich, der Platz vor dem Rathaus angewiesen, in dessen Scheune die Feuerspritze des Dorfes stand. Da guckt aus dem ersten Wagen der Kopf einer uralten Zigeunerin und ruft in ihrem Rotwelsch: »Fahrt weiter, dies Tor muß in dieser Nacht noch schnell geöffnet werden.« Mitten in der Nacht läutet die Feuerglocke, und schnell muß die Spritze bei einem ziemlich großen Brand an die Arbeit; Brandstiftung von ihrer Seite aber war ausgeschlossen; die Untersuchung stellte heraus, daß der Besitzer selbst der Brandstifter war. Am andern Morgen kommt dieselbe Alte zu Hermeiers, um etwas Milch zu erbetteln. Da geht eine Magd durch die Küche, die zeitlebens krank gewesen und nach dem Urteil der Ärzte unheilbar war. Die Zigeunermutter sieht das Mädchen scharf an, winkt der Hausherrin zu und nennt ihr einen Tee, bei dessen Gebrauch das Mädchen nach soundso viel Wochen gesund sein werde. Genau zu der Zeit trat die Heilung ein und blieb dauernd. Bei dieser Gelegenheit sieht sie eine junge Frau, die Freundin der Tochter, das Haus verlassen. Bekümmert blickt die Alte hinter ihr her: »Der jungen Frau wird es nicht gut gehen.« Vier Wochen später war sie tot. — Die uralten Reste einer versprengten Rasse, sind sie wirklich im Besitz jenes sechsten Sinnes, des Ahnungssinnes, den für die Kulturmenschheit der heutige Okkultismus erst wieder bei der kommenden Wurzelrasse erwartet? Ist es Urweisheit aus tiefen Quellen der Natur, die sie verwalten dürfen? Sind sie Betrüger von unbegreiflicher Schlauheit? Heimatlose Fremdlinge in der heutigen Welt sind sie jedenfalls, und das genügt, sie dem Bauer unheimlich und fürchterlich zu machen, und so durchziehen sie gehetzt und selber hetzend die Lande.

Auch wir Kinder spielten harmlos und

ahnungslos mit uralten Resten aus der Volksvergangenheit. Das waren jene Märchenreste, die wir als unsre geliebten Reigenspiele an schönen Sonntagnachmittagen und Sommerabenden auf der Haberwiese oder meinethalben auch auf Hermeiers Schafmiste oder in der Leimenkuhle aufführten, singend und murmelnd und jedenfalls völlig eingetaucht in die Wichtigkeit der Situation, die wir gerade vorstellten, wenn wir des einfachen »Kriegens« und »Suchens« und andrer Laufspiele müde waren. Bald im Kreise, bald im Reigen und Gegenreigen erklangen dann nur noch halbverständliche Gesänge aus altem Volkserleben. So erinnere ich mich unsrer glühenden Aufregung bei einem abwechslungsreichen Spiel, zu dem gesungen wurde:

Tün, tün Tellerlein! (Tönern, tönern Tellerlein!)
König seine Töchterlein,
Was eßt sie gern?
Mandelkern!
Was trinkt sie gern?
Span'schen Wein!
Ach nein, ach nein, das kann ich nicht,
Muß eine Hand abhauen!

Das Königstöchterlein hockte in der Mitte, jede aus dem Kreise hatte einen Zipfel ihres Rockes gefaßt, und wenn der im Kreise herumgehende Hauptsänger »die Hand abhaute«, so wurde der Zipfel dem Königstöchterlein über den Kopf gelegt. Wenn sie nun ganz begraben war, ging ein andrer umher und lud zum Begräbnis des Königstöchterleins ein. Wir kamen — ich fühle noch deutlich das Herz klopfen vor dem Folgenden — angeschlichen, und dann sprang plötzlich das Königstöchterlein auf, uns zu haschen, und wir flohen wie vor einem Gespenst. Was lag wohl für ein Erlebnis oder Symbol zugrunde? Ja, wer das sagen könnte! Ich weiß nicht, was reizvoller war, das süße Grauen während des ganzen Spiels oder die fremdartige Melodie, die die Füße in den Bann zog. Ein ebenso handlungsreiches Spiel, wobei je zwei und zwei einander gegenüberstanden und mit den Händen einen Torbogen darstellten und die andern durchkriechen mußten, hing an dem Vers:

Zerbrichel, zerbrochen,
Wer hat sie zerbrochen?
Der Goldschmied
Mit seiner jüngsten Tochter.
Von Edelstein,
Von Bedelstein,
Von allerhand guten Sachen!

Und dann kam, mit atemloser Spannung angehört, bereit, davonzustieben: »Die Hintersten, Hintersten, Hintersten usw. wollen wir fassen!« Wer dabei gefangen wurde, kam ins Verlies. Sieht man da nicht Raubritter und Pfeffersäcke, Handwerker und Geleitsmänner miteinander in wildem Ringen, wie etwa bei »Götz von Berlichingen«? Wieder einer andern Situation entsprach ein Kreisspiel, bei dem suchend einer um den Kreis herumlief und alle sangen:

Jammer ja, wohl hier und da,
Was ich euch will sagen:
Ich hab' verloren meinen Schatz,
Kann ihn nicht mehr finden.
Wohl hier auf diesem Platz,
Da find' ich meinen Schatz ...

Den Rest bekomme ich nicht mehr zusammen, auch nicht mehr den weiteren Verlauf der Handlung. Und ein besonders anmutiges Reigenspiel steht mir auch noch nur halb zerbrochen in der Erinnerung, wie eine Mutter ihre jüngste Tochter ins Kloster bringen will. Man trat abwechselnd in zwei Gegenreihen in tanzendem Schritt, hoch an den Händen gefaßt, aufeinander zu und zurück. Dabei wurde, halb Prosa, halb Vers, singend verhandelt: »Wo ist die Mutter Marie?« »Ich bring' hier die jüngste Tochter!« und jedesmal als Schluß: »Heiza Phiphilatus!«

Wir hatten eine Menge solcher schönen Spiele und tanzten lustig ganze Menschen- und Königsromane, Lust und Leid, Klosterkampf und Untreue herunter, auch Geschichten vom Bauer, seinem Weib und seinen Kindern und seinen Erlebnissen mit Vieh, brennendem Haus und zerstörenden Feinden, und uns war's ein vergnügtes Spiel auf grüner Wiese im lachenden Sonnenschein. Wenn man aber endlich anfängt, darüber nachzudenken und den historischen oder sprachlichen Wert solcher Restgüter zu begreifen, dann ist es zu spät: versunken, verweht mit dem Kinderleben, und man kann nur noch Trümmer zusammenlesen. So geht's jetzt mir. Noch ein alter Vers kommt mir in den Sinn, mit dem die Kinder — wenn wir's machen konnten, wir mitten dazwischen — am Fastnachtstag von Haus zu Haus zogen, mit langen, spitzen Stöcken ausgerüstet, auf die die Gaben der Hausfrauen an Brot, Kuchen, Wurst, Speck, Käse gesteckt wurden, und man merkte sich wohl, welche Frau gerne gab und welche nicht. Dazu sang man:

Fastelabend, Fast,
Ich bin ein armer Gast,
Laß mich nicht zu lange stehn,
Muß noch eine weite, weite Ecke weitergehn.

Zuweilen sangen das die Kinder auch in Plattdeutsch. Je unverständlicher uns übrigens die Verse und Lieder waren, um so mehr liebten wir sie. Und das teilten wir Kinder mit dem Volk.

Daher steckte auch N... mit seiner doch klugen und zum Teil aufrichtig christlichen Bevölkerung tief, tief in allerhand Aberglauben, oft recht bedenklicher Art. Die »Gebildeten« aber kommen schwer dahinter, vor denen verbirgt das Volk

mit mißtrauischer Verschlossenheit seine alten Schätze, halb Lächerlichkeit, halb Entweihung fürchtend. Darum kommen z. B. die Pastoren sehr selten hinter solche Volksanschauungen, sie werden ihnen verhüllt, man »spricht nicht gerne davon«, vielleicht auch nach Wagners Meinung: »Berufe nicht die wohlbekannte Schar, die strömend sich im Dunstkreis überbreitet.« Jedes Dorf hat ganz anerkanntermaßen seine Gespenster, gute und böse, an die alle »glauben«. Bald ist es ein Kalb ohne Kopf, das mit feuriger Kette um Mitternacht durch die Gassen rasselt, bald ein Mann, der ruhelos umgehen muß, weil er einen Grenzstein verrückte, ein Brandstifter, durch den Menschen und »das unschuldige Vieh« umkamen, eine bleiche Gretchenfigur und was der unzähligen Möglichkeiten mehr sind. N... hatte seine unheimlichen Stellen im Dorf, die jeder nachts mied, seine Kreuzwege, wo der Böse Gewalt hatte, und seine stillen, den Geistern geweihten Waldplätze. Bekannt waren der »Mann hinter der Ölmühle«, der den Kopf unter dem Arm trug, die »weiße Frau am Gangerholz«, die in Mondnächten unter herzzerreißendem Jammern ein blutiges Tuch zu waschen suchte, der »Werwolf hinter der Leibe«, allerdings auch einer für Gespenster äußerst anziehenden Gegend. Dann gab es dort ein Haus, das sogenannte »Neue Haus«, aus dessen Bodenloch ein gespenstiges Strohbund sprang und die Leute verfolgte, und »das gute Häslein«. Letzteres ging bei der Brücke im Dorf um und hatte einst den Nachtwächter vor Strafe gerettet. Er war eingeschlafen auf seinem Sitz neben der Brücke, da klopft »was« auf seinen Fuß. Als er aufwacht, sieht er das Häslein vor sich und hört noch das Nachhallen der Turmuhr. Schnell stößt er ins Horn, Gott sei Dank, denn eine Minute später steht der revidierende Gendarm vor ihm. Zahllos waren die Geschichten, die so im Dorfe umliefen und fest geglaubt wurden; und wie herrlich »gruselte« es den Rücken herunter, wenn wir davon raunen hörten! Verhängnisvoller war der bis ins einzelne ausgebildete feste Glaube an Hexen; am schlimmsten, daß man bestimmte Frauen, in ihrem Gefolge auch einige Männer, für Hexen und Werwölfe hielt.

So jemand hatte ein fürchterliches Schicksal: er wurde nicht nur gemieden, sondern zuweilen auch voll Wut verfolgt und am Leben bedroht. So erlebte mein Vater, der sich sonst gewöhnlich vergeblich anstrengte, überhaupt hinter diese Lehren zu kommen, einmal eine schreckliche Szene, nicht ohne eigne Gefahr. In Todesangst schreiend kam eine arme Witwe, die »Fritzen«, die man für eine Hauptheхe hielt, ins Pfarrhaus gestürzt, und ein Mann, wutverzerrt, mit geschwungener Axt hinter ihr her: sie solle seinen Kühen »die Milch wiedergeben«. Nur mit eigner Gefahr konnte der Vater dem Manne die Axt entwinden; wie es weiter wurde, weiß ich nicht mehr. Man glaubte nämlich fest, solche Hexen könnten den Kühen die Milch fortzaubern, sie »güste« (trocken) stellen, und sie setzten sich dann zu Hause auf ihren Melkstuhl und melkten die Milch aus ihrem Handtuch hinter der Tür. Und da half kein kirchliches Verbot und kein Gegengrund, denn Marie von Ebner-Eschenbach hat recht: »Ein Urteil läßt sich widerlegen, aber niemals ein Vorurteil.«

Gar manche dunkle Tat geschieht im Volk, manch fressender Haß wächst unter der Decke, einfach aus diesem Hexenglauben. Viele Leute, besonders alte zahnlose Weiber, wußten Mittel gegen Warzen, konnten Blut stillen, Krankheiten beschwören und glaubten selbst fest daran. Und es gibt da auch wohl mehr Kräfte und Dinge, auf unberechenbaren Naturzusammenhängen und suggestiven Wirkungen beruhend, als unsre Schulweisheit sich träumen läßt.

Alte, würdige Kirchenältesten gestanden in vertraulicher Stunde dem Vater: »Ja, Herr Pfarr', ihr Art Leute glaubt ja an so was nicht; wir aber wissen es gewiß, und — ich kann's selber.« Aus diesem geheimnisvollen Naturleben des Volkes, wo die völlig unverständlich gemurmelten Zaubersprüche eine merkwürdige Mischung von inbrünstigem Anrufen der heiligen Dreifaltigkeit und heidnischen Formeln aufweisen, nur noch zwei Erlebnisse. Ein alter, unbedingt zuverlässiger und nüchterner Kollege meines Vaters war der eine Augenzeuge. Der geht eines Tags mit seinem Kirchenältesten vor das Dorf spazieren und sieht mit Wehmut den wundervollen Weizenacker hinter seinem Pfarrgarten, den keine Vogelscheuchen vor Spatzenraub schützen konnten. Da sagt der grauköpfige Bauer mit voller Gewißheit: »Hm, Herr Pfarr', Sie werden's nicht leiden, aber ich könnte den Acker schützen. Und ich brauch' dabei nur das liebe Gotteswort.« Der Pfarrer, erst zögernd, dann höchst neugierig, gibt die Erlaubnis. Bald kommt die Vollmondnacht, und er sieht den Bauern murmelnd und Kreuze schlagend dreimal den Acker feierlich umgehen. Und nun versicherte er meinem Vater mit fast entsetztem Ernst, am folgenden Tage habe er die Spatzen zu Tausenden auf den nahen Hecken und Bäumen sitzen sehen, mit verlangend vorgestrecktem Hals nach den fetten Ähren blickend, ja, voll Gier dicht heranhüpfend. Und kein einziger hat mehr ein Körnchen gepickt. Der Acker war gerettet.

Ein andres Erlebnis. In einer Nachbargemeinde war dauernde Unruhe, ein alter Bauer könne »das Sterben« voraussagen. Und er war ein wohlangesehener, ehrbarer Mann. Auch dies hat mein Vater aus dem Munde des Kollegen selbst gehört. Der nimmt den Mann



ernstlich vor und bittet ihn, doch von solchem Unsinn abzulassen. Erst will der nicht mit der Sprache heraus, dann aber bleibt er fest und verspricht sogar seinem Pfarrer, es ihm bei geeigneter Gelegenheit zu beweisen. Nach einiger Zeit klopft es beim Pfarrer an, der Bauer tritt in die Stube und sagt mit blassem Gesicht: »Herr Pfarr', binnen heut und acht Tagen ist der und der eine Leiche.« Es war ein junger, lebenstrotzender, solider Bursche. Sieben Tage vergehen. Am achten Tage ist »Hausheben« im Dorf. Der Bursch, ein Zimmermann, tritt oben auf das Gerüst, um seinen Spruch zu sagen; als er fertig ist, tritt er fehl, stürzt ab und bricht das Genick.

So raunt und summt das Naturleben mit seinen geheimnisvollen Kräften um das Volk herum; wer kann, wer möchte ihm seine Schätze aus dem Urboden seiner Vergangenheit rauben? »Lasset beides miteinander wachsen, auf daß ihr nicht den Weizen mit ausraufet«: dieses tiefe Wort Christi läßt sich wohl auch hier anwenden.

Erwachen

Du lebtest zu lange mit Blumen und Bäumen,
Befragtest die Augen der Tiere um Licht
Und hörtest in selig-frohem Versäumen
Die werbenden Worte der Menschen nicht.
Sie gingen vorüber und streckten die Hände,
Doch sternenwärts riß dich der Sehnsüchte Flug,
Und neigt sich dein schimmernder Pfad nun dem Ende,
Erkennst du den holden betörenden Trug.
Denn Erde und Pflanzen und himmlische Bilder
Beschenken nur lächelnd das glückliche Herz
Und sind für den Einsamen glänzende Schilder
Für Körper aus Zellen, aus Feuer und Erz.
Das Starre, das hold deine Wärme beseelte,
In Armut läßt es dich frierend allein,
Und Wahrheit wird Wissen, das lange verhehlte,
Du weckst keine Liebe aus Felsen und Stein.
Denn eng an den Kreislauf der Kräfte gebunden,
Liegt stumm ihre Seele im Stoffe gebannt
Und kühlt keines Lebenden Narben und Wunden —
So suche bei Menschen die heilende Hand!
Sie tragen im stillen verborgene Leiden
Und kennen der Einsamkeit dunkles Gesicht,
Sie lassen den Bruder nicht ungelabt scheiden,
Der suchend sein Schicksal dem ihren verflicht.
Sie bieten dir Rast nach den Wegen der Ferne
Am irdischen Herde von schmerzlichem Strauß,
Daß gläubig die Seele den Wandertrost lerne
Von Brüdern und Schwestern im weltweiten Haus.

Hedwig Forstreuter





Das Wartburgfest von 1917

Aus der Frühzeit des deutschen Nationalgefühls

Von Dr. Hugo Böttger

M. d. R.

Was wir heute in übermenschlichem Kampfe gegen fast die ganze Welt verteidigen und heraushauen müssen, die deutsche Reichseinheit, sie ist uns gerade deshalb des Kampfes wert, weil es den Deutschen so unendliche geistige und physische Anstrengungen gekostet hat, sie vor hundert Jahren zu erringen. Den deutschen Stämmen war seit dem Ausgang des Mittelalters das Nationalgefühl abhanden gekommen, dieweil die fremden Nationen auf deutschem Boden ihre Kämpfe ausfochten und sich zu Weltmächten entwickelten. Die deutschen Einzelstaaten hingen an ihrer vollen Souveränität, das Volk war konfessionell gespalten, die Gebildeten konnten den eignen Staat nicht finden, weil sie dem Phantom des besten Staates nachjagten und sich in die Gedanken vom Weltbürgertum verliefen. Auch die großen Geister ließen ihr Vaterland im Stiche. Lessing erklärte, von der Vaterlandsliebe keine Vorstellung zu haben, und wollte sie nur als eine heroische Schwachheit erkennen, und Wieland war sogar der merkwürdig stolzen Meinung, daß Deutschland infolge seiner Zersplitterung »einen höheren Grad menschlicher und bürgerlicher Freiheit« als andre Kulturvölker genösse. Das Ideal freier Menschenbildung war in der Tat bei den Deutschen wohl aufgehoben, aber dafür eroberten inzwischen die andern Nationen die Welt und teilten sich sogar in die Sympathien der Deutschen. Der Osten gehörte den Russen, der Norden den Engländern und der Westen und Süden den Franzosen.

So konnte es nicht ewig weitergehen. Es erwachte als Nachwirkung der Franzosenzeit, jener wüsten Schreckensherrschaft in deutschen Landen, und auf dem Boden der Romantik die erste nationale Bewegung der neueren deutschen Geschichte. Der Befreiungskrieg war ein deutscher Volkskrieg im Gegensatz zu den vielen voraufgegangenen dynastischen Interessenkämpfen und Kabinettskriegen gewesen. Ja, die Fürsten waren damals von der ursprünglichen Frische und Kraft der Bewegung erschüttert, und wenn schon einer, der den Fürsten näher stand als das gewöhnliche Volk, wenn Blücher 1813 an Scharnhorst schreiben konnte, daß man die Fürsten wegjagen sollte, wenn sie sich dem Ruf an die ganze Nation, sich unter die Waffen zu stellen, widersetzen würden, so kann man daran die Wucht des Gegensatzes der Volks- und Fürsteninteressen zu Beginn des 19. Jahrhunderts ermessen. Gewiß, hier und da erwog man ernsthafter die Möglichkeit einer deutschen Einheit von einer besseren Art als das Deutsche Reich römischer Nation, aber sofort trat der Gegensatz der beiden deutschen Großstaaten Österreich und Preußen und dazu die Eifersucht der Mittel- und Kleinstaaten als unübersteigbares Hindernis in den Weg der kühnen Gedanken.

Der eigenartige Ersatz, den der Deutsche Bund hatte bilden sollen, war nichts als ein sehr loser Versicherungsverein für Erhaltung der äußeren und inneren Stellung Deutschlands. Er konnte keinesfalls befriedigen, am wenigsten Deutschlands studierende Jugend des Nordens, die, soweit sie waffenfähig gewesen war, Mann für Mann an den Befreiungskriegen teilgenommen hatte, und denen ein ganz andres Einigungswerk vorschwebte. So mancher von ihnen war, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, wieder in die Hörsäle der Hochschule zurückgekehrt; in Jena war 1815 zum ersten Male die Studentenschaft geeinigt, das Abbild der Zerrissenheit, die partikulären Landsmannschaften, waren durch die eine, die Gesamtheit der Studierenden umfassende Burschenschaft verdrängt worden. In der Verfassungsurkunde jener neuen Vereinigung von 1815 war zu lesen gewesen: »In einem Zeitpunkte, wo sich der Deutsche dem Deutschen überall nähere, wo nur ein Geist alle Deutschen beleben und ganz Deutschland überströmen soll, wäre es eine Schande, wenn gerade auf Universitäten, von denen doch alles Bessere ausgehen und sich über das gemeinsame Vaterland verbreiten sollte, wenn auf diesen dieser schöne Geist erstarren und Kleinländereien und Erbärmlichkeiten weichen sollte, die doch nur in dem Getrenntsein der verwandten deutschen Stämme ihren Ursprung und ihre Rechtfertigung finden konnten.« Es war demnach bereits in der Verfassungsurkunde der Burschenschaft ein vaterländisches Prinzip klar ausgeprägt worden, das nur weiterentwickelt zu werden brauchte und auch weiterentwickelt worden ist. Der Zweck der früheren Landsmannschaften wird als kleinlich und sündhaft bezeichnet. Diese Kleinländereien sollten weichen. Auf deutschen Universitäten soll und darf nur eine Einheit bestehen: »Nur in der edlen Liebe, nur in dem großen Gedanken an ein gemeinschaftliches, allumfassendes Va-



terland, an den gemeinsamen Vaterherd kann sich der Deutsche groß und zu jeder Heldentat entschlossen fühlen.« Das klang anders als die weltbürgerliche Abgezogenheit derer, die bisher das Wort gehabt hatten.

Der Vorgang der nationalen Sammlung und Erhebung war nun nicht auf Jena beschränkt geblieben, sondern hatte nach und nach die meisten andern Hochschulen ergriffen. Hier und da hatte er sogar schon gewisse Vorläufer oder gleichzeitige Strömungen neben sich gehabt, gefördert durch die Mitarbeit von nationalen Politikern und Professoren, durch die Schriften von Jahn, Schleiermacher, Fichte, durch die Gesänge von Arndt, Körner, Schenkendorf und Kleist, durch politische Zeitungen und Broschüren. So wuchs denn eine Bewegung von Nord nach Süd, vom Pregel bis zum Rhein durch alle deutschen Lande, wo immer deutsche Studenten zusammenkamen. Eine besondere, man kann sagen scharfe Kampfnote erhielt in Gießen das neue Leben unter dem Einfluß Follens und seiner Freunde, die im »Ehrenspiegel« ein vollständiges Reformprogramm für das studentische Gemeinschaftsleben auf radikal religiöser, puritanischer, demokratischer Grundlage aufgestellt hatten. Um aber die Ströme und Bäche des jungen burschenschaftlichen Lebens nicht nach allen Richtungen auseinanderlaufen zu lassen, sondern zu einheitlicher Kraft zu sammeln, die wieder neue Kräfte hervorbringen sollte, war ein Zuschammenschluß, ein Sichfinden und Aussprechen, am besten also ein gemeinsames großes Fest im Herzen Deutschlands nötig, zu dem die Jugend der Hochschulen und ihre Berater vereint erscheinen würden. Da war dann auch Gelegenheit gegeben, Zwistigkeiten zwischen den »Unbedingten« von Gießen und ihren Widersachern der noch landsmannschaftlichen Richtung beizulegen und vor allem den Zusammenschluß der einzelnen Hochschulen zur notwendigen allgemeinen Burschenschaft vorzubereiten. Dieses Fest der Weihe, Einigung und Vorbereitung war das Wartburgfest vom 18. Oktober 1817.

Der äußere Anlaß zur Wahl des Tages war die Erinnerung an die Reformation vor dreihundert Jahren und an die Leipziger Schlacht vor vier Jahren. Der Plan des Festes war von der Jenaischen Burschenschaft ausgegangen; von ihr aus waren auch die Einladungen an alle Hochschulen erlassen worden; freudige Zustimmungen hatten geantwortet, und so hatte man sich denn alsbald zur Pilgerfahrt auf den meisten hohen Schulen, in Greifswald und Tübingen, in Bonn und Breslau und wo immer die burschenschaftliche Saat aufgegangen war, gerüstet. So eine Reise in jenen Tagen war gewiß sehr viel anstrengender, aber auch anregender und romantischer als heute, und nun gar die Wanderschaft zum deutschen Walde nach Eisenach, zur Wartburg, zum Fest der Jugend, das ließ die Herzen höher schlagen. Vom Sächsischen Großherzog war verfügt worden, daß die Studenten, da die Gasthäuser nicht die Menge fassen konnten, von den Bürgern der Stadt in Freiquartier aufgenommen werden möchten. Im übrigen war den Studenten völlig freie Hand bei der inneren und äußeren Einrichtung der Feier gelassen worden; die Wartburg war ihnen zur Verfügung gestellt, aus den Forsten war das Holz zu den Oktoberfeuern unentgeltlich geschlagen, die Fischteiche waren zur Speisung geöffnet, und es war zur Abendbeleuchtung der Wartburg eine ansehnliche Summe bewilligt worden.

Ein heiter-klarer Herbstmorgen brach am 18. Oktober 1817 an. In Eisenach erklangen morgens 6 Uhr feierlich die Kirchenglocken. Vom nahen Walde war Eichenlaub herangetragen und zum Schmuck der Mützen und Barette verteilt worden. In mächtigem langem Zuge ging es zur Wartburg hinauf. Voran schritten der Student Scheidler aus Jena mit dem Burschenschwert und Graf Keller mit der von Jenaer Jungfrauen gestifteten Fahne. Im Rittersaale, wo bereits die Bürger und Behörden, die Geistlichen und viele Jenaische Professoren versammelt waren, ging die Feier vonstatten. Mit dem Liede »Ein feste Burg« wurde sie begonnen, und sie fand in der Rede des Theologiestudierenden Riemann, der für seine Waffentaten bei Belle-Alliance das Eiserne Kreuz auf der Brust trug, den rednerischen Höhepunkt. Er klagte zunächst, daß »des Vaterlandes vergessen worden sei, seiner Tugend und Sitte«, und daß einem verderblichen Weltbürgersinn die Vaterlandsliebe gewichen sei; daß auch die Fürsten das gemeinsame Wohl vergessen und die deutschen Stämme, einander feindlich gegenüberstehend, die unheilvolle Trennung nur gefestigt hätten. Die Strafe sei durch den Arm des Korsen gekommen. Endlich sei in Moskaus Brand die Flamme der Freiheit emporgeschlagen, und glorreiche Siege wurden erfochten. Vier Jahre seien verflossen, die Hoffnungen des Volkes vereitelt. Von allen Fürsten Deutschlands habe nur einer sein gegebenes Wort eingelöst, der, in dessen freiem Lande die Versammelten dieses Fest begehen. Sodann feuerte der Redner die deutsche Jugend an, »alle Brüder, alle Söhne eines und desselben Vaterlandes, eine eherne Mauer zu bilden gegen jegliche äußeren und inneren Feinde, entgegen dem Schrecken des Todes, entgegen der Blendung vom Glanz der Throne, nimmer erlöschen zu lassen das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit, das Streben nach jeglicher menschlichen und vaterländischen Tugend, daß sie unverrückt im Auge behalten wollten das Ziel des Gemeinwohls: die Liebe zum einigen deutschen Vaterlande«.

Das also war das Grundmotiv der Wartburgfeier, der Kern dieser und aller folgenden Reden, die uns im Stil und Gehalt so eigenartig anmuten, weil wir einer studentischen Jugend selbst nach den Befreiungskriegen so viel sittlichen Ernst und so viel zielsichere Größe der Lebensanschauung kaum zutrauen, und weil uns auf der andern Seite die etwas altkluge Gespreiztheit der Sprache befrembet. Das Bedeutende und Bleibende ist der scharfe Widerspruch zum Partikularismus und Kosmopolitismus, der kräftige Wille, dem Vaterländischen ein Heimatrecht auf deutschem Boden zu erkämpfen. Aber dennoch half etwas andres dem Wartburgfest zum allgemeinen Bekanntwerden, zu einer durchschlagenden Volkstümlichkeit. Mehr noch als die würdige und schöne Festlichkeit, die in einem Kirchgang und in einer gemeinsam genossenen Abendmahlsfeier ausklang, machte nämlich in Deutschland die Verbrennungsszene auf dem Wartenberge Aufsehen, das Straffeuer, bei dem die seichte vaterlandslose Literatur von Kotzebue, Kamptz, Schmaltz, Ancillon usw. zum Tode durch Verbrennen verurteilt wurde.

Der Landsturm hatte auf dem der Wartburg gegenüberliegenden Wartenberg, von wo jetzt die Bismarcksäule in das thüringische Land hinabschaut, achtzehn mächtige Feuer angezündet, und an einem dieser Feuer hielt der Turner Maßmann, ein Temperamentsmensch und eine politische Eulenspiegelnatur zugleich, eine gepfefferte Rede gegen die Feinde der Burschenschaft. Viel Makulatur, auf dem die Büchertitel aufgeschrieben waren, wanderte ins Feuer — als »Gänse-, Schweine- und Hundeschmalz, aber alles ohne Salz«, und dazu noch ein Schnürleib, ein Zopf und ein Korporalstock. Diese Demonstration, abseits der eigentlichen Feier, ein Stück Studentenulk mit politischem Gehalt, gewiß nicht in allen seinen Gespinstfasern völlig tadelfrei, war doch der Jugend auf den Leib gepaßt und, mit einigem Humor betrachtet, recht unschädlich.

Es schlug jedoch wie eine Bombe in eine hocherregte und ängstliche Gesellschaft ein. Obwohl solche Autodafés gegen politische und literarische Gegner damals nicht einmal ungewöhnlich waren, fühlten sich diesmal die Staatsmänner und Politiker, die Publizisten und Polizisten doch allesamt geschädigt und verletzt. Was wollte diese halbflügge Jugend aus dem von Metternich so sorgfältig gehegten und behüteten mitteleuropäischen Staatensystem des Gleichgewichts und der getrennten Klein- und Mittelmächte machen? Auch in andern Lagern der Gebildeten war der nationale Einheitsgedanke aufgetaucht. Wenn das weiter um sich griff, wer würde dann noch die neuen Kräfte bändigen können? Daß auch die in ihrer Eitelkeit verwundeten Staatsrechtslehrer und Literaten sich zur Rache und Abwehr zusammenscharten, war selbstverständlich. Es wurde ausgestreut, die Burschenschaft habe die Urkunde des Wiener Kongresses und der heiligen Allianz verbrannt und ihre Respektlosigkeit in antimonarchischen Kundgebungen ausmünden lassen. Es zog sich also ein Unwetter gegen die Burschenschaft und gegen die nationale Bewegung zusammen, das sich in gewalttätigen Schlägen entladen sollte.

Der Bericht des sächsischen Staatsministers von Fritsch an den Großherzog Karl August stellte zwar fest, daß das Fest aus einer lobenswerten Idee hervorgegangen sei und daß die Jünglinge das Fest mit religiösem Ernst und in würdiger Haltung gefeiert hätten. Um so gehässiger aber war die literarische und politische Bekämpfung von seiten der Kamptz, Schmaltz, Ancillon und der Metternichschen Presse, die wiederum die leicht entflammte Jugend in leidenschaftliche Empörung versetzte und heroische Fanatiker vom Schlage Sands heranzüchtete, der den Kotzebue mit einem Dolchstoß niederstreckte. Den Ausgang des Kampfes zwischen Autorität und akademischer Volksbewegung bildeten die Karlsbader Beschlüsse, die die soeben in der Allgemeinen Burschenschaft vereinten Burschenschaften wieder auseinandersprengten und den verruchten Gedanken der deutschen Einheit für alle Zukunft aus den deutschen Herzen und Köpfen ausrotten sollten.

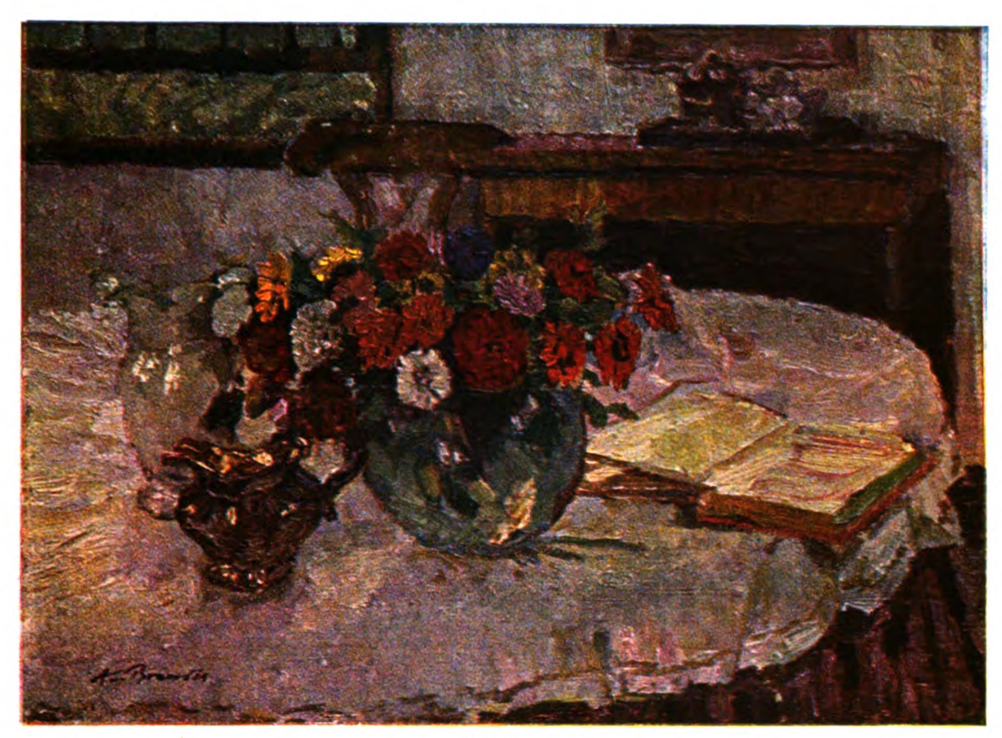
Und mögen sie auch in Gemeinschaft mit der Zentraluntersuchungskommission und mit Polizeikreaturen vom Charakter des Onkels Dambach, der Fritz Reuter so bitter gequält hat, unsägliches Unglück über Deutschland gebracht und den besten Teil der deutschen Jugend in Festungskasematten und Gefängnis gebracht haben — es ist ihnen nicht gelungen, den Sonnenfrühschein zu ersticken, der von dem Wartburgfest ausgestrahlt ist, die nationale Einheitsidee zu unterdrücken, die auch die Irrungen von 1848 überwunden hat und alsdann durch die Politik von Blut und Eisen zur realen Größe und Macht des Deutschen Reiches emporgewachsen ist. Man sage nicht, daß die deutsche akademische Jugend von heute aus anderm Stoff geformt sei als die von 1817; wir weisen auf die Kriegsfreiwilligen vom Sommer 1914 und auf die Kämpfer von Ypern und Langemark hin, die mit dem Sang »Deutschland, Deutschland über alles!« dem mörderischen Kugelregen entgegengezogen sind, ihrer Vorfahren wert und ähnlich. Immerdar wird es auf Deutschlands hohen Schulen ein von Vaterlandsliebe und Idealismus erfülltes Geschlecht geben, getreu den Versen:

Achten nicht der Todeswunde,
Sterben gern zu jeder Stunde,
Wenn's das Vaterland gebeut!



August von Brandis: Dahlien

Zu dem Aufsatz »August von Brandis« von Fritz Stahl



Zinnien

August von Brandis

Von Fritz Stahl (Berlin)

aß die Kunst schwer ist, ist ein Gemeinplatz. Aber Künstler und Laien, die ihn aussprechen, denken dabei gewöhnlich nur an die Anstrengung, die Lernen und Ausüben des Handwerks verlangen. Und doch ist diese Schwierigkeit eigentlich die geringste für den Menschen, den die Natur wirklich zur Kunst begabt hat. Sie wird nur überschätzt, weil heute viele Tausende ganz unzulänglicher Talente sich zur Kunst drängen, denen dann freilich die Erwerbung auch nur eines mittleren Könnens sehr sauer fällt. Da wird denn Qual, was Freude sein sollte. Die wirkliche Schwierigkeit liegt ganz woanders, und sie besteht gerade und nur für die Besten, die mehr von sich verlangen, als irgendeine Manier zu erlernen.

In den guten alten Kunstzeiten trat der Knabe frühzeitig in eine Werkstatt. Er half an dem Werke des Meisters mit, bescheiden als Lehrling, kräftiger als Geselle, und trat dann als Meister ins Leben, dessen wechselnder Anspruch ihn zu neuer Entwicklung treiben konnte. Vom ersten Tage an war ihm ein bestimmtes Ziel gesetzt, dem alle Arbeit galt und diente. Ein solches Ziel gibt es heute nicht. Jeder Künstler muß es sich selbst setzen. Dazu kommt er naturgemäß erst spät, wenn er als Mensch eigen und reif geworden ist. Bis dahin gehört seine Arbeit, von einer fremden Persönlichkeit oder gar einem System geleitet, Zielen, die diese gesetzt haben. Man nennt den akademischen Unterricht die Erlernung des Handwerks, das ja jeder erwerben müsse, was er auch schaffen wolle. Aber da liegt ein Irrtum. Dieses gute Handwerk wird heute auf so gut wie keiner Schule gelehrt, sondern im besten Falle eine Art von Technik, die eine sehr beschränkte Anwendbarkeit hat, eben nur für ein bestimmtes Ziel. Wessen Ziel ein andres wird, dem ist sie kaum eine bescheidene Hilfe. Der steht, wenn er durch die Lehre gegangen ist, dem Nichts gegenüber. Er muß eine neue, besondere Lehre suchen, und wenn er sich in seinem Ziel geirrt hat, eine dritte. Und dies verschlingt viel Zeit und Kraft, die Zeit und Kraft der besten Jahre. Das ist es, was in Wahrheit die Kunst schwer macht, was ihr das Mühsame und Angestrengte gibt,

das sie gerade bei uns hat, wo mehr Eigenwille des Einzelnen herrscht als bei andern Völkern. Es dauert lange, bevor ein Künstler zu sich selbst kommt und frei über seine Ausdrucksmittel verfügt. Wo wir einen solchen treffen, da ist eine lange und oft schmerzhafte Entwicklung vorhergegangen.

Daran muß man auch vor den Bildern von August von Brandis denken, aus denen so viel helle Freude an schönen Dingen und starken Farben spricht. Dreimal hat er ansetzen müssen, bis er diese Art fand.

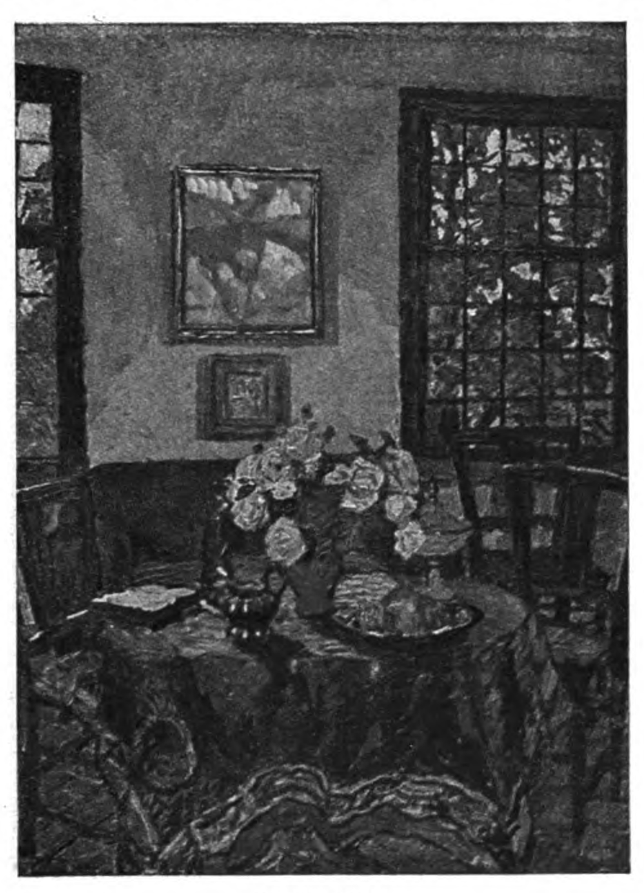
Er hat als Schüler der Berliner Akademie begonnen, die unter Anton von Werner stand. Sie war damals kaum schlechter als eine andre, vielleicht besser als manche mehr gepriesene. Max Klinger erwähnt sie nicht ohne Dank, Thomas Theodor Heine hat sie mir einmal gerühmt. Aber es ist bedeutsam, daß beide in erster Linie Zeichner sind. In der Malerei herrschte ein kalter und trockener Ton, eine schlechte und eigentlich unmalerische Tradition. Die Farbe war nur ein Mittel stimmungsloser realistischer Abschilderung, deren Hauptwert in der streng durchgeführten Modellierung bestehen sollte. Hugo Vogel, den Brandis auch als seinen Lehrer bezeichnet, versuchte eine mehr malerische und freiere Art zu bringen, aber er mußte bald weichen. Wie so viele andre Jünger dieser Kunstschule ließ sich Brandis von der lebendigen Welt abschneiden. Kunst ist nach der Anschauung der Historienmaler eine Angelegenheit, die in einem Nordlichtatelier mit Studien nach gestellten Modellen getrieben wird. Gestellt werden diese Modelle nach der Idee, die man gefaßt und zuerst (aus einer ganz unvollkommen ernährten Phantasie) mit Linien umrissen hat. Farbe kommt hinzu, wenn das Bild eigentlich feststeht, im Grunde nur, um die Illu-



Bunte Blumen

sion zu erhöhen. Gewiß haben sich die jungen Leute nicht ganz gefügt. Der Sinn für Stimmung, für Charakter, für Farbe, der die Malerei in ganz Europa revolutioniert hatte, hat auch auf sie gewirkt. Aber es ließ sich wenig von diesen Dingen in der herkömmlichen Arbeitsweise verwenden.

Diese Entstehung ist den frühen Bildern von Brandis, in denen er religiöse Themen behandelte, und die sich in rheinischen Museen und Kirchen finden, deutlich anzusehen. Er sagt selbst von ihnen: »Ich ging bei diesen Arbeiten stets von der Zeichnung aus, versuchte dann aber, durch koloristischen Reiz zu wirken. Vor allem aber suchte ich alle Eindrücke und Wirkungen aus der unmittelbaren Anschauung der Natur zu gewinnen.« Diese Bemühungen um eine überzeugende Lebendigkeit in dem Vorgang und dem Schauplatz und um eine harmonische farbige Erscheinung sind sicher nicht vergeblich gewesen. Aber das, was man in künstlerischem Sinne ein »Bild« nennt, diese geschlossene Einheit der Farbe, ein Farbenklang, der nur einmal vorkommt, kann auf solche Art nicht entstehen. Ob der Maler seinen Stoff aus der Wirklichkeit nimmt oder aus seiner Phantasie, das »Bild« muß gerade als Farbe und darum zuallererst als Farbe ihm in einem schöpferischen Augenblick vor die Seele treten. Deshalb haben alle eigentlichen Maler nie mit der Zeichnung, sondern immer mit der Farbenskizze begonnen.



Farbige Rosen

Das hat auch Brandis ohne Zweifel erkannt, als er trotz den Erfolgen dieser ersten Bilder die ganze Art der Arbeit und mit ihr die Stoffe, die aus der Welt des nicht Sichtbaren genommen waren, aufgab.

Ein Mittelweg war nicht möglich. Je stärker der neue Sinn wurde, in je größerer Fülle seine Werke nach Berlin drangen



und zeigten, was zu erreichen war, desto schärfer mußte in diesen jungen Malern der Widerstand gegen die Schule werden. Das angeborene Gefühl befreite sich am Ende gewaltsam. Ein ganz neuer Anfang, von der Farbe aus, schien durchaus notwendig. Es gab einen plötzlichen Bruch.

»Ich erkannte, welch hohes Ziel zu erreichen sei,« schreibt Brandis, »wenn man ganzen Arbeitsweise handelt. Der Maler will sein »Bild« in der Wirklichkeit mit leiblichen Augen sehen, während er es früher in einem langen Schaffensprozeß, der mit bloßen Umrißlinien begann, herstellen wollte. Auch der Laie wird begreifen, was eine solche Umstellung bedeutet, wie alles erlernte und geübte Vorgehen mit einem Schlage unbrauchbar wird. Das geht ja so weit, daß



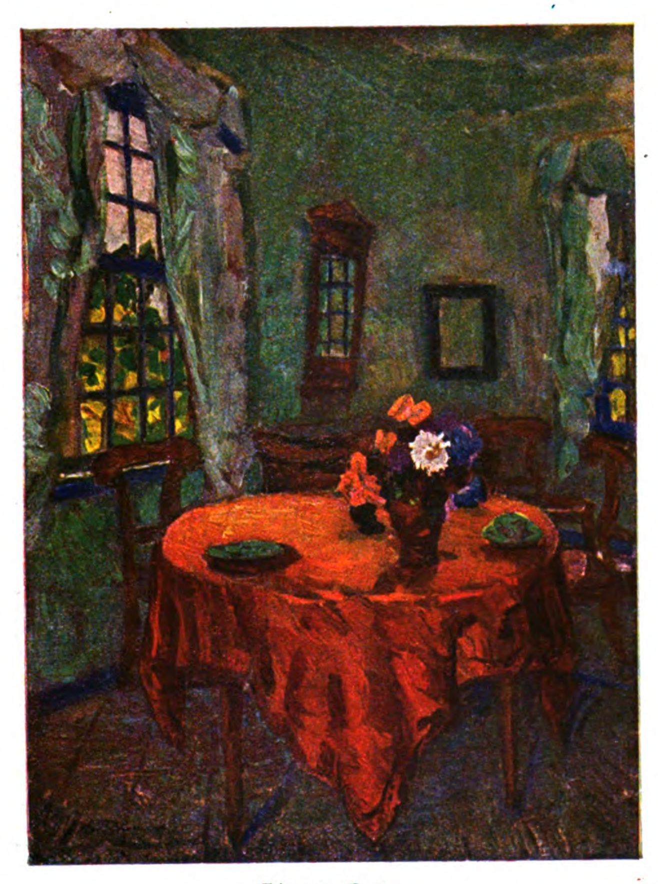
Sommertag

alles Künstlerische in unmittelbarem Anschauen der Natur aus dieser, wie Dürer sagt, herausreißen lerne. So erstrebte ich wohl weiter Massenverteilungen auf Hell und Dunkel, Kontrastwirkungen der Farbe, suchte aber meine Stoffe so, daß ich sie in unmittelbarem Anschauen der Natur darstellen konnte.«

Man sieht daraus deutlich, daß es sich nicht nur um einen Wechsel in den Stoffen, sondern um eine grundsätzliche Umwandlung, man könnte sagen: Umdrehung der das Atelier, in dem vorher das ganze Werk entstand, zu dem der Maler aus der Außenwelt noch Studien herantrug, jetzt nur noch Stätte der vollendenden Ausführung ist, während das Bild künstlerisch ganz und handwerklich zu einem großen Teil in dieser Außenwelt entsteht.

Es ist fast unmöglich, daß ein Künstler einen so ganz neuen Weg ohne Führer beschreitet. Brandis suchte vor allem in der Wirklichkeit die Farbe. Das zeigt seine ganze spätere Entwicklung. So schloß er sich

nicht an den Naturalismus an, der ja, wörtlich genommen, der Entwicklung von Farbe nicht viel Raum bot. Er ging nach Dachau, in den Kreis von Ludwig Dill, in dem unter dem Einfluß der Schotten eine Art entstanden war, die auf den Wohlklang der Farbe und auf eine dekorative Wirkung breiter Flächen ausging. Es gab eine große Überraschung, als der Werner-Schüler mit diesen Bildern auftrat, in denen so unverkennbar die Farbe das bestimmende Element war. Nach den kühlen und etwas dumpfen religiösen Bildern erschien das Porträt eines Försters am Frühstückstisch in heimlicher Stube, deren Fenster in die verschneite Welt blicken, frisch und hell, wirkliche Malerei. Es war aber nur im Ton und der Malart Dachauisch. Es enthielt viel mehr Wahrheit und Natur, als die Lehrmeinung dort erlaubte, und damit schon die Anzeichen, daß es für Brandis nur einen Übergang bedeutete.



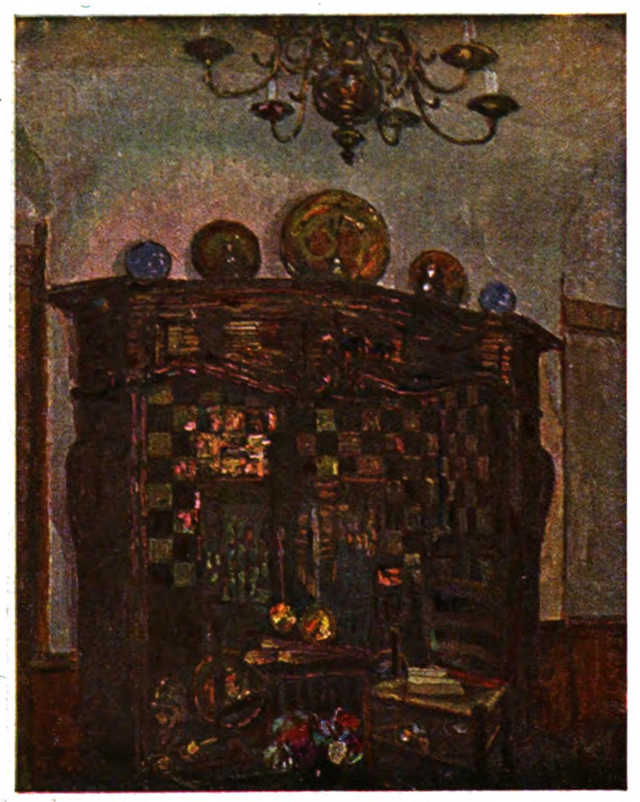
Die rote Decke

Ob irgendein fremder Einfluß dabei im Spiele war oder nur die eigne Natur sich gegen die enge Bindung der etwas matten Schönmalerei auflehnte: Brandis kehrte bald auf dem neuen Wege um, der eine Sackgasse war. Er setzte zum drittenmal an, und diesmal brauchte er keine Führung mehr, er trat mit seinem eignen Gefühl der Welt gegenüber. Nicht nur diese eine Schule, alle Schule war überwunden. Es gab keine Lehrmeinung mehr, die den Reichtum der Erscheinungen verkümmerte und gerade das Schönste ausschloß: Leben und Bewegung des Lichts, Kraft und Tiefe der Farbe.

Erst wenn er aus allen Schulen herausgewachsen ist, entdeckt ein Maler den »goldenen Überfluß der Welt«. Bis dahin sieht er eben nur, was man nach der Schulmeinung, der er gerade unterliegt, malen kann und soll, nur, wofür dem Schüler die

Mittel bequem zuhanden sind. Geht er über diesen Kreis hinaus, dann ist es mit der Bequemlichkeit zu Ende. Für alles das, was er neu entdeckt, muß er die Ausdrucksmittel selbst erwerben. Das bedeutet harte Arbeit, und deshalb fällt der Entschluß so schwer, dem eignen Auge zu folgen, statt anzunehmen, was andre schon gesehen haben.

Dem Sehenden ist die Welt reich. Nur wer Schulkunst macht, ist immer um Motive das nicht mit den Augen des Antiquars, den das einzelne Stück und die einzelne Form interessieren. Er sah solche Räume als ein Ganzes, von den modernen dadurch unterschieden, daß sie dem Spiel des Lichts bewegtere Flächen geben und dadurch lebhafter wirken, und daß sie eben mehr Farbe haben. Gern wählte er eine Ecke mit spiegelnden Fensterscheiben, in denen all diese Farben und Lichter noch einmal erscheinen,



Kamin aus dem Scheiblerhaus in Montjoie in der Eifel

besorgt und sucht den Reichtum im Stoff. Brandis hat zuerst im Innenraum empfunden, wie lebendig und mannigfaltig jedes Stück Wirklichkeit ist, wenn man es recht anschaut. So ist er dem Innenraum treu geblieben. Sein Weg hatte ihn nach einer der schönsten alten deutschen Städte geführt, nach Danzig. Da gibt es noch in vielen Häusern Räume mit dem kräftigen, auch farbig kräftigen Hausrat des 17. Jahrhunderts, mit blauen Öfen, gedunkeltem Holz und seidenen Bezügen, mit Schnitzereien, Krügen und geschnittenen Gläsern. Er sah und ließ das helle Licht draußen mit dem vielfach gebrochenen Dämmer im Inneren kontrastieren. Und einmal von der stillen Pracht solcher Räume eingenommen, hat er sie dann auch an andern Stellen in der Nähe seiner neuen Heimat Aachen gesucht und gefunden, in den Landschaften am Rhein und vor allem in Holland, wo solche Zimmer vielfach noch bewohnt sind und dann die geliebten Blumen den Farben ihrer Stoffe noch eine eigne leuchtende Note hinzufügen. Das war ihm um so mehr willkommen, als seine sinnliche Freude an der

Farbe immer stärker wuchs und immer stärker auch seine Malart beeinflußte. Diese Farbenfreude fiel zeitlich mit der immer stärkeren Betonung reiner Töne durch das junge Künstlergeschlecht zusammen. Aber mit Brandis' Entwicklung ist die Steigerung im Kolorit so eng verbunden, daß man an einen äußeren Einfluß nicht zu denken braucht.

Es ist selbstverständlich, daß er für seine dem angeschauten Thema abgeleitet. Sie wurde immer sicherer und konsequenter durchgebildet. Dadurch entstand dann die Lust am Material, am reinen Farbstoff. Und diese wirkte wieder auf die Auswahl der Motive; je stärkere Farben sie zeigten, um so mehr konnte diese handwerkliche Lust sich befriedigen. Deshalb waren dem Maler dann auch die Blumen in den Räumen so willkommen, selbst wenn sie manchmal die

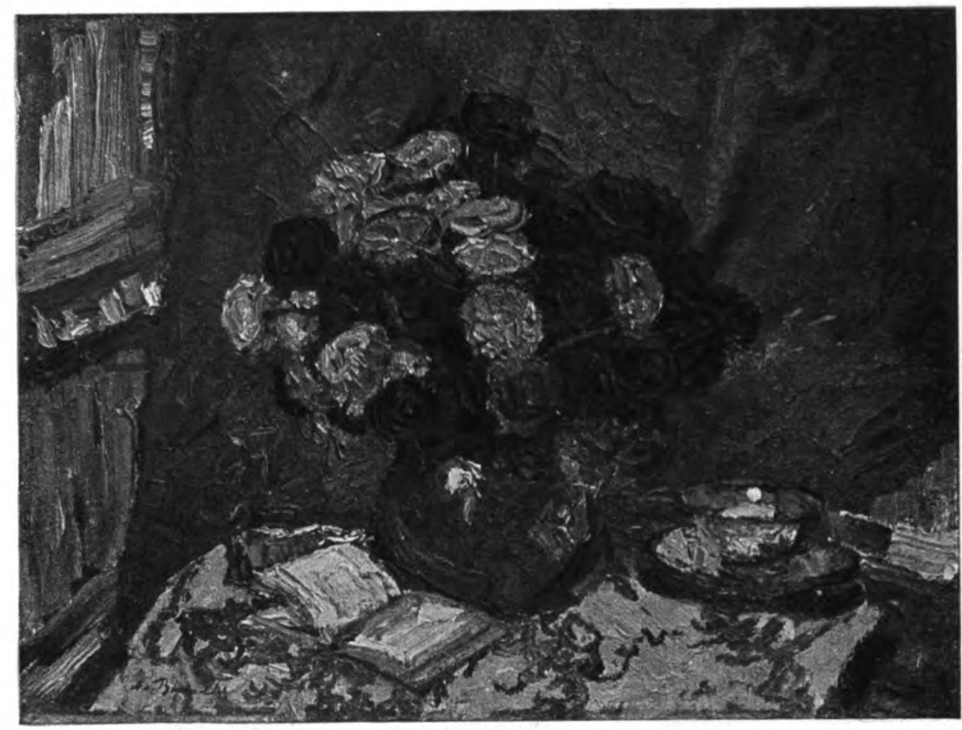


Treppe aus dem Scheiblerhaus in Montjoie in der Eifel

Motive neue Ausdrucksmittel brauchte, wenn ihm auch die zeichnerische Schulung in Berlin und die malerische in Dachau gewiß gute Dienste leisten konnten. Da er seine Innenräume nur auf Farbe sah, so konnte er sie auch nur aus Farbenflecken aufbauen. Wesentlich helfen konnte ihm deshalb keine andre Technik, nicht die überlieferte, die aus dem Wissen heraus die Erscheinung in einzelne Gegenstände auflöst, noch die moderne, die alles einem gewissen vorgefaßten Ton unterordnet. Seine Art ist nicht verstandesmäßig gefaßt, sondern gefühlsmäßig aus Ruhe und die Einheit der Erscheinung gefährden.

Es ist interessant, zu vergleichen, wie der Künstler in dieser Periode die Entstehung eines Bildes beschreibt, derselbe Künstler, der von seinen frühen Arbeiten schrieb: »Ich ging stets von der Zeichnung aus.« Jetzt heißt es: »Es wurde zuerst eine sorgfältige Flächengliederung vorgenommen; die drei Gründe wurden scharf getrennt. Vorne: Bank, Figur, Stuhl links; Mittelgrund: Tür; Hintergrund: Garten. Dann bin ich beim Malen vom höchsten Licht ausgegangen und





Skabiosen

habe, bei diesem die Helligkeiten der Palette ausgebend, die andern Werte danach abzustimmen versucht. Vor allem war dann mein Bestreben, eine möglichst satte und kräftige Farbe in fortwährendem Vergleich mit der Natur zum Ausdruck zu bringen und, das spiegelnde, das reflektierte, das direkte Licht beobachtend, eine koloristische Lebendigkeit zu erzielen, die jede Manier ausschließt. Dabei sind mit aller Sorgfalt die natürlichen Erscheinungen auf die Klänge ihrer Farben zu prüfen, ungünstige Töne fortzulassen, hebende hinzuzufügen, aber dennoch an der Hand der Natur zu schaffen ... Ich halte es für unbedingt notwendig, daß eine gute Malerei in gesunder Weise sich an die Natur halte. Die natürlichen Erscheinungen, ihr äußerer und innerer Zusammenhang, das überflutende Licht, welches die Lokaltöne verändert und ineinanderführt, hier die Gegenstände klar erkennen läßt, dort sie verschmilzt, gewähren den sichersten Halt.« Der Künstler läßt bei diesen Ausführungen fort, was ihm selbstverständlich ist, nämlich, daß er vor diesem Vorgehen aus der Fülle der Wirklichkeit eine solche Erscheinung gewählt hat, die nicht nach dem üblichen leichten Sprachgebrauch, sondern in ernster Auffassung des Wortes malerisch ist, das heißt in einer einfachen und leicht fühlbaren Farbenharmonie oder, anders ausgedrückt, in einer farbigen Einheit ein mannigfaltiges Spiel von Farbe und Licht bietet.

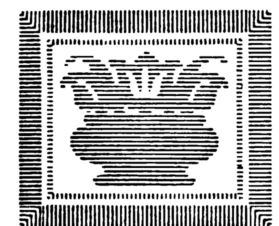
Die Entwicklung hat Brandis vom Zeichnerischen zum Malerischen, von matter Tonigkeit zu immer kräftigerer Farbe gebracht. Eine noch weitere Steigerung der Intensität der Farbe könnte leicht zur Disharmonie führen.

Wohl aber gibt es eine andre Möglichkeit. Unsre ganze Malerei, die so stark die Farbe betont, kennt eine Eigenschaft des Materials der alten Meister nicht mehr: die edle Köstlichkeit. Die bringt Glanz und Leuchtkraft hervor und steigert dadurch die Wirkung, ohne daß man die Farbe zu steigern braucht. Es wäre die Sache der Reifen und Ruhigen, diesen Schritt zum schönen Handwerk, den entscheidenden Schritt, zu machen.

August von Brandis: Dame in blauer Seide

Zu dem Aufsatz »August von Brandis« von Fritz Stahl







Der Arzt

Von Hildegard von Hippel

Ihr Gesicht glich einer Maske. Nie veränderte sich darin auch nur ein Zug. Es war wie versteinert. Man hielt sie für hochmütig, von jener Beschränktheit, die keinerlei Belehrung zugänglich ist. Wenn sie mit ihrer Gesellschafterin, einem mageren ältlichen Fräulein mit eigentümlich fanatischem Gesicht, den Speisesaal betrat und sich immer mit demselben genau abgemessenen Kopfneigen zu dem für sie bestimmten Einzeltisch begab, folgten ihr aller Blicke.

Etwas Undefinierbares lag über der schönen schlanken Gestalt, dem edlen, in seiner erstarrten Ruhe an ein Marmorbild gemahnenden Gesicht.

An der langen Tafel ging es immer heiter zu. Arbeit und Sorgen hatte man daheim gelassen. Und es wurde Frühling! In dem schönen Schloßhof draußen blühten mächtige, vielarmige Kastanien und luden Bienen und Maikäfer zu Gast. Ein Teppich von blauen und weißen Veilchen sandte süßen Duft in den Speisesaal zu dem Tisch der stillen Frau.

Um sie her schwirrte das Durcheinander der Gespräche. Sie blieb immer teilnahmlos. Es war eine elegante internationale Gesellschaft. Kaum ein wirklich Kranker darunter — die wohnten drüben im andern Flügel —, lauter Erholungsbedürftige. Man lachte gern. Zudem — auf allen Korridoren, in allen Zimmern hingen Anschläge mit dem strengen Verbot, über Krankheiten zu sprechen. So war man darauf eingerichtet, das Leben einmal systematisch von der heiteren Seite aufzunehmen.

Sie lachte nie. Selbst die junge, drollige Baronin Gutowska, die ihr gegenüber saß, und die es darauf anzulegen schien, das schöne, maskierte Gesicht zu entschleiern, erreichte nichts. Die großen grauen Augen der Fremden strahlten in unverändert weltfernem Glanz über sie und alle andern Anwesenden hinweg.

Die kleine sommersprossige Hausdame am Ende der Tafel, ein gutes, schwärmerisches Geschöpf, betete die zierliche Madame Gutowska an.

»Diese Haare! Diese Augen! Dieser Teint!« seufzte sie schmachtend.

Madame Gutowska legte das rotblonde Köpfchen auf die schmale Schulter. »Alles von Lohse,« sagte sie mutwillig. »Gustav Lohse, Berlin, Mademoiselle — der macht Sie das alles serr gut! Rrein gehen Sie häßlich; rraus« — sie küßte ihre blütenzarten Fingerspitzen — »ravissante! Probieren Sie's!«

Man lachte. Die frische, siegreiche Schönheit dieser bezaubernden Frau vertrug selbst diesen kecken Scherz. Nur in dem kalten Gesicht am Fenstertisch rührte sich keine Muskel.

Die Fremde reiste in großer Begleitung. Außer der hageren Gesellschafterin, deren unterwürfige Verbindlichkeit nicht zu dem harten Gesicht paßte, war da noch ein Arzt, ein Südfranzose. Und seine Frau, eine lustige, rotbackige runde Dame, Amerikanerin, wie die Lady selbst. Eine vorzüglich geschulte Kammerzofe, die kein Wort Deutsch verstand, vervollständigte den kleinen vornehmen Hofftaat.

Es fiel allgemein auf, wie schwer es war, über die Herrschaften etwas Näheres zu erfahren. Nur daß Lord Brighten, der Gatte der Dame, Botschafter in Paris, London und Wien gewesen sei, bekam die Baronin Gutowska allmählich heraus. Die Hausdame, sonst bei einigermaßen geschickter Behandlung zu jeder Indiskretion bereit, machte ein geheimnisvolles Gesicht und schwieg. Sie wußte also wirklich nichts.

Der Assistenzarzt gab freimütig zu, daß ihm Schweigen auferlegt sei, und der dirigierende Arzt des Kurhauses sagte stets dasselbe: »Lady Brighten mit Arzt, Gefolge und Dienerschaft, zur Erholung hier, wie Sie, meine Herrschaften.«

Das war alles und erhöhte noch den Zauber des Geheimnisvollen, der um die zarte Frau strahlte. Man beobachtete, daß die Lady fast nie mit ihrer Gesellschaft sprach. Fragen beantwortete sie mit einem knappen, müden Kopfneigen oder durch einige wenige sehr leise gesprochene Worte.



Der französische Arzt gefiel nicht sonderlich. Sein Wesen war anmaßend. Er war sehr elegant, er sah aus wie ein Diplomat. Das glattrasierte Gesicht wäre gänzlich ausdruckslos gewesen, wenn hinter der goldenen Brille nicht die eulenrunden, kalten Beobachteraugen geglänzt hätten, wenn nicht der energische, fast brutale Unterkiefer seine eigne Sprache gesprochen hätte.

Er und seine Gattin speisten an der gemeinschaftlichen Tafel, nahmen in gewandter Weise an der Unterhaltung teil und entwickelten beide einen gesegneten Appetit.

Einmal kam auch der Gatte der Fremden. Eine müde, vornehme Erscheinung, ein Gesicht von fast weiblichen Reizen. Er gefiel allgemein. Er war die Ritterlichkeit selbst gegen alle Welt und überschüttete seine Frau mit Aufmerksamkeiten. Am dritten Tage reiste er wieder ab.

Das Kurhaus lag in einem katholischen Lande. Man ging am Sonntag zur Messe, den poesievollen Weg am kleinen Waldheiligtum vorbei, bergab zum Dorfe. An jeder Wegbiegung hing der Gekreuzigte, und fromme Hände hatten duftende gelbe Trolliusblumen und blaue Genzianen in kleinen Glasschalen zu seinen blutenden Füßen niedergelegt.

Das Haus, das durch die zeitgemäße Vielseitigkeit seiner Einrichtungen und Kurmittel Weltruf besaß, lag hoch. Von allen Fenstern und Balkonen aus hatte man die reinen, großen Linien der Alpen vor sich. In einem gewaltigen Viereck schlossen sie meilenweit das langgestreckte grüne Tal ein. Ein unbändiger Strom, der von den Schneefeldern kam, brach durch das waldige Gelände. Man konnte seine grünen Wogen stundenweit verfolgen. Die Natur sah unmittelbar zu allen Fenstern herein und reichte mit liebreichen Mutterhänden Gerechten und Ungerechten die Schale ihrer Gaben. Selbst die Gelähmten droben auf ihren Balkonen durften trinken. Über ihrem Lager wölbten sich mächtige, lärmentrückte Bäume, unter deren knospenden Zweigen sie träumend beobachteten, wie der schwarze winterliche Tannenwald, der drüben im Halbrund die Wiese umstand, sich seltsam verwandelte.

Wie er im Graupeltreiben noch dunkel, frostig und unergründlich dastand, und wie er plötzlich umgeschaffen wurde. Denn eines Tags, während der sonnigen Mittagstunden, flammten aus dem nächtlichen Schwarz hellgrün und wunderbar die Fackeln der jungen Lärchen. Und da blieben die Weißbuchen nicht länger zurück; blühten doch schon Corydalis und Leberblumen zu ihren Füßen.

Das alles sah die Lady von ihrer schönen großen Veranda aus, aber in ihrem Gesicht spiegelte sich nichts von dieser Schönheit wider.

In unsrer Gesellschaft befand sich ein junger protestantischer Geistlicher aus Württemberg. Er mochte dreißig Jahre zählen. Er war blaß, still und verschlossen. Man sah ihn fast nie in Gesellschaft. Er lebte ganz für sich.

Was man von ihm erfuhr, war wenig, aber das Wenige genügte, um ihm aller Teilnahme zuzuwenden. Er litt an unheilbarer Netzhautablösung auf beiden Augen. Von seiner letzten schmerzhaften, völlig ergebnislosen Operation sollte er sich nun hier erholen. Er wußte, was ihm bevorstand. Verlust des Amtes — Not — Einsamkeit.

Man sah die schlanke, sympathische Gestalt viel auf stillen Waldwegen, zuweilen vor sich hinsprechend. Oder im Park einen Schwerkranken im Fahrstuhl unterhaltend.

Über dem feinen schmalen Gesicht lag die Unnahbarkeit eines Menschen, der Himmel und Hölle durchrungen hat. Seine tiefblauen, sehr großen Augen trugen den Ausdruck weltentrückter Güte.

Die kleine Baronin Gutowska, der er gefiel, versuchte ihn in religiöse Gespräche zu ziehen.

Er aber wich scheu und einsilbig aus.

Da amüsierte man sich ohne ihn weiter.

Es war an einem Sonntagmittag, einem herrlichen Frühlingstage, als er als erster den Speisesaal betrat.

Die Sonne flutete in goldenen Strömen zu den geöffneten Flügeltüren herein. Die Hausdame hatte die schweren Tuchportieren vor die hohen Fenster ziehen müssen, um dem Glanz zu wehren. Aber vor wenigen Minuten war von den Bergen her ein kühler Südwest heruntergekommen, der wie Champagner auf den Lippen schmeckte.

Es war sonntäglich still in dem schönen Raum. Die Blumen auf der Tafel dufteten. das Silber blitzte. Der Geistliche sah nach der Uhr. Man hatte noch eine Viertelstunde Zeit bis zu Tisch. Still setzte er sich an einen der kleinen Tische.



Da wurde die Tür, die zum Korridor führt, hastig geöffnet. Der französische Arzt trat offenbar erregt ein. Seine schmalen Lippen waren fest zusammengepreßt und standen wie Kreidestriche in dem eigentümlich gelben Gesicht. Er sah sich suchend um und erblickte den Pfarrer. »Pardon!« sagte er höflich. »Ist Ihnen vielleicht Lady Brighten begegnet? Man hat sie den Saal betreten sehen.«

Der Pfarrer verneinte.

Der Arzt grüßte und verließ den Saal.

Doch als der junge Geistliche wieder zur Zeitung greifen wollte, hörte er vom Park her eilige Schritte.

Die Gesellschafterin der Lady erschien. »I beg your pardon — ist Lady Brighten vielleicht hier?« Sie war offenbar verlegen und sah sich überall um.

In diesem Augenblick trat vom Lesezimmer kommend die Frau des Arztes herein. »Noch nicht gefunden?« fragte sie bestürzt.

Die Gesellschafterin verneinte. »Man hat oben im Walde —«

Da sah die junge Frau den Pfarrer. Mit leisem Augenwinken verständigten sich beide Damen. Sie grüßten und verließen das Zimmer.

Gleich darauf radelte draußen der Hausdiener eilig vorüber, und der Chauffeur zog das Auto des dirigierenden Arztes aus der Remise.

Wieder lag das Schweigen über dem schönen Raume.

Doch nun begann die Sonne zu stechen. Wenigstens schien es dem jungen Geistlichen so. Er setzte sich in den Schatten der geschlossenen Portieren an einen der Nebentische, auf dem eine Schale tiefblauer Genzianen stand.

Schweigend beugte er sich über das leuchtende Blau, das seine Augen eben noch zu fassen vermochten.

Wie lange noch?

Da hauchte eine Stimme dicht neben seinem Ohr: »Ich hatte meine Seele verloren — wissen Sie, was das heißt?«

Er fuhr erschrocken herum und sah sich um. Niemand war da.

Seine Augen konnten in dem klaren Mittagslicht noch deutlich alle Umrisse erkennen. Er war ganz allein in dem großen Saal. Nur das Summen der Fliegen durchbrach die tiefe Stille.

Zögernd setzte er sich wieder hin. Sollte es eine Sinnentäuschung gewesen sein? Waren seine Nerven noch so überreizt?

Da flüsterte dieselbe zitternde Stimme: »Gott hatte mich verlassen —«

Mit einem Griff hob der Mann den schweren Fenstervorhang zurück.

In der Nische stand Lady Brighten.

Totenblaß, das zarte, großäugige Gesicht mit dem Ausdruck tiefer Seelenangst auf ihn gerichtet, hielt sie ihm die gerungenen Hände entgegen.

Er kannte ein Bild von Watts — ein Harfenmädchen, das auf dem Weltenball kauert und schwermütig auf den Klang der zerrissenen Saiten seiner Harfe horcht. An diese rührende Gestalt erinnerte ihn die junge Frau.

»Lassen Sie die Portiere sinken,« flehte sie. »Wenn sie mich finden, foltern sie mich, und ich muß mich aussprechen — es gilt mein Leben —«

Und eine solche Macht lag in der kindlichen Stimme, daß der Mann, dessen Wille in hundert Lebensnöten und Versuchungen gestählt war, ohne weiteres gehorchte.

Nun lag der schwere Wollstoff wieder zwischen ihm und ihr, und die Stimme glitt hauchgleich wie die eines abgeschiedenen Geistes über ihn hin.

»Mein Schicksal ist alltäglich und vielleicht gerade darum eine Lehre für viele. Der Grund, warum ich zu Ihnen komme, ist Dankbarkeit. Sie sind, ohne es zu wissen, zum Werkzeug Gottes für mich geworden. Sie weckten mich durch ein Wort aus meiner Erstarrung. Ich bin in Bukarest als einzige Tochter eines begüterten Grafen geboren. Ich hatte eine sorglose, heitere Jugend. Man gewährte mir alles. Gouvernanten unterrichteten mich. Ich bekam dieselbe ein wenig oberflächliche Bildung, die bei uns im Adel Sitte ist. Meine Mutter pflegte jeder Erzieherin zu sagen: ‚Meine Kinder bedürfen nicht der Wissenschaft, meine Kinder sollen geistlich erzogen werden.'

So lernte ich von allem ein wenig, ging pünktlich zur Messe und Beichte und verstand feine Spitzen zu klöppeln.

Ein gutes Buch hatte ich nie gelesen und einen selbständigen Gedanken nie gedacht. Meine Gouvernanten schoben mir die Erzählungen zu, die ich zu lesen hatte, und die Menschen, mit denen ich verkehren durfte.



Man hielt mich noch bis zu meinem neunzehnten Jahre in voller geistiger Abhängigkeit. Von der Welt draußen, von den Kämpfen und Nöten unsrer Mitmenschen wußte ich nichts. Auch war meine Frömmigkeit rein äußerlich, ein lose umgehängter Prunkmantel.

Mit neunzehn Jahren heiratete ich. Mein Mann ist Amerikaner.

Ich kam als Frau des Gesandten nach England, in fürstliche Verhältnisse.

Mein Mann betete mich an.

Wir lebten teils auf Jagden, teils auf befreundeten Herrensitzen, teils auf unsrer Jacht auf dem Meer. Den Winter in London am Hof, ein Leben immerfort wechselnder Vergnügungen, in das hinein drei Kinder geboren wurden. Sie wurden wie ich von Hauslehrern und Gouvernanten erzogen. Der Wunsch, mich meinen Kindern selbst widmen zu dürfen, wurde mir abgeschlagen.

Ich hatte alles, was das Leben zu bieten vermag: Geld, Rang, Schönheit, Macht. Es gab nichts, was ich mir zu versagen brauchte. Aber in meinem geheimsten Innern war es, als wenn ein Wurm an mir nagte.

Immer war mir, als stände ich vor verschlossenen Türen. Als sei alles, was ich da erlebte, das eigentliche Leben nicht, als sei ich eine Ausgeschlossene.

Und es war mir oft, als ob ich in all der Seichtheit ersticken müßte.

Mein Mann verstand das nicht. Er gewährte mir ja alles. Er tat mir in allem den Willen. Ich forderte zuweilen das Törichtste von ihm, in der Hoffnung, einmal bei ihm auf Kraft, auf Widerstand, auf etwas Großes zu stoßen. Er aber war nur die Gutmütigkeit selbst. Was ich auch forderte, er verschaffte mir alles.

Da ich aber den Schlüssel zu all den Dingen nicht besaß, weder zu den Kindern, die ich geboren hatte und nicht zu erziehen verstand, noch zu den Büchern, die ich las, den Gegenden, die ich durchreiste, den Kirchen, die ich sehnend durchsuchte, den Menschen, mit denen ich sprach — so nutzte mir alles nichts.

Die Sehnsucht, diesen Schlüssel zu finden, artete schließlich in den brennenden Wunsch aus, irgend etwas Außerordentliches zu erleben, eine Umwälzung meines ganzen unbefriedigten Seins, und ebenso eine Umwälzung in dem meines Mannes. Sein ewig artiges, gepflegtes Wesen, der lautlos geölte mühelose Gang unsers Lebens war kaum noch für mich zu ertragen.

Ich begann meinen guten Mann zu quälen.

Ich stellte mich krank, in der Hoffnung, einmal einen echten Laut einfacher Menschlichkeit, ein einziges Mal den Aufschrei angstvoller Liebe zu hören.

Man schickte mir berühmte Ärzte, die mich ausfragten und behorchten, und ich fühlte nur das eine — ich machte Unbequemlichkeit.

Kranksein stört die Eleganz, das schöne Gleichmaß vornehmer Lebensführung.

Ich aber wollte einen einzigen elementaren Laut echter Liebe. Ich flüchtete in die Kinderstube. Ich hielt mich wochenlang dort auf. Aber meine Kinder verstanden mich nicht, sie waren mir fremd. Sie erschienen mir leer und korrekt wie alles dort. Sie vermieden es ängstlich, ihre Haare und Kleider in Unordnung zu bringen. Küßte ich sie, so ordneten sie sich sogleich wieder vor dem Spiegel das Haar oder zupften verstimmt an dem verschobenen Kragen.

Man fand meinen Aufenthalt in der Kinderstube überspannt und belächelte ihn. Man belächelte ohnehin alles, was ich tat.

Nun beschlich mich nach und nach eine lähmende Traurigkeit. Konnte mir denn keiner sagen, wozu ich lebte? Arbeiten durfte ich nicht. Ich hatte ja auch nichts gelernt.

Ein seltsam grauer Widerwille legte sich wie ein erstickender Schleier über all die Dinge um mich her.

Eine Freundin riet mir, zur Beichte zu gehen, mit dem Priester zu sprechen.

Ich tat es. Ich sagte ihm, mein leeres Leben mache mich krank, mein Herz läge wie ein Stein in der Brust. Ich vermöchte keinen Menschen mehr wahrhaft zu lieben. Ich fragte ihn, zu welchem Zwecke Gott diese Welt aus sich geschaffen habe, und warum er, der doch vollkommen ist, seine Welt mit solch qualvoller Unvollkommenheit behaftete?

Er antwortete mir: das seien alles nur Einbildungen. Ich hätte ein zu zartes, zu empfindliches Gewissen. Ich solle den Armen Almosen spenden, viel zur Messe gehen und mit meinem Manne reisen.

Mit einem bitteren Geschmack auf der Zunge ging ich von ihm fort.

Inzwischen gewannen die dunklen Gedanken dämonische Macht über mich. Ich saß tagelang im Sessel in meinem Schlafzimmer,



unfähig, mich zu irgend etwas zu entschließen, und grübelte vor mich hin.

Man ließ mich wie in allem, was nicht nach außen hin auffällig war und störend wirkte, gewähren. Sie gingen über mich fort, ihren eignen Interessen nach.

Immer tiefer überfiel meine Seele die Freudlosigkeit. Ich sah nirgend mehr die Möglichkeit der Erhebung.

Zu Gott, zu dem Gott, der Ihnen die Kraft gibt, Ihr Blindwerden zu ertragen, fand ich den Weg nicht. Der Gott, den man mich in meiner Kinderzeit lehrte, war für mich etwas Wesenloses geworden — schemenhaft wie mein ganzes Leben. Ich ging zur Messe, wie ich mich ankleidete, wie ich aß und trank. Ich zog die Bilanz meines Lebens — sie hieß Zwecklosigkeit. Ich habe alles versucht, um den Zweck dieses Lebens zu erfassen. Man sagte mir, einer der großen Zwecke dieses Daseins sei die Liebe. Ich habe mich krank gestellt, um diesen Zweck zu erforschen. Doch die Liebe fand ich nicht. Wohl aber die Krankheit, mit der ich anfänglich spielte und die eine furchtbare Macht über mich gewonnen hatte.

Es kam so weit, daß ich dem rastlos wiederkehrenden Kreislauf dieser bohrenden Gedanken nicht mehr zu entrinnen vermochte, in denen ich fürchtete wahnsinnig zu werden.

Mit dem letzten Rest meiner Energie raffte ich mich auf. Alles, nur das nicht!

Zu diesem Letzten würde ich es nicht kommen lassen.

Mein Mann besaß eine Hausapotheke, zu der nur er den Schlüssel hatte.

Eines Morgens, in einem unbewachten Augenblick, ließ er die Tür unverschlossen. Ich entnahm dem Schränkchen einige Gifte — ganz wahllos — wie man zugreift, wenn man verzweifelt ist, darunter ein Päckchen Morphium. Ich verbarg die Gifte an verschiedenen Stellen im Hause.

Während eines tiefen Erschöpfungsanfalles, der mich am Tage darauf überfiel, und der noch eine Folge der eben überstandenen Lungenentzündung war, vermißte mein Mann durch Zufall das Morphium. Er suchte und fand es in meiner Schmuckkassette. Mit vor Entsetzen entstelltem Gesicht kam er zu mir, die Flasche in der Hand.

Zum erstenmal in meinem Leben sah ich sein korrektes Gesicht verändert.

Eine nebelhafte, zart beseligende Hoffnung stieg in mir auf, es könne doch noch alles gut werden.

Ich verbarg mein Gesicht in den Händen und begann ihm leise, leise von der Qual der letzten Jahre zu sprechen, von der Einsamkeit meines inneren Lebens, von der Oberflächlichkeit unsrer Bedürfnisse, von der Erkenntnis, dieses Leben bis zum heutigen Tage verkehrt gelebt und unsre Kräfte nutzlos vergeudet zu haben. Von der inneren Verödung, die mich nach dieser Erkenntnis überfiel, von dem Krankwerden meiner Seele. Bis zuletzt die folternde Angst vor der Möglichkeit geistiger Umnachtung mir den Wunsch eingab, ein Schutzmittel gegen dieses Schicksal zu besitzen.

Ich lag lange still nach dieser Beichte. Ich wagte nicht aufzusehen. Als ich es endlich doch tat, sah ich meinen Mann immer noch mit entstelltem Gesicht neben meinem Bette sitzen, aber es war kein Verständnis in diesem Gesicht, Abscheu und entsetzte Fassungslosigkeit lagen im Ausdruck dieser Züge.

‚Die Schande!' murmelte er immer wieder. ‚Die Schande!'

Da war es, als stürbe das letzte Lebendige in meiner Seele. Von jenem Tage an wurde ich auf Schritt und Tritt überwacht. Ich bekam einen Arzt, eine Pflegeschwester, eine Gesellschafterin. Ich war nie mehr eine Minute allein. Nachts schlief die Pflegerin bei mir.

Wissen Sie, was das heißt, nie mehr für sich sein zu dürfen? Keinen Gedanken, kein Gebet, keine Traurigkeit der Seele, aber auch keinen Versuch zur Erhebung in sich aufleben lassen zu können, ohne durch mißtrauische Beobachter gestört zu werden?

Ach, ich hatte bis dahin nicht gewußt, was Hoffnungslosigkeit ist!

Meinen Beteuerungen, ich dächte nicht daran, mir das Leben zu nehmen, glaubte mein Mann nicht. Er war nach wie vor freundlich zu mir, aber er traute mir nicht, er fürchtete sich vor mir.

Wenn man mir früher nicht geholfen hatte, den rechten Weg zu finden, so hatte man mir doch auch nicht die Möglichkeit, ihn zu gehen, verschlossen.

Das aber geschah jetzt.

Man kleidete mich an. Man kleidete mich aus. Man ließ mich keinen Schritt allein



tun, keine Besorgung mehr machen. Man nahm mir jegliche Selbständigkeit. Mein Mann und der Arzt lasen all meine Briefe und durchsuchten nach Belieben mein Eigentum. Ich fühlte, wie das die Lähmung all meiner Kräfte beschleunigte, wie mir das ein Aufraffen geradezu unmöglich machte. Ich willigte ein, fortzugehen. Ich hoffte durch veränderte Umgebung die innere Gleichgültigkeit, die mich vergiftete, zu überwinden. Man schickte mich von Sanatorium zu Sanatorium. Ich sah viele Ärzte. Die meisten waren höflich, manche voll versteckter Geringschätzung. Einige mitleidig, andre abgestumpft, fast alle dünkelhaft. Sie ernährten und überwachten mich gut, aber da meine Seele krank war, war ich in ihren Augen eine Minderwertige. Sie stempelten Menschenleid ab mit ihren lateinischen Phrasen und glaubten sich allwissend, weil es ihnen gelungen war, einige Ursachen und Wirkungen körperlicher Funktionen zu begreifen. Mein Fall wurde mit Hysterie und beginnender Psychose bezeichnet. Ich erkannte immer mehr: niemand in der Welt konnte mir helfen.

In dieses hoffnungslose Dunkel fiel eines Tags eine Menschenstimme. Und als ich den Klang dieser Stimme hörte, begriff ich, daß es etwas gab, eine Heilkraft, der ich bisher nie begegnet war. ‚Die große Liebe' heißt diese Kraft. Und diese Liebe besitzen Sie! Denn jedes Ihrer einfachen Worte war von Menschenliebe durchglüht und zeugte für den, dessen Jünger Sie sind. Sie besuchten täglich den kranken Geheimrat, der neben meinem Zimmer wohnt, der eine Larve war, wie ich. Sie sprachen ihm vom Wert, von der Größe und Verantwortlichkeit des Lebens, daß es ein uns anvertrautes Gut, eine Blüte sei, die wir zur Frucht zu bringen haben. Aber nicht die Worte waren es, die das erste Samenkorn in meine kranke Seele warfen, sondern die Liebe, die dahinterstand und die langsam die Sehnsucht in mir weckte, ebenso lieben zu lernen. Täglich um dieselbe Stunde betraten Sie sein Zimmer. Täglich hörte ich Ihnen zu. Während meine Wärter glaubten, daß ich schliefe, lag ich auf meinem Ruhebett, das Ohr dicht an die Wand gepreßt, und lauschte auf Ihre Stimme. Der alte Mann drüben klagte, sein Leben sei eine einzige trübe, sündige Erinnerung. Da sagten Sie zu ihm: ‚Schaffen Sie's neu! Fangen Sie noch heute an! Jeder reine Blick, jeder gute Gedanke, jedes edle Wort, das Sie uns von heute an schenken, ist morgen schon Erinnerung, trägt tausendfältige Frucht.' Und Sie sagten, daß es nie zu spät sei, daß das Leben jedes Menschen ein Sichdurchkämpfen zum eignen edelsten Ich sein müsse, daß es nur eine Wahrheit gebe, die des *inneren Erkennens*, des *innersten Erlebens*, und daß man dies innere Erleben nie abstumpfen, nie betäuben dürfe.

So hatte nie ein Mensch zu mir gesprochen. Nie hatte ich einen Hüter meiner Seele gehabt.

Und eines Tags, es war am vorigen Sonntag, bat Sie der Kranke, ihm aus der Bibel vorzulesen.

Und Sie lasen: ‚*Ich bin ein guter Hirte. Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe.*'

Da war es mir, als legte sich eine Hand auf mein Herz und zwänge mich, mit fürchterlicher Klarheit mein Leben zu übersehen. Ein Vorhang wurde von meiner Seele gerissen, grell beleuchtet stand, was vordem verborgen war. Und ich erkannte, daß ich Liebe gesucht hatte, ohne mit der Liebe den Anfang machen zu wollen. Denn ich hatte nie mein Leben für die armen Meinen, die ebenso blind waren wie ich, geben wollen. Ich war ihnen kein guter Hirte gewesen.

Sie aber lasen weiter: ‚Ein Mietling aber, des die Schafe nicht eigen sind, siehet den Wolf kommen und verläßt die Schafe.'

Da wußte ich es, dieser Mietling war ich! Qual und Scham überfielen mich wie Wölfe. Ich brach fast zusammen unter der Erkenntnis meines jämmerlichen Eigennutzes. Und zum erstenmal fand ich die Kraft, meine Wächter vor die Tür zu weisen, und ich schloß mich ein und weinte bitterlich. Und seit dieser Nacht weiß ich es, ich werde in ein neues Leben gehen ...«

Die zarte, klingende Stimme schwieg.

Tief und dröhnend schlug draußen im Flur der Mittagsgong an. Zwei Autos fuhren tutend vor dem Portal des Hauses vor, in den Gängen und Zimmern regte es sich wie in einem Taubenschlag.

Da teilte die junge Frau den Vorhang und ging mit leisem Neigen des Hauptes an dem jungen Geistlichen vorüber. Sie setzte sich steif aufgerichtet auf ihren Platz am Fenster.



Aber ihre Augen leuchteten, und ihr Gesicht war rosig überhaucht.

Die Gäste traten ein. Auch der dirigierende Arzt. Er hatte eine tiefe Sorgenfalte auf der Stirn. Als er die Lady an ihrem Tische sitzen sah, stockte er einen Augenblick, sein Gesicht hellte sich auf. Er wechselte mit der ihn begleitenden Hausdame ein paar leise Worte und nahm seinen Platz zu oberst der Tafel ein.

Die Hausdame verließ den Saal.

Der Arzt behielt die junge Frau dauernd im Auge. Ihre Stumpfheit in den zwei Monaten ihres Sanatoriumsaufenthalts hatte ihn abgestoßen. Seit einiger Zeit aber bemerkte er solch verblüffende Zeichen wiedererwachender Willensstärke und geistiger Gesundung an ihr, daß sie ihn zu interessieren begann.

Immerhin — man hatte vorsichtig zu bleiben. Bei ihrer Selbstmordmanie täuschte die Patientin vielleicht bewußt eine Besserung vor, um die Ärzte in Sicherheit zu wiegen und danach ihr Vorhaben um so sicherer auszuführen.

Die Lady speiste heute ganz allein an ihrem Tische.

Man wunderte sich wieder einmal.

Endlich erschien der französische Arzt mit Gattin, beide erhitzt. Sie nahmen unter Komplimenten und Entschuldigungen die Plätze am Tisch der Lady ein.

Die lächelte leise.

Der französische Doktor zog die Augenbrauen hoch. Was war das? Die Lady lächelte?

Sein stechender Blick ging hinüber über die Tafel zu dem deutschen Geistlichen. Der aber hielt das blasse, bewegte Gesicht gesenkt.

Der dirigierende Arzt hob die Tafel auf.

Da trat die Lady auf ihn zu. »Darf ich um eine Unterredung bitten, Herr Professor?«

Der Arzt stand sofort zur Verfügung.

Er führte sie in sein Sprechzimmer hinüber und schloß die schwere Portiere vor der Tür. Aufmerksam sah er in das völlig veränderte Gesicht. Die junge Frau begann.

»Ihnen war, Herr Professor, der für Ihre Feinfühligkeit unangenehme Auftrag geworden, mich zu überwachen, da ich, wie mein Mann und die Herren Ärzte behaupteten, unter dem unwiderstehlichen Zwange litt, mir das Leben nehmen zu wollen. Darf ich Ihnen heute logisch beweisen, daß sie alle im Irrtum sind, daß es mir trotz Ihrer strengen Überwachung ein Leichtes gewesen wäre, mich aus dieser Welt zu stehlen, wenn ich selbst es gewollt hätte?«

Sie zog ihr großes schönes Malteserkreuz, das sie täglich trug, aus den Falten des Kleides, öffnete es und überreichte dem Arzt vier weiße Plättchen Zyankali.

Sprachlos starrte der Arzt auf das Gift.

»Wenn dieser Leib zerfällt, Herr Professor, bildet sich ein neuer, und aus diesem Leben geht ein neues als Frucht hervor. Ich aber bin noch nicht fähig, ein neues Leben zu bilden. Diese Erkenntnis schützt am besten vor Selbstmord.« Sie sah wieder mit ihrem tiefen Lächeln auf die stattliche Reihe der wissenschaftlichen Bücher, die die Regale des Zimmers schmückten. »Diese Erkenntnis lehren Ihre Bücher nicht, und doch hat nur sie mir geholfen.«

Sie reichte dem Arzt ihre schmale Hand hin. Rein und ruhig sah sie ihm in das immer noch überraschte Gesicht. »Und doch habe ich Ihnen viel zu danken. Denn Sie haben durch Ihre Maßregeln den Widerstand und damit neue Kraftquellen in mir geweckt. Und nun tun Sie noch ein Letztes und helfen Sie mir meinem Manne und der Welt gegenüber, damit ich diese neuerwachten Kräfte richtig anwende.«

So schieden sie in Frieden. —

Es war Jahre darauf, als der junge Geistliche, der als Anstaltsgeistlicher einen neuen Beruf gefunden hatte, noch einmal von ihr hörte. Und er hörte in einer Weise von ihr, die ihn selig machte.

Denn sie schickte ihm den leitenden Arzt ihres Blindenhospitals, das sie auf ihre Kosten vor der Hauptstadt hatte bauen lassen und das Weltruf besaß. Und der erzählte ihm, daß über der Tür ihres Arbeitsgemaches die Worte stünden: »Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe.« Und er fügte hinzu, daß sie ein Engel sei.

Ihr Mann sei gestorben. Ihre Kinder wären längst zu tüchtigen Menschen herangewachsen.

Sie selbst aber hieße landauf, landab: Die Seele der Blinden.



Frauengestalten aus der tragischen Dichtung der Griechen

Von Prof. Dr. Karl Heinemann

Die bewundernswerte Anteilnahme und die aufopfernde Tätigkeit unsrer Frauen und Mädchen jedes Standes in diesem unseligen Kriege hat sie als würdige Nachkommen der Frauen germanischer Urzeit erwiesen. Von diesen berichtet Tacitus: »Für die kämpfenden Männer sind die Frauen die heiligsten Zeugen, die liebsten Lobredner. Zu den Müttern, zu den Frauen bringen sie die Wunden, und diese scheuen sich nicht, die Wunden zu zählen und zu untersuchen; den Kämpfenden bringen sie Speise und feuern sie an. Es wird berichtet, daß Schlachtreihen, die zum Weichen gebracht waren und schon wankten, durch Frauen wiederhergestellt worden sind, indem sie die Männer anflehten, sich ihnen mit entblößten Brüsten entgegenwarfen und auf die nahe Gefangenschaft hinwiesen, welche die Germanen weit mehr um der Frauen willen fürchten. — Die Mitgift bringt nicht die Frau dem Manne, sondern der Frau der Gatte ... Daß sie nicht etwa glaube, sie stehe außerhalb der Gedankenwelt des Mannes und außer der Gefahr des Krieges, wird sie durch die weihenden Gebräuche bei der Eheschließung daran erinnert, daß sie in das Haus des Gatten komme als Genossin seiner Mühen und Gefahren, daß sie bestimmt sei, dasselbe wie er im Frieden und im Kriege zu leiden und zu wagen ... Gemeinsam das Leben, gemeinsam der Tod.«

Dagegen berichten die jüdische und die griechische Mythologie: Die Frau ist die Urheberin alles Bösen. Eva oder Pandora haben das Übel und das Böse in die Welt gebracht. In der griechischen Urzeit war die Frau, ebenso wie seine Rinder und seine Pferde, ein Besitztum des Mannes, das er sich durch Kauf von dem Vater des Mädchens erwarb. Das ist die Auffassung der Homerischen Zeit, wenn hier auch schon neben dem Brautkauf der Brauch der Mitgift auftritt. Auf jeden Fall ist die Frau, wie sie als Mädchen Hörige des Vaters und ohne eignen Willen selbst bei ihrer Verheiratung war, nun Hörige ihres Gatten. Helena muß schmähliche Vorwürfe über sich ergehen lassen wegen des Unglücks, das sie über beide Völker gebracht hat, aber von einer Anklage wegen ihres Ehebruchs verlautet kein Wort. Sie wird die Gattin des Paris, sobald sie in seinem Besitz ist; vor Troja bei dem Zweikampf ihres ersten und zweiten Gatten wird durch einen Vertrag der beiden Völker beschlossen, daß Helena dem Sieger gehören soll, und nach der Einnahme Ilions thront sie wieder als Gattin des Menelaos und Königin in Sparta, gleich als ob nichts geschehen wäre. Man lasse sich nicht durch die hohe gesellschaftliche und häusliche Stellung, die Helena, Penelope und Arete in der Odyssee einnehmen, zu der Annahme verleiten, daß die rechtliche Lage der Frau bei Homer besser gewesen wäre als später. Diese Frauen waren Königinnen, Helena außerdem eine Tochter des Zeus. Penelopes freies Auftreten den Freiern gegenüber wird ihr von ihrem eignen Sohne als unweiblich energisch verwiesen, worauf sie nichts zu erwidern weiß. Daß es trotzdem Frauen gelang, großen Einfluß in ihrem Hause und auch außerhalb des Hauses zu gewinnen, das steht damit nicht in Widerspruch. Dafür waren sie Gattinnen und Mütter und vor allem Frauen. Die Geschichte aller Völker gibt dafür lehrreiche Beispiele, am deutlichsten wohl die Geschichte Frankreichs.

Das klarste Spiegelbild des Lebens eines Volkes und seiner Anschauungen gibt seine Dichtung. Nun vergleiche man die deutsche und die griechische Lyrik. Unsre Liebesdichtung hat, wie natürlich, zum Inhalt die Liebe zum andern Geschlecht. In der griechischen Lyrik der klassischen Zeit sucht man nach dem weiblichen Geschlecht vergeblich. Immer sind es schöne Knaben und Jünglinge, die verherrlicht werden. Auch sahen die Griechen in der Ehe nur eine Vereinigung von Mann und Frau zur Erreichung von Nachkommenschaft. Das seelische Element, das bei uns der Ehe die sittliche Weihe gibt, fehlt fast ganz; das suchten die Griechen in der Freundschaft und Liebe der Männer zu Jünglingen. Es hat dies noch andre Gründe, aber immerhin ist es doch ein Zeichen der Geringschätzung des Weibes, daß man ihm nicht die Erziehung gab, die es zur verständnisvollen und beratenden Genossin des Mannes befähigte.

So ist es denn nicht verwunderlich, daß in der griechischen Tragödie erst spät ein individuell gestalteter, frei aus sich heraus und mit dem Gefühl der Verantwortung für seine Tat handelnder weiblicher Charakter auftritt. Es ist K l y t ä m n e s t r a in der 458 aufgeführten Trilogie des Äschylus: Oresteia. Er hat die Seele des Weibes entdeckt. Freilich wollte der große Tragiker nicht Athenerinnen seiner Zeit darstellen. Er nahm seine Stoffe mit Ausnahme der Perser alle aus dem Mythus, seine Menschen sind Gestalten der Vorzeit, Übermenschen, Heroen und Heroinen. Das Kennzeichnende ist die Größe, sei es im Guten oder im Verbrechen. Eine solche Heroine des Verbrechens ist Klytämnestra. Sie hat sich, weil sie das Leben ohne einen Mann nicht ertragen konnte,

in der langjährigen Abwesenheit des Gatten einem andern hingegeben und den Gatten Agamemnon nach seiner Rückkehr erschlagen. Sie vollführt diese Tat aus freiem Willen und im Bewußtsein der kommenden Rache.

In der furchtbaren Szene, als der Rächer, der eigne Sohn mit dem Schwerte vor ihr steht, um sie zu ermorden, und nun die Frage an sie stellt, warum sie dem edlen Gatten die Treue gebrochen habe, gibt sie die Antwort: »Des Mannes Fernsein wird dem Weibe Qual, mein Sohn!« Das ist furchtbar, aber zugleich groß um der Wahrheit willen; sie verschmäht es, sich durch eine Lüge das Leben zu retten; nicht weniger groß ist es, daß sie selbst in diesem Augenblick offen ihrer leidenschaftlichen Liebe zu Ägisthus Ausdruck gibt: beim Anblick der Leiche des geliebten Buhlen vergißt sie alles um sich herum, den Sohn und den drohenden Tod. Mit den Worten »Weh mir, Ägisthus, liebster Gatte, bist du hin?« löst sie das letzte Band zwischen sich und dem Sohne. Er hat nur die Antwort: »Du liebst ihn; wohl, du sollst auch in dasselbe Grab zu ihm, daß du dem Toten nie die Treue brichst.« Als Orest nun das Schwert auf sie zückt, regt sich in ihr noch einmal der Wille zum Leben. Sie entblößt ihren Busen mit den Worten:

»Mein Sohn, halt inne! Schone diese Brust, mein Kind!
An diesem Herzen hast du schlummernd oft geruht,
Aus diesem Busen trankest du die Muttermilch.«

Von Mitleid und Rührung ergriffen, läßt Orest das Schwert sinken. Den furchtbaren Kampf in seiner Brust entscheidet jenes gräßliche Geständnis der Mutter; mit den Worten

»Dein Tun war Sünde, sei's auch Sünde, komm und stirb!«

führt er sie zum Tode.

Man wird es verstehen, weshalb der Dichter von Homer, bei dem Ägisthus der Mörder Agamemnons ist, abwich und die unselige Tat durch Klytämnestra allein ausführen ließ. Dieses Machtweib wollte keinen Helfer bei der Tat. Der schöne Schwächling Ägisthus reizt ihre Sinne, sie will ohne ihn nicht leben, und darum muß Agamemnon fallen. Frei und durch niemand beeinflußt nimmt sie die Schuld und damit die kommende Rache auf sich. Und diese Herrschernatur kann, was sie will. Sie beherrscht das Land, weiß ihre Umgebung in Furcht und Schrecken zu erhalten und zwingt selbst Agamemnon bei seiner Rückkehr ihren Willen auf. Bald verkündet uns der aus dem Palast gellend ertönende Todesschrei Agamemnons, daß die Tat vollbracht ist. Als der Chor in den Palast eindringen will, öffnet sich die Tür. Auf dem Ekkyklema wird die Wanne mit der verhüllten Leiche des Königs und daneben die Leiche der Kassandra sichtbar. Klytämnestra tritt dem Chor mit dem Beil in der Hand entgegen. Sie scheint alles Menschliche von sich abgestreift zu haben. Triumphierend schildert sie die grausige Tat, sie rühmt sich des Tropfens, der vom Blut Agamemnons an ihre Stirn gespritzt ist: »Willkommner ist des Himmels feuchter Segen nicht dem Saatfeld ... als mir dies mörderische Naß.« Das ist entsetzlich und gräßlich, unmenschlich; und darum ist es schön vom Dichter erdacht, daß nach dieser Ekstase, diesem Rausch der blutigen Tat Klytämnestra seelisch zusammenbricht. Aus der großen fast übermenschlichen Verbrecherin wird eine von Gewissensqualen und der Angst vor der kommenden Rache gepeinigte Sünderin. Eine milde, fast wehmütige Stimmung ergreift sie: Agamemnon hat nun gebüßt für seine Untaten, die Opferung Iphigeniens und die Liebschaft mit Kassandra. Iphigenie soll den Vater versöhnt in der Unterwelt begrüßen. Der Dämon des Hauses möge es bei dem Geschehenen bewenden lassen. All ihre Schätze will sie hingeben, um den Frieden des Hauses zu erkaufen. Aber die machtvolle Herrscherin verleugnet sich auch jetzt nicht. Als der Chor den Kampf mit Ägisthus aufnehmen will, trennt sie die Streitenden mit mutvollen Worten, und niemand wagt ihr zu widersprechen.

So hat der große Tragiker in Klytämnestra einen typischen und zugleich individuellen Charakter geschaffen; typisch als das sinnliche Weib, das seine Liebe auch an einen Feigling wegwirft, wenn er ihre Sinne reizt, und individuell als das mit scharfem Verstande und unbeugsamer Energie begabte Machtweib, das selbst vor dem Mord nicht zurückschreckt, um ihr Ziel zu erreichen.

Auch das Urbild E l e k t r a s, das die Dichter der späteren Jahrtausende bis auf Hugo von Hofmannsthal noch mehr beschäftigt hat als das ihrer Mutter, hat Äschylus geschaffen, einen nicht weniger individuell gehaltenen Charakter. Bei der Mordtat wurde sie »verächtlich gesperrt in heimliche Winkel«, dann schmählich behandelt wie eine Sklavin. Die heiligsten Gefühle in ihrer edlen, jugendlichen Seele wurden zertreten. Täglich hatte sie den Triumph der Mörder vor Augen und den buhlerischen Umgang der eignen Mutter. So eingeschüchtert und verängstigt war das schutzlose Mädchen, daß in der Verzweiflung selbst der Gedanke an die Rache für den schändlichen Mord des Vaters einschlummerte, und daß sie den Namen des fernen Bruders nicht zu nennen wagt. »Erlauben das die Götter?« ist ihre Antwort, als der Chor der Pflicht der Rache an der mörderischen Mutter gedenkt. Aber diese resignierende Ruhe, die verzichtende Verzagtheit ist nur er-

zwungen, eine Folge der Furcht und Verzweiflung. Der Grundcharakter Elektras ist eine große Leidenschaftlichkeit. »Rasenden Wolfes unerbittlichen Grimm« nennt sie selbst ihr Muttererbe. In dem Augenblick, da sie plötzlich wider alles Erwarten Orest, den Beschützer, Retter und Rächer, vor sich sieht, da tritt die so lange zurückgedrängte Leidenschaftlichkeit wieder hervor, und mit der Gewißheit der Rache die so lange verhaltene Glut und der aufgespeicherte Haß. Damit wird die zertretene, durch den unerhörten Druck gehemmte Willenskraft in ihr wieder lebendig. Als sie den Bruder schwanken sieht, greift sie zu dem äußersten Mittel. »Mit ihrer Feuerzunge« schildert sie die schmähliche Behandlung durch die Mörder, die Verruchtheit und Schamlosigkeit der Mutter, ihre Roheit bei der Bestattung des ermordeten Gatten und die Verstümmelung seiner Leiche. Da rafft sich Orest auf:

»Die Götter wollen es, und meine Hand, sie will's —
Ich will's, ich tu's — mag ich daran vergehen.«

Damit ist der dramatische Zweck der Gestalt Elektras erreicht; sie entschwindet aus der Dichtung; aber unvergeßlich klingt in uns wider ihr Gebet an den Geist des Vaters:

»... laß mich anders werden, als die Mutter ist.
Erhalte mir das Herz bescheiden, rein die Hand.«

Als Sophokles, der große Rivale des Äschylus, dessen Orestie im Jahre 458 bei ihrer Aufführung im Theater in Athen sah, faßte er den Entschluß, Elektra, die bei Äschylus nur eine episodische Gestalt war, zum Mittelpunkt einer Tragödie zu machen. Wie sich der Charakter Elektras unter dem Zwang der Situation entwickelt, wie er sich in ihrem Verhalten gegenüber den andern Gestalten des Dramas äußert und wie diese auf ihren Charakter wirken, das zu zeigen war die Absicht des Dichters. Das ist ihm in herrlicher, bewundernswerter Weise gelungen, und seine große Kunst erstrahlt hier am schönsten. Aber da Elektra die Tat nicht selbst ausübt, so kommt es zu dem merkwürdigen Widerspruch, daß alles nur zu geschehen scheint, um die Wirkung auf die Heldin wiederzugeben, und doch nichts, was nicht ebenso geschähe, auch wenn sie im Drama ganz fehlte. Äschylus wußte also sehr wohl, warum er Elektra unsern Augen entschwinden ließ, nachdem sie Orest zur Tat bestimmt hatte. Eine andre Änderung trifft die Tendenz der Dramen. Äschylus hält den Muttermord für ein abscheuliches Verbrechen, der fromme Sophokles für eine gute und gerechte Tat, weil die Götter sie befohlen haben. Weder seinem Orest noch seiner Elektra kommt jemals der Gedanke, daß sie etwas Grauenvolles tun wollen. Sie hoffen vielmehr, wenn die Tat geglückt ist, sich ihrer zu freuen und von Herzen zu lachen. Der Dichter steigert die Leidenschaftlichkeit und Rachsucht bis ins Unmenschliche. Als der Todesschrei Klytämnestras zu Elektra dringt, die an der Tür lauscht, ruft sie ihrem Bruder das entsetzliche Wort zu: »Schlage noch einmal zu, wenn du kannst!« Damit hat sie alles Menschliche abgestreift; aus dem edlen Mädchen, das sich zartester und rührender Empfindungen fähig zeigt in ihrer Klage an der vermeintlichen Asche des Bruders und in der Wiedererkennungsszene, wird eine blutgierige Megäre. Das wird eigentlich nur verständlich, wenn man bedenkt, daß Sophokles Übermenschen, Heroinen darstellte.

Gewiß zeigt sich Sophokles in seinen Dramen als ein guter Menschenkenner, aber eine Kunst war ihm und Äschylus fremd: das Hineinleuchten in die tiefen Geheimnisse, die innersten Regungen der menschlichen Seele, das Zerfasern und Zergliedern ihrer Gefühle und Empfindungen. Die Maske verlangte Darstellung von Typen und Hervorhebung eines Charakterzuges; die Existenz des Chores schloß das Drama ganz ab von der wirklichen Welt. Von diesen Fesseln machte sich der große Neuerer und Realist Euripides los. Chor, Maske, Kothurn konnte er nicht abschaffen, bei der Darstellung des Mythus mußte er bleiben. So beschloß er, sich einfach um Maske und Kothurn nicht zu kümmern; die Namen der Heroen behielt er bei, aber ihren Gefühlen, Gedanken und dem Empfinden nach stellte er Menschen seiner Zeit dar, attische Bürger des 5. Jahrhunderts, ganz unbekümmert darum, daß er damit die alte Tragödie eigentlich aufhob. Im Gegensatz zu Äschylus und Sophokles vermied er geradezu den Typus und stellte lebenswahre, ganz individuelle Menschen dar, Charaktere, die einzig sind, und Lebenslagen, die nur für diesen Einzelfall geschaffen waren. Die menschliche Seele in ihren tiefsten Tiefen zu ergründen und die Einwirkung der Umwelt und der äußeren Verhältnisse darzustellen, das war seine Aufgabe. Er wollte das Erhabene, Idealisierte, Unwirkliche vermeiden, aber dieses Bestreben führte ihn oft zum Häßlichen, Gräßlichen, Krankhaften und Pathologischen. Die Tugend und das Gesunde sind langweilig, aber das Böse und Krankhafte ist interessant, gibt Probleme, in deren Erörterung der Geist des Dichters glänzen kann, schafft Kämpfe in der Seele des Helden, die den Hörer reizen und in Spannung halten. Die Abgründe der menschlichen Seele, vor allem die verzehrende Liebesleidenschaft. waren für Euripides die Erreger der Tragik. Die Leidenschaft des Weibes wurde das Hauptthema seiner Tragödien; in der Seele



des Weibes fand der große Psychologe Rätsel und Wunder, von denen seine Vorgänger nichts geahnt hatten.

Mit seiner Phädra, der Heldin des Dramas Hippolytus, schuf Euripides den Typus der von rasender pathologischer Liebesleidenschaft ergriffenen hysterischen Frau, und so modern erscheint der Dichter, daß selbst der Zug der Vererbung nicht fehlt. Phädra war die Tochter Pasiphaes, der unseligen Gattin des Minos, die durch ihre Verbindung mit einem Stier die Mutter des Minotaurus wurde. Phädra ist in früher Jugend mit dem alternden Witwer Theseus verheiratet worden, der einen erwachsenen Sohn Hippolytus in die Ehe mitbrachte. Zum ersten Male erklingt hier das Lied von der unverstandenen jungen Frau, die, ungefragt verheiratet, an einen alten Mann gekettet ist. Auf diesem Grunde erblüht ihre Liebe zu dem jugendlich-schönen Stiefsohn. Phädra ist kein buhlerisches Weib, sondern die beste Mutter, von dem Gatten verehrt und geliebt, von guten Vorsätzen und Absichten beseelt. Da tritt das Schicksal in ihr Leben in Gestalt des schönen, strahlenden jungen Helden Hippolytus; sie erkennt in ihm das Ideal ihrer Träume. Sein Stolz und hochfahrendes Wesen, seine Nichtachtung und Weiberfeindschaft stacheln die bewundernde Liebe zu toller Liebesleidenschaft auf. Zum ersten Male wagt es hier ein Dichter, seelisches Leid, das auch den Körper ergreift, auf der Bühne darzustellen. Auf ihrem Ruhebett wird die bleiche und abgezehrte Königin aus dem Palast herausgetragen, umgeben von dem Chor der troezenischen Frauen und gepflegt von ihrer alten Amme. Seit drei Tagen hat sie Speise und Trank verweigert, »matt sinken die Glieder, das Gelenk versagt«. Die Dienerinnen müssen ihr den Kopf stützen, das Haar und selbst das Kopftuch drückt sie. Halluzinationen verfolgen sie. Niemand weiß, welche Krankheit sie ergriffen hat. Plötzlich springt sie von dem Lager auf. Ihre Gedanken weilen bei dem Jäger Hippolytus, wie ihre Worte verraten: »Fort, laßt mich hinaus ins Gebirg', in den Wald, wo gier'ge Meute den fleckigen Hirsch nachkläffend verfolgt!« Dann wirft sie sich wieder auf das Lager: »Ich bitte dich, Mütterchen, decke mich zu. Ich schäme mich so! Was hab' ich gesagt!« Ihre Tränen brechen hervor. Sie hat nur den einen Wunsch, zu sterben. Da spricht die Amme von dem Stiefsohn Hippolytus. Mit einem Ach! fährt Phädra von ihrem Lager auf. »Beim Himmel, nenn' den Namen nicht zum zweitenmal!« Nun ist das Geheimnis verraten. Die folgenden Reden zeigen, wie tief der Dichter in das Herz einer verliebten, zur Untreue entschlossenen Frau geblickt hat. Sie findet hohe, volltönende Worte von der Heiligkeit der Ehe, von der Schmach der Untreue, dem Verrat an den Kindern, sie weist mit Entrüstung die frivole Anschauung der Amme zurück, nach der man ruhig sündigen könne, solange es verborgen bleibe. Aber kaum geht die Amme von der theoretischen Erörterung zur Hinweisung auf ein praktisches Mittel über, da sind alle die hochtrabenden Worte von der Herrlichkeit des reinen Gewissens vergessen, und wir hören die überraschende Frage: »Dein Mittel, ist's ein Trank, ist's eine Salbe?« Die Amme versteht sehr wohl, daß Phädras Verbot, Hippolytus das Geheimnis zu verraten, vielmehr ein Gebot und der sehnlichste Wunsch Phädras ist. Sie begibt sich kurz entschlossen in den Palast, und Phädra, die plötzlich ihre Krankheit vergessen hat, lauscht erwartungsvoll an der Tür. Sie hört zu ihrem Entsetzen die Worte des Hippolytus: »Schnöde Kupplerin, Verräterin deines Herrn!«; und gleich darauf stürzt Hippolytus aus dem Palast und ergießt sich in namenlosen Beschimpfungen Phädras und des ganzen weiblichen Geschlechts. Daß Phädra hiernach nicht mehr leben kann, ist ihr klar, denn ihre Ehre ist in die Hand eines andern gegeben. Ihren Ruf und die Ehre ihrer Kinder will sie retten und sich rächen an dem Manne, der sie verschmäht und beschimpft hat. Sie hinterläßt sterbend ihrem Gatten einen Brief, in dem sie Hippolytus dessen bezichtigt, wozu sie ihn hat verführen wollen. Dennoch scheiden wir nicht ohne Mitgefühl von diesem unseligen Weibe. Der Dichter wälzt einen Teil der Schuld auf Hippolytus, den Tugendstolzen und Selbstgerechten, der durch ein vornehmeres Benehmen die Sünderin zu ihrer Pflicht hätte zurückführen können. Ist Phädra auch eine Sünderin, so ist doch wenigstens ihre Leidenschaft echt und wahr.

Haß und Rachsucht sind die Motive der Handlungen der zwei großen von Euripides geschaffenen Frauengestalten: Medea und Elektra. Mit welcher Kunst der Dichter in seiner Tragödie Medea dargestellt hat, wie eine liebende Mutter dazu gebracht werden kann, die eignen Kinder zu ermorden, mit welcher Seelenkenntnis er den furchtbaren Kampf, alle Empfindungen eines zur Verzweiflung getriebenen Mutterherzens schildert und das Unmögliche zum Wahrscheinlichen macht, haben wir früher an dieser Stelle gezeigt. Medea faßt wohl den Entschluß, ihre Kinder zu ermorden, aber sie vermag ihn nicht auszuführen. Erst als nur der Tod der Kinder diese vor einem martervollen Ende schützen kann, vollendet sie die Tat.

Man sollte kaum glauben, daß die unmenschliche Rachsucht, wie sie die Sophokleische Elektra zeigt, noch überboten werden könne. Und doch hat das Euripides getan. Seine Elektra hat selbst Teil an der Ermordung der Mutter. Als Orest zögernd das Schwert sinken läßt, hält sie es fest und treibt den Bruder an, zuzustoßen.



Der Dichter mildert aber das Entsetzliche, indem er ein neues Motiv einführt, von dem seine Vorgänger nichts wissen. Orest und Elektra werden nach der Ermordung der Mutter von Grauen und Entsetzen gepackt. Es ist erschütternd und ganz der Wirklichkeit abgelauscht, daß die Mörder beim Anblick der blutüberströmten Leiche alle Schandtaten der Ermordeten vergessen und sich schaudernd ihre letzten Augenblicke vergegenwärtigen: wie sie dem Sohn den mütterlichen Busen darreichte und vor ihm auf die Knie sank, wie sie unter flehentlichen Worten »Liebes Kind, Erbarmen!« die Hände nach seinem Kinn ausstreckte, dann sich krampfhaft an seine Wange hielt, so daß ihm das Schwert entfiel. Voll Reue, mit innerstem Erbeben stehen die Geschwister verzweifelnd vor der Leiche: »Wir, die du geboren hast, sind deine Mörder!«

Solche Gestalten sind es wohl gewesen, die Euripides in den Ruf eines Weiberhassers gebracht haben. Sein großer Interpret v. Wilamowitz-Möllendorf, dem auch diese kleine Arbeit manches schuldig ist und dessen Übersetzungen alle Zitate entnommen sind, hat im Gegenteil behauptet, daß das weibliche Geschlecht gerade diesem Dichter viel verdanke; ein andrer Gelehrter hat ihn sogar den antiken Frauenlob genannt. Als Mensch war er sicher ein Freund der Frauen, da er in den Chorliedern seiner Medea offen die unwürdige Stellung der Frauen und die Vernachlässigung ihrer Bildung beklagt; als Dichter sucht er die Rätsel der weiblichen Seele zu lösen. Er fand neben der großen Leidenschaftlichkeit, aus der die Verirrungen des Weibes fließen, eine bewundernswerte Aufopferungsfähigkeit, die Goethe das Ewig-Weibliche nennt. Diesen Zug der Seele des Weibes darzustellen ist Euripides nicht müde geworden.

Die Alkestis der Sage stirbt für ihren Gatten, den Fürsten von Pherae, Admetus. Die Götter hatten seinen frühzeitigen Tod bestimmt. Nur wenn ein andrer für ihn sterben wolle, dürfe er am Leben bleiben. Das tut Alkestis an ihrem Hochzeitstage. Aber Held Herakles jagt dem Tod seine Beute ab und bringt dem beglückten Freunde seine Gattin zurück. An dieser Sage nahm Euripides eine anscheinend unbedeutende Änderung vor. Er läßt zwischen dem Tage, da Alkestis das Gelübde tut, und dem, da sie es erfüllen muß, mehrere Jahre vergehen. Nun ist Alkestis Mutter zweier Kinder. Es ist ein andres Leben, von dem sie sich nun trennen muß, als das sie am Hochzeitstage verlassen wollte. Nicht für den Gatten geht sie in den Tod. Kein Wort hören wir von einer leidenschaftlichen Liebe oder von dem Schmerz der Trennung von dem Manne, der ein solches Opfer annimmt. Sie geht vielmehr für die Kinder in den Tod, damit sie nicht des Vaters und dadurch ihrer hohen Stellung und der Güter beraubt werden. Dafür fordert sie, daß Admetus sich nicht wieder vermähle: »Feindlich ist die zweite Frau den Kindern erster Ehe, tückisch wie die Natter.« »Sei ihnen Mutter du, an meiner Statt!« ist eins ihrer letzten Worte an den Gatten. Diesem naiven Egoisten kommt es erst durch den Verlust seines Weibes zum Bewußtsein, welchen köstlichen Schatz er in ihr besessen hat.

Ergreifend schildert der Dichter die Aufopferung einer Gattin und ihrer Treue noch über den Tod in der Euadne des Dramas »Die Hiketiden«, der Gattin des Fürsten Kapaneus. Schön hat von Wilamowitz gezeigt, wie Euadne, indem sie sich in die Flammen, die die Leiche ihres Gatten verzehren, stürzt, nicht nur ihr jugendliches Leben preisgibt, sondern auch dem Zorn der höchsten Götter trotzt. Ihr Gatte ist wegen Gottesfrevels vom Blitzstrahl des Zeus getroffen worden und darf deshalb nicht mit den andern gefallenen Helden gemeinsam bestattet werden. Wenn alle den Gottgezeichneten verlassen, die Gattin bleibt ihm treu:

»Ich spring' in die Flammen, im Feuer
Umfang' ich den Leib des Geliebten.
— — — — — — — — —
Mein Herz hat die Treue gehalten,
Da steht dein Scheiterhaufen,
Das Hochzeitsbett
Der Treue, das Flammengrab.
— — — — — — — — —
Auf ewig eint sich dem Gatten
Sein mutiges Weib
In echter Liebe.«

Mit Recht kann sie sterbend sagen:

»Das ganze weibliche Geschlecht
Habe ich in Treue überwunden.«

Öfter als die Gattentreue hat Euripides die aufopfernde Liebe von Geschwistern dargestellt. Die Elektra, die er uns in den Eingangsszenen des Dramas Orestes vorführt, unterscheidet sich gar sehr von der Elektra, die uns in der nach ihr genannten Tragödie entgegentritt. Sechs Tage sind nach dem Mord der Mutter vergangen, Orest ist in Wahnsinn verfallen, Tobsuchtsanfälle wechseln mit völliger Erschlaffung und Schlaflosigkeit. In dieser ganzen Zeit ist Elektra nicht vom Bett des Bruders gewichen. Jetzt richtet sie den Kranken auf, wäscht sein Antlitz, den Mund und die Augen, ordnet sein Haar und legt ihn wieder auf das Bett, weil ein neuer Anfall droht. Er glaubt zu sehen, wie die Mutter die schrecklichen Erinnyen auf ihn hetzt. Wild rollen seine Augen, Schaum tritt vor seinen Mund. Als die Schwester um den Kranken die Arme schlingt, ruft er ihr die Worte entgegen, die Goethe in seine Iphigenie aufgenommen hat: »Geselle dich nicht auch zu den Erinnyen. Verbirgt in dir sich eine Rache-

göttin?« Er glaubt mit den Erinnyen zu kämpfen, so daß sie in den Äther entschwinden. Nun kommt Ruhe in sein krankes Gemüt. Er bittet die Schwester, ihre Tränen zu trocknen und sich endlich Ruhe und Schlaf zu gönnen. Das Volk von Argos verurteilt die Geschwister zum Tode wegen der Ermordung der Mutter; nur die Art des Todes wird ihnen freigestellt. Elektra bittet zuerst, durch die Hand des Bruders sterben zu dürfen. Als das Orest mit düsteren Worten zurückweist: »Genug ist, daß ich die Mutter getötet habe!«, erklärt sie sich zum Selbstmord bereit. Zum letztenmal schlingt sie die Arme um den geliebten Bruder. Ein Schwert soll sie beide töten, ein Grab sie beide aufnehmen.

Ein ähnliches Bild treuer Geschwisterliebe bietet uns der Dichter in der Taurischen Iphigenie, das uns durch die idealisierende Darstellung Goethes von Jugend auf vertraut ist.

Für das Vaterland geht freiwillig in den Tod Iphigenie in Aulis. Der Stoff ist uns allen durch Schillers Übersetzung bekannt. Es ist herrlich vom Dichter erdacht, wie sich das eben erwachsene, vor dem Tode zitternde Kind zu einem reifen, freudig für das Vaterland sterbenden Menschen entwickelt. In der großen Stunde, da das Schicksal ihres Vaterlandes in ihre Hand gelegt wird, fällt alles Kleinliche und Kindliche von ihr ab. Helleuchtend tritt der edle Kern und die innere Größe ihrer Seele hervor:

»Das ganze große Griechenland hat jetzt
Die Augen auf mich einzige gerichtet.
Ich mache seine Flotte frei — durch mich
Wird Phrygien erobert. Wenn fortan
Kein griechisch Weib mehr zittern darf, gewaltsam
Aus Hellas' sel'gem Boden weggeschleppt
Zu werden von Barbaren — — — —
aller Ruhm davon
Wird mein sein, Mutter. Sterbend schütz' ich sie.«

(Schiller)

Es bietet sich ihr jetzt noch die Rettung dar. Es bedarf nur eines Winkes, selbst vom Altar herab, und Achill wird ihr Leben selbst gegen das ganze Heer verteidigen. Aber ihr Entschluß bleibt unerschütterlich. So wird der erzwungene Opfertod eine freiwillige Hingabe für das Vaterland.

Die Krone aller weiblichen Tugenden ist die Mutterliebe. So hat denn auch Euripides seine höchste Kunst darauf verwendet, die für ihre Kinder sich opfernde Mutter darzustellen. Von Alkestis haben wir schon gehört; ebenso will sich Andromache in dem nach ihr genannten Drama für ihren Sohn Molossus opfern. Durch Menelaos vor die furchtbare Wahl gestellt, den schützenden Altar zu verlassen oder den kleinen Sohn vor ihren Augen sterben zu sehen, zaudert sie keinen Augenblick, für ihr Kind in den Tod zu gehen. Megara, die Gattin des Herakles, schützt mit dem eignen Leibe ihre Kinder vor den Pfeilen des von Wahnsinn erfaßten Gatten. Agaue in dem Drama »Die Bacchen« tötet im Wahnsinn den geliebten Sohn. Wie nun die Umnachtung der Sinne dem erwachenden Bewußtsein allmählich weicht, bis sie schaudernd und von Entsetzen ergriffen die Wirklichkeit erkennt, das ist mit einer Kunst dargestellt, die Goethe zur Bewunderung hinriß und ihn zur Übersetzung der Szene veranlaßte. Nicht weniger ergriffen war er von der Wiedererkennungsszene in dem Drama »Ion«: Mutter und Sohn, die sich begegnen, ohne sich zu kennen, fühlen sich in wunderbarer Weise zueinander hingezogen; aber ein widriges Schicksal bringt es dahin, daß Kreusa dem Sohne Gift bereitet, Ion der Mutter mit dem Schwerte droht. In diesem Augenblick erkennt die Mutter, wen sie vor sich hat. Alle Gefahr vergessend, klammert sie sich an Ion mit den Worten: »Töte mich, mein Sohn, ich halte fest an dir!« Wie sie nun den Sohn, sich selber anklagend, um Verzeihung bittet, schließt er ihr liebevoll den Mund: »Ach, Mutter, auch ich hätte dich fast getötet!«

Eine ganz andre Iokaste als die uns aus dem Sophokleischen Ödipus bekannte frivole und gottlose Frau hat Euripides in seiner Tragödie »Die Phoenissen« geschaffen. Er läßt sie im Gegensatz zur Sage noch am Leben, als ihr Sohn Polyneikes, den sein Bruder verjagt hat, Theben mit Heeresmacht angreift. Die Szene, in der Iokaste die feindlichen Brüder zu sich beruft, um sie zu versöhnen, ist allen Deutschen wohl vertraut, weil Schiller nach ihr die Eingangsszene in seiner »Braut von Messina« gedichtet hat. Iokaste begrüßt Polyneikes, dem der Bruder zu dieser Unterredung freies Geleit in die Stadt zugesichert hat, mit jubelnder Freude in den Worten, die Schiller übersetzt hat:

»Mein Sohn! Mein Sohn! So seh'
Ich nach so vielen tausend Tagen
Dein liebes Auge wieder! Oh, umschlinge
Mit deinem Arm die mütterliche Brust!
Laß die geliebten Wangen mich berühren!
Laß, mit der Mutter Silberhaar vermengt,
Die braunen Locken diesen Hals beschatten!
O Freude! Freude! Nimmer glaubt' ich, nimmer
Hofft' ich, in diese Arme dich zu schließen.
Was soll ich alles dir doch sagen? Wie
Das mannigfaltige Entzücken mit
Gebärden, Worten, Händen von mir geben?
Jetzt da, jetzt dort die irren Blicke weidend,
Die Lust vergangener Jahre wieder kosten?
Oh, lieber Sohn, wie öde ließest du
Das väterliche Haus zurück, als dich
Des Bruders Trotz ins Elend ausgestoßen!
Wie haben deine Freunde sich nach dir

Gesehnt! Wie hat ganz Theben sich nach dir
Gesehnt! Mein Sohn, von diesem Tag an schnitt
Ich Jammernde die Locken mir vom Haupte,
Seit diesem Tage schmückt kein weißes Kleid
Die Glieder mehr; nur dieses nächtliche
Gewand, das du hier siehst, hat mich bekleidet.«
(Schiller)

Es gelingt ihr nicht, Frieden zu stiften. Die Belagerer werden zurückgeschlagen, ein Bote meldet, daß die Brüder durch einen Zweikampf die Entscheidung herbeiführen wollen. Sogleich eilt Jokaste mit Antigone auf das Schlachtfeld, um den Bruderkampf zu verhindern. Sie trifft die Söhne als Sterbende an. Der wilde Eteokles legt, seiner Sprache nicht mehr mächtig, weinend die Hand auf die Stirn der Mutter, Polyneikes beklagt Mutter und Schwester und nimmt versöhnt von seinem Bruder und Mörder Abschied. Diesen Anblick kann die liebende Mutter nicht ertragen. Sie zieht das Schwert aus der Leiche des einen Sohnes, durchbohrt sich mit ihm und fällt sterbend zwischen sie nieder, indem sie noch im Tode beide mit ihren Händen berührt.

Ein Drama rührender Mutterliebe sind »Die Hiketiden« (die Bittflehenden). Die Mütter der vor Theben gefallenen Helden haben sich trotz ihrem hohen Alter nach Athen begeben. Sie bitten den König von Athen, die Rückgabe der Leichen ihrer Söhne bei den Thebanern durchzusetzen. Manche Mutter unsrer Tage, die einen Heldensohn beweint, möchte wohl einstimmen in das ergreifende Klagelied griechischer Mütter, das vor Tausenden von Jahren erklungen ist:

Mutterglück dahin,
Mutterstolz dahin,
Den Platz verloren
Unter den glücklichen Müttern von Argos.
Und nie wird Artemis wieder
Der Greisin ein Knäblein bescheren.
So ist mir das Leben
Zwecklos und öde geworden.
Der Wolke gleich' ich,
Die über den Himmel unstet
Die Stürme jagen.
Geblieben sind mir die Zähren.
In allen Winkeln des Hauses
Andenken an ihn.
Des Hauptes Schur,
Das ist mein Kranz;
Ein Grabgesang
Mein Morgenpsalm;
Die Himmlischen wenden
Von meiner Trauer
Ihr heiteres Auge.
Allmorgendlich heb' ich
Von tränenbetautem Kissen
Zum Tagewerke der Klage
Das Haupt empor.
(v. Wilamowitz)

Die alte Geige

„Mutter, hat die Geige heut
Wundersam gesungen!
Wie ein Ton aus alter Zeit
Tief und klar geklungen!“

„Freilich, Kind, hab's wohl gefühlt,
Kenne auch die Weise.
Vater hat sie einst gespielt
Auf der Hochzeitsreise.

Hat der Geige anvertraut
All sein Glück und Sorgen;
Treulich hat sie jeden Laut
Tief in sich verborgen.

Unter deiner Hand erwacht,
Jubelte sie wieder,
Sang wie in der Liebesnacht
Selig unsre Lieder.“

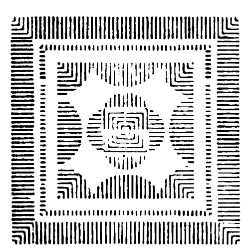
Bin verwirrt und tief beglückt
Still hinausgegangen,
Habe dich ans Herz gedrückt,
Wie ein Lieb umfangen.

Meine Geige! — Bist nicht bloß
Holz und Steg und Saiten,
Deine Seele, schön und groß,
Klingt aus Ewigkeiten.

Bist mein allerbester Freund,
Dem ich nichts verhehle,
Sind in Lieb und Leid vereint,
Deine, meine Seele.

E. Ebert






Adelberg

Eine Studie von Hans Aburi

Die Zukunft ist nicht so weit weg, wie man meint. Vielleicht könnte man sie sehen, wenn man nach innen schaut. Vielleicht war der Pfarrer von Adelberg deshalb traurig, weil ihn schon im Seelengrund die späteren schrecklichen Dinge quälten: wie der Brautvater vom Sterbebett die Hand gegen ihn ausstreckt; wie die Braut ihn vergißt. Aber er sah die Zukunft nicht. Der junge Pfarrer von Adelberg sah nur, wie die Wiesen im März grün wurden, und fragte sich, was im Mai geschehen würde. Er wußte nicht, ob er Else liebte.

Oft gingen sie zu dritt, Mutter, Tochter und Pfarrer, über den Weg am Ackerrand vom Kloster zum Wald. Schönes Adelberg! Sie alle drei glaubten, statt »Paradies« müßte man sagen: »Adelberg«. Sie konnten die Augen nicht von dem fernen Gebirge lassen, bis es Nacht wurde. Dann saßen sie in einem traulichen Gemach und tranken Wein. War das die gleiche Frau, die bisher ihre Tochter so streng behütet hatte? Auf einmal gingen ihre Hände über das Klavier, und auch mit ihren Blicken wanderte sie in das Lied von der blauen Donau. Else tanzte mit dem Pfarrer. Vater und Bruder waren im Krieg und wohnten doch mit allen Gedanken im Glück dieses Hauses. Jede Fröhlichkeit in der Ferne verdankten sie dieser Heimat. Während der Pfarrer an den Abschied dachte, der ihm bevorstand, hielt er die reine Hand, halb Kinderhand, halb Frauenhand, und führte sie im Tanz.

Da sie sich oft und viel zu tief in die Augen sahen, mußte der Pfarrer zu einer Unterredung mit der Mutter übergehn. »Gnädige Frau,« sagte er, »die Spannung sollte beseitigt werden. Ich möchte zu Ihrer Tochter sagen: Es hat keinen Sinn, wenn wir uns verstecken. Wir wissen, was mit uns beiden vorgeht. Aber Sie, Fräulein Else, sind noch zu jung. Ich hoffe, Ihnen später mehr sagen zu dürfen.« Die Mutter war feinfühlig und klug, erlaubte, und der Pfarrer sprach Wort für Wort, was er sich überlegt hatte.

Sonst sprach er nichts. Nur in der Kirche sprach er. »Es ist damals wie heute. Weh dem, der anders denkt, als ein Kaffeekranz begreift! Weh dem, der mehr will, als ihm die beratenden Menschen auf ihrer Küchenwage zuwägen! Weh dem, der heißer liebt, als die kalte Vorsicht der andern Herzen ertragen kann! Nichts bleibt ihm als hundertmal entsagen, die Menschen verachten, sie dennoch lieben und sich von ihnen töten lassen. Deshalb starb der Heiland am Kreuz.« — Aber an Ostern stieg der Christus aus dem Grab, daß die Hüter zurückwichen, und ging dem reinen Glück der Himmelfahrt entgegen. Alles in seinem Leben war Himmelfahrt gewesen, deshalb hatte ihn kein Mensch verstanden. Deshalb blieben die Apostel auf dem Berg zurück, weil sie im Alter die Liebe verlernt hatten, weil sie vor lauter Erfahrung nicht mehr fahren konnten, oder wenn ohne Sturm über den See fahren, nicht fliegen!

Eines Adelberger Tags las die Mutter dem Pfarrer einen Feldpostbrief ihres Mannes vor: »Ich werde niemals mein Einverständnis geben, daß meine Tochter einen Geistlichen heiratet.« Der Pfarrer wollte gehn, aber die Mutter war sehr traurig und bat ihn und ließ ihn nicht. Da legte er weinend die Hände auf den Tisch und das Haupt in die Hände. Die Mutter rief Else. Der Pfarrer wehrte sich mit dem letzten Willen, aber kraftlos. Die Mutter ging, Else kam, Else nahm seine Hand in ihre Hand, war lange still und sagte dann: »Ich gehöre Ihnen, auch wenn noch ganz andres als dies kommt.« Ihr blondes Haar streifte ihn; er küßte sie.

Wenn ein Pfarrer die Ewigkeit spüren will, muß er lieben. Nicht Hans und Else küßten sich, sondern Gestorbene begegneten sich in Träumen. Was vergangen war, lebte. Ungeborene Kinder öffneten die Augen. Ein Frühling stieg aus der Erde ins Licht. —

In der Christenlehre fragte der Pfarrer: »Wo liegt das Paradies?« Niemand konnte antworten, auch Else nicht. Der Pfarrer erklärte nun, daß, um die Antwort zu erfahren, eine Landkarte nötig wäre, zu einer Landkarte Papier, zum Papier eine Papierfabrik,

und das gab's im Paradies keine. Deshalb weiß man nicht, wo es liegt. Das begriffen die Töchter des älteren Jahrgangs, und der Pfarrer erzählte von der Schlange, die schon durch die schönste Zeit des Paradieses schlich. So war es in der Tat.

Es kamen mehr Feldpostbriefe mit der gleichen Feindseligkeit. Dadurch wurde die arme Frau schwankend, und wie sie schwankte, wurde sie von Gefühlen überfallen, von einer doppelten Eifersucht, auf den Pfarrer um ihre Tochter, auf ihre Tochter um den Pfarrer. Manchmal fand sie in ihre frühere Güte zurück, dann wieder wurde sie bös und verlor so ihren Beruf, Schutzherrin der jungen Liebe zu sein.

Jeden Morgen wachte der Pfarrer an großem Kummer auf. Nachts waren Gestalten durch das Haus gegangen und hatten ihm erzählt, daß alles vergeht. Das Weib blüht und verdirbt. Wer sie nicht in der Blüte nimmt, verliert. Mit früh geweckter Melancholie ging der Pfarrer in die Bücherstube, las kein Buch, öffnete keinen Brief, ordnete kein Register, schrieb keine Rechnung, stand am Fenster und sah zu, wie der Maihimmel blau wurde. Das Nachbarhaus lag zwischen schimmernden Bäumen. Jeder Tag war gleich. Else schlug die Fensterläden auf, bald hörte man sie in der Küche, ein Rauch stieg übers Dach in die Luft, der Hund sprang aus dem Tor. Wenn sie dann, lieb wie der Mai, im Obstgarten durchs Gras ging, tobte der Pfarrer plötzlich wer weiß wohin?! Er lief durch den Klostergarten, um sein Glück mit beiden Armen zu umfassen. Abrede brauchten sie nie.

Am letzten Abend vor der Reise des Pfarrers machte die Mutter ein Mahl. Sie aßen und tranken. Vor dem Fenster schlossen sich die Berge in ein blaues Band. Der Mond stieg in den Himmel. Der Frühlingsgeruch des Waldes kam herein. »Bald«, sagte der Pfarrer,

»Bald wird alles anders sein.
Trinkt beim letzten Schimmer
Diesen spiegelhellen Wein!
Morgen packt uns Sterbenspein
Und verläßt uns nimmer.

Was von heute lebt und schafft,
Ist schon wie verloren,
Morgen wird es fortgerafft,
Und das Lied von toter Kraft
Klingt uns in den Ohren.

Heute übertönt's ein Glas,
Das wir leise stoßen,
Glück und Liebe, alles das,
Morgen wird's gemäht wie Gras,
Heute duften Rosen.«

Die Pfingstpredigt des Pfarrers wissen die Leute in Adelberg heute noch:

»Als der Geist der Liebe kam, wurden die Apostel verwandelt. Sie predigten das Christentum und gingen in die Welt. Ich glaube: wenn ein Mensch liebt, erkennt er Gott. Ich weiß nicht, woher das kommt. Vielleicht weil wir aus einer zwecklosen Reise in die Laufbahn der Sterne geraten sind?

Ich muß gehn. Andre Menschen, andre Bilder, andre Farben werden vor mir stehn, tausend Sprachen mit mir reden und ebensoviel von meiner Seele wollen wie Adelberg. Die Dinge fressen uns, und wir gleichen nicht dem Geist, der, was er nicht vergessen darf, allgegenwärtig umgibt.

Aber Adelberg bleibt Adelberg. Still im Krieg, nur vom Ton der Mühlen umdröhnt. In der Klosterkirche stehn die Heiligen mit goldenen Kronen. In der Ferne sind die großen Berge gebaut. Sinnbild des Friedens! Hort der Einsamkeit! Gott behüte Adelberg!«

Die Leute weinten. Die Orgel brauste los. Else sang mit den Leuten die letzte Liedstrophe:

»Ich lass' mich dir und bleib' indessen,
Von allem abgekehrt, dir nah.
Ich will die Welt und mich vergessen.«

Wir wandern ...

Wir alle, denen Gott die Stirne küßte,
Wir wandern Wege, die kein andrer findet,
Denn unsre Seele sucht die blaue Küste,
Die ewig glüht und ewig doch verschwindet.

Wir wandern fröhlich auf zerriss'nen Schuhen,
Ein Blütenzweig ist unser Wanderstecken,
Uns ist kein Tag geschenkt, um auszuruhen,
Wir lassen Blut an allen Dornenhecken.

Wir sind wie Sturm, denn unsern Fuß
Beschwingt der Sehnsucht bittersüße Qual ...
Auf unsern Stirnen leuchtet Gottes Kuß,
Ein weißer Stern, gleich einem Flammenmal.

Kurt Küchler



M. S. Thiemann: Keyſersberg (Vogeſen)



Aufn. Neue Photogr. Gesellschaft, Berlin-Steglitz

Das Leipziger Neue Theater mit dem Mende-Brunnen

Leipzigs hundertjähriges Stadttheater

Von Dr. Friedrich Schulze (Leipzig)

estand das Leipziger Theater nicht schon vor 1817? Ist es nicht im Jahre 1766 geschaffen worden? Ja und nein! Von 1766 stammt das Theatergebäude in seiner ältesten Gestalt. In Goethes Studentenzeit wurde es bekanntlich eröffnet, und Oesers vielbewunderter Theatervorhang, der auch in »Dichtung und Wahrheit« geschildert wird, war der Schmuck seiner Bühne. Aber das Gebäude war Privateigentum, in dem wechselnde Truppen spielten, und ging erst dreißig Jahre später in städtischen Besitz über, wobei es eine erste, wichtigere Mängel der Inneneinrichtung beseitigende Erneuerung erfuhr. Diese Erwerbung bedeutet auch zugleich einen vorbereitenden Schritt zu einer Stadttheaterorganisation, wie sie 1817 entstanden ist.

Ein Kreis kunstliebender Großkaufleute, denen in dem jungen Juristen Karl Theodor Küstner ein theaterkundiger Führer erstand, gab zu der Gründung den Anstoß. Ihr Programm ging vor allen Dingen dahin, die bisherige Theaterabhängigkeit Leipzigs von Dresden zu beseitigen und der Stadt eine ständige Bühne zu geben. Darüber hinaus reichten ihre Pläne nicht. Ein Theater als städtische Anstalt war ein den Anschauungen dieser Zeit völlig fernliegender Gedanke. Selbstverständlich war vielmehr, daß das Theater einem Pächter übertragen wurde, und kein andrer als eben Küstner erbot sich zu dieser Aufgabe.

Küstner, dessen Leben von diesem Zeitpunkt an für immer in die deutsche Theatergeschichte einmündet, ist voll Begeisterung an die Arbeit gegangen. Er setzte zunächst den Umbau des Theatergebäudes durch, das damals etwa die Gestalt erhielt, in der wir heute das »Alte Theater« kennen. Er gewann in den befreundeten Ehepaaren Eduard Genast und Emil Devrient, in tüchtigen Sängern wie dem Tenoristen Vetter und der Walbach-Canzi Hauptstützen seines Ensembles, das er bis in die letzte Zeit seiner Leitung zu vervollkommnen suchte. Er strebte nach einem vielseitigen Spielplan, der mit den klassischen Dramen die besten Werke moderner Kunst vereinte und höch-



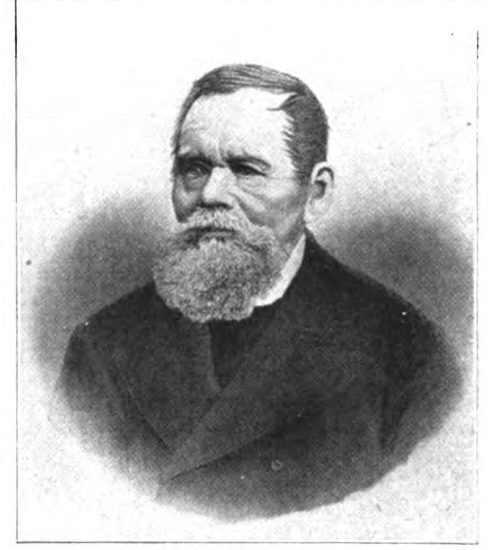
Dr. Karl Theodor Küstner

stens das ältere bürgerliche Schauspiel stark in Schatten treten ließ. Er pflegte mit besonderer Liebe die Oper, namentlich seit mit dem Erfolg des »Freischütz«, der auch in Leipzig nachhaltig war, eine goldene Zeit deutscher dramatischer Musik anzubrechen schien; und auch auf die Ausstattung wurde — im Sinne und gelegentlich selbst unter dem Einfluß des Berliner Intendanten Graf Brühl — eine bedeutende Mühe verwendet.

Der Sympathien der gebildeten Leipziger Bevölkerung war Küstner während der ganzen Zeit seines Wirkens sicher. Trotzdem vermochte er durch Abonnement nur ein Stammpublikum heranzuziehen, das ihm etwa ein Sechstel der notwendigen Einnahmen zubrachte, und nur die Meßzeit oder ein berühmtes Gastspiel füllte wirklich das Haus, in dem für gewöhnlich wöchentlich vier Aufführungen stattfanden. So stellte sich unvermeidlich, als allgemeine wirtschaftliche Rückschläge eintraten, ein beträchtlicher Fehlbetrag ein, und da Küstners Forderungen städtischer Theaterbeihilfe keinen Beifall finden konnten, ist seine Bühne nach elfeinhalbjährigem rühmlichem Bestehen 1828 zugrunde gegangen.



Dr. Karl Christian Schmidt



Heinrich Laube

Für Jahrzehnte zog nun große Theaterunsicherheit ein. Das dreijährige Zwischenspiel eines königlichen Hoftheaters in Leipzig wurde durch den gewissenlosen Geschäftsbetrieb Ringelhardts abgelöst. Ringelhardt wußte sein Publikum zu nehmen; er war immer auf der Höhe der Situation und jagte hinter dem Zeitgemäßen her, mochte es gut oder schlecht sein. Am meisten Sinn hatte er für die moderne Spieloper, deren er sich rasch zu bemächtigen verstand, und nicht vergessen soll ihm werden, daß er mit sicherem Instinkt Lortzing nach Leipzig zu ziehen wußte, der hier als Schauspieler, keineswegs als Sänger Beifall fand. Nicht wenige Uraufführungen Lortzingscher Werke (der »Beiden Schützen«, des »Hans Sachs«,

des »Wildschütz« u. a. m.) kamen so auf Ringelhardts Konto. Auch daß er dem Leipziger Theater einige sehr beliebte Kräfte zuführte, die die Zeit seiner Leitung weit überdauerten, war ein entschiedenes Verdienst. Zu denken wäre an den Baßbuffo Berthold, den Lokalkomiker Ballmann und namentlich an Karoline Günther-Bachmann, eine der bezeichnendsten Gestalten der Leipziger Bühnengeschichte, die erst als anmutige Soubrette, später als eine der ausgezeichnetsten Vertreterinnen im Fache der komischen Alten bis zu ihrem Tode im Januar 1874 mit dem Leipziger Theater verbunden blieb.

Der Leipziger Arzt Dr. Karl Christian Schmidt, ein ehemaliges Mitglied von Küstners Ensemble, löste Ringelhardt für die Jahre 1844—48 ab, und ihm gelang es, im Verein mit seinem Schauspielregisseur, dem bedeutenden Charakterspieler Heinrich Marr, dem Leipziger Theater in der Blütezeit des jungdeutschen Dramas eine weithin beachtete Stellung zu schaffen. Gutzkows, Laubes, Freytags Dramen wurden damals in mustergültigen, gelegentlich sogar ihr Bühnenschicksal stark mitentscheidenden Aufführungen herausgebracht, und von Hebbels »Maria Magdalena« fand am 19. Oktober 1846 jene denkwürdige, von Laube eindrucksvoll geschilderte Aufführung statt, die nicht nach ihrem schwachen äußeren Erfolg bemessen werden darf. Aber auch die Pflege des klassischen Dramas war unter Schmidt von dem Geist der Verantwortlichkeit erfüllt, und nur die Oper trat, zum Leidwesen einer nicht unbeachtlichen Partei im Theaterpublikum, mehr als früher zurück.



Dr. August Förster



Friedrich Haase als Cromwell (von Raupach)

Geschäftlich freilich hat Schmidt ein volles Fiasko gemacht. Der Zusammenbruch seines Unternehmens wurde im Sturmjahre 1848 nur durch eine umfassende Hilfsaktion theaterfreundlicher Kreise hintangehalten, und Schmidt war froh genug, als zu Anfang des folgenden Jahres ein wagemutiger Kollege, der bisherige Magdeburger Theaterdirektor Rudolf Wirsing, in seinen Vertrag eintrat. Wirsing steckte seine Ziele minder hoch; er war ein solid-handwerksmäßiger Bühnenpraktiker, der, solange es ging, Gutes erstrebte, aber, wenn es sein mußte, auch nebenbei die Einnahmen eines neuerrichteten Tivolitheaters nicht verschmähte. Trotzdem hat Wirsing mit der ihm eignen Zähigkeit eine größere Stetigkeit der Ver-



Klara Ziegler als Romeo

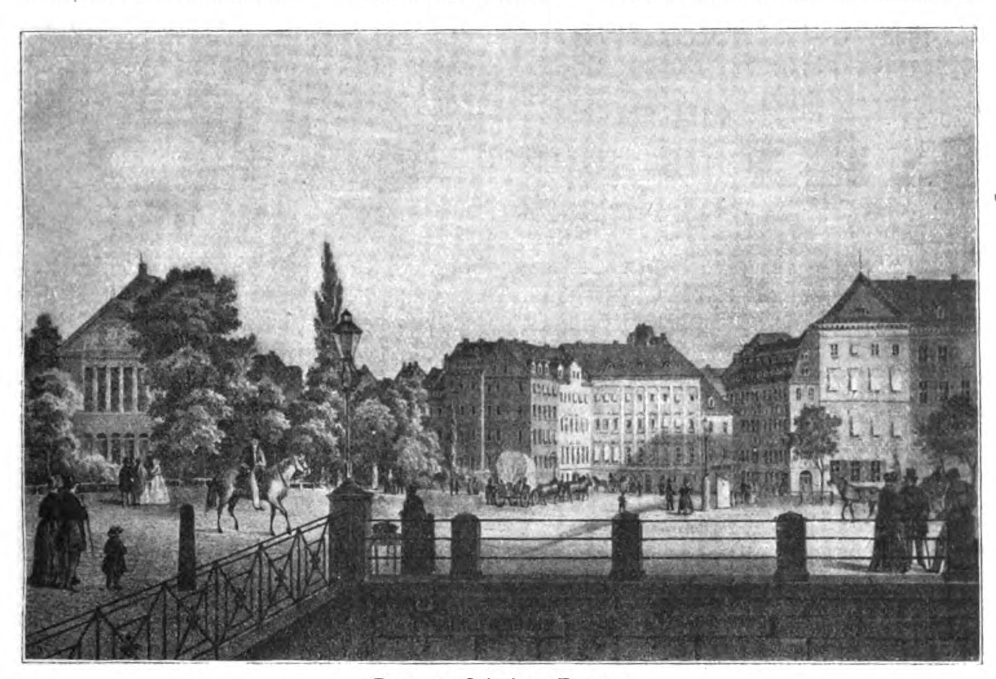
hältnisse herbeigeführt, freilich mehr als den Charakter einer anständigen Provinzialbühne vermochte er dem Leipziger Theater nicht zu geben. Schon äußerlich war das kleinbürgerliche Gepräge darin erkennbar, daß, ganz im Gegensatz zur Küstnerschen Periode, dem Theater die Teilnahme der sogenannten besten Gesellschaft fehlte.

Das ändert sich mit einem Schlage, als in den sechziger Jahren der Plan eines neuen Theaters angeregt, gefördert und durchgeführt wird und nach längerer Ruhe eine jener die natürliche Entwicklung fast überholenden ruckartigen Bewegungen eintritt, die für das Leipziger Theaterleben so bezeichnend sind. Jetzt wird die Überzeugung allgemein, daß Leipzig auch als Theaterstadt Aufgaben zu erfüllen habe, und, aus der früheren Gleichgültigkeit fast in das Gegenteil umschlagend, fühlt man sich nun berechtigt, Aufsehenerregendes, wenn nicht Mustergültiges zu erwarten. Wirsing, als vorsichtiger Mann, sah sich da lieber von vornherein nach einer andern Aufgabe um, und sein Nachfolger Theodor von Witte, dem es zunächst vermöge seiner großen Gewandtheit gelingt, seine provisorischen Abmachungen zu endgültigen umzugestalten und aus dem »alten« Theater in das neue Haus am Augustusplatz überzusiedeln, sollte sich dieses diplomatischen Erfolges nicht lange freuen. Eine geradezu explosiv sich äußernde Theateropposition, in der die Unzufriedenheit weiter Kreise mit der getroffenen Entscheidung zum Ausdruck kam, brachte in ganz unerwarteter Weise seine Theaterleitung zu Fall, und in verwickelten Verhandlungen ist damals Heinrich Laube, der ehemalige berühmte Burgtheaterleiter, für Leipzig gewonnen worden.

Es war noch der gleiche Heinrich Laube wie in Wien; mit seinen alten Zielen und einer oft erprobten Technik ihrer Verwirklichung ist er nach Leipzig gekommen. Und doch war er nicht der rechte Mann, wenigstens nicht für die damalige Lage. Das Publikum, nach den vorhergehenden Ereignissen mit Ungeduld geladen, konnte für die bedächtige methodische Art seines Vorgehens, die sowohl bei der Bildung des Ensembles wie des Spielplans sich verriet,



Caroline Günther-Bachmann als Regimentstochter



Das alte Leipziger Theater

kein Verständnis gewinnen; man wollte schnellere Erfolge sehen und auch wohl mehr Glanz. Laubes Puritanismus in allen Ausstattungsfragen fing vielleicht an, schon etwas veraltet zu wirken. In seiner mit größtem Beifall aufgenommenen Coriolan-Aufführung aus seinen letzten Leipziger Tagen (vom 29. Juni 1870) ließ er in der römischen Umgebung, trotzdem ihn der Schauspielregisseur Grans darauf hingewiesen hatte, voller Gleichgültigkeit ein ausgesprochen gotisches Tor stehen. »Das übersieht das Publikum«, hatte er zu Grans' Einspruch geäußert. Und Laube war zu fertig und zu starr, um sich in seinem ganzen Programm zu irgendwelchen wesentlichen Zugeständnissen zu entschließen. So war der Boden für Mißverständnisse bereitet; mit einer teils grundsätzlich begründeten, zu einem guten Teil aber auch in rein persönlichen Motiven wurzelnden Gegnerschaft findet Rudolf Gottschall täglich mehr und mehr Anhang, und zuletzt tobt sich in mehreren wüsten Theaterkrawallen und unerfreulichen Szenen die Ablehnung der neuen Direktion aus. Da verlor Laube die Lust und benutzte einen Streit mit der Stadtverwaltung, um vorzeitig seinen Vertrag zu lösen.

Laubes Nachfolger Friedrich Haase war in allen Stücken sein Gegenteil. Schon äußerlich wirkte seine schlanke, geschmeidige Diplomatenfigur als voller Gegensatz zu dem stämmigen, an einen Gutspächter erinnernden Laube, und die innere Verschiedenheit war womöglich noch größer. Strebte Laube nach langsamer organischer Entwicklung und einfachsten Mitteln, so wies Haase keine Möglichkeit raschen augenblicklichen Erfolges von sich, weder in Ausstattung noch in Ensemblebildung. Kein Wunder, daß die Gemüter sich beruhigten, zumal da man an den vielfach ausgezeichneten Kräften, namentlich der Oper, Wohlgefallen haben konnte und Haase selbst, der glänzende Konversationsschauspieler, der virtuose Darsteller auch so mancher klassischen Charakterrolle, oft in gefährlichen oder toten Augenblicken des Schauspiels mit seinen Leistungen in die Bresche sprang. So trat die Opposition zwar zurück, aber um deswillen herrschte noch längst keine volle Befriedigung. Das äußerte sich am allerschärfsten darin, daß man Haase 1874 bei einem Konflikt aus geringfügigem Anlaß nicht zu halten versuchte, sondern im Gegenteil aus seiner Kündigung nur die Veranlassung zu grundlegenden Reorganisationsplänen für das Leipziger Theater nahm. Nur an der Ablehnung der Stadtverordneten ist damals

die Einführung der Intendanz und die Übernahme in städtische Verwaltung gescheitert.

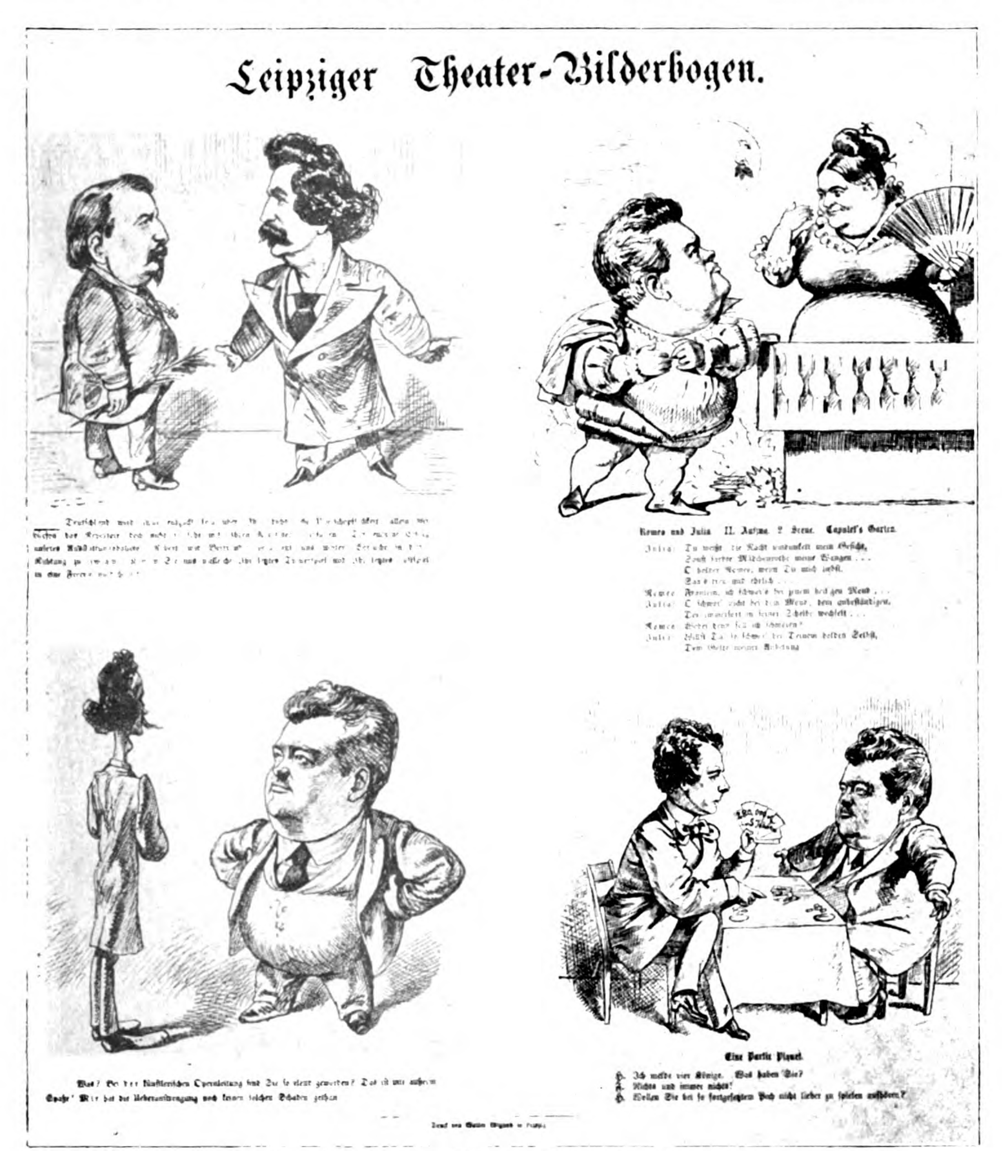
Damit war man wieder auf das alte System angewiesen, und Dr. August Förster, ein begabter und selbständiger Schüler Laubes, übernahm 1876 als nächster die Leitung, zusammen mit Angelo Neumann, dem bedeutenden Leiter der Oper. Er hat mit mehr Glück als sein Meister den Stürmen, die auch um ihn sich erhoben, getrotzt und mit zunehmendem Erfolg eine sechsjährige Pachtzeit zu Ende geführt. Aller Glanz dieser Periode lag freilich auf den Leistungen der Oper, der Kräfte wie die Sachse-Hofmeister und die Reicher-Kindermann gleichzeitig angehörten, und namentlich die Aufführungen des »Ringes« (am 28./29. April und 21./22. September 1878) waren Ereignisse für das gesamte deutsche Kunstleben.

Immer mehr baut sich jetzt die großstädtische Theaterorganisation aus. Schon wird es üblich, in beiden Häusern täglich zu spielen, während das Alte Theater nach 1868 zunächst nur Meß- und Sonntagsvorstellungen dienen sollte. Die Bevölkerung der Stadt hat sich seit 1817 verzehnfacht. Freilich, der Gewinn, den das Theater von Wittes Zeit an abgeworfen hatte, geht Jahr für Jahr merklich zurück, was auch von der Stadt durch Gewährung von Preiserhöhungen und zunehmender andrer Vergünstigungen anerkannt wird. So wurde die lange Pachtperiode Staegemanns (1882 bis 1905) eine Zeit sich vorbereitender Umwandlungen, zumal da die literarische Umwälzung der achtziger und neunziger Jahre auch für den Spielplan ganz neue Voraussetzungen schafft. Aber erst nach der Übergangszeit der Direktion Volkner (1905—12) geht aus diesem allmählichen, wenn auch keineswegs kampflos verlaufenden Prozeß — längst gewünscht und oft mit guten Argumenten begründet — schließlich 1912 die Einführung der Intendanz hervor, und unter Leipzigs erstem Intendanten, Geheimrat Martersteig, hat sich jetzt die Hundertjahrfeier des Stadttheaters vollzogen.

Mehr als es oft in dem fast episch-abenteuerlichen Entwicklungsgang dieses Instituts scheinen mag, strebt schließlich die



Kostümfiguren aus der Zauberflöte



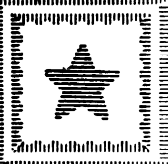
Karikaturenblatt aus der Zeit der Försterschen Theaterleitung

Entwicklung doch bestimmten Zielen zu, und durch die mancherlei Zufälligkeiten und Wirrnisse eines hundertjährigen Zeitraums geht ein strengerer notwendiger Zusammenhang. Wie 1817 sind in den eben verflossenen Jahren die Grundlagen einer Zukunft gelegt worden. Erhoffen wir als Erfolg eine sicher begründete Stellung Leipzigs in der späteren Theatergeschichte. Denn die rückblickende allgemeine Betrachtung wird bei dem Stichwort Leipzig sich vor allem der Zeit der Neuberin erinnern, dann vielleicht der kurzen Laubeschen Episode und wohl auch der Leistung Küstners und Schmidts. Einzelkenntnisse sind schon nötig, um zu wissen, daß die Stadt noch so manche Größen der Schauspielerwelt, und zwar nicht nur als flüchtige Gäste beherbergt hat: Ludwig und Emil Devrient, Moritz Rott, Dessoir, Marr, Wilhelm Kläger, Klara Ziegler, Mitterwurzer, Lilli Lehmann, Kainz und wie sie alle heißen. Daß ihres Bleibens nicht war, hat doch wohl die Unruhe des bisherigen Systems mitverschuldet. Die günstigen Wirkungen der neuen Organisation werden gewiß auch hier heilsam zutage treten.



Der Ofen in Untertertia

Humoreske von Paul Quensel



In dem Bericht, den der Direktor des Fürstlichen Gymnasiums vor dem Beginn der Sommerferien einem hohen Staatsministerium eingereicht hatte, stand unter dem Punkte Ausbesserungen folgender Satz: »Der Ofen in Untertertia hat in der vergangenen Heizperiode durch Gase, welche ihm entwichen, die amtierenden Lehrer wie auch die Schüler fortgesetzt belästigt. Ich bitte deshalb, daß der Mißstand abgestellt werde, was meines Erachtens durch Erneuerung einiger Kacheln leicht möglich wäre.«

Der Fall wurde im Fürstlichen Bauamt behandelt, und das Ergebnis bestand darin, daß der Fürstliche Hofofensetzer Auftrag erhielt, den schadhaften Ofen zu besichtigen und Ausbesserungsvorschläge zu machen. Leider erschien er zu ungelegener Zeit im Fürstlichen Gymnasium; denn die ganze Untertertia mußte gerade eine Strafstunde absitzen, da sie in falschverstandenem Gemeingeist denjenigen Schüler nicht verraten wollte, der in einer Spielstunde den Dachshund des Turnlehrers mit Goldbronze verziert hatte. Der Fürstliche Hofofensetzer mußte also unverrichteter Sache wieder gehen; doch gelangte er beim dritten Besuch zu dem erkrankten Ofen und begann als ein erfahrener Arzt sogleich, ihn abzuklopfen, um Mutmaßungen über seinen inneren Zustand zu gewinnen, in der Medizin ebenso wie in der Ofensetzkunst der schwierigere Teil der Diagnose.

Der Fürstliche Hofofensetzer befolgte die Taktik, seine noch junge Stelle durch äußerste Sparsamkeit in den Ausbesserungsarbeiten zu befestigen, um später unter dem Schirm des erworbenen Vertrauens um so sicherer aus den Staatsöfen eine beständige Rente zu ziehen. Dementsprechend gab er sein sachkundiges Urteil dahin ab, daß nur eine e i n z i g e schadhafte Kachel entfernt und durch eine neue ersetzt zu werden brauche.

Die Sache ging nunmehr ihren ruhigen Instanzenweg, der damit sein Ende fand, daß sich an einem schönen Julimorgen der Ofensetzergehilfe Vierögel mit Arbeitszeug, Lehm und einer neuen Ofenkachel im Fürstlichen Gymnasium einfand und nach einer längeren Auseinandersetzung mit dem Schuldiener über die Witterungsverhältnisse von diesem nach Untertertia geleitet wurde. Sobald er sich in Arbeitsdreß geworfen hatte, suchte er die Wasserleitung, fand sie am hintersten Ende des Korridors, legte eine Flasche mit der Aufschrift »Stadtbräu nach bayrischer Art« in den Ausgußnapf und stellte den Zapfhahn so, daß ein dünner Strahl Wasser darüberrieselte. Beim Rückweg trieb ihn die Wißbegier in die weit offenstehenden Klassen. Er untersuchte die Tintenfässer, blätterte in einem zurückgebliebenen griechischen Lexikon; auch regte sich im Angesicht der schwarzen Wandtafeln in ihm ein unwiderstehlicher Drang, seine Schreibkünste zu probieren. Er begann mit dem kleinen i und schloß mit dem Namen seines Vereins: Harmonie. Er schrieb ihn in verschiedenen Lagen und Größen, deutsch und lateinisch, mit und ohne Zierspiralen. Dann betrachtete er das Werk seiner Hände aus verschiedenen Entfernungen und mit verschiedenen Kopfhaltungen, tilgte es aber sofort mit der lehmfeuchten Schürze, als er Tritte zu hören meinte. Da er sich geirrt hatte, zwängte er sich in den Platz des Primus, und die Jugenderinnerung wurde so stark in ihm, daß er die Hände faltete und vor sich hinzudämmern begann, ein Zustand, der für seine ganze Schulzeit charakteristisch gewesen war. Nach einer Weile meinte er sich — genau wie einst — durch die strenge Stimme seines Rektors aufgerufen. Er wollte kerzengerade emporspringen; aber sein ansehnlicher Bauch klemmte sich am Pultbrett, schnellte ihn zurück und erinnerte ihn daran, daß er ja der Ofensetzergehilfe Vierögel sei, mit dem Auftrag, in Untertertia eine neue Kachel einzuziehen. Er begab sich zurück auf sein Arbeitsfeld und konnte von Glück sagen; denn er betrachtete bereits den Lehm und legte sich die Frage vor, ob es wohl nötig sei, ihn etwas durchzukneten, als ein Bote seines Meisters hereinstürzte. Es war eben eine Weisung vom Fürstlichen Bauamt gekommen, daß im alten Zeughause eine Menge guterhaltener Teile von abgetragenen Öfen lagere und daß die gebrauchte Kachel recht wohl aus jenen Beständen genommen werden könne. Infolge der neuen Weisung zog der Ofensetzergehilfe Vierögel

seinen Straßenrock an, knöpfte Vorhemd und Kragen auf und wollte sich eben auf den Weg nach dem Zeughaus machen, als ihm zu rechter Zeit einfiel, daß man nicht wissen könne, wann er zurückkomme. Er hielt es also für geratener, vorher zu frühstücken, und tat es, auf dem Katheder sitzend, nach den Regeln der naturgemäßen Lebensweise mit Bedacht und ohne Eile, trank auch sein vorzüglich gekühltes Stadtbräu nach bayrischer Art nur in genügsamen Schlucken. Als Nachtisch verzehrte er ein Tütchen Kirschen, wobei er die Kerne nach einer gegenüberhängenden Karte von Deutschland schnippte. Da er die Berliner nicht leiden konnte, bemühte er sich, ihre Stadt zu beschießen, kam aber immer in bayrisches Gebiet, und erst ganz zuletzt sauste ein Geschoß in zielgerechter Flugbahn in den märkischen Sand.

Als der Ofensetzergehilfe Vierögel ans Zeughaus kam, fand er es verschlossen, erfuhr aber, die Schlüssel habe das Fürstliche Ministerium in Verwahrung. Auf dem Wege dahin begegnete er seiner Braut, erzählte ihr nach dem einleitenden Hinweis, daß er sehr eilig sei, umständlich seine bedeutungsvolle Mission und begleitete sie zum Hause ihrer Herrschaft, um im Flur noch einen intimen Bericht entgegenzunehmen, der sich mit der Eheführung der verschiedenen Hausgenossen befaßte.

Es war natürlich kein Diener da, als der Ofensetzergehilfe Vierögel nach zehn Uhr auf dem Fürstlichen Ministerium anlangte, und er mußte infolgedessen vom Wartezimmer Gebrauch machen. Die Bank war hart, aber die angenehme Kühle zwischen den dicken Mauern und die wohlige Stille, die durch eine alte Uhr und einen melancholischen Brummer wiegenliedheimlich belebt wurde, taten ihm wohl. Er neigte bald das Haupt auf die stattliche Brust und blieb in ruhigem Schlummer, bis der Herr Ministerialdiener Kietz eintrat.

Die Suche nach dem Schlüssel zum Tor und zum Boden des Zeughauses machte einige Mühe; denn die Pappschildchen waren vergriffen und verblichen und die Aufschriften schwer zu entziffern. Herr Unterkanzlist Rocktäschel wurde zu Rate gezogen, und den schriftkundigen Bemühungen der gewissenhaften Beamten gelang es nach reiflicher Prüfung, die beiden Schlüssel aus der Menge herauszulesen. Im letzten Augenblick fiel es dem Herrn Ministerialdiener Kietz glücklicherweise ein, daß man einen nicht durch Beamteneid gesicherten Mann wie den Ofensetzergehilfen Vierögel unmöglich allein in das Fürstliche Zeughaus eindringen lassen dürfe. Er entschloß sich zur Begleitung, wurde aber durch die Klingel zum Minister beordert und dort mit einem eiligen Auftrag bedacht, so daß nach einer erneuten Besprechung Herr Unterkanzlist Rocktäschel die Oberaufsicht übernahm. Er wusch sich die Hände, badete sie noch eine Weile im Seifenwasser, frottierte mit dem Handtuch jeden Finger einzeln, vertauschte den fadenscheinigen Schreibrock mit dem Ausgehrock, bürstete ihn vorsichtig aber genügend und begann dann seine Führung. Im Vorübergehen ließ er sich seine Birkendose beim Hoflieferanten Schmalz mit Makuba füllen, so daß der Ofensetzergehilfe Vierögel Zeit gewann, mit dem Milchmann über die Futteraussichten allerlei Gedanken auszutauschen.

Die Bestände an alten Ofenteilen auf dem Boden des Zeughauses waren zwar nicht sehr groß; aber Gesimsstücke, Kacheln, Ziegeln, Roste und Eisenplatten lagen bunt durcheinander. So blieb dem Ofensetzergehilfen Vierögel nichts andres übrig, als die Kacheln erst einmal herauszusondern; dann erst konnte er darangehen, die einzelnen Stücke auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen.

Während dieser Tätigkeit beobachtete Herr Unterkanzlist Rocktäschel durch das Mansardenfenster zwei städtische Arbeiter und geriet über deren Saumseligkeit in steigende Erregung. Sie hatten offenbar die Aufgabe erhalten, einige Vertiefungen im Fahrweg, in denen sich das Regenwasser zu sammeln pflegte, mit Schotter auszufüllen und Sand darüberzuziehen. Der eine hatte bereits zweimal geschaufelt, als der andre in einem Rotdorn ein Nest entdeckte, worauf sie mit ihren Schaufelstielen die Zweige vorsichtig auseinanderbogen, um die Sache genauer zu erforschen. Ein vorbeigehender Bäckerstift wurde in das Geheimnis eingeweiht, er riet, zurückzutreten und den alten Vogel zu erwarten. Da aber inzwischen ein Frachtwagen nahte, so mußte erst die Karre mit dem Schotter auf die Seite gefahren werden; dann stellten sich die drei an der gegenüberliegenden Mauer auf und erwarteten in Geduld den Anflug, der lange nicht erfolgen wollte.

Inzwischen hatte der Ofensetzergehilfe Vier-



ögel die Eckkacheln für sich gelegt und der Reihe nach auf ihre Güte geprüft. Für die endgültige Entscheidung kamen natürlich auch die notwendigen Größenverhältnisse mit in Frage, und da er diese nicht im Kopfe hatte, so mußte er erst noch einmal ins Fürstliche Gymnasium, um die schadhafte Eckkachel genau zu messen. Dadurch erhielt Herr Unterkanzlist Rocktäschel weitere Gelegenheit, das Treiben der städtischen Arbeiter zu beobachten und sich über ihre sträfliche Faulheit immer schärfer zu entrüsten. Sie fuhren zwar ihre Karre wieder an die schadhafte Stelle des Fahrwegs, gingen aber nicht an die Ausbesserung, sondern kratzten zunächst ihre Schaufeln ab, erklärten einer Bauernfrau eingehend den Weg nach Utendorf, fuhren die Karre, da ein Wagen nahte, zum zweitenmal zur Seite, und gingen dann fort, wahrscheinlich um noch eine Radperre voll Sand herbeizuschaffen.

Ehe sie zurück waren, erschien der Ofensetzergehilfe Vierögel mit den genauen Maßen, wählte nun rasch, und als es Mittag schlug, war alles erledigt. Er trug die gewählte Eckkachel nicht erst an den Ort ihrer Bestimmung, sondern nahm sie gleich mit zum Mittagessen, um sich danach neugestärkt in die Arbeit zu stürzen.

Wieder versorgte er zunächst die Flasche mit der Aufschrift »Stadtbräu nach bayrischer Art«, revidierte diejenigen Klassen, in denen er am Morgen nicht gewesen war, probierte eine Vorrichtung zum Aufziehen von Wandkarten so lange und heftig, bis die Schnur zerriß, und kehrte dann nach Untertertia zurück. Dort entschloß er sich nach einiger Erwägung, den Lehm anzufeuchten, und begann hierauf die schadhafte Kachel herauszuhauen, eine Arbeit, die mit aller Behutsamkeit ausgeführt werden mußte, so daß die Vesperzeit da war, als er sie beendet hatte. Zum Nachtisch speiste er diesmal keine Kirschen, sondern Radieschen. Ihre Schwänze steckte er in die Tintenfässer und fühlte eine wohlige Genugtuung, als er sein Werk überblickte und überall den Eindruck gewann, als ob Mäuse in der dicken schwarzen Brühe Selbstmord verübt hätten. Das Einsetzen der neuen Kachel wurde durch eine kleine Razzia auf zurückgebliebene Bleistifte unterbrochen, die aber nicht so zeitraubend war, als daß der Ofensetzergehilfe Vierögel das Fürstliche Gymnasium nicht eine halbe Stunde vor der Feierabendzeit hätte verlassen können, und zwar in dem zufriedenen Bewußtsein, die vorliegende Arbeit solid und fachgemäß geleistet zu haben.

In der Rechnung des Hofofensetzermeisters hieß es: Den Ofen in Untertertia untersucht, eine schadhafte Eckkachel herausgenommen und durch eine andre aus den Beständen im Zeughaus ersetzt 17 Mark 93 Pfennig. Und im Bericht, den der Direktor des Fürstlichen Gymnasiums im nächsten Jahre vor Beginn der Sommerferien einem hohen Staatsministerium einreichte, stand unter dem Punkte Ausbesserungen folgender Satz: »Der Ofen in Untertertia hat auch in der vergangenen Heizperiode durch Gase, welche ihm entwichen, die amtierenden Lehrer wie auch die Schüler fortgesetzt belästigt. Ich bitte deshalb, daß der Mißstand abgestellt werde, was meines Erachtens durch Erneuerung einiger Kacheln leicht möglich wäre.«

O Hart, faot Mut!

Dei Rogg steht hoch inne Halme
Un wellt un wogt im Win.
Dei Rohre dampe un qualme,
Ais glöjde daor Füer in.
Sei hole Hochtid, sei schaffe Koorn!
O Hart, faot Mut! Us' Kron va Doorn
Will sik in e Austkranz wainnle.

Ick hör dei Seeße al klingen,
Ais aiwde s' 'ne Austgesang.
Wo hell ward stimme ähr Singen
Tau usem Gott sei Dank!
Tau use traoneblanke Frör!
O Hart, wes nich mehr hoffnungsspör,
Nu will all us' Not sik wainnle.

Albert Schwarz





Berliner Anfangsjahre

Erinnerungen von Friedrich Lienhard

I



Im Herbst 1887 erging sich der elsässische Student auf dem Pflaster Berlins. Er trug den weißen Stürmer der Berliner Studentenverbindung Wingolf, ließ kunstfertig den Couleurstock durch alle fünf Finger radschlagen und gab sich zunächst einmal unbefangen den Eindrücken hin.

Das Losungswort jener akademischen Verbindung heißt: »δι ενος παντα«, durch Einen Alles. Ich war zur Philologie übergetreten, blieb aber in der Theologie eingeschrieben: ein Zugeständnis an meinen Vater, der an seinem Wunsche festhielt. Mit prächtigen und reinlich denkenden Kameraden ward ein lebenslustiges Wintersemester begonnen. Unsre Kneipe lag irgendwo in Hintersälen der breiten Hauptstraße Unter den Linden. Ich beteiligte mich mit Lust und Liebe am Verbindungstreiben, auch am Fechtunterricht, wobei ich freilich lieber den kleinen Schweizer »Perkeo« gegenüber hatte als den großen und kräftigen Ostfriesen, vor dessen wuchtigen Hieben der Schläger nur so in die Ecke flog. Seit dem Heidelberger Mückenstich schwoll mir das rechte Handgelenk peinlich rasch an; und so gab es auf diesem Felde nicht viel Ehre einzuheimsen.

Im übrigen waren hier die deutschen Gaue auf das anregendste vertreten und bereicherten sich wechselseitig. So blieb man in dieser jugendfrischen Lebensluft vor dem Zigeunertum der Literaten bewahrt und hielt gleichwohl alle Sinne offen, immer bereit, aufzuhorchen, sobald ein Klang aus der Welt der Dichtung herüberflog.

Die Universität war mir eigentlich nur noch Vorwand, nicht mehr Mittelpunkt meines tiefsten Strebens. Beim alten Zeller wurde Geschichte der Philosophie belegt, bei Dillmann Jesaias; ich hörte Erich Schmidt und Richard M. Meyer, lauschte Treitschkes hinreißendem Pathos, streckte den Kopf in eine anthropologische Vorlesung von Du Bois-Reymond, in ein Schopenhauer-Kolleg von Simmel — und wo ich sonst noch genascht, doch nicht belegt haben mag. Denn nur das Allernotwendigste wurde bezahlt. Die akademische Methode hatte ich in Straßburg kennengelernt und bin ihr dankbar. Aber sie war mir nur Mittel, nicht Ziel.

Daß ich mich gehörig im Lesezimmer, häufig in den Museen herumtrieb, versteht sich von selbst. Und überaus lieb war mir mein sonniges Dachstübchen in der Karlstraße. Das gewährte verheißungsvolle Weitschau auf die oft vom zärtlichsten Abendrot umspielte goldene Siegessäule vor dem Brandenburger Tor. Wie sparsam lebte sich's da oben! Wie listig teilte ich meine paar Vorräte ein! Denn es galt, den Aufenthalt hier in der Weltstadt, fern vom elsässischen Winkel, so lange als möglich auszudehnen. Hier mußte doch wohl endlich die Entscheidung fallen: Theologie oder Dichtung?

Die Familie meiner Wirte war von tüchtigem altberlinischem Schlag. Der Vater arbeitete als Schmied in einer Fabrik; er trug den Bart nach dem Schnitt des geliebten alten Kaisers. Sie berlinerten miteinander so flink, und ich meinerseits hielt ebenso an meiner süddeutsch gefärbten Aussprache fest, daß wir einander in den ersten Wochen oft gar nicht verstanden. Das tat unsrer Freundschaft keinen Abbruch. Hübsche, brave Kinder gaben einen angenehmen Begriff von diesem alteingesessenen Bürgertum. Jedermann ging fleißig seinem Tagewerk nach, und abends drängten sie sich in der Küche zusammen.

Das massige Stadtgebilde, das sich zu meinen Füßen ausdehnte, wuchs aus einer märkischen Residenz in die deutsche Reichshauptstadt empor. Der Odem und Pulsschlag des Stadtlebens trug alle Zeichen dieses raschen Emporstrebens. Man konnte Berlin wachsen sehen, man spürte die wirkenden Energien in allen Poren. Es waren noch nicht die Lebensstrudel der Gegenwart, noch nicht diese eigentümliche Benzinluft, noch nicht die Fülle und Überfülle von Vergnügungsstätten samt rudelweise umherpirschendem Laster. Doch auch in jener Zeit der Weißbierkneipen mußte man sein Arbeitsfeld und seine seelische Kraft fest umgrenzen, um da nicht mitgewirbelt zu werden wie Staub und trockene Spreu.

Dieses unaufhörliche Treiben, dieses Aneinandervorüberlaufen, diese kalte Teilnahmlosigkeit der zahllos die Straßen durchhastenden Menschen trieb einen seelesuchenden Wanderer ganz von selber wieder in die Einsamkeit. Unsäglich viele Leute, viele bewundernswerte Arbeitskraft: und wenig Seele!

Aber da war der Kaisergedanke. In dieser Stadt wohnte der deutsche Kaiser: sein Palast erhob sich der Universität genau gegenüber. Es war rührend, zu beobachten, wie diese Altberliner ein persönliches Gemütsverhältnis zu ihrem greisen König und Kaiser bekundeten. Auch für uns Kommilitonen war immer eine der ersten Fragen: »Hast du den Kaiser schon gesehen?« Also stellte man sich dann beim Aufzug der nahen Hauptwache in die Volksmenge und sang ein »Deutschland über alles« mit empor zu den Fenstern, wenn dort das gütig vornehme Gesicht des Monarchen auftauchte. Wir gewannen das historische Eckfenster lieb und den Mann dazu, der dort drinnen den Reichsgedanken vertrat. Ein halbes Jahr später, als er im Sterben lag, hielt auch ich lange Stunden und die halbe Nacht in der stummen, dichtgepreßten Menschenmasse aus, bis die Trauernachricht von Mund zu Mund flog. Meine Wirtsleute weinten bitterlich. In jener letzten Nacht sah ich auch einmal Bismarcks großen Schattenriß. Es war eine schwere, naßkalte Stimmung. Kronprinz Friedrich selber todkrank! Wir Studenten, in Vollwichs, bildeten am eisigen Begräbnistage an ebenderselben Stelle vor dem nun verhängten Fenster Spalier, als der majestätische Leichenzug westwärts vorüberzog.

Unvergeßliche reichsdeutsche Eindrücke! Sie ließen an edler Größe alles hinter sich zurück, was mir der südwestdeutsche Winkel bis jetzt gespendet hatte.

Mochten auch die Wasser der Spree trüb und träge stillzustehen scheinen; mochten für den Waldsohn die gebirgslosen Horizonte schwer zu ertragen sein: man hatte doch seine tiefe Freude an den Reizen der Mark. Diese Kiefernlandschaften mit den fernen feinen Sonnenuntergängen und den einsamen Waldseen waren etwas unbedingt Neues.

Nun aber verlangte das Literaturproblem Lösung.

Ein junger Mann, der was taugt, ist von der Christophorus-Stimmung besessen, nur dem Stärksten dienen zu wollen. Wenn nicht einem großen Menschen, so doch einer großen und würdigen Idee. Mit diesem hohen Begriff sah auch ich mich in der Literatur um.

Aufgerüttelt hatte mich Bleibtreus Schrift »Die Revolution der Literatur«. Ich widersprach ihr zwar oft ingrimmig, aber in dieser stürmischen Rede glühte Heroismus. Da war etwas vom Tatzengriff des Genies. Es arbeitete in mir, ließ mir keine Ruhe. Feder her: ich schrieb an Bleibtreu!

Karl Bleibtreu wohnte damals im nahen Charlottenburg. Mein Brief verschwand nicht im Papierkorb. »Vortrefflich!« war seine Antwort (November 1887).

Ich unterschreibe all Ihre geistvoll ausgedrückten und klar erkannten Anschauungen. Diese Anschauung vertrete ich aber bisher leider ganz allein, was ihnen durch Lektüre aller einschlägigen Werke bekannt werden dürfte. Schwer ist's, wie Sie wünschen, einzelne Werke zu nennen. Ich empfehle Ihnen in erster Linie »Die Verkommenen« von Kretzer und meine Novellen »Schlechte Gesellschaft«, überhaupt die Werke der beiden eben Genannten. Die meinen erstrecken sich freilich auf alle Gebiete, und mehreres davon steht mit dem System des sogenannten Realismus in gar keinem Zusammenhang. Irre ich nicht sehr, so dürfte mein Ende November erscheinender dreibändiger Roman »Größenwahn« Ihnen manches bieten, was Sie bisher vermißt haben. Es würde mich ungemein freuen, falls Sie mir sofort nach Lektüre desselben Ihre Eindrücke spezifizieren wollen. Mit bestem Dank für das bewiesene Vertrauen bin ich Ihr ganz ergebener

Karl Bleibtreu.

Damit war die Verbindung mit der lebendigen Literatur hergestellt.

Bleibtreu veröffentlichte, ohne meinen Namen zu nennen, nur als »Stimme aus dem Publikum«, ein Stück aus meinem Brief im Vorwort zu seinem »Größenwahn«. Daß er den Zukunftsdichter, den er hier schildert, zugleich Friedrich Leonhart nannte, war mir eine überraschende Ermunterung. Er läßt seinen Helden kämpfen gegen den Zeitgeist, äußerlich unterliegen, geistig aber zuletzt den Sieg behalten. Ich hatte im einzelnen künstlerische Bedenken gegen den Roman, war aber doch von dem Zug des Ganzen ergriffen.

Das abgedruckte Stück meines Briefes in Bleibtreus Vorwort bezeugt in jedem Satz, daß ich aus der Theologie kam. »Was die Propheten dem alttestamentarischen Verheißungsvolk waren« — so heißt es da —, »das müssen unsre wahren Dichter sein. Wie es



dort Lügenpropheten gibt, gibt es bei uns Lügendichter. Alle Sensationsfabrikanten, alle sentimentalen Liederdrechsler, alle Verherrlicher der Sinnlichkeit, das heißt der bloßen Erscheinungswelt, alle Blaustrümpfelei mit ihrer übertünchten Alltagssittlichkeit — nenne ich Lügenpropheten. Nur wer im Ewigen webt und atmet, wem alle Erscheinungsformen nur Symbole sind, wer alles Sinnliche aufs Ewige bezieht und im Zeitlichen als solchen keinen Frieden findet — nur dessen Weltanschauung ist eine dichterische. Eine ernste Kunst ist die Poesie, ernst und groß wie das Christentum. Lange genug haben wir eine heidnisch-griechisch-antike Ästhetik und Poesie gehabt. Zeit ist's, daß wir endlich eine christlich-germanisch-moderne Dichtung bekommen. Der Realismus ist nicht eine Partei, nicht eine Schule — was der wahre Realismus will, ist ewig. Es ist ein totaler Umschwung in unsern bisherigen Anschauungen, der sich hier vorbereitet. Die antike Ästhetik mit ihrem Schön und Häßlich ist nichts; auf den ewigen Gesichtspunkt, von dem aus man alles auffaßt, kommt alles an.«

Das war der Ton, mit dem ich in die Literatur eintrat.

Karl Bleibtreu sitzt heute ziemlich bitter irgendwo in der Schweiz; sein glutvoll in die Literatur eintretender Geist ist trotz zahllosen Arbeiten ohne dauernden Einfluß geblieben. Es lag nicht allein an seiner mangelnden Künstlerkraft oder Künstlersorgfalt. In seinem Subjektivismus war etwas von der Heroenstimmung eines Byron, eines Carlyle und Schopenhauer gärend lebendig; er blieb mehr Temperament als Gestalter. Ihn fesselten Genies wie Napoleon, Cromwell, Friedrich der Große; ja, Buddhismus und Theosophie tauchten zuletzt in seinem weiten Gesichtsfeld auf. Die englische Leidenschaftsdichtung um Shakespeare und Byron lag ihm näher als die Verstandeskunst der geschmackvoll abgeklärten Franzosen. Vom Genie sprach er immer; Genie spürte er auch in sich selber. Wenn er den Messias der deutschen Dichtung ankündigte, so glitt ihm das Gefühl in die Feder, daß er selber dieser Messias sei. Er verachtete das Literatengeschmeiß unsäglich; um seine Lippen war immer ein Zug der Verachtung; und doch tauchte seine stämmige, kaum mittelgroße Gestalt immer wieder in den Berliner Literaturcafés auf, wo man den vollbärtigen Mann mit den deutschen Blauaugen oft recht rücksichtslos schimpfen hörte — auf Juden und Christen, was ihm gerade in den Wurf kam.

Rasch fiel mir an diesem Dichter ein zwiespältiger Zug auf. Heroismus und Trotz im Munde und gewiß auch im Herzen — und dennoch immer wieder diese Teilnahme am Berliner Kneipen- und Kaffeehaustreiben? Er verachtet das Gesindel — setzt sich aber doch zu ihm und kann auch den Zank nicht entbehren? Er verehrt Napoleon und alles Geniale — schätzt aber auch Zola als einen Großen und schreibt Kellnerinnen-Novellen?

Ich blieb auf meiner Dachkammer. Mein eignes Programm formte sich unter dem Titel »Reformation der Literatur«, offenbar in Anlehnung an Bleibtreu, zugleich aber in mildernden Gegensatz zu dessen Schrift. Bleibtreu las die Blätter in Handschrift, gab sie befürwortend an Wilhelm Friedrich, und dieser veröffentlichte die Gedanken im Sommer 1888 in der Zeitschrift jener Stürmer und Dränger: in der von M. G. Conrad und Karl Bleibtreu geleiteten »Gesellschaft«.

Es war, in allem betonten Realismus, ein religiöser Ton, mit dem ich in die Literatur eintrat. Eins ist not! »Ein religiöses Moment ist es, das sich von nun an in der Poesie geltend machen wird ... der Geist des Christentums wird neue Jünger zeugen, wird sich andre Priester erküren und andre Tonarten als das abgeleierte Kanzelpathos. Seid bereit, ihr Poeten von Gottes Gnaden!«

Gleichzeitig mit diesem ästhetischen Programm erschien mein Erstlingsdrama »Naphtali«, der Auszug aus Ägypten, dieses Schmerzenskind meiner theologisch belasteten Muse. Naphtali ist ein junger Ebräer, der über der sinnlichen Lust zu einer Ägypterin den Auszug seines Volkes nach Kanaan versäumt, zwischen zwei Völker gerät und sich verzweifelnd ins Rote Meer stürzt.

Wieder war Bleibtreu der erste, der sich dazu äußerte (Juli 1888):

Ich sage Ihnen besten Dank für Ihren geistvollen Brief, noch mehr aber für Ihr hochbedeutendes Drama, das ich s o f o r t las. Ich werde es geeigneter Hand zur Besprechung geben und habe dies bereits dem Betreffenden aufgetragen. Da Sie, wie Sie schreiben, Berlin verlassen, so spreche ich den Wunsch aus, daß es Ihnen vergönnt sein möge, sich auf der Bahn Ihres prächtigen Erstlings fortzuentwickeln, und daß ich auch später von Ihnen hören werde. Mit aufrichtiger Wertschätzung usw.

Das Weltwesen um mich her mutete mich immer fremder an. Wenn ich abends aus meiner Kammer in die dicke Luft der vollen Straßen hinaustrat: was für Gesichter waren denn dies?! Sie hatten alle einen sonderbar fremdartigen Einschlag von Spöttelei; den spähenden Zügen schien alles Gemüt zu fehlen. Sie flegelten sich in Kaffeehäusern äußerst lässig auf Sofas herum; sie witzelten in den Pausen der Theateraufführungen; sie schienen sich mit zuckenden Mundwinkeln und blinzelnden Augen immer über irgend etwas lustig zu machen. Über was denn wohl? Und über wen? Über mich etwa und mein Provinzlertum? Sollte dieser pfiffige oder lüsterne Zug Überlegenheit und Lebensklugheit vortäuschen? Die Witze und Gespräche, die man an geselligen Tischen belauschte, drehten sich um Weiber, Honorare, Theater, Konzert, Geldverdienen, Geschäft und immer wieder Geschäft. Es war ihnen nichts heilig. Auch die Kunst war hier Geschäft.

In meinem unberuhigten Herzen war eine Glut, die in Briefen und dichterischen Blättern nur unvollkommenen Ausdruck fand. Sobald die erste Genugtuung über die erweiterten Lebensgrenzen und das erste Entzücken an den großen und neuen Eindrücken verrauscht waren, sah ich mich einer erschütternden Tragik ausgesetzt. Dieses Berlin der Emporkömmlinge, das von Literaten und Geschäftsleuten wimmelte, war dies die Welt, die ich zu suchen ausgezogen war? Um ihretwillen lohnte sich wahrlich nicht der schwere Bruch mit den seelischen Reichtümern und ehrwürdigen Überlieferungen des Elternhauses!

Über meine persönlichen Stimmungen in jenen ersten Berliner Jahren geben Briefe an meinen elsässischen Jugendfreund Heinrich Peter getreue Aufklärung:

Berlin, 9. Januar 1888.
Lieber Heinrich!

... Über mein Treiben allhier in der Weltstadt ist nicht multa, wohl aber multum zu berichten. Nicht in Berlin lebe ich, sondern in — ja, was weiß ich? In einer andern, unterirdischen Welt. Ein Gedicht vom 19. November, Punkt Mitternacht entstanden, als ich am Fenster lehnte und über die lampenerhellte und sternenbeschienene Riesenstadt blickte, wird Dir meine jetzige Stimmung klarlegen.

Ich aber — eure Weisheit lass' ich euch
Und ziehe stolz in meine Innenwelt
Als König ein, zum Dichter feierlich
Gekrönet mit dem Dornkranz der Entsagung.
Allein mit mir, allein in meinem Reich!
O weiser Pöbel, der da unten sich
Im Straßennetz der Weltstadt fiebernd abmüht,
Du ahnst nicht, daß der blasse Sonderling,
Der droben am Mansardenfenster lehnt,
Sich reicher weiß als all die Börsenhelden,
Die breit und protzig sich in Kutschen dehnen.
Nur zu! Da draußen ist ein stilles Feld,
Bauplätze für die Ewigkeit sind dort
Zu mieten — oh! Bescheid'ne Plätzchen sind's,
Für manch bequemen Fettwanst gar zu eng
Und unbehaglich! Toller Tor! Wenn nun
Die Würmer dein gemästet Fleisch verzehrt,
Was bleibt — so sag' uns doch! — was bleibt von dir?
Ich aber — mein Besitz bleibt ewig! Denn
Mein Königreich ist nicht von dieser Welt ...

Dies meine Grundstimmung. Ich bin am glücklichsten, wenn ich in dieser meiner Innenwelt lebe, das Haupt im Himmel, die Füße auf Erden.

Ich habe hier Freunde gefunden, die mich verstehen. N., für Theologie, Philosophie und Poesie sehr begeistert, ein idealer, innerlich gereifter Mensch, nur leider in seinen Anschauungen von der Person Christi ziemlich zum Negativen neigend; ich bin aber auch hierin in meiner Auffassung und Beurteilung milder und weitherziger geworden. Ferner ein cand. phil., Einjähriger, der ein glänzendes Staatsexamen hinter sich hat, ein ruhiger, gleichmütiger, für Literatur sehr interessierter Kerl, besucht mich fast allabendlich, allwo wir — oder vielmehr ich ihm: du kennst ja das geringe geistige Leben eines Einjährigen! — neueste Gedanken und Geschichten austauschen. Auch ein Freund N.s ist mit mir bekannt geworden, hat mich zu seinem Geburtstag nach Steglitz eingeladen, pfuscht gleichfalls den Schriftstellern ins Handwerk. Fühle mich — ohne Eitelkeit! — ihnen allen jedoch in meiner gesamten ethischen und ästhetischen Weltanschauung unendlich überlegen. Auch mit vielen andern läßt sich über geistige Dinge, Soziales, Politisches sehr anregend plaudern, so daß ein geistiger Zug verklärend über diesem Verbindungsleben ruht.

Was soll ich von meinem Innenleben erzählen? Ich wüßte kein Ende zu finden. Wie gewachsen bin ich in diesem Semester, hier, wo man sich allen literarischen und sonstigen Ereignissen so nahe fühlt! Hier, wo ich weiß, jeder der Vorübergehenden könnte irgendein berühmter Mann sein: Wildenbruch, Freytag, Bleibtreu usw.! Alle fast wohnen hier in Berlin. Das reißt einen so mitten ins Leben hinein; alles, was ich lese, wird mir so unmittelbar! Zwar verkehre ich mit keinem von ihnen, weder brieflich noch persönlich; auch Bleibtreu habe

ich bis jetzt außer jenem einen Male nicht geschrieben. Was soll ich schreiben, wo alle Bände Papier nicht ausreichen, diese wogende Gedankenwelt da drinnen niederzuschreiben?! Wieviel Pläne zu Novellen, Dramen, einem Roman und einem Epos liegen bereit! Hätt' ich aber nur Zeit, Kraft, Talent, Ausdauer — Geld!!

Was ich in diesem Semester geschrieben — ich sage Dir's nicht. Ist ja doch alles erfolglos. Auf gedruckte Werkchen warte nur nicht! Erst einen Verleger finden — aber die Jämmerlichkeit unsrer literarischen Geschäfte ist ohne Grenzen. Könnt' ich, ja, könnt' ich euch allen, meinen Verwandten und Bekannten, meinem Vater vor allem, ein gedrucktes Werk — gleichviel ob gut oder schlecht — vorlegen und mich damit als zum Dichter und Schriftsteller bestimmt ausweisen! Aber es soll eben nicht sein. Da liegen meine Fragmente und Pläne und Splittergedanken und Trümmerwerke zerschellt am Strande. Und ich suche immer wieder nach neuen und besseren Schiffen, um ins unbekannte Land der neuen, großen, weltbefreienden Dichtung zu gelangen.

Theologie habe ich nichts, nicht einen Pfifferling getan. Alle Kollegs geschwänzt, mich kaum als Student gefühlt. Hier oben in meinem Zimmerchen saß ich, in Büchern und Papieren und meiner Gedankenwelt, oder ging einsam durch die Straßen und besah mir die Menschen und ihr Treiben und machte meine verächtlichen Glossen.

Aber mutlos, ziellos, unsicher bin ich nicht. Was festes Amt, was Frauenliebe und Winkelglück? Auch die Riesengestalt des Heilandes hatte nicht, wohin er sein Haupt legte. Wenn uns nur unsre Innenwelt treu bleibt, die ewige Welt da drinnen, und die Liebe zur gesamten Menschheit und ihren Leiden!

Auf die Ausbildung der eignen Persönlichkeit kommt es an. Wir müssen allem Winkelglück entsagen, um uns der gesamten Menschheit opfern zu können. Was hab' ich von schönen Geschichten, spannenden Romanen, netten Gedichten! Auf den ewigen Geist, der alles durchweht, was durch eine solche ausgebildete, priesterliche Dichterpersönlichkeit berührt wird, auf das kommt's an! Gib acht, Heinrich, was ich einst sagte: Die Religion muß eine Heirat mit der Poesie eingehen. Es wird sich erfüllen! Bitte du Gott, daß dein Freund die Anfänge dieser neuen Literatur erlebe — ja, vielleicht auch ein bißchen mitwirke!

Verzeih den flüchtigen Brief, Lieber! Grüße die Freunde! Dein F.

Man wird diesen ältesten mir erhaltenen Berliner Studentenbrief gewiß jugendlich-unreif finden, das ist ja selbstverständlich. Aber anderseits: wie scharf ausgeprägt, ja trotzig, tritt hier bereits eine meiner Grundanschauungen völlig fertig in die Erscheinung!

Der Zeitgeist hatte vor dreißig Jahren eine andre Grundanschauung. Der Zeitgeist sagte: Die Naturwissenschaft muß mit der Poesie eine Heirat eingehen — nicht die Religion; ja, die Wissenschaft muß die Religion geradezu ersetzen.

Mit alledem aber war ich selbst in der Lage meines »Naphtali«: nicht mehr in meiner verlassenen Welt der Überlieferung und noch nicht in neuen Formen des Seelenfriedens. Das Stück erregte im Elsaß, wo es zu Pfingsten ankam, bedenkliches Kopfschütteln; auch bei meinem Vater, der im übrigen den ernsten Grundton nicht überhörte. Die Veröffentlichung hatte nicht genügt, meinen Beruf zum Dichter oder Schriftsteller zu erweisen. Und ich selbst war von meiner Begabung keineswegs überzeugt.

Im Vorwort versichert der Anfänger, daß er von der Revolution der Literatur bei Niederschrift dieses Erstlingswerks noch wenig vernommen habe. »Nur das eine revolutionäre Element beherrschte mich von jeher (!), ein angeborener Widerwille gegen Pathos und Schönrednerei, Jambenpoesie und Theaterphrasen.« Götz und die Räuber — wird weiter versichert — waren »mir von jeher teurer als selbst ein Tasso oder überhaupt eins der tadelfreien klassischen Kunstwerke«. Den Tadel, daß im »Naphtali« die Theatersprache verletzt sei, höre der Verfasser lieber, als wenn ihm »Halmsche Jambenglätte nachgerühmt würde«.

Man liest derlei in späteren Jahren nicht ohne Lächeln. Aber der Schluß des unreifen Ergusses war immerhin bemerkenswert: »Man sage jedoch nicht, Stoff und Konflikt sei fern hergeholt — o nein! Greift nur in euer eigen Herz: ihr werdet finden, daß er gar zu nahe liegt!«

Hier schon war ich bestrebt, wie auch später und wie in meiner Lebensgestaltung, das persönliche Schicksal erweiternd zu verflechten mit dem Gesamtschicksal der Gemeinschaft: neben Naphtali steht Moses und seine Sendung. Das erkannte und lobte mein erster Kritiker, Conrad Alberti, der das Jugendwerk in der »Gesellschaft« anzeigte:

... Mit einer Kunst, wie sie nur ernsten dichterischen Talenten gegeben ist, hat Herr L. eins der schwierigsten dichterischen Probleme gelöst, welches Aufgaben dieser Art bieten: das Inein-



anderweben der großen geschichtlichen Aktion und der individuellen Schicksale des Helden ... Diese Klippe, an welcher so viele erfahrene Meister oft genug gescheitert sind — z. B. Wildenbruch im »Fürsten von Verona« — hat unser junger Dichter mit einer verblüffenden Fertigkeit umschifft. Die Charakteristik ist zum Teil meisterlich, die Gegenüberstellung der echt jüdischen nervösen Unbotmäßigkeit Naphtalis und der göttlichen Erhabenheit des großen Propheten äußerst glücklich, und die Sprache erhebt sich nicht selten zu weihevoller und stürmischer Kraft, namentlich in den letzten Akten, welche hoch über den etwas matten ersten stehen. Eine markige Wucht liegt in den Straßenszenen.

Noch ein paar anerkennende Besprechungen da oder dort flossen spärlich — und damit war die Sache erledigt. In meiner Studentenverbindung erhielt ich fortan den Kneipnamen Naphtali und erntete, nach Jugendweise, fast noch mehr Neckerei als Anerkennung.

Übrigens war inzwischen ein zweiter deutscher Dichter in meinen Gesichtskreis getreten: Ernst von Wildenbruch. Wir Studenten führten damals im Viktoriatheater ein Lutherfestspiel auf; der erste Akt erregte Anstoß und wurde von der Zensur verboten. Was nun? Alles ist eingedrillt, die Öffentlichkeit bearbeitet, ein Komitee und mehrere hundert junge Menschen längst an der Arbeit — die Sache durfte nicht ins Wasser fallen. Also einen neuen ersten Akt her! Wer schreibt uns den? Natürlich Wildenbruch! Einige unsrer Komiteemitglieder fahren hinaus, legen ihm den verzweifelten Fall und das Trümpelmannsche Buch vor; er fängt sofort Feuer, bittet die Herren, zu warten oder nach kurzer Zeit wiederzukommen — und wirft einen ersten Akt zu Papier, der wirklich Hand und Fuß hatte. Gleich in den nächsten Tagen hatten wir Ausschußmitglieder nebst einigen Professoren erst oben im Foyer Sitzung über die Sache und statteten dem anwesenden Wildenbruch unsern Dank ab. Dann führten wir ihn hinunter auf die Bühne, wo die Masse der Studenten und mitspielenden Damen versammelt war. Einen Stuhl auf den Tisch, den Dichter mit kräftigen Armen hinaufgeschwungen — und da thronte nun Wildenbruch und las den Versammelten in seiner ungelenk-stürmischen Art den neuen ersten Aufzug vor. Die dröhnende Begeisterung läßt sich denken!

Luthers Hammerschlag

(31. Oktober 1517)

Zu Wittenberg der Thesen-Hammerschlag
Durchdröhnt des Domes Nacht, des Bürgers Tag,
Durchdröhnt den Markt und hallt im Kirchenchor,
Zwingt Heiliges aus matter Gruft empor
Und bindet Klerisei und Bürgerpflicht
Aufs neue mit dem Ruf: Es werde Licht!

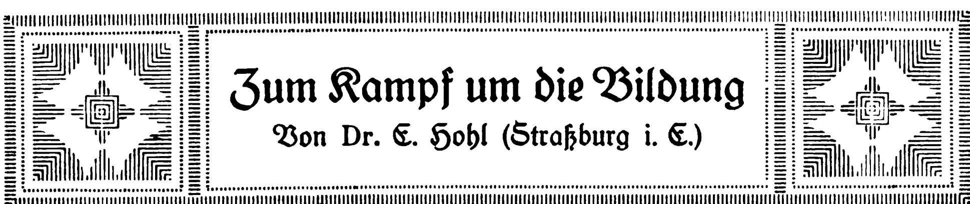
Gott Donar-Thor steht wieder in der Stadt,
Der sich vorm Mönchtum einst geflüchtet hat.
In Luthers Faust hat sich der Federschaft
Verwandelt in des Hammers Donnerkraft.
Und bald, auf Wartburg-Höhn des heiligen Grals,
Verzaubert sich die Feder abermals,
Und Manneszornruf braust wie Volkes Chor:
Ein Tintenfaß fliegt an des Teufels Ohr!

Mein Volk, mein deutsches Volk! Mit Macht
Ist wiederum die Teufelei erwacht
Und sprüht dich ringsum an mit Hohn und Haß —
Nimm deinen Hammer! Nimm dein Tintenfaß!

Friedrich Lienhard



M. S. Thiemann: Wartburg




Zum Kampf um die Bildung

Von Dr. E. Hohl (Straßburg i. E.)

Als die »Wissenschaft des nicht Wissenswerten« hat vor knapp einem Jahrzehnt ein gewandter Pamphletist die klassische Philologie dem Gelächter der Gebildeten preisgegeben. Dem Widersacher blieb die Angegriffene die Antwort nicht schuldig, und es war ihr gutes Recht und ihre Pflicht, pro domo zu sprechen. Aber noch immer gibt es Gebildete genug, die den klassischen Philologen als odium generis humani verabscheuen und für sein heißes Bemühen um Geist und Seele der Antike bestenfalls ein mitleidiges Lächeln übrig haben. Wer gegen Philologen und Philologie vom Leder zieht, ist zum mindesten eines Heiterkeitserfolges sicher, und es ist dazu nicht einmal erforderlich, daß er sich in geistige Unkosten stürze. Wie erklärt sich diese verbreitete Abneigung gegen eine Wissenschaft, die in besseren Tagen der Teilnahme der Edelsten sicher war?

Die Antwort ist nicht schwer. »Tatenarm und gedankenvoll« nannte Hölderlin seine Deutschen, und mit solchen Eigenschaften mochte man sich wohl in den Schatten der Platanen am Ilissus hineinträumen. Aber aus dem Volk der Dichter und Denker, das zur Verteilung der Erde zu spät gekommen, sich schadlos halten mußte in der Welt des Geistes, ist längst, Gott sei Dank, eine selbstbewußte Nation, eine politische Macht geworden, und der ungeahnte Aufschwung von Naturwissenschaft und Technik mit den gewaltigen wirtschaftlichen Erfolgen, die sich aus ihm ergaben, hat hinübergeleitet in das »technische Jahrhundert«. Die Idealisten und Ideologen von gestern sahen sich durch die Praktiker von heute abgelöst, und es ist kein Zweifel, daß ein kluger Ingenieur, ein welterfahrener Kaufmann das heutige Deutschland besser zum Ausdruck bringt als etwa ein Dozent der Assyriologie, wiewohl gerade die moderne Wissenschaft mit ihrem Organisationstrieb eines praktischen Zuges keineswegs entbehrt, indem sie ihre Jünger auf weite Reisen schickt oder ihnen den Spaten des Ausgräbers in die Hand drückt. Es war nur zu begreiflich, wenn sich die Nation auf den festen Boden der Tatsachen stellte und von den beiden Seelen in ihrer Brust die eine, die sich zu den Gefilden hoher Ahnen hebt, allmählich verkümmern ließ.

Wenn auf solche Weise schon der allgemeine politische und wirtschaftliche Werdegang unsers Volkes sein Herz der angeblich weltfernen Philologie entfremden mußte, so kommt noch ein weiteres hinzu: man läßt die Wissenschaft der Schule Sünden büßen. Jeder, dem auf der Bank eines humanistischen Gymnasiums durch Vokabeln und Grammatik der Ätherglanz homerischer Dichtung, Horazens unbefangene Daseinsfreude, die Geistigkeit eines Thucydides oder die psychologische Kunst des Tacitus verhüllt wurde, wie dem Wanderer der majestätische Ausblick auf eine ragende Gebirgskette durch die Nebeldünste einer sumpfigen Niederung, hält sich persönlich für befugt, bei dem allgemeinen Ostrazismus seine Scherbe wider Gymnasium und Philologie abzugeben. Je tiefer nun das Gymnasium seine Ansprüche an die geistige Arbeit des Schülers herabschraubt, um so größer werden beständig die Schwierigkeiten, mit denen das Verständnis der Originale auch in den obersten Klassen zu kämpfen hat. Weil der Schüler eben vorher nicht tief genug in die fremden Sprachen eingedrungen ist, weil er nicht gelernt hat — wie man in Schwaben sagt —, harte Brettchen zu bohren, wird die Lektüre so unerquicklich, bleibt sie in den Formalien stecken, ohne daß ein wirklicher Genuß zustande käme. Und dabei stellen die beispielsweise genannten Autoren an den Leser und seine geistige Kraft die höchsten Anforderungen. Wie soll aber zum Geist des Werkes vordringen, wer schon im rein mechanischen Verständnis sich erschöpft? Ich kann es mir nicht versagen, ein treffendes Wort Lichtenbergs zu zitieren: »Ein junger Mensch von achtzehn Jahren, der sagen wollte, sagen dürfte und vornehmlich sagen könnte, was er empfindet, würde vom Tacitus etwa folgendes Urteil fällen: Es ist ein schwerer Schriftsteller, der gute Charaktere zeichnet und vortrefflich zuweilen malt, allein er affektiert Dunkelheit und kommt oft mit Anmerkungen in die Erzählung der Begebenheiten hinein, die nicht viel erläutern. Man muß viel Latein wissen, um ihn zu verstehen. — Im fünfundzwanzigsten Jahre, vorausgesetzt, daß er mehr getan hat als gelesen, wird er vielleicht sagen: Tacitus ist der dunkle Schriftsteller nicht, für den ich ihn ehemals gehalten, ich finde aber, daß Latein nicht das einzige ist, was man wissen muß, um ihn zu verstehen; man muß sehr viel selbst mitbringen. — Und im vierzigsten, wenn er die Welt hat kennenlernen, wird er sagen: Tacitus ist einer der ersten Schriftsteller, die je gelebt haben.«

Es ist zu befürchten, daß der »junge Mensch von achtzehn Jahren« auf einem Gymnasium der Gegenwart kaum bis zu der Erkenntnis gelange, daß Tacitus »gute Charaktere zeichne«, so sehr drängen sich die grammatischen Nöte in den Vordergrund, weil die solide sprachliche Grund-



lage fehlt. In seiner Unfähigkeit, den Text aus eigner Kraft zu bemeistern, wird der Primaner nur zu rasch bereit sein, sich mit Übersetzungen und Eselsbrücken zu behelfen, wodurch er sich um den Segen des selbständigen Eindringens in den antiken Geist betrügt. Auch der Lehrer muß sich bei sprachlichem Kleinkram, den längst die unteren Klassen hätten erledigen müssen, länger aufhalten, als ihm lieb sein kann. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, wenn die heitere Palästra klassischen Geistes zum öden Rekrutendrillplatz wird. So kommt es, daß die Mehrzahl der Abiturienten, die das Gymnasium mit dem ironisch anmutenden Prädikat der »Reife« entläßt, die Hochschule in dem festen Entschluß aufsucht, nie wieder sich mit Gegenständen zu befassen, die man schon auf der Schule »gehabt« — aber nicht erworben hat, geschweige denn, daß man sie besitze. Beispielsweise dürften die angehenden Juristen zu zählen sein, die es nicht für einen Raub halten, in ihrem Homer zu blättern, ein Kolleg über neuere Geschichte zu hören oder gar in einer Vorlesung über griechische Kultur zu hospitieren. Das Gymnasium hat eben dafür gesorgt, seinen einstigen Schülern derlei Dinge gründlich zu verleiden. Als Jak. Burckhardt, zuerst im Winter 1868/69, einstündig »über Studium der Geschichte« las, fand er sich in der glücklichen Lage, gerade auch »Nichthistoriker« unter seinen Hörern voraussetzen zu dürfen: tempi passati! Jetzt glaubt man mit der Absolvierung des Gymnasiums — man ist ja für »reif« erklärt, und doch ist dies »Reifezeugnis« nur noch eine Art Schlußquittung über jahrelang regelmäßig entrichtetes Schulgeld — seiner Pflicht zu allgemeiner Bildung vollauf genügt zu haben und weist der Hochschule nur die banausische Aufgabe zu, den Einzelnen durch das von ihm gewählte Sonderstudium für den künftigen Beruf geschickt zu machen und ihm so sein späteres Auskommen zu sichern. Der Unterschied, den Schiller zwischen dem »Brotgelehrten« und dem »philosophischen Kopf« zog, ist aktueller denn je, und der »philosophischen Köpfe« werden immer weniger. Gar nicht rasch genug kann sich der Student die Scheuklappen seiner Fakultät umbinden, um dann, wenn er die vorgeschriebene Semesterzahl abgesessen hat, an der Hand des Paukers den Gang zum Examen anzutreten.

Wenn das humanistische Gymnasium seinem Wesen entspräche, dann könnte das Bild so trostlos nicht sein. Denn die Aufgabe dieser Schule darf doch nicht darin bestehen, den jungen Menschen, bevor er ins Leben hinaustritt, »reif« zu sprechen, sie müßte vielmehr darin gipfeln, ihm die künftige Reife als hohes Ziel erscheinen zu lassen, ihm Bildung im weitesten Sinne als das große und seiner Natur nach unerschöpfliche Problem des Seins vor die Seele zu stellen. Statt dessen schickt das Gymnasium der Hochschule blasierte, abgestumpfte, geistig ungenügend geschulte Abiturienten, Leute, die nicht ordentlich zu arbeiten verstehen und die, ohne viel Haare zu lassen, durch das weitmaschige Netz einer allzu nachsichtigen Prüfungsordnung hindurchgeschlüpft sind. Die Folge ist, daß dieses Material für die Regel der geistigen Spannkraft entbehrt, die allein zum wahren Studium und zum richtigen Gebrauch der Bildungsmittel einer hohen Schule befähigen würde. Abzuhelfen ist diesem Jammer nur dadurch, daß das Gymnasium sich wieder auf seine Pflicht besinnt, wieder zu dem wird, was es einst zum Heil der Nation gewesen ist. Denn auf der Hochschule lassen sich die Unterlassungssünden des Gymnasiums nicht wieder gutmachen. Daß eine Prüfung in »allgemeiner Bildung«, wie ihr wohl die Kandidaten des höheren Lehramts unterworfen werden, ein Unding ist, darüber sind sich vermutlich die Examinatoren nicht minder einig als ihre »allgemein gebildeten« Opfer. Ist doch im Grunde das ganze Leben eine solche fortgesetzte Prüfung, über deren Ergebnis erst die letzte Stunde entscheidet. Die Hochschule muß nun einmal mit den Besuchern rechnen, die sie bekommt, und ihre Schuld ist es gewiß nicht, wenn das alte Palladium der akademischen Freiheit, die jedem Studenten verstattet, zu hören, was er will, und zu schwänzen, wo er will, zu einem Dekorationsstück, aus einer Wohltat fast zu einer Plage geworden ist. Einen heilsamen Zwang zur »Bildung« kann nur die Schule ausüben. Aber das humanistische Gymnasium hat längst begonnen, seine Seele zu verkaufen, und zermürbt durch Konzessionen an die öffentliche Meinung und Kompromisse mit andern Bildungsidealen seinen Wesenskern. Wenn jetzt mitten im Kriege ein neuer Amoklauf gegen die Überbleibsel humanistischer Bildung einsetzt, so hat er hoffentlich wenigstens das Gute, daß sich die Freunde der alten Schule darüber klar werden, daß der gegen den Humanismus gepredigte Kreuzzug mit sogenannten »Reformen« nicht zu beschwören ist. Je rücksichtslosere Fehde die Gegner ansagen, desto besser: dadurch erhält das in seiner Existenz bedrohte Gymnasium die Freiheit des Handelns zurück. Es besinne sich also auf seinen wahren Charakter. Eine Gelehrtenschule war das Gymnasium, so sehr seine ursprüngliche Bestimmung verfälscht wurde. Man gründe neue Schularten jeglicher Schattierung, man experimentiere nach Herzenslust mit allen nur denkbaren Lehrplänen. Der Rat des Gamaliel wird sich auch in dieser Frage bewähren. Kein Vernünftiger wird den hohen Wert der Oberrealschule für das »technische Jahrhundert« leugnen. Nur sei, was den Neuerern recht ist, den Anhängern des Alten billig. Man lasse ruhig die Bildungs- und Bil-

derstürmer sich austoben und sei duldsam genug, auch in ihren Reihen einen ehrlichen Willen vorauszusetzen und manchen fruchtbaren Gedanken anzuerkennen. Aber soll das Gymnasium die gleiche Duldsamkeit nicht auch für sich beanspruchen dürfen? Mag die Zahl seiner Schüler sinken, mag die eine und andre Schule ihre Pforten ganz schließen: die Qualität macht's, nicht die Quantität. Daß der Kreis derer, für welche humanistische Bildung fast unerläßlich erscheint, sich beständig verengert, ist eine Tatsache, mit der man sich abzufinden hat. Aber will man dieses Ideal ganz auf den Aussterbeetat setzen? Gott bewahre die Nation vor diesem herostratischen Ruhm, würde sie doch damit die Fäden lockern, wo nicht zerschneiden, die sie mit der Zeit ihrer höchsten geistigen Blüte verknüpfen. Wer den Homer nicht mehr versteht, dem werden auch Hermann und Dorothea fernerrücken, und die Hoheit der Goethischen Iphigenie offenbart sich doch erst, wenn man das Drama des Euripides zum Vergleich heranzieht. Hat einmal die Sonne Homers zu leuchten aufgehört, so werden auch die Wege nach Weimar vereinsamen. Ist die Antike erst verabschiedet, so wird ihr der geistesverwandte Klassizismus bald nachfolgen. Was für eine geistige und seelische Verarmung das bedeuten würde, ist klar. Das deutsche Volk müßte Schaden nehmen an seiner Seele.

Wir gingen aus von der klassischen Philologie; zu ihr kehren wir noch auf einen Augenblick zurück. Hat sie es in ihrer jetzigen Gestalt wirklich verdient, zum genre ennuyeux gerechnet zu werden? Gewiß nicht! Gerade die letzten Jahrhunderte haben ihr neue Lebenssäfte zugeführt, und die Epigonenstimmung des vergangenen Jahrhunderts ist längst siegreich überwunden. Unendlich hat sich der Horizont der Philologie erweitert, und sie nährt das Feuer ihres Herdes unter der gewaltigen Kuppel, die eine umfassende Altertumswissenschaft über ihr wölbt. Inschriften und Papyri haben ihr neue Fragen und neue Lösungen gebracht, und ein schlichter Privatbrief, den der Sand Ägyptens uns wiederschenkt, läßt tiefere Blicke in die Seele des antiken Menschen tun, als die stilisierten Kunstleistungen der hohen Literatur. — Gerade die ägyptischen Funde haben uns die Tatsachen des alltäglichen Lebens und Treibens näher gebracht, als sich ahnen ließ, und erziehen von selbst zu einer nüchternen, jeder idealistischen Schönfärberei abholden Betrachtungsweise. Aus der Fülle der Probleme, mit denen sich klassische Philologen heute befassen, will ich nur eins herausheben: die Arbeit auf dem Gebiet der Religionswissenschaft, durch die auch die Anfänge des Christentums in einen ganz neuen Zusammenhang gerückt wurden. Sind das nicht Errungenschaften, denen alle Gebildeten ihr Interesse schenken müßten? Und auch die früher vernachlässigte Form kommt immer mehr zu ihrem Recht. Mit leichter Mühe ließe sich eine stattliche Liste gut, ja glänzend geschriebener Bücher zusammenstellen, in denen von klangvollen Namen die Ergebnisse ernster Forschung ohne störenden Ballast in klarer Sprache dargeboten werden. Allein davon will ich nicht reden; vielmehr schließe ich mit der Reminiszenz, daß kein Geringerer als der Meister klassischer Philologie und moderner Religionswissenschaft, H. Usener, vor Jahren den Lesern dieser Blätter unter dem Pseudonym E. Schaffner eine altchristliche Legende oder, wie er selbst sagt, Novelle neu belebt hat.* Konnte er dem Wunsch, die Gebildeten für seine Wissenschaft zu interessieren, einen anmutigeren Ausdruck verleihen?

* Die Flucht vor dem Weibe. Eine altchristliche Novelle. Band 75, S. 480.

Wir

Wir, die durch Blut und Sterben
Zum Glück gewandert sind,
Wollen eins vererben
Auf Kind und Kindeskind:
Das ist das heilige Grauen
Vor alles Lebens Not,
Das ist das fröhliche Schauen
In den ernsten Tod.
Das ist das jauchzende Wissen,
Wie schön das Leben ist,

Wie blutigen Bitternissen
Leuchtendes Heil entsprießt.
Das ist der Stolz des Blutes,
Das warm und rot verquoll,
Als die Fahne des Männermutes
Rauschend im Winde schwoll.
Das ist der Stolz der Mäher,
Wenn goldene Ernte naht:
Wir selber waren die Säer
Und unser Blut die Saat.

Friedrich Pock



Zwei Gedichte von Will Vesper

Sonnenaufgang

Heute ist der Seele Himmelfahrt.
Öffne ihr das Morgenfenster weit.
Stille schwebt sie durch die Einsamkeit.
Auf die Waldeswipfel tritt sie zart.

Wandelt fort auf weißem Nebelrauch,
Der noch über Wiesen silbern zieht,
Schreitet auf dem Drosselmorgenlied,
Auf dem Frühschein und des Windes Hauch.

Und sie spiegelt wandelnd sich im Tau,
Hält sich hier an schwanker Ranke fest,
Blickt verwundert in ein Vogelnest
Und steigt endlich zögernd auf ins Blau,

Steht schon silbern hoch im Frührotschein.
Wie ein Flämmchen flackert sie empor.
Vor ihr öffnet sich das Himmelstor.
Goldne Stufen! Singend tritt sie ein.

Abendläuten

Angefüllt mit zartem Klang
Tönt die Abendglocke lang
Tages letzten Lobgesang.

Stille hing sie im Gestühl,
Schaut des Morgens Markt-
gewühl,
Mittagfrieden, schwer und
schwül,

Jeder Stunde Werk und Glanz,
Und zuletzt den Abendtanz,
Schwieg wie stumm und trank
doch ganz

Alles ein wie süßen Wein,
Sammelte den Sonnenschein
In sich wie ein Becherlein.

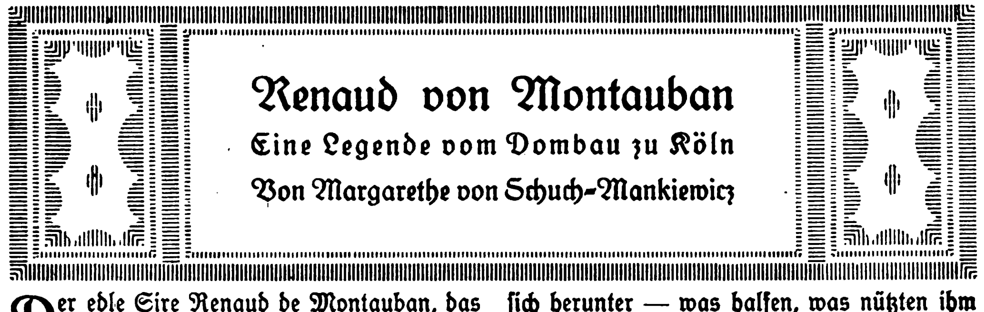
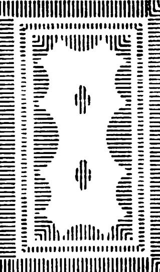
Nun die Dunkelheit beginnt,
Schüttet sie's in Abendwind,
Daß es um das Dörflein
rinnt,

Daß, was hold der Tag ge-
währt,
Einmal noch, zu Klang ver-
klärt,
Uns durch die Gedanken fährt.

Richard Engelmann: Die Trauernde

Grabmal für O. Rheinhold in Hannover



Renaud von Montauban

Eine Legende vom Dombau zu Köln

Von Margarethe von Schuch-Mankiewicz

Der edle Sire Renaud de Montauban, das älteste der vier Haimonskinder, kam heim. Heim aus dem Morgenland, der Gefangenschaft bei den gottlosen Heiden. Noch klang ihm das Lachen der silberhellen Glöckchen der Minarette gespenstisch im Ohre, noch fühlte er seine Sinne im Bann der schweren Düfte asiatischer Lilien, die er als Gärtner dort so lange pflegen mußte. Doch gewaltsam machte er sich frei von all dem Bösen, Vergangenen und grüßte das graue Steintor seines Gartens, grüßte die roten und violetten Anemonen, die just aus dem Grase blühten, die Früchte am Orangenbaum, die gelbrötlichen Hecken der Flatterrosen. Doch all das waren nur Vorstufen des Glückes. Er wollte sich nur üben, Langentbehrtes wieder an Brust und Lippen zu drücken. All diese Lust war nur Vorbereitung auf die Herrlichkeit, die kommen sollte, auf das Wiedersehen mit seiner Frau. Wo sie wohl war? Wie mit unsichtbaren Fingern zog es ihn zur efeubewachsenen Grotte ganz oben im Garten. Dort liebte sie zu sein. Und dort war sie wohl auch.

Aber seltsam! Der Efeu wucherte nicht grün und frisch wie sonst an dieser Stelle — mit blutroten Blättern versperrte er den Eingang der Grotte. Ungeduldig zerrte Renaud an den widerspenstigen Ranken, sich den Eingang zu erzwingen; da sah er, wie gut sie es mit ihm gemeint hatten. Denn dieser Platz, der sonst nur ihre Liebe, ihr Glück sah, war zum Grabe seines Weibes geworden. Hier lag sie, von wappengeschmückter Steintafel zugedeckt, und wartete auf den jüngsten Tag.

An eine Tote hatte er gedacht in all den südheißen, schlaflosen Nächten in der Fremde, mit einer Abgeschiedenen hatte er durch die Stäbe seines vergitterten Kerkerfensters geflüstert. In ihm zerbrach alles, was den Menschen an die greifbare Welt der Sinne bindet. Er haderte nicht mit dem Gott der Schicksale, nur stumpf und gleichgültig wurde er, stieg wieder auf sein Roß und ritt ins Unbekannte.

Mitleidig, ja fast verächtlich sah er an sich herunter — was halfen, was nützten ihm Leib und Glieder? Aber töten wollte er sich nicht. Er war ein guter Christ und konnte seinen Tag erwarten. So zog er seines Weges bei Tag und Nacht, aß, ohne zu schmecken, was seine Zunge berührte, schlief und wußte nichts von seinen Träumen. Bergauf, talab, aus Blüten in den Schnee, und aus dem Schnee wieder in blühendes Land zog er, ohne sich dessen bewußt zu sein. Doch aus den grauen Nebeln, die vor seiner Stirn lagerten, trat ein Wort immer deutlicher, wie in Flammenschrift hervor: A r b e i t! Warum sollte er, da er vom Leben nichts mehr wollte, nicht doch dem Leben seine Kräfte weihen? Kraft, das war das einzige, das er besaß.

Künste waren ihm fremd von je. Aber ein Schauder hielt ihn vor Krieg und Turnier zurück, um Blut wollte er niemand dienen. Und eines Morgens sah er sein Bild in den Fluten des Rheins, dort, wo dieser Stolze sich schon mit Krone und Purpur höchster Größe und Herrschaft geschmückt hat. Und vor ihm lag die gute Stadt Köln, aus deren Mitte der halbfertige Dom aufragte wie ein gebietender Finger. Renaud ritt bis unter die Mauern des Domes und sah zu, wie das Arbeitsvolk, Ameisen gleich, den Riesenbau förderte. Hoch auf den Gerüsten, zwischen Himmel und Erde standen die Zeichner und Baumeister, Könige in ihrer Welt. Da wurde es ihm zum erstenmal leid, daß er nicht wie sie Zollstab und Griffel führen konnte — doch schien ihm dies übergroße Werk jeder Kraft zu bedürfen, die ihm nahte, und so tat er den Stolz von sich ab mit seinen Ritterkleidern und verdingte sich im grauen Kittel als Handlanger am Dombau zu Köln.

Nun trug er vom Morgen- bis zum Abendrot die Quadern, schleppte die schweren Körbe mit Sand die Leitern auf und ab und rührte den Kalk im weißen Bette. Und als er sich am ersten Abend in dem Bretterverschlag vor der Kirche todmüde auf einen Haufen alter Säcke warf, schlief er sanft, selig und süß und dachte im Erwachen zum erstenmal wieder an

sein Weib — hatte ihn doch die Wucht seines Schmerzes bis jetzt dessen Ursache vergessen lassen.

Die Steinmetzen waren wohl mit ihm zufrieden, der mehr schaffte als alle andern und nie über kargen Lohn und schwere Arbeit klagte. Bewundernd stand er oft vor den fertigen Portalen, die heiligen Märtyrer auf ihren Sockeln zu betrachten. Die trugen ihr Leid wie er und lächelten noch ob ihrer Qual.

Abends kamen lustige Dirnen aus der Stadt, dem Bauvolk die Stunden zu kürzen, und Renaud schlich zum Rhein hinunter, teilte sein Brot mit den Fischen und suchte sich aus den Mondbildern im Fluß das Bild seines Weibes zusammen. Daß die Genossen ihn mieden und haßten, wußte er wohl. Es kümmerte ihn wenig. Er brauchte die Menschen nicht mehr. Doch in einer Nacht am Flußufer war es ihm, als drängten sich die Fische haufenweise an ihn, nicht nur, um seine Brokken zu schlucken. Sie tauchten silberschuppig aus der Flut und starrten ihn traurig mit ihren runden, gläsernen Augen an. Er lächelte ob ihres sonderbaren Treibens und ging ruhigen Herzens nach Hause. In dieser Nacht wurde er von seinen bösen Kameraden erschlagen.

Schon der erste Hieb betäubte ihn, er starb ohne Schmerz und Kampf. Sie aber waren froh, des unbequemen Vorbildes ledig zu sein, schleppten seinen Leichnam zum Flusse, warfen ihn mitten in die schwarze Flut und höhnten: »Jetzt ist er bei seinen geliebten Fischen, ist schweigsam geworden wie sie!« Die Leiche aber sank nicht zum Grunde. Lautlos kam es herzugeschwommen von allen Seiten, stützte und trug, stemmte und hielt.

Als die Sonne aufging, sah ein Fischer die Leiche im Strome, die unbeweglich auf einer Stelle lag, auf den glitzernden Fischkörpern aufgebahrt wie ein Ritter auf seinem Katafalk. Dem Fischer lief ein Grausen den Buckel entlang, er zeigte das Mirakel den Nachbarn, und bald scharte sich das Volk am Ufer, das Wunder zu betrachten. Scheu schlichen die Mörder aus den Stadttoren.

Als aber mit den Sternen am Himmel auch ein Kranz von Lichtlein im Wasser aufflammte, rings um den toten Mann herum, da ahnten die Kölner, daß sie einen Heiligen in ihrer Mitte gehabt hatten. Der Bischof fuhr in einem Kahn dem Wunder zu, segnete es mit Kelch und Kreuz und ließ den heiligen Leichnam von Priestern aus dem Wasser heben, sorgsam ans Land geleiten und auf hohem Ehrensarge ausstellen in Santa Maria del Capitol. Drei Tage lang. Dann wurde der Landfremde feierlich wie ein König zu Tode bestattet. Der Bischof aber nahm aus seiner bleichen Hand ein purpurrotes Efeublatt und fügte es der ersten silbernen Schwurhand bei, die ein Frommer dem Schatz des neuen Domes gespendet hatte. Diese Reliquie soll noch heute an treuen Liebespaaren ihre großen Wunder tun.

Getrennte Pfade

Auf beglänzten, lilienweißen Räumen
Schrittest du in einem Feierkleid,
Schrittest leise und in stillen Träumen,
Und die Träume waren mir geweiht.

Von dem Himmel flossen goldne Strahlen
Und verklärten dein Madonnenhaar,
Und ein Duften kam aus allen Talen,
Das war wie die Sehnsucht wunderbar.

Und du schrittest, ohne dich zu wenden,
Immer weiter durch das Sonnenlicht.
Und ich rief dich mit gerungnen Händen,
Aber deine Augen sahn mich nicht.

Meine Füße durften sich nicht regen,
Und dein Glaube war, zu mir zu gehn.
So verlorst du dich auf fernen Wegen,
Und das war auf Nimmerwiedersehn.

Langsam ist des Tages Glanz geschwunden,
Raunend zieht die blaue Nacht herauf —
Reicher blühen meine jungen Wunden
Mit den Liliendüften auf.

Hans Bethge



Aufn. Nicola Perscheid, Berlin W 9

Hans Thoma

Von Kunst und Künstlern

Hans Thoma als Ritter des Ordens Pour le mérite — Bildnis Hindenburgs von Wilhelm Schodde — Lutherbildnisse von Lucas Cranach d. A. und Karl Bauer — Wartburg und Keysersberg, zwei Radierungen von M. S. Thiemann — Richard Engelmann: Die Trauernde — Alexander Kraumann: Mutter und Kind; Plaketten und Schaumünzen — Oskar Achenbach: In den Ferien — Fritz Gärtner: Patrouillenreiter — Hermann Pampel: Am Grabe des Freundes — Ernst Bischoff-Culm †

Hans Thoma ist mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet worden. Der französische Name, von dem man sich auch heute noch nicht zu trennen vermag — aus einer engherzigen Pietät, wie uns dünkt, gegen seinen Gründer Friedrich den Großen —, tut der



Ehrung keinen Eintrag: die Absicht ist gewiß nicht weniger gutdeutsch als der Ausgezeichnete und das Lebenswerk, das er aufgerichtet hat. Der letzte bildende Künstler, der das vierfach gekrönte, mit dem preußischen Adler geschmückte goldweißblaue Schild mit dem vierfach wiederholten Namenszug Friedrichs II. trug, war wohl Menzel, und bei ihm, dem Illustrator des Alten Fritzen, dem Verherrlicher der preußischen Garde, dem Maler der Königskrönung Wilhelms I. und seiner Abreise zum Heere, konnte man trotz der »Zivilklasse«, die Friedrich Wilhelm IV. 1842 ausdrücklich für Wissenschaft und Künste von dem kriegerischen Grundstamm des Ordens abgezweigt hatte, immerhin noch an den Militärmaler und also auch an Kriegsverdienst denken. Bei Thoma geht das nicht an. Er ist Friedenskünstler durch und durch, seine Kunst hat mit Kanonen, Maschinengewehren und Flugzeugbomben nichts zu schaffen.

Mit in dem Kampfe, den wir um die Selbstbehauptung unsrer Kraft und unsers Wesens führen, steht sie deshalb doch. Tausenden und aber Tausenden derer, die draußen für uns kämpfen, haben seine deutschen Heimatlandschaften vor die Seele geführt, was es zu schützen gilt, und was sie mit dankbar verklärten Augen anlächeln wird, wenn Gott sie gesund zurückkehren läßt. Aber nicht bloß unsre irdischen Heimatsgüter und Heimatsschönheiten hat der Karlsruher Meister gemalt, auch auf die Schätze der Ewigkeit hat über Zeit und Nähe hinaus sein kunstvoller Finger gedeutet. Uns allen sind seine kindlich frommen Christus- und Marienbilder gegenwärtig; wir alle haben vor seinem heiligen Georg, seinem heiligen Michael und seinem Gralsritter die innige Vermählung gespürt, die in seiner Kunst Religion und Deutschtum feiern, und niemand von uns wird das Engelchen mit den Libellenflügeln vergessen können, das da mitten im aufgesperrten Schlund des Ungetüms welt- und gefahrvergessen seine Schalmei bläst: die Seele im Rachen der Welt.

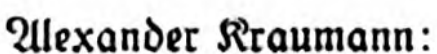
»Unsre Sehnsucht«, heißt es in der kleinen herzerquickenden Mahnschrift, die Thoma soeben wie ein Vermächtnis ins Volk sendet (»Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele«; Leipzig, Eug. Diederichs, Preis 2 ℳ), »unsre Sehnsucht geht nach der Stille, aus der die Ewigkeit uns ihre Arme entgegenstreckt«. Doch dieser fromme Ewigkeitssucher und eifrige Friedensfreund ist deshalb kein Verächter des Krieges. Er weiß, wieviel widrigem Gewürm und heimtückischem Gezücht sein Fuß den Kopf zertreten hat, für wieviel schleichende Krankheiten er die Genesung bringen kann. Und dann: »Wir haben Wunder erlebt, die aus tiefster Not uns aufjauchzen ließen. Wir haben wieder Helden gesehen, die den Krieg rechtfertigen, die uns das Wunder des Opfertodes offenbaren.« Wer aber ist ein Held? Held darf genannt werden, antwortet der greise Denker, wer das Leben nicht für der Güter höchstes erachtet, wer, ob nun bewußt oder unbewußt, in seinem Tun vom Glauben an die Unsterblichkeit der Seele geleitet wird. Und er erzählt als Beispiel solches sich selbst überwindenden Heldentums die Geschichte vom starken Riesen Offerus, der, weil er seinen Nacken unter dem Christkindlein beugte, zum Christophorus wurde, der von da an weder Tod noch Teufel fürchtete, durch alle Leiden der Welt schritt wie durch Wasser, und dessen Stab grünte und blühte, wo er ihn auch hinpflanzte. — Durch solches Läuterungsfeuer der Leiden und Prüfungen muß auch ein Volk hindurch zur letzten Probe seiner Daseinsberechtigung. Davor bestehen aber kann nur das Volk, über dem, als Ergänzung seines irdischen Daseins, der lebendige Glaube an das Reich Gottes schwebt, der Leitstern, der sein Schicksal führt; mit andern Worten: das Volk, welches das Gewissen als Macht über sich erkennt, welches seinen Hochmut bezwingen kann in Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen, zu dem es jederzeit mit frommem Kindersinn aufschaut, welches befähigt ist, Haus und Herd gegen Feinde zu schützen, welchem diese Abwehr eine heilige Sache ist, der es willig Gut und Blut als Opfer darbringt. Wissen wir denn, ob diese Zeit nicht eine der starken Schaffenstage unsers Herrgottes ist, da er seine Menschenherde nimmt und knetet, um aus der Herde ein Volk nach seinem Willen zu gestalten, um ihm seine Seele einzuhauchen? »Wir können nichts andres tun, als Vertrauen zum Bildner haben und schweigend erwarten, was er vorhat mit seinem Volke. Was weiß der Span, der wegfliegt, welch ein Werk der Bildner machen will?!« ...

Wer mit so frommen Gedanken und so hohem Sinn seiner Gaben waltet, wer so sein irdisches Schaffen der Ewigkeit dienstbar macht, der trägt den höchsten Orden des Verdienstes zu Recht, und es ist gleich, ob die Auszeichnung den soldatischen oder den bürgerlichen Tugenden gilt: Krieg und Friede ruhen wie Geschwister, wie Kinder eines Vaters in der Wiege seiner Hände.

Am 2. Oktober begeht das deutsche Volk den siebzigsten Geburtstag seines Hindenburg. Millionen dankbarer Herzen — das Land unsrer österreichischen Bundesgenossen rechnen wir in diesem Falle mit — werden dem Sieger von Tannenberg, dem obersten Befehlshaber unsrer unerschüttert dastehenden Heere an diesem Tage in Dankbarkeit und Verehrung entgegenflammen, wenn auch öffentliche Feiern, so wenig im Sinne des Jubilars wie der Zeit, unterbleiben müssen. Auch das Wort darf






Alexander Kraumann: Abschied (Plakette)



Alexander Kraumann: Volkslied (Plakette)

schweigen, wo der, dem es gelten sollte, tagtäglich in Taten Weltgeschichte schreibt. Aber die Züge des teuren Antlitzes, diese festen treuen Augen, diese eherne Stirn und dieses willensstarke Kinn, wollen wir uns an Wilhelm Schodds Hindenburg-Bildnis wieder vergegenwärtigen. Wir geben es farbig nach dem Handkupferdruck, der im Kunstverlag von Ludwig Möller in Lübeck zum Preise von 40 *M* erschienen ist (65:48 cm).

Zu Anfang des Monats Hindenburgs Ehrentag, zu Ende die vierhundertste Wiederkehr des Reformationstages. Wir begehen ihn — auch dafür sorgt Zeit und Entwicklung — anders als vor hundert Jahren, da er mit den Freiheitskundgebungen der Burschenschaft gegen die Reaktion zusammenfiel; wir begehen ihn anders selbst, als wir 1883 Luthers vierhundertsten Geburtstag feierten: nicht ein Markstein konfessioneller Scheidung sei uns dieser 31. Oktober, sondern ein Flammenmal der Versöhnung in dem neuen gemeinsamen Erleben des Göttlichen und seiner Bezeugungen im menschlichen Bewußtsein, ein Friedensbogen der Einigung in all dem, was den Bekenntnissen durch Gesittung und Kultur, Kunst und Wissenschaft, Menschen- und Vaterlandsliebe gemeinsam ist. Dieser Tag muß uns vorwärtsbringen in der Überzeugung, »daß der erbitterte Streit um Glaubenssätze, Rechtsfragen und Kirchenformen nur eine zeitgeschichtlich notwendige Durchgangsform war für eine langsam sich vollendende Besinnung der deutschen Seele auf die ihr wesenseigentümlichen Gedanken von Gott, vom Menschen und vom Sinn des Lebens«. In dieser Auffassung werden deutsche Protestanten und deutsche Katholiken Martin Luther feiern können als einen der gewaltigsten Offenbarer der deutschen Seele, um deren heiligste Besitztümer auf den Schlachtfeldern gerungen wird. Wie in dem Aufsatz von Prof. Hans Preuß, so spiegelt sich dieser Gemeinschaftsgedanke auch in den Bildnissen, die wir von Luther bringen: Cranachs zeitgenössisches sowohl wie Karl Bauers modernes betonen das Menschliche, das Willenskräftige und das Führerhafte in Luthers Erscheinung. Bauers Zeichnung geben wir wieder nach einem lebensgroßen mehrfarbigen Steindruck, der vom Verlage der Kunstdruckerei Künstlerbund Karlsruhe (G. m. b. H.) in Karlsruhe für den Preis von 1 *M* zu beziehen ist. Dort sind noch andre Lutherbildnisse Bauers erschienen, über die eine Preisliste genaue Auskunft erteilt.


Alexander Kraumann: Adlergespann (Plakette)

An die Lutherbildnisse lehnt sich die Radierung der Wartburg an, die wir nach einem in Kaltnadeltechnik ausgeführten Blatt von M. S.



Alexander Kraumann: Waisen-Denkmünze



Alexander Kraumann: Flieger-Denkmünze

Thiemann in Mattkunstdruck vervielfältigen. Eine starke Kraft der Zeichnung lebt in diesem Blatt; man sieht, daß der Künstlerin, die ihre zeichnerische Begabung erst nach längerem Irrweg in sich entdeckt hat, Form mehr gilt als Farbe. Besonders hat es ihr — auf mancherlei Reisen durch Deutschland, Österreich, die Schweiz und Italien wurde sie sich dessen mehr und mehr bewußt — die alte Baukunst angetan. Bei Georg Jahn in Dresden, dem Meister der Radierkunst, bildete sie dann diese Anlage folgerichtig aus und hatte nun den befriedigenden Einklang gefunden zwischen Neigung und Begabung. Die Ansicht von Keysersberg, dem Städtchen in den Vogesen, um das noch 1915 ein erbitterter Kampf getobt hat, ist dem von der Wartburg in Auffassung und Ausdruck eng verwandt.

Mit dem Bildwerk »Die Trauernde« möchten wir den Lesern die Kunst Richard Engelmanns wieder in Erinnerung rufen, die wir vor einiger Zeit (Juliheft 1915) in einem Aufsatz gewürdigt haben. Der Weimarer Künstler ist einer der in Deutschland heute nicht gerade zahlreich vertretenen Bildhauer, die sich jeden einzelnen Grabmalauftrag zu einer idealen Aufgabe zu gestalten wissen und somit immer auch der Allgemeinheit etwas zu geben haben. Bei dieser (für O. Rheinhold in Hannover geschaffenen) Figur sorgt nicht nur die edle Haltung, sondern auch die einfache, großzügige Behandlung des Faltenwurfs für die schlichte beseelte Innerlichkeit, die ein Kennzeichen Engelmannscher Grabmäler geworden ist.

Alexander Kraumanns Marmorgruppe »Mutter und Kind« wandert seit etwa fünf Jahren durch die großen deutschen Kunstausstellungen, und überall hat das lächelnde Glück in der Bewegung, das sich so gut mit der plastischen Strenge und der stilgerechten Behandlung des Materials verträgt, Freude und Anerkennung hervorgerufen. Die Arbeit ist denn auch inzwischen aus Staatsmitteln angekauft worden, nachdem schon eine Abwandlung, in Bronze ausgeführt, in die Städelsche Galerie in Frankfurt a. M. übergegangen war. Wir zeigen von dem Frankfurter Künstler gleichzeitig eine Anzahl von Plaketten und Schaumünzen, die ihre Entstehung zum guten Teil der Jahrhundertfeier der deutschen Befreiungskriege verdanken. Daher auch die schlichte, ein wenig klassizistisch anmutende Behandlungsart des Reliefs im »Abschied« (Breslau 1813) und in der Denkmünze für ein Körner-Denkmal für Breslau, während die Plakette »Volkslied«, dem Gedächtnis Eichendorffs gewidmet, dem romantischen Geist jener in ihren Tiefen zum Deutschtum zurückstrebenden Zeit hul-



Alexander Kraumann: Denkmünze für ein Körnerdenkmal in Breslau

digt. Die Plaketten sind verhältnismäßig groß, entsprechen aber diesen Maßen durch eine starke dekorative Wirkung und eignen sich deshalb gut zum Wandschmuck (12:15 cm; gegossen in der rühmlichst bekannten Werkstätte von Karl Poellath in Schrobenhausen; Bronze, dunkel patiniert, so daß sie fast wie Eisen aussehen). Die gegenwärtige Kriegszeit hat dem Künstler neue Anregungen für solche Gelegenheitswerke plastischer Kleinkunst gegeben. Wir zeigen die Waisen-Denkmünze (»Reichtum beschenkt die Waise«), das Adlergespann (9 cm breit), die Flieger-Denkmünze und den Entwurf zum Fünfundzwanzigpfennigstück.

Als Erinnerungsblatt an die Schulferien 1917, die so vielen Großstadtkindern Gastfreundschaft und damit Erholung und Kräftigung auf dem Lande geboten haben, möge Oskar Achenbachs Farbenstudie »In den Ferien« aufgenommen werden. Es hat etwas Tröstliches und Beruhigendes, diesen frischen, kernigen, deutschen Jungen, dem die Kriegsnot noch nichts hat anhaben können, bei seinem Frühstück im Freien zu sehen.

Die Kopfleiste zum »Weltkrieg« (»Patrouillenreiter«) verdanken wir diesmal Fritz Gärtner, der sich jetzt nach seinen beiden Friedensarbeitsstätten Mallinckrodt-München zubenennt. In den letzten Jahren freilich war er mehr draußen im Felde, wo es ihm jedoch an Gelegenheit nicht fehlte, neue Anregungen und Motive für seine entwicklungsfreudige Kunst zu gewinnen. Wir werden bald mehr von den neuen malerischen und zeichnerischen Arbeiten Gärtners zeigen können.

Hermann Pampel, der Radierer des Blattes »Am Grabe des Freundes« (S. 267), offenbart in dieser Zeichnung den herben, kantigen Willen, den man dem Volksschlag seiner vogtländischen Heimat nachsagt. Da ist weder Pathos noch Schönfärberei, aber desto mehr Kraft, Trotz und gesammelter Ernst. Das Blatt gehört zu einer Folge von Radierungen, die im Kunsthandel unter dem Gesamttitel »Drei Freunde« erschienen sind.

Am 29. Juli ist im Westen der Maler Ernst Bischoff-Culm gefallen. Eine weittragende englische Granate hatte ihm beide Hände abgerissen, die treuen Werkzeuge seiner Kunst. Nach schweren Schmerzensstunden starb er selbst ihnen nach. Was Bischoff-Culm war und was er geschaffen hat, zumal für Mensch und Natur der Kurischen Nehrung, wissen unsre Leser aus dem reich mit Werken seiner Hand, Gemälden, Zeichnungen und Studien, geschmückten Aufsatz seines Jugendfreundes Karl Meißner im Septemberheft 1915. Meißner ist es auch, der dem so jäh Dahingerafften im »Wachtfeuer«, den von Bischoff-Culm mit ins Leben gerufenen »Künstlerblättern zum Krieg« (Berlin, Zirkelverlag), den Nachruf geschrieben hat (Nr. 151). Wir setzen ein paar Worte aus diesem mit vielen unveröffentlichten Skizzenblättern des Gefallenen ausgestatteten Hefte zum Gedächtnis des Künstlers her: »Und du wuchsest im Schaffen: vom völkisch Gebundenen zum frei bedeutenden menschlichen Symbol, von einer sozusagen erzählenden Farbe zu reifer, rein beseelter Malerei. Und in deinem nun verödeten Atelier weiß ich ein paar Entwürfe — die wären deine allerschönsten Bilder geworden! Der Bildgedanke hatte seine einfachste Formel gefunden. Alles war wirklich, und alles wirkte symbolisch. Du warst ein Reifer und doch ein Ringender. Der Krieg legte deine Kunst nicht lahm, dazu war sie zu gesund. Unsentimental, keusch und knapp starke Gefühle auszudrücken, war ihr ebenso gut gegeben wie ‚reine Malerei' ... Von den Klagebildern um Ostpreußens Schicksal bis zu den Zeichnungen, die der als Sechsundvierzigjähriger zur Infanterie Ausgebildete aus dem Felde schickte — welche Reihe treuer Arbeit! Dein großes Können hast du hier und dein Leben lang nie zum bequemen Spiel, nie zur leeren Geste gebraucht. Vollkommene Phrasenlosigkeit, die lieber das Nüchterne streifte, als sich zur kleinsten Pose bequemte, tiefste Ehrlichkeit ward dir im Schaffen zu voller künstlerischer Wahrheit, im Leben zur prächtigsten Redlichkeit.« F. D





Alexander Kraumann: Entwurf zu einem 25 Pf.-Stück

Literarische Rundschau

Luther und die Reformation

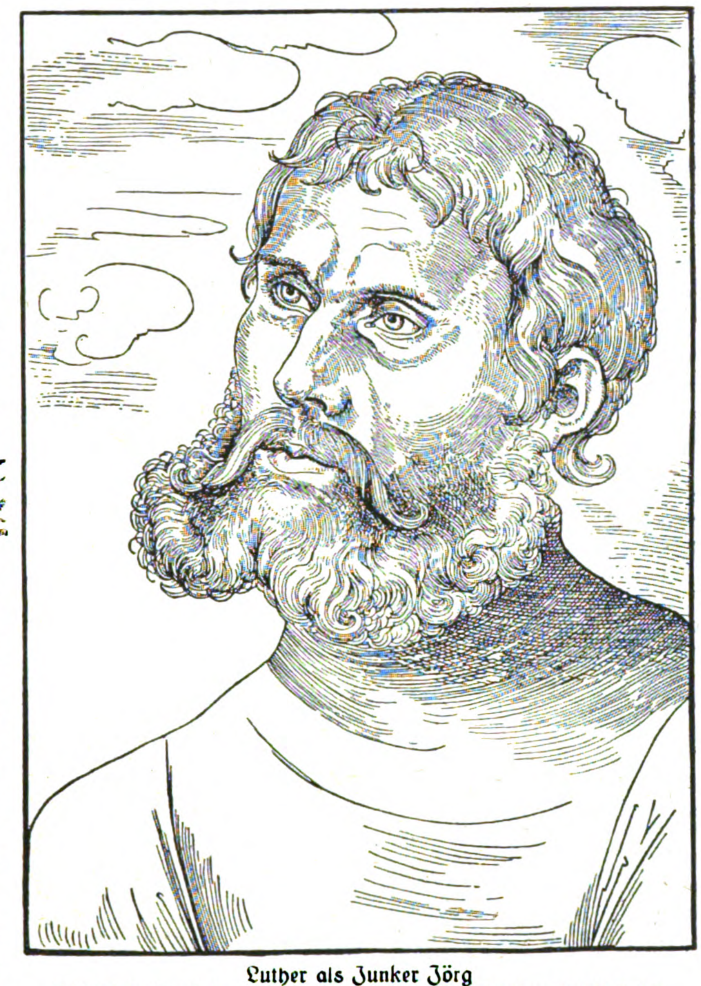
Die vierhundertjährige Gedenkfeier der deutschen Reformation fällt in eine schwere Zeit. Wohl dürfen wir uns von dem seelischen Nachhall und der sittlichen Wirkung des Gedenktages jetzt, da noch die Pflugschar des gewaltigsten und grimmigsten aller Kriege durch unsre Herzen geht, doppelte Frucht versprechen, aber vieles von dem, was dem 31. Oktober 1917 an festlichen, kirchlichen und wissenschaftlichen Ehren zugedacht war, muß unterbleiben, weil die Zeitverhältnisse mit ihren geistigen und wirtschaftlichen Nöten es verbieten. Auch die Gedenkliteratur, die sonst wohl aus dem heiligen Ernst der Zeit vermehrten Gewinn hätte ziehen können, muß sich bescheiden oder doch gedulden: der Papiermangel und die Beschränkung der Arbeitskräfte im Druckereigewerbe halten manches Luther- und Reformationsbuch, das schon die Segel gehißt hatte, im Hafen zurück. Und auch wer über die neuen Erscheinungen berichten will, muß mehr als sonst mit dem Raum haushalten; nur ein paar der wichtigsten und für die Allgemeinheit wertvollsten Bücher darf er nennen, in notgedrängter Kürze würdigen oder, wo es sich um ältere handelt, in Erinnerung rufen.

An die Spitze einer solchen Übersicht gehören die Werke Luthers selbst. Die große Weimarer Ausgabe, seit 1883 im Erscheinen begriffen, aber noch immer nicht vollendet, kommt für die Haus- und Laienbedürfnisse nicht gut in Betracht. Aber es gibt Auswahldrucke. Deren bester war wohl bisher die sog. Bonner Ausgabe, von Otto Clemen und Leitzmann besorgt; bescheidene Ansprüche mochten sich auch mit der einbändigen der Deutschen Verlagsanstalt begnügen. Jetzt aber ist in Meyers Klassikerausgaben eine neue, von dem Darmstädter Geschichts-Professor Arnold E. Berger erschienen: 3 Bände mit Bildnis, Handschriftenprobe, Einleitungen, Erläuterungen, Lesarten und Wörterbüchlein, und die scheint berufen, hinfort der deutsche Haus-Luther zu werden (Leipzig, Bibliogr. Institut; geb. 8,10 M). Ihre Grundsätze: durchweg vollständige Schriften, keine Bruchstücke; alles in Luthers ursprünglicher Form und Sprache, keine Übersetzungen; sachliche Verwertung der neuesten wissenschaftlichen Forschungen, ohne gelehrte Eigenbrötelei und Streitsucht; Betrachtung Luthers und seines Werkes im lebendigen Zusammenhang der allgemeinen Kultur- und Sittenentwicklung, nicht nur im Rahmen der Kirchen- und Dogmengeschichte — diese Grundsätze sichern der Ausgabe gerade heute weiteste Verbreitung und öffnen ihr gewiß auch die Türen bei den deutschen Katholiken, denen hier ihr gebührender geistiger Anteil an dem Werk der Reformation in ebenso gerechter wie vornehmer Weise gewahrt wird. Die Formel, die Berger für Luther gefunden hat: »einer der gewaltigsten Offenbarer der deutschen Seele«, ist verheißungsvoll für die Aufgabe konfessioneller Versöhnung, die das Gedenkjahr zu erfüllen hat.

Unter den darstellenden Werken sollen ein paar ältere, aber heute noch nicht überholte erneuter Beachtung empfohlen werden: Theodor Briegers bei Ullstein zu Anfang des Krieges erschienenes weitblickendes und doch fest umrissenes Buch »Die Reformation«, das dieses »Stück aus Deutschlands Weltgeschichte« im Zusammenhang des großen allgemeinen Geschehens betrachtet; Georg Buchwalds bei Teubner zur selben Zeit in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage mit vielen zeitgenössischen Abbildungen herausgekommenes ausführliches Lebensbild »Doktor Martin Luther«, geschrieben für das deutsche Haus, ein Werk, ebenso ausgezeichnet durch umfassendes Wissen wie durch warmes Gefühl und musterhafte Darstellung; D. Albrecht Thomas erstes, noch heute einzig dastehendes Lebensbild Katharina von Boras (Berlin, Georg Reimer, 1900); Georg Ellingers Biographie Philipp Melanchthons (Berlin, R. Gaertners Verlag, 1902), ein Meisterstück innerer, geistiger Lebensgeschichtschreibung, und endlich die neue Ausgabe von David Friedr. Straußens Hutten, die der Inselverlag in schönem Druck mit 35 Lichtdrucktafeln ausstattete: ein Weckruf, der heute kaum weniger gehört zu werden verdient, als da er zuerst (in den fünfziger Jahren) erscholl.

Ein neues und eignes Gesicht innerhalb der volkstümlichen Reformationsliteratur zeigt uns das vor kurzem bei Voigtländer in Leipzig erschienene »Buch der Reformation«, herausgegeben von Karl Kaulfuß-Diesch. Mit seinen 500 Seiten ein historisches Quellenwerk, wie wir es in solcher Fülle, solcher Frische und Volkstümlichkeit wohl kaum zum zweiten Male besitzen. »Geschrieben von Mitlebenden« steht auf dem Titelblatt, und damit ist Ernst gemacht worden: außer den gedrängten Einleitungen und knappen sachlichen Erläuterungen des Herausgebers steht nichts in dem Buche, das nicht unmittelbar aus der Zeit flösse. So vermittelt es uns die denkbar getreueste, unverfälschteste Anschauung der ganzen Bewegung. Nicht nur protestantische, auch katholische Stimmen werden laut, nicht nur führende Geister,

auch Leute aus dem Volke dürfen sagen, was sie sahen, erlebten, empfanden und erlitten. Um ein paar Beispiele zu nennen: was der Bundschuh war und wollte, wie er »angefangen hat und auskommen ist«, vernehmen wir aus einer zeitgenössischen Flugschrift von Pamphilus Gengenbach, dem aus Nürnberg stammenden Basler Buchdrucker und Meistersinger; Luthers Urteil über Erasmus wird aus den Tischreden zusammengestellt, aber auch Erasmus selbst wird der Mund nicht verboten; Huttens Loblied des Ritterstandes lesen wir aus seinen »Inspicientes« (Die Anschawenden), Murners Luthersatire aus der Spottschrift selbst; ein Stimmungsbild vom Wormser Reichstage wird uns in den Depeschen des Nuntius Aleander, Luthers Geleitbrief aus Lukas Cranachs Stammbuch mitgeteilt; eine Schilderung Wittenbergs im Reformationsjahr 1517 empfangen wir aus einer zeitgenössischen Darstellung, Luthers Fehde mit Herzog Heinrich von Braunschweig wird uns gegenwärtig durch einen Auszug aus Luthers Streitschrift »Wider Hans Worst« und dem Streitgedicht des Burkard Waldis; ein Charakterbild Luthers entwirft uns kein Geringerer als Melanchthon (in seinem »Friedrich der Weise«); über Luthers letzte Lebensstunden erstatten uns die Augenzeugen Justus Jonas, Michael Celius u. a. Bericht. Das sind, wie gesagt, nur ein paar Stichproben aus dem reichen, vielseitigen Inhalt, dem durch die vorurteilsfreie Auswahl der Quellen jeder Stachel genommen wird. Dem sachgetreuen Inhalt entspricht die Ausstattung: fast anderthalbhundert Bilder nach Zeichnungen und Drucken von Reformationszeitgenossen, wie Jost Amman, Hans Sebald Beham, Hans Burgkmair, Lukas Cranach, Albrecht Dürer und andern Meistern, begleiten den Text und erhöhen die Lebendigkeit des Zeitbildes. Auf den Seiten 249—251 stehen ein paar Proben der Abbildungen.



Luther als Junker Jörg
Holzschnittkopie nach dem Cranachschen Gemälde auf der Leipziger Stadtbibliothek
Aus Kaulfuß-Diesch: »Das Buch der Reformation«. R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Für die Aufgabe, uns eine neue volkstümliche Schilderung **Doktor Martin Luthers und der Reformation** zu geben, des Mannes wie seines Werkes, mußte der Stuttgarter Schulrat Dr. **Hermann Mosapp** nach seinen vorangegangenen Schriften als einer der Berufensten erscheinen. Hatten ihm doch für die glückliche Verbindung von wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und klarer, allgemeinverständlicher Darstellung, von gedankenvollem Ernst, lebendigem Gegenwartsbewußtsein und warmherziger Innigkeit seine mannigfachen Lutherschriften (»Luther als deutscher Volksmann«; »Luther und Schiller«; »Luther und Bismarck« u. a.) die beste Übung gewährt. So konnte er einem Auftrage des Westermannschen Verlages, für das Jubeljahr der Reformation ein neues Lutherbuch zu schreiben, mit gutem Gewissen und fester Zuversicht auf den Erfolg entsprechen. Was er in seinem über 200 Seiten starken Bande mit guten Lutherbildnissen und

zeitgerechtem Buchschmuck bietet (geb. 3 *M*), ist denn auch ein echtes deutsches Volksbuch geworden: in seiner sicheren Erfassung des Wesentlichen, seiner sittlichen, doch nirgend engherzigen Lebensanschauung, seinem regen Gefühl für das Vorbildliche und Erwärmende, seiner klaren, durchsichtigen Darstellungsform, die jedes rednerischen Schmuckes entbehren kann, weil der Geist sich hier von innen heraus die natürliche, überzeugende Form schafft. Eine einheitlichere, tiefer dringende Gestaltung von Persönlichkeit und Werk ist in deutscher Sprache auf gleich engem Raum kaum vorhanden.

Daß sich aber in noch knapperem Rahmen, als Mosapp ihn braucht, wahrhaft Lebendiges und Aufbauendes über »Unsern Luther« sagen läßt, wenn der Verfasser edle Volkstümlichkeit der Anschauung und Empfindung mit künstlerischer Kraft der Sprache zu paaren weiß, beweist das Büchlein von Hans Preuß, das der Erlanger Universitätsprofessor, der Verfasser unsers Gedenkaufsatzes, als eine Jubiläumsausgabe der Allgemeinen Evangelischen Konferenz darbringt (111 Seiten; geb. 80 *ℌ*; Leipzig, Deichertsche Verlagsbuchhandlung). Das Büchlein, auch fürs Auge durch 66 künstlerisch empfundene Abbildungen gut ausgestattet, ist zur Massenverbreitung daheim und im Felde wie geschaffen. Es sollte wie kostbare Saat aus vollen Händen über das ganze weite deutsche Land ausgestreut werden. — Dasselbe gilt von Adolf von Harnacks im Auftrage des Berliner Magistrats für die Schulen der Reichshauptstadt verfaßter Schrift

Ein Jäger.

Im grünen Walde hab ich mein Lust/ Deß Wildes art ist mir bewust.
In meiner handt ein Schweinspieß führ/ Ein Jägerhörnlin ist mein zier.



Ein trewes Thier ist ja ein Hundt/ Mit dem halt ich ein stetign Bunde.
Durch vnsre Kunst gut Wildpret ist/ Auff meins Herrn Tisch zu jeder frist.
***

Jost Amman: Jäger mit Jagdhund
Aus Kaulfuß-Diesch: »Das Buch der Reformation«
R. Voigtländers Verlag in Leipzig]

Ein fürsichtiger Handelsmann.

Was grosse Gwalt vnd grosse macht Mit stercke nicht zu wegen bracht/
Ein listiger Kopff mit seim dichten/ Thut offtermal sehr wol außrichten.



Ist Klug vnd Sinnreich an verstandt/ Zu schweren Sachn ein Fuchß erkannt.
Er will geehret seyn im Raht/ Durch gschwindigkeit verricht manch That.
***

Jost Amman: Ein Kaufmann
Aus Kaulfuß-Diesch: »Das Buch der Reformation«
[R. Voigtländers Verlag in Leipzig

»Martin Luther und die Grundlegung der Reformation« (Berlin, Weidmann; geb. 1 *M*). Leben, Schöpfung und Wirken Luthers sind hier zu einem so schlichten Kunstwerk gestaltet, daß jung und alt, ja auch der Andersgläubige reinen Genuß daran haben kann. —

Das ist das Zeichen der Größe und der Macht eines Menschen: aus einem Schöpfer und Gestalter wird für die Nachwelt ein Werkblock und ein Maßstab für den Aufbau ihrer Empfindungs- und Gedankenwelt. Bei Luther setzt diese Rückwandlung des Einzelnen zum Allgemeinen, der Persönlichkeit zur Sache schon zu seinen Lebzeiten ein. Ein gut Teil seiner Mitstrebenden und seiner Widersacher bereits sehen und werten ihn so, und je näher wir durch die vier Jahrhunderte, die uns von ihm trennen, zu uns selber kommen, desto mehr streifen der Mann und sein Werk das Zeitliche, das Zufällige, das Flüchtige ab, um zu einer Ur- und Naturkraft zu werden, aus der tausendfaches unmittelbar schöpferisches Leben keimt. Diesen Wandlungsprozeß kann man an den hundert und aber hundert Zeugnissen verfolgen, die Gustav Manz im Auftrage des Evangelischen Bundes aus den Gedanken und Gedichten deutscher Männer gesammelt und nach inneren Gesichtspunkten angeordnet hat (»Martin Luther im deutschen Wort und Lied«; Berlin, Verlag des Evangelischen Bundes; in Leinen 3 *M*). Das Beste und Tiefste, was Zeitgenossen und spätere Geschlechter, Freund und

Feind, Fürst und Volk, Gelehrte, Prediger, Philosophen, Geschichtschreiber, Sprachforscher, Literarhistoriker, Künstler und Dichter über den Reformator und sein Lebenswerk gesagt und geformt haben, hier ist es mit sicherem Blick für das Gehaltvolle und mit geschmackvoller Hand zusammengestellt worden: ein Echo der Gedanken und ein Widerhall der Dichtung, die diese machtvolle, einzigartige Erscheinung im Zeitraum von vier Jahrhunderten hervorgerufen hat. Manz war für diese Arbeit durch seine sich gern zu geistigen Zyklen kristallisierenden Vorträge wohlgeschult; er hat sich aber — und darin beruht die geistige Vornehmheit seines Buches — nirgend verleiten lassen, bloße klingende Schellen ertönen zu lassen, sondern streng darauf geachtet, daß nur Persönlichkeiten zu Worte kommen, die dem Starken und Kühnen, an dem sie ihren Geist wetzen oder ihre Gestaltungskraft erproben, innerlich gewachsen oder doch seiner Nähe nicht unwürdig sind. Hohle Wortemacher oder handwerkmäßige Reimschmiede, die sich dutzendweise ohne inneren Beruf an den Stoff herangewagt und ihn zu sich herabgezogen haben, finden in seinem Buche keine Stätte, und dadurch unterscheidet es sich vorteilhaft von dem kritiklosen Sammelsurium, das zwei andre Herausgeber schnellfertig für den Verlag von Herm. Gesenius in Halle unter ähnlichem Titel zu Markte bringen. Die Abbildungen von 14 Lutherdenkmälern, die diesem Buche angehängt sind, können nicht gutmachen, was in der Gedichtsammlung wider Geist und guten Geschmack gesündigt wird. Was ist das z. B.



Jost Amman: Fähnrich
Aus Kaulfuß-Diesch: »Das Buch der Reformation«
R. Voigtländers Verlag in Leipzig



Jost Amman: Feldtrompeter
Aus Kaulfuß-Diesch: »Das Buch der Reformation«
R. Voigtländers Verlag in Leipzig

für ein töricht und unnütz Unterfangen, Luthers Brief an sein Söhnlein Hänschen, die lauterste Poesie an sich, in Verse und Reime umzusetzen!

Auf Schriften einzugehen, die sich mit einzelnen Seiten der Lutherschen Persönlichkeit oder seiner Schöpfungen beschäftigen, duldet leider der Raum nicht. Aber zwei solcher Bücher wollen wir doch wenigstens erwähnen, weil sie, getreu dem Leitwort der von D. theol. Friedr. Michael Schiele herausgegebenen Religionsgeschichtlichen Volksbücher, »auf offene Fragen offen und bescheiden wissenschaftlich begründete Antworten geben«, Antworten, die jedem Denkenden etwas zu sagen haben. Ein solches verdienstvolles Büchlein ist das 13. Heft der vierten Reihe dieser Volksbücher, die Abhandlung von Pfarrer Lic. O. Reichert in Giersdorf über D. Martin Luthers Bibel (Tübingen, Mohr; Preis ½ M). Wir wissen von den wertvollen Quellenfunden und neuen Aufschlüssen, die jüngste Forschung über die fortgesetzten Mühen Luthers und seiner Wittenberger Freunde gebracht haben; wir wissen aber auch von der scharfen Kritik, die sich die Frucht dieser Bemühungen, Luthers Bibelübersetzung, neuerdings hat gefallen lassen müssen. Hier nun schildert uns ein feinfühliger Sprachkenner mit dem Rüstzeug theologischer Wissenschaft, aber in einem klaren, sachlichen und bestimmten Deutsch die vielfachen, langwierigen Mühen, die kleinen Schwächen und die großen Vorzüge der Lutherschen Arbeit, und am Ende steht das Werk in seinem ganzen unvertilgbaren und unbesieglichen Wert vor uns. Eine Handschriften-

wiedergabe aus der ersten Formung des 45. Psalms zeigt auch dem Auge offensichtlich, wie sorgsam und feinspürig der Reformator gearbeitet hat, ein »stetig zum Bessern arbeitender« Dolmetsch. — Die zweite kleine Einzelschrift, die wir empfehlen möchten, gilt dem praktischen theologischen Leben des Tages. Prof. D. Fr. Hashagen (Rostock) erörtert in Heft 8 der von Ernst Püschel herausgegebenen »Zeit- und Ewigkeitsfragen« (Rostock, Kaufungen-Verlag; Preis 2 *M*) die Frage: Was hat Luther in dieser Kriegs- und Notzeit dem evangelisch-lutherischen Pfarrer in Deutschland zu sagen? Unendlich viel und höchst Mannigfaltiges, wie der Verfasser mit überzeugender Kraft und Wärme ausführt; darin aber sieht er des Reformators evangelische Größe am hellsten aufleuchten, daß diese ganze Fülle zusammengefaßt und beschlossen ist in das eine: im deutschen Volke und deutsch volkstümlich ist er, wie kein andrer, der Zeuge Christi!

Hashagens Büchlein leitet unmittelbar über zu den Lutherpredigten, die, wie 1883, so auch jetzt in reichlicher Zahl hervortreten werden, hat doch selbst das Schillergedenkjahr 1909 eine ganze Reihe von Schillerpredigten gezeitigt. Für viele ihrer Art mag eine einzige solcher Sammlungen zeugen, eine, von der wir wünschen, daß sie allen nachkommenden vorbildlich sein möge: Karl Röseners, des Pastors zu St. Andreas in Erfurt, »Lutherglocken« (Erfurt, Karl Villaret; geh. 2½ *M*). Denn hier sind evangelische Schlichtheit und lutherische Kraft, nationales Deutschbewußtsein und christliches Menschheitsgefühl, heitere, ja sogar trotzige Erdenfröhlichkeit und Himmelssehnsucht beisammen. Nicht ein irgendwie vollständiges Bild des geschichtlichen Luther zu geben, war dieses Predigers Ehrgeiz, sondern den Luthergeist selbst will er in den Herzen der Hörer lebendig machen, durch ein kraftvolles Anschlagen der »Lutherglocken« die eignen Seelenkräfte zum Mitschwingen und zum tätigen Fortschreiten wecken. Man erwarte sich keine rednerischen Prunk- und Glanzleistungen, mache sich eher auf eine gewisse gerade, offene und biedere Nüchternheit gefaßt. Um so fester packen diese Predigten den Menschen in uns an, um so wirksamer rufen sie zur Geduld, Selbstverleugnung, Treue, Festigkeit, Zuversicht, Tapferkeit und all den stillen Tugenden auf, die diese Zeit so bitter nötig hat. »Luther und die deutsche Volksseele gehören unlöslich zusammen«: das ist das Leitwort dieser zwölf Predigten, die sich auch deshalb so gut lesen, weil sie nirgend der toten Papiersprache verfallen, sondern ein frisches, unverkünsteltes Ohren- und Herzensdeutsch sprechen.

Eng verbunden mit Luthers Leben, Luthers Arbeit und Luthers Erleuchtung ist die Wartburg, dies weithinragende Wahrzeichen deutscher Kunst, deutscher Herzens- und Gemütspflege, deutschen Freiheitsdranges und Gewissensernstes. Darum fügt es sich gut, daß im Reformationsgedenkjahr eine volkstümliche Darstellung ihrer Geschichte hervortritt. Unter Mitwirkung des Thüringer Wald-Vereins und des Oberburghauptmanns von Cranach hat sie uns Prof. Dr. Wilhelm Nicolai in Eisenach, der Schriftleiter der Thüringer Monatsblätter, beschert und sein mit hübschen, aufschlußreichen Bildern ausgestattetes Büchlein (Dresden, Heimat- und Weltverlag; geb. 2 *M*) zugleich als Führer für all die Wanderlustigen gestaltet, die alljährlich — heuer gewiß besonders zahlreich — zu diesem »Herz-ruh-aus«, wie Scheffel die Wartburg einmal nennt, emporsteigen. F. D.

Romane und Novellen

Was kann ein Sechzigjähriger zur Feier seines ersten Altersgeburtstages Besseres tun, als einzukehren an den Stätten seiner Jugend! Raabes tiefsinnige Nachlaßdichtung »Altershausen« hat uns den ganzen Zauber des Gemüts und der Seele offenbart, der in solcher Heimkehr liegt. »Das Wetter ist so schön, und ich möchte wirklich noch mal dabei sein — beim Kinderspiel der Erde!« Freilich, Fritz Feyerabend war siebzig voll und ganz, und Hermann Sudermann braucht am 30. September gerade erst die Fußspitze ins siebente Jahrzehnt zu setzen. Matziken, Tilsit, Königsberg, das sind die Schauplätze seiner Kinderspiele, Schuljahre und Universitätsstudien, ehe er, ein Zwanzigjähriger, mit der ostpreußischen Erinnerungs- und Heimatserzählung »Frau Sorge« im Koffer oder doch im Kopf und Herzen, in die große wüste Stadt Berlin verschlagen wurde. »Verschlagen« doch wohl nicht, besser: getrieben oder gezogen, denn eine geheimnisvolle Kraft der Verwandtschaft rief ihn, als wüßte er, daß nicht daheim auf Heide oder Düne, sondern erst zwischen dem Häusermeer der Millionenstadt sein eigentliches Können sich auftun werde. Die Stimme trog ihn nicht. Zwar hatte er noch zwölf Jahre bitterer Kämpfe, selbst um das tägliche Brot, zu bestehen, dann aber schossen alle Kanonen auf einmal Salut und Viktoria: im Berliner Lessingtheater wurde am 27. November 1889 Sudermanns »Ehre« aufgeführt, und ein beispielloser Erfolg umjubelte dies aus dem Leibe der Zeit geschnittene Stück und den noch so gut wie unbekannten Verfasser. Oft noch ist Sudermann zu dem hier mit rücksichtsloser Kühnheit behandelten



Stoffe, dem Kampf und Gegensatz zwischen Vorder- und Hinterhaus, zwischen Eltern und Kindern mit ihrer verschiedenen Ehrauffassung, zurückgekehrt: »Sodoms Ende«, dies schonungslose Anklagedrama großstädtischer Genuß- und Zerstörungssucht, »Heimat«, das Lieblingsstück aller reisenden Tragödinnen, die »Schmetterlingsschlacht«, das »soziale Trauerspiel der verschämten Armut«, vor allem aber das »Johannisfeuer«, in dem sich die ostpreußischen Heimatserinnerungen wieder durchsetzten, sie alle schöpften aus den Schmerzen und Wunden der Gegenwart und wirkten mit an dem europäischen Theaterruhm ihres Verfassers — aber zu einem reinen, vollen Kunstwerk brachte es von diesen Werken so wenig eins wie von denen, die inzwischen oder hinterher ihr Glück in der antiken, romantischen, gesellschaftlichen, politischen oder märchenhaften Stoffwelt suchten.

Je mehr dann das künstlerische Ansehen und damit auch der Erfolg des Dramatikers ins Wanken geriet, desto eifriger wiesen seine Verteidiger auf die Schöpfungen des Roman- und Novellendichters hin. In der Tat spürt man hier von Anfang an wärmer und kräftiger das Herz des Dichters. Während sich in den Bühnenwerken Wirkungssucht und kalte Berechnung immer breiter machten, konnte man in den Sudermannschen Erzählungsbänden, in den »Geschwistern«, dem »Katzensteg« (der sich freilich nicht allzusehr sträuben wird, wenn er jetzt zur Feier des 60. Geburtstages dramatisiert werden soll), in »Iolanthes Hochzeit«, dieser nahe an Leichtfertigkeit streifenden Humoreske, und selbst noch in dem stark mit künstlichen Gefühlen und Erregungen belasteten Roman »Es war« auf Adern feineren Metallgehalts stoßen und sich an die Erlebnisechtheit erinnert fühlen, durch die »Frau Sorge« einst so viel Hoffnungen erweckt hatte. Den Gipfel der Blendkunst, aber auch den Abgrund schwül-sinnlicher Unwahrheit erreichte der Romanschriftsteller im »Hohen Lied«, einer großstädtischen Dirnengeschichte, deren Riesenerfolg den sittlichen Gefühls- und Geschmacksverfall um 1910 wie mit Scheinwerfern beleuchtet. Im allgemeinen darf man von den erzählenden Werken Sudermanns sagen: je weiter sie sich von den ostpreußischen Heimatsstoffen entfernen, desto zügelloser verfallen sie der Sensationssucht, die mit den krassesten Mitteln und Motiven arbeitet und alle feineren Abschattungen, alle seelischen Begründungen verschmäht. Auch das Beste seiner vielseitigen und vielgewandten Menschenschilderung, soweit sie ihn in den Großstadtdramen und -romanen nicht ganz verläßt, hat seine letzten Wurzeln im kleinstädtisch-dörflichen Heimatsboden, der dank seiner völkischen Mischung aus Deutschen und Litauern ein Herd mannigfacher naturwüchsiger, sinnlich-handgreiflicher Konflikte ist.

So konnte der Sechzigjährige wirklich nichts Besseres tun, als einmal wieder in die Schuhe seiner Jugend zu springen. Das geschieht in den vier »Litauischen Geschichten«, die er in seinem neuesten, fast 500 Seiten starken Erzählungsbande darbietet (Stuttgart, Cotta; geh. 3½, geb. 5 ℳ). Mag für die Ortsschilderung dieses Grenzgebietes zweier Kulturen manches nachträglich durch Studien aufgefrischt oder ergänzt worden sein, erstaunlich bleibt die Vertrautheit, mit der Sudermann sich in die Gefühls- und Vorstellungswelt der litauischen Bevölkerung eingelebt hat. Aus seinem Buche ließe sich eine ganze Geschichte des litauischen Aberglaubens, der litauischen Sitten und Gebräuche, Märchen und Lieder zusammenstellen. Aber auch in die Lebensanschauung und Seelenverfassung dieser uns so fremdartigen Menschen ist er eingedrungen, so gründlich, daß er jeden Augenblick in die Gefahr gerät, in den Moorboden, auf dem sie die dürftigen Hütten ihres Glückes bauen, mit zu versinken. Daß die Lebensluft, die wir hier atmen, der Kehle und Lunge nur selten angenehm ist, brauchte dem künstlerischen Wert dieser Geschichten von Kleinbauern und Instleuten, Knechten und Mägden noch keinen Eintrag zu tun; daß sich aber der dumpfe, schwül-sinnliche Brodem dieser Kleinwelt, in der Wilderei, Diebstahl, Raub, Mord, Giftmischerei und Unzucht zu den selbstverständlichen Alltäglichkeiten gehören, alsbald auch als Stricke um den Schilderer und Erzähler legen, spricht nicht gerade für seine menschliche Beherrschtheit und seine künstlerische Überlegenheit. Wohl sehen wir, wie sich sein Humor, eine oft an ihm verkannte Gabe, dieser eigentümlichen Mischung von Natürlichkeit und Verderbtheit, Einfalt und Schlauheit, Arbeitsfreude und Faulenzertum entgegenwirft, zumal in der umfangreichsten Erzählung von »Jons und Erdme«, dem zähesten aller Ansiedlerpaare, aber nicht lange, und die hier unter einer dünnen Decke von Tüchtigkeit und Gutmütigkeit schlummernden Dirnen- und Räuberhauptmanninstinkte haben ihn selbst beim Wickel: das merkt man an der Wohligkeit, mit der er sich gerade diesen Strömungen hingibt. Auch sind ein paar — natürlich weibliche — Gestalten von so unwahrer Altklugheit, fader Seelenschminke und parfümierter Salonhaftigkeit in diesen Geschichten, daß man sich fragt, ob Sudermann eigentlich Litauen in Berlin W oder Berlin W in Litauen wiedergefunden hat, und wer von beiden sich dadurch beleidigt fühlen soll. Die Sinnlichkeit mag hier gesunder, die Roheit urwüchsiger sein, mit durchtriebener, abgefeimter Berechnung paaren sie sich auch hier schon, und der Erzähler unterläßt nicht, so künstlerisch mit Unschuld zu überzuckern, wo es nur angeht.

Aber Erfindung und Handwerk, beide sind

bewundernswert. So bewundernswert, wie sie es in Sudermanns frischesten Werken kaum waren, und die wohlabgestimmte Vieltönigkeit der Lebensmelodien, wenn dieser Ausdruck in der Sphäre des Unbewußten erlaubt ist, hat er schwerlich sonstwo schon erreicht. Da ist zunächst »Die Reise nach Tilsit«: ein gedämpfter Triumphgesang weiblicher Demut und erlösender Lebenslust. Ansas Balczus macht mit seinem Weibe Indre zum erstenmal eine Vergnügungsreise, er in der teuflischen Absicht, sich ihrer unterwegs der verführerischen Magd zuliebe zu entledigen, sie in der zitternden, aber gottergebenen Bangnis vor der unentrinnbaren letzten Stunde. Doch was sie beide da in Tilsit an Herrlichkeiten und Wundern in gemeinsamer Seligkeit erleben, das vereint sie zu solchem kameradschaftlichen Glücksgefühl, daß sie sich auf dem Rückwege neu verliebt in die Arme sinken und das Boot gefahrvergessen Wind und Wellen überlassen. Als man sie findet, ist Ansas längst ertrunken, Indre aber kann gerettet werden, da er ihr vor dem Versinken die Binsenbündel unter die Arme gebunden hat, die er eigentlich mitgenommen hatte, um sich selbst in Sicherheit zu bringen, wenn er die Unbequeme in die Tiefe gestoßen hätte ... Sodann »Miks Bumbullis«: eine jener linden Seelenwandlungen im Leben eines unverbesserlichen Sünders, wie Marie von Ebner-Eschenbach sie, freilich mit ungleich vornehmeren Mitteln und innigeren Tönen, darzustellen liebt. Ein Zuchthäusler genest an der Sorge um ein armes verlassenes und verprügeltes Kind zu Fleiß und Redlichkeit und opfert für die Seelenruhe der, vermeintlich durch seine Schuld, dennoch von ihrer Stiefmutter, seiner Frau und Mitwisserin, zu Tode Gemarterten endlich sogar seine Freiheit, die ihm doch jetzt so teuer geworden wie nie zuvor. Es war Aberglauben, blöder Aberglauben, was er der kleinen Anikke und ihrem Grabe schuldig zu sein glaubte, aber es war Liebe und Hingebung und Selbstlosigkeit darin, und deshalb war es wohl auch fromm und gottgefällig ... Von dem Humor war schon die Rede, der durch den Lebenslauf von Jons und Erdme geht, diesen arbeitswütigen, schlau-redlichen Betrügern, die sich schier zu Tode rackern, um dem widerspenstigen Moorboden das bißchen Besitzerglück abzuringen, und die dann auf einmal alles sauer Erworbene der Wassersnot, nein, der liederlichen Nichtsnutzigkeit der von Muttereitelkeit verzogenen Marjellen hingeben müssen, sie selbst in Trotz und Haß entzweit, bevor gleiche Not sie wieder zu neuer Arbeit und Lebensgemeinschaft zusammenschweißt. Doch das ist mehr als ein einzelner Lebenslauf, mehr als eine Familiengeschichte. Das ist ein breiter Spiegel litauischer Bauernschicksale und litauischer Seelennöte, in die das Deutschtum mit seinen fremden rechtlichen und sittlichen Ansprüchen Keil und Stachel treibt. Ein vielstimmiges Konzert mit Brummbaß und Posaunen, aber auch mit weichen Geigen- und silbernen Harfentönen ... Endlich »Die Magd«, eine Geschichte, die anfängt, als wär' sie von Tolstoj, fortgeht, als wär' sie von Sacher-Masoch, und endet, als wär' sie von Auerbach. Aber wie gäbe es für die heillose, unselige Gefühlsverwirrung, in die Sudermann die arme Marinke Tamoszus durch eignen Leichtsinn und eigne Schwäche, durch fremde Eifersucht, Sinnengier, Mißgunst, Verleumdung und Bigotterie verstrickt, am Ende eine andre Lösung als den Alexanderhieb eines freiwilligen Todes und einer unfreiwilligen Rettung des gehetzten Opfers: die ihrem Mann entlaufene junge Mutter findet zu ihrem eignen noch ein Brustkind und zu dem Brustkind den Mann, der ihrer Gutherzigkeit und Tüchtigkeit taugt. »Die Hochzeit wurde in Frieden und Stille begangen. Und still und friedlich leben die beiden noch heute« ... Das klingt aus wie ein Märchen, und märchenhaft mutet auch sonst manches an in diesem bunten, wilden, zuweilen sogar wüsten Buche voll schwelender Sinnlichkeit und trübe glostender Leidenschaften, das deshalb doch ein unwiderlegliches Zeugnis bleibt für die Jugendkraft und den Reichtum der Begabung, die noch in dem sechzigjährigen Sudermann stecken.

*

Wilhelm Lehmann — ein neuer Name in der deutschen Romanliteratur. Noch ist alles in chaotischem Werden bei ihm, vor Daseinslust und Lebensüberschwang weiß er sich kaum zu fassen, geschweige denn seinem Werk die abgerundete, in sich geschlossene und vollendete künstlerische Form zu geben. Der Eindruck, den man von seinem ersten Roman »Der Bilderstürmer« (Berlin, S. Fischer) mitnimmt, ist der einer Dichtung, die stetig ihr Gefäß sprengt, eines Flusses, dem das Bett seiner Handlung viel zu eng ist. Allein mit den Naturbeobachtungen, die darinstecken — und es sind oft die feinsten und intimsten, immer die eigenartigsten und selbständigsten —, hätten hundert andre drei und vier Bände speisen können. Was auf den zweihundert Seiten vorgeht, läßt sich in einem Satze sagen: eine Gemeinschaft von Männern gründet eine auf Naturgrundsätzen aufgebaute Schule, eine Art geistig gehobenen Landerziehungsheims, und in dem Kampf der Temperamente und der Geister, der sich dabei entspinnt, wird am Ende die stärkste, aber auch die nüchternste Kraft von den andern, den naturseligen und elementaren, die ihre Phantasie und Sinnlichkeit nicht knechten lassen wollen, ausgestoßen. Das ist alles; aber in welches wogende und schäumende Meer von Daseinslust und Sinnlichkeit ist das getaucht! Man fühlt sich

in die mystischen Zeiten der Urzeugung zurückversetzt, da Astarte oder die Diana der Epheser noch die Welt regierte und die Erde ein einziger taumelnder Hochzeitsreigen war. Tier und Mensch, Luft und Pflanze sind eins, eins antwortet dem andern, alles entzündet und entflammt einander. Dazwischen steigen Klingersche Gesichte auf, und das Geistige vermählt sich untrennbar und unlösbar mit dem Animalischen. »Sieh, Fliegeneier in allen Ritzen«, heißt es einmal, und: »Vielleicht ist das Leben nur um des Gleichnisses willen lebenswert«. Um des Gleichnisses! Der Verfasser selbst verstrickt sich einstweilen darin und wird zum Sklaven seiner ungezügelten, unerzogenen Einbildungskraft. Man höre nur, wie er den Vorfrühling malt: »Über die Wasserscheide der Zeit drang der April: er stand mit aufgerissenen Augen am Bache, der zwischen Silgar und Hollebüttel floß, und wartete, bis Beatus und Friederike sich umarmten. Dann schritt er durch den Bach, seine Fersen waren weiß wie der Sporn der Akelei. Er trug eine weiche Mütze von der Form der Löwenzahnknospe mit umgekrempeltem Rand, aus dem sich lüstern Farnkrautschnecken rollten. Es tropfte von seinen Knien. Seine Schuhe endigten vorn in Spitzen, an denen kleine Glocken hingen. Das Lächeln seines Mundes suchte die Trauer seiner Augen zu besiegen. Er ging an die Bäume und hauchte sie an, da entschlüpfte ihrem Mark ein Geigenton, der flog als blaubeschopfte Meise fort, und die Bäume atmeten schneller. Und der April entschwand ins Dunkle.« Oder den nahenden Herbst: »Die erste Pflanze, welche sich nach der Mahd erholte, war der Wiesenknopf. Er war vorsichtig geworden. Mit gebückten Büscheln bewachte er seine Kinder. Mit aller Macht hoffte er auch den zweiten Schnitt zu überstehen, um noch eine Weile des Spätherbstes friedlich zu erleben und dann statt in die Sichel in die freundlicheren weißen Arme des Nachtfrosttodes zu sinken.« So lebt diesem naturberauschten Dichter all und jedes zwischen Himmel und Erde, aber die Folge dieser trunkenen Andacht zum Kleinen und Kleinsten, dieser zügellosen, bacchantischen Naturanbetung ist vorläufig nur eine Erniedrigung des Menschen und seines Schicksals. Es wäre jammerschade, wenn sich Lehmann aus diesem Rausche nicht erholte, um Menschliches menschlich zu gestalten!

*

Wenn einer gut die Flöte bläst, soll er sich nicht gelüsten lassen nach der großen Posaune. **Max Jungnickel** hat es in der kleinen Form der romantisch-idyllischen Skizze zur Meisterschaft gebracht — warum muß es durchaus ein »Roman« sein, wenn auch nur ein »kleiner«, was er uns in einem seiner neuesten Büchlein bietet? (München, H. A. Wiechmann). Das Persönlichkeitsschicksal dieses **Peter Himmelhoch**, den er sich zum »Helden« erkoren hat, versinkt und verschwindet ja doch in all den natur- und traumseligen Bilderchen, die da aneinandergereiht und aufgehäuft werden, wie die Nähnadel in der Kornhocke. Bei Jungnickel führt jeder Baum, jeder Grashalm, jeder Bach und jedes Wassertröpfchen sein Eigenleben, und sie alle, vom Stern am Himmel bis zum Kiesel am Wege, stehen seinem Herzen gleich nahe — wie käme er dazu, ein Menschenkind, sei's auch ein Stück von ihm selber, so zu bevorzugen, daß es all diese kleinen und großen, hohen und niedrigen Geschöpfe seiner Poetenlaune beherrscht? Ein Soldat, der aus seinem Heimatdorf und von seinem geliebten Gänsemädchen fort in den bösen, bösen Krieg ziehen muß, dem eine Kugel durch die Brust springt und der heimwehkrank fern von Dinkelsbach und Gänsemädchen seine Seele aushaucht: das ist die ganze Romanhandlung — jeder Abcschütze, der Grimms oder Andersens Märchen gelesen hat, könnte sie auch erfunden haben. Nein, nicht der dürre Stecken des äußeren Geschehens ist es, was diese kleine Geschichte schön macht, die Ranken sind es, die Sommerfäden und Tauperlen, die Sonnenflecken und Mondlichter, die sie bald lustig, bald traurig umspielen. Da tut man am Ende besser, auf solche Künste ganz zu verzichten und Perle an Perle zu nähen, wie es in den kleinen Einfällen, Bildern und Phantasien des »Gänseblümchenphilosophen« geschieht, allwo uns das Geheimnis dieser welt- und wirklichkeitsfernen Poesie offenbart wird: »Als ich herzkrank war, verordnete mir der Arzt Vogellieder. Und siehe da, die himmlischen Lieder aus Nachtigallenbrust und Rotkehlchenherzen sind in mein Herz gekrochen und haben mein Blut so froh und glücklich gemacht ...«

Als hätte Jungnickel es selbst gewußt, daß man ihm den »Roman« nicht glauben werde, brachte er bald darauf ein zweites Büchlein, diesmal mit der Bezeichnung »Ein ganz richtiger Roman«. Glaubt's ihm nicht, ihr Leser und Freunde seiner Bücher! Wie in den vorausgegangenen, so wird auch in diesem »**Ins Blaue hinein**« phantasiert und fabuliert (unter diesem Titel, wiederum erschienen bei Wiechmann). Diesmal ist's die Musik, die süße Musik Franz Schuberts, die durch die naive Vagabunden- und Ehegeschichte von Robert Dörfler und Liese Uhrhutzel ihre Goldfäden webt, und wieder ist alles wunder-, wunder-, wunderschön, bis das traurige Sterben kommt. Traurig? Ach nein, Max Jungnickel überspinnt auch Sarg und Grab noch mit lieben Tönen und leuchtenden Strahlen, und Ferdinand Staeger, dessen Stift so feine, zärtliche Striche zieht wie kein andrer heute, hilft ihm bei diesem menschenfreundlichen Werk. F. D.

Verschiedenes

Schon bei Werners Aufsatz »Deutsches Land« (S. 167) haben wir in einer Fußanmerkung auf das Volks- und Hauslesebuch »Die Heimat« hingewiesen, das Heinrich Mohr bei Herder in Freiburg herausgegeben hat (mit gutem Buchschmuck von Rolf Winkler; in Pappband geb. 4½ *M*; Feldausgabe 3,80 *M*). Ein Unternehmen, das dem auch sonst um die Pflege heimatlichen Sinnes und vaterländischen Schrifttums verdienten Herausgeber gleiche Ehre macht wie dem Verlage. Die offenkundige Bevorzugung katholischer Verfasser in diesem Sammelwerk bedeutet diesmal keine Beeinträchtigung des Wertes und der Wirkung dessen, was in seinen 35 Beiträgen, Schilderungen, Lebensbildern, Erzählungen und Geschichten aus dem deutschen Volkstum, dargeboten wird. Der sittlich-religiöse Ernst dieses Buches kennt keine Unduldsamkeit, seine Lebens- und Weltanschauung geht freien Auges ohne Fesseln und Ketten einher, das Gemüt verleugnet nicht den Verstand, die ernsthafte Besinnlichkeit schämt sich nicht des lebensfröhlichen Humors. Noch einmal: hier ist der erste Ansatz zu einem deutschen Hausbuche, wie Prof. Werner es uns wünscht, und das Versprechen von Fortsetzungen, das in der Bezeichnung »1. Band« liegt, läßt uns auf das allmähliche Heranwachsen einer allumfassenden Ehrenhalle deutscher Heimatschönheiten hoffen.

*

Robert-Volkmann-Briefe, gesammelt und herausgegeben von Hans Volkmann. Mit einem Bildnis in Heliogravüre (Leipzig, Beitkopf & Härtel; geh. 8 *M*).

Die Briefe eines Tondichters, der von politisch bewegten Zeiten zu erzählen versteht. Sie gewähren tiefe Einblicke in sein Schaffen und lassen uns miterleben, wie seine Werke, besonders das große B-Moll-Trio, die D-Moll-Symphonie, die Richard-Ouvertüre und die Serenaden, in die Musikwelt eingeführt wurden. Außerdem wird das Buch wertvoll durch die Streiflichter, die es auf das Kunst- und Kulturleben Österreichs und Ungarns in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts wirft. Der leichte Plauderton der meisten Briefe ist nur die natürliche Form des liebenswürdigen Humors, mit dem der Mensch wie der Musiker Volkmann beglückt war.

Held Hindenburg

Der, Deutschland, wird dir dauern,
Den Mann, den hält dein Herz,
Der ragt aus allen Mauern,
Des Name steht in Erz!

Mehr hat er dir gegeben
Als Siege, Glanz und Glück:
Mit ihm kam dir das Leben,
Kam, Volk, dein Held zurück!

Er war dir längst genommen,
Du hast ihn kaum geträumt:
Wie warst du doch verkommen,
Im schnöden Tag versäumt,

Von allen guten Geistern
Verlassen, leck und leer!
Von deinen deutschen Meistern
Verstandst du keinen mehr;

Die vor der Sonne standen,
Die deuchten dir das Licht;
Die frech sich dir verbanden,
Du wehrtest ihnen nicht.

Nun hast du, Volk, erfahren,
Daß Wille Tat vermag,
Dein Elend kam zu Jahren:
Da ward es deutscher Tag.

Deutschland, erkenn' die Helle,
Die strahlend sich ergießt,
Kühn wirf dich in die Welle,
Die Gott entgegenfließt,

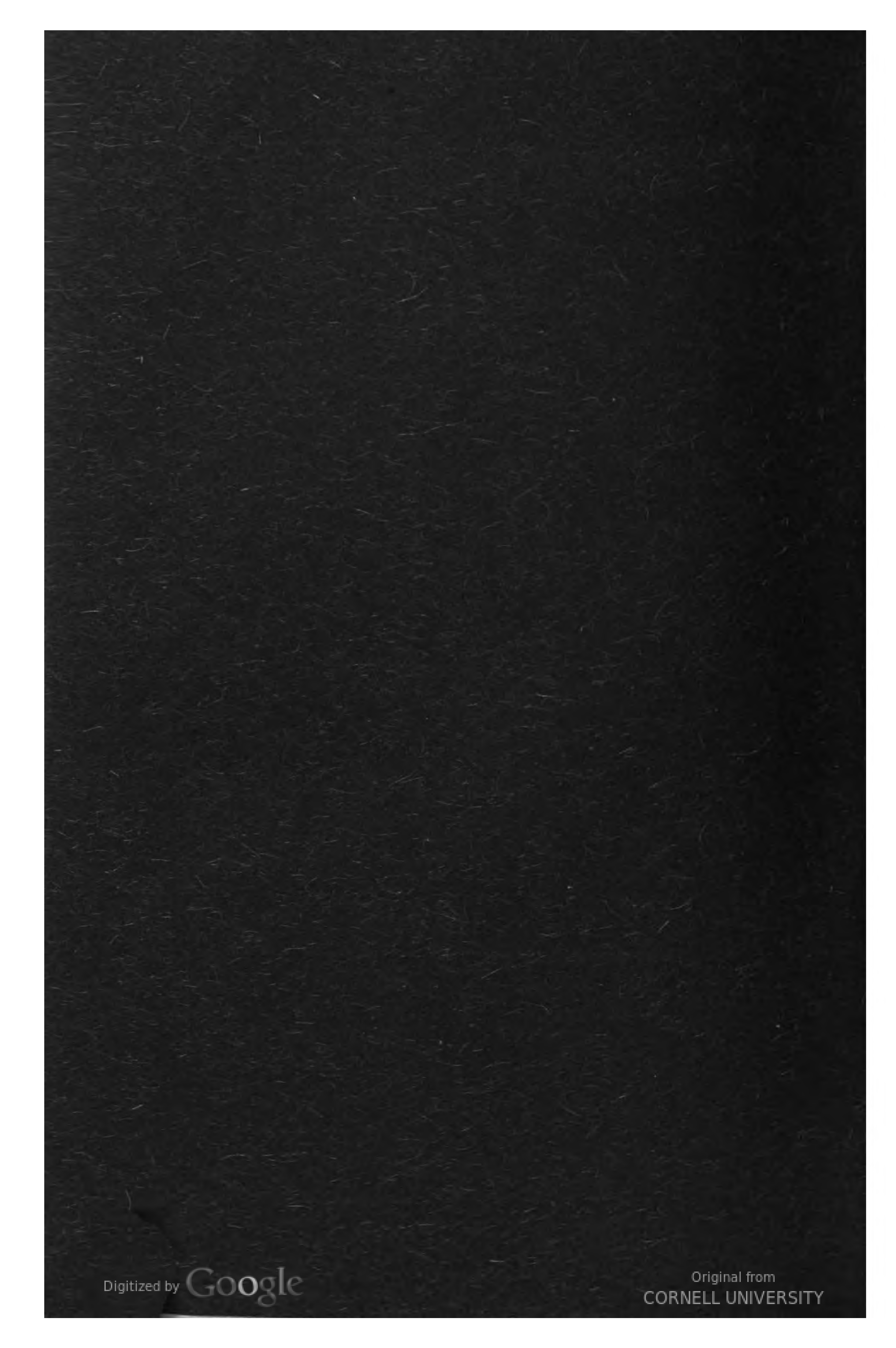
Ström' aus in deine Weiten,
Flut' über, deutsche Welt:
Den heiligen Gezeiten
Gebietet hoch dein Held!

Richard Schaukal

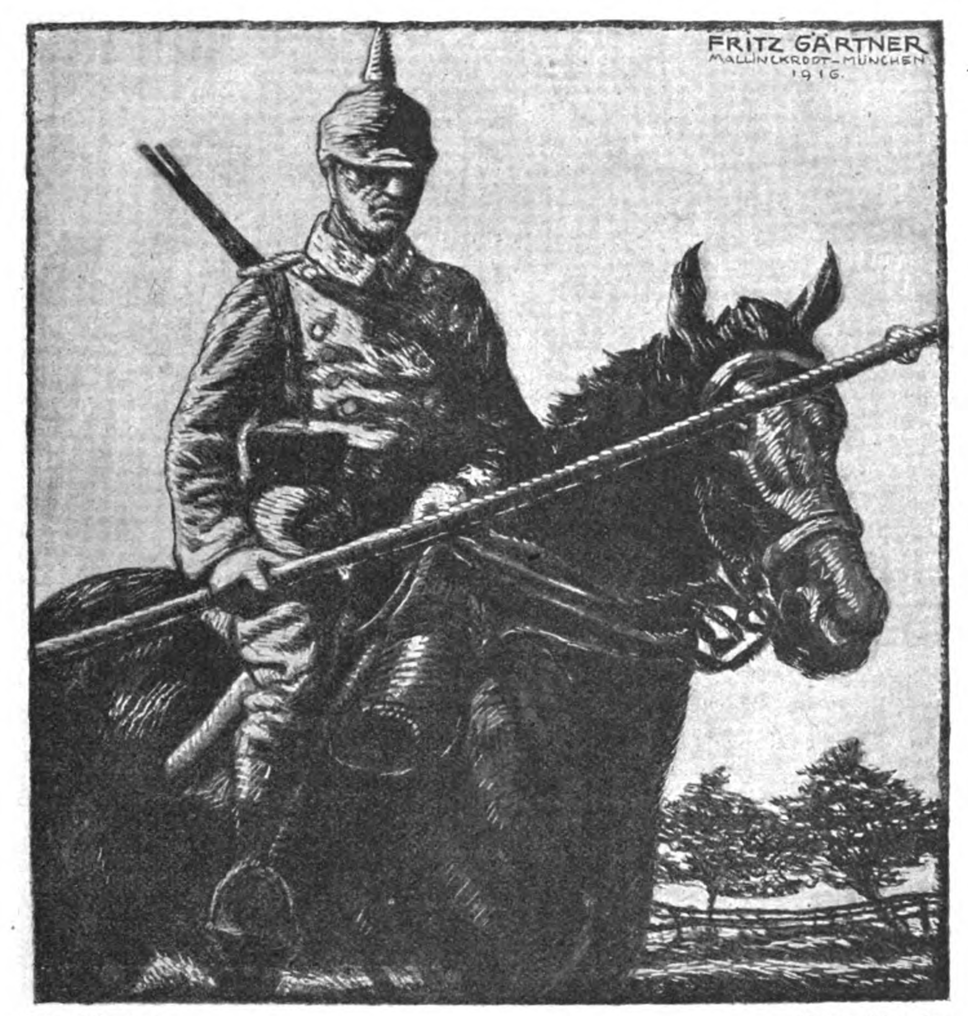
(»Kriegslieder aus Österreich« von Richard Schaukal; aus der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien)



Walther Schodde: Hindenburg



Der deutsche Weltkrieg



Fritz Gärtner: Patrouillenreiter

Kugeln

Kugeln singen ihr Lied — ha, taubes Ohr,
Das ihnen gram ist! So fein war nie
Ein Mädchenlachen, so lockend sprangen
Nie Geigentöne noch ins Hirn. Zaubrische
Bilder
Umgaukeln sie von fernen Seligkeiten ...
In all dem ungeschlachten Toben,
Dem Krachen, Bersten und Geheul
Sind sie die Schönheit und das leise
Weinen der Bräute, der Unsterblichkeit
Wehsüßes Locken — —
Wen die kleine
Stahlkugel traf, liegt ohne Wünsche
Im Grase, friedlich. Sind im Morden
Friede und Schönheit — kleine Kugeln —
Und feine Lieder.

Herbert Saekel

Der italienische Irredentismus

Von Theodor von Sosnosky

Der italienische Irredentismus ist im Grunde nichts andres als die Fortsetzung des »Risorgimento«, des italienischen Nationalismus, der alle Italiener zu einem einzigen italienischen Reiche zusammenfassen und nicht früher ruhen will, als bis er dieses Ziel erreicht hat. Er ist also keineswegs erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts entstanden, wie man anzunehmen pflegt, sondern hat schon vor mehr als hundert Jahren begonnen, als der Sturz Napoleons dem von ihm geschaffenen »Königreich Italien« nach einem flüchtigen Dasein ein jähes Ende bereitete und Italien wieder zu dem »geographischen Begriff« geworden war, der es vorher gewesen.

In seiner gegenwärtigen Form und mit seinem gegenwärtigen Namen ist er zuerst während der großen Balkankrise im Jahre 1876 bis 1879 in die Öffentlichkeit getreten, und zwar war es die Ausdehnung der Machtsphäre Österreich-Ungarns auf dem Balkan, die ihn in leidenschaftlicher Weise zur Entladung brachte. Er forderte »Kompensationen« für Italien, das einen derartigen Machtzuwachs der Monarchie nicht dulden könne, ohne ebenfalls seine Grenzen zu erweitern, und zwar auf deren Kosten. Er hatte sich diese Theorie zurechtgezimmert, weil er mit dem nationalen Prinzip allein nicht ans Ziel gekommen war. Er zeigte sich in der Beschaffung von Argumenten, die sein Verlangen nach österreichischen Gebieten begründen und rechtfertigen sollten, überhaupt sehr erfinderisch. Er führte nämlich außer diesen zwei Gründen auch noch zwei andre an: die Notwendigkeit, für Italien »natürliche« Grenzen zu schaffen, und die »Unterdrückung« und »Verfolgung« der Italiener in Österreich.

Mit diesen vier Argumenten glaubte er sich zur Genüge gewappnet, um seine Ansprüche vor der Welt als sein gutes Recht erscheinen zu lassen und Österreich ins Unrecht zu setzen.

Tatsächlich standen diese Argumente jedoch auf überaus schwachen Füßen und fielen kläglich um, sobald Logik und Wahrheit an sie rührten.

Das zeigte sich besonders augenfällig bei dem Hauptargument, dem nationalen Prinzip: wenn alle Italiener unter einem Hute, der savoyischen Krone, vereinigt werden sollten, dann mußte das natürlich nicht nur für die Italiener österreichischer Staatsbürgerschaft Geltung haben, sondern auch für die unter französischer, britischer und schweizer Herrschaft, also für die Italiener in Korsika, Nizza, Malta und im Tessin. Der Irredentismus kehrte sich aber stets nur gegen Österreich, nicht auch gegen Frankreich und England. Der Schweiz gegenüber machte er sich zwar bemerkbar, aber in unvergleichlich harmloserer Weise, so daß von seiner Tätigkeit nach dieser Richtung hin völlig abgesehen werden kann. Durch diesen Widerspruch strafte der Irredentismus das von ihm so pathetisch betonte nationale Prinzip aber selber Lügen.

Doch auch hiervon abgesehen, vermag dieses seinen Anspruch, als ein politisches Dogma zu gelten, nicht aufrechtzuerhalten, denn wollte man es in Europa überall geltend machen, so müßte das unfehlbar zur Zerreißung der meisten bestehenden Staatsverbände führen und ein politisches Chaos schaffen. Selbst als national einheitlich geltende Staaten wie Frankreich müßten sich dann empfindliche Amputationen gefallen lassen, denn außer von Franzosen wird es noch von Italienern (Korsika, Nizza), Bretonen (Bretagne) und Basken (Pyrenäen) bewohnt.

Nicht besser als um das nationale Argument stand und steht es um das für Kompensationen eintretende. Selbst wenn man die Kompensationstheorie gelten lassen und das berühmte europäische Gleichgewicht anerkennen will, ist gerade Italien der letzte Staat, der ein Recht hätte, Österreich deshalb zu belangen. Es hat diesem mit französischer Hilfe im Jahre 1859 die Lombardei genommen, die, beiläufig bemerkt, seit dem Jahre 1714 zu Österreich gehört hat, und 1866, mit preußischer Hilfe, Venetien. Weder das eine noch das andre Mal ist Österreich für diese schweren Gebietsverluste auch nur mit einem Quadratmeter Bodens entschädigt worden. Wenn es im Jahre 1878 durch den Beschluß des Berliner Kongresses also Bosnien nebst der Herzegowina erhielt, so bestand für Italien auch nicht das winzigste Rechtstitelchen, seinerseits Kompensationen zu beanspruchen.

Geradezu grotesk mutet das dritte Argument des Irredentismus an, die Notwendigkeit »natürlicher« Grenzen. Gesetzt den Fall, die Nordostgrenze Italiens wäre wirklich für dieses so ungünstig, wie dort behauptet wird, was aber keineswegs zutrifft: sollte darum Österreich den — angeblichen — Vorteil seiner Grenzen preisgeben? Sollte es um der schönen Augen Italiens willen diesem zu einer bequemen Invasion verhelfen? Sollte es an seinem eignen Grabe mitschaufeln? Welcher Sturm wäre in Italien losgebrochen, wenn es sich umgekehrt verhalten und Österreich das Verlangen nach einer Grenzberichtigung geäußert hätte? Nebenbei bemerkt, nach einer Grenzberichtigung, die ebenso ungeheuerlichen Umfang gehabt hätte wie die vom Irredentismus geforderte, der bekanntlich Tirol bis über den Brenner hinauf, den größten Teil des österreichischen Küstenlandes und zum Teil sogar Dalmatien beansprucht!

Was schließlich das letzte irredentistische Argument betrifft, die angebliche Unterdrückung der

Italiener in Österreich, so läßt sich eine dreistere Verleumdung kaum denken, denn just das Gegenteil ist wahr. Man braucht als Beweis dafür bloß auf die Tatsache zu verweisen, daß die Zahl der aus Italien nach Triest eingewanderten Italiener im Laufe der letzten Jahre vor dem Kriege durchschnittlich 4000 jährlich betragen hatte und die Gesamtzahl der in Triest ansässigen Reichsitaliener auf mehr als 50 000 gestiegen war. Ein solcher Massenzufluß von Italienern nach Österreich wäre doch undenkbar gewesen, wenn sie hier unterdrückt worden wären, und er läßt sich überhaupt nur dadurch erklären, daß ihnen in Österreich wesentlich günstigere Verdienstmöglichkeiten geboten waren als in Italien. Tatsächlich haben die Reichsitaliener in Triest nicht nur Verdienst gefunden, sondern es vielfach zu den bestbezahlten und einflußreichsten Stellen in der städtischen Verwaltung und in den großen Verkehrs- und Handelsanstalten gebracht. Reichsitaliener waren es ferner, die in den Konvikten (»Rekreatorien« genannt) die österreichisch-italienischen Kinder in streng italienischem Geiste, sogar nach dem italienischen Militär-Reglement und in Uniformen nach italienischem Schnitt, heranbildeten. Solche Uniformen trugen in Triest sogar die städtischen Angestellten, und in Trient war die städtische Musikkapelle à la Bersaglieri uniformiert. Nach reichsitalienischen Städten und Persönlichkeiten, darunter ausgesprochenen Feinden Österreichs, wurden in Triest und Trient die Straßen und Plätze benannt, ja, in Trient errichtete man sogar auf dem größten Platze die Standbilder irredentistischer Vorkämpfer wie Carducci, Gazzoletti, Prati. Die führenden Blätter von Triest und Südtirol, der »Piccolo« dort, der »Alto Adige« hier, schrieben derart, als ob sie in Mailand oder Rom erschienen, nicht in Triest und Trient. Wenn sie Italien und den König von Italien meinten, so schrieben sie bloß vom »Regno« und vom »Ré«: wenn es sich aber um Österreich-Ungarn handelte, dann gab es für sie kein »Reich«, und der Herrscher wurde wie der eines fremden Staates mit dem vollen Namen bezeichnet; ein Manöver, das durch beharrliches Festhalten daran bei den Lesern allmählich den Glauben hervorrufen sollte, sie befänden sich tatsächlich auf italienischem Boden und nicht auf österreichischem. Und dieser Wahn war um so wirksamer, als diese Blätter alles Italien Betreffende ausführlich und liebevoll behandelten, als ginge es das eigne Land an, alles Österreichische dagegen bagatellmäßig, als handelte sich's um fremdes Land.

Man kann aus alledem zur Genüge ersehen, wie es um die »Bedrückung« und »Verfolgung« stand, die die Italiener in Österreich angeblich zu erdulden hatten und derentwegen sie vom fremden Joch »erlöst« werden sollten.

Aber die sogenannte italienische Universitätsfrage, die beharrliche Nichterfüllung der italienischen Wünsche nach einer eignen nationalen Universität in Österreich! Und die Nichterfüllung ihres Verlangens nach der Autonomie des »Trentino«! Hat daraus nicht ein feindseliger Geist gesprochen? Ist darin nicht doch eine stiefmütterliche Behandlung des Italienertums zu sehen gewesen?

Auch diese auf den ersten Blick vielleicht blendenden Einwände lassen sich leicht widerlegen. Wenn die österreichische Regierung zögerte, den Italienern eine eigne Universität zu geben, so hat sie hierzu triftige Gründe gehabt. Vor allem hätte sie sich dadurch einer Bevorzugung der Italiener und einer Zurücksetzung der Ruthenen und Slowenen schuldig gemacht, die, wiewohl viel zahlreicher, ebenfalls noch keine nationale Universität besaßen und es daher mit vollem Recht als eine Zurücksetzung hätten empfinden müssen, wenn 750 000 Italienern zuteil geworden wäre, was 3½ Millionen Ruthenen und 1⅓ Millionen Slowenen versagt geblieben war.

Noch entscheidender kam für die österreichische Regierung ein andrer Umstand in Betracht: die italienische Universität sollte durchaus in Triest errichtet werden! »Trieste o nulla!« lautete die Trutzparole der Italiener. Eine italienische Universität in Triest errichten, hätte aber nichts andres geheißen als: ein irredentistisches Bollwerk auf österreichischem Boden errichten; noch dazu hart an der Grenze; eine Zumutung, die selbst für die oft unbegreifliche Langmut und Kurzsichtigkeit der österreichischen Regierung etwas zu stark gewesen ist.

Was aber die Verweigerung der Autonomie für Südtirol betrifft, so hat die Regierung nicht anders handeln können, wenn sie die Erhaltung aller österreichischen Gebiete wollte, wie dies ihre Pflicht war, denn sie mußte ja wissen, daß die Italiener die Autonomie für Südtirol nur deshalb so heiß begehrten, weil sie eingestandenermaßen darin die Vorbedingung zur Angliederung an Italien sahen.

So also sieht es mit den Argumenten aus, die der italienische Irredentismus ins Treffen geführt hat, um seine Berechtigung nachzuweisen. Sie sind in Wahrheit nur glänzend lackierte Krücken für seine logische und ethische Schwäche und Verlogenheit, nur täuschende Masken, hinter denen er seine schnöde Habsucht und Raublust zu verbergen suchte.

So kläglich es um die Theorie des Irredentismus bestellt war, so glänzend stand es um seine Praxis. Er entfaltete eine Tätigkeit, bei der Energie, List, Dreistigkeit und Unermüdlichkeit um die Palme rangen und die wahrlich einer besseren Sache wert gewesen wäre, als es die systematische Verhetzung zweier Staaten war.



Unbekümmert um das Bundesverhältnis zwischen Österreich-Ungarn und Italien arbeitete die Irredenta auf ihr verderbliches Ziel hin, und es nahm sich wie ein böses Vorzeichen aus, daß wenige Monate nach Abschluß dieses Bündnisses in Triest der Mordplan Oberdanks gegen Kaiser Franz Josef entdeckt wurde (Sept. 1882).

Die Haupttätigkeit der irredentistischen Propaganda wurde von den nationalen, meist eigens zu diesem Zweck ins Leben gerufenen Vereinen besorgt, vor allem von der Gesellschaft »Dante Alighieri« und der Gesellschaft »Für Trient und Triest«, die ja schon durch ihren Namen ihre Tendenz kennzeichnete und, im Gegensatz zur Dante-Gesellschaft, ihre irredentistischen Absichten nicht verbarg, während jene ihre Propaganda unter dem Vorwande der Erhaltung und Pflege der italienischen Sprache und des italienischen Volkstums betrieb und diese schöne Maske, die für schärfere Augen freilich durchsichtig genug war, erst kurz vor Kriegsausbruch lüftete.

Beide Vereine, zu denen sich noch eine ganze Reihe kleinerer gesellte, arbeiteten mit Hochdruck und, namentlich die Dante-Gesellschaft, mit reichen Mitteln, die es ihnen ermöglichten, die Hetze gegen Österreich im großen Stil zu betreiben. Unablässig und in der den Italienern eignen leidenschaftlichen und bombastischen Weise predigten sie in Wort, Schrift und Bild den nationalen Gedanken und den Haß gegen Österreich, das der Verwirklichung des nationalen Ideals im Wege stand. Abgesehen von ihren eignen publizistischen Organen wurden sie dabei fast von der gesamten tonangebenden Presse Italiens unterstützt, die ja von denselben Gefühlen der Feindseligkeit gegen Österreich geleitet wurde und daraus meist auch kein Hehl machte. Kennzeichnend für den Geist dieser Vereine war ihre vorbereitende Tätigkeit für den Krieg. Sie betrieben die militärische Heranbildung der Jugend, organisierten Jungschützenkorps und veranstalteten Ausflüge in das Grenzgebiet zu dessen Erkundung und gleichzeitig zur Übung dieser Freiwilligen-Formationen im schwierigen Berggelände der Nordostgrenze. Namentlich im Cadore erreichte diese Organisation, die dort von einem General geleitet wurde, einen hohen Grad.

Hand in Hand mit den irredentistischen Vereinen in Italien arbeiteten die in Österreich. Hier war es vor allem die »Lega nazionale«, die, unterstützt von einer Legion kleinerer Vereine, die Propaganda leitete. Dank den reichlichen Geldspenden, die ihr von den Vereinen in Italien zuflossen, vor allem von der Dante-Gesellschaft, verfügte sie über Mittel, die ihr eine ebenso kräftige wie weitverbreitete Tätigkeit ermöglichten. Laut Rechnungsabschluß des Jahres 1913 besaß sie damals ein Gesamtvermögen von rund 1¼ Millionen Kronen und zählte etwa 30 000 Mitglieder, die sich auf zwei Sektionen, die Adriatische und die Trentiner sowie die Dalmatiner Ortsgruppen verteilten. Mit welchem Erfolge diese Propaganda die Italianisierung des Küstenlandes und Südtirols betrieben hat, ist schon beim Kapitel »Unterdrückung« gekennzeichnet worden. Ihr Hauptaugenmerk wandte die »Lega« dem Schulwesen zu, in der richtigen Erkenntnis, daß sie besonders hier den Hebel ansetzen mußte, wenn sie ihr Ziel erreichen wollte. Tatsächlich gelang es ihr auf diesem Wege auch, die heranwachsende Jugend im irredentistischen Geiste heranzuziehen und dem Irredentismus eine Garde zu schaffen, die mit dem Feuer ihrer Jugend für ihn eintrat und kämpfte. Wie weit die Umsicht, ja das Raffinement dieser Propaganda ging, kennzeichnet vielleicht nichts besser als die Tatsache, daß sie schon bei den Kindergärten einsetzte, in denen sie reichsitalienische Wärterinnen anstellte und die Kinder mit Spielzeug versah, das ebenfalls aus Italien herrührte, und an denen die italienischen Farben oder italienische Symbole wie der fünfeckige italinische Stern angebracht waren. Natürlich war auch in den Schulbüchereien für entsprechenden Lesestoff gesorgt, wie ja die »Lega« dem Bibliothekwesen überhaupt große Aufmerksamkeit zuwendete. Wie durch die Tageszeitungen sollte auch durch Bücher in den Lesern das Zugehörigkeitsgefühl zu Österreich völlig erstickt und die Meinung hervorgerufen werden, ihr Vaterland wäre Italien.

Außer den Volks- und Fachschulen, den Rekreatorien, Kindergärten und Bibliotheken sorgten noch Vereins-Kongresse, Flugschriften, Wanderlehrer, Ansichtskarten, Erinnerungsmedaillen, ja selbst Zündhölzchenschachteln und Zigarettenhülsen für die Verbreitung des irredentistischen Gedankens in Österreich.

Nicht unerwähnt darf dabei die Rolle zweier Faktoren bleiben, die, an sich einander todfeind, in diesem Falle mit vereinten Kräften, wenn auch jeder auf eigne Faust, für die Verbreitung des Irredentismus wirkten: des Klerus und der Freimaurer.

Das Fürstbistum von Trient bildete insofern eine Pflanzstätte des Irredentismus, als seine Priester, in national-italienischem Geiste herangebildet, diesen in ihre Pfarrsprengel hinaustrugen und so bewirkten, daß auch die ländliche Bevölkerung Südtirols, die früher im Gegensatz zur städtischen loyal gewesen war, immer zahlreicher ins irredentistische Lager überging. Auch das vom Trientiner Klerus herausgegebene Blatt »Trentino« trug reichlich dazu bei, da es ganz im selben österreichfeindlichen Sinne redigiert wurde wie der liberale »Alto Adige«.

Was aber die Freimaurer betrifft, so waren sie von jeher die eifrigsten Anwälte der italieni-



schen Einigkeitsbestrebungen gewesen und durften sich mit Recht des großen Anteils rühmen, den sie an deren Erfolgen hatten. In Österreich selbst vermochten sie allerdings nur im geheimen zu wirken; um so unbehinderter dagegen in Italien, wo der Nationalheld Garibaldi ja Großmeister der dortigen Loge gewesen war.

Wie erfolgreich die irredentistische Propaganda in Österreich gewirkt hatte, hat die Massenflucht der Italiener aus Südtirol und dem Küstenlande gezeigt, als der Weltkrieg ausbrach, und besonders, als der italienische Krieg vor der Tür stand. Leute aus allen Ständen und Berufen beeilten sich, von ihrem schlechten politischen Gewissen getrieben, ihre bedrohte Freiheit in Sicherheit zu bringen. Advokaten, Journalisten, Ärzte, Lehrer, aber auch k. u. k. Staatsbeamte und, im Gegensatz zu 1866, selbst Bauern verrieten durch ihre Flucht ihre Zugehörigkeit zur Irredenta.

Der Irredentismus hätte niemals solchen Umfang annehmen und solche Wirkungen erzielen können, wenn er nicht von zwei günstigen Momenten gefördert worden wäre: von der heimlichen Unterstützung durch die italienische Regierung und von der Passivität der österreichischen Behörden.

In Wien besorgte man, durch stärkeren Druck einen um so heftigeren Gegendruck hervorzurufen, und hoffte trotz allen üblen Erfahrungen immer noch, sich durch die größte Nachsicht und das weiteste Entgegenkommen die Dankbarkeit oder wenigstens die Anerkennung der Italiener zu erwerben und sie zufriedenzustellen. Und man war um so mehr darauf bedacht, als man auf das Bündnisverhältnis Rücksicht nehmen zu müssen glaubte und alles vermeiden wollte, was geeignet sein konnte, es zu trüben. So dreist und herausfordernd sich der Irredentismus diesseits und jenseits der Alpen auch betrug, man drückte dazu in Wien immer ein Auge zu, oft genug alle beide, und wollte auch nichts gehört haben. Eine Taktik, die schon deshalb eine Verwirklichung ihrer guten Absichten ausschloß, weil sie einseitig blieb. Auf der andern Seite, bei der italienischen Regierung nämlich, war man, trotz gelegentlichen Höflichkeitsbezeugungen und glatten Amtsphrasen, weit entfernt, dieses Entgegenkommen zu würdigen, und tat nicht nur nichts gegen das Treiben der Irredenta, sondern förderte es im stillen. Und das war eigentlich nur selbstverständlich, denn die italienische Regierung hat im Grunde ja dieselbe Politik betrieben wie die Irredenta, das hat der Krieg überzeugend bewiesen.

An die Musik

Du aber bleibst, wenn alle gehen,
Die milde Schwester mir zur Seite
Und gibst das sanfteste Geleite —
Und kann mich niemand mehr verstehen,
Sagt Gott mir Ja! durch deine Saite.

Du gingst auch mit mir vornhin in den Graben
Und warst in all dem Grellen, Gellen
Um mich ein stiller Tanz von Wellen,
Und die Gedanken wurden drüber zu Libellen,
Und deine Nachtigallen übertönten Todes Raben.

Du kamst mit mir auch in die Heimat wieder.
Und wußtest alter Märchen kindesreine Weise
Und machtest mich fürs neue Leben leise
Und stiegst in meine Einsamkeit hernieder
Und wußtest schon vom Frieden schönste Lieder!

Alfred Hein,
Kriegsfreiwilliger



Deutsche Leistungen

Von Franz Anton Bechtold (Charlottenburg)

Sich Rechenschaft über seine Leistungen zu geben, ist keine Überhebung, darf von keinem andern mißbeutet oder falsch gebeutet werden. Der ordentliche Kaufmann zieht seine Bilanz nicht, um mit ihr zu protzen, sondern um selber Klarheit über seine Geschäftsergebnisse zu erlangen. Eine gute Bilanz ist ein Rechenschaftsbericht über vergangene Geschäftshandlungen: sie zeigt, ob und inwieweit ein Unternehmen vorwärtsgekommen ist. Wenn man die Ergebnisse seines eignen Unternehmens mit denen andrer Unternehmungen vergleicht, so darf man auch hierin nichts Anmaßendes erblicken. Denn gemessen an andern Wirtschaften zeigt sich erst die eigne im richtigen Lichte. Dabei ist natürlich auch zu berücksichtigen, unter welchen Bedingungen das eigne und das fremde Unternehmen gewirtschaftet hat. Wer unter schwierigen Bedingungen dasselbe oder noch mehr als ein andrer erreicht, muß entweder besonderes Glück haben oder ihm geistig oder körperlich überlegen sein.

Was für die Einzelfälle im privaten Erwerbsleben, gilt auch für die Wirtschaften der einzelnen Staaten untereinander. Ein geistig und wirtschaftlich emporgekommener Staat muß unbedingt über starke Quellen seelischer und körperlicher Kräfte verfügt haben. Mit roher Muskelkraft und Unkultur ist kein Aufstieg möglich. Erst mit der Ausbildung und Verfeinerung der Denkkraft ist ein Emporkommen großen Stils zu erreichen, sind weithin sichtbare und beweisbare Leistungen möglich.

Wissenschaft, Technik und Organisationstalent bringen Leistungen ungeahnter Bedeutung zustande. Insbesondere waren es die angewandten Wissenschaften, die Deutschlands Aufstieg zuwege brachten. Nicht zum wenigsten trug die neuzeitliche Heilkunst zu Deutschlands Wohl bei. Das leuchtet besonders ein, wenn man sich des Satzes erinnert, daß nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnt. Einen gewissen Maßstab bietet die Sterblichkeitsstatistik.

Vor etwa 20 bis 25 Jahren starben in Deutschland jährlich 25 Personen vom Tausend der Bevölkerung, in Frankreich aber nur 22. Diesen Vorsprung büßte Frankreich aber bald ein. Seine Sterblichkeit verminderte sich zwar auch in den folgenden Jahren, aber unsre Sterblichkeit ging noch mehr zurück. Vor dem großen Kriege starben in Frankreich 18 bis 19 Personen vom Tausend, in Deutschland aber nur 16. Deutschland verdankt diesen Rückgang der Sterblichkeit der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, in der Hauptsache aber einer Verbesserung des Gesamtgesundheitszustandes. Für unsre Volkswirtschaft und unsre Wehrkraft ist dieser Fortschritt außerordentlich bedeutungsvoll. Die länger lebenden Menschen können mehr arbeiten, und die gesünderen sind in der Lage, mehr, Besseres und Vollkommeneres zu leisten, die Wettbewerber auf dem Weltmarkte zu überflügeln, das Volksvermögen zu vermehren.

Versuchen wir auch diese Tatsachen in Zahlen auszudrücken. Das deutsche Volkseinkommen betrug vor dem Kriege nach Helfferich 43 Milliarden Mark, im Vergleich mit dem Jahre 1895 (20 bis 25 Milliarden) mehr 18 bis 23 Milliarden. Das Volksvermögen vor dem Kriege betrug über 300 Milliarden gegen 200 Milliarden 1895, also innerhalb 17 Jahren ein Zuwachs von 100 Milliarden. Das französische Volkseinkommen wird auf 20 Milliarden Mark und das englische auf 35 Milliarden Mark geschätzt; das Volksvermögen Frankreichs auf 232 Milliarden Mark, das englische (ohne das der Kolonien) auf 230 bis 260 Milliarden Mark. Das deutsche Volkseinkommen von 43 Milliarden wurde etwa zu einem Sechstel für öffentliche Zwecke verwendet, etwa 27 bis 28 Milliarden sind auf privaten Verbrauch zu rechnen, und etwa 8 bis 8½ Milliarden waren Überschuß. Dieser und der automatische Wertzuwachs machen zusammen rund 10 Milliarden Mark aus, die jährlich das deutsche Volksvermögen vermehren.

Dieser Vergleich klärt aber noch nicht alles auf. Frankreich und England sind teilweise besser mit Bodenschätzen ausgerüstet als Deutschland. Der deutschen Kraft und dem deutschen Können gelang es jedoch, den vorhandenen Unterschied zu beseitigen, die natürliche Ungunst zu überwinden, alles besser zu entwickeln und auszunutzen. Außer dem Wissen und Können steckt in unserm Volke zäher Wille, Organisationstüchtigkeit und Anpassungsfähigkeit. Diese Eigenschaften sind es besonders, die die vorhandenen Mittel so wirtschaftlich wie nur möglich auszunutzen erlauben. Das gilt für die Landwirtschaft, die Industrie, den Verkehr und den Handel. Die Fortschritte auf allen diesen Gebieten verdanken wir neben den schon genannten Eigenschaften der deutschen Wissenschaft, der Technik und dem Schulwesen. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir den höchsten Gipfel der Entwicklung erreicht haben, es soll vielmehr heißen, daß wir verhältnismäßig, im Vergleich mit andern Völkern, mehr erreicht haben. Es muß dabei zugegeben werden, daß Deutschland mancherlei vom Auslande hereingeholt hat, da und dort abgesehen hat; aber alles dies wurde mit Geschick und Begabung in der heimischen Volkswirtschaft verwertet. Deutschland hat nicht diese Fortschritte vom Ausland wahllos übernommen und mangels eignen Könnens schlechtweg nachgeahmt. Es hat diese Dinge selber gründlich durchdacht, ausgebaut und vervollkommnet. In vielen Fragen des Fortschritts aber war deut-

scher Forschungsgeist, deutscher Fleiß und deutscher Wagemut bahnbrechend und führend. Bezeichnen wir all dies mit deutschem Schaffen. Das Ergebnis des deutschen Schaffens hat viele sichtbare und greifbare Ergebnisse geliefert.

In der Landwirtschaft! Frankreich z. B. hat ein sonniges, mildes Klima, und auch England hat — verglichen mit Deutschland — seine klimatischen Vorzüge. Englands milde Winter und seine niederschlagreichen Sommer lassen dort andre Anbauungen als in Deutschland zu. Sein Seeklima ermöglicht auch eine bessere Ausnutzung des Bodens; die Ruhezeit des Bodens ist dort kürzer. Rußland gar verfügt über ein großes Gebiet, verfügt über große Ländereien von allergrößter Fruchtbarkeit, denen wir nichts Ähnliches zur Seite stellen können. Dieses Gebiet (der Schwarzerde) ist doppelt so groß wie ganz Deutschland, sein Boden trägt jahrelang erstklassige Früchte, ohne daß er gedüngt wird. Die Erträgnisse Deutschlands aber sind heute durchschnittlich höher als die der genannten Länder. England war landwirtschaftlich schon im 18. Jahrhundert gut entwickelt. Damals war es musterhaft und vorbildlich für andre Staaten, und besonders Deutschland hat daraus Nutzen für seine Landwirtschaft gezogen. Da es in England fast nur Großgrundbesitz gibt, konnten die wenigen Besitzer (150 Leute besitzen halb England, 75 halb Schottland und 35 halb Irland) leichter und umfassender Verbesserungen im Landwirtschaftsbetrieb einführen.

Die alte Dreifelderwirtschaft wurde schon früh durch den Hackfruchtbau ersetzt und eine zweckmäßigere und wirtschaftlich lohnendere Fruchtfolge eingeführt. Diese Neuerungen brachten große Ertragsteigerungen. Sie waren damals mindestens zweimal so groß als in Deutschland. Die Industrialisierung und damit ein Wechsel in der politischen Macht Englands hielten die Landwirtschaft zugunsten der Industrie zurück. Dafür nur einige Zahlen. Heute werden in England etwa 7 Millionen Bushel Weizen im Jahresdurchschnitt geerntet, um 1850 herum aber 14 Millionen. In derselben Zeit beschäftigte die englische Landwirtschaft rund 2 Millionen Personen (1851) gegen rund 1 Million (1901), also eine Verminderung um die Hälfte. England ist eben ein ausgesprochenes Industrie- und Handelsland geworden. Seine Agrarverfassung und Grundbesitzverteilung hat diese Entwicklung sehr begünstigt. England führt seinen Hauptbedarf an Getreide aus dem Auslande ein, dafür schickt es Industrieerzeugnisse hinaus. Fast ganz nach der Lehre seiner Nationalökonomen. Nach der Lehre vom Freihandel soll ein Land die Güter herstellen, die es nach seiner Lage und seinen Fähigkeiten am besten und billigsten erzeugen kann, und sie mit andern Ländern, die andre Waren billiger herstellen können, in laufender Geschäftsverbindung tauschen. Bei einer solchen Arbeitsteilung zögen die miteinander im Tauschhandel lebenden Völker alle Nutzen. Diese Lehre ist bedingt richtig. Sie setzt eine große und stets friedliche Völkerfamilie voraus, kein Krieg, keine politischen Umwälzungen dürfen störend dazwischenkommen, Haß und Machtgelüste müssen aus der Welt verschwunden, Borniertheit und Hochmut ungekannte Begriffe sein. Der Weltkrieg und die geographische Lage erinnern Deutschland daran, daß an solche Möglichkeiten vorläufig gar nicht zu denken ist. England selber aber kann unter veränderten Verhältnissen einmal schwer daran zu beißen haben, daß es ein so einseitig entwickelter Industriestaat und ein ausgesprochenes Handelsland ist.

Frankreichs Landwirtschaft ist durch hohe Schutzzölle — im Gegensatz zu England — gesichert. Ganz im Verhältnis zum Stande der Bevölkerung hält sich die französische Landwirtschaft auf der einmal gewonnenen Höhe. Im Gegensatz zu England hat Frankreich einen freien und zahlreichen Bauernstand. Er liefert im Frieden alles das, was Frankreich braucht. Da sich aber die französische Bevölkerung kaum vermehrt, wächst die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Produkten auch nicht merklich. Im Auslande aber ist billiges Getreide zu haben, das sind die Gründe, warum die französische Landwirtschaft nicht vorwärtsschreitet. Seinen Bedarf kann Frankreich decken, aber auf dem Weltmarkte gibt es billigeres Getreide, eine Konkurrenz kann es hier nicht aufnehmen, und die Triebkraft der Bevölkerungsvermehrung (wie in Deutschland) fehlt.

Rußlands Landwirtschaft ist sehr zurück. Unzweckmäßige Bodenverteilungsverhältnisse und ganz veraltete Anbaumethoden kennzeichnen den Stand der russischen Landwirtschaft.

Mit Riesenschritten ist dagegen die deutsche Landwirtschaft vorwärtsmarschiert. Die Anbaufläche ist nur insofern ausdehnungsfähig, als Moorländereien kultiviert oder sumpfige Gegenden entwässert werden. Sonst heißt es aus dem Boden der einmal gegebenen Fläche so viel wie nur möglich herauszuholen. In diesem Sinne haben die landwirtschaftlichen Schulen der verschiedenen Arten und die Mustergüter gewirkt. Die so geschulten Landwirte haben landwirtschaftliche Bildung verbreitet und anspornend und fortschrittlich gewirkt. Das Ergebnis dieses Fortschrittes ist nach einer Zusammenstellung von Dr. Günther dieses: es wurden auf den Hektar geerntet Doppelzentner:

	1800	1901—10	Zuwachs
Roggen	8,62	16,3	90%
Weizen	10,28	19,6	90%
Hafer	5,64	18,3	227%
Gerste	8,8	19,0	137%



Weizen wird demnach fast 2mal soviel, Hafer 3½- und Gerste 2½mal soviel als 1800 geerntet. Insgesamt ist das Ergebnis der deutschen Erde im Durchschnitt (mit Einschluß der Kartoffeln) um etwa das Dreifache gestiegen. An Kartoffeln wurde vor 100 Jahren kaum der 15. Teil dessen geerntet, was das heutige Ergebnis ist. Neu angepflanzt wurde die Zuckerrübe. Davon werden etwa 2 Millionen Tonnen im Werte von 400 Millionen Mark geerntet. Daneben wurde der Viehbestand sehr verbessert und vermehrt. Um 1800 gab es etwa 2,1 Millionen Pferde, 1913 4,55 Millionen (Zunahme 2,45 Millionen oder 117%), Rindvieh in derselben Zeit 9 und 20,94 Millionen (mehr 11,94 Millionen oder 133%), Schweine 3,8 und 25,59 Millionen (mehr 21,79 Millionen oder 571%). Stark vermehrten sich auch die Ziegen von 0,35 auf 3,54 Millionen (mehr 3,19 Millionen oder 950%). Zurückgegangen ist die Schafzucht von 13,5 auf 5,5 Millionen (weniger 8 Millionen oder 60%). Danach gab es 1914 mehr als 2mal soviel Pferde- und Rindviehbestände, 7mal mehr Schweine und 10mal mehr Ziegen als um 1800 herum. Die Abnahme der Schafe ist ein günstiges Zeichen: Weideland wurde unter den Pflug genommen oder in Wiesen verwandelt, dadurch wurde zum Teil mit die bessere Viehhaltung möglich.

Die genannten Zahlen zeugen gewiß von gewaltigen landwirtschaftlichen Fortschritten, aber sie geben noch kein vollständiges Bild davon. Die Beschaffenheit der Erzeugnisse ist dabei mit zu berücksichtigen. Die Getreidesorten wurden stetig verbessert und die Viehrassen ebenfalls. Das zeigt sich besonders in diesen Zahlen: Im Laufe von 100 Jahren stieg das Durchschnittsgewicht eines bayrischen Ochsen von 3¼ auf 13½ Zentner (4mal mehr). Das bedeutet einen gewaltigen Aufstieg. Der 13½ Zentner schwere Ochse ist gut gemästet, der früher 3¼ Zentner schwere hatte nicht viel mehr als Haut und Knochen. An Milch wurden früher (auf einer Musterwirtschaft von Albrecht Thaer) von einer Kuh 800 Liter Milch erzielt, heute aber durchschnittlich 2000 (das 2½fache). Man glaubt, daß es möglich ist, 3000 Liter von einer Kuh zu erhalten. Das Gewicht der Schweine ist ebenfalls sehr gestiegen, und die Zeit für die Aufzucht hat sich vermindert. Alles in allem schätzt Dr. Ernst Günther die Wertsteigerung in der deutschen Viehhaltung auf das 5- bis 7½fache. Man kann hinzufügen: Und noch sind Steigerungsmöglichkeiten vorhanden.

Wie sieht's in diesen Dingen im Auslande aus? Rußlands Ernte im Durchschnitt der letzten fünf Jahre: Weizen 7, Roggen 8, Gerste 8,7, Hafer 8,2, Kartoffeln 76,7 Doppelzentner auf den Hektar; Frankreich: Weizen 14, Roggen 11,3, Gerste 14,3, Hafer 13,1, Kartoffeln 98,9 Doppelzentner; Großbritannien: Weizen 20,7, Roggen (Angaben fehlen), Gerste 17,9, Hafer 16,7, Kartoffeln 153,3; Spanien, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Italien folgen in ihren Ergebnissen in der hier aufgezählten Reihenfolge nach Rußland. Rußland, mit seinem sehr guten Boden, erntet also nur den dritten Teil dessen an Weizen, was wir auf den Hektar ernten, Frankreich doppelt soviel als Rußland, Deutschland 1½mal soviel als Frankreich. Ähnlich ist das Verhältnis bei den andern Fruchtarten, und die trotz den vielfach ungünstigeren Bodenverhältnissen Englands große Kartoffelernte ist dadurch zu erklären, daß es dort sehr feucht und bei uns sehr trocken war. Seine verhältnismäßig guten Erträge an Weizen erklären sich daraus, daß es ihn nur auf ganz gutem Boden anbaut, den geringeren aber brachliegen läßt oder als Weideland benutzt.

Die Bedeutung der deutschen und englischen Landwirtschaft ergibt sich aber erst richtig, wenn man den Wert der Hauptfruchtsorten miteinander vergleicht. Im Jahrfünft 1908/12 betrug der deutsche Erntewert in Millionen Mark: 6048,14, der englische 1117,25. Ohne den Zollaufschlag hatte Deutschland einen Wert von mehr als 5 Milliarden mehr. Deutschland ist größer als England, bringt man dieses in das richtige Verhältnis, so ergibt sich immer noch ein Überschuß von 4 Milliarden, den die deutschen Landwirte mehr als die englischen herausarbeiten. Die Mehrleistung wird aber nicht etwa (wie man häufig annimmt) durch höhere Leistungen in der Viehhaltung ausgeglichen. Ohne hierin auf Einzelheiten einzugehen: Deutschland erwirbt auch jährlich (im Verhältnis seiner Größe zu England) für eine halbe Milliarde mehr an Viehwerten als England. Der verbesserte deutsche Landwirtschaftsbetrieb bringt also das Jahr so viel ein, wie auf die erste große Kriegsanleihe gezeichnet wurde. Die Folgerungen aus diesen Ergebnissen kann jeder selber ziehen.

Allbekannt ist der Aufschwung in der Industrie. Während Englands Textilindustrie kaum noch vorwärtskommt, hat Deutschland einen sichtbaren Fortschritt zu verzeichnen. In andern Industriezweigen ist der deutsche Vorsprung noch viel auffälliger. Die deutsche chemische Industrie ist über die englische seit dem Augenblick hinausgewachsen, als die deutschen Forscher die chemische Industrie mit wissenschaftlichem Geist durchtränkten. Die deutsche wissenschaftliche Gründlichkeit und das zielbewußte planvolle Vorgehen hat die englischen Methoden überflügelt. Durch die Zähigkeit, mit der die Chemie in allem und jedem auf wissenschaftliche Grundlage gestellt wurde, erreicht Deutschland ausgesprochen die Vormachtstellung in der chemischen Industrie.



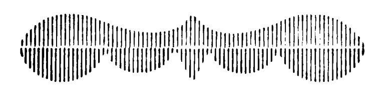
Einen besonderen Beweis von deutschem Können liefert die rasche Anpassungsfähigkeit während des Krieges. Als das so nötige Benzin knapp wurde und die Zufuhr aufhörte, schaffte unsre chemische Industrie bald Ersatz in dem Benzol (Abkömmling der Steinkohle). So wurden wir auch in dieser Frage unabhängig vom Ausland. Ebenso stellte sie aus Steinkohlen neue Sprengstoffe von der größten Wirkung her. Einen großen Vorsprung hatte Deutschland auch in der elektrischen Industrie erreicht. Auch sie stellt während des Krieges ihren Mann. Wichtiger ist natürlich die Kohlen- und Eisengewinnung. Die Entwicklung zeigen die Zahlen: Von der Weltkohlenförderung kamen auf England 1860 60%, Deutschland 12,4%, Vereinigte Staaten 10%; im Jahre 1913 auf England 21%, Deutschland 21%, Vereinigte Staaten 39%. Also auch hier ist England von Deutschland erreicht worden. In der Eisenindustrie ist es aber von Deutschland überflügelt worden. Um 1850 herum brachte England 2 286 000 Tonnen Eisen hervor, Deutschland 218 000 Tonnen (nicht ganz den 11. Teil). Deutschlands Eisengewinnung stieg aber von da ab zusehends. 1913 gewann England 10½ Millionen Tonnen, Deutschland aber fast 19½ Millionen. Diese bedeutsame Tatsache muß man sich dem Gedächtnis einprägen. Sie war für beide Volkswirtschaften schon im Frieden außerordentlich bedeutungsvoll, ihre Bedeutung für den Krieg braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Im Verkehrswesen hinkte Deutschland auch lange hinter England her. England hat durch seine insulare Lage (kein Teil des Landes liegt mehr als 120 bis 150 Kilometer von der Küste entfernt) schon Vorteile, zudem hatte England schon 1840 etwa 1500 Kilometer Eisenbahnen, Deutschland dagegen nur 500. Und 1912? Da hatte Deutschland 63 000 Kilometer und England 29 000 Kilometer. Deutschlands Eisenbahnsystem soll auch noch viel leistungsfähiger (verhältnismäßig) sein als das englische. Deutschlands Binnenschiffahrtsstraßennetz ist leistungsfähiger als das englische und französische, und in der Seeschiffahrt hat es einen großen Aufschwung genommen. Die Flotte wurde um das Achtfache seit 1870 vermehrt, die englische vervierfacht, die französische verdoppelt.

Neues und Eigenartiges hat Deutschland in seiner sozialen Gesetzgebung geschaffen, Kraft und Können zeigt sich hierin. Die Leistungen auf diesem Gebiete haben auch für den Kriegsfall ihre Bedeutung. Die Maßnahmen der gesetzlichen Fürsorge haben gesundheitlich vorsorgend gewirkt, Kranke gesund gemacht und die Arbeitskraft und Fähigkeit erhöht. Dr. Kaufmann, der Präsident des Reichsversicherungsamtes, weist darauf hin. In den gegenwärtigen Schicksalsstunden sind auch die durch unsre soziale Fürsorge für die körperliche und geistige Gesundheit der Nation und für ihren inneren Zusammenschluß geschaffenen Werte offenbar geworden. Überraschend für führende Kreise und mahnend für jene, die nur die unvermeidlichen Schatten beklagten und mit Schlagworten gegen das Versicherungswesen ankämpften. Mit den durch diese Versicherungen angesammelten Geldern wird viel Kriegsnot gemildert, und das Reich erhielt davon als Kriegsanleihezeichnung Geld für den endgültigen Sieg. Allein für die ersten beiden Zeichnungen brachten die Kassen annähernd eine halbe Milliarde auf.

Überhaupt haben die deutschen Organisationen (die Zwangs- und freien Organisationen) dem Vaterlande viel für das große Völkerringen gegeben. Nicht nur Geld, sondern auch Eigenschaften von unermeßlichem Wert. Außer den Zeichnungen für die Kriegsanleihen haben sie Not und Elend von ihren Mitgliedern abgewendet. Sie haben Sinn und Verständnis für die Zeiten der Not geweckt und gehoben, sie haben gelehrt, wie man zusammen- und aushält, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Ein- und Unterordnung waren dazu nötig. Fast alle freien Organisationen verlangen, daß das persönliche Interesse auf kürzere oder längere Zeit hinter dem allgemeinen Interesse der ganzen Berufsschicht zurückgestellt wird. Dieser Geist schwebte über unsern Heeren, er befruchtet und befähigt sie zur Ausdauer.

Wer später einmal zusammenhängend über die Mittel schreiben will, die das Deutsche Reich instand setzten, diesen Krieg zu führen und zu gewinnen, der muß den Organisationen (Genossenschafts- und Berufsvereinen) ein besonderes Kapitel widmen. Ich glaube kaum, daß dieser Satz als unrichtig erkannt wird: Es siegt die bessere Organisation mit den besseren Organisatoren.

Organisiert sein heißt gerüstet und ausgerüstet sein, um zu jeder Zeit eine bestimmte Aufgabe erfüllen zu können. Das aber will verstanden, will gelernt und geübt sein. Viele Menschen müssen den Organisationsgebanken erfaßt und ihn praktisch betätigt haben. Erst dann kann man organisieren, besser organisieren als andre.







Meine Kompagnie

Hab' manchen alten Soldaten
In meiner Kompagnie —
Tat Pflichten und stille Taten
An der Somme, in der Pikardie.

Hab' einen getreuen Spielmann
In meiner Kompagnie —
Der blies zu heißen Stürmen
So hell und rein wie nie.

Hab' junge Trommler und Pfeifer
In meiner Kompagnie —
Die spielten Frohes und Leides:
Das Lied von der Annemarie.

Hab' viel frischwangige Knaben
In meiner Kompagnie —
Wir haben schon manchen begraben,
Daß mir das Herze schrie.

Viel sorgende Mütter fragen
Nach meiner Kompagnie,
Viel Mädchen und Frauen klagen
Und sehnen sich, wissen nicht wie.

Wie viele sehen sie wieder
Von meiner Kompagnie?
Wer singt dann noch die Lieder
Von der Somme, von der Pikardie?

Paul Lingens

Aufn. F. Bruckmann A.-G., München



Hermann Pampel: Am Grabe des Freundes

Aus der Kunstausstellung der Münchner Sezession vom Sommer 1916

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XXXVII

Kämpfe in Flandern und vor Verdun — Zermürbung der deutschen Front? — Eroberung Rigas — Erfolge in der Moldau — Die elfte Isonzoschlacht — Zurückhaltung der englischen Flotte — Rußland, der Papst, Wilson

Wiederum liegt ein überaus blutiger Monat hinter uns, und abermals können wir mit Stolz und Dank auf die unvergleichlichen Leistungen unsrer Truppen zurückblicken. Eine solche Entscheidung, die uns dem Frieden merklich näher brächte, ist zwar trotz allen opfervollen Kämpfen nicht erfochten worden, aber wie bei allen größeren Kämpfen der letzten Monate sind auf unsern für die Verteidigung bestimmten Kriegsschauplätzen, im Westen und Süden, die Stellungen siegreich behauptet, im Osten dagegen im Angriff militärisch und politisch gleich wertvolle Gewinne errungen worden.

Der mit allen Mitteln der Technik wochenlang vorbereitete und lange erwartete Angriff der Engländer brach am letzten Julitage zwischen dem Ypernkanal und der Lys los. Ypern war der wichtigste Ausgangspunkt. In zwei Richtungen wurde der Durchbruch gesucht: auf Roulers, den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt nordöstlich, und auf Menin, südöstlich von Ypern. Durch den Gewinn des ersten hätte man den ganzen deutschen Nordwestflügel, durch den des zweiten Lille und damit die Siegfriedstellung umgangen. Vierzehn Divisionen, unterstützt von zahlreichen Tanks, traten zum ersten Angriff an; Kavallerie stand, wie schon oft, zur Erweiterung der in die deutsche Front zu reißenden Lücken bereit. Schon der erste Gefechtstag ließ erkennen, welche ungeheuren Hindernisse die Engländer zu überwinden hatten. Ungeachtet ihrer Überzahl und trotz ihren großen Opfern kamen sie in den beiden Hauptrichtungen fast gar nicht voran; weiter nördlich bei Bixschoote und südlich von Langemarck eroberten sie zwar etwas Feld, mußten es aber vor sofortigen deutschen Gegenstößen zum Teil wieder aufgeben. Die englische Sturmkraft war also schneller erlahmt als die deutsche Widerstandskraft. Das wurde namentlich deutlich am zweiten Tage, als die Engländer einen ähnlichen Massensturm überhaupt nicht mehr unternahmen, sondern sich mit Teilangriffen begnügten, die sich naturgemäß weit geringere Ziele stellten, meist abgewiesen oder mit nachdrücklichen Gegenangriffen beantwortet wurden. Erst nach einer Woche solcher kleinerer Gefechte wurde ein neuer großer Schlag zwischen Ypern und Lens versucht, aber auch diese Woge zerbrach an dem Granitfelsen der deutschen Verteidigung (9., 10. August). Die Engländer vermochten nicht aus dem zerschossenen Feld herauszukommen, boten also der deutschen Artillerie bei den bekannten Entfernungen treffliche Ziele und erlitten gleichzeitig infolge heftiger Regengüsse in ihren verschlammten Trichtern große Verluste durch Krankheiten. Wiederum reichte ihre Kraft in den nächsten Tagen nur zu örtlichen Teilgefechten, dann setzte ein neuer, vielleicht noch größerer Stoß als zwei Wochen zuvor ein (15. Aug.). Denn wenn englische Divisionen an denselben Stellen wie das erstemal vorgingen, versuchten zugleich kanadische nördlich und südlich von Lens auf Lille durchzubringen. In wechselvollem Kampfe blieb überall der Erfolg den Deutschen. Am schnellsten gegen die Kanadier. Während diese gleich am ersten Tage nach kurzem Vordringen durch einen Gegenstoß geworfen wurden und sich nun in zehnmaligen vergeblichen Anläufen verbluteten, konnten die Engländer am ersten und zweiten Tage an mehreren Stellen (östlich von Bixschoote, östlich von Langemarck bei Poelkapelle, sowie an den Straßen nach Roulers, Menin und Lille) einige Kilometer tief in die deutschen Linien einbrechen. Die deutschen Reserven stellten dann aber auch hier fast die ganze alte Kampffront wieder her und trieben die Engländer bei St. Julien (nördlich von Ypern) sogar über die Ausgangsstellung zurück. Nur bei Bixschoote blieb ein unbedeutender Teil des Vorfeldes englisch (16. August).

Die schwere Niederlage zwang den Engländern eine neue Kampfpause von fast einer Woche auf, während deren sie nur in einem raschen Überfall das am 15. und 16. hart umkämpfte Langemarck einzunehmen vermochten, aber ohne damit einen größeren taktischen oder gar strategischen Vorteil zu erreichen. Der Beginn der französischen Offensive veranlaßte die englische Heeresleitung zu einem neuen Vorgehen auf Roulers und Menin auf einer kleinen Front zwischen Langemarck und Hollebeke, aber



nach zweitägigen Kämpfen mußte sie den Versuch ebenso wie die sekundierenden Stürme der Kanadier bei Lens einstellen (22. August) und sich mit ganz geringem Geländegewinn an einigen Stellen zufrieden geben. Ähnlich war das Ergebnis eines neuen Großkampfes (27. August) und größerer Teilkämpfe (5., 6. September). Die Augustkämpfe haben somit dem Feinde eine neue schwere Blutsteuer auferlegt, die deutsche Front aber nicht ernstlich geschädigt, geschweige denn erschüttert.

Dasselbe Bild bietet der zeitlich erheblich kürzere französische Angriff. Zu Beginn des englischen waren die Franzosen offenbar noch nicht angriffsbereit. Während in Flandern die Massenschlachten tobten, unterhielt General Pétain das hergebrachte Geschützfeuer und kleine Gefechte am Damenweg, in der Champagne und im Maasgebiet, wobei er mitunter — z. B. am 7. August östlich der Maas — eine empfindliche Schlappe hinnehmen mußte. Erst seit dem 10. August etwa wurde das Feuer, vornehmlich vor Verdun, stärker, und am 19., als sich die Engländer von ihrer dritten großen Niederlage erholten, begannen ihre Bundesgenossen von Verdun aus nach dem üblichen Trommelfeuer den Massenkampf auf beiden Ufern der Maas. Auf eine Überraschung der Deutschen durften sie sowenig hoffen wie die Engländer in Flandern, denn die Deutschen hatten von den Höhen rechts und links des Flusses längst die Ansammlung von Artillerie in Verdun beobachtet und eine entsprechende Menge Geschütze zusammengezogen. Das vorbereitende Artilleriefeuer der Feinde war daher kräftig erwidert und hierdurch vielleicht der Angriff gegen ihre Absicht verzögert worden. Waren hierdurch schon taktische Erfolge erschwert, so war der strategische vollends in Frage gestellt, da ein solcher nur erzielt werden konnte, wenn ein Durchbruch den Marsch in breiter Front auf Longwy oder Vouziers gestattete. Die Zurückdrängung der deutschen Front um einige Kilometer selbst in größerer Breite bedeutete voraussichtlich nichts, denn sie brauchte ihre Festigkeit nicht zu schwächen, und strategisch wichtige Objekte lagen nicht in solcher Nähe. In voller Würdigung dieser schwierigen Lage begann General Pétain den Angriff mit großer Wucht auf beiden Ufern der Maas zwischen Avocourt und dem Caurrières-Walde, um sich durch einen Massenstoß in diesem 23 Kilometer breiten Raum Bewegungsfreiheit für eine große Armee zu verschaffen. Eine Woche lang ließ er seine Divisionen anrennen; als dann die riesigen Verluste eine Unterbrechung erzwangen (27. August), hatte er auf dem linken Maasufer die im vorigen Jahre mit so viel Blut getränkten Höhen »Toter Mann« und 304, auf dem rechten den Talourücken eingenommen, aber die deutsche Front stand unerschüttert in der Linie Forgesbach (links) — Samoigneux — Beaumont—Ornes (rechts), und ein neuer Sturmversuch (7., 8. September) blieb im wesentlichen ohne Ergebnis. Drei bis vier Kilometer waren die französischen Stellungen vorgeschoben, aber eine erhebliche Änderung nicht herbeigeführt worden. Der Angriff hat also seinen Zweck verfehlt, obgleich die Eroberung des im vorigen Jahre so viel genannten Gebietes in Paris einen Freudentaumel hervorgerufen hat. Allerdings sprechen auch manche Stimmen von einem Wechsel des Angriffsfeldes, worin man ein Eingeständnis, hier nicht weiterkommen zu können, erblicken mag.

Wenn so ein Durchbruchsversuch nach dem andern zerschellt, so scheint der Entente doch nichts übrigzubleiben, als die Versuche von Zeit zu Zeit zu erneuern, um allmählich die deutsche Streitmacht, die nicht mit einem Gewaltstreich niederzuschmettern ist, durch fortgesetzte Kämpfe selbst um den Preis viel höherer eigner Opfer allmählich so zu vermindern, daß sie schließlich den Kampf aufgeben muß. Da wir die Höhe der Verluste auf beiden Seiten nicht kennen, ist es unmöglich, die Aussichtslosigkeit eines solchen Versuches ziffernmäßig zu erweisen, aber alle Tatsachen sprechen dagegen. Denn wenn der Verband wirklich eine solche Übermacht an Menschen und Material besäße, um solchen Raubbau mit der eignen Kraft treiben zu können, müßte er Sturm auf Sturm ohne Rast aufeinander folgen lassen, um hierdurch die deutschen Truppen geistig und körperlich so schnell als möglich zu erschöpfen; statt dessen müssen die Feinde nach jeder Abweisung eine größere Erholungspause eintreten lassen, die dem Verteidiger ebenso zugute kommt. Die Franzosen vor allem werden bei einer solchen Kraftverschwendung bald am Ende ihrer

Mittel sein. Jeder neue Angriff bestätigt also die Überzeugung, daß die deutsche Front auf keine Weise weder zu durchbrechen noch zu unterwühlen ist, und der Bericht des amerikanischen Generals Pershing, dessen Augen nicht durch Haß oder politisches Interesse wie die der Engländer und Franzosen geblendet sind, hat ihr ebenfalls Ausdruck gegeben. Daß der Bericht in den Ententeländern unterdrückt ist, spricht vollends für seine Richtigkeit.

Mit weit geringeren Opfern als die Entente im Westen haben die Mittelmächte im Osten neue große Operationen vorbereitet. Am 1. September überschritt die 8. Armee bei Üxküll (40 Kilometer oberhalb von Riga) die Düna und breitete sich sogleich nach Nordwesten und Osten aus: nach zwei Tagen war Riga erobert, einen Tag später Dünamünde genommen und die Seeherrschaft im Busen von Riga errungen. Die russische untere Düna-Armee, durch den Übergang in zwei Teile zerrissen und durch die überlegene deutsche Artillerie stark mitgenommen, konnte keinen ernsten Widerstand leisten; sie gab nach vergeblichen Versuchen, die übergegangenen Truppen über den Strom zurückzutreiben (1. Sept.), ihre Stellungen an der Düna bis Kokenhusen (halbwegs zwischen Riga und Dünaburg) preis und suchte sich erst in einer Linie westlich der alten Ordensstadt Wenden—Kokenhusen aufs neue festzusetzen (6. Sept.). Gewaltig ist der Erfolg des Generals Hutier, dessen Namen die Öffentlichkeit hier zum erstenmal vernommen hat: die Kampfkraft der Russen ist durch große Verluste an Geschützen und Mannschaften geschwächt, die Flanke ihrer oberen Düna-Armee bedroht und die deutsche Kampfesfreudigkeit durch den militärischen Erfolg wie durch die Befreiung eines so herrlichen Stückes alten deutschen Bodens abermals gesteigert worden.

Unterdessen setzte Erzherzog Josef die Befreiung der Bukowina unaufhaltsam fort. Nach der Eroberung von Czernowitz drang er in den Tälern des Sereth, der Suzawa, Moldawa und Bistritza unter beständigen Kämpfen bis zur Grenze vor, die er noch in der ersten Monatshälfte erreichte. Wichtiger war aber ein Angriff weiter südlich im Berglande zwischen Trotus und Putna. Dieser Bewegung unter General Koeveß, die in den letzten Julitagen von den Grenzbergen aus die Täler des Trotus, Slanix, Oitos, Casinu und der Susita hinunter begann, setzten sich russische und rumänische Truppen sogleich mit großer Heftigkeit entgegen; mit besonderer Hartnäckigkeit bestürmten sie namentlich wochenlang die Mitte der österreichischen Kolonnen in den Casinubergen, um durch einen großen Sieg hier auch die Flügel zum Zurückgehen zu zwingen. Die opferreichen Versuche der Russen und Rumänen sind verständlich, denn sie mußten zugleich mit einem andern Feinde rechnen: Mackensen bedrohte durch seine Stellung bei Focsani ihre linke Flanke. Wenn sie also den General Koeveß mit starken Kräften aus dem Gebirge heraustreten ließen, so konnten sie von Norden umgangen und Mackensen in die Arme getrieben werden. Mindestens so lange mußten beide Gegner in Schach gehalten werden, bis es der Masse der in den Bergen steckenden Divisionen gelungen war, sich in die Serethebene zu retten, um den weiteren Rückzug nach Osten frei zu haben. Aber weder die offensive Abwehr gegen Koeveß glückte, noch die Defensive gegen Mackensen: als die Kämpfe am Casinu einige Tage gedauert hatten, trieb Mackensen in mehrtägigen Angriffskämpfen die Feinde vor seiner Front nach Nordwesten zurück und erzwang sich den Übergang über die Susita (6. bis 9. August), begann also einen Druck auf die Verbindungen der russisch-rumänischen Bergtruppen auszuüben. Vergeblich stemmten sich neu herangezogene Divisionen dem Vordringen entgegen, sie wurden in mehreren Defensiv-Offensivschlachten bis zur Monatsmitte geworfen und nach Verlust der Orte Panciu, Stravani und Iresti die Susita aufwärts ins Gebirge gedrängt. Gleichzeitig sicherte Mackensen seine rechte Flanke durch Erstürmung des Brückenkopfes von Baltaretu am Sereth und die Eroberung von Marasesti nördlich von Baltaretu (14. und 19. August); immer mehr schob er seinen rechten Flügel den Sereth aufwärts nach dem unteren Trotustale vor. Unterdessen setzte Koeveß seinen kämpfereichen schwierigen Vormarsch fort, so daß die Russo-Rumänen zwischen Trotus und Putna in Gefahr kamen, durch die von Westen und Süden heranrückenden

Verbündeten erdrückt zu werden. Noch ist die Lage in der Schwebe, da die Österreicher seit Mitte August nicht mehr vorgedrungen sind, aber Mackensen ist im Vorschreiten geblieben und hält zum mindesten die Ausgänge des Susitatales verschlossen. Es ist noch ungewiß, wie viele von den Feinden den Rückweg aus dem Gebirge bereits gefunden haben, aber auf jeden Fall sind die Operationen erfolgreich verlaufen: die feindliche Streitmacht ist erheblich vermindert, ein neues Stück Feindesland besetzt und damit die siebenbürgische Grenze endgültig gesichert worden. Wenn gar erst Koeveß und Mackensen in der Serethebene in Verbindung miteinander treten können, müssen ganz neue Verhältnisse auf dem Moldaukriegsschauplatze entstehen.

Wenn die Russen sich an der allgemeinen Ententeoffensive nicht beteiligten, so sind die Italiener ihren Beitrag nicht schuldig geblieben. Cadorna begann seinen Angriff noch einen Tag früher als die Franzosen (18. August). Zwei Tage lang ließ er die Isonzofront durch Geschütze und Minen aller Kaliber bearbeiten und nach englischem Muster die rückwärtigen Stellungen durch zahlreiche weittragende Geschütze beschießen, dann eröffnete er den Infanteriekampf vom Meere bis Tolmein. Wenigstens 40 Divisionen führte er auf dieser etwa 60 Kilometer breiten Strecke vor; wie die Franzosen wollte er durch einen großen Massendruck einen schnellen Erfolg erzielen. Fast ohne Unterbrechung dauerte die 11. Isonzoschlacht bis zum 31. August; immer neue Divisionen wurden herangezogen, Artilleriefeuer und Infanteriekämpfe mit Bajonett und Handgranaten wechselten miteinander ab. Die Hauptbrennpunkte waren das Bate-Bergland nordöstlich von Görz sowie die schon in der letzten Schlacht umstrittene Hochebene von Kostanjevica zwischen dem Meere und der Wippach. Im Bategebiet gelang den Italienern die Einnahme des Monte Santo und eines Teils der nordöstlichen Hochebene, des Heiligengeistplateaus, aber die Österreicher konnten unmittelbar dahinter eine neue günstige Verteidigungslinie beziehen und eine Umfassung ihrer Schlachtlinie im Süden von Görz verhüten. Auf den andern Teilen des Schlachtfeldes, insbesondere auf den nächsten Wegen nach Triest, im Küstengebiet und bei Kostanjevica waren die Erfolge der Stürmer noch geringer als auf dem nördlichen Flügel. Der Enderfolg ist also aufs neue der österreichisch-ungarischen Armee geblieben; 150 000 Mann haben die Italiener nach Wiener Schätzungen verloren, ohne ihrem Ziele Triest wesentlich näher zu kommen.

Die Enttäuschung über das Ergebnis muß um so größer sein, als die Führer der Entente mit der Abnahme der österreichisch-ungarischen Widerstandskraft gerechnet hatten. Nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns hätte aber auch Deutschland nach menschlichem Ermessen sich beugen müssen. Um diese Entscheidung desto sicherer zu erreichen, waren Engländer und Franzosen mit Geschützen und sonstigen Mitteln noch freigebiger gewesen als in den früheren Isonzo-Schlachten.

Das Kriegsglück hat also abermals den Plan der Entente, die Mittelmächte durch eine allgemeine Offensive einzuschnüren und zu erdrosseln, zuschanden gemacht. Dagegen sind die beiden Wunden am Leibe der Entente, die russisch-rumänische und die wirtschaftliche, die der Tauchbootkrieg geschlagen hat, unheilbar und in beständiger Verschlimmerung geblieben. Mag auch die Tonnenzahl der versenkten Schiffe in den letzten Monaten etwas abgenommen haben, der prozentuale Ausfall an Frachtraum hat sich bei der seit einem halben Jahr sinkenden Schiffszahl der Feinde nicht verringert, die Frachtraumnot wird sich daher eher gesteigert als abgeschwächt haben. Wiederum hat übrigens die englische Flotte, die berufene Schützerin des Ententehandels, ihren Verehrern eine große Enttäuschung bereitet: an der großen flandrischen Schlacht hat sie nicht teilgenommen. Ob diese Zurückhaltung an der Abneigung, die Flotte großen Verlusten auszusetzen, liegt oder an der Unbrauchbarkeit des Küstengeländes für Massenkämpfe, die die Flotte zu flankieren hätte, steht dahin.

Welche politische Folgen das gewaltige Blutvergießen haben wird, läßt sich noch nicht überblicken. Der Haupterfolg der deutschen Siege, die Zersetzung Rußlands, wirkt einstweilen noch weiter; trotz aller Mühe ist es Kerenski und Korniloff noch nicht gelungen, dem Heere seine



volle Kampftüchtigkeit wiederzugeben, noch die Nöte des Verkehrs- und Wirtschaftslebens zu heben, noch die Sonderbestrebungen der wichtigsten Fremdvölker zu ersticken oder zu versöhnen. Der allrussische Kongreß in Moskau, in Wahrheit ein Kongreß der Großrussen, hat keineswegs ein Bild völliger Einigkeit unter den Parteien gezeigt und noch weniger einen Weg zur Beseitigung der unmittelbaren und kommenden Schwierigkeiten gewiesen. Immer wieder muß man namentlich auf die **Bewegungen unter den Fremdvölkern** hinweisen; von der Lösung dieser Frage hängt das künftige Verhältnis Deutschlands zu seinen östlichen Nachbarn und damit seine Zukunft überhaupt ab. Schon liegen die Finnländer im offenen Konflikt mit der Petersburger Regierung, da diese die Tagung des finnischen Landtages nicht gestatten will; es handelt sich nun darum, Finnen und Ukrainer, die bereits eine selbständige Verwaltung errichtet haben, auf diesem Wege vorwärtszudrängen und ihnen im Bedarfsfalle Schutz gegen das Moskowitertum zu gewähren. Mit der Befreiung der Ukrainer aus den Ketten des großrussischen Gewaltstaates hängt aber untrennbar die Ausgleichung der polnischen und ukrainischen Ansprüche in Ostgalizien und Podolien sowie die Sicherung der Rechte der deutschen Bauern in Südrußland zusammen. Es sind ungeheuer verwickelte Probleme militärischen und politischen Charakters; wenn ihre Lösung Aufgabe der obersten Staats- und Heeresleitung ist, so können sie aber auch dem großen Publikum nicht oft genug eingeschärft werden, damit die öffentliche Meinung ihre Wichtigkeit, ja zunächst nur ihr Vorhandensein begreift und nicht durch unsachliche Hoffnungen und Wünsche die Arbeit der obersten Reichsleitung erschwert.

Die weitere **Lähmung Rußlands** scheint neben dem Tauchbootkrieg das einzige Mittel zu sein, das zum Frieden führen kann. Denn daß die gegenwärtige Regierung in Petersburg so fest wie nur der Zar oder Miljukow und Gutschkow mit der Entente verkettet ist, bedarf keines Beweises mehr. Auch von dem **päpstlichen Vermittlungsversuch** ist schwerlich etwas zu erwarten. Die Aufnahme, die er beim ersten Sprecher der Entente, dem amerikanischen Präsidenten, gefunden hat, ist mehr geeignet, den Weg zum Frieden zu verbauen als ihn zu ebnen: eine solche Verständnislosigkeit für die deutschen Dinge, solche brutale Beschimpfungen der deutschen Regierung und des deutschen Volkes, wie sie sich **Wilson** gestattet, können ebensowenig wie seine verblümte Aufforderung zur Revolution Deutschland das Anknüpfen von Verhandlungen erleichtern, selbst wenn die Entente wollte. Aber daran fehlt noch viel, hat doch bisher noch kein Ententestaat sich zur Anerkennung des deutschen Besitzstandes bereit erklärt. Und ohne diesen Grundsatz ist selbstverständlich keine Verhandlung möglich. Die Enthüllungen im **Prozeß Suchomlinow**, die eine glänzende Bestätigung der deutschen Friedensliebe enthalten und für die »Schuld« am Ausbruche des Weltkrieges weniger den Zaren als seine Umgebung verantwortlich machen, werden schwerlich eine rasche Umwandlung in den Ententeköpfen hervorrufen und das seit drei Jahren mit allen Mitteln skrupelloser Agitation vertretene Dogma von dem verbrecherischen deutschen Überfall kaum zu Boden werfen. Denn tatsächlich liegt ja die Schuld nicht bei Suchomlinow und seinen Gesinnungsgenossen im Zarenkabinett, sondern bei den Kreisen, die die russisch-französische Offensivpolitik sowie die englische Einkreisungspolitik gebilligt und ermöglicht haben: dazu gehört weitaus der größte Teil des russischen, französischen und englischen Volkes. Nicht ein Wechsel von Personen in der Regierung, sondern die Umwandlung der Nationen in Gefühlen und Gedanken kann also den Frieden bringen. Denn nach völligem militärischem Versagen Rußlands wird und muß die Unmöglichkeit, die Mittelmächte niederzuringen, mit Händen zu greifen sein.

Abgeschlossen am 9. September 1917

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. **Friedrich Düsel** in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatshefte" in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Deutscher Nachwuchs

Roman von Max Dreyer

III

> Ruh' ist Göttern nur gegeben,
> Ihnen ziemt der Überfluß,
> Aber uns ist Handeln Leben.



Die große Blutarbeit war getan. Die Völker wollten verschnaufen. Jedeiner wollte die Lungen tief voll Frieden und immer nur voll Frieden trinken.

Gerade zur Weizenernte war Emmerich nach Hause gekommen. Aber daß er nicht zurückgekehrt war, wie er es sich geträumt hatte, nicht unter den Siegern — sang- und klanglos, allein, den Druck im Herzen verwand er nicht so leicht.

Die Ernte war mäßig. Sie vermochte nicht, ihn aufzuhellen. Unwirsch wirkte er herum, rauh waren seine Worte, und sein Lachen fehlte.

Gustave sagte sich schmerzlich bewegt: Auch ich gebe ihm keine Freude mehr, mit meiner Macht über sein Gemüt scheint es zu Ende. Wie könnte es sonst, da jetzt rings auf Erden das Glück wieder aufsprießt, in unserm Hause so lustlos hergehen!

Ist es denn so gar nichts, daß wir wieder beisammen sind?

Oder hat gerade dies Beisammensein die Schuld? Fängt er an, sich in Zwang und in Fesseln zu fühlen?

Wie hart stand sie wieder mit sich selber um! Wie machte ihr schweres Blut ihr wieder zu schaffen!

Daß die Zärtlichkeit der Sinne nicht blieb, war das nicht die natürliche Erscheinung? War es nicht vermessen, eine Überspanntheit und Überhebung, hierin so etwas wie das Todesurteil für ihr Zusammenleben zu erblicken? Nur, daß sie alt war — und Emmerich war jung!

Und er hatte die Sinnenfreude der Jugend und den Schönheitsdurst.

Sie wußte noch von seinen Augen, wie sie an Traube, dem Kinde, sich labten — ganz gewiß nicht mit irgendwie unsauberen Gedanken, und doch nicht ganz ohne das ahnungsvolle Mustern und Spüren und Wittern, mit dem männliche Reife erwachender Weiblichkeit begegnet. Unwillkürlich.

War es aber unwillkürlich, wer hatte dann hier eine Schuld? Wer anders als sie, die sie die Natur verdrehen und die Welt auf den Kopf stellen wollte!

Sie sollte sich nur vorsehen, daß sie mit solchen Gewaltsamkeiten, mit den Verzerrungen ihres Mißtrauens nicht das größte Unheil anrichtete.

Mißtrauen — ja, mißtrauisch war sie geworden! Wie ein Fluch lag es auf ihr! Unstet, gejagt und jagend, von Fragen und Zweifeln und Ängsten hin und her geworfen. Unstet und flüchtig — sie, die so heimatstark

war, vertrieben von Haus und Hof ihres Fühlens, eine schweifende Landstreicherin ihrer Gedanken, die als Brandstifterin zu ihrem Hause schlich.

Je tiefer sie in sich hineinblickte, um so mehr Schrecken stiegen auf.

Oft stand sie in ratloser Verzweiflung über sich selbst, daß ihren einst so festen und geruhigen Sinn die schlimmen Jahre der Frau derartig zerpflücken und zerfasern durften.

Wo die Hausarbeit ihr nicht half, suchte sie immer mehr Halt in bürgerlichen Pflichten. Pastor Schlosser, Lehrer Holthoff und Stephan Segelmaker, der Vielwisser, waren und blieben ihre Berater.

So steigerte sie sich selbst immer mehr in Theorien hinein, in volkswirtschaftliche Dogmen, und da ihr Tätigkeitssinn sich dabei nicht beruhigte, in eine immer lebhaftere soziale Propaganda.

Und ihrer Unruhe war es fast lieber, als in der Klarheit und Kraft des geistlichen Herrn und in der langsamen Sorgfalt des Schulmeisters Atem zu schöpfen, von der überlegenen Zweifelsucht des »theologischen Bierwirtes« sich neu aufreizen und vorwärtsdrängen zu lassen.

»Gnädige Frau,« sagte Stephan, bei dem sie wieder einmal saß, »ich will nicht einwenden, daß wir mit Ihren Bestrebungen in das alte selige Merkantilsystem zurückkriechen würden —«

»Der Einwand wäre auch töricht, Freund Segelmaker, denn mit dem ‚alt' ist nichts gesagt. So gut wie Zeiten und Zeiterscheinungen sich wiederholen, können und müssen auch Zeitanschauungen wiederkehren. So wollen wir getrost Ihren Maltus dann herausholen, wenn uns Übervölkerung droht. Aber da wir vorläufig an dem Gegenteil leiden, brauchen wir eben entgegengesetzte Maßnahmen!«

»Maßnahmen — da geht nun das Kopfschütteln schon an.«

»Kommen Sie mir nicht damit. Das bringt uns nicht weiter. Und zu Ihnen will mir das am wenigsten passen. Sie wissen doch:

Die Köpfe, in denen am leersten es rüttelt,
Die Köpfe werden am meisten geschüttelt —«

»Und auf die Gefahr hin, von Ihnen für einen Hohlkopf gehalten zu werden — bei Maßnahmen tritt die Polizei auf den Plan, eine Volksvermehrung durch die Polizei aber erfüllt mich doch mit reichlichen Bedenken.«

Er setzte ihr seine Meinung scharf auseinander. Wenn irgendwo, habe in der Bevölkerungsfrage das Persönliche seine Geltung, und schließlich beruhe auch das Staatswohl auf nichts anderm als gerade dem Persönlichen. Sobald der Staat zu einer Viehhaltung würde, sei es vorbei mit ihm. Und schließlich käme es ja auch in der Viehzucht durchaus nicht lediglich auf die Masse an. Die Rasse sei das Wichtigste, die Qualität. Und für die sei beim Menschen doch die Freiwilligkeit, der Einzelwille die Voraussetzung. Der Befehl der Obrigkeit als schöpferische Macht, als zeugendes Prinzip — vor solchem Lebensquell müsse jeder Staat sich kreuzen und segnen.

Und dann sprach er sein geliebtes großes Wort von der Ethik des Natürlichen.

Nun aber legte sie sich ins Zeug. Das sähe ihm so ähnlich, in allgemeinen Redensarten sich zur Ruhe zu legen! Selbstverständlich, das laisser faire sei sein Inbegriff, im Grunde laufe alles bei ihm auf das Lässige, das Bequeme der triebmäßig Gedankenlosen hinaus! Ob er schon mal von Pflichten gehört habe? Wahrscheinlich wären Pflichten etwas ganz Unnatürliches in seinem Sinne — aber das menschliche Zusammenleben beruhe auf ihnen — ohne sie gebe es keinen Staat und keine Familie, die des Staates Kern ist. Und der Staat — er, er ist das Sittliche schlechthin — er, und nicht die Natur, oder gar dieses Angstprodukt von Staat und Natur, mit dem Monsieur Rousseau sich unsterblich macht. Dann sei es ihm, Stephan Segelmaker, auch wohl zuzutrauen, daß er auf die Rousseauschen Findelhäuser schwöre. Sie wisse ja nicht, welche Beziehungen sonst zwischen ihm und Findelhäusern obwalteten; aber wenn er nicht vollständig seiner ethischen Naturauflösung verfallen sei, dann sollte er jetzt endlich heiraten — noch wäre es Zeit — und staatsbürgerliche Kinder in die Welt setzen. Damit täte er schließlich auch mehr für die Natur als mit allen Künsten seines philosophischen Selbstbetruges!

So etwas tat ihnen beiden wohl. Freilich, nicht immer behielt Gustavens Herzhaftigkeit das letzte Wort. Und je lebhafter sie ihren Glauben an das Volk betonte, um so bitterer lag sein Zweifel ihm auf der



Junge. »Volk,« meinte er, »ich weiß nicht, wer es mal gesagt hat — das Volk ist wie ein Pudel. Sitzt 'ne Weile auf den Hinterbeinen und macht Männchen — ist aber glückselig, wenn es wieder auf die Hinterpfoten zurückfallen und auf allen vieren laufen kann.«

Wenn die beiden aber nach solchem Disput auseinandergingen, dann blickte Stephan ihr sorgenvoll nach. Dies ist der Fanatismus eigner Not, meinte er, sie wird sich ihr Leben daran zerbrechen. Und der Ironiker, daß er sich selbst wiederfinde, fügte ihm hinzu: Es ist nun einmal so, von den Grundsätzen kommt alles Unglück in der Welt.

Gustave aber auf dem Heimweg hatte es immer wieder mit dem einen Gedanken zu tun: Da rede ich allen Leuten vor, daß sie Kinder haben müssen, predige es fast auf den Gassen — und ich bin selbst kinderlos, werde kinderlos bleiben, und, was das Wesentliche ist, ich halte meinen Mann gefangen in kinderloser Ehe.

Ja, das ist es. Ein Gefangener in kinderloser Ehe! Und sie, die sie den Mund so voll nimmt von staatsbürgerlichen Pflichten — wo haben diese zu beginnen, wo anders als zu Hause!

Emmerich war jetzt selten daheim. Nachdem die Ernte unter Fach gebracht war, nahm er der lange vernachlässigten Wildbahn sich an.

Er war von jeher mehr Heger als Jäger gewesen, Henning von Udars hatte ihn dabei verständnisvoll unterstützt, als einziger unter den Reviernachbarn. Der Forstmeister war neuerdings ganz und gar aufs fiskalische Geldverdienen versessen, der Regguner aber, sprunghaft und brutal in allem, was er tat, war bald ein blindleidenschaftlicher Schießer und Aasjäger, bald ein heftiger Feind des Weidwerks schlechthin, als eines Unfugs, trotz dem noblen Gehabe, der über die Landwirtschaft nur Schaden bringe. Und dann war er sogar imstande, als Volksfreund sich in die Brust zu werfen.

Emmerich ging durch seinen Wald, hinter ihm her trottete der alte »Hatto«, ein Schweißhund hannöverscher Rasse, von edelster Zucht und taelloser Nase, allerdings ein »stummer Hund«, da ihm das Todverbellen nicht gegeben war. Jetzt drückten ihn auch die Jahre, aber er war ein treuer Freund und sollte das Gnadenbrot haben.

Durch Buchenhänge führte sie der Weg, ein ebener Kiefernschlag, von Schonungen unterbrochen, schloß sich daran, dann ging es wieder hinunter, durch gemischten Bestand mit reichem Unterholz zu einem Ellernbruch, an dessen Rand eine große Suhle dem Schwarzwild zustatten kam. Durch ihn schlängelte sich ein Rinnsal, hier die Grenzscheide zwischen Kessiner und Regguner Besitz, das dann weiterhin als Wiesenbach das Regguner und Udarser Gebiet trennte. Dies war die berüchtigte Dreigüterecke, die seit alters zwischen den Jagdherren Verdruß, Zwietracht, ja Gewalttaten heraufbeschworen, freilich auch oft genug für ergiebigen Umtrunk der Versöhnung gesorgt hatte.

In dem Dickicht des gemischten Holzes hatte Emmerich, als er gestern ohne den Begleiter auf Rehwild pirschte — er hatte einen Kümmerer abschießen wollen, war aber nicht zu Schuß gekommen —, eine angeschnittene Kitz gefunden. Sie hatte schon tagelang gelegen, offenbar war Reineke der Attentäter. Spuren waren allerdings nicht zu finden, starker Regen hatte alles verwischt. Losung, die auf dem Wege zum Erlenbruch lag, war nicht mehr mit Sicherheit anzusprechen.

Möglicherweise war hier auch eine Wildkatze am Werke gewesen. Dem Regguner Revier war alles zuzutrauen. Auch im Udarser war es längst nicht mehr zum besten bestellt. Höchste Zeit, daß er Magda auch über die Jagd und die Wildpflege beriet. Sie war hierin noch mehr als in den rein landwirtschaftlichen Dingen auf seine Hilfe angewiesen. Und er gab sie ihr mit Freuden, auch wenn es nicht gegolten hätte, ein Vermächtnis Hennings, des Freundes, zu erfüllen.

Freilich, die Arbeit wuchs ihm über den Kopf. Und Gustavens Unwille darüber, daß er »sich so zerriß«, war wohl zu begreifen.

Natürlich — was nützte es, sich das zu verhehlen — spielte auch die unvermeidliche allgegenwärtige Eifersucht der Frau hinein. Die unbesorgte Schelmerei seiner frischen Natur hatte sich zuerst neckisch damit abgefunden — solange keinerlei Empfindung an seine Arglosigkeit rührte.

Jetzt aber, wo die Atmosphäre seines häuslichen Lebens, die sonst ziemlich gleichmäßig belichtet gewesen, mit Sorgen, schweren Fragen und Problemen sich zu trüben begann, zuckte von dieser elektrischen Span-



nung etwas in sein Gemüt und weckte hier springende Funken.

Er war nicht eigentlich eine entzündbare Natur, von keinerlei Phantastik der Sinne, und die Gewaltsamkeit leidenschaftlicher Ausbrüche lag bei ihm ungeweckt in der Tiefe. Um so nachhaltiger aber wirkten Unklarheiten, Heimliches und Verstecktes auf sein Gleichgewicht. Und in solcher Verstörung konnte er reizbar werden, flackernd, erregt und unbesonnen, daß es bis zur Leidenschaftlichkeit nicht gar so weit war und seine kräftige Natur ins Ungestüme geriet.

Er setzte sich auf einen Buchenstumpf und ließ seine Gedanken auf den schrägen, gedämpften Sonnenstrahlen hin und wider wandern. Hatto, der mit der Rast wohl zufrieden war, kauerte sich auf einem Lichtfleck zu seinen Füßen.

Sein Zusammenleben mit Gustave war gewiß das, was man eine gute Ehe nannte. Sie hatten sich lieb, hingen aneinander und arbeiteten einhellig Hand in Hand. Und doch, die Kinderlosigkeit, die nun einmal für Gustave ein Verhängnis und das Unglück ihres Lebens war, hatte einen Schatten, der nicht weichen wollte, auf ihren Weg gelegt.

Wohl hatten sie sich an ihn gewöhnt, er leichter als sie, und des Lichtes sich gefreut, des doch immer sehr viel mehr gewesen war. Bei ihr hatte auch wohl noch immer eine leise Hoffnung gewirkt, aber jetzt, wo das Alter ihr Los besiegelt hatte, riß sie mit ihrer gründigen und erbarmungslosen Art alle Schleier von ihrem Schicksal.

Und ihn verstörte sie mit der Wühlarbeit ihrer Gedanken, bei der sich zu der Rücksichtslosigkeit ihres Gefühls das leidenschaftlich Lehrhafte eines Forschungstriebes gesellte. Das fing an, sich für ihn zu vollem Unbehagen anzuhäufen.

Wie friedlich, mit der ganzen sanften Zärtlichkeit der Fürsorge durften die Gedanken bei Magda ausruhen. Nur daß Gustave mit ihrer herrischen Hand auch in diesen Frieden eingriff!

Ihre herrische Hand, das Zugreifende ihrer Art, ihre feste und klare Kraft — war es das nicht gewesen, was ihn, den Jüngeren, so mächtig zu ihr hingezogen hatte?

Als sie einander kennenlernten, trugen sie beide an der großen Enttäuschung einer ersten Liebe. Sie hatte das Schwerere durchgemacht, das ihr lange Jahre vergiftet, aber sie trug es mit stolzerer Stärke. Das nahm ihn hin — und dann, wie sie selbst sagte, heilten sie beide sich von der ersten Liebe, die ihr nur noch als schlimme, aber glücklich überstandene Krankheit galt.

Ja, es war eine Fülle glücklicher Tage gekommen. Und wären die Kinder am Leben geblieben —

Jetzt aber hockte diese Klage gegen das Schicksal in seinem Hause und wollte nicht weichen. Und er war nun einmal kein Freund von Gespenstern.

Er war aufgesprungen und schritt flugs auf die Stelle zu, wo er gestern das verendete Rehkalb gefungen. Andre Gedanken!

Hatto merkte sofort am Schritte des Herrn, daß jetzt etwas an die Reihe kam, was auch ihn anging. Die Augen wurden lebhaft, die Rute streckte sich, die Mundfalten vertieften sich zu noch größerem Ernst, und es rührte sich in dem breiten Behang.

Sie standen vor der Kitz. Emmerich fand sie, wie er sie verlassen hatte. Der Räuber war nicht wiedergekehrt. Auch andres Gesindel hatte sich nicht an das Aas gemacht.

Emmerich sah dem Hund in die klugen Augen, die ihn suchten. »Hatto, wer war es?« Dabei machte er das Tier am Riemen fest.

Der Hund wußte gleich, was er sollte, hielt die breite Nase tief zur Erde, ging zweimal, dreimal im Halbkreise und nahm dann, die Rute wagerecht ausgestreckt, eine Fährte auf.

Er legte sich fest in den Riemen, zog den Herrn durch das Unterholz nach dem Ellernbruch zu, dann an diesem entlang gegen die Ubarser Spitze, die hier hineinstieß — hinter ihr, jenseit der Waldwiese, lag der Regguner Forst.

Dort hauste der Räuber, daran zweifelte Emmerich nicht. Aber jetzt verlor der Hund die Fährte, er blieb stehen, wandte sich rechts und links, kehrte um, hob dann den Kopf, schüttelte ihn ganz menschlich und blickte den Herrn traurig an.

»Gut, Hatto, es war schon alles mögliche, nach dem Regen und der langen Zeit. Und es war ja auch nur eine Art Spiel.«

In diesem Augenblick aber gewahrte er etwas, was ihn sehr ernsthaft traf und bewegungslos die Glieder straffen ließ.

Unter einer der beiden alten Eichen, die am Rande des Ubarser Waldes gleichsam



als Wächter gegen die Lichtung und Niederung standen, befand sich, auf die weite Entfernung nur seinem Jägerauge erkennbar, ein Mensch. Ohne Frage war zwischen ihm und dem Rehwild, das eben auf die Ubarser Wiese trat, ein Zusammenhang.

Sechs Stück waren es, eine alte Ricke voran, die nach allen Seiten sicherte und eine Zeitlang verhoffte. Deutlich war jetzt auch gegen die Sonne ein Bock in dem Sprung zu erkennen, die Gehörne ragten hoch über die Gehöre.

Die Tiere vertrauten jetzt und ästen auf den Waldrand zu, da blinkt etwas unter der Eiche, ein Sonnenblick hat den Büchsenlauf getroffen — Emmerich tritt vor, macht eine Bewegung, ein Zweig kracht unter seinem Fuß, das Wild wird flüchtig, man hört weither das laute »Bö« des abziehenden Bockes. Der Raubschütz ist um seine Beute gekommen.

Ein Wilderer — wer konnte sonst hier auf Ubarser Revier ohne sein Wissen auf den Anstand gehen?

Emmerich rief hinüber; aber der Mann — natürlich, er hatte ein schlechtes Gewissen — jetzt schrak er auf und gab Fersengeld und tauchte im Walde unter.

»Nun, Hatto, dies ist jetzt eine ernstere Sache.«

Die Augen hatten nicht genug von dem Verdächtigen erkannt, die Strecke war zu weit, und die Sonne stand blendend entgegen. Jetzt mußte die Nase helfen. Sie traten unter die Eiche. »Hatto — allo such!«

Der Hund hatte gleich die Spur und arbeitete sie aus. Er war seiner Sache sicher, behäbig, mit breitem Gleichmut, ging er der Fährte nach.

So zogen sie durch den Ubarser Forst, dann kamen sie auf die Schneise, die das Regguner Revier durchschnitt und in die große Landstraße mündet. Diese führte geradezu auf den Regguner Hof.

Als sie den Ausgang des Waldes erreichten, von dessen Hang man die Straße und die Felder überblicken konnte, sah Emmerich einen Herrn in edlem Gleichmut, in lässigem, unbekümmertem Schlendrian, die Büchse unter dem Arm, über die Regguner Äcker schreiten.

Er war noch weit, aber Emmerichs Augen erkannten ihn gleich: Tannhöven war es.

Du also! Ob ich mir das nicht gedacht habe! Schleichwege sind nun mal deine Lust. Auch das Weidwerk gehört dir, von dem sie sagen, daß du eine Art Kunstschütze bist, zu den Dingen, die erst das Verbotene dir schmackhaft machen!

Er hatte den Hund angehalten, der noch immer auf sicherer Fährte war.

Ich könnte jetzt mit dem Hund vor dich hintreten, Mosjö Tannhöven, und dir auf den Kopf zusagen: Du hast da eben unter der Eiche gestanden und in frembem Revier gejagt.

Aber, da du mit allen Hunden gehetzt bist, was würde dabei herauskommen?

Entweder würdest du unverzagt alles ableugnen, mit deinem Achselzucken und einer gutgezielten Ironie: Die Nase des Tieres in Ehren, aber Irren ist nicht bloß menschlich.

Oder du gestehst es leise erstaunt mit überlegener Gleichgültigkeit ein: Allerdings war ich da auf Anstand — jemand hat mir den Bock verscheucht. Ich wollte mich nicht weiter ärgern und ging meiner Wege. Daß es Ubarser Gebiet ist, hab' ich natürlich nicht geahnt. Ich war der festen Meinung, auf Regguner Boden zu sein. Aber die Landesgrenzen sind, wie Sie zugeben müssen, schwierig, und ich werde nicht verfehlen, sie mir jetzt sorgfältiger zu Gemüte zu führen!

Und er, Emmerich, ist dann der Blamierte. Natürlich würde der andre noch so was wie die Bitte hinzufügen, ihn bei Frau von Ubars gütigst entschuldigen zu wollen. Und gewiß würde dabei ein bestimmt sehr sorgsam abgewogener, aber um so unverschämterer und peinlicherer Hinweis, eine förmliche Anerkennung mit einfließen, er, der andre, sei zur Genüge davon unterrichtet, daß der Herr von Kessin als Gutsnachbar und Freund auch die Interessen von Ubars wahrnehme —

Es stieg Emmerich rot bis ins Haar. Magdas Sphäre sollte für diesen Herrn ein geschlossener, unübertretbarer Kreis bleiben. Alles, was nur irgendeiner Gedankenvermittlung dient, sei schon strengstens vermieden!

Damit ließ Emmerich für heute von ihm ab. Er wünschte keine Eröterungen. Eine zwingende Tatsache, eine unausweichbare Sachlage — dergleichen würde sich einstellen. Auf solche Begegnung freute er sich.



Dieses Jagdfeld war nicht das einzige Gebiet, auf dem Tannhöven zu wildern unternahm.

Mit Wilderern aber war Emmerich schon mehr als einmal fertig geworden. Und er war jetzt in besonderem Frohmut des Weidmannsspruches eingedenk, der an der einen Wand des Jagdzimmers in Hohenkessin seine Mahnung gab:

Dem Braconnier tritt kühn entgegen,
Sollt ihm sein übel Handwerk legen!

Alle Dinge nur sind der Geisterwelt ein Kleid.

Aus dem Kessiner See stiegen die ersten Herbstnebel. Wie Spukgestalten schlichen sie um die Kiefernstämme, verschworen sich und verzauberten das Land ringsum in träumende Schwermut.

An diesem Nachmittag waren bei Petra von Reggun eine Reihe erlesener Gäste zu einer »magnetischen Sitzung« geladen.

Es war nicht die erste, aber gerade dieser kam besondere Bedeutung zu. Tannhöven hatte das Langersehnte, immer Mißlungene nun doch glücklich zustande gebracht: Magda hatte ihre Teilnahme zugesagt.

Er selbst war über diese Errungenschaft immer noch mehr erstaunt als stolz, obwohl sie ihm nach ihrer beider letzten Begegnung nicht so ganz unerwartet zugefallen war.

Sie hatten sich diesmal zu Pferde getroffen — das heißt, er hatte sie bei einem Ausritt verfolgt und dann den Anschein erweckt, als führte sie der Zufall zusammen. Petras Hinweis, daß er »vierfüßig« sich am leichtesten in Magdas Gunst befördern würde, hatte ihm sehr wohl eingeleuchtet.

Er ritt ein ganz junges, rohes Pferd, einen schnittigen, sehr unruhigen Ostpreußen, mit dem Reggun nicht fertig werden konnte. Magda fand Gefallen an dem Tier, und nicht weniger an der Art, wie Tannhöven es anfaßte.

Sie blieben dann eine Weile zusammen, redeten über Pferde, und dabei kam das Gespräch auf deren geistige Anlagen. Kaum in besonderer Absicht, jedenfalls ohne sich für seine Zwecke etwas davon zu versprechen, hob er hervor, daß man an ihnen, den so feinnervigen und sensiblen Geschöpfen, ein ganz unzweifelhaftes Ahnungsvermögen wahrgenommen habe.

Das war ihr neu, und sie ließ sich gern Näheres mitteilen.

»Nicht bloß in Sagen und Rittergeschichten kommt das scheuende Roß vor, das nicht weiter will, weil seinem Herrn — und, wohlverstanden, auch ihm selbst — ein Unglück droht. Ein Schotte hat neuerdings ein Buch geschrieben, in dem er eine ganze Reihe beglaubigter Fälle solcher Pferdeahnungen — sie stammen alle aus jüngster Zeit — zusammenbringt und wissenschaftlich zu erläutern sucht.«

»Das ist in der Tat interessant.«

Der Gegenstand fesselte sie offenbar. Und jetzt kam es ihm immer mehr zum Bewußtsein, daß sich hier vielleicht die Fäden zu einer Schlinge spinnen könnten.

»Der Verfasser betitelt seine Schrift schlankweg »The second sight of the horses«. Sie ist in meinem Besitz. Wenn gnädige Frau gestatten, werde ich sie Ihnen schicken.«

»Das wäre liebenswürdig.«

Am nächsten Tage schickte er ihr das Buch. Nach einer Woche lud Petra sie zu der Sitzung ein.

Wenn das kaum Erwartete geschah, wenn sie dankend zusagte, so hatten dafür allerdings, wie Tannhövens Sorgfalt es richtig abschätzte, die prophetische Pferdeseele und persönlicher Reiz nicht genügt, den Ausschlag hatte etwas andres gegeben.

Magda hatte in der Bücherei ihres Mannes eine namenlose Studie gefunden: »Das Hellsehen, eine vom Inneren aus erregte Tätigkeit des menschlichen Gehirns«.

Diese Untersuchung hatte Henning offenbar sehr gefesselt. Mehrere Sätze waren unterstrichen, Ausrufungszeichen und Fragezeichen am Rande hoben einzelnes hervor, auch Bemerkungen von seiner Hand waren hinzugefügt.

Der Verfasser setzte auseinander, daß das menschliche Gehirn ebenso wie von außen durch Vermittlung der Sinne von innen her durch eine bestimmte Einwirkung zu anschauender Tätigkeit angeregt werden könnte. Dann träten vor den Menschen Erscheinungen, Visionen, dann sähe er Geister, die sein eigner Geist, sein »verborgenes Wesen«, seine Seele als wirkliche Bilder ihn wirklich erleben ließe. Es handelte sich hier um Wirklichkeiten so gut wie bei den Spiegelungen der Sinne. Hier ein von bestimmten Eindrücken hervorgerufenes Schaffen des Gehirns geradeso gut wie dort.



Allerdings zwei ganz verschiedene Tätigkeiten des Gehirns, die sich nicht wohl vereinigen lassen, die sich widerstreiten und sich gegenseitig aufheben. Deshalb vertragen es die Visionen auch nicht, wenn man die Sinnestätigkeit zu Hilfe nimmt. Bei gesteigerter Anspannung der Sinne pflegen die Visionen den körperlichen Erscheinungen das Feld zu räumen.

Es knüpften sich hieran mancherlei Folgerungen, die Henning offenbar meistens zu weit gegangen waren. Wenn der Urheber aber erklärte, daß solche Visionen Zeugnisse des Jenseits und die im Menschen lebendigen Funken der Unsterblichkeit seien, und wenn er mit dem Gedanken abschloß, Diesseits und Jenseits wären nur Betrachtungsformen für denselben Gegenstand, so hatte Henning als Leser diese Auffassungen des Nachdenkens sehr würdig gefunden.

Auf die letzte Seite hatte er dann hingeworfen: »Toren, die über das lachen, womit sie innerlich nicht fertig geworden sind. Wenn ich aus dem Felde wiederkomme, muß ich über solche Vorgänge — denn Vorgänge sind doch wohl nicht zu leugnen — mir Klarheit zu verschaffen suchen.«

In den Kreis dieser Worte war Magda gebannt, als Petras Einladung bei ihr anlangte.

Sie hätte sonst besinnungs- und bedingungslos abgelehnt — nun ließ sich auch hier der Wille vernehmen, in den ihr eigner Wille eingebettet war, auch hier war über ihr das Vermächtnis. Genug inneren Widerstand gab es freilich noch zu überwinden.

Höchst ungern war sie immer auf Reggun gewesen, sie wußte nicht, wer von dem Ehepaar, ob er oder sie, ihr mehr widerstrebte. Da wirkte Herr von Tannhöven, mit dem sie auf alle Fälle ganz gut reden konnte, beinah wie ein Trost.

Aber die Hemmungen wurden jetzt zum Sporn. Es galt eine Sache, die Henning nahegelegen und die er ihr damit nahegelegt hatte. Da gab es kein weiteres Hin und Her, und sie schrieb ihre Antwort.

Eine Reihe von Besuchern strebte heute durch den Nebel auf Reggun zu. Von Seehagen kamen gefahren die Frau Forstmeister, das blasse, fadenscheinige Seelchen, mit dem Zuckerschnäuzchen als Kavalier. Ein andrer Wagen brachte Stephan Segelmaker, der nun einmal überall dabeisein mußte, dessen Beruf es gewissermaßen war, für alles, was sich im Kreise abspielen sollte, die »Weltachse zu schmieren«. Ein drittes Fuhrwerk, von Reggun geschickt, beförderte in ungestörter Einsamkeit die geheimnisvolle Hauptperson, Malvine, die Nichte des Müllers.

Zu Fuß machte sich der Seehagener Lehrer Sebald Immhov auf den Weg. Als Naturforscher liebte er es, zu wandern. So stakte er dahin, den kleinen Kopf auf dem schmalen Wendehals nach vorn geneigt, neben ihm trabte Traude, sein Töchterlein.

Nicht als ob sie auch eingeladen wäre. Sie wollte den Vater nur ein Stück begleiten. Das Rätselhafte, von dem sie nichts wissen durfte, lockte sie unbändig. Und konnte sie nicht ganz dabeisein, wollte sie ihm wenigstens eine Strecke näher kommen.

Der mit sich selbst beschäftigte Vater achtete schon nicht mehr auf ihre Fragen. »Wir Großen haben hier erst noch so viel zu erforschen — eher können wir euch Kleinen auch nichts sagen.« Sich damit zufriedenzugeben, ward ihr schwer.

Ein Kiefernstamm am Wege hatte seine Aufmerksamkeit erregt. »Hier hocken noch einzelne Nonnen! Sieh!« Damit wollte er sie in eine andre Bahn bringen. Und dann fand er etwas, was ihn höchlichst fesselte. Eine Holzwespenlarve. Er nahm sie sorgfältig heraus mit der Umgebung. »Man behauptet, diese Art käme nicht in Kiefern vor!« Beseligt barg er die neue Entdeckung in einer Schachtel.

Dem beobachtenden Auge im Weiterschreiten wehrten die Nebel immer mehr. Aber auch das Ohr kam auf seine Kosten. Außer den Krähen ließen Häher und Elstern sich hören. In der Ferne gab Rehwild sich Zeichen durch die Wolken von Dunst. Und jetzt aus der Höhe war der Schrei von Wildgänsen deutlich zu vernehmen.

Immhovs Ohr war ganz das des Musikanten. So sehr, daß es unwillkürlich bei jedem Geräusch nach der Tonart oder der Dominante suchte, ganz schulmeisterlich. Aber hier in der Waldstimmung fand sich dann leicht in dem Schöpferischen seines Gefühls eine Symphonie ein, die von dem Sammler und Forscher den Träumer löste. Und so sang und träumte er sich heute durch die verschleierte Natur seinen Weg zu Ende, un-



bekümmert um die Begleiterin, die auch in eignen Gedanken lebte.

Daher kam es, daß er sie noch bei sich hatte, als das Herrenhaus von Reggun vor ihnen auftauchte.

»Aber Kind! Du hättest doch längst umkehren müssen! Nun gehst du aber sofort nach Hause! Und nimmst die deutsche Stillehre vor, hörst du?«

Ja, sie hörte und verabschiedete sich artig vom Vater, aber mit dem Befehl als solchem nahm sie es nicht so genau.

Das Regguner Herrenhaus war ihr wohlbekannt, sie wußte auch, wo diese vielbesagten Zaubersitzungen immer stattfanden: in dem kleinen Salon der gnädigen Frau, dessen Fenster auf den alten, dunklen Park zu gingen.

Statt umzukehren und heimzuwandern umkreiste sie den Hof, bis sie an die hintere Parkpforte gekommen war. Sie zauderte nicht lange und trat ein. Dann stahl sie sich durch die verwachsenen Wege in die Nähe des Hauses.

Nun würden sie bald alle versammelt sein und würden Gespenster rufen, und Geister würden erscheinen! Woher die wohl kommen würden? Aus der Luft, aus dem Schoß der Erde? Vielleicht, daß sie hier draußen an ihr vorbei durch den Nebel wallten und dann hineinzögen durch die Fugen der Fenster.

Sie blickte hinauf. Die Vorhänge waren zugezogen. Durch einen feinen Spalt schimmerte, da es hier draußen zu dämmern begann, ein dunkelblaues mattes Licht hervor.

Atemlos und betäubt starrte sie auf diesen Streif und seinen Schein, wie er auf die braundunklen, noch nicht gefallenen Blätter der alten Blutbuche hinüberspielte, die ihre Zweige bis an das Fenster streckte.

Du alte Blutbuche, du alter Zauberbaum, du siehst hinein in die Gespensterwelt — was siehst du? Sag' es mir, was du siehst! Und schauernd schmiegte sie sich an den Stamm. — —

Sie waren jetzt alle beisammen. Als letzte war Magda erschienen. Tannhöven verlor erst seine Ungewißheit, wie sie leibhaftig ins Zimmer trat.

Klaus von Reggun selber war nicht dabei. Es befand sich auch kaum einer unter den Gästen, der ihn vermißt hätte. Magda insbesondere empfand sein Fehlen geradezu als Erleichterung, und sie brachte den kommenden Vorgängen größere Geneigtheit entgegen.

Sie wußte selbst nicht, wie es kam, daß sie sich in dem Kreise nach Emmerich umsah.

Sie hätte es sich selber sagen können, daß sie ihn hier nicht finden würde — bei dem unverhohlen gespannten Verhältnis zwischen den beiden Gutshöfen. Und bei der ausgesprochen heftigen Abneigung, die Emmerich nicht minder als Gustave gegen die Regguner »Spukkünste« empfand.

Vor vier Tagen waren sie beisammen gewesen. Fast nur von wirtschaftlichen Dingen hatten sie gesprochen. Einmal hatte es ihr auf der Zunge gelegen, ihm von ihrer Einladung zu dieser Regguner Sitzung zu erzählen. Aber eben weil sie seine feindselige Stimmung kannte, hatte sie es unterdrückt. Aus falscher Scheu — oder wie sollte sie es nennen?

Nun war es ihr fast, als hätte sie ihm etwas unterschlagen. Und er fehlte ihr unter den fremden Leuten bei dem, was sie jetzt sehen sollte und dem sie immerhin eine Bedeutung nicht versagen durfte — bei einem neuen, vielleicht wichtigen Erlebnis, er, der Berater und Freund. Von dem sie in Heimlichkeit sich getrennt hatte.

Tannhöven war höchlichst um sie bemüht, doch ohne Aufdringlichkeit. Er vermied es, sie allzusehr in den Mittelpunkt zu stellen und dadurch ein Mißtrauen bei ihr zu wecken. Petra, die ihre Katze abgelegt hatte, weil deren phosphoreszierende Augen nachher im Dunkel als störende Punkte die Sammlung zerstreuen könnten, verstand es, hinter den gesenkten Lidern ihre lauernden, giftigen Blicke zu verstecken.

Eine Weile war Magda mit Stephan Segelmaker im Gespräch, dessen buntschillernde Seele vor dieser Frau in die dunkelleuchtenden Farben einer geradezu anbächtigen Schwärmerei sich vertiefte.

Ein gedämpfter Ton lag über allen Worten. Er stimmte sich von selbst immer mehr hinunter, bis zum Flüstern, je größer die Dämmerung wurde. Nur spärliches Licht kam noch von draußen, die Bäume vor den Fenstern wehrten ab, was der Nebel nicht schon erstickt hatte.

Jetzt, auf einen Wink Tannhövens, der eine bläulich brennende Flamme entzündet hatte, zog der Diener die Vorhänge zu, um



sich dann unhörbar zu entfernen. Er verriegelte die Türen. Die Welt blieb draußen, der Kreis war geschlossen, die Sitzung konnte beginnen.

Tannhöven lud durch einen stummen Wink die Gäste ein, sich zu setzen. Malvine, die, solange es gesellschaftlich zugegangen war, sich mehr abseits gehalten hatte, nahm jetzt mit Bewußtsein den Hauptplatz ein.

Petra hatte sich an den Flügel gesetzt und spielte dämmernde Phantasien.

Niedriger brannte die blaue Flamme. Ihr mattes Flackern ließ verschwimmende Schatten über die dunkelgetäfelten Wände huschen. Ein leiser Räucherduft zog durch den Raum — Zuckerschnäuzchen kannte die Herkunft, pulvis pistacius arabicus, zwei und einen halben Silbergroschen das Lot.

Aber auch ihm legte sich ein Schleier auf die Sinne.

Stephan Segelmaker schimpfte ein paarmal innerlich auf den Geruchsnebel und das ganze künstliche Benebeln und Betrunkenmachen, auf diesen bewußten Verdunkelungstrug — aber was sich dann weiter begab, nahm ihn, den Widerspenstigsten der Geister in der Runde, doch auch immer mehr gefangen.

Tannhöven trat an Malvine, beugte sich zu ihr, hielt ihre Augen fest in den seinen und sprach leise so auf sie ein: »Wir möchten mit dir nach dem Traumland — führe du uns — hier ist niemand, der nicht mit dir gehen möchte — und drüben am andern Ufer stehen viele, die gerne mit uns sprächen — laß dir von ihnen sagen, was sie uns mitteilen wollen — und sag' es uns wieder — und wer von ihnen uns näherkommen möchte, denen hilf du zu uns — bringe sie uns entgegen — du bist bereit zur Fahrt — müde — schlafe hinüber —«

Sacht strich er ihr über die Schläfen, legte die Hand dann lose auf ihre Stirn und ging nun zur Seite und trat hinter sie. Ihr Kopf sank leicht zurück, lehnte sich an ihn und suchte von ihm seinen Halt. So, mit halbgeschlossenen Lidern, saß sie fernsehend da.

Und nun fragte er: »Hörst du von jemand, der mit uns — mit einem unter uns in Verbindung treten möchte?«

Jetzt war ihr Hinterkopf in seine beiden Hände gebettet, die immer in Fühlung mit ihr blieben.

Es zuckte um ihre Lipren, dann öffneten sie sich und hauchten: »Eine Frau kommt näher — eine Schwester — die ihre Schwester sucht —«

Tannhöven sah sich um in der Runde. Die Frau Forstmeister zuckte zusammen und stöhnte leise.

»Wie lange ist es her, daß sie von uns gegangen ist?«

»Zwei Jahre —«

»Genau zwei Jahre?«

»Zwei Jahre und fünf Monate —«

Die Frau Forstmeister nickte in verzücktem Erschrecken.

»Hat sie einen besonderen Grund, die Schwester zu suchen?«

»Sie will sich — aussöhnen mit ihr —«

»So gingen sie in Unfrieden auseinander?«

»Ja. Weil die Männer verfeindet waren.«

»Haben die Schwestern sich nie wieder einander genähert?«

»Sie haben es gewollt. Heimliche Briefe sind gewechselt. Sie wollten sich wiedersehen. Bei einer Freundin.«

»Lebt diese Freundin noch?«

»Nein.«

»Wie lange ist sie tot?«

»Seit sieben Monaten.«

»Und die Schwestern haben sich nicht lebend wiedergesehen?«

»Nein. Zwei Tage vor dem verabredeten Zusammentreffen starb die Schwester — die jetzt unsre Nähe sucht — — näher kommt — und näher — — —«

»Hat sie ein Zeichen für uns?«

»Ja.«

»Welches?«

»Sie will dreimal klopfen —«

Atemlose Stille. Alle waren sie erstarrt in grauender Erwartung.

»Über uns —«

Und deimal klopfte es gegen die Decke.

»Sie will noch mehr — sie ist noch näher bei uns — an den Flügel rührt sie —«

Auf dem Instrument, das Petra längst verlassen hatte, tönte es leise — eine Saite klirrte —

Da regte es sich in dem Kreise, ein Wimmern, halb erstickt, und brach doch als Fremdes in die vereiste Stille, daß sie fein zersplitterte.

Die Frau Forstmeister sank schluchzend hin. »Dies ist zuviel!« jammerte sie leise

und doch aus der Tiefe. »Dies ist mehr, als ein Mensch erträgt!«

Man bemühte sich um sie. Allmählich beruhigte sie sich, und dann saß sie da in einer Art glückseliger Zerbrochenheit.

Aber in die Atmosphäre war ein Wirbel gekommen. Malvine war erwacht. Erschöpft rang sie nach Luft. Sie trocknete die kalten Tropfen auf ihrer Stirn. Sie spreizte die feuchten Hände.

»Werden wir aufhören müssen?« fragte Tannhöven.

»Ich weiß nicht, ob es mir heute noch einmal gelingt!« antwortete sie keuchend.

Nun wurde die Frau Forstmeister trostlos.

»Wir wollen jedenfalls eine Pause machen. Demoiselle Malvine braucht in diesem Zustand plötzlichen Erwecktseins unter allen Umständen eine Stärkung.«

Er führte sie in einen Nebenraum, wo Erfrischungen bereitstanden, und kehrte dann ohne sie in die Gesellschaft zurück.

Frau Jastram war jetzt der Mittelpunkt geworden, sie standen alle um sie herum.

»Wenn mir jemals Zweifel gekommen waren — jetzt bin ich gründlich davon geheilt! Wurde ich überwältigt und vergaß mich, ich hoffe, Sie werden es verzeihen!« So wandte sie sich an Tannhöven.

Der verbeugte sich begütigend und hielt sich zurück.

Stephan Segelmaker sprach: »Wir, die wir nicht zu den Eingeschworenen gehören, dürfen hier Belehrung suchen und dürfen fragen. Also, Frau Forstmeister, Sie sagen, was die Somnambule uns mitteilte, das von dem letzten Briefwechsel, war Ihr und Ihrer entschlafenen Schwester strengstes Geheimnis?«

»Jawohl! Niemand wußte davon! Nicht einmal mein Mann!«

Stephan wollte dazu ein ironisches Gesicht machen. Was schon ein Mann von seiner Frau nicht weiß —! Aber damit kam man nicht weiter. »Und die Ankündigung ihrer Nähe! Die Klopftöne! Der von unsichtbarer Hand berührte Flügel —!«

Frau Jastram fiel aus Ekstase in brütende Versunkenheit.

Magda hielt sich schweigend. Was in ihr vorherrschte, war ein großes Unbehagen. Ihr stilles Empfinden konnte es nicht vertragen, daß hier aus Geheimnissen, aus seelischen Besitztümern des Einzelnen eine Schaustellung für die Vielen zubereitet wurde. Doch in den Vorgängen selbst — sie bemühte sich, sachlich zu bleiben und auf Segelmakers Standpunkt des Belehrtseinwollens sich zu halten — war viel Verblüffendes, qualvoll Ungeahntes und Erschreckendes. Aber führt der Weg zur Wahrheit nicht am Grauen vorüber?

Das e i n e mußte sie an dem Veranstalter loben: er hielt sich in den Grenzen des guten Geschmacks, verfiel nicht der großen Pose, zog keine grandiosen Schnörkel und trieb nicht aufdringlichen Proselytenfang. Für manchen mochte es ein ästhetischer Genuß sein, in dieser heiklen Tätigkeit des Mittlers ihn zu sehen.

Des Mittlers — ja, war er denn nicht eigentlich die Kraftquelle? Er der Beschwörer? Er der Herr über die Geister? War sie, die Hellseherin, die mit den Abgeschiedenen in Verkehr trat, nicht bloß das Werkzeug seiner Macht — wie es ja seine Hände waren, in denen ihr Kopf lag.

Wenn es Macht war — und nicht Trug! Trug — oder doch ein bewußtes Spiel mit dunklen Kräften —

Denn daß hier Kräfte am Werke waren, daß Wirkungen hier ihre Kreise zogen, wer wollte es leugnen? Vielleicht, daß nur ein überlegener Wille sie ausstrahlte — aber dies »nur«, diese Beschränkung, was erklärte sie, welche Berechtigung hatte sie? War nicht das ganze Leben, die ganze Triebkraft des Lebens im Grunde nichts andres als Wille, Sehnsucht, Verlangen?

Wie sie sich so gedanklich entfernte und eigne Bahnen suchte, hörte sie Tannhövens Stimme.

»Wenn die Herrschaften noch einmal Platz nehmen wollen. Demoiselle Malvine fühlt sich imstande, noch einen Versuch zu machen.«

Magda begab sich zu ihrem Stuhl, sie kam an Petra vorüber, aus deren Augen traf sie ein Blick, grünlich stechend, lauernd und so lüstern böse, es wurde ihr angst ums Herz.

Sie saßen wieder im Kreise, und es war wie zuvor. Malvinens Kopf lag in Tannhövens hohlen Händen. Leise sprach er auf sie ein. Sie verlor sich schlummernd und tastete sich nach dem andern Land. Und jetzt sah sie das Ufer.



»Gerade unsre Zeit hat so viele Männer von uns gerissen, die noch gerne unter uns weilten,« so sprach leise der Beschwörer. »Kaum einer von uns, der nicht einen Freund, einen Bruder, einen Gatten verloren hat.«

»In Magda krampfte es sich zusammen.

»Kannst du einen von ihnen, den die Sehnsucht treibt, zu uns geleiten —«

»Ja.«

»Wer ist es?«

»Ein gefallener Krieger, der zu seiner Gattin möchte.«

Magda wollte aufspringen, aber sie war gelähmt und konnte sich nicht rühren —

»Kommt er?«

»Ja.«

»Ist er nahe?«

»Ja.«

»Wird er uns ein Zeichen geben?«

»Ja.«

»Welches?«

Die Seherin lauschte mit Inbrunst der Kunde —

Da — ein Entsetzen! Gegen die Fensterscheibe fiel es — daß sie klirrend zerbrach — ein dunkler Körper glitt herab — Schreie und Grauen und Ohnmacht und Krämpfe — nicht am wenigsten erschreckt der Beschwörer und die Seherin —

Segelmaker ist zuerst ans Fenster gestürzt, nichts ist draußen zu sehen, nur ein leises Schaukeln in den Zweigen der Blutbuche —

Magda ist lautlos, wie versteint, auf ihrem Platz geblieben.

Sie finden sich zurück, sie erholen sich, schöpfen Atem und können reden.

Vermutungen werden zaghaft ausgesprochen. Malvine fliegt noch immer am ganzen Leibe, Tannhöven ist besorgt um sie. Er selbst hüllt sich in undurchdringliches Schweigen.

Erst nach einer Weile tritt er feierlich, mit den Schritten eines Zauberers, selber an das Fenster, bückt sich zu den Scherben und nimmt ein Stück auf. Getragen, bedeutsam, als habe er Besonderes geahnt, gefühlt, gewußt.

»An dem Glas sind Spuren einer Hand. Fingerabdrücke. Spuren einer feinen Männerhand — die von Wunden zeugt. Denn es war Blut daran, geronnenes Blut.«

Er gab das Stück weiter. Sie reichten es herum und prüften es murmelnd. Er selbst blieb jetzt endgültig versenkt in unergründliches Schweigen.

Der Adel des Ich besteht in freier Erhebung über sich selbst.

An diesem selben Nachmittag war Emmerich auf dem Wege zu Magda.

Er kam vom Erlenbruch, die Büchse unterm Arm. Da floh etwas den Birkenhang hinauf. War es ein Tier, ein Mensch? Er wand sich durchs Unterholz, ihm den Weg abzuschneiden oder sich doch näher hinanzupirschen.

Nun sah er's deutlich — ein weibliches Wesen — ein Mädchen —

»Halt!« rief er laut. Sie stutzte, brach in die Knie, aber sprang gleich auf und stürmte weiter. Da rannte er ihr nach in hohen Sätzen. Und nun kannte er sie: »Traube!«

Sie hielt immer noch nicht.

»Wirst du vor mir davonlaufen?«

Da kam sie zur Besinnung. Und keuchend blieb sie stehen.

»Mädel! Bist du des Teufels? Was rast du hier so allein durch den Wald?«

Sie hatte sich an einen Baum gelehnt, in anmutigster Angst und Verstörtheit. Auch preßte sie die Hand gegen das Herz, wie sie bei erwachsenen Damen es eindrucksvoll gefunden hatte. Und sie benutzte diese berechtigte Pause einer Sprachlosigkeit, ihre Gedanken zu sammeln. Denn ein Examen stand bevor.

»Nun sag' mir bloß, was treibst du hier? Und wo kommst du her?«

»Ich bin — mit Vater gegangen — Vater ist auf Schloß Reggun — ich habe ihn nur ein Stück begleitet — und bin schon weit vorher umgekehrt — ganz gewiß —«

»Du tust ja so, als solltest du hingerichtet werden! Solche Augen!« Er machte ein großes rundes Loch mit der Hand. Dann nahm er sie lachend am Arm. »Komm! Wir haben denselben Weg. Nun erzähl' mir alles in aller Ruhe.«

Sie hatte gleich Oberwasser in dem Wohlgefallen seiner Blicke, vom schlechten Gewissen behielt sie nur so viel, wie sie zur Vorsicht brauchte. Noch ein schräges Blinzeln, dann ging sie ganz auf die Hilfs- und Trostbedürftige aus. Und nun wagte sich in dem, was sie erzählte, auch ihre abenteuernde Phantastik ans Licht.

Der Wald habe sie geängstigt mit den ziehenden Nebeln, und dann, hinter dem Regguner Hohlweg, unter den alten Eichen, sei ein mächtiger Raubvogel auf sie herabgestoßen.

»Ein Raubvogel?« fragte Herr von Kessin. Das klang erstaunt, doch mehr gespannt als ungläubig, und so blieb sie dabei, und war selbst geprickelt von dem, was sie zum besten gab, und wie sie sich da herausfinden werde.

»Was war das für ein Tier?« forschte er ernsthaft weiter, da doch die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen war.

Und sie mit wachsender Sicherheit: »Ich glaube bestimmt, daß es ein Schuhu war.«

»Oh — vom Uhu sind mir allerdings bisher solche Schandtaten nicht bekannt.«

»Schuhus nisten dort in den Eichen. Und das ‚Buhu!' hab' ich deutlich gehört. Gesehen hab' ich allerdings nur was Dunkles — ich war so erschreckt —«

»Kind, du hast ja Blut am Kleid! Und deine Hand — zeig' mal! Nun zeig' doch!«

»Es ist nichts —«

»Schnittwunden sind das ja!«

»Ich bin hingestürzt. Und bin auf was Scharfes gefallen —«

»Zum Glück ist es nicht tief gegangen —«

Die Untersuchung der Wunden war ihr peinlich. Und doch tat es ihr wohl, daß der gnädige Herr sich so um sie bemühte. Wie er ihre Hand so sorgsam hielt, blickte sie ihn an unter halbgeschlossenen Lidern in schauernder Ergebenheit.

»Wenn es auch nur Hautrisse sind, wir wollen doch ein sauberes Tuch umtun.«

Er mochte zu ihrem Schnupftuch ein minderes Vertrauen haben, so nahm er denn sein eignes. Ein Ausdruck stolzseliger Wichtigkeit breitete sich über ihr Gesicht, und mit inbrünstig dankbarer Hingebung küßte sie seine zärtlich gütige Hand. Er fühlte das Leidenschaftliche in den Lippen des Kindes, ein leiser Schreck rieselte durch ihn hin.

Sie aber spürte wieder das Wohlgefallen in seinen Augen, und schweigsam kauerte sich der junge Körper zu ihm hinüber.

»Du kommst bald wieder einmal nach Kessin, nicht wahr? Und spielst uns vor.«

»Das will ich gerne, gnädiger Herr.«

»So, und hier ist die Straße nach Seehagen. Fall aber nicht wieder Raubvögeln in die Fänge.«

Sie huschte in den Nebel hinein. — —

Von dem Abenteuerlichen, dem traumhaft Verwogenen und jung Erwachenden und Haschenden ihres Wesens blieb etwas bei Emmerich — so ein Verjüngendes war ihm selbst ins Blut gegangen. Wie von Märzluft schwirrte es in ihm.

Als ob etwas Sehnsüchtiges ihn trieb, so waren seine Schritte nach Ubars, zu Magda.

Da hörte er, daß sie nicht zu Hause sei.

Das erstemal, daß er sie nicht antraf. Und ausgeritten konnte sie doch nicht gut sein —

Aber das Fragen widerstrebte ihm. Doch gab der Diener ungefragt Auskunft. »Gnädige Frau sind nach Reggun gefahren.«

»Nach Reggun?« Emmerich warf den Kopf jäh, drohend, zornig, als wenn einer nach ihm schlüge.

Und der Diener gab alles her, was er wußte. »Ja. Es soll da eine Geistersitzung sein.«

»Ach!«

»Soll ich der gnädigen Frau etwas ausrichten?«

»Danke!« Er ging schnell.

Wie er durch den Wald schritt, war es bald ein heftiges Stürzen, dann wieder ein langsames Stolpern und Stocken. Alles gärte in ihm und wühlte und würgen wollte es ihn.

So war der Schleichjäger also richtig ans Ziel gelangt!

Und sie, Magda — wie war es nur möglich, daß sie dem Gaukler so den Willen tat! Heimlich — ohne ihm, dem Freunde, ein Wort davon zu sagen! Schlimmer und schlimmer wurde es, je mehr man darüber nachsann.

War er ihr nur gut dazu, über Schweinepreise mit ihr zu reden?

Was sollte daraus werden? Jetzt, wo der erste Schritt getan war, würde sie sich von dem Geistersehen nicht immer tiefer in den überirdischen Irrgarten hineinziehen lassen?

Das sollte nicht geschehen! Ob es mehr Sorge um sie war oder Feindschaft gegen den andern — gleichviel! Aber es sollte nicht geschehen!

Warum — warum nur mußte sie sich so verstecken? Oder hatte sie nur in Gedankenlosigkeit sich treiben lassen?

Gedankenlos? Es war so etwas Neues,



etwas ungeahnt Neues und Ungewohntes, was sie unternommen hatte. Unmöglich, daß es nicht mit Henning im Zusammenhang stand. Aber dadurch eben wurde das Geschehene ja nur um so schwerer! Wenn sie jetzt auch Tannhöven in die Andacht ihres Lebens hineinbezog —!

War er, Emmerich, bisher nicht der einzige Vertraute ihrer Stille gewesen? Wie würde der andre jetzt dieses erste Zugeständnis ausnützen, wie würde er sich immer weiter in ihr Leben hineinschlängeln!

Er — gab es einen Menschen, der weniger in ihr Leben gehörte? Daß sie nicht selbst die Berührung mit diesem Schmutzfinken scheute! Daß sie ihm gar das Heiligtum ihrer Gedanken nicht verwehrte!

Hatte sie ihm, dem Schleicher, nicht Henning preisgegeben? Sollte der Geist des Entschlafenen nicht von ihm gerufen werden, dem übelsten von all den Scharlatans, wie sie jetzt die Müßigkeit des Friedens im Lande umherschmarutzen ließ, an deren gruselig-übersinnlichen Taschenspielerkünsten die nach der wilden Kriegszeit erschlafften Nerven sich zu spannen liebten.

So hatte es also diese Rattenfängerei auch ihr angetan!

Und das Schlimmste — das ihm immer wieder würgend an der Kehle saß — sie hatte es vor ihm, dem Freunde, verborgen! Wie lange mochte es schon spielen! Denn dies war nicht der Anfang — dies Entgegenkommen war mehr. Dem mußte schon etwas vorausgegangen sein. Und planmäßig hatte sie alles, was zwischen ihr und Tannhöven sich entspann, vor ihm geheim gehalten. Sie selbst in dem Bewußtsein, daß sie dunkle Wege ging. Sie selbst in dem Bedürfnis, sich zu verstecken. Sie selbst in dem Gefühl, etwas Lichtscheues zu tun.

Und verstrickte sie sich damit nicht selber? Gab sie sich so nicht immer mehr in die Hände des andern? War diese Art Schuldgefühl nicht dessen gefährlichster Gehilfe? Wie sollte sie heimfinden? Wer sollte sie lösen? Da sie ihm, dem Freunde, sich entzogen und versagt, da sie ihm das Vertrauen nicht bewahrt hatte.

Wie würde ihr Schicksal sich erfüllen? Geschreckt, gequält, ratlos taumelte er durch den Nebel. — —

Als Emmerich nach Hause kam, fand er Gustave über den Rechnungsbüchern. Er sah den schlichten Scheitel ihres vollen, leicht ergrauenden Haares und über den schweren Brauen eine Falte vertiefter Sorgfalt und strenger Arbeit.

Es war so eine klare, harte Ruhe um sie, die ihm wohltat. Wie im Hafen fühlte er sich. Und er schalt auf sich, daß er in fremden Angelegenheiten sich umtrieb. War nicht hier seine Heimat? Was vagabondierte er in fremden Zonen herum! Und ließ von Luftspiegelungen sich narren!

Was hatte er sich eingeredet von seelischen Zusammenhängen! Taugte seine ehrliche Nüchternheit in die verschmitzte Welt des Traumlebens? Sollen die Träume den Träumern gehören! Sie mögen sich miteinander zurechtfinden. Seine harte Hand paßt nicht ins Geisterreich. Und schließlich wird sie gar verlacht!

Der Zorn und die Kränkung zogen ihn enger noch und zärtlicher zu Gustave. Er strich über ihr Haar, sie sah dankbar und freudig zu ihm auf.

Wie er sich dann aber zu ihr setzte und sie von geschäftlichen Dingen sprachen, war er doch nicht sehr bei der Sache. Und ihr Blick faßte es gleich, daß in seiner Seele etwas umgegangen war.

Sie brauchte auch nicht zu forschen, denn schließlich, da er ihren Rat und ihre Hilfe brauchte — ihr Junge, der er war —, kam er ihr von selbst mit seinen Schmerzen. Von denen sie wohl ahnte, woher sie stammten.

»Ich war eben in Udars. Magda hab' ich nicht zu Hause gefunden. Weißt du, wo sie i st?«

»Wo?«

»In Reggun.«

»Das ist allerdings neu. Da haben sie also richtig die Gespenster gegen sie mobil gemacht.«

In Gustave gab es das alte Auf und Ab, das alte Hin und Wider. Und sie war dieses Herumgeworfenseins so müde!

Was sich in ihr freuen wollte, darüber, daß Magda sich so von ihm zu entfernen schien, ward nicht zur Freude. Und wieder — ihre Sorge um Magda wurde gelähmt durch die eigne Not. Die kräftige Wut auf Tannhöven aber wurde betrogen um ihr schönes Recht, da er als Helfershelfen ihr näherrückte.

So verschlang sich das Für und Wider,



Freundschaft und Feindschaft verwirrten sich, ihr klarer Sinn wurde gequält und verstört.

»Wie findest du es, daß sie uns vorher nichts davon gesagt hat?« fragte er jetzt. Er war aufgesprungen und ging durchs Zimmer.

In dem »uns« war ein Tröstliches. Und es packte sie die Versuchung, stark sich an seine Seite zu stellen und Sturm zu laufen gegen Magdas Absonderung, die so leicht als Unaufrichtigkeit sich brandmarken ließ.

Aber gerade ihr selbst widerstrebte hier alles Versteckte und Verschlungene. Geradeaus wollte sie, offene Bahn mußte sie haben. Klarheit wollte sie schaffen, auch ihm galt es die Augen zu öffnen, da, wo er noch befangen war.

Und nun ging sie schonungslos ihren Weg.

»Willst du dich wieder ruhig zu mir setzen?« sagte sie klar. In ihrer Stimme war etwas, was ihn aufhorchen ließ.

»Feierlich, Gustave?« Er wollte scherzen, aber es kam gezwungen heraus. Und er ahnte, daß sie ihm Schweres zu sagen hatte.

»Sieh mal, Emmerich, wir sind im Begriff, über Magda uns zu erregen — daß sie nicht offen gegen uns sei. Und dabei haben wir selber Geheimnisse voreinander!«

»Wir selber?«

»Ja. Und auch hier geht es um Magda.« Sie blickte ihm gerade ins Auge, nicht spitz und hart, mit einer gütigen Stärke. Etwas wie eine Ausflucht spürte sie in seinem Blick. Da griff sie nur noch fester zu.

»Du täuschest dich selbst über deine Empfindungen für sie. Und täuschest auch mich. Und auch ich habe hier geflissentlich selber die Augen geschlossen. Aus diesem Versteckspiel wollen wir nun endlich heraus. Es war etwas Neues in unserm Leben und gehörte nicht zu uns. Und wir haben beide darunter gelitten.«

Er war noch nicht ganz fertig mit sich. Diese scharfe Helle blendete ihn. Alles Gefühlsleben ist nun mal im Zwielicht. Was soll hier solch kaltes, schneidendes Gedankentum, das nur Schwarz und Weiß kennt, nur ein Entweder-Oder!

»Liebe Gustave — warum mußt du wieder das Messer wetzen —!«

In dem Ton seiner Stimme, in seinem Auge war etwas, was nach Ruhe verlangte, was um Schonung bat. Und noch einmal hielt sie inne. War es nicht möglich, daß die Bequemlichkeit, die große Heilkünstlerin des Lebens, auch für diese Schicksalswellen ihr glättendes Öl bereithielt?

Warum sollte sie sich der Gewohnheit nicht anvertrauen, die ihnen beiden nach so langen Jahren freundlich genug gesinnt war?

Hatte er nicht recht mit der Frage, warum sie alles auf die Spitze treiben mußte? Und es ward ihr bange vor der Entscheidung. Aber sie blieb nicht in der Furcht. Sie fühlte zu stark, daß sie nicht wieder zurücksinken durfte.

»Weißt du, wie das ist, wenn man das Gefühl hat, daß man schlechter wird von Tag zu Tag?« fragte sie in eiliger Bestimmtheit. »Nichtsnutziger und schlechter?«

Er sah sie kopfschüttelnd an. »Schlechter —?«

»So ist es mit mir,« fuhr sie fort, viel ruhiger, da sie jetzt im Zuge war. »Alles Häßliche, all das, was unvornehm und niedrig und schäbig im Menschen ist, das will jetzt bei mir das Wort führen. Es gibt ja wohl Leute, die dabei gedeihen, aber mich quält es, ich werd' mir selber zuwider. Ich schäme mich, wenn ich auf der Lauer liege. Mein Komödienspiel ist mir zum Ekel.«

»Gustave —!«

»Ich mache dir Flausen vor, dir und mir. Ich möchte dir Magda verleiden und scheue vor Verleumdungen nicht zurück. Und wenn die angeborene weibliche Schlauheit mich zur Vorsicht darin mahnt, so ist das nichts andres als eine noch größere Gemeinheit.«

»Willst du dich noch weiter zerfleischen?«

»Es ist ganz natürlich, daß dich zu Magda etwas hinzieht. Wie es nötig für dich ist, daß du eine junge Frau an der Seite hast. Eine Frau, mit der du Kinder haben wirst. Du leidest darunter, daß du nicht Vater bist. Das Beste in dir verkümmert so. Du fühlst es — und wirst immer mehr fühlen, wieviel so in dir abstirbt —!«

»Das legt dein weibliches Gefühl in mich hinein. Mutterempfindungen sind das —«

»Und gäbe es keine Vaterempfindungen oder wie wir es nennen wollen — du bist Herr und Besitzer, du brauchst Erben, du bist Soldat und Staatsbürger und denkst an den Nachwuchs und fühlst für ihn und lebst für ihn. Die Lücke in deinem Dasein wird



dich immer mehr peinigen. Und ich — ich darf nicht schuld daran sein!«

Er war aufgesprungen. »Das ist ja alles — luftleerer Raum ist das! System und toter Kram!«

Etwas Frostiges und Erkältendes kam über ihn, »die Herzlosigkeit des Lehrbuches«, so nannte er sich selber das, was vielleicht seinen Ursprung in allzu starker Herzhaftigkeit hatte. Aber schon war er geneigt, für eigne Regungen, die gerade unter dieser rücksichtslosen Erörterung emporsprossen, das Recht zu suchen.

Und dann wieder packte ihn das Mitgefühl mit dem schicksalsschweren Ringen der Frau, die seines Lebens Genossin war, seine Freundin und Kameradin, die Vertraute seiner Arbeit, seiner Gedanken, seiner Kümmernisse und Sorgen, und die Vertraute auch der vielen unvergeßlichen glücklichen Stunden.

Wer außer ihm konnte ermessen, um was sie kämpfte, was sie zu verlieren hatte, welchen Preis ihre Hingabe zahlen mußte. Denn sie liebte ihn, nichts von ihrer starken Zärtlichkeit war geschwunden, eher, daß ihr Wesen noch inniger mit ihm zusammengewachsen war.

Von Dankbarkeit quoll es in ihm auf — aber da er sich dieses Dankgefühls und seiner Bedeutung recht bewußt wurde und da eine stille Wehmut sich hinzugesellte, eine leise Klage, kam ihm nicht der Gedanke an ein Abgeschiedenes, an ein Grab eigner Gefühle?

Nur daß er die Klarheit nicht gewann und nicht den Mut, der Gustave immer weiter trug. Sonst hätte er bekannt, gleich ihr. Und ob sie sich nicht beide damit geholfen hätten?

So aber hielt er am Mitleid fest, an der guten Lüge, die nicht weh tun will. Ob wahr, ob nicht — das Gütige ist gut und bleibt oben. Und hier findet er sich zu Hause, und seine Herzlichkeit kann ausschwingen in vollem Ton.

Er nahm ihre Hand und streichelte sie, und strich ihr über die reichen Wellen ihres Haares. »Nun gib einmal der Staatswissenschaft den Abschied und deinem ganzen gelehrten Fanatismus. Frau Kessin bist du. Fünfzehn Milchkühe mehr hast du dieses Jahr im Stall! Was muß noch alles für unsre Shorthorn-Zucht geschehen! Und wollen wir im Frühling nicht bauen? Wer ist des Hauses Hüterin, und wer ist seine Seele?«

Und wieder war sie nicht weit davon, sich gefangen zu geben. Und wieder riß sie sich weiter.

»So tanzen wir im Kreise herum, lieber Freund. Du magst es nennen, wie du willst — Fanatismus, Verrücktheit —, aber es ist nun mal in mir und frißt an unserm Leben. Das muß heraus. Wir müssen uns davon befreien.«

»Und wie denkst du dir das? Was soll denn eigentlich geschehen?« Es stieg ihm heiß in die Stirn. Seine Geduld war im Wanken.

»Du wirst Magda heiraten.« Sie sagte es ganz ruhig, fast tonlos.

Es durchschauerte ihn, es war, als kämen die Worte gar nicht von ihr, als spräche sie ein Dritter, ein Geheimnisvoller, und aus der Ferne. »Was du sagst!« antwortete er dann unter Lächeln. »Als ob du darüber zu bestimmen hättest. Oder auch wir oder auch ich — wenn ich wirklich und wahrhaftig — so was wollte.«

»Willst du es heute noch nicht, willst du es morgen.«

»Lächerlich! Und sie —? Als ob sie nicht ganz woanders lebte! Wer hat das Recht, sie aus ihrer Welt herauszureißen? Und wer hat den Mut?«

»Den Mut hat Tannhöven,« antwortete sie scharf. »Und wer den Mut hat, hat auch das Recht. Das ist Frauenkunde. Und er versteht sich offenbar darauf —«

»Laß doch den Kerl aus dem Spiel!«

»Täte er's nur selber! Der besitzt die richtigen transzendentalen Mittelchen, sie ins Diesseits zurückzuführen. Du siehst es ja, den kleinen Finger hat sie ihm geboten. Und für das Weitere wird er schon selber sorgen. Willst du das ruhig geschehen lassen?«

»Nein. Als ihr Freund — als Hennings Freund — —« Seine Erregung erstickte die Worte.

Sie sah ihn forschend an mit ihren weiten, hellen Blicken. »Hätte sie dir nur nicht zu verstehen gegeben, daß diese Dinge dich nichts angehen! Wenn du weiter nichts hast und weiter nichts kannst als warnen und raten, wird sie die Achseln dazu zucken.«

»Kannst du nicht mit ihr sprechen?« rief er laut — gequält und dann wie befreit.



Wie ein großer Junge sagte er das. Als wäre sie von Natur und Rechts wegen dazu da, ihm zu helfen und überhaupt immer und in allem seine Fürsprecherin zu sein! In allem und nun auch hier —!

In ihre Augen kam die große geklärte Wehmut des verstehenden Lächelns. Das in den Fügungen des Schicksals den guten Geist aufzuspüren weiß, der über den Welten ist.

Fast schalkhaft wurde ihr mütterlicher Sinn, und zugleich stark in seiner klaren Güte. Wie gehoben war sie im Abendsonnenglanz.

»Ja, ich will mit ihr sprechen!« erklärte sie fest. Und ein zärtlich stilles und bedeutsames »Ja, mein lieber Junge!« fügte sie hinzu. Ganz von sorgender und tröstender Mütterlichkeit klang es in diesem Wort. Und über allem war das stille Lächeln. — —

Jetzt nahm diese Aufgabe Gustave völlig hin, die harte Freudigkeit, zu handeln, zu wirken, das gerade Hinstreben zum Ziel — sie erstarkte im Willen und ließ sich nicht mehr beirren.

Und sie faßte Magda an, behutsam erst und zart, aber ohne Zagen.

Gleich am andern Tage war sie bei ihr. Wieder saßen sie vor dem Kamin mit den florentinischen Reliefs, den Henning so geliebt hatte. Und wieder mußte Gustave erst hindurch durch den Rauch von Kultus und Erinnerung.

»Und nun sag' mir,« bat Gustave, »welchen Eindruck trägst du von der Sitzung mit dir herum?«

»Ich war mit Widerstreben dabei. Etwas Abstoßendes fühlte ich — die Roheit, so die heimlichsten Dinge vor andre, vor die Öffentlichkeit hinauszuzerren. Was dann in mir noch wirkte, war nur der Schreck über den stürzenden Körper. Jetzt aber« — sie verbarg nicht die Schatten, die in ihr aufstiegen — »jetzt fängt doch ein Unerklärliches an, mich zu beschäftigen.«

»Das heißt also, du kommst nicht los davon.«

»Es ist nun mal was dabei, was mich beunruhigt. Und gerade so faßt es mich immer wieder an,« bekannte sie in Ehrlichkeit.

»Und wie mit diesem Etwas, ist es mit Tannhöven selbst. Oder sagen wir schon, Tannhöven in eigner Person ist dieses Etwas.«

Sie sah Gustave schreckhaft an, mehr gepackt und getroffen von der stoßenden Bestimmtheit des Tones als von dem Inhalt der Worte. Es war wie ein Sichducken unter den überlegenen Willen.

Und in wahrheitsliebender Gefügigkeit bekannte sie: »Er hat in mir etwas aufgerufen, mit dem ich fertig werden muß —«

»Nun ja. Und das Wichtige: er ist dir nicht zuwider —«

»Zuwider — nein!«

»Also hat er schon gewonnenes Spiel bei dir. Und er ist der Mann, seinen Gewinn einzufordern, darauf kannst du dich verlassen!«

Wie Keulenschläge fielen die Worte auf sie. Immer mehr sank sie in sich zusammen.

»Dieser Mann soll nicht deine Zukunft sein!«

»Gustave —!« Nun schrie doch etwas in ihr auf. Sie wand sich empor, und stiller fugte sie dann hinzu: »Ich habe keine Zukunft mehr!«

»Dummes Zeug! Jung bist du und wohnst auf der Erde und hast Fleisch und Blut. Und Pflichten hast du.«

»Ja. Die Pflicht gegen mein Gefühl. Und wo das ist, weißt du.«

»Damit ist es jetzt genug! Du sollst das *eine* nicht vergessen: ein Stück heimatlicher Erde ist in deine Hand gegeben. Dies Land will seinen Erben. Deine Schemenhaftigkeit mußt du jetzt aufgeben. Und du wirst es. Auch wenn das Vaterland es nicht verlangte. Eine Frau bist du!«

Mit harter Hand riß sie an dem Gespinst, in das Magda sich verwoben hatte. Die Versponnene schüttelte den Kopf. Es nützte ihr nichts.

»Zum Glück ist ja auch die Natur noch da und das Natürliche. Und es läßt seiner nicht spotten. Du wirst die Erinnerung bewahren als schönes Gut. Aber du selbst bist lebendig und wirst leben. Und wirst an der Seite eines Mannes leben —«

»Niemals! Ich habe doch meinen Mann.«

»Ich weiß, wie Henning darüber dachte.«

Diese Beschwörung des Toten überwältigte Magda. Was in seinem Tagebuch stand, richtete sich vor ihr auf. Jedes Wort war ihr lebendig, in Flammenzeichen leuchtete es ihr entgegen: Leben sollst du! Ein Leben mit vollem Atemzug in deutscher Luft, bei dem dein Herz fühlt, was du dem Vater-





Franz Hoffmann-Fallersleben: Verwachsenes Turmfenster (Schloß Corvey)

lande schuldig bist, eine deutsche Frau. Eines starken, tüchtigen Mannes Weib sollst du werden und die Mutter deutscher Söhne!

War dies nicht sein Vermächtnis? Bisher war sie daran vorübergegangen, gerade auf diese Worte hatte sie nur mit halbem Sinn gehört. Hier war sie ihm nicht willenlos gefolgt, denn ihr Wille hielt an ihm fest, und niemand konnte sie von ihm lösen, auch er selber nicht.

Jetzt aber, da Gustavens schonungslose Hand ihr den Schein vorhielt und auf dem Schein bestand, brannten sich die Worte in ihre Seele.

Gequält ließ sie den Kopf sinken. Sie sah Gustave an wie einen Peiniger, mit klagenden Augen. Und dann kam es wie Müdigkeit über sie und ein stilles Dulden.

Daraus aber fuhr sie erschreckt empor, als die Freundin ihr erklärte: »Emmerich und ich wollen uns trennen —«

»Nein!«

»Er ist für dich der rechte Mann!«

Jetzt war sie ganz betäubt, ganz Opfer, ganz Ergebenheit. Und wäre das Himmelsgewölbe über sie zusammengestürzt, sie hätte es als eine Notwendigkeit hingenommen und nicht mit der Wimper gezuckt.

Und nun begab sich Gustave auf den Boden des Wirtschaftlichen als den, der am sichersten trage. Und im Tone großer Selbstverständlichkeit setzte sie auseinander: Ubars brauche die Herrenhand. Emmerich könne sich nicht länger teilen zwischen Ubars und Kessin. Ohne Emmerich aber sei Ubars verweht. Es sei überhaupt allein kaum noch zu halten, es müsse sich an Kessin anlehnen, beide Güter müßten vereinigt werden.

Und wie bei dieser mehr nüchternen Betrachtung Magda allmählich wieder zur Besinnung kam und die Starrheit von sich abtat, faßte Gustave ihre Hand und sprach warmherzige Worte, in denen die tiefe Bewegung durchzitterte. »Es ist wahrhaftig nicht das Alltägliche, daß eine Frau für ihren Mann den Brautwerber macht. Daran siehst du, daß hier ein Unabänderliches seinen Weg geht. Ich weiß, daß Emmerich dir lieb ist —«

»Ja. Lieb ist er mir —«

»Er ist der Rechte, dich wieder ins Leben zurückzuführen. Und ihn wird es beglücken, dich lebendig zu machen.«

Nun war die Macht und Schwere solch ungeahnten Geschehens wieder ganz über der Verstörten. Und sie rang sich los zu der flackernden Frage: »Und du?«

»Ich bin eine alte Frau. Ich kann — und muß jetzt meiner Wege gehen. Mein Bruder braucht mich sehr nötig. Ich soll ihm seine Kinder erziehen helfen, die keine Mutter mehr haben. Und Kinder sind die Hauptsache. Daran sollen wir immer denken! Das Vaterland will es von uns!«

In ihren Augen war ein starkes Licht.

»Dafür sollen wir jedes Opfer bringen!«

Und nun zuckte sie doch wie von einem tiefen, unbändigen Schmerz. »Glaubst du, mir wird es leicht —? Und wenn ich bereit bin, Opfer zu bringen — hast du mehr aufzugeben als ich?«

Sie stand eine Weile mit geschlossenen Augen. Als sie sie wieder auftat, strömte ihr heißer, leuchtender Wille über Magda hin.

»Du bist so groß und so stark — du mußt mir helfen —« sagte die Gebeugte zitternd und schluchzend.

»Das will ich, so gut ich kann. Aber helfen mußt auch du mir. Sonst — treiben wir Unfug mit dem Schicksal.« Und ein dunkler Schein zog über ihren Blick.

(Fortsetzung folgt.)

Totensonntag

Von jedem Grabe duftet's heut empor,
In Immergrün und Efeu brennen Kerzen,
Und in den Lüften singt ein Geisterchor.

Es ist der Tag, da sich im stillen einen
An grünen Hügeln tausendfält'ge Schmerzen —
Im fahlen Herbstlicht schluchzt der Menschheit Weinen.

Dazwischen klingt in mächtigen Chorälen
Das Lied Erlöster über grauen Gipfeln,
Und Ewigkeiten ahnen unsre Seelen ...

Wer Ohren hat, der hört geheime Kunde ...
Frohlockend stürmt sie durch entlaubte Wipfel ...
Es ist der Toten große Feierstunde.

Valeska Cusig



Zwei Sonette von Paul Steinmüller

Schöpfertat

Sprich leise! Störe mir den Abend nicht
Und laß ihn seinen Purpurvorhang weben!
Wirst du die goldnen Säume heimlich heben,
So schaust du der Meduse Angesicht.

Apokalyptisch grause Reiter streben
Auf dürren Rossen hin zum Weltgericht,
Nachtgraue Wölfe trinken blut'ges Licht,
Und in des Chaos Schlund versinkt das Leben.

Nur der vermag den Anblick zu ertragen
Und dieses Sensendengeln für die Mahd,
Der unverrückbar glaubt, daß trotz den Hassern

Der ew'ge Geist ruht auf den dunklen Wassern,
Der, wenn es Zeit ist, sich erhebt zur Tat,
Das Chaos mit dem Schöpferwort zu schlagen.

Und dennoch Licht!

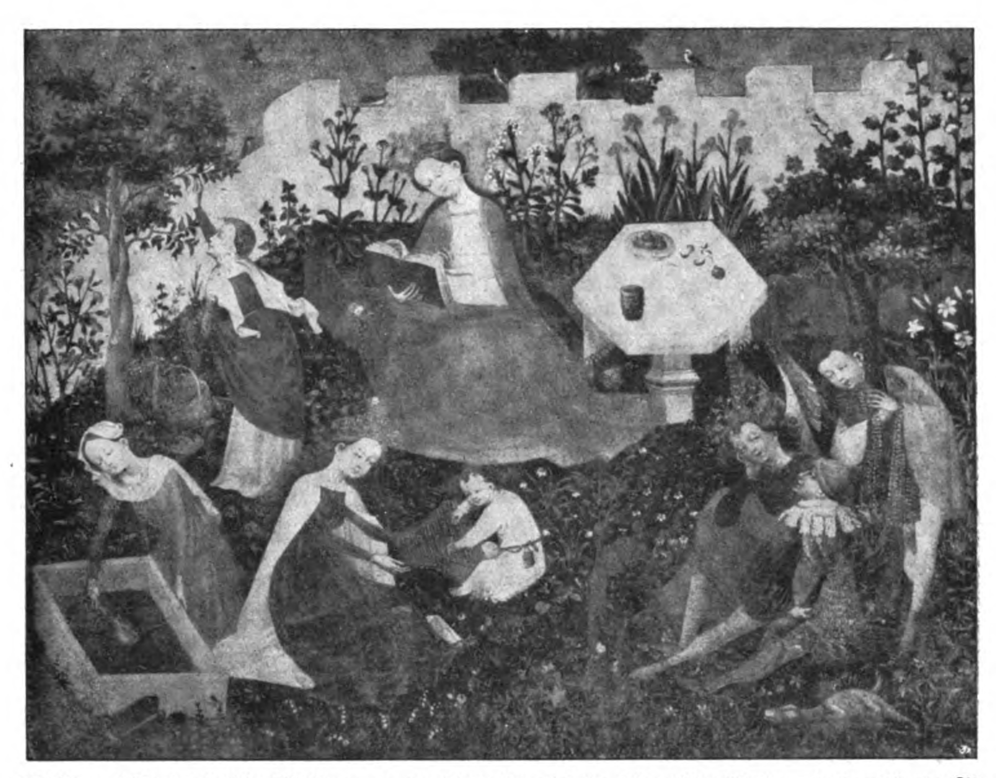
Aus Nebeln wächst ein Schweigen. Tropfenfall.
Ein träges, graues Naß, wohin man blickt.
In dumpfer Ruhe liegt der Erdenball
Von der Titanen Riesenfaust erstickt.

Wie Noah durch der Fluten wüsten Schwall
Den klugen Raben in die Welt geschickt,
So schickt der Rufer seiner Stimme Schall,
Denn seinen Glauben hat kein Herbst geknickt.

Er weiß, daß hinter dunklen Wolkenschalen
Das ew'ge Licht in seine Goldsandalen
Bereits die hurt'gen Läuferfüße setzt;

Er sieht aus hellem Köcher Pfeile blitzen,
Und wie die allgewalt'gen Silberspitzen
Ein Gott schon sprühend an der Sonne wetzt.





Abbild. 1. Mittelrheinischer Meister um 1410: Paradiesgärtlein. Historisches Museum in Frankfurt a. M.

Deutsche Kunst

Von Dr. Curt Glaser



Der nationale Charakter eines Kunstwerkes ist schwerer durch eindeutige Bestimmungen abzugrenzen, als es dem Laien scheinen mag, der eine oberflächliche Vorstellung Dürerscher Formgebung mit dem Wesen deutscher Malerei gleichzusetzen geneigt ist. Das Wort »Deutsche Kunst« ist so sehr ein Schlagwort geworden, hat so argen Mißbrauch erfahren im Kampf für einen engherzigen Begriff nationaler Selbstgenügsamkeit und gegen jede gesunde Formentwicklung im freien Wettkampf mit andern Völkern der Erde, daß eine sachlich wissenschaftliche Erörterung sehr bald Gefahr läuft, als parteipolitische Stellungnahme gedeutet zu werden. Und doch muß es möglich sein, sich auf rein analytischem Wege der Substanz deutscher Kunst zu nähern, wenn anders es eine solche überhaupt gibt.

Die Schwierigkeiten, die sich einem derartigen Unterfangen entgegenstellen, sind allerdings groß genug, türmen sich sogleich bei den ersten Schritten zu solcher Höhe, daß sie schier unüberwindbar dünken. Denn es gibt nicht *eine* deutsche Kunst allein, sondern es gibt deren viele Arten im Laufe der Zeiten und durch alle die mannigfaltigen Landesteile des weiten Deutschen Reiches. Ägyptische Kunst läßt sich als verhältnismäßig eindeutiges Gebilde fassen, solange sie in wesentlich bodenständiger Entwicklung aus sich selbst sich entfaltete, und sie war durch zwei Jahrtausende so weit jeder andern Kunst überlegen, daß kein fremder Einfluß in ihre reine Höhe emporreichte. Neben dem feierlich gemessenen Tempo dieser Entwicklung erscheint der Weg der griechischen Kunst wie ein Sturmeslauf zu rasch erklommenem Gipfel. Aber auch hier offenbart sich die Schöpferkraft einer Nation in der Zeit ihrer geistigen Blüte. Griechische Kunst ist keine andre als die des fünften und vierten vorchristlichen Jahrhunderts.

Was aber ist deutsche Kunst? Sind die gotischen Dome der reinste Ausdruck deutschen Wesens? Den Romantikern schien es so, die zuerst sich auf den geschichtlichen und

nationalen Charakter der Kunst zu besinnen trachteten. Goethe selbst gab das Zeichen mit seinem Hymnus auf Erwin von Steinbach, mit seiner literarischen Entdeckung des Straßburger Münsters. Aber den Schwärmern entgegen durfte sich die Wissenschaft der Einsicht nicht verschließen, daß die bestimmenden Formen des gotischen Stils auf französischem Boden gewachsen waren. Und wir müssen weiter zurückgehen zu den romanischen Domen der alten Kaiserstädte am Rhein, zu den Handschriften, dem Schmuck und Gerät der Völkerwanderungszeit, in dem man die ersten Äußerungen germanischen Kunstgeistes zu fassen glaubte. Auch hier lehrte eindringende Forschung den Verzicht auf nationale Grenzsetzung. Spätrömisches und orientalisches Kunstgut brachten die jungen Völker auf ihren europäischen Wanderzügen mit sich, und zu keiner Zeit ist die Kunst internationaler gewesen als in der Epoche vor dem neuen und dauernden Seßhaftwerden der Stämme.

Die deutsche Kunstwissenschaft, der gegenüber zu allerletzt der Vorwurf chauvinistischer Befangenheit erhoben werden dürfte, hat sich um die Klarstellung dieses Tatbestandes mit Eifer bemüht, und sie verdiente es nicht, daß ein ernsthafter französischer Forscher jetzt in der Kriegszeit die Ergebnisse aller einschlägigen Arbeiten zusammenfaßte, um mit überlegener, fast höhnischer Gebärde festzustellen, daß es so etwas wie deutsche Kunst überhaupt nicht gäbe, daß der Glaube an sie nur eine selbstüberhebende Anmaßung und bewußte Täuschung deutscher Gelehrter gewesen sei.

Ist diese letzte Folgerung notwendig und unumstößlich, wenn ihre Prämissen zugegeben werden? Dies ist der Kernpunkt unsrer Fragestellung. Ist es wahr, daß jeder tonnengewölbte romanische Kirchenbau, jede Anlage mit zwei Chören im Osten und Westen nichts als Nachahmung französischer Architektur ist, weil die frühesten Beispiele der Art auf französischem Boden entstanden? Oder gibt es eine Möglichkeit, den nationalen Charakter eines Bauwerkes zu retten, auch wenn seine Grundformen aus der Fremde übernommen wurden? Es scheint uns nicht möglich, die Frage anders zu beantworten als in dem zweiten Sinne, sofern man die Äußerung vom Temperament und Charakter des schöpferischen Geistes im Rahmen jeder gegebenen Kunstform nicht überhaupt leugnen will. Wer noch immer gleich den schwärmenden Romantikern innerhalb der Grenzen eines Stiles den wahrhaft deutschen Geist zu erfassen glaubt, muß vor den Folgeerscheinungen eines Prioritätsstreites erschrecken. Es gibt noch heute Schriftsteller genug, die sich einer klaren und eindeutigen historischen Beweisführung widersetzen, um den germanischen Geist in bestimmten Stilformen frühmittelalterlicher Kunst zu erweisen. Sie ahnen nicht, daß sie den Begriff des Deutschen gerade mit ihrer gutgemeinten Bemühung



Abbild. 2. Albrecht Dürer: Gebet Christi am Ölberg
Holzschnitt aus der »Großen Passion«

nur einengen und verkleinern. Wir kennen die praktische Folgerung, die zu unfruchtbarer Erneuerung historischer Stile führte. Weil man die gotische Baukunst als die eigentlich nationale erkannt zu haben glaubte, begann man im neunzehnten Jahrhundert, wieder in mittelalterlichen Formen zu schaffen. Aber man tat es nicht in Deutschland allein. Auch Frankreich und England hatten ihre neugotisch-nationale Romantik. Und wenn Dürer als der anerkannte Heros deutscher Kunst gilt, so erscheint dem Stilgläubigen jede späte Übersetzung seiner spezifisch zeitgemäßen Kunstform als Inbegriff einer besonders national gerichteten Zeichnung. Nur von dieser schiefen Ebene einer vorgeblich nationalen, in Wahrheit historischen oder archaisierenden Kunst lassen sich die wütenden Proteste gegen zeitgemäße Neuformungen begreifen und begründen, die als undeutsch verschrien werden, weil sie in ihrer Stilbildung, wie es denn nicht anders möglich ist, mehr Verwandtschaft mit gleichzeitigen fremdländischen als mit vergangenen nationalen Kunstäußerungen aufweisen.



Abbild. 3. Albrecht Dürer: Geburt Mariens
Holzschnitt aus dem »Marienleben«

Die den Namen Dürers so leichtfertig im Munde führen, ahnen es kaum, ein wie schlechter Zeuge er ihrer Lehre ist, wenn sie sein eignes Werk aufrichtig befragen. Denn er war sehr wenig um sein Deutschtum bemüht, das er in sich trug, und das er auch nicht zu verlieren fürchtete, als er ganz sich an das Fremde hinzugeben trachtete. Seine Sorge war nicht der Zusammenhang mit einer nationalen Vergangenheit, die er vielmehr durch eine lebendige Gegenwart zu ersetzen trachtete, sondern das Streben nach einer wahrhaft zeitgemäßen Form, die er dort zu fassen suchte, wo er die fortschrittlichsten Gedanken verwirklicht, die entwicklungsfähigsten Neubildungen entstehen sah. Er ging nach Venedig, und es war sein höchster Stolz, den berühmten Meistern der Lagunenstadt gleichgeachtet zu werden, nicht anders als dreihundert Jahre später Max Liebermann nach Paris gehen mußte und seinen Stolz dareinsetzte, seine Werke im Salon angenommen und von Einsichtigen gewürdigt zu sehen. Trotzdem wurde Liebermann zu einem Vertreter deutscher Malerei, ist es nicht ein Fritz Böhle, der in bewußtem Archaisieren seine Form einem altertümlichen Stil anzupassen strebte.

Wenn aber nicht der Stil, der eine zeitliche Bindung darstellt, Kennzeichen der Nationalität sein kann, die doch eine örtliche und über die Zeiten hin bleibende und sich erhaltende Einheit darstellt, so muß es andre Merkmale geben außer diesem, sofern der nationale Charakter des Kunstwerkes überhaupt bestimmbar sein soll. Sucht man nach brauchbaren Handhaben solcher Art in der neueren kunstwissenschaftlichen Literatur, so geht man einigermaßen leer aus. Sie ist so gut wie ganz befangen in stilgeschichtlichen Betrachtungen, und sie nimmt das Nationale gleich-



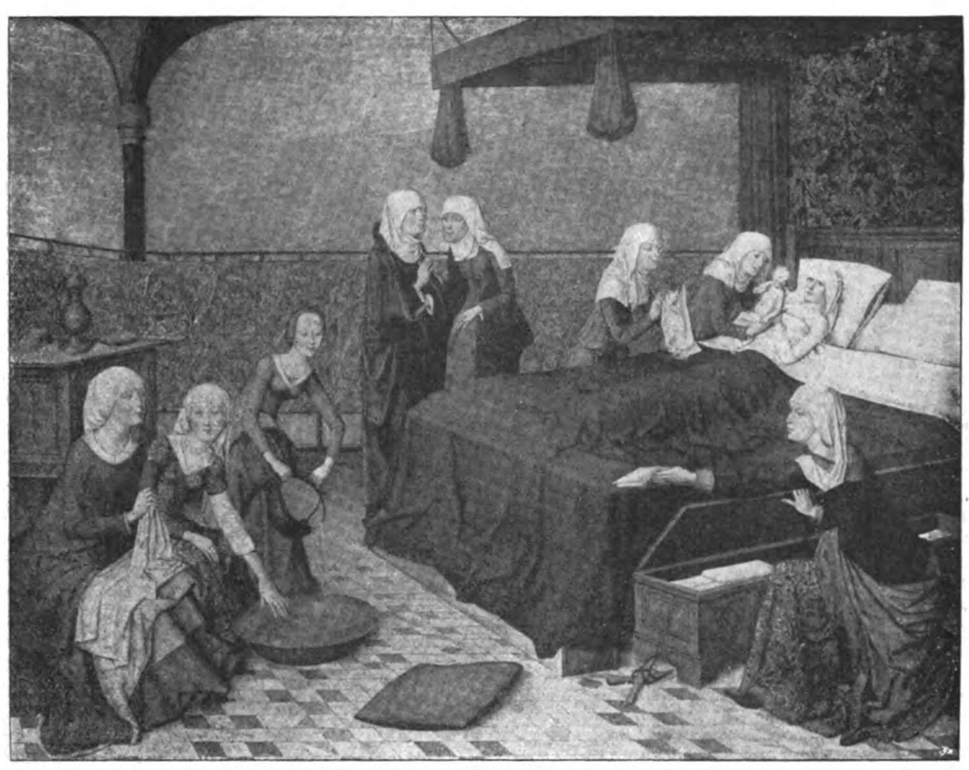
Abb. 4. Albrecht Altdorfer: Geburt Mariens. Augsburg, Kgl. Gemäldegalerie

Dies ist um so weniger möglich, als schon die Grenzbestimmung des Nationalen zu unlöslichen Schwierigkeiten führen muß. Es ist notwendig, auch diese Frage noch zu berühren, ehe selbst die vorsichtigste Definition eines nationalen Kunstcharakters gegeben werden kann. Denn man muß sich darüber klar werden, wie weit oder wie eng eine solche zu sein hat, ob sie alles umfassen muß, was innerhalb heute bestehender politischer Grenzen liegt, ob Teile unberücksichtigt bleiben können, oder ob sie sogar weiter nach außen zu greifen hat. Es leuchtet von vornherein ohne weiteres ein, daß gewisse Grenzgebiete kulturellen Einflüssen von verschiedenen Seiten offenstehen. So ist etwa in Köln die Nähe Frankreichs und der Niederlande immer spürbar. Der Kölner Dom ist ein fast rein aus französischem Geiste entstandenes Bauwerk auf deutschem Boden. In der kölnischen Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts sind Elemente niederländischer Art zuweilen fast unverarbeitet übernommen, und das Fremde mischt sich mit dem Deutschen hier so sehr, daß ein Antwerpener Meister im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts die künstlerisch führende Persönlichkeit der Stadt werden konnte. So ließe es sich wohl begründen, wenn ein aus oberdeutschem Kunstgut abgeleiteter Nationalitätsbegriff sich der Aufnahme des Niederdeutschen überhaupt widersetzte. Und anderseits ist die Frage berechtigt, ob deutsche Kunst in einem weiteren Sinne durch die politischen Grenzen überhaupt bestimmbar ist, ob nicht das niederdeutsche Gebiet zumindest das holländische einschließe, so daß dieses wohl als eine Sonderart des Allgemeinnationalen, nicht aber als spezifisch unterschiedene Kunst eines wesensfremden Volkes gefaßt werden müsse. Gerade diese Frage ist aber

sam als Voraussetzung, indem sie die Kunstwerke nach ihrer örtlichen Zusammengehörigkeit in Gruppen faßt und scheidet. Eine Geschichte deutscher Kunst sieht es nicht als ihre Aufgabe an, den besonderen Charakter des Deutschen gegenüber allem Fremdländischen zu bestimmen, sondern sie stellt an einem Ausschnitt gleichermaßen den Ablauf der europäischen Stilgeschichte überhaupt dar. Dies soll keinen Vorwurf bedeuten, und der Verfasser kann um so weniger in dem Verdacht stehen, mit dieser Feststellung gegen die neuere Kunstgeschichtschreibung einen solchen erheben zu wollen, als er selbst wesentlich in diesem Sinne die Geschichte der altdeutschen Tafelmalerei stilgeschichtlich behandelt hat.* Denn eine Zuspitzung aller Probleme auf den Begriff des Nationalen müßte zu unerträglichen Einseitigkeiten führen, da doch der Reichtum aller bildkünstlerischen Äußerungen einer Nation unmöglich unter einen einzigen Begriff oder auch eine Gruppe von Begriffen gefaßt werden kann.

---

* »Zwei Jahrhunderte deutscher Malerei.« München, F. Bruckmann, 1916.

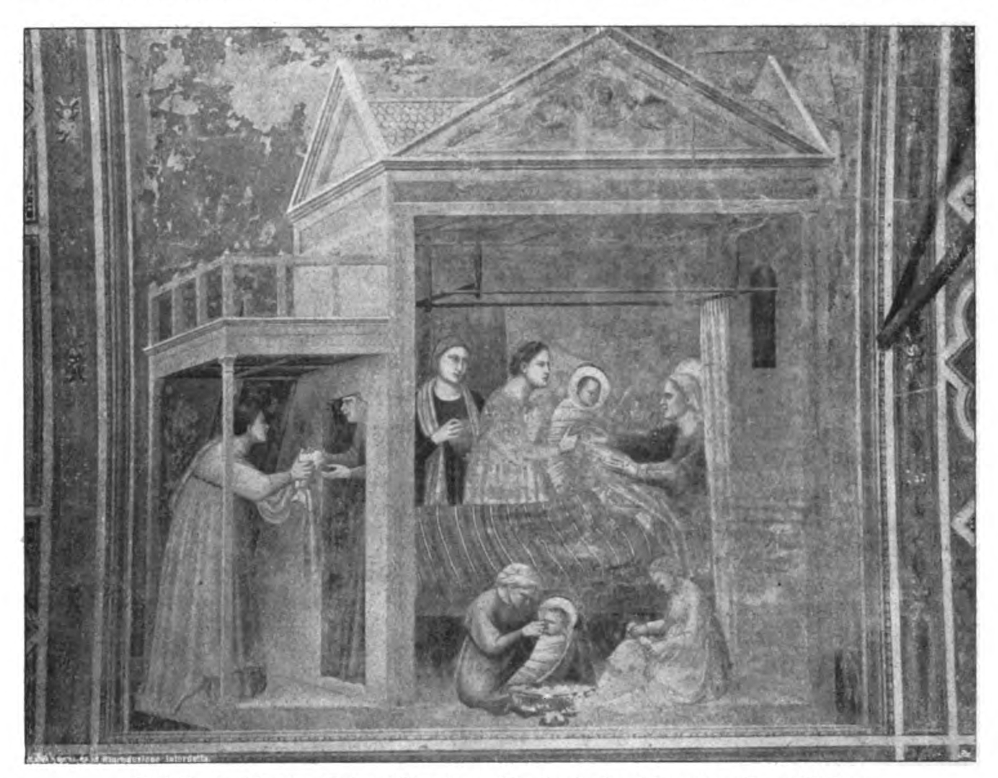


Abbild. 5. Meister des Marienlebens: Geburt Mariens. München, Alte Pinakothek

besonders brennend, da an der Möglichkeit einer Definition des nationalen Charakters verzweifelt werden müßte, falls Erscheinungen wie Rembrandt im siebzehnten, van Gogh im neunzehnten Jahrhundert nicht unter dem gemeinsamen Begriff einer germanischen Kunst gefaßt werden dürften.

Aus der Schwierigkeit einer klaren und überall eindeutigen Grenzsetzung ergibt sich aber zugleich ein wichtiger Hinweis auf die Methode, aus der allein fruchtbare Ergebnisse für die Definition einer nationalen Kunst zu erwarten sind. Es wird nicht möglich sein, den Versuch zu machen, alle überhaupt erreichbaren Kunstäußerungen, die in Ländern deutschsprechender Zunge — um diese allgemeinste Nationalitätsbestimmung zu gebrauchen — entstanden sind, unter einem gemeinsamen Oberbegriff zu sammeln. Es wird vielmehr notwendig sein, Merkmale zu suchen, die verhältnismäßig häufig in diesem Bereich, verhältnismäßig selten in jedem andern auffindbar sind, und diese spezifischen Merkmale allein auf einen Generalnenner zu bringen.

Es ist schon in allgemeiner Form auseinandergesetzt worden, daß von Bestimmungen stilgeschichtlicher Art, wie sie in jüngster Zeit Wölfflin methodisch entwickelt hat, für die Definition des Nationalen, das vielmehr ein Außer- oder ein überstilistisches ist, keine Klärung erwartet werden kann. Es ist vielmehr zu diesem Behufe eine andre Begriffsreihe einzuführen, die nicht sowohl auf den Kunststil als vielmehr auf den Kunstcharakter hinweist. Es lassen sich für diesen drei Komponenten unterscheiden, das naturalistische, das formalistische und das sensualistische Element. Die Behauptung bedarf einer etwas näheren Begründung, da sie eine neue Terminologie in die Kunstwissenschaft einführt. Jede künstlerische Äußerung erwächst nach unsrer Lehre aus dreifacher Wurzel. Das Kunstwerk ist einmal Naturnachahmung. Es stellt zum andern eine formale Ordnung des Anschauungsmaterials dar, und es gibt drittens den Ausdruck eines Gefühls, das seinen Schöpfer beseelte. Keines dieser drei Elemente kann in einem Kunstwerk fehlen. Eins von ihnen wird insgemein vorwiegen und den Charakter des Werkes bestimmen. So gibt es eine naturalistische Kunst, die sich bemüht, möglichst objektiv eine natürliche Gegebenheit



Abbild. 6. Giotto: Geburt Mariens. Fresko in der Arenakapelle zu Padua

in das Bild zu übertragen, d. h. die subjektive Empfindung des Schöpfers möglichst in den Hintergrund zu drängen und die Dinge, soweit es geht, in ihrer natürlichen Erscheinung und Anordnung zu geben. Daß auch im extrem naturalistischen Kunstwerk, sofern es überhaupt Kunstwerk ist, kompositionelle Ökonomie waltet und eine Empfindung sich äußert, sei nur nebenbei angemerkt. Anders aber, wenn das Ordnungsprinzip vorwaltet, wenn das Naturvorbild nur den Anlaß bietet, ein Gebilde von rhythmischem Wohllaut, von formaler Harmonie, von sinnlicher Schönheit der Farben entstehen zu lassen. Und endlich ist es möglich, daß der Bildner den letzten Sinn und Zweck seines Schaffens in der Verkörperung eines starken subjektiven Gefühls erblickt, daß ihm die natürliche Gegebenheit nur Vorwand wird, den Reichtum seines eignen Innenlebens in das Werk ausströmen zu lassen.

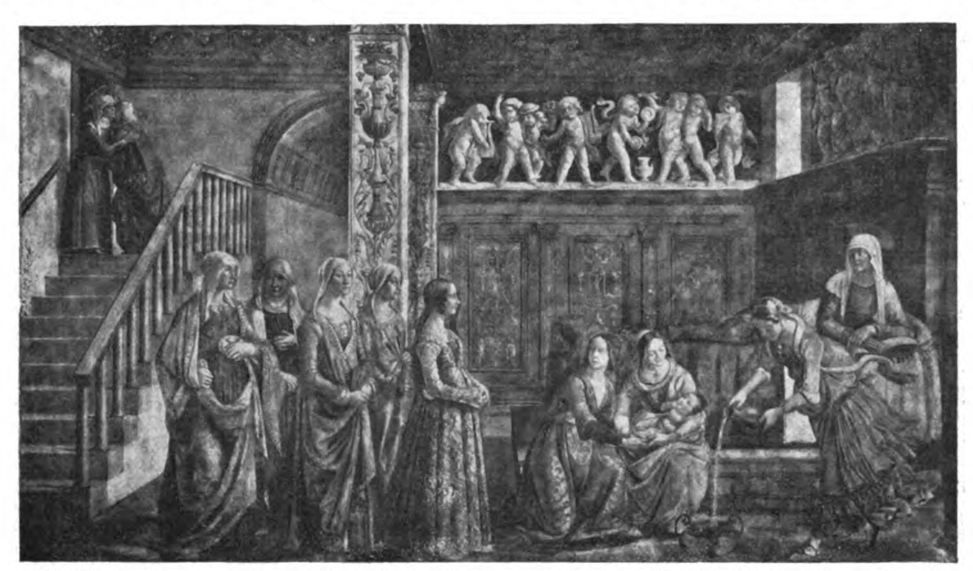
Im Gegensatz zu jeder Stilbestimmung, die das Was der Formen beschreibt, wird mit dieser Definition das Wie ihrer Äußerung getroffen. Es ist die Möglichkeit einer Charakteranalyse gegeben, die über alle Stilgrenzen hinausgreift, die also die wesentliche Grundforderung einer Abgrenzung zeitloser, nationaler Sonderarten erfüllt. Aber auch die Beschränkungen des neugewonnenen Systems müssen von vornherein klargestellt werden. Dem Volkscharakter steht der Individualcharakter gegenüber, der ihm im Einzelfalle sehr wohl entgegengesetzt sein kann. Ferner lassen sich allgemeinste Charakterbestimmungen überhaupt so wenige geben, daß sie allein zu einer endgültigen Artanalyse nicht zureichen können. So vermögen auf der einen Seite nur einzelne Hauptwerke, auf der andern allein deren Hauptzüge der Definition zu dienen. Und erst dann ist es möglich, hinabzusteigen, um die weiteren Auswirkungen der bestimmenden Charakterzüge im einzelnen und kleinen zu verfolgen.

Welches in dem angedeuteten Sinne das Hauptmerkmal einer Kunst ist, zu deren Trägern Grünewald und Rembrandt gehören, gegenüber andern, die durch die Namen Giotto und Raffael oder Poussin und Cézanne gekennzeichnet werden, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Aber wertvoll und fruchtbar vermag diese Erkenntnis erst dann

zu werden, wenn das Element der Gefühlsbetonung auch an andern und an möglichst vielen und bezeichnenden Stellen innerhalb der deutschen Kunst als das eigentlich Wesenhafte aufgewiesen werden kann.

Dies scheint nun in der Tat möglich, ja, es scheint, daß hier der tiefste Gegensatz sich auftut, wo germanische und romanische Kunst aufeinanderstoßen und in Gegenwirkung oder Ausgleich zueinander treten. Wir kommen wieder auf Dürer zurück, und ein Blick auf den Meister der Apokalypse, der Großen Passion, des Marienlebens zeigt im Gegensatz zu allem andern, was nach jener entscheidenden italienischen Reise des Jahres 1506 entstanden ist, den deutschen und den welschen Dürer, wobei diese Worte für Dürer so wenig eine Wertbestimmung bedeuten wie für den Dichter des Götz und des Tasso oder der Iphigenie. Aber wie in der Großen Passion (Abbild. 2) und der Apokalypse die Worte der Schrift wahrhaft und tief innerlich empfunden sind, das hat in der beherrschteren Schaustellung der späteren Zeit nicht mehr ein Gleichnis. Und um nun das Gegensätzliche zu vergleichen, so nehme man die Wöchnerinnenbilder des Ghirlandajo (Abbild. 7) oder des Andrea del Sarto in Florenz und halte dazu ein Blatt aus Dürers Marienleben (Abbild. 3), wo nicht ein festliches Gepränge schöner Frauen und reicher Gewänder, schwellender Bewegungen und rhythmisch fließender Linien das Ziel ist, sondern der Meister den Sinn der Worte neu erlebt und mit der Anschaulichkeit seiner Umwelt erfüllt. Es gibt ein für die Gegensätzlichkeit der Grundstimmung nochmals bezeichnenderes Werk deutscher Malerei jener Zeit. Es ist die Darstellung der Geburt Mariens, die Albrecht Altdorfer gemalt hat, und die jetzt in der Münchner Pinakothek verwahrt wird (Abbild. 4). Man nennt es gern naiv, wenn die alten Maler die Vorgänge der biblischen Geschichten in Kostüm und Umgebung ihrer Zeit malten. Das war es ganz gewiß nicht. Dürer wußte sehr wohl, daß der Hof, in dem der wirkliche heilige Joseph zimmerte, nicht einer fränkischen Anlage seiner Zeit glich. Auch die Florentiner Maler waren sich des Anachronismus ihrer zeitgemäßen Gewänder bewußt. Und vollends wird niemand meinen, Altdorfer habe mit seinem Bilde sagen wollen, das Wochenbett der heiligen Anna habe in Wahrheit inmitten einer hohen gotischen Kathedrale gestanden. Aber er wußte keinen feierlicheren Ort als diesen für das hohe Wunder der Geburt Mariens. Und droben um die Pfeiler der Kirche läßt er einer ungeheuren lebendigen Krone gleich einen Reigen von Engelkindlein kreisen.

Wenn ein Bild der Zeit spezifisch deutsch zu heißen verdient, so ist es dieses. Denn es gibt keine ähnliche Erfindung an andrer Stelle, die ihm zur Seite gestellt werden könnte. Geht man nun den Mitteln nach, mit denen der Künstler sein Ziel einer über-



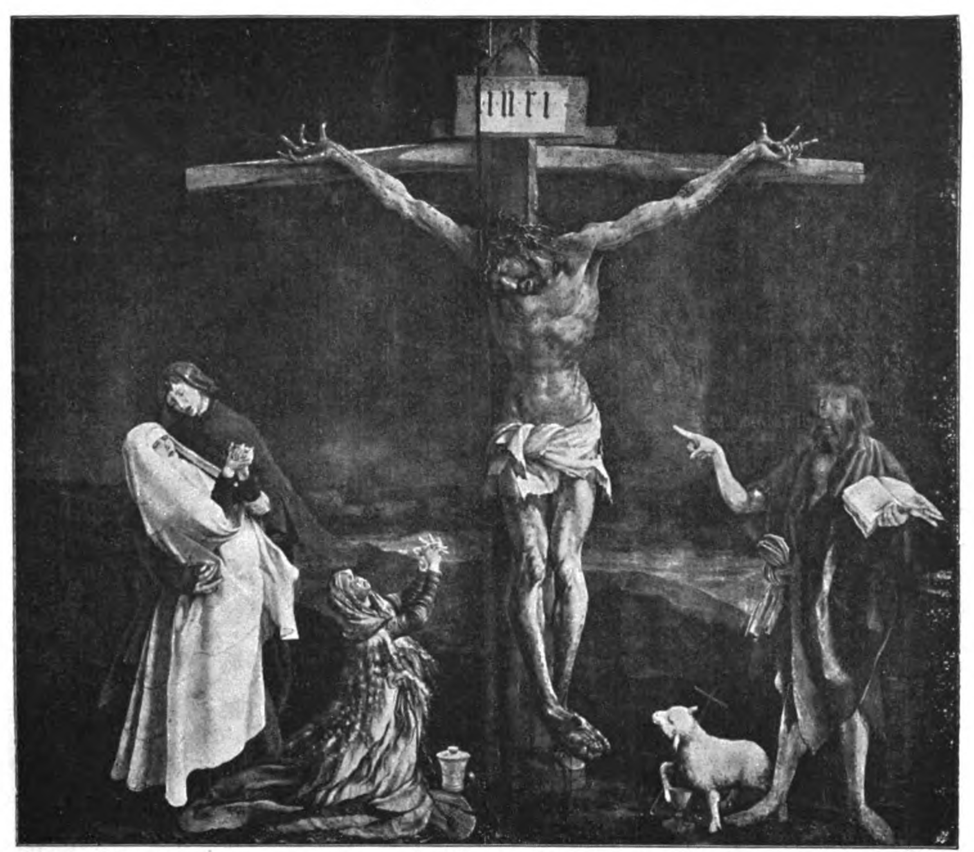
Abbild. 7. Domenico Ghirlandajo: Geburt Mariens. Fresko in S. Maria Novella zu Florenz

irdisch festlichen Stimmung erreicht, so stößt man auf eine merkwürdig anregungsreiche und zugleich geheimnisvolle Raumvorstellung. Es wird nicht mit der Klarheit, mit der schon Jan van Eyck den Kirchenraum geschildert hatte, in den er seine übergroße Gottesmutter stellte, geschweige denn mit der konstruktiven Durchsichtigkeit italienischer Raumwiedergaben der Zeit dem Beschauer das Innere einer gotischen Kathedrale vorgeführt. Vielmehr wird die Ansicht von allem Anfang absichtlich schräg genommen, wird der Blick vom Dunklen ins Helle geführt, wird nicht ein klar nachzuzeichnender Grundriß gegeben, sondern ein Ineinander von Raumteilen, das die Phantasie aufs höchste anzuregen geeignet ist. Der Raum wird nicht als ein klarbegrenztes Gebilde dargestellt, sondern als ein ins Unendliche sich vervielfältigendes und erneuendes, stets geheimnisvoll Unergründliches. Es ist der Raum des Gefühls, nicht der Raum der bewußten Klarheit. Altdorfer ist nicht umsonst der Erfinder der reinen Landschaft, die keinen andern Zweck mehr kennt als die absolute Darstellung eines unbegrenzten Freiraumes. Er hat das erste losgelöste Landschaftsbild der neueren Kunst geschaffen und die Landschaftsradierung begründet. Von ihm geht die Stimmungslandschaft in Europa aus, die ihr früheres Gleichnis nur im fernen Osten besitzt, wo aus der gefühlstiefen Weltanschauung des Laotse ebenfalls eine reine Ausdruckskunst entstand, deren angemessenstes Medium die Landschaft mit ihrer Poesie des unbegrenzten Raumes darstellt. Es würde hier zu weit führen, dieser fernliegenden Analogie nachzugehen, und der Leser, der diesen Gedanken weiter zu verfolgen willens ist, sei auf ein Buch des Verfassers, das der Kunst Ostasiens gewidmet ist, verwiesen.

Wir kehren zu Altdorfer zurück. Das Kennzeichnende seiner Darstellungsform ist die Schöpfung des Bildes aus dem Gefühlsgehalt seines Vorwurfes. Was dieses Wort bedeutet, mag ein Gegensatz veranschaulichen. Der kölnische Meister des Marienlebens hat in einem Stück der Bilderfolge, die ebenfalls die Münchner Pinakothek verwahrt, das gleiche Thema behandelt (Abbild. 5). Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die kölnische Kunst zu den Grenzgebieten des Deutschen zu rechnen ist, und wir würden zögern, den Meister als kennzeichnenden Vertreter einer nationalen Kunstäußerung hinzustellen, da er als Charaktererscheinung viel mehr dem flandrischen Kreise sich nähert. Das Wesen seiner Darstellung ist die sittenbildliche Auffassung. Er gibt das große zweischläfrige Himmelbett, in dem die heilige Anna entbunden wurde. Er zeigt ausführlich die Vorbereitungen zum Bade des neugeborenen Kindes, das Eingießen des Wassers, das Prüfen der Wärme und das Herausnehmen der Tücher aus der Lade, dazu die Besucherinnen, die das Ereignis besprechen. Er hält sich mit großer Liebe und Ausführlichkeit bei allem Einzelnen und Kleinen auf. Sein Interesse gilt der Wirklichkeit als solcher. Er will durch anmutige Farben und liebliche Gestalten das Auge erfreuen. Aber von einer



Abbild. 8. Rembrandt: Tod der Maria. Radierung



Abbild. 9. Matthias Grünewald: Kreuzigung Christi. Außenflügel des Isenheimer Altars in Kolmar

inneren Beteiligung an dem Vorgang ist kaum etwas zu bemerken. Der sachliche Sinn des Realisten spricht, der erzählt wie ein guter Chronist, nicht von der Geburt Mariens, sondern von der Wochenstube einer vornehmen Frau seiner eignen Zeit.

Dies ist der eine Gegensatz, und um des andern innezuwerden, mag man nach Italien gehen, wo Giotto in der Arenakapelle zu Padua (Abbild. 6), Ghirlandajo im Chor von Santa Maria Novella zu Florenz (Abbild. 7) wieder die Geburt Mariens geschildert haben. Der phantasievolle Raum des Altdorfer, den der Kölner in ein leicht übersehbares Zimmer verwandelte, das er immerhin durch mannigfaltige Richtungsgegensätze noch reicher ausstattete, ist in Italien zu einer flachen Reliefbühne zusammengeschrumpft. Der Vorgang wird in einfacher Breitenentfaltung gegeben. Klare Schichten bauen sich in horizontalen Parallelen hintereinander, die Dienerinnen vorn, das Bett der Wöchnerin dicht hinter ihnen. Feierliche Gebärden geben gleichsam das Ewigkeitssymbol eines einfach alltäglichen Geschehens. Der biblische Vorgang wird in eine höhere Sphäre emporgehoben, nicht durch den Märchenzauber des Altdorferschen Engelreigens, sondern durch die feierliche Majestät getragener Rhythmen, in die Giotto seine Gestalten kleidet.

Eine stilgeschichtliche Untersuchung könnte an dem Gegensatz von Giottos und Ghirlandajos Darstellung den grundlegenden Unterschied der Kunstanschauung zweier Zeitalter klarstellen. Hält man sie beide neben Altdorfers Bild, so erscheinen sie eng miteinander verwandt, als Äußerungen eines gemeinsamen Kunstgeistes. Auch Ghirlandajo ist ebenso fern der Freude an novellistischem Erzählen, wie der Kölner es bekundet, als dem geheimnisvollen Zauber, mit dem Altdorfer sein Bild umkleidet. Auch Ghirlandajo gibt den flachen, kastenförmig überall sichtbar begrenzten Innenraum, in den man hineinblickt wie in die Bühne eines Theaters.



Abbild. 10. Hans Baldung, gen. Grien: Himmelfahrt Christi Holzschnitt

falls die sachliche Realität preis, aber sein Ziel ist der Eindruck höchster Festesfreude jener Feierstunde, da die Gottesmutter geboren wurde.

Daß dieses Werk, nicht aber das Bild des Kölners als Typus deutscher Malerei genommen wurde, rechtfertigt sich darin, daß wohl das eine, nicht aber auch das andre außerhalb deutscher Lande sein Gleichnis findet. Es war ausführlich dargelegt, warum es nicht möglich ist, den ganzen Umkreis des Kunstschaffens innerhalb der Grenzen des Reiches zum Ausgangspunkt der Bestimmung des nationalen Charakters zu wählen. Altdorfers Mariengeburt ist ein Beispiel jenes Unvergleichlichen, das an keiner Stelle sonst entstehen konnte, und es reiht sich andern Gipfelpunkten einer Kunstübung an, deren Definition auf das Wesen des germanischen Geistes und auf seinen Gegensatz zu spezifisch romanischer Kunstübung hinführt.

Es war auch gesagt worden, daß es auf der andern Seite nicht möglich ist, an den Grenzen des Reiches haltzumachen und etwa Rembrandt aus der Begriffsbestimmung des Germanischen auszuschließen. Die höchst pathetische Radierung seiner Frühzeit, die den Tod der Maria darstellt (Abbild. 8), sei hier den Bildern von der Geburt der Jungfrau gegenübergestellt. Auch hier wird überall und in jedem Zuge das Überraschende und das Unerwartete gesucht. Das Bett wirdübereck gestellt, und der Raum löst sich auf in hohen Vorhängen und mächtig brodelnden Wolken, aus denen Engelsgestalten im Lichte sich lösen. Die Wirklichkeit wird zugleich gesteigert durch feierliche und reichgekleidete Gestalten und zugleich ins Unwirkliche übertragen durch eine Auflösung aller Form ins Licht und durch eine Zerstörung jeder räumlichen Wirklichkeit.

Es ließen sich auch hier unschwer die Gegenbeispiele namhaft machen, wie die zwei Altäre

Er gibt das feierliche Schreiten eines zeremoniellen Besuches, die statuarische Gruppe der sitzenden Dienerinnen mit dem Kinde und die bewegte Gestalt der Magd, die das Wasser eingießt, die nicht um des Bades willen da ist, sondern um eine schöne Pose zur Schau zu stellen. Höchste Kunst der Formenrhythmik geben die Italiener, ein Phantasieerlebnis gibt der Deutsche.

Die Grundlage der natürlichen Gegebenheit ist immer die gleiche: die Wöchnerin im Bett, die Mägde, das Neugeborene, die Besucherinnen. Der naturalistisch orientierte Künstler bereichert an Einzelzügen, gibt möglichst viel von dem tatsächlichen Geschehen; der formalistisch denkende Romane kümmert sich weniger um die natürlichen Zusammenhänge, sein Interesse gilt dem Bau der Gruppen, dem Rhythmus der Gestalten; der nach Ausdruck eines Seelischen suchende Deutsche gibt eben-



Abbild. 11. Pietro Perugino: Beweinung Christi. Florenz, Akademie

des Antwerpener Meisters, der in Köln tätig war, und der nach eben diesen Darstellungen des Todes Mariä benannt zu werden pflegt, mit ihrer Fülle lebendiger Einzelzüge aller vom Brauche vorgeschriebenen Verrichtungen am Bett der Sterbenden. Und die repräsentative Darstellung des Todes in der romanischen Kunst gäbe ebenso Fra Angelicos Tod der Jungfrau, der zweihundert Jahre vor Rembrandts Radierung entstand, wie das Bild eines Zeitgenossen, etwa des Poussin. Mit den gleichen Worten ließe sich von der klaren Schichtung eines wenig vertieften Raumes, von den schönen Gebärden klagender Menschen, von der Feierlichkeit eines getragenen Rhythmus reden, den Rembrandt im Gegensatz zu pathetischer Erregung steigert, indem er die geistige Anregungskraft eines nicht gleich überschaubaren Raumgebildes mit höchster bildnerischer Weisheit nutzt.

Es ist ein ähnlicher Unterschied zwischen französischer und deutscher Schauspielkunst. In Frankreich die höchste Durchbildung des einzelnen Spielers, das Vergnügen des Zuschauers an vollendeter Rede und beherrschter Bewegung. In Deutschland das Vorwiegen des Gesamtbildes, die Beherrschung des Raumes und der Massen zum Zweck unmittelbarster Gefühlsübertragung auf den Hörer, wie es durch Reinhardt am weitesten entwickelt wurde. Das französische Theater ist noch heute die Bühne Racines und Corneilles, das deutsche der Schauplatz des Götz und der Räuber. Der geheimnisvolle Wald mit in der Tiefe blitzenden Lichtern, mit Stimmen, die einander suchen und wieder verlieren, das ist das Gleichnis von Rembrandts Helldunkel, Grünewalds Strahlenwundern.

Es gibt keinen Künstler, in dessen Werk so sehr eine spezifisch nationale Erscheinung sich

verkörperte wie Matthias Grünewald. Er ist wie kein andrer der Maler der Seele. Wie kein andrer erlebt er zutiefst und zuinnerst seine Gemälde. Er stirbt mit dem Gekreuzigten den grausamsten Tod. Er klagt mit Maria um den unvergleichlichen Sohn. Er empfängt mit ihr die Botschaft des Engels, empfindet mit ihr das Glück der ersten Mutterschaft. Mit dem Auferstehenden schwebt er aus dem Grabe empor. In jeder Erscheinung scheint er selbst sich zu verkörpern. In jeder Hand krampft seine Empfindung.

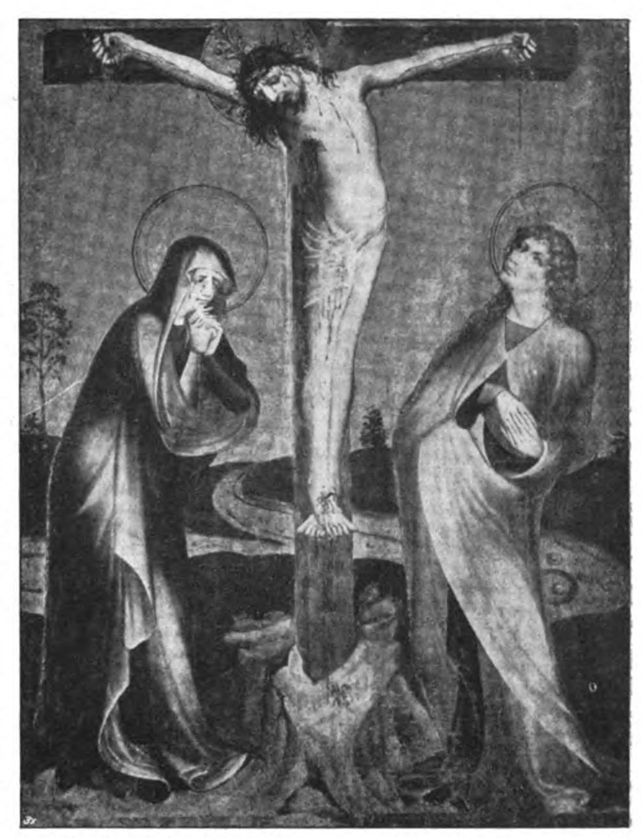
Niemals ist der Kreuzestod grausiger zugleich und ausdrucksvoller geschildert worden als auf den Außenseiten der Flügel des Isenheimer Altares (Abbild. 9). Wie der schwere Körper Christi tief am Kreuze hängt, daß das starke Querholz sich im Bogen abwärtsbiegt, wie das müde Haupt mit der mächtigen und wirren Dornenkrone auf der Brust liegt, wie in dickem Knoten das zerfetzte Lendentuch sich um die Hüften schlingt, die übergroßen Füße durch den Nagel grausam zur Seite gebogen werden, das ist die Erfindung eines, dessen Seele übervoll ist, der in leidenschaftlichen Formen um Ausdruck ringt. Es kommt nicht so sehr darauf an, wie Johannes steht, der die ohnmächtig umsinkende Maria stützt. Sie fließen zusammen zu einer Klagegruppe, dies allein ist ihr Sinn, und die Linien der mit emporgerungenen Armen knienden Magdalena vereinigen sich mit den Kurven der Stehenden zu einem mächtigen Akkord, dem drüben die aufrechte Gestalt des mit erhobener Rechten weisenden Täufers antwortet.

Es gibt keine gewaltigere, aber es gibt noch überraschendere Darstellungen der großen Tragödie des Christentums. Und es ist nützlich, auch auf andre Noten hinzuweisen, da der Begriff deutscher Gefühlskunst sonst leicht allzu eng gefaßt und auf eine besondere Art der Stimmung festgelegt wird, die allein als die nationale anzusehen sei.

Hans Baldung, genannt Grien, ist gewiß eine Künstlernatur von höchst gewaltsamer und brutaler Art. Er malt nicht Idyllen wie Altdorfer, nicht das Pathos der Leidenschaft wie Grünewald. Er nimmt ein Geschehen in seiner eigentlichsten Drastik. Hunderte von Malen ist die Himmelfahrt Christi verbildlicht worden. Immer sah man den Erlöser in sieghafter Gebärde segnend und von Strahlen umgeben emporsteigen. Baldung nimmt das Thema, als sei es nie vor ihm gestaltet worden (Abbild. 10). Er läßt nicht den Wiedererstandenen zum Himmel emporfahren, sondern den toten Leichnam des Herrn von Engelknäblein in rasendem Fluge mit den Füßen voran hinauftragen. Er gibt das Gegenteil jener repräsentativen Geste, der die Kunst seit der frühchristlichen Zeit treu geblieben war. Ihm wird das alte Thema, das andern nur noch Vorwand zu einem Spiel mit Formen war, zu einem überraschenden, ureigensten Erlebnis. Und er findet ihm eine Gestalt, die nirgend sonst ein Gleichnis besitzt, die nirgend anders entstehen konnte als auf deutschem Boden.

Es ist kaum notwendig, dem Holzschnitt des Baldung, der Kreuzigung des Grünewald ihr Widerspiel aus dem Bereiche der romanischen Kunst gegenüberzustellen. Wer erinnerte sich nicht zahlloser Beispiele aus der italienischen Malerei, von der jede beliebige Darstellung ähnlichen Themas sich zum Vergleich eignet! Um nur ein ganz bekanntes und sehr bezeichnendes Werk zu nennen, sei auf die Pietà des Perugino in der Florentiner Akademie verwiesen (Abbild. 11), wo wieder der klare, einfache Bau der Gruppe in flacher Raumschicht mit der symmetrischen Hintergrundarchitektur hervorgehoben sein mag. Die Klage um den Tod des Herrn ist nicht mehr als eine wohlgemessene Gebärde. Der jugendliche Heilige blickt empor, der Bärtige abwärts, beider Köpfe schräg zur Bildmitte geneigt, die Hände des einen gefaltet erhoben, des andern gefaltet gesenkt. Die Köpfe Johannes' und Magdalenas sind wiederum gegensätzlich geneigt. So entsteht, mit vieler Kunst ausgewogen, eine angenehm harmonische, rhythmische Gruppe. Bei Grünewald im Gegensatz ein krauses Auf und Nieder, Vor und Zurück, die Gewichte absichtlich ungleich, die Ferne im Dunkel weit verdämmernd, überall leidenschaftliches Bewegen, grell klingende Farben. Es ist die höchste Leistung der italienischen Kunst, daß sie die Formen einer klaren Schaubarkeit entwickelte, und Perugino ist einer der Meister, die die entscheidende Tat der Hochrenaissance vorbereiteten. Es wurde ein neues Ideal der Kunst hier aufgerichtet, an dem keine Folgezeit mehr vorübergehen konnte. Wir erlebten selbst eine neue Bemühung der Deutschen um die beglückende Klarheit einer rein an die Form hingegebenen Kunst. Der Bildhauer Adolf Hildebrand schrieb ein Buch, in dem

er das Ideal einer dem Deutschen im tiefsten Grunde wesensfremden Kunst aufstellte. Der Kunsthistoriker Heinrich Wölfflin deutete wie keiner vor ihm die Erscheinungswelt der italienischen Renaissance. Der Maler Hans von Marées, der tiefer als der doch mehr an der Oberfläche und am gefälligen Schein haftende Anselm Feuerbach die Tragik des Unversöhnlichen empfand, setzte ein Leben daran, das Land einer unerreichten Schönheit dem eingeborenen Empfinden zu vermählen. Seine Schöpfung blieb Stückwerk. Aber sein Werk deutet das Ziel an, das ihm vorschwebte, nämlich die lautere Form des Südens mit dem mystischen Dunkel des Nordens zu vereinen.



Abbild. 12. Bayrischer Meister um 1400: Kreuzigung Christi München, Nationalmuseum

In Frankreich vermochte natürlicher eine neue Blüte klassischer Kunst in Cézanne und Renoir emporzusteigen. Denn den Franzosen war Poussin nie verloren, Poussin, den wir Deutsche erst in seinen neuen Wirkungen ganz zu erkennen vermochten, und um den sich gerade in jüngster Zeit deutsche Schriftsteller mit Eifer bemühten. Den Franzosen verließ niemals die »Raison«, von der seine Theoretiker so gern und so liebevoll sprechen. Die französische Gotik bleibt immer klar und durchsichtig. Erst in Deutschland wandelte sich der Stil zu jenem krausen Formgeschlinge, das wir von dem Astwerk spätgotischer Altäre kennen, wo die Zweige sich verflechten, wie jene Dornenkrone auf dem Haupte von Grünewalds Gekreuzigten, wo sie übereinander und hintereinander kriechen, sich im Tiefendunkel verlieren, um irgendwo wieder emporzutauchen. Auch die deutsche Gotik kennt erst die überraschenden und komplizierten Raumbildungen, die jener Kathedrale des Altdorfer gleichen, in der das Wochenbett der heiligen Anna steht. Selbst das Rokoko bleibt in Frankreich bei allem Reichtum gebändigt, bei aller Zierlichkeit klar, wird erst in Deutschland zu jenem wildwuchernden Spiel vielfach sich kreuzender Richtungen, jenem Taumel triumphierender Symmetrielosigkeit. Es verschlägt wenig, daß nicht der eine und nicht der andre Stil in Deutschland zuerst entstanden ist. Mit dieser billigen Festlegung wäre nicht die Sonderart deutscher Kunst überhaupt widerlegt. Denn in der Umbildung der fremden Formen erweist sich die Tätigkeit eines höchst selbständigen und unzerstörbaren Geistes, der in jeder neuen Kleidung immer wieder sein altes Wesen offenbart.

Es ist hier nicht der Ort und nicht der Raum, all den höchst vielfältigen Fragen der deutschen Gotik, der deutschen Renaissance, des deutschen Rokoko in ihrer spezifisch nationalen Sonderart nachzugehen, um so mehr als nur erst e i n e kunstwissenschaftliche Untersuchung, die das Thema der deutschen Sondergotik behandelt, zur Verfügung steht. Auch ihre Ergebnisse wären in einem weiteren Zusammenhange nochmals nachzuprüfen. Aber es ist einem sehr naheliegenden und ernsthaften Einwande unsrer Thesen zu begegnen. In der Definition des Barockstiles sind eine Reihe der

gleichen Bestimmungen enthalten, aus denen wir das spezifisch Deutsche zu deuten unternahmen. Es lassen sich in der Tat sehr augenfällige Parallelen etwa von Grünewald zu Greco ziehen. Auch auf Tintoretto sowie auf den Stil des pergamenischen Altars passen einzelne Definitionen, wie sie im vorstehenden gegeben waren. Dies ist insofern kein Widerspruch, als die Allgemeingültigkeit dessen, was unter dem Begriff des Kunstcharakters gefaßt wurde, von allem Anfang betont war. Es gibt in der Tat Stilformen, die einem Ausdrucksstreben günstig sind, und der Barockstil gehört zu diesen. Immerhin aber läßt sich auch innerhalb des gemeinsamen Stils der Gegensatz des Rubens und des Rembrandt als der des typisch formalistischen und des typisch sensualistischen Künstlers deuten, wie denn diese Bestimmungen immer nur relative Geltung beanspruchen, da das Vorhandensein aller drei dem Kunstwerk notwendigen Elemente als Grundforderung in jedem Falle aufgestellt worden war.

Wie der Barockstil als solcher jeglicher Betonung des Ausdruckselements, so ist der Renaissancestil als solcher einer formalistischen Gestaltungsweise günstig, und diejenigen Künstler, die in Deutschland einer Renaissancekunst in diesem Sinne den Boden bereiteten, treten damit in gewissem Maße aus dem Bereich des spezifisch Deutschen heraus. Dies gilt insbesondere für Hans Holbein, der zu einer Klarheit der Bilderscheinung gelangte, die ihn innerhalb aller deutschen Kunst weithin alleinstehen läßt, und die seinem Namen eine internationale Geltung verschaffte, wie sie nicht leicht einem andern deutschen Meister zuteil wurde. Ihn darum aus dem Reiche deutscher Kunst bannen zu wollen, wäre eine Engherzigkeit, deren wir uns nicht schuldig machen dürfen. Es sollte im Gegenteil gerade seine weit überragende Erscheinung eine Warnung sein, den Begriff des Nationalen allzu schematisch zu fassen. Und auch die Bestimmungen, die wir zu geben versuchen, sollen nicht dazu mißbraucht werden, die Schranken des Nationalen nun enger mit ihrer Hilfe zu verbauen.

Nur dieses läßt sich sagen, daß ein Hang zum Irrationalen, ein Streben nach stärkstem Gefühlsausdruck, nach einer mehr persönlich einmaligen und heftig überraschenden als dauernd allgemeingültigen Bildformung einer nicht geringen Zahl bedeutender Kunstäußerungen auf dem Boden der germanischen Stammeseigenschaft eigen ist, daß in dieser Richtung den Deutschen Erfindungen gelangen, denen anderwärts nichts Gleichwertiges ähnlicher Art zur Seite gestellt werden kann. Daß es sich dabei nicht um Stiläußerungen handelt, beweist der gleichbleibende Grundcharakter, der Werke verschiedenster Phasen miteinander verbindet. Der Kreuzigung des Grünewald kann eine andre Kreuzigung von einem unbekannten bayrischen Meister (Abbildung 12) gegenübergestellt werden, die um mehr als ein Jahrhundert zuvor entstanden ist, und die dem Werke des Aschaffenburger Meisters an ursprünglicher Gewalt des Gefühlsausdrucks kaum nachsteht. Auch dem überraschenden Raumbilde des Altdorfer könnten aus dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts manche merkwürdige Parallelen gesellt werden, wie die Tafeln des Meisters Francke in Hamburg oder das reizende Paradiesgärtlein in dem Historischen Museum zu Frankfurt a. M. (Abbild. 1). Hier ist in vollem Gegensatz zu italienischen Heiligenversammlungen ein freies Beieinander im mauerumhegten Blumengarten gestaltet. Ein zierliches Idyll ist entstanden. Die heiligen Frauen gehen still für sich den Beschäftigungen nach, die sich zwanglos aus den gewohnten Attributen ergeben, und die drei Männer ruhen in friedlichem Gespräch im Grase. So wird auch der einfache Vorwurf der heiligen Versammlung aus einem Phantasieerlebnis neu gestaltet, nicht anders, wie es die Voraussetzung von Altdorfers Erfindung gewesen ist.

Und wie es möglich ist, in die Vergangenheit weit hinaufzugehen, so abwärts bis in unsre eigne Gegenwart. Das Schlagwort vom Expressionismus hat nicht zu Unrecht gerade in Deutschland wie eine Offenbarung gewirkt. Es lehrte, eine Seite der Kunst zu sehen, die lange mißachtet worden war. Und der Anteil der Künstler germanischen Stammes an der jüngsten Entwicklungsphase bildender Kunst liegt im Gegensatz zu dem der französischen Meister wiederum gerade auf dieser Seite. Es ist auch hier notwendig, den Rahmen der Betrachtung über das Gebiet der reichsdeutschen Kunst hinauszuspannen und wiederum Holland einzubeziehen, wo Vincent van Gogh sein heißes Temperament in Bilder von einer unerhörten Leidenschaft des Gefühlsausdrucks ausströmen





Carl Krafft: Am Deich

ließ, und diesmal auch Norwegen, wo Edvard Munch ein von tiefstem Empfindungsgehalt getragenes malerisches Werk aufrichtete.

Die jüngeren deutschen Künstler, die sich gern die Expressionisten nennen lassen, verehren in beiden ihre Ahnen. Aber wenn sie mit gleichen Worten der Franzosen Cézanne und Gauguin gedenken, so übersehen sie den grundlegenden Unterschied zwischen den französischen Klassikern einer neuen Formenkunst, dem vorwärtsweisenden Pfadfinder und dem klug wählenden, doch im letzten unfruchtbaren Eklektiker, und den germanischen Romantikern, deren Kunst immer und zuallererst Selbstmitteilung ist. Van Gogh spricht in seinen Bildern gleichwie in seinen Briefen von der Leidenschaft eines schmerzvollen Erlebens der Sichtbarkeit. Er versenkt sich nicht wie Cézanne schaffend in ein Stück ruhender Natur. Ihm ist die Welt überall Chaos und Bewegtheit. Neben der stürmischen Leidenschaft des Holländers ist Edvard Munch ganz stille Versonnenheit. Er setzt in Bildern einer ernsten Natur die schwebenden Stimmungen seines Inneren sichtbar nach außen.

Sollten wir aber endlich, die Summe ziehend, eine eindeutige Antwort auf die Frage geben, die wir am Eingang gestellt haben, so würden wir nur zögernd und mit vielen Vorbehalten ein starkes Ausdrucksstreben als den bestimmenden Wesenszug deutscher Kunst bezeichnen. Wohl läßt sich dieses behaupten und beweisen, daß ein Hang zum Irrationalen, zu lyrischer Stimmungswiedergabe, zu bewegter Gefühlsmitteilung mehr als andern Nationen dem Deutschen eigen ist. Aber es fehlt ihm nicht der sachliche Geist, der in den Werken eines Leibl mit der Klarheit und Sicherheit ganz großer Kunst sich äußert. Und es ist ihm eingeboren die Sehnsucht nach jener reinen Schönheit, der er immer wieder in fremden Reichen nachzugehen gedrängt war: »das Land der Griechen mit der Seele suchend«.

Man muß deutsche Kunst in ihrem weitesten Ausmaß und ihrer Gesamtheit als ein Ganzes nehmen, um sich über das Verhältnis, in dem diese drei immer notwendigen Komponenten des künstlerischen Schaffens zueinander stehen, klar zu werden. Man darf nicht mehr an der einzelnen Erscheinung haften und eine Definition verwerfen, weil sie nicht auf eine jede gleichermaßen anwendbar ist. Weder Leibl noch Holbein bedeuten eine Widerlegung einer so allgemein gefaßten Begriffsbestimmung, wie wir sie gaben, und umgekehrt zeugt nicht diese gegen den deutschen Geist beider Meister, denn vielgestaltig und reicher, als theoretische Analyse es wahrhaben kann, ist durch Jahrhunderte das Werk deutschen Kunstgeistes. Und doch ist in der Gesamtheit seiner Äußerungen ein einender Grundzug vom frühen Mittelalter bis in unsre Tage, von den romanischen Bauten und den gotischen Domen zu den Schlössern des 18. Jahrhunderts und zu Schinkels Architekturphantasien, deren Erbe Messel antrat, von alten Buch- und Wandmalereien zu Grünewald und Dürer und bis hinab zu den jüngsten Malern der jetzigen Zeit. —

Nur Andeutungen konnten hier gegeben werden. Sie mögen zur Vorsicht mahnen, wo allzu leichtfertig von deutscher Kunst geredet wird, als sei es so einfach, ihr Wesen zu fassen. Aber es konnte doch auch gezeigt werden, daß selbst da, wo nicht Deutsche die Schöpfer der Formen waren, wo sie übernommenes nur verarbeiteten, ein gemeinsamer Geist, ein besonderer Charakter ihre Werke verbindet, daß das Wort »deutsche Kunst«, wenn es nicht eine feste Norm bedeutet, noch weniger ein leerer Schall zu sein braucht.

Ewige Träume

Es steht eine Mühle im Abendrot,
Müde von Wind und Plage,
Und träumt in die lauschende Stille vom Brot,
Vom Brot der künftigen Tage.

Eine junge Frau sitzt selig müd'
Vor der Mühle und lächelt leise
Und träumt von Glück, das bald erblüht,
Und summt eine Wiegenweise.

Die Mühle wächst hoch in das Abendlicht,
Es raunen versonnen die Bäume,
Und der ganze leuchtende Himmel umflicht
Stillsegnend die jungen Träume.



Ilse Hamel






Beethoven

Erzählung von Eduard Eckert

Wir hatten unsre Flitterwochen in einem alten Schloß am Rhein verlebt, dort, wo er die liebliche Lahn in sein breites Bett aufnimmt. Die Besitzung gehörte unserm Onkel Felix, zu dem meine Frau von Kind an in einem besonders herzlichen Verhältnis gestanden hatte. Er war denn auch gegen alle Grundsätze eines alten Junggesellen zu unsrer Hochzeit gekommen in der Galauniform eines Kaiserlichen Konteradmirals, und hatte auch eine Rede gehalten, nicht auf Tante Emma, wie der Brautvater ihm leise zugeflüstert hatte, nein — kurz, kernig und knorrig klang es: »Habt euch lieb und bleibt euch treu! Treue halten, das ist das Schönste im Leben.« Und dann schimmerte es in den stahlblauen, leuchtenden Augen: »Auf die Treue trinke ich!« Und wie er sich niederbeugte und ritterlich der jungen Frau die Hand küßte, flüsterte er: »Ich will euch auf der Burg nicht stören, nur die letzten Tage, da schaue ich mal über den Zaun, daß sich das alte Herz am jungen Glück erfreue.«

Nun war er wirklich gekommen. Wir holten ihn vom Bahnhof ab und wandelten plaudernd durch die Weinberge, hinauf zu dem schroffen Felsen, auf dem sich trotzig die grauen, verwitterten Mauern der Burg erheben. Wie wir durch das mächtige knarrende Tor in den äußeren Burghof eingetreten waren, gab er uns noch einmal die Hand: »Willkommen bei mir!« Und seine ernsten Augen richteten sich forschend auf uns beide, als wollten sie fragen: »Glücklich?« Es bedurfte keiner Antwort; er las sie wohl von unsern Gesichtern ab. Und leise fügte er hinzu: »Festhalten, Kinder! Ihr wißt noch nicht, welches Gottesgeschenk euch damit beschert ist.« Aber gleich fand er den gewohnten fröhlichen Ton wieder, wie er nach einem kurzen Rundgang durch das Haus wieder zu uns in den Garten kam: »In einer Viertelstunde läutet es zum Abendessen. Schmücke dich, Kätchen! Und wir, alter Junge, wir beide wollen unsrer Königin Blumen pflücken, und wer den schönsten Strauß windet, darf ... darf ...« — er blinzelte so schelmisch mit den Augen — »— nun, darf sie zu Tische führen,« half lustig meine Frau ein.

»Na, ist ja wenigstens etwas,« schmunzelte er.

Und schon eilten wir in verschiedenen Richtungen den Rosengarten entlang, in den der ehemalige mächtige Burggraben umgewandelt worden war, und suchten das Schönste heraus aus der verschwenderischen Pracht, die an Mauern und Lauben rankte; mit dem Schlag der Turmuhr standen wir im Eßsaal bereit: ich mit einem mächtigen Strauß dunkelroter Buschrosen, der alte Onkel mit einem sehr viel schöneren aus schneeweißen Königinnen, deren versteckten Platz er wohl allein nur kannte. In feierlichem, erwartungsvollem Schweigen und doch mit lachenden Mienen harrten wir des Urteils der jungen Frau, die ratlos von einem zum andern blickte und auf deren glühendem Gesichtchen sich Entzücken und Verlegenheit zugleich malten — da stürmte sie auf den alten Onkel zu und flüsterte ihm ins Ohr: »Deine sind die schönsten, Onkel«, und nahm für alle Fälle die Rosen in Empfang, »aber sei nicht böse; siehst du, ich möchte ...« und fuhr ihm streichelnd über den breiten weißen Bart, wie wenn man einem Kinde gut zuredet: »Du verstehst schon, Onkel, nicht wahr?« Und indem sie meinen Arm nahm, erkannte sie mir den Preis zu.

»Gewalt und Liebe gehen vor Recht,« brummte Onkel Felix lustig-gutmütig, als er den Wein einschenkte.

So flossen unter Lachen und Scherzen die wenigen Tage schnell dahin, und wir rüsteten zur Heimreise. Wir saßen nach dem Abendessen in dem hohen, behaglichen Musikzimmer, dessen weitgeöffnete Türen auf die geräumige Schloßterrasse führen und einen herrlichen Ausblick gewähren auf das reiche Land, den stolzen, glänzenden Strom und die waldgrünen Berge, aus deren Mitte Stolzenfels herübergrüßt. Ich öffnete das Erkerfenster mit den runden, bleigefaßten Scheiben, und wir blickten in die wunderbare Sommernacht hinaus, in die schimmernden Lichter



in den Städtchen und Dörfern am Rhein und an der Lahn, hinauf zu den Millionen von Sternen am Himmel.

»Es wird eine sehr schöne Mondnacht werden,« sagte der Alte langsam, und es lag ein schwermütiger Ton in seiner Stimme; »dort rechts vom Burgfried geht er auf. Aber komm, Kind, laß uns noch einmal musizieren.«

Er war ein Künstler auf dem Klavier, und es bereitete ihm ein besonderes Vergnügen, sein Patenkind zu begleiten, das auf seine Veranlassung und Kosten bei trefflichen Meistern im Geigenspiel ausgebildet war.

»Mozart?« fragte sie, als sie das Instrument gestimmt hatte.

Er schüttelte still mit dem Kopf. »Beethoven,« und reichte ihr das Notenblatt.

Leise und weich setzte die Geige ein; unendlich zart schmiegte sich die Begleitung an; sie spielten wie aus einer Seele, und ihre Musik zauberte hinüber in ein weltenfernes, längst verlorenes Land und machte still und ernst. Traumverloren lehnte ich gegen das offene Fenster und atmete den süßen Duft von Rosen und Jasmin, die um den Erker rankten.

Wie die letzten Töne des Finale verklangen und wir drei noch schweigend verharrten, ging der Mond auf und fiel auf die gegenüberliegende Wand und traf ein mittelgroßes, mit Efeu umkränztes Bild, das ich bis dahin kaum beachtet hatte. Wie das Licht langsam vorrückte, beleuchtete es mit seinem fahlen Glanz einen Mädchenkopf, ein rundes, liebliches Gesichtchen, das von zwei braunen Zöpfen umrahmt war. Ich löschte behutsam das elektrische Licht, und nun blickten uns die beiden Augen mit einem solchen tiefen, bedeutenden Ausdruck an, wie man es nimmermehr in einem kindlichen Antlitz erwartet hätte. Auch die beiden Musiker am Flügel hatte es in seinen Bann gezogen, und meine Frau wagte die Frage: »Wer ist das, Onkel?«

Er schien die Worte gar nicht gehört zu haben; den linken Arm auf den Flügel gestützt, schaute er verloren zu den forschenden, unergründlichen Augen des Mädchens hinauf. »Laß nur,« sagte er leise, suchte dann ein Notenblatt aus dem Schrank hervor und reichte den Violinteil meiner Frau: »Sie war eine große Künstlerin. Laß uns diese Sonate spielen; sie brachte sie meisterhaft heraus.« Er sagte das mit einer merkwürdigen Bewegung; meine Frau wandte sich hastig um, und ich las auf ihrem Gesicht den glühenden Wunsch, es dem Onkel recht zu machen, und zugleich die bange Sorge vor dem eignen Unvermögen, und der Geigenbogen zitterte in ihrer Hand.

Aber ruhig und fest setzte sie ein; tändelnd und spielend lockte sie; wie Vogelgezwitscher klang die Antwort im Diskant des Flügels zurück; schmeichelnd, in dunklen klaren Tönen sprach sie; willig, hingebend antwortete es — und dann ein Klingen, ein Jubeln, ein Jauchzen, durcheinander, übereinander sich schwingend, als sprächen sie sich die süßesten Worte vor, betörten einander mit zauberischer Macht — plötzlich eine erschreckende Stille, ein leises Klagen und sehnendes Verlangen, ein schriller, abgebrochener Ton und ein schwermütiges Verklingen ...

Doch gebannt von der Gewalt der Musik, wandte ich mich langsam um, sah, wie der Onkel in tiefer Bewegung auf meine Frau zuging und ihr die Hände küßte: »Du hast mir eine sehr große Freude gemacht,« sagte er mit einem innigen Ausdruck in der rauhen Stimme, und traumverloren fügte er nach einer Weile hinzu: »Es war fast so schön wie damals vor — vor bald vierzig Jahren, als ich es zuletzt spielte.«

Dann klappte er langsam den Flügel zu; sie setzten sich zu mir in die Erkernische und schauten schweigend durch das offene Fenster hinaus auf das mondbeglänzte Rheintal. Nach einer Weile sagte er: »Ich mag euch gar nicht weglassen; es waren wunderschöne Tage.«

In ehrlicher, tief empfundener Traurigkeit nahm meine Frau seine Hand: »Du lieber Onkel, es tut mir so weh, daß du hier so allein hausen mußt —«

»Eigne Schuld, mein Kind.« Er kehrte sich ab und blickte auf den Strom. »Seht ihr, wie die Wellen im Mondlicht spielen? So war es damals auch. — Aber warum soll ich es euch, die ihr mich liebhabt, nicht erzählen?«

Er lehnte sich in den Sessel zurück, und während seine Augen an uns vorbeiwanderten hinaus in das Tal, in weite, ungemessene Fernen, hub er an, als spräche er zu sich selbst:

Ich war Fähnrich zur See und trug den goldenen Dolch so stolz und froh wie irgendeiner von uns jungen, lebensfrischen Men-



schenkindern. Man plagte uns damals nicht viel mit Studieren, und wir fühlten uns wie die Herren der Welt. Wenn ich am Sonntagnachmittag, blitzblank gebürstet und gebügelt, über die Förde fuhr, weit hinaus fast an die offene See, um den alten Ahlefeld zu besuchen, den besten Freund meines verstorbenen Vaters, dann hatte ich ein Gefühl in der Brust, als müßte ich aufjauchzen vor überschwellender Freude und Kraft — es war eine schöne Zeit.

Ich wurde wie ein Kind gehalten in diesem gastfreien Hause, das, von Buchenwald umhegt, mit seiner breiten weißen Front so stolz hinausblickt auf die blaue See. Ich konnte kommen, wann ich wollte; mein Zimmer stand immer für mich bereit, und ich nutzte die Gelegenheit weidlich aus; denn in diesem alten holsteinischen Herrenhause trafen sich zugleich die Künstler der Geige, des Cellos, des Klaviers; die Sänger und Schauspieler von Ruf, die in der Stadt auftraten, durften sicher auf eine freundliche Aufnahme bei dem kunstsinnigen Staatsrat und seiner viel jüngeren, feingebildeten Frau rechnen. So war fast jeden Sonntag eine lebenslustige Gesellschaft dort anzutreffen; wir sangen drei- und vierstimmig, wie es gerade paßte, spielten Trio und Quartett und führten kleine Singspiele auf; wir segelten, wanderten und jagten uns in kindlichem Spiel unter den hohen, schlanken Buchen — ja, merkwürdig hoch wachsen diese Bäume dort in Holstein, als wollten die Kronen es die Menschen nicht sehen lassen, wie eng und innig sie sich aneinanderschmiegen.

Unter diesen hohen schlanken Buchen sah ich, als ich eines Sonntags von der Anlegebrücke hinaufkam — ich sehe es noch ganz deutlich vor mir —, ein Mädchen stehen, ein Mädchen mit leuchtenden Augen und lachendem Mund. Sie mochte fünfzehn oder sechzehn Jahre zählen, denn sie trug noch ein halblanges Kleid, rot wie die roten Rosen, die sie zum Kranz geflochten hatte, und unter denen zwei dicke braune Zöpfe lustig über die Schultern herniederfielen.

Gespannt blickte sie zu einem Drosselpaar hinauf, das offenbar dort oben ein Nest baute, und sie versuchte die dunklen Töne nachzupfeifen, die aus dem grünen Dickicht lockten, und wenn es ihr gelang, die Vögel zu täuschen und zu necken, dann klatschte sie in die Hände, hüpfte vor Freude von einem Bein aufs andre und lachte dazu mit ihrer hellen Stimme, daß es eine Lust war.

Ich hemmte unwillkürlich den Schritt, um diesem süßen Menschenkinde zuzuschauen — da sah es mich; einen Augenblick blieb es verlegen stehen, und über die Wangen ergoß sich ein feines Rot; dann ging es unbefangen auf mich zu und gab mir die Hand: »Wie mich das freut! Ich weiß schon, wer Sie sind; Onkel hat gesagt, wir müßten zusammen musizieren.«

Diese kindliche Unbefangenheit nahm mich, den weltgewandten Fähnrich zur See, so völlig gefangen, daß ich gar nichts darauf zu erwidern wußte; aber sie ließ es mich nicht weiter entgelten, sondern ging zutraulich mit mir ins Haus hinein und kündete mit ihrer hellen Stimme an, daß der Felix gekommen sei.

Schon nach dem Tee waren wir wie alte Kameraden zusammen; ich mußte ihr — wie stolz ich war! — den Dolch zeigen und wie man sich damit wehren könne, worauf sie ihn in ihre feste braune Hand nahm und tapfer damit in die Luft stieß; dafür verriet ihn in ihre feste braune Hand nahm und entdeckt hatte, und fast von jedem Paar wußte sie eine kleine Liebesgeschichte zu erzählen.

Ich lauschte ihrem fröhlichen Geplauder mit grenzenlosem Erstaunen. Als wäre es selbst ein zwitscherndes, jubelndes Vöglein, so hüpfte dies Sonnenkind an meiner Seite durch den grünen Wald.

Nach dem Abendbrot forderte der Rat sie zu einem Duett auf.

»Der Fähnrich zur See hat mir den ganzen Nachmittag meine Erika entführt,« sagte er und faßte sie an beide Hände mit einem glücklichen Lächeln in dem guten Gesicht; »nun mache ich ältere Rechte geltend.«

Merkwürdig — mir war gar nicht der Gedanke gekommen, daß auch die andern sie gern haben könnten; und ich erschrak.

Geschwind wie ein Wiesel sprang sie hinüber in den Musiksaal, legte für den Onkel die Kissen zurecht, genau so, wie er es gern hatte, und wie sie dann die Geige stimmte und ihr Spiel begann — etwas vornübergebeugt stand sie da, den Kopf um ein kleines nach links geneigt, und an der rechten Wange hing der eine braune Zopf herab —, da schien sie mit ihrem Instrument wie verwachsen, so völlig hingegeben der Musik; das



Gesicht, ganz Ausdruck, ganz Empfindung, schien um Jahre älter und gereifter, und ihre Augen, fest auf das Notenblatt gerichtet, leuchteten in stillem Glanz und sprachen dieselbe schöne Sprache, die aus den Saiten klang.

Neben mir saß die Staatsrätin und schaute ihr zu mit einem verklärten Lächeln in dem feinen Antlitz.

»Wie ein Märchenkind,« flüsterte sie mir zu; »wohin sie kommt, zaubert sie Glück und Sonnenschein — und weiß es selbst doch nicht.« Und nach einer kleinen Weile fügte sie hinzu: »Sie ist das einzige Töchterchen und der einzige Trost meines unglücklichen Bruders, du weißt wohl, des Majoratsherrn auf Vierlinden, der seit einigen Jahren gänzlich taub ist.«

Leise verklang der Schlußsatz. Als sie den Bogen sinken ließ, atmete sie hoch auf, schüttelte die Zöpfe und blickte sich erstaunt um.

»Brav gespielt, Kleine,« klang die tiefe Stimme des Onkels neben ihr.

»Ich hatte ganz vergessen, wo ich war,« sagte sie verwirrt und strich sich mit der Hand eine Haarsträhne von der glühenden Wange.

»Hier muß das a breiter herauskommen,« verbesserte der Staatsrat, »und diese schwierigen Triolen im Allegro wollen wir noch einmal üben.«

Sie nickte eifrig und merkte sich die Stelle in ihrem Hefte an, und dann setzten sie von neuem ein.

Ich lauschte den ganzen Abend andächtig ihrem Spiel, aber noch gespannter hingen meine Blicke wohl an dem lieblichen Kinde selbst, folgten den leichten Bewegungen des rundlichen Armes, glitten über die schlanke, kräftige Mädchengestalt hin, um immer wieder sich in die leuchtenden Augen zu versenken.

Als ich spät in der Nacht aus meinem Schlafzimmer hinausschaute auf die weite See, hinüber zu den Lichtern des Feuerschiffes, da gaukelte dasselbe Bild vor meinen entzückten Sinnen — und ist seitdem nicht mehr von mir gewichen. In mancher dunklen Nacht hat es auf hoher Seee in seiner Unschuld und Reine mir geschienen, im Hafen mich unbewußt gehütet und bewahrt.

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne, als übermanne ihn die Macht der Erinnerung; wir schwiegen ehrerbietig; durch das offene Fenster klang der Ton von Kirchenglocken, verhalten wie aus weiter Ferne, zu uns herüber. Er fuhr langsam mit der Hand über die Stirn und hub von neuem an:

Nach einigen Wochen glücklichen Beisammenseins trennte uns das Geschick. Sie blieb zunächst beim Onkel, um durch einen bekannten Geigenkünstler in der nahen Stadt ausgebildet zu werden; ich bekam mein erstes Auslandskommando. Wir fuhren an die Westküste Afrikas, erforschten den Unterlauf des Kongo, kreuzten lange in der Südsee, um dann in Ostasien längeren Aufenthalt zu nehmen. Ich hörte zuweilen von ihr durch die Staatsrätin; einmal hatte sie einen kleinen zierlichen Gruß unter den Brief meiner Tante geschrieben — Ansichtskarten gab es damals noch nicht. Sie hatte ihren Vater im Winter und Frühling auf seinen Reisen begleitet, war wiederholt mit ihm nach Paris und London gefahren, um die bedeutendsten Ärzte um Rat zu fragen; sie hatten in Italien gelebt, um in dem milderen Klima Heilung zu erlangen — vergeblich.

Nach dreijähriger Abwesenheit — ich war inzwischen zum Leutnant befördert — traten wir die Heimreise an, die uns durch den Suezkanal und das Mittelmeer führte.

In Vigo fand ich einen Brief von der gewandten Hand der Tante, in dem sie mich einlud, den üblichen Erholungsurlaub bei ihnen zu verleben; die beiden Jungen seien auf Ferien, und aus einer gelegentlichen Erwähnung durfte ich schließen, daß auch Erika wieder bei ihnen weile.

Ungeduldig eilten meine Gedanken der trägen Fahrt des Schiffes voraus. Ich malte mir die Heimkehr aus und legte mir die Worte zurecht, die ich an Erika richten wollte, wenn — — Aber vielleicht war dieses seltene Menschenkind längst von einem andern erobert; es mußte ja einem jeden gefallen; wie vielen war es nicht auf seinen Reisen begegnet; und es war reich! — — Ob es wohl schön geworden war? — —

Das rote Feuerschiff kam in Sicht, und in der diesigen Morgenluft tauchte an der Steilküste der hohe Buchenwald auf, in dessen Mitte das Herrenhaus liegt; nun, wie die Sonne durch den Nebel drang, leuchtete das Weiß weithin.

Ich malte mir aus, es müsse jetzt ein Boot sich von der Anlegebrücke lösen und auf uns

losfahren, um uns bei der Einfahrt zu begrüßen; zwei Jungen und ein Mädchen mit braunen Zöpfen müßten darinsitzen — ich stellte mir noch immer das sechzehnjährige Kind vor und konnte mir nicht denken, daß eine Dame aus ihm geworden sei —, und sie müßten mit den Tüchern schwenken. Es regte sich nichts da drüben; vergebens flatterte der stolze Heimatwimpel in der Luft.

Ich konnte meine Ungeduld nicht zähmen; mit dem ersten Boot fuhr ich hinaus, und eben als es an die Brücke anlegte, sprangen die beiden Knaben den Waldweg hinab mir entgegen, und ich sah durch das Grün ein helles Kleid schimmern. Erika! jauchzte es in mir, Erika! Am Arm der Tante kam sie eilenden Schrittes auf mich zu, hoch und voll aufgewachsen, doch mit demselben sonnigen Lächeln in dem frischen, runden Gesicht, und dieselbe helle, sammetweiche Stimme klang mir zum Gruß entgegen. Ich weiß nicht, ob ich die Tante geziemend begrüßt, ob ich die beiden lieben Jungen, meine Freunde, einer Antwort auf ihre vielen Fragen gewürdigt habe — ich mußte immer wieder diese jugendfrische Gestalt ansehen, die so leichten Schrittes neben mir ging.

»Erika, sind Sie es?« Ein Staunen und Jauchzen zugleich mag in meinen Worten gelegen haben, denn die beiden Frauen lachten hell auf.

»Freilich,« neckte die Tante, »bei uns hat die Zeit leider nicht stillgestanden.«

»Aber die Zöpfe?« rief ich mit einem Blick auf den großen Strohhut, der ihr Gesicht umrahmte.

»Abgeschnitten,« sagte sie todernst, und der übermütige Schalk lugte aus den Augenecken. »Sie müssen wissen, Herr Leutnant« — ein zierlicher Knix — »im Gegensatz zu den Chinesen tragen die Europäer ...« Ach, wie sie lachte, so herzerquickend! All meine Befangenheit war verschwunden, und ein unendliches Glücksgefühl füllte meine Seele. Das war noch dasselbe lebensprudelnde, herrliche Sonnenkind, das ich in Träumen und Wachen vor mir geschaut hatte.

Über den Weg lief ein flinkes Drosselpaar.

»Scht!« sagte ich leise. »Können Sie noch pfeifen wie damals?«

Sie sah mich fragend an.

»Du mußt lauter sprechen!« flüsterte die Tante mir zu.

»Lauter?«

Ein Schrecken faßte mich — kaum, daß ich meine Frage wiederholen konnte.

»Freilich kann ich es!« rief sie, und lustig tirilierte sie die Weise, daß die Vögel ganz verdutzt aufschauten und antworteten.

Als die Staatsrätin mir mein Zimmer neben dem ihrer Jungen anwies, sagte sie halb scherzend: »Nimm es nicht übel, daß wir dich ein wenig als Kindergärtnerin ausnutzen; wir müssen auf ein paar Tage in die Stadt fahren, und Erika will morgen wieder zu ihrem Vater.« Und wie ich sie fragend anblickte, zuckte sie traurig die Achseln: »Erblich — du mußt besonders deutlich und langsam sprechen; sie liest die Laute vom Munde ab« — und ging still hinaus — —

So blieb uns nur der eine Tag.

Gleich nach dem Essen durchstreiften wir den Buchenwald, besuchten unsre Lieblingsplätze und kletterten zum Ausguck hinauf, von wo das Auge so weit über die große blaue See und das reiche grüne Land schweifen kann. Wir verstanden uns so gut und hatten beide so unendlich viel auszukramen und zu erzählen.

»Verzeihen Sie meine törichten Fragen von vorhin,« sagte ich; »ich war so erstaunt, eine große Dame vor mir zu sehen.«

Sie lachte leise. »Ich hatte ja auch nicht erwartet, daß man in so kurzer Zeit so breite Schultern und einen solchen Bart bekäme« — und sah mich halb neckisch, halb verlegen an.

Da kamen die Jungen und forderten uns zu einem Spiel auf. »Du hast es uns versprochen, Erika,« schmeichelten sie.

»Und das wird gehalten,« sagte sie fröhlich.

Und schon tollten wir durch den Wald; sich kriegen und sich verstecken, springend von Baum zu Baum, so jagten wir einander. Wie flink sie war! »Erika, du bist es!« rief Wolf — da flog sie hinter ihm her, über Busch und Graben, und ein Jubeln und Jauchzen, als sie den Kleinen packte und an sich drückte. Wie leuchteten die Augen, so frisch glühten die Wangen!

Beim Abendessen saßen wir beide uns allein gegenüber an dem runden Tisch. Der Teekessel summte; Erika plauderte; ein stilles Behagen webte in dem traulichen Raum.

»Die Kinder sind fertig,« meldete der Diener.

Sie nickte und stand auf. »Wenn die



Mutter nicht da ist, pflege ich mit ihnen zu beten,« erklärte sie.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und ging hinauf in mein Zimmer. Durch das offene Fenster hörte ich ihre weiche Stimme, wie sie das Gebet vorsprach, und andächtig klang die Wiederholung von den Lippen der Jungen. Alle ihre Lieben schlossen sie in ihr Gebet ein und nannten eins nach dem andern.

»Auch Vetter Felix,« sagte der Kleine.

»Gewiß,« erwiderte sie. »Und wir danken dir, lieber Gott, daß du ihn glücklich in die Heimat geleitet hast.« Und die Kinder sprachen nach: »Und wir danken dir, lieber Gott, daß du ihn glücklich in die Heimat geleitet hast.«

Dann stimmten sie an: »Wie kann ich ruhig schlafen ...« Und Erika sang dazu den Alt. Ich schlich leise auf den Zehenspitzen hinweg und lauschte noch von unten auf diese Engelstimmen.

Wie sie ins Zimmer trat, lag noch der Glanz der Andacht und der mütterlichen Liebe auf ihrem Gesicht. »Wenn Kinder beten,« sagte sie langsam und versonnen, »das muß wohl erhört werden.«

Ich wußte nichts zu erwidern und steckte die Holzscheite am offenen Kamin in Brand, ob es gleich warm war. Wir sahen dem Feuer zu, wie die Flammen hoch emporzüngelten und wieder niedersanken, und es ward still zwischen uns.

»Wollen wir musizieren?« fragte ich.

Sie nickte.

»Mozart?«

»Nein, Beethoven,« erwiderte sie und gab mir die Sonate, die wir heute abend gespielt haben.

Genau so wie als Mädchen stand sie da, nur hatte sie den Kopf noch weiter nach links geneigt. Aber die kleine Künstlerin von damals war Meisterin geworden auf dem Instrument. Das war ein Klingen und Singen! Nie wieder habe ich einen solchen Ton, solche Schönheit, solche Seele gehört und mitempfunden. — —

In tiefer Ergriffenheit faßte ich ihre Hand, und wie von selbst setzten wir uns ans Fenster in die weichen Kissen des Ruhebettes, über das eine Laterne in bunten Farben ihr schwaches Licht ausgoß. Ich spielte mit ihrer Hand. Und es ward still, und wir sahen stumm hinaus auf die See.

Die Mondsichel stand am Himmel und spiegelte den Schein im Wasser: ein heller, schimmernder Streifen kam fließend, rollend gerade auf uns zu. Ein Fischerboot glitt langsam vorüber, trat einen Augenblick in diesen hellen Lichtstreifen — lautlos tauchte es wieder ins Dunkel, und es ward fast noch stiller; nur das verlöschende Feuer knisterte im Kamin.

Mir schlug das Herz zum Zerspringen. Ich konnte nicht sprechen. Ich stand auf, nahm ihre Hand unter meinen Arm; sie folgte willig. Wir traten zusammen auf die Terrasse. Weiß schimmerten die Buchenstämme zur Rechten, dahinter reckte sich der hohe dunkle Wald. Wie gebannt von der Schönheit der Landschaft, schauten wir hinaus, traten hinab in den Steig, der fast hell schien von dem Weiß des Hauses, und schritten langsam um den Rasen; unter unsern Füßen knirschte der Kies.

Einen Augenblick führte uns der Weg durch den düsteren Wald; ich zog ihren Arm fester an mich, und ohne Widerstreben gab sie nach.

Wir traten wieder ins Helle; der Mond warf unsre kurzen, scharfen Schatten hinter uns. Dort, wo die Rosen stehen, stockte der Schritt. Ohne ihren Arm zu lassen, beugte ich mich nieder und brach eine volle Blüte, zog das Mädchen ganz an mich und heftete ihr mit der Linken die Rose auf die schwellende Brust.

»Erika, dies schenke ich dir,« sagte ich still und leise; ich hatte niemals du zu ihr gesagt; »ich habe dich so lieb, Erika!«

Und dann hob sie das Köpfchen und sah mich mit fragendem Blick an — sie hatte nicht verstanden. »Wie sagten Sie?« Sie fragte es nicht, ich las es nur von ihren Augen.

Eiskalt fuhr es mir durch das Herz: Sie versteht dich nicht! Ein Schauer ging mir durch und durch. Sie hört dich nicht; deine süßesten Worte hört sie nicht! Ich wagte nicht zu wiederholen; ich wagte es nicht. Feigling! Feigling, der ich war! Ich schwieg.

Sie sprach von weißen Rosen in ihrem Zimmer; sie wollte diese dazustecken. Sie sagte es, halb im Träumen verloren. Wir gingen weiter, stumm, in quälenden Gedanken. Wie hatte doch die Staatsrätin gesagt? »Erblich!« Sie wird taub, ganz taub werden — taub! taub! — wird nicht hören können

deine heißen Worte; du wirst schreien müssen, ihr in die Ohren schreien, daß du sie liebst! So selbstsüchtig warst du!

Wir gingen um den Rasen. Ein kühler Nachtwind fuhr vom Meer herüber zu uns und bewegte die Blätter der Buchen zu heimlichem Raunen und Rauschen. »Wir müssen hinein,« sagte sie leise; »es ist spät.«

Auf den Schiffen im Hafen glaste es: Mitternacht.

Wir traten in die dunkle Halle; das Feuer glomm noch unter der weißen Asche.

Hand in Hand gingen wir die schwarze Wendeltreppe hinauf im Schein des Mondlichts, das durch die hohen Fenster auf die Diele fiel. Wir waren in dem Obergeschoß, an ihrer Tür, der ersten in der langen Reihe; weiterhin schliefen die Kinder. Ich öffnete; sie trat hinein und gab mir die Hand; ich sah sie an, lange, stumm, wie verzweifelt; unendliche Liebe sprach aus ihren großen Augen; ich fühlte den Gegendruck der Hand, dieser lieben, feinen Hand, und ich brachte ein »Gute Nacht!« über meine Lippen. Sie sah, daß ich sprach. »Gute Nacht!« war die Antwort — und ich ging. Langsam, leise, wie ein Verbrecher schlich ich davon in mein Schlafgemach. Ich beobachtete noch den hellen Schein, der von ihrem Zimmer in den Garten fiel — dann erlosch er, und ich fühlte, wie es ganz finster in mir ward. Ich starrte noch lange hinaus auf die See, in die wechselnden Lichter des Feuerschiffes; Fischerboote glitten lautlos vorüber; ich stand und starrte, schaute zu, wie die Wellen sich folgten, unaufhörlich, ununterbrochen; ich hörte, wie sie, als der Wind auffrischte, am Ufer zerschellten und zurücktaumelten in die See, gleichförmig, ohne Unterlaß. Ich warf mich angekleidet aufs Bett; ich meinte, ich könnte doch nicht schlafen, so schwer war mir das Herz, gequält von Selbstpein und Vorwurf, von wilden, wirren Gedanken. — — — —

Da glaubte ich im Traum, man rufe mich. Erschreckt sprang ich auf. Ach, es war lichter Tag! Da — wieder! Eine helle Stimme unten im Garten! Mit einem Satz war ich am Fenster. Da stand der Diener, mit Koffern bepackt, und unter den ersten Bäumen im Walde Erika, im großen runden Hut, im langen grauen Mantel.

»Friedrich, es wird Zeit! In zehn Minuten fährt das Schiff.«

Ich wollte rufen, wollte grüßen — ich weiß nicht, was mir die Kehle zuschnürte. Sie ging. Zwischen den Buchenstämmen schimmerte noch der helle Reisemantel, am Waldhäuschen verschwand sie. — —

Tut, tut! tönte es herüber vom Dampfer. Nun, noch ein paar Minuten, da rauschte er vorüber; der weiße Schaum leckt am Bug herauf; die Dampfwolke zeigt den Weg, den er genommen, ballt sich zusammen über der glatten Wasserspur, die die Schraube hinter sich läßt — — vorüber, vorüber!

Und neue Wellen verwischen die Spur, und sie schaukeln dahin, sorglos und ohne Gedanken, als wüßten sie nichts von Schuld und Fehl, vom bösen selbstischen Denken der Menschen.

Mühsam und gequält hatte er die letzten Sätze herausgebracht. Nur mit Scheu wagte ich aufzublicken: da sah ich das edle stille Antlitz in Mondenlicht getaucht, wie es floß um die silberweiße, ehrwürdige Stirn und dann niederrieselte, tanzend und spielend, in den breiten, hellschimmernden Bart.

Ein Uhu stieß seinen unheimlichen Ruf in die Nacht; von der Zinne des Bergfrieds löste sich eine dunkle Masse, und in schwerem, unbeholfenem Flügelschlag flog das Eulenpaar hart an uns vorüber.

»Erschreckt nicht,« sagte er verloren, »sie kommen täglich; das sind hier meine Hausgenossen.«

Da kam der Diener herein und brachte den Nachttrunk.

Dunkle Stunde

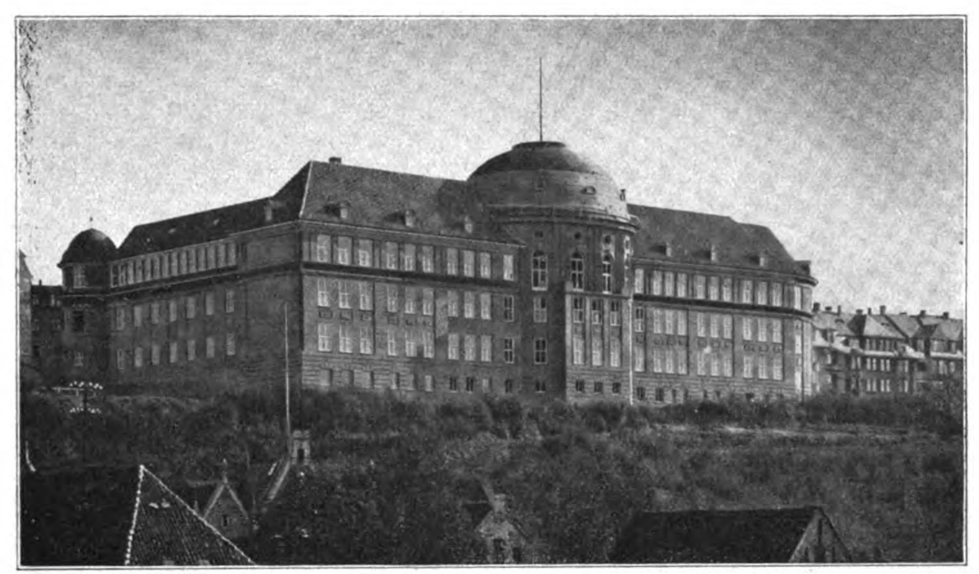
Eine stille, dunkle Stunde
Kam mit leisem Geisterschritt,
Nahm das Licht in weiter Runde,
Nahm der Farben Freude mit.

Blasser alle Blumen blühen,
Jede senkt das schöne Haupt,
Und den Türmen ist ihr Glühen
Und dem Bach sein Glanz geraubt.

Stumm ist jede Vogelkehle,
Und ein kleines Wort genügt,
Daß auch deine bange Seele
Still sich in das Dunkel fügt.

Karl Bienenstein





Oberrealschule in Flensburg — Baumeister: Stadtbauinspektor Paul Ziegler

Deutsches Bauschaffen während des Krieges und in der Zukunft

Von Architekt Carl Zetzsche (Berlin)

s ist sehr vieles anders gekommen in diesem Kriege, anders als unsre Feinde es gedacht, anders aber auch, als wohl die meisten bei uns es zu hoffen gewagt haben. Dank der unvergleichlichen Tapferkeit unsers Heeres, das allen Anstürmen der an Zahl und Mitteln so unendlich überlegenen Gegner ringsum weit draußen in Feindesland unerschütterlich standhält, dürfen wir gewiß sein, daß die Vernichtungspläne aller dieser »Vorkämpfer der Zivilisation« unverwirklicht bleiben. Längst ist das »business as usual«, das die Führer der King-Stephen- und Baralong-Leute ihrer Gefolgschaft als sicher in Aussicht gestellt hatten, rettungslos in sich zusammengebrochen. Deutschland aber hat trotz all den unerhörten Anstrengungen und Opfern nach außen im Inneren immer noch Zeit und Kraft behalten, seine Friedensaufgaben mannhaft fortzuführen und deren erweiterte Durchführung nach dem Kriege zielbewußt und umfassend vorzubereiten.

Wohl gilt es überall tiefe und schmerzliche Wunden zu heilen und schwere Hemmnisse zu überwinden; von einem allgemeinen Zusammenbruch aber, wie er nach dem Dreißigjährigen Kriege auf Jahrhunderte hinaus unsre nationale Entwicklung unterbrochen hat und wie ihn uns unsre Neider ringsum wiederum zu bereiten gedachten, kann niemals die Rede sein. Diese Gewißheit ist allgemein; sie hilft uns, die uns auferlegten Beschwerden und Opfer standhaft und zuversichtlich zu ertragen. Die begründenden Tatsachen aber, die während der Kriegszeit geschaffenen Werke reiner Friedensarbeit, können zurzeit gegenüber den erschütternden Ereignissen der Entscheidungskämpfe draußen kaum zur Geltung kommen. Und doch werden auch sie in einer Gesamtdarstellung des von Deutschland während des Krieges Geleisteten einen bedeutsamen Ruhmestitel bilden.

Um davon wenigstens einen Teilbegriff zu gewinnen, braucht man sich bloß einmal zu vergegenwärtigen, was es heißt, daß nur für in den ersten beiden Kriegsjahren ausgeführte und vollendete, vorwiegend öffentliche Bauten, die nicht für Kriegszwecke bestimmt sind, trotz den auf diesem Gebiete ganz besonders erschwerten Arbeiter-, Wirtschafts- und Betriebsverhältnissen 400 bis 500 Millionen Mark aufgewendet worden sind. Das allein ist angesichts des uns aufgedrungenen schwersten Kampfes um das Fortbestehen Deutschlands gewiß ein überaus glänzendes und unwiderlegbares Zeugnis für dessen bisher ungeahnte wirtschaft-

liche Kraft und für den unbeugsamen Willen unsers Volkes, auch in dieser Zeit der Not seine Friedensaufgaben noch so gut wie möglich zu erfüllen.

Der Gedanke lag daher nahe, die Ergebnisse dieses umfangreichen Bauschaffens zusammenzufassen und sie anschaulich und wirksam, also durch eine Ausstellung, weiteren Kreisen, womöglich auch dem neutralen Auslande vor Augen zu führen. Eine solche Ausstellung ist im Februar 1917 in der Kgl. Akademie der Künste in Berlin veranstaltet, aber nach kurzer Dauer wieder geschlossen und seither nicht, wie beabsichtigt war, in andern Städten gezeigt worden. Dazu mag einmal die geringe Zahl der Besucher Veranlassung gegeben haben, die wohl daraus zu erklären war, daß der in erster Linie erforderlichen Übersichtlichkeit und allgemeinverständlichen Wirkung des Dargebotenen allzuwenig Bedeutung beigelegt worden war. Selbst der Fachmann konnte nur mit Mühe das Zusammengehörige herausfinden und das Wesentliche erkennen.



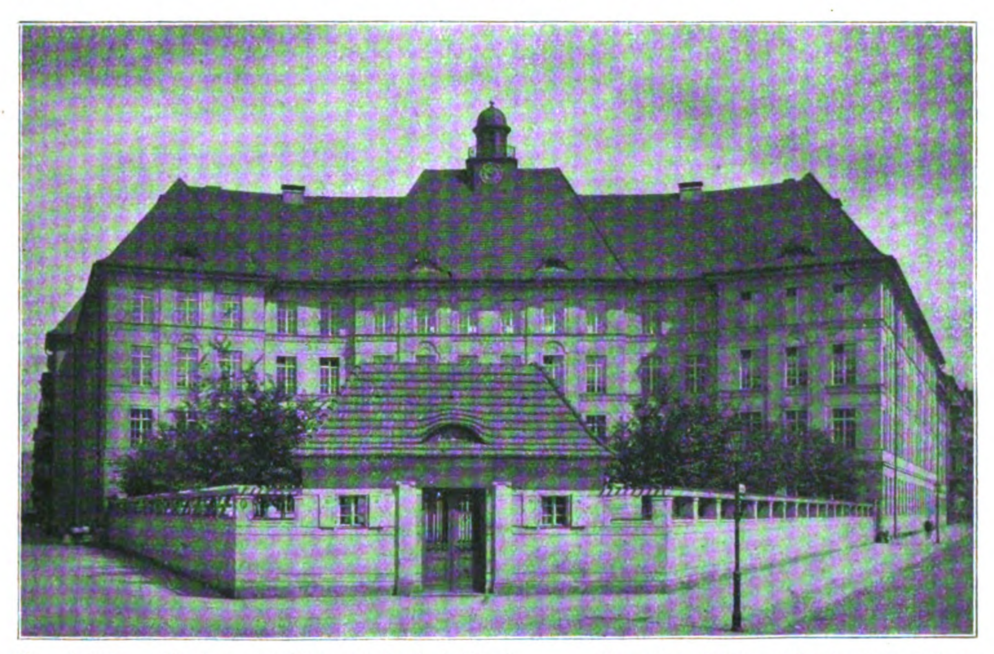
Lehrerwohnhaus einer Gemeindedoppelschule an der Zechliner Straße in Berlin
Baumeister: Stadtbaurat Dr.-Ing. Ludw. Hoffmann

Zu dieser unzweckmäßigen Aufmachung kam ferner noch eine in vielen Fällen wenig glückliche sachliche Auswahl. Natürlich konnte von der gewaltigen Menge meist sehr umfangreicher Bauten nur ein verhältnismäßig geringer Teil im Bilde vorgeführt werden, wenn die Ausstellung nicht durch Umfang und Wiederholungen ermüden sollte. Um so sorgsamer hätte man daher nur wirklich bezeichnende und in jeder Hinsicht mustergültige Beispiele auswählen müssen, nicht aber, anscheinend planlos, das neben- und durcheinanderstellen dürfen, was wohl zunächst zur Hand war. Diese Mißgriffe wären natürlich leicht zu vermeiden gewesen, wenn man vorher rechtzeitig sachverständige Hilfe in Anspruch genommen hätte. Sie rechtfertigten aber durchaus die schweren Bedenken, die nach der Eröffnung der Ausstellung aus Fachkreisen gegen deren Bestand und vor allem gegen deren Überführung ins neutrale Ausland laut wurden. Bei dessen sowieso nicht allzu freundlicher Gesinnung gegen uns würden die



Erweiterungsbau des Kinderasyls an der Kürassierstraße in Berlin (Parkseite)
Baumeister: Stadtbaurat Dr.-Ing. Ludw. Hoffmann

offenkundigen Schwächen dieser Zusammenstellung nur einen willkommenen Anlaß zu erneuten Gehässigkeiten gegen »deutsches Protzen- und Banausentum« geboten haben.



Gemeindedoppelschule an der Ruheplatzstraße in Berlin Baumeister: Stadtbaurat Dr.-Ing. Ludw. Hoffmann



Tullaschule (Realgymnasium) am Tullaplatz in Karlsruhe — Baumeister: Stadtbaurat Reichel

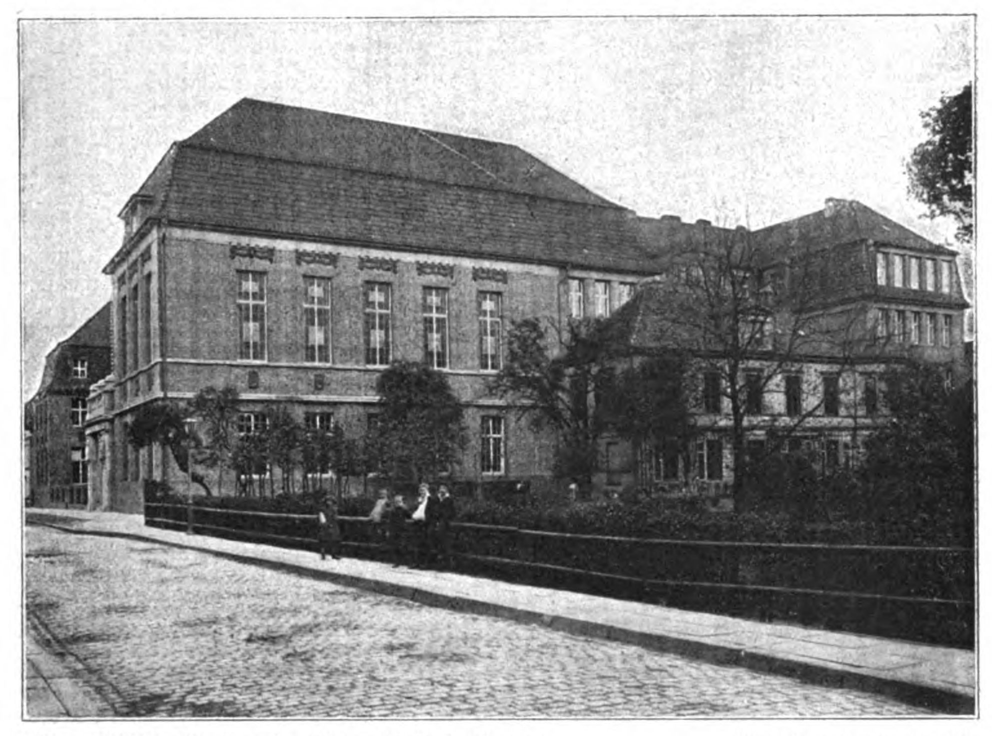
Einer solchen, gerade jetzt gewiß nicht zu unterschätzenden zweckwidrigen Wirkung hat man in richtiger Erkenntnis der Sachlage durch den raschen Schluß der Ausstellung noch rechtzeitig vorgebeugt. Damit ist der Sache selbst jedenfalls der beste Dienst erwiesen worden. Aber schon diese Ausstellung ließ keinen Zweifel an der umfassenden und weittragenden Bedeutung des Geleisteten nicht nur für die Gegenwart, sondern vor allem auch für unsre Zukunft; und gerade die mannigfachen Lücken und sichtbaren Mängel des Vorhandenen erinnerten den Beschauer immer wieder an eine ganze Reihe wichtigster Fragen, deren Lösung die nächste Zukunft gebieterisch von uns fordern wird. Darauf müssen wir uns jetzt schon reiflich vorbereiten, indem wir zunächst die bisherige Entwicklung prüfend und abwägend zu überschauen und die neuen Erfordernisse und Möglichkeiten nach allen Seiten hin uns klarzumachen suchen. Sonst könnten wir dann leicht durch überraschenden Zwang der Verhältnisse abermals in falsche Bahnen gedrängt und zu Übereilungen oder Unterlassungen verleitet werden, die in ihren Folgen noch weit schwerer und nachhaltiger sein würden als die nach



Schule an der Helgoländer Straße in Bremen — Baumeister: Staatsbaurat Knop

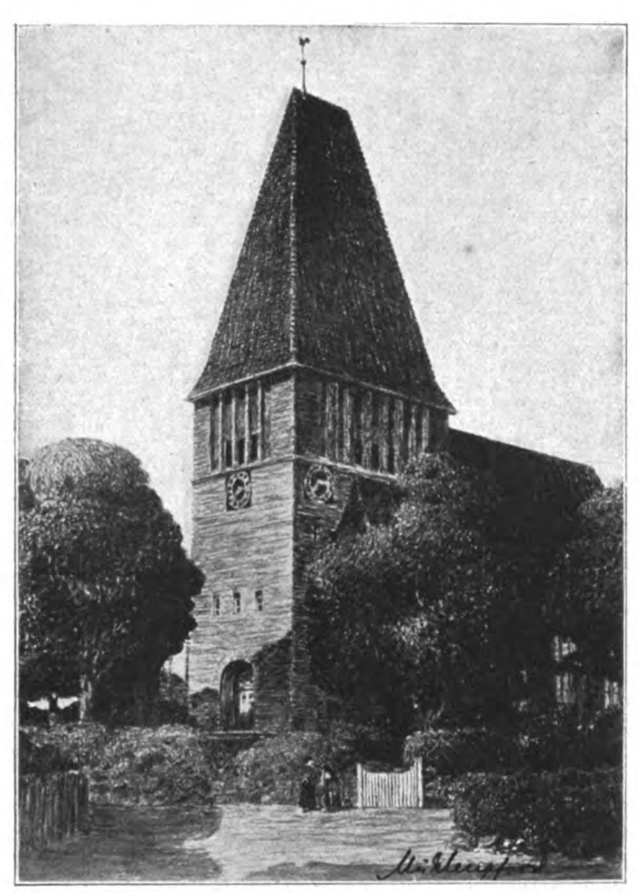
1870/71 begangenen. Und glaube ja niemand, das seien lediglich Fachangelegenheiten, die nur von der kleinen Anzahl der zunächst dazu Berufenen zu beraten und zu erledigen seien! Darin, daß die weiteren Kreise diesen Fragen bisher fast teilnahmlos ferngestanden haben und daß die Entscheidungen auch von den Fachleuten in den weitaus meisten Fällen nur von einem engbegrenzten, einseitigen Standpunkte aus getroffen worden sind, liegt eine der Hauptursachen der bisherigen Mißerfolge. Nur wenn wir zu einer gleichmäßigen Erkenntnis und einheitlichen Würdigung aller grundsätzlichen Vorbedingungen und Aufgaben eines gedeihlichen Schaffens gelangen und zu ihrer Verwirklichung alle verfügbaren Kräfte an der richtigen Stelle einsetzen, kann es uns gelingen, den außerordentlich gesteigerten und vielfach völlig neuen Anforderungen der Zukunft gerecht zu werden.

Jeder große Krieg der Vergangenheit hat auf die Entwicklung des Bauwesens und der Baukunst einen deutlich erkennbaren Einfluß ausgeübt, lähmend und fördernd, vernichtend und befruchtend. Aber die sachlichen Aufgaben und Erfordernisse sind dadurch im Grunde genommen nur wenig berührt worden. Ihre Grundlagen haben sich in all den Jahrhunderten immer nur geringfügig und ganz allmählich verschoben, weil die sozialen Verhältnisse, die Erwerbs- und Lebensbedingungen sich wohl im einzelnen, aber nicht von Grund auf veränderten. Das ist erst im 19. Jahrhundert geschehen infolge der industriellen Entwicklung, der Umwälzungen im Verkehrswesen usw. Gegenüber den daraus hervorgehenden, erweiterten und zum Teil völlig anders gearteten Aufgaben hat die ältere Bauüberlieferung versagt, nicht weil sie — wie man noch heute zu hören bekommt — dazu überhaupt nicht geeignet war, sondern weil sie nicht mehr getragen wurde durch das allgemeine Verständnis der Grundlagen, aus denen sie hervorgegangen war, durch eine in sich gefestigte **einheitliche Lebenskultur. Nicht die Form, sondern der Inhalt, das innere Wesen, die sachliche Grundlage ist die Hauptsache bei jedem Bauschaffen.**



Höhere Mädchenschule an der Kleinen Helle in Bremen Baumeister: Staatsbaurat Weber

Es hat lange gedauert, bis man sich dar-



Kirche in Nusse bei Lübeck Baumeister: Baurat Prof. Mühlenpford

über klar zu werden begann. Aber je gründlicher wir die weitere Entwicklung bis zur jüngsten Vergangenheit im Zusammenhange betrachten und sie nach ihrem Wesen statt nach den zunächst verwirrenden Einzelheiten beurteilen lernen, desto deutlicher müssen wir erkennen, daß keine Form irgendwelcher Art wirklich lebens- und weiterentwicklungsfähig zu werden vermag, die nicht der folgerichtige Ausdruck eines Entwicklungsganges und gefestigter, zum Gemeingut der Zeit gewordener Anschauungen und Bedürfnisse ist. Nicht die Formensprache an sich ist der »Stil«, sondern sie erhält den Stil erst durch die Wesensart des Bauschaffens und durch die Baugesinnung, die in ihr zum Ausdruck kommen. Da man sich aber über die Grundbegriffe des Bauens nicht mehr klar war und eine gesunde Baugesinnung demnach nicht vorhanden sein konnte, so mußten auch alle Versuche, einen »neuen Stil« zu finden, ebenso wie das willkürliche Erfindenwollen neuer Formen ergebnislos bleiben.

Ein wirklicher Erfolg, nicht bloß Scheinergebnisse und Modeerfolge, wie bisher, ist erst zu erwarten, wenn wir bewußt und entschlossen von allem Äußerlichen und Zufälligen absehen und auf die Grundgesetze zurückgehen, die für alle guten Bauweisen gültig gewesen sind und es auch für alle Zukunft bleiben werden. Unterschiede zwischen »Nutz«- und »Kunst«bauten oder zwischen Kunstformen, die den jeweiligen Zeitgeschmack ausdrücken, kommen dabei gar nicht in Frage. Jedes bauliche Gestalten muß darauf hinausgehen, die einfachste und klarste Form für den gegebenen Zweck zu finden. Je vollkommener Zweckmäßigkeit und Schönheit in dieser vereinigt sind, desto höher steht die künstlerische Leistung, völlig unabhängig von allem Aufputz wie vom verwendeten Material und von der Bestimmung des Gebäudes. Gute Körper- und Raumbildung und sachliche, handwerksgerechte und zweckentsprechendste Durchführung aller Einzelheiten sind daher die unerläßlichen Grundbedingungen für alles Bauschaffen. Sie müssen unbedingt und überall erfüllt werden, ganz gleich, ob es sich um einzelne Gebäude irgendwelcher Art und Größe oder um ganze Ansiedlungen und Stadtanlagen handelt.

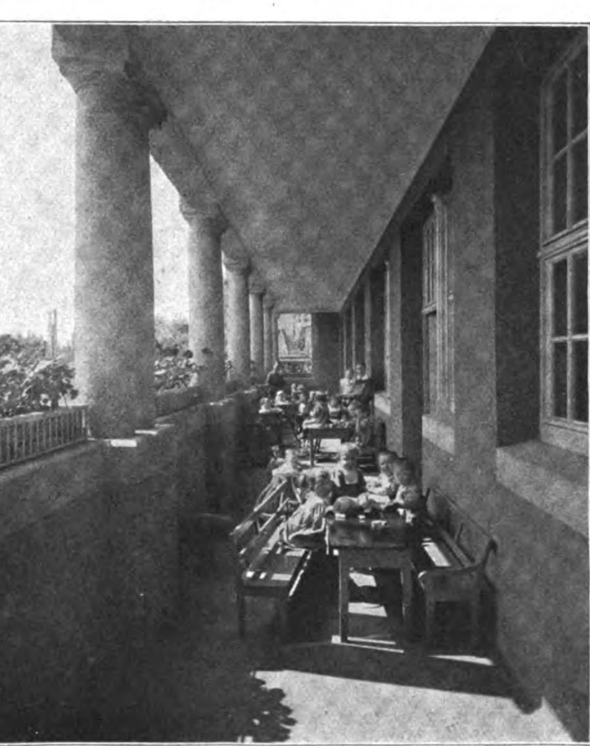
Legen wir diesen Maßstab bei der Beurteilung der in den letzten Jahrzehnten entstandenen Bauten und Gesamtanlagen an, so werden wir gar manches zu bemängeln finden. Wir werden aber auch, namentlich durch steten Vergleich mit guten alten Bauten, allmählich Klarheit darüber gewinnen, wie das in Zukunft besser zu machen und wie den begangenen Mißgriffen nicht nur in Einzelheiten und von Fall zu Fall, son-



Provinzial-Hebammenlehranstalt in Neukölln — Baumeister: Landesbaurat Prof. Th. Goecke

dern grundsätzlich und von Grund auf beizukommen und vorzubeugen ist. Das ist um so nötiger, weil die begangenen Mißgriffe keineswegs nur auf ein Verschulden einzelner, sondern auf allgemeine und zum Teil tiefeingewurzelte Irrtümer unsrer Zeit zurückzuführen sind. Und es ist gerade jetzt unerläßlich, weil wir vor Wandlungen in unsrer Entwicklung stehen, die von ungleich einschneidenderer und weitertragender Bedeutung sein werden als diejenigen, die mit der industriellen Entwicklung und mit dem sogenannten Aufschwung nach 1870/71 verknüpft waren.

Der große Krieg hat nicht nur den Wiederaufbau des Zerstörten in den vom Feinde verwüsteten Grenzgebieten, er hat auch eine weitgehende Umgestaltung unsrer gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse nötig gemacht, die zum Teil fortbestehen, zum Teil auf lange hinaus nachwirken, jedenfalls aber nach dem Kriege noch weit stärker zur Geltung kommen wird als jetzt. Daraus erwachsen auf den verschiedensten Gebieten des Bauschaffens Aufgaben von bisher unbekanntem Umfang und außerordentlicher innerer und allgemeiner Bedeutung. Das riesenhafte Anwachsen der Fabrikbetriebe und die damit verbundene Zusammenballung großer Arbeitermassen auf engem Raume wird dazu zwingen, immer mehr Betriebe aus den Städten hinaus auf das Land zu verlegen und sie mit den zugehörigen Arbeiterwohnungen zu selbständigen Ansiedlungen zu gestalten. Für die Stapelung

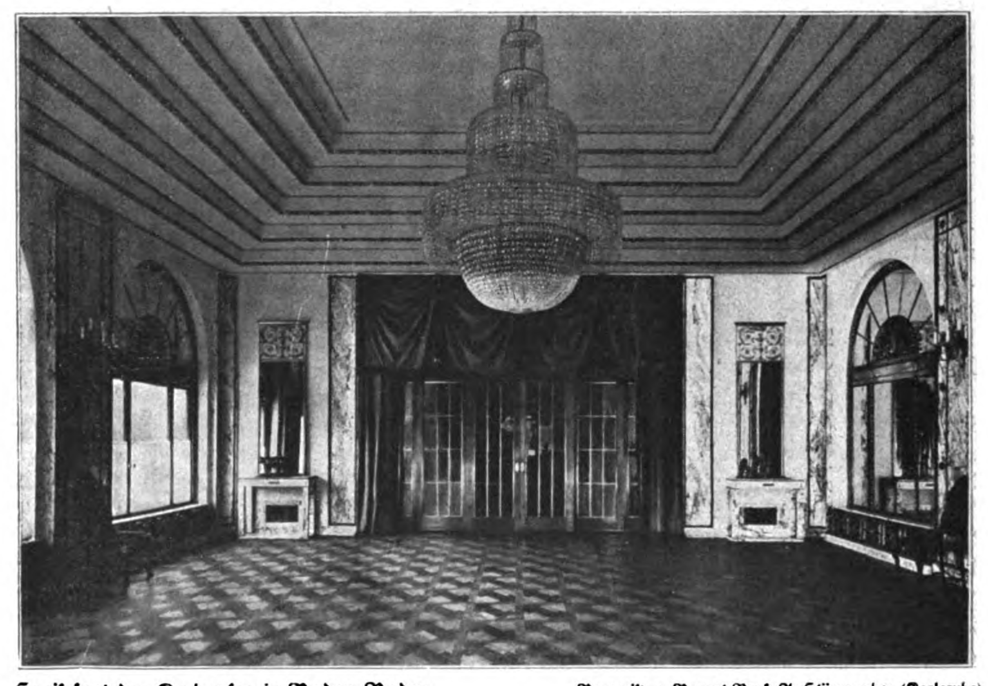


Offene Halle des Kinderheims in Stuttgart
Baumeister: Stadtbaurat Albert Pantle

der industriellen und landwirtschaftlichen Erzeugnisse müssen für Friedens- wie auch für Kriegszeiten umfassende Vorkehrungen getroffen werden. Ein umfassender Ausbau des Personen- und Güterverkehrswesens mit allem Zubehör wird dazu unerläßlich sein. Vor allem jedoch muß für eine großzügige sowie gründliche Lösung der Wohnungsfrage, insbesondere der Kleinwohnungsfrage Sorge getragen werden. Sie ist unzweifelhaft eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben überhaupt, denn von ihrem Gelingen wird nicht nur eine gesunde Entwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und eine befriedigende Abwicklung der damit verbundenen Schwierigkeiten im wesentlichen abhängen. Sie wird vor allem auch die unerläßliche Grundlage bilden müssen für die Erhaltung und die Erstarkung breiter Volksschichten, für die nach dem Kriege mit Rücksicht auf den Volksbestand und auf

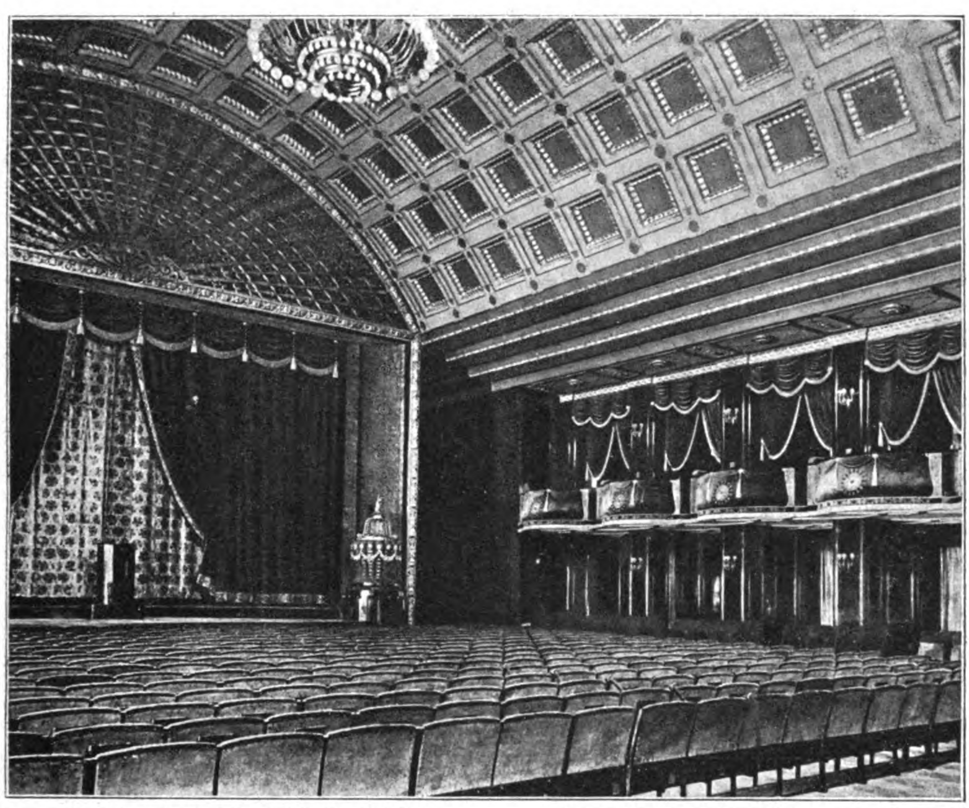


Vereinshaus des Allgemeinen Philisterverbandes des Akademischen Gesangvereins in München
Baumeister: L. Ullmann



Speisesaal des Kurhauses in Baden-Baden — Baumeister: Baurat Prof. A. Stürzenacker (Karlsruhe)

die Wehrkraft ganz besonders zu sorgen ist. Eine baldigste durchgreifende Verbesserung und weitgehende Umgestaltung des gesamten Kleinwohnungswesens in Stadt und Land ist außerdem an sich schon unumgänglich, wenn einer Wohnungsnot mit allen ihren von 1871 her genügend bekannten Folgen vorgebeugt werden soll. Ein starker Mangel an Kleinwohnungen ist jetzt schon in den wichtigsten Großstädten ganz unwiderleglich festgestellt. Auf dem Lande sind die Wohnungsverhältnisse für Arbeiter zum Teil noch schlimmer. Es soll aber nicht nur den berechtigten Anforderungen der aus dem Kriege Zurückkehrenden genügt und für die Kriegsverletzten wie für die Hinterbliebenen Gefallener angemessene Unterkunft und Erwerbsmöglichkeit geschaffen, sondern auch den Kriegsteilnehmern überhaupt in möglichst weitem Umfange ein Seßhaftwerden unter günstigeren Verhältnissen als bisher ermöglicht werden. Weshalb denn auch bereits vor Jahresfrist — von Professor Högg in Dresden — die wohlbegründete Forderung erhoben worden ist, die einheitliche planmäßige Durchführung auf breitester und zweckmäßigster Grundlage durch Einsetzung eines Wohnungsdiktators zu sichern.



Konzertsaal des Kurhauses in Baden-Baden — Baumeister: Baurat Prof. A. Stürzenacker (Karlsruhe)

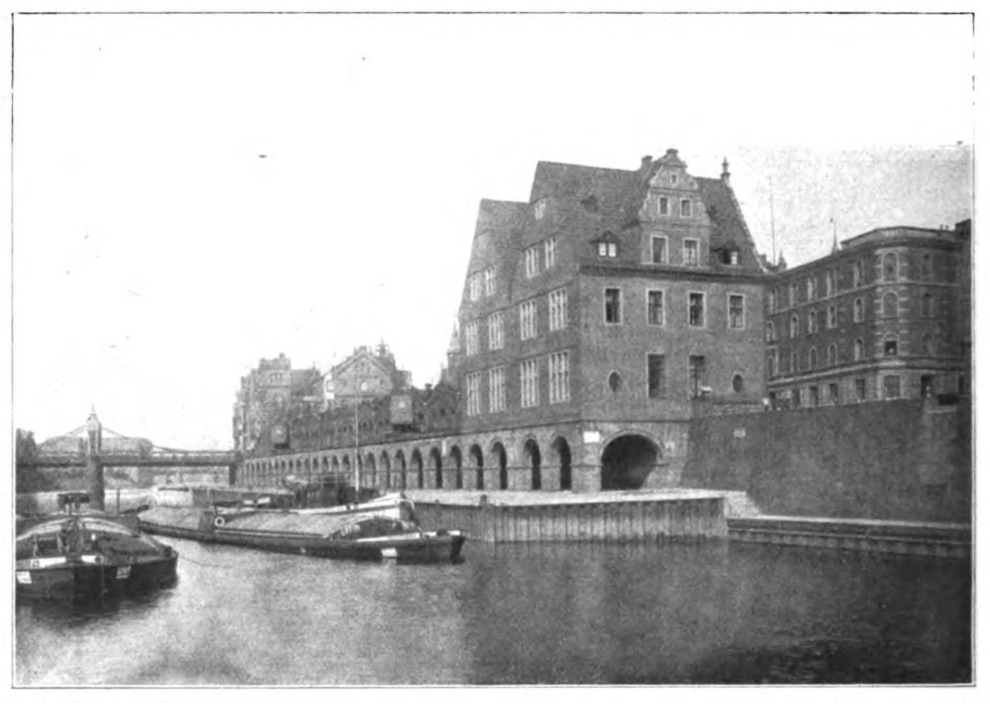
Die Aufgaben unsers Bauschaffens werden also für die nächste Zukunft weit mehr praktisch-wirtschaftliche und schlichtbürgerliche als monumentale sein. Was vor allem und in außerordentlichem Umfange geschaffen werden muß, sind Nutzbauten. Zu ihnen gehören auch die großen Fürsorge- und Pflegeanstalten und allgemeinen Wohlfahrtseinrichtungen aller Art, in denen nach unsrer durch den Krieg vertieften ernsteren Auffassung der Dank des gesamten Volkes für seine Krieger zuerst und am besten, weil dauernd nutzbringend und lebendig fortwirkend, zum Ausdruck kommen muß. Weise Sparsamkeit und sorgsames, zielbewußtes Maßhalten wird unbedingt nötig sein, wenn die verfügbaren Mittel und Kräfte für diese nächstliegenden, notwendigen Aufgaben ausreichen sollen. Für einen Denkmälerüber-

schwang, wie er nach 1871 Deutschland geradezu verunstaltet hat und auch jetzt schon leider an manchen Stellen wieder droht, sollten deshalb, wie für alle andern vorläufig entbehrlichen Pracht- und Repräsentationsbauten, mindestens so lange keine Mittel zur Verfügung gestellt werden dürfen, bis nicht allen unsern aus dem Kriege erwachsenen Dankes- und Fürsorgepflichten genügt ist.

So wirkt der große Krieg auch in dieser Hinsicht als Anreger und Erzieher, und es ist zu hoffen, daß die durch ihn bewirkte, schon in manchen Einzelheiten erfreulich bemerkbare Umwertung der allgemeinen Kunstanschauungen und Geschmacksbegriffe einen nachhaltigen, reinigenden und festigenden Einfluß auf unser gesamtes Bauschaffen ausübt.

Diese Einwirkung konnte auf der Ausstellung selbstverständlich erst in sehr geringem Umfange zum Ausdruck kommen, da die meisten der hier fast ausschließlich vorgeführten Großbauten natürlich schon vor dem Kriege geplant waren. Um so mehr bot diese Gelegenheit, zu prüfen, inwieweit etwa in dieser Richtung deutende Ansätze schon vorher vorhanden waren. Und sie erinnerte — gleichsam als Überleitung zu den neuen Aufgaben — in eindrucksvollster Weise daran, wie ausgiebig und vielseitig das Bauschaffen für gemeinnützige und Fürsorgezwecke bereits vor dem Kriege gewesen ist, das nun infolge der durch den Krieg geschaffenen Pflichten und Wandlungen abermals gewaltig erweitert und auf neue Gebiete erstreckt werden soll.

Wir können und wollen natürlich nicht durch Aufzählung von Namen und Zahlen den Inhalt der Ausstellung umreißen, sondern wir möchten nur einiges wenige aus den wichtigsten bisherigen Arbeitsgebieten anführen, um unsern Lesern einen kurzen Überblick zu geben und daran unsre weiteren Betrachtungen anzuknüpfen.



Zollgebäude an der Tiefer in Bremen — Baumeister Staatsbaurat Knop

An erster Stelle — der Zahl wie dem Umfange nach — standen wohl die Schulbauten, von denen allein 48 mit Bausummen von 300 000 bis 2 300 000 ℳ vorgeführt waren. Ihre Bedeutung und in jeder Hinsicht vortreffliche Ausstattung sind längst hinreichend bekannt. Wir brauchen bloß an die vorbildlichen Schulbauten Mün-



Justizgebäude in Nürnberg Baumeister Ministerialrat von Höfle

chens und Berlins zu erinnern und von den während des Krieges vollendeten in Berlin die Augustaschule (1,3 Millionen ℳ) und das Viktoria-Studienhaus (nahezu 1 Million ℳ), dann das Gymnasium in Tempelhof, die Taubstummenlehranstalt, die Provinzial-Hebammenlehranstalt und die Baugewerkschule (2,3 Millionen ℳ) in Neukölln, die Realgymnasien in Krefeld 1 495 000 ℳ), in Rüstringen und in Oberhausen (Rheinland), die Oberrealschule in Flensburg, die Kunstgewerbeschule in Hamburg, das Marienstiftsgymnasium in Stettin, die Altenburgschule in Stuttgart-Kannstadt, die Schulen in Augsburg-Pfersen und Hochzell und die Höhere Mädchenschule an der Kleinen Helle sowie die Volksschule an der Helgoländer Straße in Bremen zu nennen. Für diese großen Schulbauten haben sich bereits bestimmte Zweckmäßigkeitsgrundfor-



Bahnhof in Bromberg (Stirnseite) Baumeister. Regierungsbaumeister Ziehrtmann



Verwaltungsgebäude im Berliner Tiergarten — Baumeister: Stadtbaurat Dr.-Ing. Ludw. Hoffmann

men herausgebildet. In Berlin ist neuerdings eine solche von besonderer Eigenart unter dem Zwange der Verhältnisse, das heißt der wirtschaftlich und künstlerisch ungünstigen Baublockeinteilung, dadurch entstanden, daß große Grundflächen innerhalb der Wohnhausbaublöcke für die üblichen Gemeindedoppelschulen verwendet werden, an deren schmaler Straßenfront das Wohnhaus für die Direktoren und Schuldiener, zum Teil noch mit Geschäftsräumen für andre Verwaltungszweige, wie Sparkasse oder Standesamt, Platz findet.

Auch die großen Kranken- und Pflegehäuser, die durch ihre mustergültige Ausstattung und Einrichtung und neuerdings auch durch künstlerische Durchbildung zu traulich-wohnlichen Aufenthaltsstätten ihren Weltruf in vollstem Maße verdienen, haben noch während des Krieges allenthalben eine stattliche Vermehrung erfahren. Voran stehen hier Würzburg mit dem Neubau des Luitpoldhospitals (10 Millionen ℳ) und Mannheim (9 Millionen ℳ). Die Neubauten haben alle ihre besondere Weihe dadurch empfangen, daß sie zuerst zur Aufnahme und Behandlung der Verwundeten dienen konnten; ebenso die großen Kur-, Bade- und Gesellschaftshäuser in den berühmten Badeorten, von denen nur die jüngste und großartigste Anlage erwähnt sei, die in Aachen mit einem Aufwande von 7 Millionen ℳ geschaffen worden ist. Dazu kamen ferner die großen städtischen Badeanstalten in Mannheim (1 870 000 ℳ), in Leipzig (1 580 000 ℳ), in Halle (1 080 000 ℳ) usw.

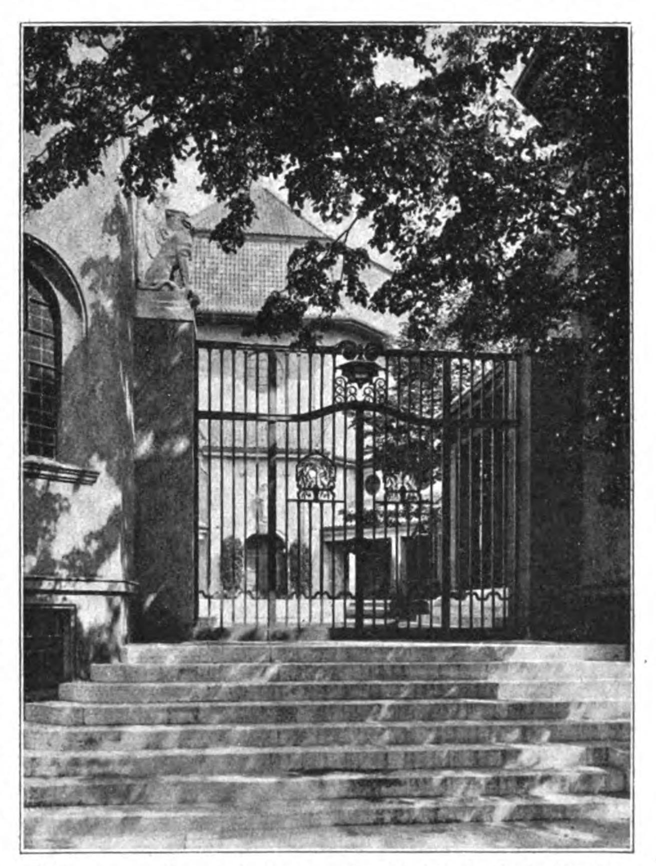
Daß eine so umfangreiche Anlage wie die Aachener so nahe an der Grenze, und selbst eine große Schule in Kolmar, also wenig über 20 Kilometer hinter der Front, während des Krieges fertiggestellt worden sind, ist gewiß ein glänzendes Zeugnis für die innere Festigkeit und unerschütterliche Zuversicht Deutschlands. Dieser entspricht auch die fortgesetzte Fürsorge für die Pflege von Kunst und Wissenschaft durch die Bauten für Museen, für Musikaufführungen usw. in den Landes- und Provinzmittelpunkten, wie das Museum für hamburgische Geschichte in Hamburg, das große Kunstausstellungsgebäude in Dresden, das Provinzialmuseum in Halle, das Freilichtmuseum in Hadersleben, die

Konzerthalle in Karlsruhe (1 175 000 ℳ) und der diese an Umfang noch übertreffende Neubau der Berliner Museen, die Deutsche Bücherei in Leipzig (2½ Millionen ℳ) und viele andre. Auch die großen Friedhofsanlagen gewinnen erfreulicherweise immer mehr künstlerisches Gesamtgepräge. Das beweisen der Osterholzer Friedhof in Bremen, der neue Gertrauden-Friedhof in Halle, der Hauptfriedhof in Plauen i. V. und der Berliner Urnenfriedhof mit Krematorium an der Gerichtsstraße, der jetzt mit 3500 Urnenstellen zur größten derartigen Anlage in Deutschland geworden ist.

Von den Bauten für Verkehrswesen ist natürlich wiederum Leipzig an erster Stelle zu nennen mit der Vollendung seines Riesenbahnhofs, des größten in ganz Deutschland (300 Millionen ℳ), dann Oldenburg mit seinem neuen eigenartigen und künstlerisch reifen Bahnhofe. In Berlin schreitet der Bau der Untergrundbahn rüstig vorwärts. In Bremen ist an der Tiefer ein besonders stattliches Zollgebäude fertiggestellt worden. Von den großen öffentlichen Betriebsanlagen aller Art, wie Elektrizitätswerke usw., von den gewaltigen Speicherbauten und den unzähligen Erweiterungs- und Neubauten der Industrie war auf der Ausstellung nur verschwindend wenig zu sehen, weil ihre Vorführung, ebenso wie die von Kasernenbauten u. dgl., aus militärischen Gründen nicht ratsam erschien.

Unter den Monumentalbauten für Regierungs- und Verwaltungszwecke sind als künstlerisch bedeutend zu nennen das neue Landtagsgebäude in Oldenburg und die Justizgebäude in Nürnberg und in Schwerin. Neben ihnen verdienen die ziemlich zahlreich vertretenen Rathäuser besondere Beachtung, an Umfang und künstlerischem Wert zunächst diejenigen in Mülheim a. d. Ruhr und in Barmen. Aber durchaus nicht alle stehen auf gleicher Höhe; einige, wie die in Friedenau, in Allenstein und in Konnewitz, sind geradezu als Schulbeispiele für die Unklarheiten und Ungereimtheiten einer gärenden, in den Mitteln irrenden und danebengreifenden Übergangszeit zu bezeichnen, an denen von der großen Läuterung, auf die wir hoffen und nach der doch auch vor dem Kriege schon so ernsthaft gestrebt wurde, noch nichts zu spüren ist.

Ganz abgesehen von den Einzelheiten der Formengebung, die gerade bei den Rathäusern leider noch vielfach als ungesundeste Formenüberladung bezeichnet werden muß, darf ein Monumentalbau nicht, wie es in den letzten Jahrzehnten allerdings meistens geschehen ist, als Einzelerscheinung für sich, sondern nur im Zusammenhange mit der Gesamtheit der ihn umgebenden und ihm Maßstab und Umrahmung verleihenden kleineren Bauten betrachtet werden. Hier gilt es

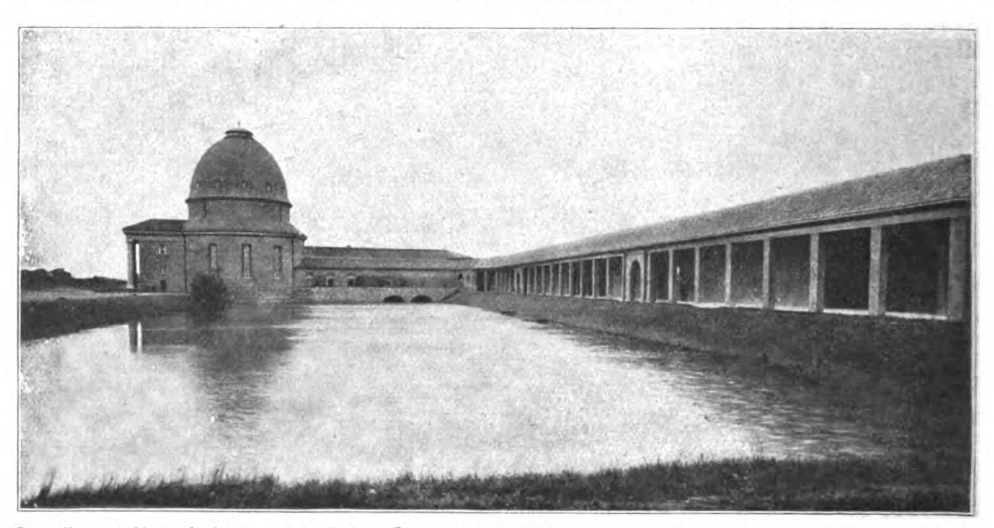


Eingang zur Feuerbestattung an der Gerichtsstraße in Berlin (Erweiterungsbau)
Baumeister: William Müller †

ganz besonders, endlich einmal die vortrefflichen Vorbilder aus alter Zeit richtig verstehen und anwenden zu lernen. Die Kirche, das Rathaus, das Stadttor einer alten Stadt wirken vor allem deshalb so bedeutungs- und reizvoll, weil sie als überragender, zweckentsprechend betonter Mittel- oder Schlußpunkt der ganzen Anlage, als wirksame Krönung des Ganzen schon von weitem her kenntlich und als Beherrscher der einheitlich sich unterordnenden Einzelteile ihrer Umgebung erscheinen, die so und nur so sich zu dem prächtigen Gesamtbilde zusammenschließen kann, das in unserm Gedächtnis haftet und unsre Phantasie oft weit mehr bestrickt, als es der betreffende Bau an sich mit aller Schönheit und Pracht vermag.

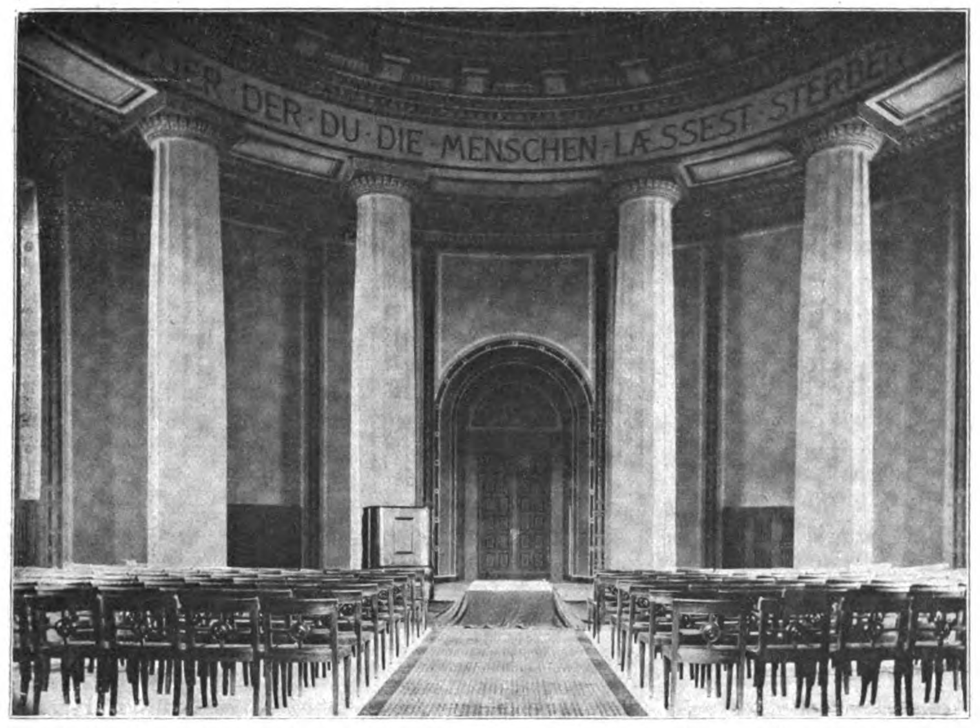
Wie wenig wird aber bei den heutigen Monumentalbauten aller Art auf dieses unbedingt nötige innige Zusammenschließen und Zusammenklingen mit der Umgebung geachtet! Wir brauchen bloß an die unglückliche, weit öfter vom Zufall als von künstlerischen Gesichtspunkten abhängige Platzwahl zu denken, an das Mißverhältnis im Maßstab, das durch die protzenhaft überladenen Mietkasernen und Warenhauskolosse auch in die beste alte Umgebung hineingetragen wird, an die unseligen Freilegungen der besten alten Kirchen usw. und vor allem an die völlig verkehrte Entstehungs- und Gestaltungsweise der modernen Platzanlagen, durch die auch an sich vortreffliche Bauten schon von vornherein eines bedeutenden Teils ihrer Wirkung beraubt werden, während wir doch an den vorbildlichen alten Anlagen lernen können, daß man überall durch die Umgebung, auch durch die an sich unbedeutendste, den Eindruck und die Stimmung der Monumentalbauten in geschicktester Weise zu steigern und eindringlich zu machen gewußt hat. Erst wenn die Erkenntnis allgemein durchdringt, daß unbedingt mit der ganzen Art, wie heute die Städte ausgebaut und erweitert und die Monumentalbauten in sie hineingestellt werden, gebrochen werden muß, weil sie die besten künstlerischen Ergebnisse von vornherein unmöglich macht, erst dann wird die Zeit wiederkommen können, wo die großen Bauwerke und mit ihnen die Tausende von untergeordneten Bauten wieder diejenige einheitlich geschlossene und allseitig vollkommene Wirkung erreichen, die wir an den alten Musterleistungen immer wieder bewundern, ohne uns über die Gründe dieser Wirkung genügend Rechenschaft zu geben.

Es ist wohl zu hoffen, daß der Krieg dazu einen starken Anstoß gibt. Sind doch ungezählte Tausende durch die weiten Heereszüge nach Westen und Osten in früher unbekannter Weise über die engen Grenzen ihres Gesichtskreises hinausgehoben, mit so vielem Alten und Neuen bekannt gemacht und zu Vergleichen angeregt worden, die erst nach dem Kriege richtig zur Geltung kommen können. Die gesammelten Eindrücke und vor allem die gewonnenen Vergleichsmöglichkeiten werden sicher einem rascheren



Kapelle und Urnenhalle des Osterholzer Friedhofes in Bremen — Baumeister: Prof. Franz Seeck (Berlin)





Kapelle des Osterholzer Friedhofes in Bremen — Baumeister: Prof. Franz Seeck (Berlin)

Ausreifen der Urteilsfähigkeit und einer verständnisvolleren Mitwirkung auch der weiteren, bisher solchen Fragen verständnislos fernstehenden Kreise dienen. Sie werden auch die künstlerisch selbständigen Schöpfungen, die sich der landesüblichen Bauweise und der Landschaft verständnisvoll anschließen, wie der kraftvolle Kirchenbau in Nusse bei Lübeck, noch besser würdigen lassen, als dies bisher geschehen ist.

Aber es sind keineswegs allein oder vorwiegend künstlerische Gesichtspunkte, die eine gründliche Umgestaltung unsrer gesamten Bauweise vor allem schon von der Gesamtplanung der Anlagen an unbedingt erforderlich erscheinen lassen. Mindestens ebenso gewichtig sind die wirtschaftlichen Gründe, und sie dürfen unter keinen Umständen übersehen werden, wenn wir überhaupt imstande sein sollen, mit den nach dem Kriege verfügbaren Mitteln und Kräften all den überaus großen neuen Aufgaben gerecht zu werden.

Eine einigermaßen durchgreifende bessernde **Umgestaltung unsrer Wohnungsverhältnisse** ist auch in den beschränkten Grenzen, in denen vor dem Kriege nur an sie gedacht wurde, zumeist an den unüberwindlich erscheinenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten gescheitert. Sie wird und muß es um so mehr tun, je größere und allgemeinere Ziele ihr gesteckt werden. Das ist ganz selbstverständlich, denn mit kleinen Ersparnissen läßt sich nirgend ein größerer Aufwand bestreiten. Und klein und unbedeutend — im Verhältnis zum Gesamtaufwande — sind, vor allem beim Wohnungsbau, all die Ersparnisse, die sich aus der Anordnung und Ausführung der einzelnen Bauten herauswirtschaften lassen. Bei jeder Bauaufgabe sind sie durch die Rücksicht auf die Haltbarkeit des Baues und auf die Nutzbarkeit der Räume eingeschränkt, und das um so mehr, je kleiner die Einzelaufgabe an sich ist.

Zu der Verbesserung der einzelnen Wohnung muß aber auch noch die ebenso mit Recht geforderte Vermehrung der Grünflächen, der Bewegungsfreiheit usw. kommen. Daraus entstehen bei einer einigermaßen allgemeinen Durchführung natürlich ganz ungeheure Anforderungen an Bodenfläche, die bei der jetzigen Aufteilungs- und Bebauungsart ohnedies sehr ausgenutzt wird.

Die vorteilhafteste Ausnutzung eines Baugeländes, die eine Erfüllung der wirtschaftlichen, gesundheitlichen und künstlerischen Anforderungen gewährleistet, ist letzten Endes nicht von der Baugestaltung und Bauausführung, sondern von der Aufteilung, von der geschicktesten Verwertung des Geländes, also von der Vermeidung jeglicher Raumverschwendung abhängig. Zumal an Straßen- und Platzland kann bei unsern landläufigen Bebauungsplänen durch zweckmäßigere und zugleich künstlerisch wirkungsvollere Straßenführung fast überall ganz erheblich gespart werden. Eine solche ermöglicht weiter eine richtige Bemessung der Straßenbreiten nach dem jeweiligen Bedürfnis statt nach dem bisherigen allgemeinen Schema übertrieben breiter Straßen, und daraus ergibt sich wieder eine ganz außerordentliche, schon im einzelnen rasch in die Millionen gehende Ersparnis an Straßenbau- und Unterhaltungskosten. Natürlich gehören dazu eine vollkommene Würdigung und gegenseitige Abwägung der wirtschaftlichen, technischen und künstlerischen Grundlagen, sicherer Blick und großzügiges Gestaltungsvermögen, vor allem auch, wenn das Ergebnis eine künstlerisch befriedigende, wirklich wohnliche Stadtanlage oder Kleinsiedlung werden soll, vollstes Verständnis für die gute geschlossene Raumwirkung der Straßen und Plätze und für die gute Körper- und Dachbildung jedes einzelnen Hauses wie ganzer Baugruppen.

Mit der mehr oder minder willkürlichen, auf »malerisch reizvolle Gruppierungen« und allerhand Mätzchen eingestellten Bauweise unsrer Vorortvillen und sogenannten Musterkolonien, wie sie bis in die neueste Zeit hinein überall zum Schaden unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse und der Landschaft entstanden sind, läßt sich natürlich eine solche wirklich gesunde und großzügige Grundlage nicht vereinen. Es sind aber doch auch schon mancherlei bedeutungsvolle und erheblich bessere Ausführungen in Angriff genommen worden.

Neben der sachlichen Gestaltung und organischen Durchbildung des Baukörpers, die sich am großen Zweckbau, am Speicher- und Fabrikbau am leichtesten und deutlichsten durchsetzt, weil dort jede Veranlassung zu unsachlichem Zierat fehlt, muß die Grundlage unsers Schaffens in einer neuen, zielbewußteren und einheitlichen, nach wirtschaftlichen, technischen und künstlerischen Gesichtspunkten gleichmäßig reiflich durchgearbeiteten Gesamtplanung bestehen, wie sie in letzter Zeit z. B. in dem preisgekrönten Entwurf für eine Arbeiterkolonie in Emden und in dem von der Stadt Berlin ausgeschriebenen Wettbewerb um Pläne für den Umbau des Potsdamer-Straßen-Viertels von Hermann Jansen verständnisvoll und erfolgreich angestrebt worden ist.

Auch früher schon ist das in dem großen Wettbewerb um den Gesamtbebauungsplan für Groß-Berlin mehrfach bedeutsam zum Ausdruck gekommen. Leider sind seine besten und nutzbarsten Ergebnisse und Anregungen bis heute unverwirklicht geblieben. Hoffen wir, daß die Zeit nach dem Kriege uns neue Kraft und Freudigkeit bringt, auf dieser Bahn fortzuschreiten nicht nur in Groß-Berlin, sondern in ganz Deutschland, im Sinne einer innerlichen Gesundung und eines sachlichen Ausreifens, wie es deutschem Wesen und den Lehren dieses Krieges entspricht.

Dorfpsalm

Ich will meinen Mund auftun und deine Herrlichkeit verkündigen, mein liebes Dorf.

Gucke alle Abende in meinen Traum mit der süßen Armseligkeit deiner Häuser, mit dem Herdrauch, der ruhig in den Himmel zieht.

Um deinen Teich stelzt schweigend der Storch, wie ein gepuderter Ritter mit Stoßdegen und Hackenschuhen.

Auf deiner einzigen Gasse sitzt im grauen Bettelmannskittel und rußigem Schnurrbart der Sperling wie ein heruntergekommener Humorist. An der Mühle, die wie eine schwarze Libelle hinter dir hockt, mein liebes Dorf, da wohnt die saubere Jungfer Bachstelze; hat ein bläuliches Röckchen an und ein weißes Mieder dazu und schwarze Pantöffelchen auch noch dazu und eine weißschwarze Schleppe, die immer auf und ab fliegt beim Tanzen.

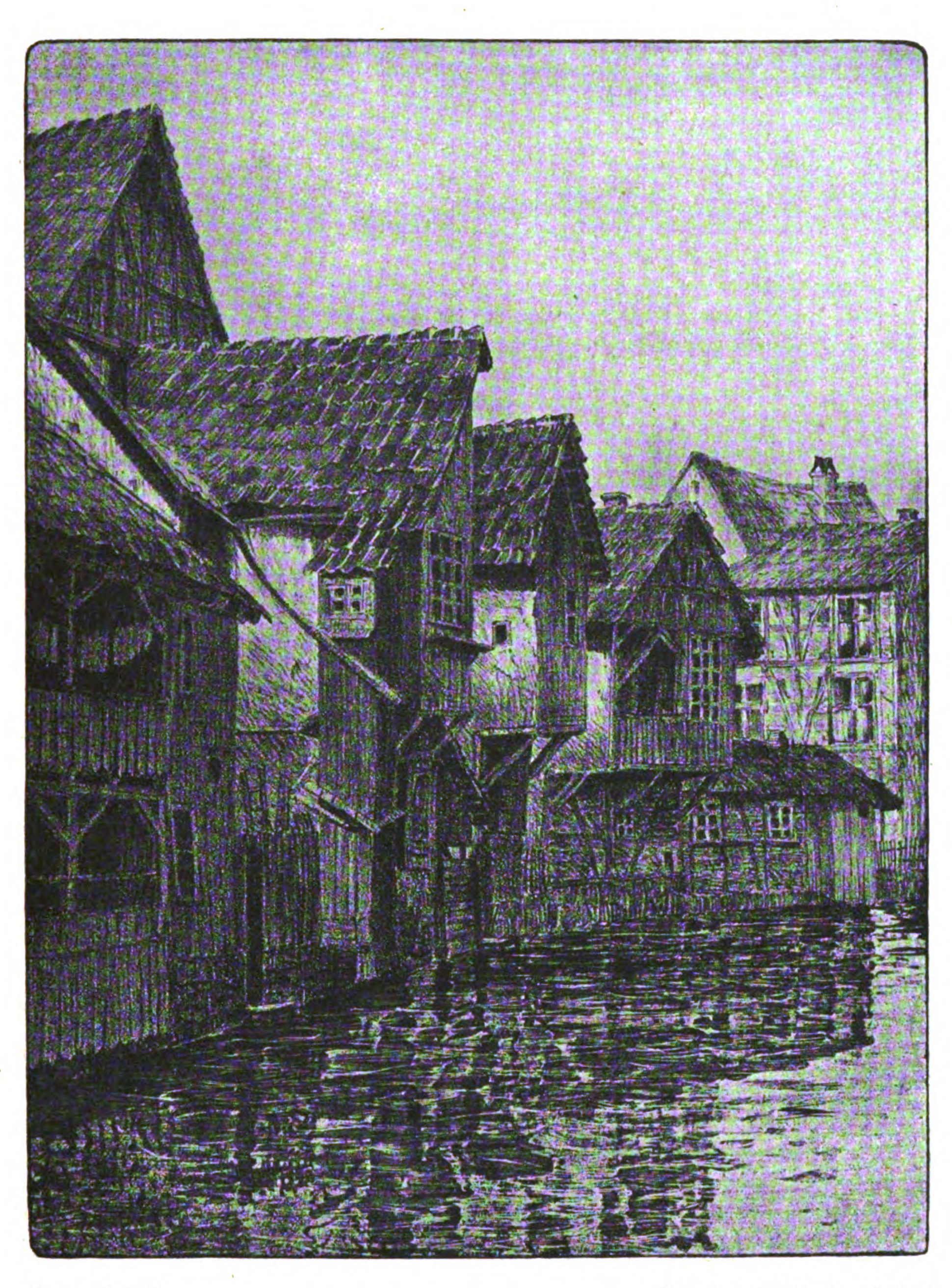
Und die Jungfer Bachstelze spinnt flink und zierlich und trillernd einen Bogen, der dich ganz umwickelt und umgarnt.

Und Himmelslicht spinnt sie in den Bogen und Kindersang und Schnitterlachen.

Mein liebes Dorf.

Max Jungnickel.





Carl Krafft: An der Gera in Erfurt



Berliner Anfangsjahre

Erinnerungen von Friedrich Lienhard

II



Das zweite Berliner Semester ging zu Ende. Die qualvolle Stunde nahte, wo ich zurück sollte in heimische Enge! In Staatsexamen und bürgerlichen Beruf!

So erklärt sich der folgende Brief, der dieses Seelenbild abrunden möge.

Berlin, Juli 1888.

Lieber Heinrich!

Über Naphtali will ich nicht mehr schreiben. Ich kenne seine großen Schwächen, seine Unreife, seine ungeschickten Ausdrücke. Ein Jugendwerk, ein Machwerk, eine Scharteke, nicht wert, daß man auch nur das Titelblatt lese! Lassen wir ihn in den Orkus der literarischen Mißgeburten und halbreifen Embryonen auf immer versinken!

Auf! Nach Neuem, nach Größerem! Oder vielmehr — fort mit allem! Talent hab' ich nicht, weder Lust noch Kraft, etwas zu schaffen! Ein ödes, tatenloses Siechen und Sumpfen vom Frühschoppen bis zum späten Kaffee im Café Bauer um ein oder zwei Uhr morgens ist mein verächtlich Tagewerk.

Es liegt wie ein Bann über mir, den ich nicht zu brechen vermag. In Gesellschaft komme ich nicht, mit Damen verkehrt man nicht — ich meine: anständigen, feingebildeten Damen der höheren Gesellschaft —, jeder Besuch stürzt mich in Aufregung, Beklemmung, innere Befangenheit. Es ist mir, als preßte man mir bei solchen Fällen beide Lungenflügel zusammen, als müßt' ich mich mit plötzlichem Ruck aus dieser Beklemmung aufreißen, müßte tief aufatmen! Ich bin eben zu sehr Gefühlsmensch, um ein gewandter Gesellschafter zu sein. Und nun, wie Du mit Recht mahnst, mich losreißen, mich auf eigne Füße stellen, energisch überall verkehren — als Journalist?! Ich habe keine Erfahrung, keine Gewandtheit, keine Energie. Als weichlicher Träumer und schlafmütziger Gefühlsmensch schlendre ich in den Straßen umher. Ewig in einem Halbschlaf! Gott besser's! Das Ganze wird wohl mit einer Lungenschwindsucht oder ähnlichem enden — freu' Dich, Lieber, so können wir zusammen sterben!



Friedrich Lienhard in seinen Berliner Anfangsjahren

Meine »Reformation der Literatur« nimmt sich allerdings sehr einsiedlerisch aus neben dem Materialismus der meisten übrigen Mitarbeiter der »Gesellschaft«. Ich selbst wundre mich ungemein, daß Bleibtreu mir die Veröffentlichung angeboten. Mit den »Jüngsten« habe ich nicht die geringste Gemeinschaft. Im Gegenteil! Allein bin ich herangewachsen, allein wandre ich weiter — ja so! ich will ja jetzt Pfarrer werden!

Aber wie richtig siehst Du ein: »Ich glaube, wenn Du auch jetzt Deine poetische Gedankenwelt in Stücke schlügst, früher oder später wirst Du doch wieder die Trümmer zusammensuchen und Dir eine neue Welt aufbauen.« Ich fürchte das nur zu sehr! Lege doch, lieber Heinrich, den Gedanken, daß ich mich ganz und gar der Literatur — nur den Professor laß fort! — widmen müßte, meinem Vater nahe! Du tust mir einen großen Dienst damit. Offen gestanden: ich denke gar nicht, kann nicht an Amt und Pfarrer und dergleichen denken! Ich hoffe vielmehr im Laufe des Winters wieder irgend etwas fertig zu machen, wohl ein Drama, und dann wieder vor Papa, vor mich selber und vor das Publikum zu treten: »Bin ich ein Dichter?!«

Ich lese eben Bleibtreus »Größenwahn«. Großartig! Der Dichter, den er darin als den erwarteten »Messias dieser Zeit« schildert, heißt Friedrich Leonhart — eine Ähnlichkeit mit meinem Namen, der in mir bittre Wehmut über mein eignes, zerbröckelndes Dichten hervorruft.

Leb' wohl, Lieber! Lassen wir den großen Weltenlauf über uns Zwerge hinrollen! Ob der kleine Lienhard 'was wird oder als verkümmerte Alltagspflanze dahinwelkt — gleichviel! Es muß alles geschehen, wie es geschieht.

Gott mit Dir und mit mir! In vier Wochen bin ich zu Hause. Dein F.

Aber so knirschend und kummervoll dieser Brief auch klang, ich war bereits viel zu sehr mit dem Literaturleben verfilzt und verflochten, als daß ich mich gänzlich hätte lösen können. Aus den Lutherfestspielen war ein Akademisch-dramatischer Verein hervorgegangen, mit dem ich Fühlung hatte, wenn ich mich auch nicht selber betätigte. Ich erinnere mich da noch an allerlei lebenslustige und kunsthungrige Gesellen; die Namen und Menschen Rauch, Huth, Grothe, Eichholz sind mir im Gedächtnis geblieben. Der erste leitet jetzt ein hübsches kleines Theater in Wiesbaden; der zweite wurde zu Leipzig ein nicht unbedeutender Charakterspieler und begegnete mir später wieder in meinem dort aufgeführten »König Arthur«; der dritte erwarb sich einen Ruf als Weltreisender; der vierte ist irgendwo ein höherer Jurist, zu dem er damals schon als »Kardinal Cajetan« mit ätzend scharfer Stimme Anlage verriet. Und endlich der Lutherdarsteller selber, Hugo Euler, jetzt Rektor in Berlin, wurde mir ein lieber treuer Freund, mit dem ich hernach im Riesengebirge, auf dem Rennstieg, in Norwegen wanderte, und mit dem sich's vortrefflich plaudern und schweigen läßt.

Der literarische Hintergrund, vor dem sich das Erzählte abspielte, war damals bedeutsam genug.

Wenige Monate vor meiner Ankunft in Berlin war ein kaum dreißigjähriger Privatdozent hinweggestorben, der mir wichtig hätte werden können: Heinrich von Stein. Er war ein Idealist aus dem Baireuther Kreise, hatte Richard Wagners Sohn vorübergehend erzogen, mit Nietzsche, Gobineau, Malwida von Meysenburg persönliche Beziehung gehabt. Er stand sehr einsam im zolaistischen Naturalismus Berlins; ein Herzschlag raffte den überarbeiteten schlanken blonden Mann dahin; er starb in einem Krankenhaus, buchstäblich so einsam, wie er dort gelebt hatte; denn auch die Krankenschwester hatte gerade das Zimmer verlassen. Er hatte vom Katheder aus ohne Widerhall gegen den Zeitgeist gerungen. Ich wußte damals nichts von dem Dasein dieses philosophisch und dichterisch gestimmten Geistes; als ich ihn später entdeckte, setzte ich sein Bildnis und eine ausführliche Charakterskizze an die Spitze meiner »Wege nach Weimar«.

Unmittelbar nach ihm, in jenem ersten Winter, den ich in Berlin verbrachte, glitt fernab in den Hochalpen Friedrich Nietzsche, ebenso unbeachtet wie der spröde Stein, in den Wahnsinn hinüber. Ein merkwürdiges Jahrzehnt, jene achtziger Jahre! Hintereinander starben bedeutende Vertreter der idealistischen Weltanschauung dahin, gleichsam als ob sie keinen Sauerstoff mehr fänden in der beklemmenden Luft: Wagner, Liszt, Gobineau, Carlyle, Emerson — alle sind innerhalb weniger Jahre gestorben. Dadurch war eine geistige Entwicklungslinie beendet, die niemand bei uns aufnahm, da nun vielmehr von allen Seiten der Naturalismus eines Zola und die vernünftelnde Gesellschaftskritik eines Ibsen in den deutschen Literaturgeist einzogen.

An die genannten idealistischen Großen, auch an Stein und an manche Forderung Nietzsches hätte ich mich angliedern und ihr Werk fortsetzen können. Aber mit dem nun einsetzenden Klein-Naturalismus und mit dem sozialen Moralismus Fühlung zu gewinnen, wurde mir grauenhaft schwer. Mein Wesen war nicht auf Kritik und Zergliederung angelegt. Da war es mir oft, als wenn mir jemand tatsächlich — wie es in einem der hier mitgeteilten Briefe heißt — beide Lungenflügel zusammenpreßte. Ich war gewohnt, in Wäldern und Bergen, auf Hügeln und Äckern oder in kosmischen Nächten Atem zu holen, nicht in Spelunken der Entartung — nicht in Hauptmanns »Vor Sonnenaufgang« noch in Ibsens »Gespenstern«.

Dies waren die beiden wirksamen Stücke, die nun der von Berlin ausgehenden neuen Dichtung auf Jahrzehnte hinaus das Gepräge gaben. Ich erlebte sie nicht mehr mit. Denn im Spätsommer 1888 verließ ich Berlin, um noch einmal ein ratloses Semester in Straßburg zu verbringen, leidenschaftlich beschäftigt mit neuen dichterischen Plänen.

In jenen Jahren vollzog sich ein bemerkenswerter literarischer Wettkampf. Der Verleger der sogenannten »Jüngstdeutschen« um Bleibtreu und Conrad war Wilhelm Friedrich in Leipzig; ihm trat gegenüber der Verleger Samuel Fischer in Berlin. Bei Friedrich erschien die »Gesellschaft«; bei Fischer die »Freie Bühne«. Gründer und Leiter dieser Wochenschrift war gleichfalls ein Anfänger wie Fischer: der kluge und umsichtige Otto Brahm. Dieser gründete mit einigen andern Gesinnungsgenossen, um naturalistische Werke durchzusetzen, gleichzeitig eine Freie Bühne, nach der er dann seine Zeitschrift benannte.



Die Berliner Aufführung der »Gespenster« (1889) erregte Aufsehen und Aufregung; sie drang siegreich durch. Noch lärmender und widerspruchsvoller ging die Aufführung des Hauptmannschen Verfallsbildes »Vor Sonnenaufgang« an den Berliner Kunstfreunden vorüber; aber auch hier siegte der Naturalismus. Es begann damit jene Reihe von Erstaufführungen, die für das Berlin der neunziger Jahre bezeichnende gesellschaftliche Ereignisse wurden: wobei nicht nur mit Händen und Kehlkopf, sondern auch mit Hausschlüsselpfiffen gearbeitet wurde. Ich habe, als ich 1890 nach Berlin zurückgekehrt war, manche Theaterschlacht dieser Art miterlebt.

Dieser Freien Bühne gegenüber versuchten die um Bleibtreu eine »Deutsche Bühne« hochzubringen. Es war ein harmloses und ohnmächtiges Unternehmen. Hier stand auch mein »Naphtali« auf dem Programm; aber er kam nicht zur Aufführung. Das Stück versäumte ebenso den Anschluß wie der Held an das Volk Israel. Denn die deutsche Bühne verkrachte nach einigen Aufführungen, die freie Bühne blieb. S. Fischer gedieh zu seinem heutigen Ansehen; W. Friedrich machte nach einigen Jahren Bankrott.

Ein ungemein reizvolles Schauspiel!

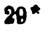
Der Heroismus geriet unter die Räder des Naturalismus. Denn jener war unreif, dieser aber besaß Kunst. Die sogenannte »deutsche« Bühne hatte mit Bleibtreus Napoleondrama begonnen, eine Stoffwahl, die bewies, daß man das Deutsche noch nicht kräftig und rein herauszuarbeiten wußte — so wenig wie ich mit meinem altägyptischen Naphtali. Die Freie Bühne ihrerseits war ganz auf Nahblick eingestellt; sie begann mit keinem Geniekultus, sondern mit der genauen Schilderung eines gegenwärtigen Entartungszustandes. Die Leute der Deutschen Bühne waren nicht alle frei von Antisemitismus, der in den Zeiten eines Stöcker und Dühring eine vernehmliche Stimme hatte; die Führer der Freien Bühne aber waren Israeliten. Diese siegten; jene andern gerieten bedeutungslos in den Hintergrund.

Dieser eigenartige Vorgang im Berliner Geistesleben blieb nicht auf die Literatur beschränkt. Wir erlebten gleichzeitig in der Politik die Entlassung Bismarcks. Immer mächtiger aber schwollen Liberalismus, Demokratie und Sozialdemokratie empor und gaben der Reichshauptstadt die bezeichnende rote Parteifarbe. Diese Massen beherrschten den Berliner Lebenston; das Genie Bismarck saß grollend abseits im Sachsenwald.

Aber auch in mir wühlte der demokratische Zeitgeist. Ich verbrachte den Winter 1888/89 noch einmal im Straßburger Thomasstift unter lauter Theologen, nunmehr aber Ketzer durch und durch; denn auf meinem Pult lag die Handschrift einer sozialen Tragödie »Weltrevolution«. Und gleichzeitig suchte ich in einem novellistischen Blätterwirrsal »Die weiße Frau« mit den verlebten Berliner Eindrücken fertig zu werden. Was für ein Winter! Wie oft wohl saß ich vor dem winzigen Öfchen, in deren einem ich vor ein paar Jahren unter strömenden Tränen die erste Handschrift des »Naphtali« verbrannt hatte, und starrte ins Nichts! An dieser Stätte, wo ich meine Studentenzeit begonnen hatte, sollte sie auch enden. Nach Schluß des Semesters schlich ich ohne Abschied oder Exmatrikel still nach Hause und erklärte meinem Vater: »Hier bin ich — und kehre nie mehr zur Universität zurück!«

Der verzweifelte Seelenkampf zwischen meinem künstlerischen Phantasiedrang und dem väterlichen Wunsche samt letzter Bitte meiner sterbenden Mutter war auf das Höchste gestiegen. Dieser Zwiespalt zwischen dem schrankenlosen Drang zur Ferne und dem dumpfen Zwang der Nähe war kaum noch zu ertragen. Ich hatte keinen einzigen Berater, aber auch keinen. Der schwerkranke Heinrich kam nicht in Betracht. So lief ich in den heimischen Wäldern umher. Die Leute hielten mich für verrückt und bedauerten den Schulmeister von Schillersdorf, der so viel Geld und Hoffnungen an diesen mißratenen Sohn verwandt hatte.

Ich hatte also den Winter im friedlichen Thomasstift damit verbracht, ein leidenschaftliches Trauerspiel »Weltrevolution« aufs Papier zu schleudern: die Schilderung einer zukünftigen europäischen Arbeiter-Revolution. Wie Naphtali der Gewalt der Ereignisse nicht gewachsen ist, so erliegt auch dieser moderne Sturmegg, der Held der Weltrevolution, den vulkanischen Mächten, die er heraufbeschworen hat. Die Vertreter der verschiedenen Nationen geraten aneinander; es war damals schon meine Überzeugung — und der Weltkrieg hat meinem Instinkt recht gegeben —, daß der wieder erstarkende Nationalismus einst die europäische Verbrüderung der »inter-





nationalen Sozialdemokratie« zertrümmern werde. In abstraktem Freiheitsdrang verachtet mein Revolutionär Sturmegg die Heimat; sein Mädchen heißt Marie, wie meine Waldfrau aus dem Wasgenwald; es ist tragische Ironie, daß er, der die ganze weite Welt befreien wollte, in ihrer engen Kammer stirbt, rettungslos umstellt von der wiedererstarkten Macht des Polizeistaates.

So schrieb ich mir die Berliner Demokratie vom Leibe. Daneben hatte ich Tagebuchblätter aus dem dortigen Gefühlschaos zusammengeflickt, in dürftige Form gebracht und gab sie unter dem Titel »Die weiße Frau« gleichzeitig mit der Tragödie heraus (1889). Auch hier der Gegensatz zwischen chaotischer Welt und dem Drang nach Harmonie und Frieden. Die Blätter sind durchpulst vom Willen zum Sieg, ermangeln aber der formbeherrschenden Kraft in jeder Beziehung. Es war Erlebnis seelischer Art, wie ich überhaupt nur innerlich Erlebtes prägen kann. Auch das, was ich später »Weimar« nannte, ist erlebt und erliebt.

Bleibtreu rief mir in jenem Winter noch ein ernstes Wort zu: »Da Sie sich vom Geist getrieben fühlen, wird jede Warnung müßig und nutzlos sein, daß Literatur heute nur Martyrium bedeutet für den Berufenen wenigstens. Sie werden also fürs erste weiterwandeln auf der betretenen Bahn, um bald genug zu erkennen, warum der Wohlmeinendste in diesem Sumpf selbstsucht-vergiftet werden muß.«

Das Wort ist mir lange nachgegangen. Und Bleibtreus eigne Verbitterung war mir eine Warnung. Mein Vater las in Sorgen seine zweite Streitschrift »Der Kampf ums Dasein der Literatur« und sprach sie mit mir durch. Lindners Schicksal, der in Berlin in Elend und Wahnsinn untergegangen war, schien — nach Vaters Befürchtung — auch mir zu drohen.

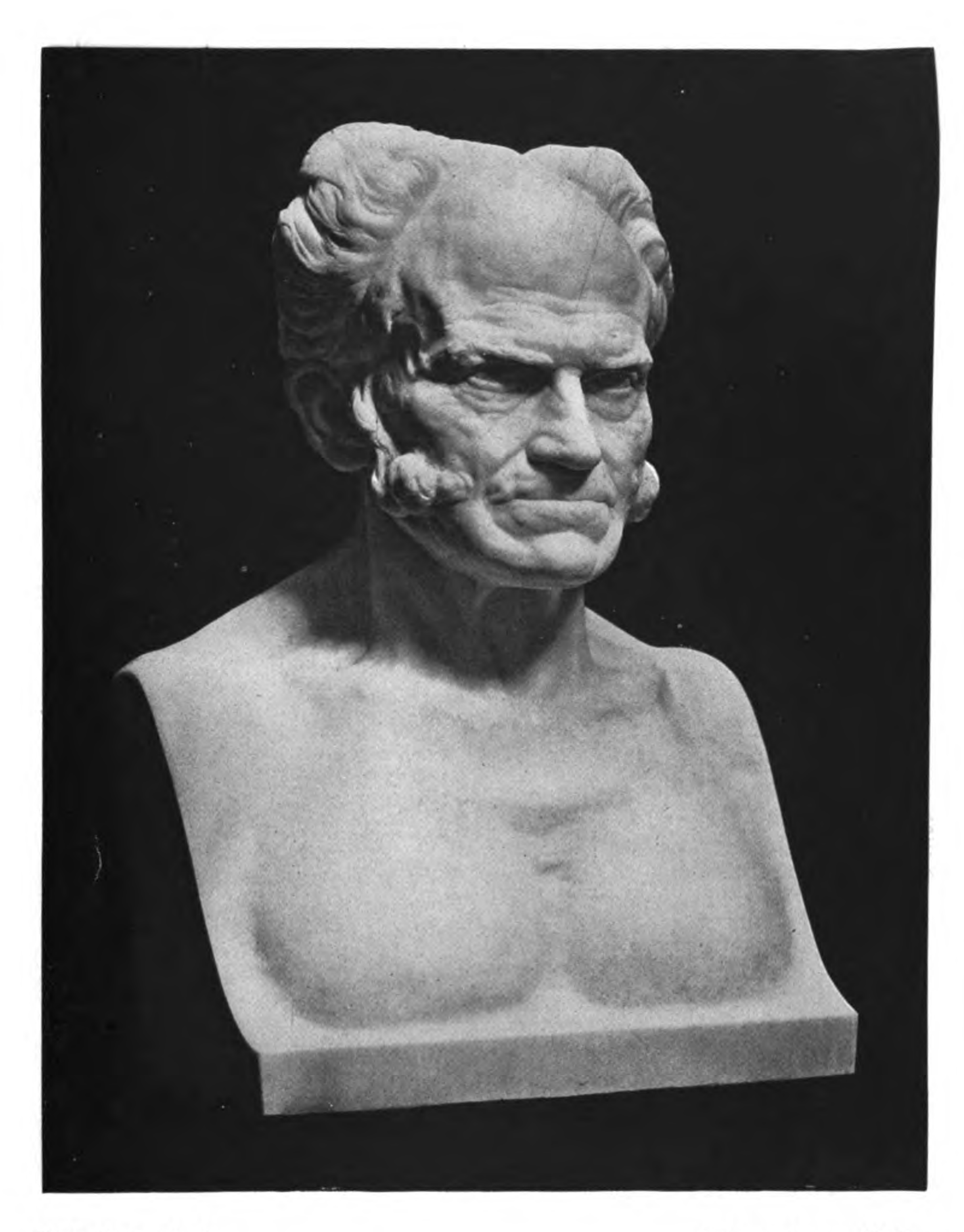
Meinen Prosaversuch »Die weiße Frau« lehnte Bleibtreu, mit Recht, auf das unzweideutigste ab. »Man sollte kaum glauben, daß Sie Naphtali vorher geschrieben haben! Kehren Sie zum Drama zurück! Ihr Roman-Tagebuch ist — verzeihen Sie — eine ziemlich unreife Mischung aus meiner ‚Schlechten Gesellschaft' und meinem »Größenwahn'. Seien Sie sicher, daß jeder dies auf den ersten Blick erkennen müßte. Daß sich vielfach echte Gefühlstöne und Schmerzenslaute sowie schwungvolle und tiefgeschürfte Gedanken finden, versteht sich bei Ihnen von selbst. Da ich bis Herbst ins Ausland verreise, wünsche ich Ihnen bis dahin alles Gute. Mit Hochachtung Karl Bleibtreu.«

Es war ein deutlicher Abschied.

Auch für mich war eine Epoche zu Ende. Es galt nun, sich in irgendeiner neuen Form überhaupt erst wieder ins Leben hineinzutasten. Denn dieser dumpfe Zustand im Vaterhause konnte nicht andauern. Wie weiter? Versuchen wir als Hauslehrer zunächst einmal dem Leben einen Sinn und eine nicht ganz nutzlose Tätigkeit abzuringen!

Es bot sich in Großlichterfelde bei Berlin die schöne und schwere Aufgabe, einen blinden Knaben zu erziehen. Auch war man ja hier noch der Theologie nahe; denn der Vater des etwa zwölfjährigen Jungen war Professor der hebräischen Sprache an der Universität Berlin und ein bekannter Fachmann in judaistischen Fragen, die Mutter eine Hamburgerin echtester Prägung. Es herrschte eine unverkünstelte evangelische Lebensanschauung im Hause, dessen einziges Kind seit einer Gehirnhautentzündung in frühen Lebensjahren von so schwerem Schicksal heimgesucht war.

Die Behandlung dieses an sich liebenswürdigen und gutartigen Knaben war von besonderer Schwierigkeit. Er war außer seiner Blindheit mit Epilepsie behaftet. Vor mir hatten rasch hintereinander vier Hauslehrer umsonst das ihre versucht; man sah mit Bangen meinem eignen Versuch entgegen, dem so von der Außenwelt abgeschlossenen und von persönlichen Launen oder Dumpfheiten abhängigen kleinen Sonderling eine innere Welt beizubringen. Gleich der erste Spaziergang im Garten der Villa mußte entscheiden: »Ob Max sich an Sie gewöhnen wird?« Ich hatte den lieben Jungen am Arm; seine lichtlosen Augen waren durch eine dunkle Brille und eine Schirmmütze verdeckt; er war ganz auf sein Gehör und auf sein Tastgefühl angewiesen, derart, daß er ordentlich die Ohren bewegen konnte. Wir plauderten miteinander; ich in meiner damals noch stärker ausgeprägten süddeutschen Tonart, die dem norddeutschen Knaben neu war. Mich erfüllte rasch unendliches Mitleid. Was ist all unser aufreibendes Literaturtreiben neben solch einem Lebensleid! Die Fluten der Liebe überströmten mein Herz und zeigten mir hier eine erwärmende Aufgabe, die jenes papierne Wesen zurückdrängen konnte. Max schien



Rudolf Saudeck: Schopenhauer-Büste

diesen ganz allgemeinen Zug der Hinneigung zu spüren. Denn es war mir ein unvergeßlicher Vorgang, wie der Kleine plötzlich hinter dem Schutz des Hauses — er hörte das am Schall der Tritte — stehenblieb, meinen Kopf zu sich herabzog und mir in der herzigsten Weise gestand, daß er mir gut sei. Wir sind während der zwei Hauslehrerjahre und später bis an seinen Tod Freunde geblieben.

Ich verfertigte für seine tastenden Finger geographische Karten, auf denen die Flüsse mit Leim gezogen, die Städte mit Reißbrettnägeln bezeichnet waren. Rechnen, Geschichte, Religion, Sprachen mußten wesentlich durch das Gehör bewältigt werden; er kannte zwar die Blindenschrift, doch griff ihn das Schreiben leicht an. Und immer mußte man erzählen und anregen, wobei er auch für Heiterkeit und scherzhafte Reimereien viel Sinn besaß. Dazwischen freilich, an manchen Tagen sehr häufig, kamen seine Anfälle, wobei er unter Krämpfen die erloschenen Augen verdrehte und leise weinend zu Boden fiel, wenn man ihn nicht rasch auffing. Am unangenehmsten war es für mich schüchternen und scheuen Menschen, wenn dergleichen einmal auf einem Spaziergang vorkam, wo ich dann den Zusammengebrochenen manchmal auf den Armen nach Hause tragen mußte.

Wie unsicher stand ich den vielen Abendgesellschaften des Hauses gegenüber! Was war ich? Nichts. Wie sollte ich dieses Nichts den Fragern deuten oder begründen? Die Ankündigung jeder neuen Geselligkeit verursachte mir fast körperliches Unbehagen. Aber es nützte nichts; ich mußte hinunter, Geheimräte empfangen, alte Damen unterhalten und mit jungen Töchtern ein halbwegs kurzweiliges Gespräch zu flechten suchen.

Während der beiden Hauslehrerjahre ging ich vorsichtige Patrouillengänge in das nahe literarische Berlin. Hier war eine Stadt zu erobern. Aber mit welchen Mitteln? Doch wohl mit den Mitteln des Künstlers und Dichters: mit Schönheit, Güte und Geisteskraft. Diese Fähigkeiten waren jedoch in mir selber viel zu kärglich ausgebildet; es reichte, was ich besaß, eben hin, einem blinden Knaben eine Innenwelt zu schaffen, nicht aber eine große Stadt zu beseelen. Mit einer Aufruhrtragödie »Spartacus«, einem unendlich düsteren, im Schwarzen Tod endenden Trauerspiel »Tauler« oder einer Unmasse lyrischer Gedichte war nichts zu erobern.

Als einst bei einer nächtlichen Feuersbrunst — unsrer Villa gegenüber — gefährliche Funken flogen, beschwor mich unser erregter Hausherr, meine wichtigsten Papiere in Sicherheit zu bringen. »Ich habe keine wichtigen Papiere.« Da er aber nicht nachließ, legte ich das Spartacus-Bruchstück oben auf seine Manuskripte — und so wanderte der ganze Korb in den entfernten Hühnerstall, während ich den Gartenschlauch festschraubte und mit tüchtigen Güssen den Kampf mit den Funken aufnahm. Es ging gut vorüber; Spartacus kam von den Hühnern zurück. Er hätte ruhig bleiben können.

Wohl wimmelte mein Notizbuch von selbstermunternden Kampfliedern:

Auf, nach Berlin! Bestürmt wird nun die schwarze Stadt!
Der deutsche Mai wirft seine Blütenregen
In einem weiten, duftig weißen Bogen
Rings um den Qualm, der niemals Frühling hat —,

aber Aufschwung und Schwermut hielten sich die Wage.

Für meine ekle Verbitt'rung
Vergessenstrank!
Oh, meine Freunde, wie bin ich
So krank!

Ich höre das Pack dort bespötteln
Das Flammengemüt,
Das mir auf den Lippen und drinnen
Im Herzen glüht.

Ich wage nimmer zu reden,
Verfolgungskrank —
Oh, meine Freunde, gebt mir
Vergessenstrank!

Nicht diesen höhnisch verzog'nen
Modernen Mund!
Gebt mir ein Tröpfchen Liebe,
So bin ich gesund!

Ich suchte keine Literatur, ich suchte Liebe. Die Anklageliteratur jener Zeit gab mir nichts von dieser großen, weltumfassenden, seelenbeglückenden Liebe. Und mein Mädchen war weit. Wenn mein Max zur Ruhe war und nebenan schlief — wie lange noch ging ich hin und her!

Tief in der Nacht! Meine Stirne brennt!
Ich kann nicht zur Ruhe kommen.
Ich hab' den alten Zimmermarsch
Mal wieder aufgenommen.
Pantoffelschlürfen hin und her,
Die Brust voll Wut und Klage —
So schleichen meine Nächte hin,
So kommen meine Tage.



Drüben in Berlin nahm unterdessen der naturalistische Zeitgeist seinen Siegeslauf. Dieser Siegeslauf war berechtigt; denn die Dichter besaßen in ihrer Art Kunst und Kraft. Ibsen, Zola, Tolstoi, Hauptmann und Sudermann waren dort die Führer zu neuen künstlerischen Ausdrucksformen. Wer sich nicht anschloß, geriet unter die Räder. Auch Strindberg und andre Skandinavier, auch Polen, Galizier, Slawen fanden sich dort in Literaturgruppen und Kaffeehäusern zusammen. »Als erst das Schwarze Ferkel entdeckt war« — erzählt ein Teilnehmer (Franz Servaes in Westermanns Monatsheften, Septbr. 1915) — »eine von Strindberg so genannte Probierstube für Weine und zahllose Schnäpse in der Neuen Wilhelmstraße, kam Organisation in die Gelage. Jetzt war ein allabendliches Hauptlager aufgeschlagen, in dem vor allem Skandinavier und Polen den Ton angaben, aber auch trinkfeste Deutsche, Dehmel, genannt der wilde Mann, Scheerbart, Bierbaum, zu finden waren. Natürlich auch Damen. Der Gesamtton an diesen Trinkabenden war ein orgiastischer. Jegliche Art von Umsturz in Kunst und Gesellschaft, und selbst auch im staatlichen Leben, wurde in visionären Predigten verkündet und gefeiert. Dann wurde gebrüllt, gesungen und getanzt. Dann plötzlich von Strindberg oder einem andern unter allgemeinem Stillschweigen hell und zart auf der Laute geklimpert. Dann wieder losgerast. Wer eigentlich bezahlte, ist niemals mit Sicherheit festgestellt worden. Doch scheint der Wirt, trotz zerbrochenen Fensterscheiben und eingeschlagenen Glastüren, allemal auf seine Rechnung gekommen zu sein.«

Ein ähnlicher, doch wohl milder gestimmter Kreis scheint sich in Friedrichshagen damals gesammelt zu haben; sie hatten alle miteinander Fühlung: Holz, Schlaf, Bölsche, Wille, die Brüder Hart — und was da sonst noch aufgetaucht und längst wieder verschollen ist. Daneben wurde in der Freien Bühne tüchtig gearbeitet. So wob sich aus gemeinsamen Zügen jener Zeitgeist zusammen. Ich hörte davon, horchte auch öfters hinein, aber ich hielt mich abseits. Und nur eine Begegnung schien plötzlich bedeutsam werden zu wollen: mit Otto Brahm.

Brahm war auf meine Tragödie »Weltrevolution« aufmerksam geworden. Er druckte einige meiner Aufsätze, zum Teil unter Decknamen, in seiner »Freien Bühne« ab. Er wünschte mich persönlich kennenzulernen. Wie zwei Jahre früher vor Bleibtreu, so stand ich jetzt vor Brahm. Aber welch ein Unterschied! Bleibtreu sah ich meines Wissens in der lauten Unruhe einer durchqualmten Bierstube; Brahm in einem einfachen Hinterzimmer, wo mir der kleine bartlose Mann in etwas nachlässiger Kleidung die Tür selber öffnete und mit leiser Stimme ein Gespräch begann. Meine revolutionäre Tragödie habe ihm imponiert, sagte er ungefähr; aber sie sei zu sehr mit Gedankenpathos belastet; er stelle mir seine »Freie Bühne« zur Verfügung: ich solle mir darin das Herz leicht schreiben und dann künstlerisch reiner zur Dichtung zurückkehren.

So etwa empfing mich dieser kluge Kritiker und umsichtige Organisator. Ja, er bat mich, öfters persönlich zu ihm zu kommen und Gegenstände, die sich literarisch verwenden ließen, mit ihm zu besprechen. Ich hatte hier also die Möglichkeit, nach und nach in den Brahmschen Kreis hineinzuwachsen. Meine Entwicklung wäre dann wohl gänzlich anders geworden. Wie in der Literatur, so geschah es nun auch mit meinem Einzelschicksal: Bleibtreu verschwand aus meinem Gesichtskreis, Brahm stand im Vordergrund.

Ich weiß nicht mehr, wie es gekommen ist, daß wir beide, Brahm und ich, trotz diesem freundlichen Entgegenkommen, einander nicht näherrückten. Ich war menschlich unbefangen; auch andre Literaten kamen mir unbefangen entgegen, z. B. Jakobowski, der eine literarische Gruppe um sich scharte. Gegenüber Brahms Welt jedoch wuchs in mir geistiges Unbehagen, ohne daß es zu einem eigentlichen Zerwürfnis kam. In einem Brief an Freund Heinrich (27. August 1890) finden sich plötzlich folgende Worte: »Mit Otto Brahm, dem Herausgeber der ‚Freien Bühne', bin ich nahezu auseinander. Ein längeres Gespräch mit ihm vor einigen Wochen hat mich überzeugt, daß unser Geist furchtbar verschieden ist. Seitdem habe ich ihm keinen Artikel mehr geschrieben. Diese Leute sind so kalt, so nüchtern, so modern-rationalistisch, so undeutsch, so wissenschaftlich, so religionslos!«

Es war vorbei. Ich las mit leidenschaftlichem Eifer das damals stark wirkende Buch »Rembrandt als Erzieher« und suchte fortan mit ganzer Kraft, im Gegensatz zum internationalen Naturalismus, ein deutsches Ideal

in meinem Dichten und Denken herauszugestalten.

In meinem lyrischen Tagebuch aber ging ich immer mehr der Tagesmode zu Leibe:

> Sozialpolitik und Wissenschaft,
> Mit Ibsens Apothekerkraft
> In welsche Tiegel ergossen;
> Dann eine Brühe von Anatomie,
> Physiologie und Psychiatrie
> Über die neue Poesie —
> Dies, dramenweise genossen:
> Jagt, sag' ich euch, in einem Nu,
> Dieweil's gewaltig stinkt und beißt,
> Den letzten Rest von heil'gem Geist
> Dem Teufel zu!

Und damals schon, am 1. April 1891, vermerkt mein Notizbuch einen Wunsch, der sich dann immer stärker herausgestaltet hat:

> Der deutsche Staatenwirrwar hat
> Seinen Bändiger gefunden —
> Nun einen Bismarck dem Seelengewirr,
> Einen kernigen, gesunden!

Wieder und wieder wurde mir die Waldnatur und das Gedenken an Wasgenwald und Jugendliebe, deren Kräfte ich in mir aufgespeichert hatte, eine Seelenstärkung. Wie viel Sorge in den Briefen meines Vaters! Wie mochte er, nach seiner Gewohnheit, tief in die Nacht hinein im mondhellen Garten auf und ab gehen, sein Pfeifchen rauchen und für seine Kinder ein Gebet gen Himmel senden! Er war mir mehr als nur Person, er war mir Vertreter deutschreligiöser Ideale:

> Ich weiß ein Dorf voll Mondlicht,
> Da geht ein alter Mann
> Im Garten spät spazieren
> Und träumt den Vollmond an.
>
> Die Bauern schlafen alle.
> Er sinnt und raucht und geht,
> Und für den Fernen schickt er
> Gen Himmel ein Gebet.

Immer kühner und trotziger, ja übermütig, gestaltete sich in der Überfülle meiner lyrischen Ergüsse die innere Welt. Der Drang zum Jasagen und Liebhaben war denn doch zu mächtig. Und ebenso der Glaube an den endlichen Sieg, an den schließlich doch wohl auch mir noch beschiedenen Seelenfrieden. »Wir werden doch einst, o meine Kraft, den Sieg behalten! Wie jenes Abendrot, das seine Klarheit über alle Horizonte wirft, wie diese aufsteigende Mondnacht, die ihre Milde breitet über alle Welt: hellfröhlich und ernst und nachtstill, o meine Kraft du, mein deutsches Gemüt, so werden wir doch einst den Sieg behalten!« ...

> Erwache, vielgeruf'ner Rotbart, komm!
> Zersprenge ganz den halbgeborst'nen Berg:
> Und zu des deutschen Reiches Kraft und Einheit
> Gib auch den alten mark'gen deutschen Geist!

In diesem Blättergewirr war also schon für den Hauslehrer, wie man sieht, die Richtung deutsch und deutlich vorgezeichnet, die sein Geist einzuschlagen hatte.

Es fanden sich auch einige Geistesgesellen nach Freund Heinrichs Tod. Da war mir eines Tags, im Jahre 1889, als ich noch ratlos zu Hause saß, ein Brief aus Worms zugegangen, ich möchte mich an einer Festschrift für das dortige Herrigsche Volkstheater beteiligen. Das geschah gerne. Der Briefschreiber lud mich zur Einweihung nach Worms; er würde mich am Bahnhof erwarten und als Erkennungszeichen ein Taschentuch in der Hand halten. So schüttelten wir uns dort in der alten Nibelungenstadt zum erstenmal die Hand. Wie war er auf mich aufmerksam geworden? Er hatte in der »Gesellschaft« meine »Reformation der Literatur« gelesen, hatte sich einen reifen Mann unter dem Verfasser vorgestellt und war nicht wenig erstaunt, als ein Flaumbart aus dem Wagen sprang. Dieser ernste, unermüdlich arbeitende Hesse kam während meiner Hauslehrerjahre auf einige Semester nach Berlin. Er hatte in kinderreicher Familie eine ähnlich schwere Entwicklung durchgemacht wie ich, aber in katholischen Formen; sein Schicksal hatte ihn sogar einmal vorübergehend nach Nordafrika verschlagen, wo er Zögling des Kardinals Lavigerie war. Nun lebte er sich wieder in das akademische Deutschtum ein. Wir lasen, stritten und darbten miteinander, als ich nach meiner Hauslehrerzeit längere Monate in Berlin verbrachte, jeder zäh seinem freilich noch ungeklärten Ideal getreu und noch nicht befreit von den konfessionellen oder dogmatischen Eierschalen. Ich will nicht sagen, daß ich bei diesen Kämpfen zwischen Katholik und Protestant immer die besseren Gründe hatte, aber ich hatte die besseren Nerven. Nach solchen Nachtgefechten, die sich oft bis zwei und drei Uhr morgens ausdehnten, lag der Freund zermürbt und knurrend zu Bett, ich meinerseits saß tröstend davor. Wir lächelten später über diese jugendlichen Schlachten, als wir uns zu Paris, Straßburg, Einsiedeln, München immer wieder trafen, und

blieben lebenslang Freunde, und zwar Freunde jener Art, die auch nach langem getrenntem Wandern sich umarmen, als ob sie gestern erst auseinandergegangen wären. Der Mann, von dem ich spreche, hat übrigens einen literarischen Namen: es ist der Herausgeber der Münchner Zeitschrift »Hochland«, Professor Karl Muth.

Einem kleinen Kreise jener Jahre gehörte ferner ein heutiger Berliner Arzt an, durchaus nordostdeutscher Typus, auf Schopenhauers wuchtigen Ernst eingestellt und mit der Kraft der Ehrfurcht vor großen Gedanken und Menschen prächtig ausgerüstet. Freund Seeliger wurde gut ergänzt durch einen derb zufassenden Rechtsanwalt, dessen Berliner Schnoddrigkeit sich mit thüringischem Gemüt eigenwüchsig verband und nicht ohne dichterischen Einschlag war. Eng mit Seeliger und Hercher befreundet, eine schlanke, hohe Gestalt neben dem untersetzten Rechtsanwalt, der ihn kräftiglich zu necken pflegte, schritt mit beweglicher Denkart und heller, unermüdlicher Stimme ein andrer einher, der nachher als Gründer des Harzer Bergtheaters berühmt geworden ist. Ernst Wachler verleugnete nie die Formen der guten Familie und nahm auch gröbere Scherze so leicht nicht übel, da er als elastischer Geist immer zu Plänen und Ideen bereit war, freilich nicht von gleicher Beharrungskraft im Durchhalten. Einige andre gesellten sich zu diesem wertvollen Grundstamm als Gäste hinzu. Seinen besonderen Weg schritt bummelnd und philosophierend ein Architekt, der bei menschlich vorzüglichen Grundanlagen ein wichtiges Bindeglied war, sein Leben jedoch nur mangelhaft zu bauen wußte. Die Veröffentlichung meines »Naphtali« hatte mir diese Freude verschafft. Und da jeder von einer andern Seite kam und sein Päckchen Sondergedanken mitbrachte, der eine von Schopenhauer, der andre von Nietzsche oder vom Wodanskultus, der dritte und vierte aus evangelischer und katholischer Kirchlichkeit, so konnte es nicht ausbleiben, daß wir uns bei unsern Zusammenkünften herzhaft in die Haare gerieten. Es war eine belebende elektrische Reibung. Und der Blick ward erweitert.

Einige Hochsommermonate in Partenkirchen, ein weiterer Aufenthalt in München, im Elsaß und zu Paris lüfteten Herz und Hirn aus. Ich kehrte im Frühjahr 1893 zu schriftstellerischem Schaffen nach Berlin zurück. Immer mehr arbeitete sich der deutsche Grundton ins klare. Als ich den Sommer 1895 wieder im Elsaß verbrachte und mit Muth und Euler auf den Vogesenkämmen wanderte, schrieb ich mein erstes eigentliches Buch, die »Wasgaufahrten«, und gab gleichzeitig meine ersten Gedichte heraus, »Lieder eines Elsässers«, die nun in die lyrische Gesamtausgabe hereingenommen sind. Ein Schelmenspiel, »Eulenspiegels Ausfahrt«, war vorausgegangen (1894).

Wie auch das Maß meiner Begabung sein mochte: der Ton war gefunden. Es galt nun, diesen Ton, dieses Hand-in-Hand von Bekenntnis und Dichtung im Laufe der Jahre immer reiner und reifer herauszugestalten.



Allerseelen

Einmal erleben wir, die uns fehlen,
Einmal im Jahr, an Allerseelen.

Sie kommen so kühl wie der graue Tau,
Körperlos, wie das herbstliche Blau.

Uns überkommt eine dunkele Trauer.
Es wachen auf Erinnerungsschauer.

Wir erdgebundenen Menschenherzen
Entzünden erlöster Liebe die Kerzen

Und bringen Blumen, die jahresspäten,
In Kränze gebunden aufs Grab und beten.

Wir beten uns so in die Liebe hinein,
Daß der Tod zerbricht und das Ewigsein

Dem Grab wie ein wirkendes Wunder entsprießt,
Das die Seelen und Sinne allmächtig umschließt.

Wir liegen auf Knien, in Trauer noch Säumende,
Doch Todvergessende, Lebenträumende.

Und ob unsre Seelen in Tränen sich baden:
Heut trinken wir all' aus dem Kelch der Gnaden.

P. E. Köhler,
gefallen am 14. Oktober 1914 in Nordfrankreich



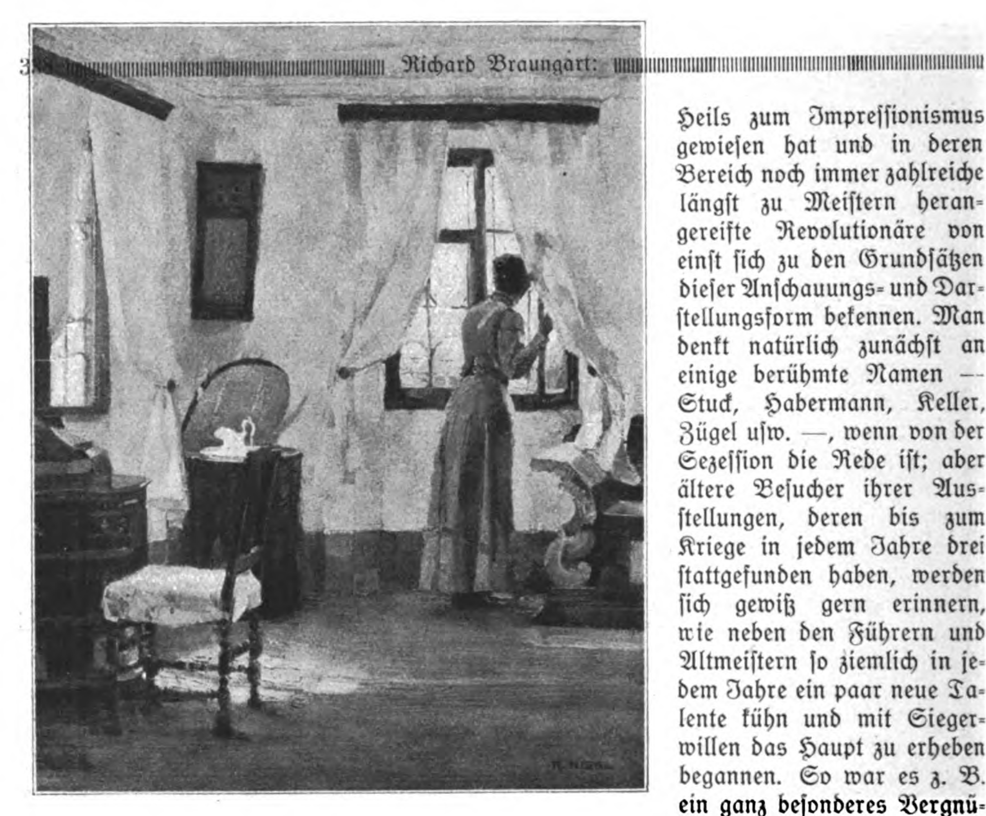
Stilleben mit Rosen (1914)

Rudolf Nißl

Von Richard Braungart



Wer die Begeisterung miterlebt hat, mit der vor fünfundzwanzig und mehr Jahren der eben erst aus Frankreich eingeführte Impressionismus von der Jugend begrüßt wurde, und wer mit ansehen muß, wie dieser nämliche Impressionismus von der heute stürmenden und drängenden Jugend als die Mode von gestern gering geschätzt, ja beinah verachtet wird, der könnte, bei einiger Unvorsichtigkeit oder Voreiligkeit, zu recht merkwürdigen und ganz sicher falschen Schlüssen kommen. Denn der Impressionismus ist durchaus nichts Verabscheuenswürdiges, heute sowenig wie er es zu irgendeiner Zeit gewesen ist, sondern etwas sehr Natürliches, eine Art, zu sehen und zu gestalten, die periodisch wiederkehrt und, wenn sie gerade »modern« ist, ebenso überschätzt zu werden pflegt, wie man zu andern Zeiten geneigt ist, sie gering zu achten. Unsre Jugend freilich, die dies tut, kann und darf deshalb nicht getadelt werden; denn sie muß, wie jede Generation, die vorwärtskommen will, ihre Art, die Dinge zu betrachten, als die allein richtige ansehen. Jeder Schaffende hat dieses Recht auf Einseitigkeit, ja sogar die Pflicht dazu. Der Unparteiische, gewissermaßen Zeitlose aber, der dem Werden der Dinge nur als Interessierter zusieht, hat es nicht nötig, die Brücken zur Vergangenheit abzubrechen, wenn er die Gegenwart verstehen und in und mit ihr leben will. Und ist auch die Entwicklung der Kunst augenblicklich wieder an einen Punkt angelangt, von dem aus der Impressionismus als ein für allemal überwunden erscheinen muß, so ist doch der objektive Zuschauer nicht zur gleichen Meinung verpflichtet. Dasselbe gilt für einen großen Teil der Künstler unsrer Zeit; sind doch durchaus nicht alle von dem Ungestüm gewisser radikaler Temperamente, die am liebsten die Welt in Trümmer schlügen, um auf diesen eine neue nach ihrem Geschmack aufzubauen. Die meisten bemühen sich auch



Sonniges Zimmer (1909)

Heils zum Impressionismus gewiesen hat und in deren Bereich noch immer zahlreiche längst zu Meistern herangereifte Revolutionäre von einst sich zu den Grundsätzen dieser Anschauungs- und Darstellungsform bekennen. Man denkt natürlich zunächst an einige berühmte Namen — Stuck, Habermann, Keller, Zügel usw. —, wenn von der Sezession die Rede ist; aber ältere Besucher ihrer Ausstellungen, deren bis zum Kriege in jedem Jahre drei stattgefunden haben, werden sich gewiß gern erinnern, wie neben den Führern und Altmeistern so ziemlich in jedem Jahre ein paar neue Talente kühn und mit Siegerwillen das Haupt zu erheben begannen. So war es z. B. ein ganz besonderes Vergnügen, zu sehen, wie der temperamentvolle Leo Putz, der sich allerdings später zeitweilig anderswo anschloß, mit

heute noch, den ungezählten Möglichkeiten, die der Impressionismus in sich birgt, nachzuspüren und die Schlußfolgerungen aus den Lehren zu ziehen, die von den Führern der Bewegung in ihren Hauptwerken der Welt geoffenbart worden sind. Und wir müssen uns darüber freuen, daß es so ist; denn welchen vernünftigen Zweck hätte alles Pfadsuchen, wenn es nicht auch Leute gäbe, die gemächlich und die gefundenen Wege ausbauend auf diesen nachfolgten? Schließlich ist eine Straße nicht um der Meilensteine willen da, sondern für den Wanderer, der auf ihr seinem Ziele zustrebt. Und wie es also natürlich ist, daß die Jungen wieder längst weit voraus sind, so selbstverständlich und erfreulich ist es, daß ringsum noch tausend geschäftige Hände am Werk sind, den von einstigen Führern eroberten Boden zu bebauen und darauf zu ernten.

In München ist es die Sezession gewesen (d. h. die alte Sezession, wie man zur Unterscheidung von einer neuen, expressionistischen Richtung heute allgemein sagt), die vor etwa einem Vierteljahrhundert den Weg des

seinen mehr als kühnen Freilichttakten um Geltung rang.

Ungefähr um dieselbe Zeit muß es gewesen sein, daß man auf Rudolf Nißl aufmerksam wurde. Die sehr sympathische Frische seiner flott gemalten Bilder wirkte sogar in dieser Umgebung, für die doch der Kultus von Licht und Farbe etwas Selbstverständliches war, überraschend. Man fühlte sofort, daß mit diesem Künstler sich ein neuer, heller, zukunftverheißender Klang dem älteren Chor eingefügt habe, und bald gehörten Bilder von Nißl zu den Dingen, die man bei der Eröffnung jeder Sezessionsausstellung mit einiger Spannung erwartete und nach denen man beim ersten Rundgang neugierig ausspähte. Ist es doch in der Münchner Sezession — ohne engherzigen Schematismus, versteht sich — früher längere Zeit üblich gewesen, gewissen Künstlern einen bestimmten Platz oder wenigstens einen solchen in einem bestimmten Saal einzuräumen. So wußte man also auch zumeist im voraus, wo die neuen Nißl zu finden sein würden; und kaum jemals ist der Suchende durch



diesen Künstler in irgendeiner Hinsicht enttäuscht worden.

Nißl hat in den vielen Jahren, die er nun ausstellt, nur etwa zwei- oder dreimal sein Hauptthema gewechselt. Diese Feststellung scheint in dieser sachlichen Form nicht sehr geeignet, von dem Künstler eine besonders gute Meinung zu erwecken; denn man muß den Eindruck gewinnen, als habe Nißl, etwa um der »Kundschaft« willen, ein beliebtes Motiv immer und immer wieder bis zum Überdruß gemalt. Aber nichts wäre falscher als das. Die Wahrheit ist vielmehr, daß Nißl ohne Rücksicht auf das Publikum, wenn auch nicht ohne Fühlung mit dem Geschmack der Zeit, sich langsam zwar, aber mit einer seltenen Folgerichtigkeit auf der ihm von seinem Talent vorgezeichneten Linie entwickelt hat. Und diese Entwicklung bringt es auch mit sich, daß es bei ihm keine Sprünge und Risse gab und gibt und jeder Übergang zu Neuem sich mit der Logik eines Naturereignisses vollzieht. Die Erklärung dieser Tatsache aber findet man in dem Umstand, daß Nißl zu jenen Malern gehört, unter deren Händen alles von selbst zum Stilleben wird.

Ganz deutlichen Stillebencharakter hatten schon Nißls frühe Bilder, lichtdurchrauschte Stuben mit allerlei buntem Gerät, ausgestopften Tieren usw. an den Wänden, und ebenso seine Glyptothek- und Museumsbilder, in denen die farbigen Eindrücke mancher Säle wie zu einem Blumenstrauß zusammengefaßt sind. Aber auch seine Akte, die er später bevorzugte, sind im Grunde nichts wie Stilleben oder, genauer ausgedrückt, Bestandteile von solchen; jedenfalls ist nicht zu erkennen, daß in der malerischen Behandlung ein Unterschied zwischen dem blühend lebendigen Frauenleib und den »toten« Teppichen, Vorhängen, Kissen usw. gemacht wäre, in die er zumeist hineinkomponiert ist. Der Akt ist eben für Nißl nur Teil eines Ganzen, ein besonders malenswerter und dankbarer allerdings. Das Ganze aber ist das typische Stilleben, das heißt eine Zusammenstellung schöner (im malerischen und sachlichen Sinne schöner) Dinge zu einer formalen und farbigen Einheit, die den Eindruck der Ruhe (Stille) und doch des stärksten inneren Lebens macht. Wenn Nißl in neuester Zeit die Akte oft wegläßt und nur noch leblose Dinge zu entzückenden Gruppen vereinigt, so handelt er wieder durchaus konsequent in der Verfolgung seiner Ziele, die ja keines sehr großen Spielraums bedürfen, um sich auszuwirken. Vielen mag es freilich scheinen, als sei Nißl jetzt erst, in diesem dritten Abschnitt seiner Entwicklung, ein Stillebenmaler im vollkommensten Sinne des Wortes geworden. Aber wir haben gesehen, daß er das im Grunde seines Wesens immer war, und daß es nur eine belanglose Äußerlichkeit ist, wenn er nun öfters Bilder malt, die auch dem oberflächlich Urteilenden sich sofort als Stilleben zu erkennen geben.

Im übrigen kennzeichnet alle seine Arbeiten von seinen Anfängen bis zur jüng-



Weißes Zimmer bei Sonne (1908)





Studie zum gedeckten Tisch (1904)

sten Gegenwart ein echtes, ursprüngliches Malertum, das alles Stoffliche von der Farbe aus erfaßt und auch den Beschauer von dieser Richtung her auf die Dinge hinleiten möchte (was ihm, nebenbei bemerkt, stets und scheinbar mühelos gelingt). Einem Künstler wie Nißl ist das Malen, so fleißig und gewissenhaft, fast pedantisch er auch in allem Technischen ist, nicht ein mühseliges Handwerk, sondern ein fröhliches Spiel mit dem köstlichsten Material, den Farben, die er wie Töne und Akkorde kunstvoll und mit leichter Hand ineinanderfügt zum reichklingenden, harmonischen Ganzen. Daher mag sich wohl auch eine gewisse festliche Heiterkeit ableiten, die seinen Schöpfungen stets eigen ist. Nißls Bilder sind keine Zeugnisse tragischen Ringens oder einer sachlich-nüchternen Handfertigkeit. Es wird in ihnen keine Weltanschauung farbig geoffenbart, und ebensowenig hat der Pessimismus oder die Verzerrungssucht unserer Zeit ihnen etwas anhaben können. Ganz im Gegenteil: sie sind, was heute nicht gar



Lesendes Mädchen (1907)

zu häufig ist und deshalb mit Nachdruck vermerkt zu werden verdient, Verkündiger, mehr noch: Bringer reinster Lebens- und Sinnenfreude. Der Schönheit menschlichen Leibes und den tausendfachen Reizen bunten Tandes, der kultivierten Menschen als Umgebung Bedürfnis ist, wird Nißl nicht müde, Loblieder zu singen, die selbst wieder an Harmonie und Formvollendung mit den Modellen wetteifern. So entstanden und entstehen Bilder, die zu vornehm sind, als daß sie Objekte gewöhnlicher Prunkbegierde oder der Lüsternheit sein könnten, und die dem Betrachter von Geschmack ein Fest der Augen bereiten, dessen belebende und beglückende Wirkung von unbegrenzter Dauer ist.

Wer zum ersten Male Bilder Nißls in Ausstellungen oder im Privatbesitz sieht, wird vielleicht, sofern sein Blick für solche Dinge überhaupt empfänglich und vorgebildet ist, sofort das Empfinden haben, daß es sich hier um ausgeprägt münchnerische Kunst handelt. Diese Art des Kolorismus, diese Geschmackskultur und diese Richtung auf das Dekorative, das sich nicht vordrängt, aber doch den Gesamteindruck beherrscht, sind Besonderheiten der Münchner Malerei, die ihr von manchen, denen die norddeutsche (Berliner) Sachlichkeit richtiger zu sein scheint, sehr verübelt werden, in denen aber andre wieder gerade ihre besten Vorzüge zu erkennen glauben. Doch wie dem auch sei: es handelt sich für uns nicht darum, diesen Widerstreit der Meinungen, der nie verstummen wird, zu schlichten, sondern nur um die Feststellung, daß Nißls Kunst auf jeden unbefangenen Betrachter den Eindruck machen muß, als sei sie zusammen mit ihrem Schöpfer unmittelbar aus dem Münchner Boden hervorgegangen. Allein man täuscht sich auch hier wie so oft im Falle der Münchner Kunst, die als Begriff weit vielgestaltiger ist als etwa die Berliner Kunst; denn auch Nißl ist, wie die meisten, die in München malen und auswärts als typische Münchner gelten, nicht dort geboren. Er ist vielmehr, gleich Leo



Das grüne Kleid (1913)





Mädchenbildnis (1908)



Empireofen (1909)

gern gemalt, und in denen er, im Gegensatz zu den meisten älteren Innenraummalern, mit Erfolg versucht hat, den temperierten Ton durch einen Strom von Licht und durch ein reizvolles Spiel von farbigen Reflexen zu ersetzen. In diesen Bauernstuben also, aber auch in so mancher grellbunt gefaßten Heiligenfigur, wie wir sie auf verschiedenen seiner Museumsstilleben finden, klingt ohne Zweifel Vertrautes aus der Jugendzeit und aus den heimatlichen Tälern an. Und es ist wohl nur dem ausschließlich malerisch »orientierten«, der Anekdote wie der Historie gleich fernen Talent Nißls zu danken, daß diese »Erinnerungsmotive« sich nicht zu tirolerischen Schildereien in der alten Art Defreggers oder in der neuen etwa eines Egger-Linz entwickelt haben.

Putz und so manchem andern, ein Tiroler, aus dem Zillertal, in dem auch die Malerfamilie Schiestl zu Hause und wo Nißl — in dem Orte Fügen — am 13. April 1870 zur Welt gekommen ist.

Wer Nißl persönlich kennt, dem mag vielleicht, sofern er ein sehr scharfer Beobachter ist, der Tonfall seiner Stimme, eine gewisse Bedächtigkeit des Denkens und Sprechens und noch einiges andre die Tiroler Abstammung verraten. Mehr Schwierigkeiten macht es dagegen schon, in seiner Kunst Spuren seiner Herkunft zu entdecken. Jedenfalls haben die Akte und Stilleben der letzten Jahre ebensowenig mit dem Zillertal zu tun wie die figürlichen Arbeiten (»Der gedeckte Tisch« zum Beispiel, »Das lesende Mädchen« u. dgl.) aus der frühen und mittleren Zeit. Es gibt jedoch eine Gruppe von Arbeiten Nißls, die sich zwanglos als das gesuchte Mittelstück zwischen seine Abstammung und das, was er heute ist, einschiebt. Das sind die Bauernstuben, die er früher so

Nißl arbeitete an der Münchener Kunstakademie zunächst bei Ludwig von Löfftz, ging aber dann zu Paul Hoecker, der, ohne selbst ein überragender Künstler zu sein, als Lehrer während einer Reihe von Jahren sich einer großen Beliebtheit erfreut hat. Eine beträchtliche Anzahl der bedeutendsten Maler, die heute in München Ansehen genießen, sind Schüler Hoeckers gewesen und sprechen noch immer, obwohl sie natürlich längst ihre eignen Wege gegangen sind, mit höchstem Respekt und ehrlicher Dankbarkeit von dem trefflichen Lehrer. Hier also empfing auch Nißl gewissermaßen die höheren Weihen seiner Kunst, und so ausgerüstet konnte er es schon wagen, hervorzutreten, selbst im Rahmen einer Vereinigung wie der »Sezession«, die damals — vor fünfzehn und mehr Jahren — noch ohne Wettbewerb war und tatsächlich alles an sich zog und in sich vereinigte, was fortschrittlich dachte und dieser Gesinnung auch durch entsprechendes Können Wert und Nachdruck verlieh.

Eins der ältesten Werke Nißls, das noch zwei Jahre vor der hier wiedergegebenen





Schmuckgegenstände (1915)

»Studie zum gedeckten Tisch«, also 1902, entstanden ist, hält sich stofflich ganz außerhalb der Reihe seiner übrigen Bilder. Es ist eine sehr scharf gesehene und sicher gemalte Straße in Trostberg (einem Städtchen im oberbayrischen Bezirk Traunstein), die im Motivischen, mit den alten, dicht aneinandergedrängten Häusern, dem Postwagen, der auf die Abfahrt wartet, und der übrigen toten und lebenden »Staffage« fast an die Welt Spitzwegs gemahnen könnte, wenn Malerei und Auffassung nicht sofort den modernen Impressionisten verrieten. Es geschieht aber nicht deshalb, daß ich dieses Bild besonders erwähne, sondern aus einem andern Grunde: zunächst einmal ist die Bauart der Häuser der im Inntal und in der Heimat des Künstlers gebräuchlichen nahe verwandt, und wir finden also vielleicht auch hier ein paar direkte Tiroler Anklänge. Und dann stammen die meisten der ländlichen Innenräume, die Nißls Malerruhm begründen halfen, aus solchen weit abseits liegenden stillen Nestern, die Nißl immer schon gern aufgesucht hat, u. a. erst wieder in der allerjüngsten Zeit (1916), diesmal allerdings als Zeichner. Die feinen, klaren und treuen Bleistiftstudien mit interessanten Motiven aus dem altertümlichen Dinkelsbühl (nicht weit von dem berühmten Rothenburg o. d. T.) sind Beweise dafür. Und es fügt sich fast drollig, wenn auch keineswegs ganz so zufällig und merkwürdig, als es den Anschein hat, daß am Anfang und am Ende der Bilderreihe dieses ausgesprochenen Stilleben- und Innenraummalers Landschaften oder Städteansichten stehen.

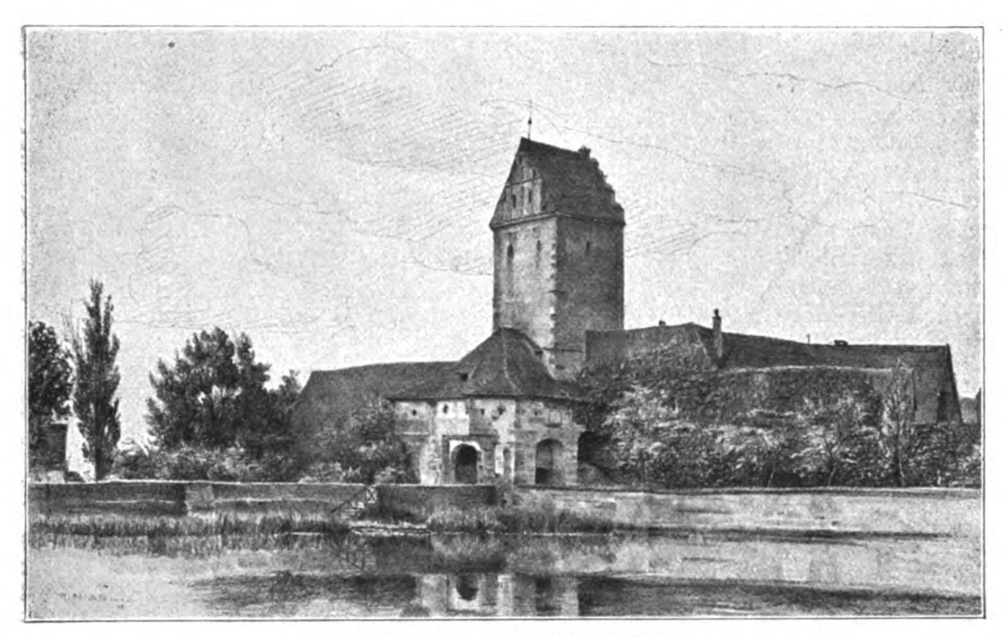
In seinen Innenräumen gibt Nißl Proben des sozusagen schulgerechten Sezessions-Impressionismus, die schon deshalb auffallen mußten, weil sie mit einem fast lächerlich geringen Aufwand von Mitteln einen verblüffend überzeugenden Eindruck machen. Mit andern Worten: die Illusion des Wirklichen, die der Impressionist nicht durch die peinlich genaue Durchbildung der Form (wie der Realist), sondern durch die Modellierung anstrebt, die das Licht und die Farbe den Dingen verleihen, ist ihm stets so vollkommen gelungen, daß auch das Gegenständliche weit über das beim Impressionismus übliche Maß hinaus zu seinem Rechte kommt. Und es ist vielleicht das Bezeichnende an Nißls Arbeiten, daß sie wahre Musterbeispiele einer freien, temperamentvollen Malerei und eines farbenfrohen Kolorismus sind, ohne deshalb der Form Gewalt anzutun. Nißls Bilder sehen übrigens auf jeder Ausstellung gut aus; ihren eigentlichen Zweck aber erfüllen sie erst, wenn sie in geeigneten Wohnräumen an der Wand hängen. Sie sind sich eben ihres dekorativen Endzweckes als Zimmerschmuck stets bewußt; darauf sind sie eingestellt, nicht auf die weiten Entfernungen von Ausstellungs- und Galeriesälen, wie ein großer Teil unsrer

modernen Bilder; und gerade weil diese anscheinende Selbstverständlichkeit im Grunde so selten ist oder wohl gar als ein unstatthaftes Paktieren mit dem Publikum angesehen wird, muß sie hervorgehoben und nach Verdienst gewürdigt werden.

Ich habe schon gesagt, daß Nißls Auffassung vom Wesen der Kunst der Genremalerei so fern wie nur möglich steht. Das zeigt sich ganz besonders auch dann, wenn er Motive wählt, die bei oberflächlichem Hinsehen viele Ähnlichkeit mit dem gebräuchlichsten Genre haben und in der Hand so manches andern auch sicher in Bilder anekdotischen oder irgendwie erzählenden Inhalts sich gewandelt hätten. Beispiele solcher Art sind das Dienstmädchen hinter dem gedeckten Tisch, vielleicht auch das lesende Mädchen und besonders das »Sonnige Zimmer«. Das Mädchen, das hier zum Fenster hinaussieht, mag viele an Schwinds »Morgenstunde« erinnern. Aber ein Vergleich dieser beiden Bilder macht sofort den grundsätzlichen Unterschied klar. Denn während bei Schwind die Figur tatsächlich das Wichtigste oder zum mindesten der Träger der Stimmung ist, hat sie bei Nißl im Gesamtorganismus des Bildes keine andre Aufgabe als irgendein Möbelstück: sie hilft formell den Raum gliedern und ist farbig ein Teil, nicht mehr, der koloristischen Gesamtanlage. Sie hat also, so wunderlich das auch klingen mag, keine andre Bedeutung als z. B. der Stuhl oder der »Empireofen« auf dem so benannten Bilde Nißls. Reine Farbflecke sind ferner die beiden Figuren in der »Porzellansammlung«. Und bei dem »Grünen Kleid« sagt schon der Titel des Bildes, daß die Farbe das Wesentliche ist und die schlanke Gestalt als solche nur die Aufgabe hat, die senkrechte Gliederung des Bildes, die schon in den Säulen, den Vorhangstreifen usw. zum Ausdruck kommt, in besonders kräftiger Weise zu betonen. Selbstverständlich darf man das alles nicht so auffassen, als ob es Nißl ganz und gar gleichgültig gewesen wäre, was er zur Bildformung verwende und wie es auf den Beschauer wirke. Er hat mit vollem Bedacht fast nur weibliche »Staffagen« gewählt, deren Eleganz und Anmut sich dem holden Reigen seiner frischen Farben und Töne



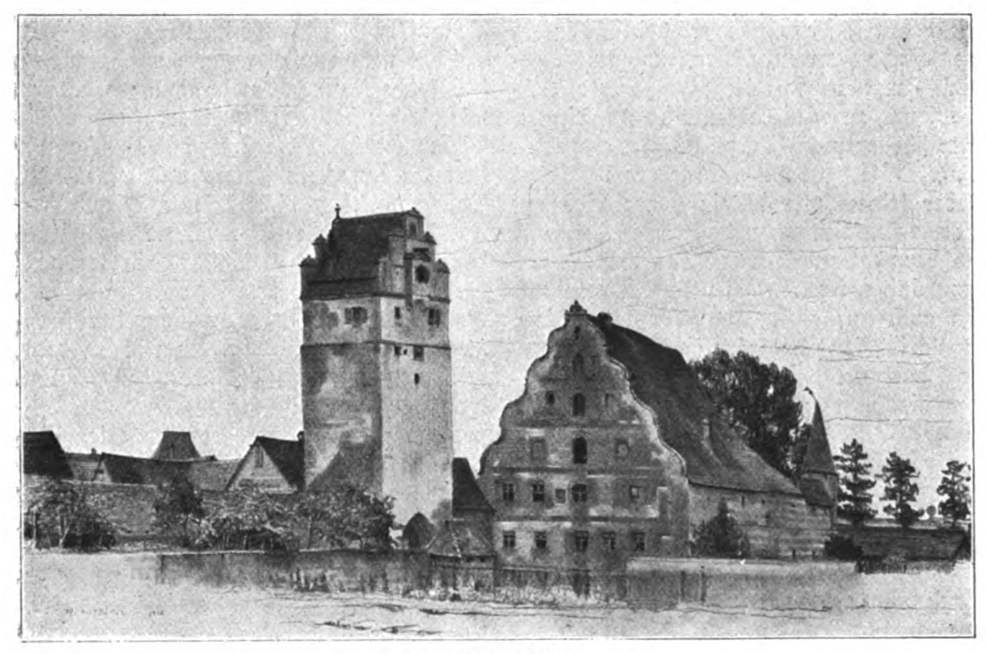
Ruhendes Mädchen (1913)



Rothenburger Tor in Dinkelsbühl

trefflich einordnen. Und einem Künstler wie Nißl, der in schönen, buntschillernden Stoffen seine kühnsten Träume vom Zusammenklang der Farben verwirklicht sieht, mußten die Trägerinnen solcher Stoffe, ganz abgesehen von dem Reiz der Körperlinien und -formen, bald zu Lieblingsmodellen werden.

Fast noch mehr aber liebt er sie hüllenlos, im Schmuck ihrer eignen, naturverliehenen Schönheit. Meist stehend, gegen einen buntgemusterten Vorhang gestellt, aber auch liegend, nicht selten umgeben von dem glitzernden Tand, der zu Frauen wie zu Kindern gehört, geben sie den weichen Linienfluß



Aus Dinkelsbühl



Turmgasse in Dinkelsbühl

ihrer schlanken, wenn auch vollen Formen ohne Scheu den bewundernden Blicken preis. Und nach der Art echter Stilleben verbindet sich der matte Schmelz der Haut, den Nißl mit dem ihm eigentümlichen zarten, leichten, pastosen Farbenauftrag höchst delikat und dezent zugleich wiedergibt, mit dem Schimmer und Leuchten der Stoffe ringsum zu einem köstlichen Ganzen von höchstem malerischem Wert. Die Aktmalerei ist heute, wie man weiß, von hoher Bedeutung, und unzählige Künstler mühen sich, mit recht unterschiedlichem Erfolg, das Geheimnis der Darstellung des nackten Körpers zu ergründen. Aber leider will es die Mode, daß an die Stelle lebendiger Anschauung und persönlicher Gestaltung ein Schema tritt, das nur recht beiläufig an menschliche Formen erinnert und jedem gesund Empfindenden als eine schwere Versündigung an dem edelsten aller Kunstwerke, dem schönen menschlichen Körper, erscheinen muß. Wie ganz anders dagegen bei Nißl! Jeder seiner Akte ist ein hohes Lied auf Harmonie, Anmut und Formenadel, und trotzdem hat man niemals das Gefühl, daß der Künstler irgendwelchen Publikumsinstinkten auch nur einen Schritt entgegenkäme. Er bleibt in jedem Strich der vornehme, geschmackvolle und selbständige Maler, als den wir ihn seit langem gekannt und erprobt haben. Und man hat Ursache, ihm gerade dafür besonders dankbar zu sein.

Von den Stilleben mit Akten ist nur ein Schritt zu den »reinen« Stilleben, die Nißl seit einiger Zeit malt. Aber ist es nicht, als fühle man auch bei diesen ungemein geschickten Kombinationen verschiedener Schmuckstücke, von Schalen, Dosen, Porzellan und Metall mit schillernden oder gemusterten Stoffen, mit Gardinen, Spiegeln und Tapeten, die Nähe einer jungen, eleganten Frau? Vielleicht haben noch vor wenigen Augenblicken ihre Finger mit dieser Perlenkette gespielt, oder ihr Bild malte sich in jenem Spiegel, und ihr Auge hat sich an der zierlichen Form eines Gefäßes oder an dem heiteren Türkisblau einer Dose entzückt. Es ist der Geist und der Duft des Weiblichen, der um diese sehr sorgsam erwählten Dinge schwebt und den Stilleben Nißls eine »mondäne Eleganz« gibt, die fast vergessen läßt, mit welch sicherem Können der Reiz des Stofflichen wiedergegeben ist und mit welchem Feingefühl die etwas gedämpften, aber nicht stumpfen Farben zusammengestimmt sind.

Sagt man zuviel, wenn man behauptet, daß solche Kunst für uns Ähnliches bedeute wie die der holländischen Genre- und Stillebenmaler im 17. Jahrhundert? Hier wie dort ein ungemein starkes und entwickeltes Gefühl für das bildmäßig Wirksame und Dekorative. Jeder Tag belehrt uns freilich heute, daß dieses Gefühl — ein Geschenk der Natur —, das auch sonst nicht alltäglich ist, zuzeiten fast ganz verlorengehen kann. Nur in einigen Begnadeten lebt es dann noch fort; und wir sind sicher, daß Nißl zu diesen Erwählten gehört.

Den Beweis dafür brauchen wir allerdings nicht erst zu erbringen. Seine Bilder, auch in der Auswahl, auf die wir uns hier beschränken müssen, besorgen das viel besser, als Worte es vermöchten, und darum lassen wir sie von nun an allein sprechen. Man höre ihnen aufmerksam zu; es wäre seltsam, wenn sich alles andre dann nicht von selbst ergäbe.

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Anleitung zur Selbsterkenntnis der Kinder

Ein Abschnitt aus der »Praktischen Erziehungskunst für das neue deutsche Volk«
Von Otto Gramzow

Unter den Trümmerhaufen dieses Krieges — darüber wollen wir uns nicht täuschen — ist auch manches Gut unsrer eignen Kultur verschüttet worden. Da gilt es wieder auszugraben, was noch nicht zerstört ist, mit dem Erhalten und Bewahren des Lebenswürdigen aber auch manches gründlich zu erneuern oder frisch aufzubauen. Vor allem auf Erziehungs- und Bildungsfragen ist unsre Aufmerksamkeit mit zwingender Gewalt hingelenkt worden. Kommt es doch für unser Volk darauf an, das Verlorene durch Steigerung der nachwachsenden Kräfte zu ersetzen. Dazu aber muß an erster Stelle das Elternhaus, die »Mutterschule«, beitragen. Das ist der leitende Gesichtspunkt in der »Praktischen Erziehungskunst für das neue deutsche Volk«, die Prof. Dr. Otto Gramzow, unser Mitarbeiter, den deutschen Müttern, ihren Helfern und den Schulerziehern, gewidmet hat, in der richtigen Erkenntnis, daß ohne deren Einsicht und Hilfe eine vernünftige, planvolle Erziehung nicht möglich ist. Denn: »Erziehung der Jugend erfordert stete Selbsterziehung der Erzieher. Nur wer sein eignes Fortschreiten nie aufgibt, kann ein Förderer und Lebenswecker der Jugend sein«. — Wir geben im folgenden als beste Empfehlung des verdienstvollen Buches (Charlottenburg IV, Georg Bürkners Verlag; geb. 5½ M) mit Erlaubnis des Verfassers einen Abschnitt wieder. F. D.

Wenn der Grieche zum Apollotempel in Delphi kam, die Priesterin über seine Zukunft zu befragen, so las er über dem Tempeleingang die Worte: »Erkenne dich selbst!« Mehr Weisheit, als diese Aufforderung enthält, hat schwerlich je eine Priesterin einem Fragenden verkündet. In seinem Selbst liegt des Menschen Zukunft, soweit sie überhaupt in seine eigne Hand gegeben ist, beschlossen. Die da fragen kamen, waren entweder Schoßkinder des Glücks, denen vor der Götter Neide graute, oder sie schwankten zwischen Furcht und Hoffnung, waren Bedrängte, Unglückliche oder Verzweifelte. Das Einerlei der Tage weckt kaum ein übermächtiges Verlangen, den Vorhang wegzuziehen, der das Kommende verhüllt. In Leid und Schmerz wird wohl die Einkehr zum Selbst am leichtesten gefunden. Dem entwickelten Menschen sollte jedoch die Selbstschau Bedürfnis sein. Sie ist Grundlage der Lebensweisheit und Mittel zielbewußter, unbeirrter Lebensführung. Wer sich selbst richtig und restlos erkennen würde, der hätte einen untrüglichen Maßstab für sich selbst, seine Eigenschaften, sein Können und Tun. Er hätte das richtige Maß der Achtung andrer. An Selbstvertrauen würde es ihm nicht fehlen, und er bedürfte der Beglaubigung durch das Urteil andrer nicht. Ihn könnten weder Enttäuschungen oder Mißerfolge schrecken, noch die Einwendungen, Bedenklichkeiten und Unkenrufe andrer in seinen Plänen wankend machen.

Allein vollendete Selbsterkenntnis ist und bleibt ein Ideal. Wer am sichersten überzeugt ist, sie zu besitzen, der kennt sich am wenigsten. Die Innenwelt jedes entwickelteren Menschen ist so zusammengesetzt und trägt so viele Möglichkeiten in sich, daß ihm unter gewöhnlichen Umständen vieles davon verborgen bleibt. Um die stärksten Schatten und hellsten Lichtseiten zu offenbaren, bedarf es oft außergewöhnlicher Ereignisse und Lebenslagen. Wir können unser Inneres nicht selbst beobachten, während es in starker Bewegung ist. Jeder Versuch der Selbstbeobachtung schwächt augenblicklich diese Bewegung. Nur in der Erinnerung erkennen wir, was in uns vorging. Die schlimmsten Hemmungen der Selbsterkenntnis sind aber Selbstliebe und Eitelkeit. In unserm Tun offenbaren wir uns nicht nur den Mitmenschen, sondern auch uns selber. Darum ist die Aufforderung richtig:

Wirke, nur in seinen Werken
Kann der Mensch sich selbst bemerken.

Eine so wichtige Erkenntnis wie die des Selbst muß auch dem werdenden Menschen vermittelt werden. Dem Kinde liegt das Streben danach fern. Ein Kind von neun Jahren wird selten anzugeben wissen, was es zu seinem Verhalten oder Tun in einem bestimmten Falle bewog. Auch mit zunehmender Reife tritt das Streben nach Selbsterkenntnis höchstens mit längeren Unterbrechungen und nur für kürzere Zeiten auf. In der Regel entkeimt es aus den Beobachtungen an andern. Unwillkürlich vergleicht sich das reifere Kind mit denen, an deren Tun ihm etwas aufgefallen oder un-

verständlich geblieben ist. Der Weg heißt: durch Menschenkenntnis zur Selbsterkenntnis und von der Selbsterkenntnis zu genauerer und tieferer Menschenkenntnis. Mit hammerschlagartiger Treffsicherheit hat ihn Schiller beschrieben:

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben!
Willst du die andern verstehen, blick' in dein eignes Herz!

Instinktiv findet das Kind heraus, daß die Menschen ihr Inneres nicht nur in Worten, sondern durch alle Ausdrucksbewegungen offenbaren. Nur solche, die ihr ganzes Leben lang Masken tragen, geschickte Schauspieler oder vollendete Heuchler sind, können verhindern, daß ihre Gedanken, Gemütsbewegungen und Beweggründe in Blick, Mienen und Gebärden, überhaupt in ihren Bewegungen zum Ausdruck kommen. Die Ausdrucksformen sind bei den meisten Menschen so fest mit den Regungen des Inneren verknüpft, daß sie gegen Willen und Absicht hervortreten. Sie deutet der werdende Mensch nach den Erfahrungen, die er absichts- und planlos an sich selbst gemacht hat. Die Erziehung muß ihn aber anleiten, unter und hinter die Masken zu sehen, die manche tragen. Aus der Weltgeschichte und Literatur lernt er Beispiele der Verstellung oder der Heuchelei kennen. Auch enttäuschende Erfahrungen an den Menschen seines Umganges bleiben ihm nicht erspart. Verständige Eltern werden ihn darauf hinweisen, daß manche ihre Worte gebrauchen, um ihre wahren Gedanken und Regungen zu verhüllen, und daß blindes Vertrauen und Offenherzigkeit oftmals schlecht belohnt werden. Freilich ist dabei zu vermeiden, die junge Menschenseele mit stets wachsendem Mißtrauen oder schlimmen Vorurteilen zu erfüllen, sie hämisch und wegwerfend über andre urteilen zu lehren. Nicht Mißtrauen, sondern nur Vorsicht ist anzuraten. Der junge Mensch muß ferner davon frei gemacht werden, nach dem äußeren glänzenden Schein zu urteilen oder hergebrachten Vorurteilen zu folgen. Gewiß soll er den Beweggründen nachzuspüren suchen, aus denen heraus die Menschen seiner Umgebung handeln. Aber er muß auch davor gewarnt werden, ihnen leichthin oder gar leichtfertig Beweggründe unterzulegen, die in keiner Weise erwiesen sind. Das Äußere eines Menschen erweckt beim reiferen Kinde leicht Zu- oder Abneigung. Deshalb bedarf es des Hinweises, sich solcher Zu- und Abneigung nicht vorschnell, sondern erst nach längerer Beobachtung und Prüfung des Betreffenden hinzugeben. »Suche den Kern zu erkennen und laß dich durch die Schale nicht täuschen«, das ist eine notwendige Lebensregel!

Die Verschiedenheit der Gesamtanlage muß natürlich auch bei der Anleitung zur Selbsterkenntnis berücksichtigt werden. Neigt der junge Mensch zur Selbstüberschätzung, so zeige man ihm, daß andre weit mehr können oder geleistet haben als er. Dabei muß man möglichst vermeiden, ihn in Vergleich mit seinen Freunden und Bekannten zu stellen, damit nicht die Gefühle der Abneigung, des Neides usw. geweckt werden. Beispiele aus der Lebensgeschichte großer Männer, die sich frühzeitig durch bedeutende Leistungen auszeichneten, sind hier am geeignetsten. Dem Selbstgerechten vermittelt man die Überzeugung, daß niemand ohne Fehl ist. Man erinnert ihn daran, daß er selbst schon oft genug gefehlt hat. Dem Hochmütigen und Eitlen ist das Unangenehme, Lächerliche dieser Eigenschaften vor Augen zu führen.

Für alle Heranwachsenden ist es von Wichtigkeit, sie anzuleiten, daß sie abends ihre Tagesleistungen und ihr Verhalten mit ihren Vorsätzen vom Morgen vergleichen, daß sie sich am Schlusse von Schul- und Lebensabschnitten Rechenschaft über Verhalten, Tun, Erfolge und Mißerfolge ablegen. Auch das Führen von Tagebüchern darf man ihnen empfehlen. Dabei sind sie vor eitler Selbstbespiegelung, vor Schöntun mit ihren Gefühlen und vor hohlen und unwahren Phrasen zu warnen. Der Mensch soll nicht zum schwarzgalligen Selbstsezierer und Selbstquäler erzogen werden. Die Heiterkeit der Jugend soll nicht durch finsteren Ernst oder gar Griesgrämigkeit ausgetrieben werden. Nur angeleitet muß die Jugend werden, stets aufrichtig gegen sich selbst zu sein, ihren Blick für die eignen Vorzüge und Fehler zu schärfen und *keine Scheu vor der Entdeckung des eignen Selbst zu empfinden.*

Weg

Liegt wo ein Weg verschwiegen.
Der Fluß zieht tief vorbei,
Und über Fischerstiegen
Da blüht die Akelei.

Die Drossel hör' ich flöten,
Noch ruft ein Kuckuck fern,
Und aus den Abendröten
Taucht schon ein blasser Stern.

Die wilden Rosen hangen
Zum Wege, blustbeschwert —
Ist *einer* ihn gegangen,
Der nimmer wiederkehrt.

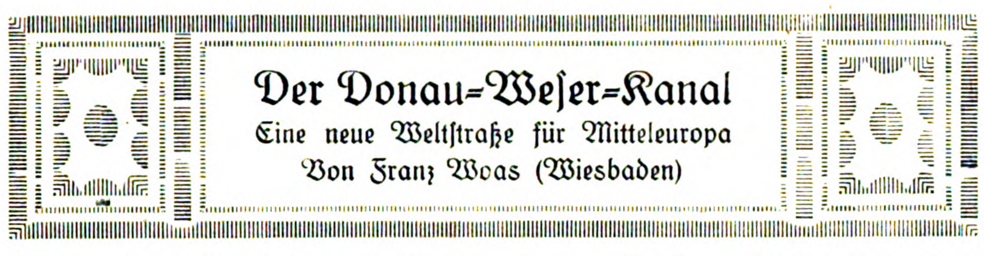
Victor Hardung





Otto H. Engel: Das Häuschen der Witwe

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung in Düsseldorf, Sommer 1917
(Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart)

Der Donau-Weser-Kanal

Eine neue Weltstraße für Mitteleuropa

Von Franz Woas (Wiesbaden)

Wenn bis jetzt die Völker und Staaten, welche zu Mitteleuropa gehören, in ihrem Sein und Tun, im Weben und Streben nicht ganz eins geworden sind, so liegt dies vornehmlich an der eignen Gestalt, welche dieses Stück Erdrinde von der Natur mitbekommen hat.

Alle deutschen Ströme, mit nur einer Ausnahme, fließen von Süden nach Norden; der Rhein, die Weser, die Elbe in die Nordsee; die Oder und die Weichsel in die Ostsee. Die Ausnahme bildet die Donau, die von Anfang an entschieden den Weg nach Sonnenaufgang nimmt, um dann schließlich auch in einem Südmeere zu enden. Die eigentümliche Lage der mitteleuropäischen Gebirge ist es, welche den Flüssen diesen Lauf vorschreibt. Mitteleuropa ist durchsetzt durch zwei mächtige Gebirgszüge, welche fast genau von Westen nach Osten nebeneinander herziehen, nur um wenig mehr als hundert Kilometer voneinander getrennt; nämlich einerseits die Alpen mit deren östlicher Fortsetzung, den Karpathen, anderseits die verschiedenen Jurastöcke mit der östlichen Fortsetzung im Böhmer Walde und dem böhmisch-mährischen Hügellande. In eisiger Starre stehen diese beiden Gebirgsketten wie Festungsmauern einander gegenüber, und nur an einer einzigen Stelle ist in dem niedrigen Zuge, dem Jura, ein Durchbruch da: hier brach sich der Rhein, von den Hochalpen herniederstürzend, seine Bahn durch den Granit und Gneis, und an derselben Stelle teilt sich zugleich auch die Schlucht, die zwischen den Alpen und den Juraketten liegt, deutlich nach links und rechts hin wieder zu zwei besonderen Tälern: zur Linken, westwärts, wendet sich eins davon dem Rhonegebiet zu, während sich zur Rechten, ostwärts, die Schlucht allmählich weitet, um sich dem Donautal mit seinen Nebenflüssen zu öffnen.

So bilden die nördlich davon liegenden süddeutschen Gebirgszüge eine deutliche Wasserscheide, an deren südlichem Hange die Donau ihren Weg nach Sonnenaufgang nimmt, während am Nordhange derselben Scheide all die größeren und kleineren Wasseradern herniederrieseln, welche zusammen das Wassernetz Deutschlands ausmachen.

Verkehr und Handel folgen aber — wenigstens solange keine künstlichen Verkehrsmittel bestehen — immer den Flußtälern, auf wie ab, weil ihnen dies die wenigste Mühe bereitet. Daher das Aufkommen der gewaltigen Seeplätze an unsern Nordmeeren. Aber Deutschland mußte der natürlichen Lage nach ebenso nach den Südmeeren Europas hinstreben, und es hat danach hingestrebt; der uranfängliche Handel Deutschlands ging zum großen Teil die Donau auf und ab. Das war die Zeit, wo Nürnberg und Augsburg, Würzburg und Bamberg, Ulm und Regensburg noch die Mittelpunkte deutschen Gewerbefleißes waren. Vergangene Zeiten! Langsam aber unerbittlich haben die großen Seestädte die alten Stätten des Weltverkehrs ersetzt; ganz Süd- und Mitteldeutschland sind allmählich vom Verkehr abgedrängt worden, weil ihnen die unmittelbare Verbindung mit der allbeherrschenden See fehlt.

Freilich, an Schienensträngen mangelt es nicht, und auch Wasserstraßen sind vorhanden — aber die Eisenbahnen und minderwertige Wasserwege machen es heute nicht mehr aus; der Großverkehr kommt heute ohne Großschiffahrtswege nicht voran. Deutschland, so lange den Kanälen abhold, hat sich in den letzten Jahrzehnten ein ansehnliches Netz künstlicher Wasserstraßen beigelegt; und dauernd wird weitergebaut und neu geplant.

Es ist aber merkwürdig: so ausgedehnt das neue Wasserstraßennetz Deutschlands auch sein mag — immer behält es in der Hauptsache die Verkehrsrichtung von Süd nach Nord und umgekehrt bei. Es entspricht das eben dem einmal vorhandenen Zuge der natürlichen Wasserstraßen. Die große Wasserscheide Mitteleuropas ist damit noch nicht ernstlich durchbrochen worden, und nur der alte Ludwigs-Kanal hat einen Ansatz

dazu gemacht, der aber viel zu bescheiden ist, als daß heutzutage viel damit gewonnen wäre. Sonst — hätte er die nötigen Abmessungen, zählte er weniger Schleusen — wär' er so übel nicht; verbindet er doch tatsächlich die Donau mit dem Main; und somit kann, wer es darauf anlegte, einen Kahn in Ruhrort mit Kohlen laden, um damit bis Wien und Budapest, ja bis Braila und sogar ins Schwarze Meer hinein zu fahren.

Pläne sind im Gange, den Ludwigs-Kanal durch eine Großschiffahrtsstraße von der Donau bis Bamberg zu ersetzen; eben liegen sie der Bayrischen Kammer vor, und kein Geringerer als König Ludwig selbst ist seit langem ein Verfechter dieser Pläne. Am Main allein kann aber Städten wie Augsburg, München, Regensburg, Ulm und Nürnberg nicht so viel liegen. Ihre Not weist sie weniger auf den Rhein hin, als vielmehr auf die Weser, weil sie durch diese auf dem kürzesten Wege zu einem Seehafen kommen, und noch dazu an einen deutschen, was beim Rhein doch nur auf Umwegen möglich ist. Die kriegerischen Ereignisse der jüngsten Zeit haben alledem noch ein weit ernsteres Gesicht gegeben. Die Donau trat mit einem Schlage in den Vordergrund.

Die schöne blaue Donau!

Der längste Fluß in ganz Europa, von der Wolga abgesehen! Und doch von wie geringer Bedeutung bisher als Verkehrsstraße für dieses Stück Erde! Etwa doppelt so lang wie der Rhein, so lang wie die drei Ströme Westdeutschlands — Rhein, Weser und Elbe — zusammen, dabei mit einem Niederschlagsgebiet beinah doppelt so groß als das Deutsche Reich, weist sie doch nur einen Verkehr auf, der geradezu kümmerlich genannt werden muß. Der Rhein hat einen Verkehr dreimal so stark wie der im Suezkanal — und die Donau? Deren Verkehr beträgt etwa den fünfzehnten Teil vom Rheinverkehr! — Fünf Staaten durchströmt die Donau im Ober- und Mittellauf beinah vergeblich. Erst gegen den Unterlauf hin, wo sie weitere vier Staaten berührt, wird sie zu einer Verkehrsstraße von einiger Bedeutung. Zu der vollen Bedeutung aber, die ihr zukommt, bringt sie es auch hier nicht: noch keine 2000 Schiffe sind es durchschnittlich, welche die unteren Donauhäfen das Jahr über anlaufen. Die Ladungen bergauf fehlen, weil die Seehäfen allen Verkehr bergab ziehen.

Wohin kann auch das Getreide Rumäniens und Bulgariens anders gehen als bergab an die See? Die Walachei zumal ist eine einzige Ebene, die sich von den Karpathen her sanft zur Donau und zum Meere niedersenkt. Nichts natürlicher, als daß auch die goldenen Körner, die aus diesem Boden kommen, in der gleichen Richtung rollen, um dann den Weg zur Donau und zum Meere zu finden. Alles Getreide, welches der walachische Bauer überflüssig hat, kannte bisher nur ein einziges Ziel: an den Fluß hin und an das Meer! Was die Donau aufwärts geht, ist der Rede nicht wert. All dies viele Getreide ist bisher in der Hauptsache nur auf dem Seewege zu uns gelangt, und dabei würde es auch ferner bleiben, bliebe es mit der Donau, wie es war. Es darf aber nicht so sein. Der Krieg ist eine große Warnung gewesen: wir müssen das Getreide die Donau herauf bekommen.

Wird das möglich sein?

Mit Zahlen wollen Leser nicht gern behelligt sein; aber eine Zahl muß hier doch ins Gefecht gebracht werden — ein Pfennig! Nur ein einziger.

Wie die Dinge nämlich vor dem Kriege lagen, stellte sich ein Pfund Weizenmehl, aus Getreide gemahlen, welches die Donau aufwärts bis nach Regensburg kam, um genau diesen Pfennig teurer als ein gleiches Pfund Mehl, aus Weizen gemahlen, der über See eingelangt war.

Nun soll auch ein solcher Pfennig nicht gerade unterschätzt werden, hängt mitunter doch sogar von einem halben und viertel Pfennig ein Handelsgeschäft ab. Was aber will hier dieser eine Pfennig lange reden, wo noch so viele andre Pfennige mitsprechen? Mitsprechen in deutlichster Weise, bis das Mehl der deutschen Hausfrau auf den Küchentisch kommt. Zahlte sie doch — vor dem Kriege — für dieses Pfund Mehl 23 Pfennig, während das Pfund Weizen dort, wo es gewachsen, noch keine zehn Pfennig kosten mochte!

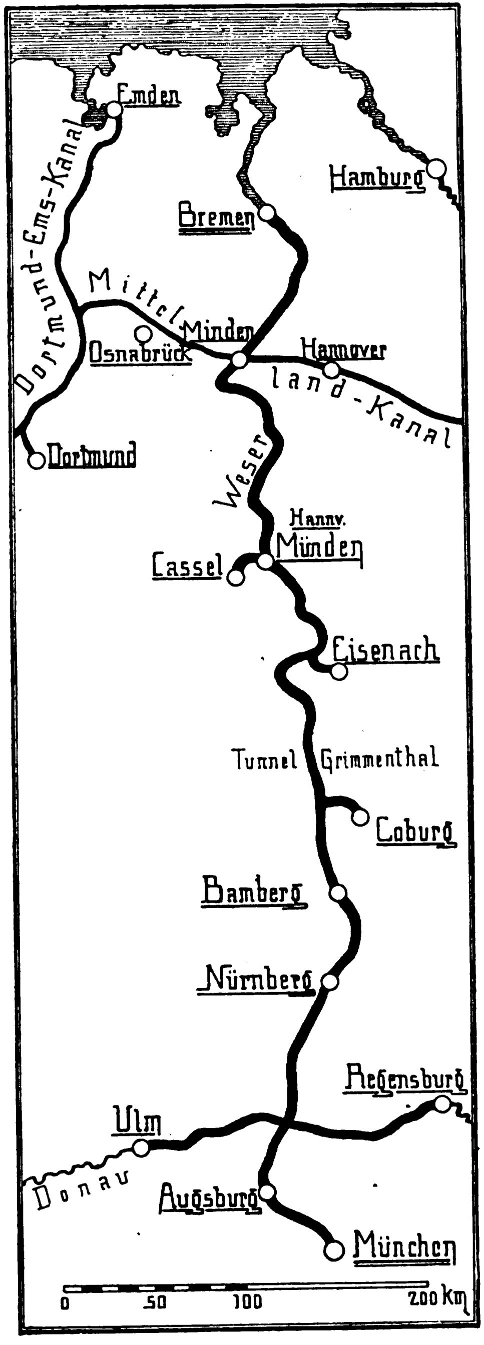
Der eine Pfennig für den Weg macht es also wirklich nicht aus. Der Handel braucht sich nur etwas anders einzurichten, es braucht aus der Kette nur ein einziges Glied ausgeschaltet zu werden — und der eine Pfen-



nig ist weg. Wer weiß auch, wie nach dem Kriege die Seefracht steht. Sicherlich eher höher als niedriger. Der Unterschied zwischen Seefracht und Donaufracht kann vielleicht ganz verschwinden. Und selbst wenn auch weiter ein Wettbewerb zwischen beiden bestehen bleibt, so wird es eben die Aufgabe aller sein, den Wettbewerb zugunsten des Donauweges zu wenden, weil wir auch sonst unsern Vorteil davon haben. Wir werden durch alle die neuen Verhältnisse geradezu auf diesen Binnenweg gedrängt.

Das ist der Gedanke, der jetzt hinter allen Plänen stehen muß, die sich mit der Verbesserung der Flußläufe und der Anlage von Kanälen beschäftigen: talaufwärts, aus dem nahen Osten, die Nahrung herein; talabwärts die Erzeugnisse unsers Gewerbefleißes, unsre Kohlen, unser Eisen, unser Kali, da hinaus in die Welt!

Der Kanal, der von Mitteldeutschland aus schon so lange geplant wird, will eine Wasserverbindung der Städte Augsburg und München über Stepperg an der Donau, Nürnberg-Fürth, Bamberg, Koburg, Meiningen, Eisenach, Münden, Kassel bis zur Werra, und von da ab eine solche Verbesserung der Weser in ihrer Wassertiefe, daß Kähne von 1000 Tonnen Ladung jederzeit verkehren können. Es ist ein gewaltiger Plan. Nicht weniger als 870 Kilometer lang ist die Strecke München—Bremen. Davon ist genau die Hälfte (435 Kilometer) natürlicher Wasserweg. Weitere 435 Kilometer müßten in einem Kanal neu angelegt werden. Zwei Wasserscheiden also muß der Kanal übersteigen, diejenige zwischen Donau und Main und diejenige zwischen Main und Weser. Beide Male sind recht ansehnliche Höhen zu überwinden: zwischen Nürnberg und Erlangen 294 Meter, zwischen Koburg und Meiningen 310 Meter. Um hier nicht noch höher hinaufklettern zu müssen, ist bei Grimmenthal ein Bauwerk geplant, wie es nicht gerade häufig vorkommt: ein Schiffahrtstunnel von vollen neun Kilometer Länge. Von hier aus fällt der Wasserspiegel des Kanals in einer gewaltigen Treppe wieder ab. Nicht weniger als 16 Stufen hat diese Treppe, und die Stufen sind 10—15 Meter hoch. Um so viel muß jedes Schiff immer in den Schleusen gesenkt und gehoben werden. Der Fuß dieser Treppe, der Hafen in Hann.-Münden,



Übersichtsplan des Donau-Weser-Kanals

liegt um nicht weniger als 190 Meter tiefer als deren Spitze, der Kanaltunnel.

In der Tat ein gewaltiger Plan! Beinah eine drittel Milliarde soll die Ausführung kosten. Aber an große Zahlen sind wir ja jetzt gewöhnt; wenn eine solche

Summe Geldes sich nur bezahlt macht, dann kann sie durch ihre Größe allein nicht mehr schrecken. Im Kanalbetriebe haben wir die letzten Jahrzehnte über auch einige Erfahrungen gesammelt; es ist heute beileibe nicht ein Schritt ins Dunkle hinein, den man mit solch einem Werke tut. Es liegen genaue Berechnungen vor, die eine Verzinsung der Baukosten erwarten lassen, um so mehr, als mit dem Kanal noch ein andres Unternehmen verknüpft werden soll: man will die starken Wasserkräfte, die ohnedies für den Kanalbetrieb beschafft werden müssen, hier noch besonders ausnutzen, will das Wasser nicht wieder weglaufen lassen, sondern es zur Erzeugung von elektrischer Kraft benutzen. Mächtige Talsperren sollen in die Nebentäler der Werra, der Fulda und des Mains eingebaut werden, 8 an der Zahl und mit einem Wasserinhalt von 800 Millionen Kubikmeter. Ein ungeheures Maß an Kraft und Licht, das sich damit erzielen läßt, ausreichend nicht nur für das Kanalgebiet selbst, sondern auch noch für weite Landstrecken rechts und links davon.

Die Überschüsse aus diesen Kraftwerken werden eine starke Beihilfe für die Betriebskosten des Kanals abgeben. Auch hierin tappt man ja nicht mehr im Dunkeln. Von gewissen unsicheren Annahmen wird man freilich immer ausgehen müssen. Die Frage, die für den Kanal die Hauptfrage ist, bleibt die: Wieviel Verkehr fließt dem Kanal zu? — Darauf kann nun freilich niemand mit einer bestimmten Zahl antworten; aber aus der ganzen Lage der Dinge erkennt man, und die Karte zeigt es: dem Kanal muß einmal ein recht erheblicher Verkehr zufließen; vor allem der Verkehr Mittel- und Süddeutschlands mit der See, weiter der Kohlenverkehr mit dem Niederrhein und endlich der Erzverkehr des Frankenlandes mit dem Niederrhein, der auf diesen Kanal seit Jahrzehnten wartet. Dazu tritt der örtliche Verkehr, der Austauschverkehr all der vielen gewerbereichen Orte untereinander, welche an die neue Wasserstraße zu liegen kommen. Der Mittellandkanal, der unmittelbar mit dem Kanal in Wasserverbindung tritt, wird so dereinst auch Süd- und Mitteldeutschland mit Ostdeutschland in Verbindung setzen, und von Augsburg wie München aus werden einstmals schwere Kanalkähne mit einer Ladung von 100 Eisenbahnwagen bis Berlin, ja bis Bromberg und Thorn gehen können, ebenso nach allen Seestädten des Nordens, nach Hamburg, Lübeck, Stettin, Danzig und selbst nach Königsberg. Nicht nur die Eisenbahnen, nein, auch die Wasserstraßen und Kanäle, mögen sie sonst auch vielen Nutzen gestiftet haben, drängten Süd- und Mitteldeutschland mehr und mehr vom Weltverkehr ab; diesen Gebieten brachten sie also Schaden. So ist es wahrlich Zeit, daß auch einmal eine Wasserstraße ausgebaut wird, die hier Vorteil schafft, ohne andern zu schaden, eine Wasserstraße, welche für ganz Deutschland von Nutzen ist.

Wie heute alles liegt, ist die Donau dazu berufen, die Hauptstraße zu werden, auf der einst Mitteleuropa und der nahe Osten miteinander verkehren — was im übrigen nicht einmal etwas Neues ist. Nein, das Alte kehrt nur wieder in etwas andrer Gestalt.

Der nähere Osten hat aber inzwischen für uns eine andre, noch stärkere Bedeutung gewonnen, als er jemals gehabt hat: er soll uns ja das tägliche Brot sichern! So bleibt uns gar nichts andres übrig, wir müssen mit ihm aufs engste Hand in Hand gehen. Dazu gehört aber, daß sich die Tore, die bei ihm aus und ein führen, so weit als nur möglich aufmachen. Nicht mehr im weiten Umwege ums Haus herum wollen wir gehen, sondern den Weg nehmen unmittelbar durch offene Pforten. Wir brauchen einen solchen Schiffahrtsweg, der ununterbrochen von den Nordmeeren durch das Herz Deutschlands und Österreich-Ungarns bis ans Schwarze Meer führt, auf das allernötigste.

Welche machtvolle Wendung liegt darin insbesondere für das lange schon vom Weltverkehr abgeschlossene Bayern und für die sächsisch-thüringischen Lande mit all ihren Stätten regster und doch nicht recht lohnender Betriebsamkeit! Dem Vollkörper Alldeutschland aber wird damit zugleich eine neue Schlagader eingeführt, die über kurz oder lang den Verkehr zweier ferner, fremder Weltteile an bisher stille Ufer bringen muß.







Die Wunderblume

Eine Geschichte von Paul Quensel

I



Maria Mampe saß am Fenster, über dem draußen, nach der Straße zu, eine Holztafel mit der Aufschrift »Altwarenhandlung« angebracht war. Ihr Vater, der Trödler, lehnte am Kleiderschrank und sog nachdenklich an der Tabakspfeife. Plötzlich wurden seine Augen durch das Fenster gelenkt. »Die Nachbarin reit' wieder der Teufel,« sagte er. »Sie zeigt einmal auf die Firma und einmal auf dich.«

Da wurde es Maria Mampe zum erstenmal inne, daß man sie für angejahrt halten könnte. Sie beugte sich über ihre Näharbeit, als wolle sie sich durch die Fensterbrüstung decken, und heftete die gelben Zigarrenbändchen, die sauber geglättet vor ihr auf dem Nähtisch lagen, immer hastiger auf ein verblichenes grünsamtenes Jäckchen.

Als sie nach einiger Zeit Betroffenheit und Ärger niedergekämpft hatte, entgegnete sie: »Das erste, was ich anschaffe, ist ein Fenstervorsetzer; darauf sticke ich mit rotem Garn: Der getreuen Nachbarschaft.«

Der Trödler nickte vor Stolz. Ein feiner Kopf, seine Maria! Und in ihrem Tun so apart wie die großen Damen. Wohin er blickte, gewahrte er ihr Walten. Den schönen Öldruck an der Wand mit dem Ritter und dem Schwan hatte sie ausgesucht. Den Lampenfuß, die Türschlösser und Fensterwirbel hatte sie mit Bronze bemalt. Über das Ledersofa hatte sie eine gehäkelte Kante genagelt. Auf einem weißgedeckten Tischchen hatte sie ihr Lieblingsbuch, den Poetischen Hausschatz, und eine alte spanische Grammatik malerisch ausgelegt. Ein feiner Kopf, seine Maria! Er sah sie mit liebevollen Augen an, während er sich mit dem Mundstück der Pfeife diskret an der Schläfe kratzte.

Da schlurfte es draußen auf dem Flur. »Gewiß der Horndreher,« sagte Maria. »Daß der sich immer um die Abendbrotszeit einfindet! Aber heut wollen wir ihn aushungern!«

Der Horndreher Spindler krächzte seine Begrüßung und spannte nach dem weitläufigen Ledersofa. So recht satt und breit in einem Ledersofa zu sitzen und Pfeife zu rauchen, war ihm der Inbegriff aller Glückseligkeit. Aber er dachte daran, daß Maria immer behauptete, durch seinen Struppkopf werde die gehäkelte Kante schmutzig; so zog er sich einen Stuhl heran und setzte sich seitlich neben den Ofen. »Johanni läßt sich schlecht an,« sagte er mißmutig. »Es kommt ein Nassauer.«

Maria lächelte überlegen. »Ich sage ihm, Basilius wird gut und Sankt Johannis noch besser.«

»Werden ja sehen!« entgegnete er und stemmte aus alter Wintergewohnheit seine Filzschuhe an die Ofenplatte, die Adam und Eva in unbehilflichen Gußformen zeigte. Dabei trat er seinen Ureltern rücksichtslos auf Kopf und Brust.

Das ging dem Trödler wider das Gefühl. »Ich kann's nicht ersehn!« sagte er. »Mir ist's, als ob es ihnen die Luft nehmen müßt'.«

Da ließ der Horndreher die Filzschuhe herunterschurren.

Maria hatte währenddessen den Poetischen Hausschatz vor sich aufgeschlagen. »Der Marthendienst wär' zu Ende, nun kommt der Mariensinn. Paßt auf, ich will euch die Wunderblume vortragen!«

Die beiden Alten hatten anfänglich den festen Vorsatz, dem verheißungsvollen Gedicht zu folgen. Aber der eintönige, singende Tonfall war wie eine ferne Mühle. So ging es ihnen wie immer, wenn Maria Gedichte deklamierte, ihre Köpfe senkten sich tiefer, ihre Buckel wurden krummer. Als aber die Jungfrau bei dem Drohruf des Satans: »Du Frevler, nun hab' ich Gewalt über dich!«, die Grenzen einer gesetzten Hausdeklamation vergaß und ihrem Zorn gegen den sündhaften Grafen, der sich vermessen hatte, die Wunderblume zu brechen, in einem aufkreischenden Tone Luft machte, da fuhren die beiden Schläfer gleichzeitig erschrocken in die Höhe und stotterten: »Das war wieder ein schönes Ding; das ging einem durch und durch!«

Es gehörte zu den Gepflogenheiten Marias, an die vorgelesenen Gedichte allerlei wunderliche Erklärungen anzufügen, um ihre Hörerschaft besser in den Geist der deutschen

Literatur einzuführen. So gab sie auch jetzt einen eignen Kommentar. »In dem Gedicht liegt viel,« sagte sie pathetisch, »die Sage von der Wunderblume liegt darin, und die hat einen tiefen Sinn. Nämlich, das sind die rechten Sonntagskinder, die groß durchs Leben wandeln und immer Grundsätze bei der Hand haben. Und die Wunderblume, das ist das Glück und die Seligkeit in der Liebe. Ich bin so ein Sonntagskind, und ich werde die Wunderblume finden, verlaßt euch drauf!«

»Wenn du nur nicht gar zu wählerisch wärst, Miezel!« sagte der Tröbler. »Denk an, Nachbar: drei Freier hat sie heimgeschickt, hübsche Herren, feine Herren, und der eine war vom Gericht.«

»Stimmt!« rief Maria. »An Vergißmeinnichten und Veilchen ist mir eben nichts gelegen. Die Wunderblume soll es sein, die echte Wunderblume.«

»Hoffart tut nicht gut,« warnte der Horndreher. »Und wenn ein Mädchen erst auf den Schneider zugeht ...«

Das war an diesem Abend das zweitemal, daß man Maria für angejahrt hielt. »Ich auf den Schneider zu!« rief sie, und ihre Stimme bebte. »Das ist wohl auf die zweiunddreißig zu?« Schon hatte sie vollen Atem genommen, um die schnöde Behauptung zurückzuweisen. Doch sie hielt plötzlich an sich, setzte ein feines Lächeln auf, stach mit der Nadel zwischen die Blätter des Poetischen Hausschatzes und sagte scheinbar erheitert: »Ja, wenn's ein selbständiger Schneider wäre, ein Schneidermeister, und ein guter, netter Mensch obendrein — ich glaub' schon, daß ich auf den zugehen könnte.« Ihr Witz gefiel ihr; sie wiederholte ihn und fuhr dann in überlegenem Spott fort: »Sehen Sie, Spindler, da haben Sie auch einmal etwas Verständiges gesagt, und doch denken die Leute, Sie könnten nur einfältige Sachen reden.«

Der Horndreher nagte kleinlaut an seiner Pfeife. Er hätte gern entgegnet, aber der Gedanke an das Abendbrot machte ihn kleinlaut, auch fiel ihm nichts ein.

Maria hingegen wurde durch ihren unbestrittenen Sieg versöhnlicher. Sie blickte nach dem Abendschein auf dem Eckhaus und sagte: »Ohne Zweifel — das gibt einen wunderschönen Basilius, und die Wunderblume wird blühen in der Johannisnacht. Was gilt's, Herr Nachbar, sie blüht diesmal für mich!«

»Mich sollt's freun!« kam es als Antwort vom Ofen her. »So komme ich zu einer kulanten Hochzig mit gutem Essen.«

»Als da wäre zuerst ein feines Süppchen!« begann der Tröbler die Speisekarte.

»Mit Nudeln!« ergänzte der Horndreher und schlürfte sie im Geiste in den zahnarmen Mund.

»Nachher Karpfen, polnisch, mit Krautsalat! Das ist 'ne Sache!«

»Dann Rindsbraten und gekochte Pflaumen, richtige Saftsäcke, groß wie Salatkartoffeln! Das ist auch 'ne Sache!«

»Und ein süßer Wein! Das ist Hauptsache!«

Der Gedanke an süßen Wein schien den Horndreher zu elektrisieren. »Der geht ins Geblüt!« rief er. »Der macht die alten Krauter jung und die jungen Brautleute hitzig.«

Maria stampfte unwillig mit dem Fuße, als ob ihr solche Aussichten unangenehm seien. Aber der pausbäckige Knabe aus dem Nachbarhause, der eben den neuesten Wiedenbrucker »Stadtboten« brachte, betrachtete sie erstaunt und schelmisch aus blauen Augen, als wolle er sagen: Ist die Entrüstung wirklich so ernst? Als Antwort zog sie ihn heran und bedeckte die roten Backen so mit Küssen, daß er strampelte und unwillig davonrannte.

»Das war nicht der Rechte!« lachte verschmitzt der Horndreher. »Zwanzig und etliche müßte er schon älter sein. Aber die Weise war richtig.«

Maria lief rot an und suchte über ihr Empfinden hinwegzutäuschen. »Er ist ein gar zu lieber Balg,« sagte sie, »man kann ihm nicht gram sein, wenn er auch oft frech und wild ist.«

Daß sie damit recht hatte, bewies der Pausback sofort, indem er die Stubentür nochmals öffnete und hereinrief: »Ein Stück Striezel wär' mir lieber gewesen!«

»Sollst es kriegen,« klang es zurück, »komm nur!«

Aber eine kleine Gegengabe mußte er leisten: sein Sommertagslied singen, das der Tröbler für sein Leben gern hörte. Er sang's mit heller, dreister Stimme und schielte nach dem Preis, den Maria auf den Tisch gelegt hatte:

»Tra ri ro,
Der Sommer der ist do!
Wir wünschen dem Herrn ein' golden Tisch,
Auf jeder Eck ein' gebacken Fisch,



Und mitten hinein
Drei Kannen voll Wein,
Daß er dabei kann fröhlich sein.«

Als der Sänger hinaus war, sagte Maria: »Ich bin ganz wirblicht. Ich kann's kaum erwarten. Die Wunderblume ... Und gut wär's, wenn ich die Robe gleich heut einmal anprobierte.« Damit nahm sie das grüne Samtjäckchen und verschwand in der Kammer.

Der Horndreher ahnte, daß etwas im Werden sei, etwas Außerordentliches, das geeignet schien, die Anwohner der Krautgasse zu erregen. Und der Tröbler, froh seines Wissens, gab dem Hinterweltler in weitläufigem, stockendem Bericht die ersehnte Klarheit. »Ein Basar soll morgen stattfinden, im Kasinogarten. Und alles muß vermaskiert sein, nur ohne Larven. Man spricht von Schaubuden und Kasperletheater, von Musik und Aufzügen, von Weinschenken und Bratwurstrosten. Die ganze Stadt ist in Bewegung, so steht's in der Zeitung. Die ganze Honoration geht hin. Die Gerichtsherren gehen hin mit ihren Damen. Die jungen Kaufleute machen eine Zigeunerbande und wollen einen Fleischerhund als Bären anputzen. Und alles, was einkommt, ist zu milden Zwecken.«

»Eine neumodische Welt!« brummte der Horndreher; denn er verachtete alle Festlichkeiten, bei denen er nicht beteiligt war.

Da trat Maria wieder durch die Kammertür. Sie hatte ein Kleid angelegt, das sie in ihrer phantasievollen Art die Fürstinrobe nannte. Ihr Vater hatte es einst unter alter Garderobe auf einer Auktion erstanden, und sie behauptete, sie habe in dem Kleide einen Zettel gefunden und daraus ersehen, daß es aus dem Nachlasse der polnischen Fürstin Schnitzka stamme.

Nachdem sie sich eine Weile an der Verwunderung des Horndrehers geweidet hatte, hob sie das Stumpfnäschen, das isoliert und steilhängig wie ein kleiner Galgenhügel inmitten des runden Gesichts stand, und sagte: »Gelt, Meister, wer das gedacht hätte! Sonst ging die Robe in Petersburg auf die Krönung, und nun soll sie in Wiedenbruck auf den Basar. So dreht sich alles herum in der Welt.« Dann fing sie an, die Robe erklärend zu beleuchten: »Das ist das polnische Jäckchen mit altem, gutem Litzenbesatz.«

Wenn sie auch bei dieser Angabe etwas frei mit der Wahrheit umging, da sie den alten, guten Litzenbesatz eben erst mit Hilfe von gelben Zigarrenbändchen hergestellt hatte, so nahm sie es mit dem Lob des Rockes um so genauer. Neunerlei Garnierung besaß er: die schmale und die breite Paspel, das schmale und das breite Stüfchen, die glatte, die angekräuselte und die ausgebogte Frisur, und nach dem Saum hin noch zweierlei Garnierung, die es überhaupt nur in der polnischen Scheiderkunst gab.

Nun setzte sie auch noch die Polenmütze mit dem vermotteten Pelzwerk kokett aufs Ohr, knickste aristokratisch, als ob sie die Fürstin Schnitzka wäre, zu Petersburg bei der Krönung, und rief zukunft- und liebeselig: »Den Daumen halten, Herr Nachbar! Die Wunderblume! Mir ist, als könnten wir Braten und Fisch bald ansetzen!«

»Geb's der liebe Herre Gott!« sagte inbrünstig der Horndreher, und der Gedanke an das gute Essen rieselte ihm durch den hungrigen Leib.

Der warme Wunsch versöhnte Maria gänzlich mit dem alten Struppkopf, stimmte sie mild und gebeselig. Sie vergaß ihren Vorsatz, ihn auszuhungern, machte einen zweiten Hoffnicks und sagte verbindlich: »Ihr bleibt doch zum Abendbrot, lieber Herr Nachbar?«

Der Kasinogarten war streng abgesperrt. Am Haupteingang stand der lahme Krempler in Galauniform. Seine Augen sahen verweint aus wie immer, wenn er naß gefrühstückt und gevespert hatte, und in seinem grannigen Schnurrbart hingen Tränen, goldig wie Lagerbier. Er ließ keinen ohne Eintrittskarte passieren; doch sah man trotz alledem im Garten manchen ohne hochzeitliches Kleid. Kecke, barfüßige Jungen trieben sich, vorerst noch vorsichtig, in den Ecken umher; auch die alte Buschnern war trotz ihrem Gichtleiden mit Hilfe eines Enkels auf allen vieren durch die Hecke gekrochen und humpelte nun in ihrem geflickten Leinenrock in der Menge umher, als ob sie tonangebend sei. Weniger kühne Glieder des »Volks« drängten sich draußen vor der Eingangstür und am Zaun entlang und suchten von da aus unentgeltliche Einblicke in die Herrlichkeiten eines Basars zu gewinnen.

Maria Mampe hatte beim Eintritt in den großen Garten, der sonst nur den Mitgliedern des Kasinos, der städtischen Aristokratie, zugänglich war, doch ein wenig von dem



stolzen Frohmut verloren, mit dem sie vom Vaterhause ausgegangen war. Das buntfarbige Getriebe berührte sie so fremd und fast beängstigend, als sei sie vom Drachen entführt und in einer fremden Stadt niedergesetzt worden. Sie stellte sich hinter eine Linde und überschaute eine Weile, Fassung sammelnd, das unerwartete Gewühl.

Der ganze Basar sollte ein ungarisches Volksfest darstellen, und es war vom Komitee wiederholt bekanntgegeben worden, daß die Besucher möglichst in ungarischem Nationalkostüm oder doch wenigstens in einer verwandten Tracht erscheinen möchten. Doch gewahrte Maria nunmehr, wie jene Forderung nur in geringem Maße erfüllt worden war; denn rote Husaren, Chinesen, Schornsteinfeger, Briefträgerinnen, altdeutsche Edeldamen, Raubritter mit Pappharnischen, Strolche und Stadtgardisten drängten sich in übergroßer Anzahl zwischen den Ungarn, Zigeunern und Polen umher. Sogar ein mächtiges Wickelkind, dargestellt von einem dicken Fleischerssohn, wackelte zwischen den Lauben und Buden hin und her und erregte durch sein widerwärtiges Gequieke vielfachen Unwillen. Nur die alte Buschnern konnte sich an ihm nicht satt sehen und pilgerte an ihrem Stecken unverdrossen hinter ihm her.

Durch solche Heerschau erhielt Maria die alte frohgemute Fassung wieder. Ein Blick auf ihr Kostüm zeigte ihr, daß sie keine ungehörige Figur auf dem ungarischen Volksfest darstellte, sondern zu den Festteilnehmern im eigentlichen Sinne gehörte, und sie wagte nun fröhlich den Ausflug in die farbenkühne Scheinwelt. Dabei wurde sie bald gewahr, wie sie mancher Blick vom Kopf bis zu den Füßen streifte; sie fühlte, wie man hinter ihr dreinschaute und sich gegenseitig anstieß; aber sie hielt das für selbstverständlich und erhob die lockenverbrämte Stirn immer kecker und freier. Von der »Fürstinrobe« schien der Geist ihrer früheren Besitzerin in sie hineinzustrahlen, so hoheitsvoll bewegte sie sich in dem bunten Strudel. Und als ein Strolch mit dem hainbüchenen Knüttel nach dem Täschchen am »altsilbernen Bügel« häkelte, da rief sie ihm schlagfertig und würdig zu: »Herr Räuber, fürchten sie mein Gefolge!«, und beinelte mit kurzen Schritten, den etwas völligen Hinterkörper graziös hin und her schnickend, stolz davon.

Als sie nach einiger Zeit wieder aus dem flutenden Maskenstrom herausruderte und ans Ufer trat, um auch wieder einmal Zuschauerin zu sein, da hatte sie plötzlich das Gefühl, als ob sie von jemand dicht hinter ihr mit Blicken ganz scheu und zart geliebkost werde. Dem inneren Zwange folgend, wendete sie sich und blickte in zwei treuherzige, wasserblaue Augen, die sich sogleich schamhaft, aber leise beglückt, an die ihren hefteten. Sie saßen in einem dürftigen Gesichtchen, das aus einer dicken Attila mit überreichem Schnürenbesatz und breitem Kragen von Hasenfell hervorschaute wie ein Eichhörnchen aus dem Nest. Die dünnen Beine des Männleins waren mit eng anliegenden Reithosen bekleidet und steckten in derben Wickelstiefeln. Doch füllten sie die Schäfte bei weitem nicht aus, sondern bei genauerer Untersuchung hätte man gefunden, daß allerlei Tuchlappen als Füllsel benutzt waren.

Der dürftige Ungar errötete leicht und hüstelte verlegen, als die Blicke der Jungfrau einen Augenblick sanft und fragend in ihn hineinflossen, und da Maria nunmehr ihre Umgänge wieder aufnahm, so folgte er ihr wie verzaubert, zunächst nur mit den Augen, dann aber in ganzer Leibhaftigkeit. Ein geheimnisvoller Zwang sorgte dafür, daß sich die wechselseitigen Blicke fort und fort wiederholten und sich immer schwerer von ihrem Ziel zu lösen vermochten. Bald suchte Maria einen Bärenführer oder stehlenden Zigeuner und fand das Auge des Schneiders; bald steuerte sie über einen weniger belebten Teil des Gartens und geriet mitten in sein Gesichtsfeld; bald überließ sie sich willenlos dem festlichen Strom und mußte plötzlich gewahren, daß er dicht vor ihr dahintrieb. Seine Beine konnten zwar ihre Bewunderung nicht wecken; auch bemerkte sie deutlich, wie sie die Spottlust andrer erregten. Doch sie entschuldigte ihn im stillen mit dem ungebräuchlichen Kostüm und sagte zu sich selber: Wenn alle Welt in engen Reithosen herumliefe, es würden wohl viel merkwürdige Ständer zutage kommen.

Der Ungar wurde von der Strömung vor eine Laube getrieben, die man durch bunte Lappen, Bretter und aufgeheftete Weinranken in eine Pußtaschenke verwandelt hatte. Ein junger Referendar, der in der Maske eines Zigeuners, wenn auch mit dem Monokel im Auge, an der Tür stand, wurde seiner ansichtig und rief: »Heran, Herr Baron!



Hier gibt's ein Glas Tokaier, wie Sie ihn in Ihrem Schloßkeller nicht köstlicher finden!« Er geleitete ihn in die Bude und empfahl ihn den schönen Schenkinnen mit den Worten: »Endlich einmal ein echter Ungar! Sogar die ungarische Bartwichse ist nicht vergessen!« Und dabei grinste er mephistophelisch nach den nadelspitzigen, aufrechtstehenden Bartendchen des Gastes. Dem wurde es unter seiner Attila heiß und kalt. Er wußte nicht recht: war er ein Gegenstand der Achtung oder des Spottes; aber da seinem treuherzigen Wesen der Doppelsinn des Wortes fremd war, so beruhigte er sich bald und schlürfte mit Behagen von dem süßen Trank, den ihm eine der Schenkinnen mit einem halb mitleidigen, halb lustigen Blick kredenzt hatte.

Seine Seele lief suchend hinaus und fand Maria vor dem Kasperletheater, doch leer und teilnahmlos, denn ihre Seele war ihm in die Schenke gefolgt. So hielten sie beide beieinander Einkehr, und in jedem sprach als Bote die Seele des andern: Fasse ein Herz, er erwartet dich! Verweile noch ein kleines, sie kommt!

Er bestellte infolgedessen noch ein zweites Glas, und die Schenkin stellte es gerade auf den Tisch, als Maria von dem Monokel-Zigeuner als »edle Polin« begrüßt wurde. Kein Sitz war frei außer an der Seite des belächelten Ungarn; so saßen die beiden Sehnsüchtigen plötzlich mit klopfendem Herzen dicht beieinander.

Maria hatte ihre Verlegenheit zuerst niedergekämpft und sagte: »Man kann wundervolle Kostüme sehen auf dem Basar.«

»O ja,« entgegnete er und richtete das wasserblaue Auge bewundernd auf sie, »das Ihrige ist entzückend.«

»Der Rock hat nämlich neunerlei Garnitur.«

»Ich seh's schon!« Und ein fachmännisches, überlegenes Lächeln spielte auf seinem schmalen Gesicht.

»Ihr Kostüm ist ebenfalls entzückend!«

»Ich bin Schneidermeister, selbständiger Schneidermeister. Die Pekesche hab' ich annehmen müssen von einem faulen Kunden. Das hat mich damals gewurmt, und nun freut mich's, daß ich's kaum sagen kann.«

Jetzt sah sie sich auf ihrem Gebiet. In allgemeinen Betrachtungen lag ihre Neigung und Kraft. »So ist's im Leben,« sagte sie mit bedeutungsvollem Kopfnicken, »man weiß nie, wo es hinauswill. Es ist immer wie eine angefangene Rede, und man soll warten, bis ausgeredet ist. Dann wär's Zeit zum Ärgern oder Freuen.« Und nachdem sie im Bewußtsein, daß ihr diese Ausführung gut geglückt war, zierlich von ihrem Wein genippt hatte, fuhr sie in kühnem Gedankensprunge fort: »Überhaupt wird im Leben noch manches verkehrt angesehen. Ein selbständiger Schneidermeister wie Sie, kann der nicht gerade so forsch auftreten wie ein Beamter? Und eine Bürgerstochter wie ich, kann die sich nicht geradesoviel einbilden wie eine Beamtentochter? Das ist nun das Schöne auf so einem Basar. Da geht die Bürgerstochter in der Robe von der Fürstin Schnitzka und der selbständige Schneidermeister als ein ungarischer General, und niemand weiß, ob sie es nicht wirklich sind, und ob sie nicht am Ende mehr bedeuten als alle Beamten mit ihren hochnäsigen Töchtern.«

Der zweite Teil von Marias Rede hatte ihren Partner in steigendes Entzücken versetzt. Das war ihm alles aus der Seele gesprochen, ob er es auch selber nicht geschlossen und deutlich in Worte zu fassen vermochte; verehrungsvoll hob er das Glas und sagte: Auf Ihr Wohl, Fräulein! Mein Name ist Josef Nothase.«

Der Erfolg reizte sie zu neuen Taten. Aus ihrem angelesenen Besitztum kramte sie allerlei aus und breitete es in bunter Folge vor den Schneider hin, gerade als ob sie Musterung über ihren Flickkasten hielte. Da lagen auch runde und dreieckige, frische und verschossene, glatte und faltige, grüne und gelbe Zeugflecke nebeneinander. Aber dem Kindersinn des Schneiders schienen die Schätze so gediegen und unermeßlich, daß er ehrfürchtig saß und lauschte und ihrem Redestrom kein Hindernis in den Weg legte.

Die Störung kam von andrer Seite: von einem langen, linkischen Kerl, der sich durch einen Kranz schwarzer Wergsträhnen, die in seinen Hut genäht waren, einen zigeunerhaften Anstrich gegeben hatte. Er erhielt vom Referendar den brüsken Befehl, auf seiner Geige ungarische Weisen zu spielen, etwa die Lieder Rakoczys, des Rebellen, worauf er mit dem Heckerlied begann und dann in die schöne blaue Donau hinübermündete. Und zwar strich er so unverdrossen drauflos, daß ein Ende der ungarischen Weisen nicht abzusehen war. Maria machte sich

deshalb im Einverständnis mit dem Schneider bereit, die Schenke zu verlassen.

Die Dämmerung des lauen Johannisabends legte sich über den Garten und versöhnte die widereinanderstreitenden Farben und Kostümformen. Und über die Menschen kam es wie ein Dämmerungsbesinnen. Das Rufen an den Würfelbuden, die Pritschenhiebe am Kasperletheater, das Brüllen der seltsamen Bestien in der Menagerie verstummten. Mandarinen, Rastelbinder, Apfelsinenmädchen und Wassernixen suchten sich stille Ecken, wo sie müdeflackernde Gespräche unterhielten.

Auch Maria und der Schneider gerieten unter den Einfluß dieser Ebbezeit. Ihre Schifflein mit allem, was sie auszutauschen gedachten, fuhren auf den Sand, und sooft Maria auch versuchte, Kanäle zu öffnen und frische Flut herbeizuleiten, sie drehten sich höchstens mühselig im Kreise. Es war, als ob der raschen Annäherung ein Entfremden folge, ein Bedenken darüber, daß sie so unvermittelt geschehen. So standen sie beide ziellos herum, bis dem Schneider der Einfall kam: »Ein Glas gut Bier, das wär' am Ende nicht bitter!«

»Bier auf Wein ...« warnte Maria.

Doch er schlug sie fröhlich zurück: »Man kann auch anders reimen: Auf Wein ein Bier, das rat' ich dir. Probieren wir's!«

Sie lachten beide, der Zauber war gebrochen. Nun zeigte sich die Erlösung; als sie sich in dem fast unbesetzten Teil einer geräumigen Veranda niedergelassen hatten, war der Brunnen ihrer Rede bald so im Rinnen, als ob sie gute Bekannte wären. Sie klapperten keck mit den Biergläsern zusammen und tranken gegenseitig auf ihr Wohl; sie rieten ihre Geburtstage, wobei der galante Schneider durchaus nicht an die Tatsache glauben wollte, daß Maria schon über die Zwanzig hinaus sei. Ja, als sie ein einfaches Abendbrot mit natürlichem Appetit und künstlichem Anstand verzehrten, da erlaubten sie sich sogar allerlei kleine Witze auf einige Honoratioren, die sich ihrer Meinung nach davonschlichen, um daheim »ihren Käs' zu soupieren«. Josef Nothase war voll Glück und Sonne wie ein schöner Maientag; ein Schein von Jugendfrische legte sich über das kümmerliche Gesicht. Die Brote, die ihm Maria belegte und mit Senf, Salz und Pfeffer lukullisch würzte, aß er mit seelischer Andacht und behauptete, etwas Köstlicheres noch nie gespeist zu haben, ob er auch schon bei einem Meisteressen, bei einer Hochzeit und bei einem Leichenschmause gewesen sei.

»Eine kluge Frau macht aus wenig viel,« sagte Maria mit innerem Stolze, »aber eine dumme verdirbt auch den Überfluß.«

»So frag' ich mich,« entgegnete er, »warum ich mich noch nicht nach einer klugen Frau umgetan hab'. Denn es ist wahrhaftig ein elend Ding um das Junggesellenleben. Da wird alles vom Papier gegessen und alles mit dem Taschenmesser, und dabei hat man zwei Paar Messer und Gabeln im Schrank und drei geblumte Teller.«

»Die Herren der Schöpfung wollen bedient sein.« Dabei schob sie ihm wieder ein sorgfältig bereitetes Brot auf den Teller und fuhr dann fort: »Nur möchten sie in ihrem Eigennutz keinen Vorteil aufgeben. Sie sind wie der alter Knauer, ein harthöriger Junggeselle; der schneidet seine Wurst in drei Scheiben und sagt: Die ist für mich, die ist für die Frau, die ist für's Kind — nun fress' ich alles zusammen.«

Jetzt wurde die Veranda erleuchtet; der Garten belebte sich wieder. Auch unter den breitastigen Linden begannen überall die farbigen Papierlaternen zu glühen.

»Wie die großen Melonen und Feuergurken!« rief Josef.

Doch das Bild wollte dem zartpoetischen Sinne Marias nicht behagen. »Ich möchte lieber sagen,« verbesserte sie, »es sind große Glühwürmchen, die sich aus einem fremden Lande verflogen haben. Oder noch schöner: Es sind große Zauberblumen, an den Bäumen gewachsen.«

»Und dort sitzen auch die Zauber-Singvögel!« fuhr Josef etwas derb in ihre Märchenstimmung. »Sehen Sie nur, Fräulein Maria, der eine hat einen Schnabel aus Holz, der andre von Messing, und der hinterste hat noch die Backen voll Futter.«

Da begann die Kapelle mit einer Walzerphrase zu locken, die, zauberkräftiger als die Weise des Rattenfängers, sofort eine Japanerin in die Arme eines Russen, eine Zigeunerin in die Arme eines Polizisten führte; auch Müllerin und Schornsteinfeger, Fürst und Marketenderin eilten der Linde zu und umkreisten sie bald in enger Umschlingung.

Maria wiegte den Oberkörper hin und her, schaute den Schneider, der eben den letzten Appetitsbrocken mit halb zugekniffenen Augen



zwischen die Zähne schob, fragend an und summte zur Tanzmelodie: »So ein Walzer ist mein Leben, so ein Walzer ist mein Glück!«

»Geht mir geradeso!« kaute der Schneider. »Meine Frau Meistern hatte den Tanzteufel, war ein vierschrötiges Mensch und schleppte die Gesellen durch die Stube wie Docken; aber mit mir walzte sie am liebsten. Meine Beine seien wie bei einem Grashüpfer, so zapplig, meinte sie. Und wenn's für diesen Walzer nicht schon zu spät wäre ...«

»Sie haben ja kaum gelockt!« fiel ihm Maria ins Wort.

Da schritten sie dem Tanzplan zu, und bald darauf sah man sie beglückt dahinzwirbeln, den Schneider mit erhobenem Kopfe, in den Augen fast unnatürlichen Glanz; Maria dagegen mit holdselig auf die Seite gelegtem und sittig gesenktem Gesicht. In den Pausen bildeten sie, Arm in Arm, ein Glied der bunten Schlange, die sich durch die Baumgänge ringelte, und ein Wohlgefühl erfüllte beide, als ob sie auf der Menschheit Höhen dahinwandelten. In diesem Glücksrausche sahen sie die scheelen Blicke nicht, beachteten nicht, daß sich nur Mitglieder der »besseren Stände« an Tanz und Umgang beteiligten, hörten nicht das Spötteln der jungen Kaufleute und Beamten. Sie wurden erst stutzig, als sie bei der Tirolienne, entgegen dem städtischen Brauch, »auseinandertanzten«, wobei Maria den ruhig und stolz dahinwalzenden Schneider wie ein Kreisel umdorlte, um nach einer Weile wieder in seine Arme zu sinken. Die Mittänzer schienen diese ungewöhnliche Tanzform als einen lächerlichen Angriff auf Sitte und Recht zu betrachten, traten vom Plan herunter und verfolgten mit allerlei Glossen, wie der polnische Mond den ungarischen Planeten verliebt umzirkelte, um sich nach kurzer Zeit an ihm glückselig zu verankern. Maria rief dem Schneider, den die spöttischen Blicke unruhig machten, ein herzhaftes Trutzwort zu; so steckte auch er ein verachtendes Lächeln auf und zog seine Bahn majestätisch weiter, wobei er die schweren Kutscherstiefeln mit allem Fleiß in die elegantesten Schleiferschwingungen versetzte. Seine Knie zitterten freilich von der ungewohnten Anstrengung; auf die schmalen Wangen traten zwei rote Flecken, und die Augen glänzten fiebrisch; dennoch kam solch ein männlicher Trotz, solch eine weltbelächelnde Sicherheit über ihn, daß er beim Schluß der Tirolienne den Musikanten ein Silberstück hinwarf mit der gemessenen Weisung: »Den letzten Vers noch einmal!«

Hatte man bisher die beiden sonderlichen Menschenkinder mehr mit mitleidigem Spott betrachtet, so regte sich nunmehr der Widerspruch gegen die vermeintliche Anmaßung und suchte nach mancherlei Ausdrucksformen. Der Monokel-Zigeuner brannte Rotfeuer ab und beleuchtete unter dem Hallo der Umstehenden den Planeten mit seinem Monde, während ein reichgewordener Seifensieder einen Feuerwerkskörper entzündete und auf den Plan legte. Dort fauchte der Frosch leise und heimtückisch; doch als die beiden ahnungslos um die Linde herumgewalzt kamen, hüpfte er plötzlich mit lautem Geplaff zwischen sie hinein. Darüber verlor der Schneider alle Geistesgegenwart, sprengte mit einem verzweifelten Sprung vom Plan, wobei ihm der Kalpak vom Kopfe fiel. Maria setzte eine aristokratisch-wegwerfende Miene auf, indem sie Mund und Augen zusammenkniff, und folgte ihm. Die Zuschauer aber brachen, unterstützt von den undankbaren Musikanten, in ein unbändiges Gelächter aus, das noch durch den höhnischen Ruf des Monokel-Zigeuners übertönt und gesteigert wurde: »Die polnisch-ungarische Allianz durch einen Frosch gesprengt!«

»Sehen Sie,« sagte Maria, vor Zorn zitternd, vernehmlich zum Schneider, »das sind die sogenannten gebildeten Kreise!« Und der fügte hinzu: »Um das teure Eintrittsgeld zu zahlen, dazu waren wir Bürgerlichen gut genug!« Aber es kehrte sich keiner an die Herausforderung, sondern ein neuer Tanz begann, und die Mitglieder der »besseren« Gesellschaft besetzten wie zur Abwehr gegen unberufene Elemente den ganzen Plan.

Die beiden verspotteten Menschenkinder verließen den Garten. Am Eingang lag das Hündchen des Wirtes und kläffte ihnen feindselig nach. Da wich die vornehme Ruhe ganz von Maria; in aufwallender Wut erwischte sie einen handgroßen Stein und warf den Köter so kräftig aufs Kreuz, daß er mit lautem Geschrei hinweglief.

»Das arme Luder!« sagte der gutmütige Schneider. »Gerade wie das Sündenböcklein bei den Juden. Wenn wir doch die Großhänse da drinnen auf solche Manier hätten heimschicken können!«

Maria fühlte den leisen Vorwurf und schwieg.

Sie waren bis an die ersten Häuser der Stadt gekommen. Saitengeklimper und Lachen scholl ihnen aus der Gasse entgegen. Da sagte Maria: »Sollen wir unsern Ärger wirklich zu Bette tragen? Oder sollen wir ihn frei in die Johannisnacht hinausfliegen lassen?«

»Ich wett',« entgegnete Josef, »der meine ist bald flügge.«

So wendeten sie sich gleichzeitig nach dem Eichberg hin, einer steilen Anhöhe, die sich wie ein großer Windschirm dicht vor das Städtchen legte und durch freundliche Anlagen zum Wiedenbrucker Stadtpark geworden war. Am Steg beim Mühlgraben stand ein ganzer Trupp junges Volk, das schäkerte und neckte sich. Als Maria und der Schneider vorbeigingen, trat Stille ein.

Eine kecke Magd rief: »Ach da, Vermaskerierte!« Und ein Bursche fügte trocken hinzu: »Aus der siebenten Bitte.«

Die Tische vor dem Felsenkeller waren gut besetzt; in der versteckten Laube war ungewisses Wesen. Der Mond und die Laterne mühten sich wohl, es auszuleuchten, aber umsonst. Man hörte nur Wispern und verhaltenes Gekicher.

Nun ging der Weg steil aufwärts. In allen Gesträuchen und Bäumen weiches Rieseln und Schleichen, auf dem Grunde Huschen und Haschen, zu Häupten metallisches Singen. Alle Formen und Farben umflossen von Silberdunst; sogar die Klänge der Musik vom Basar her wie ungewisse, wehende Flocken. Nur die schweren Stiefel des Schneiders klappten hart auf den Felspfad.

»Wie sich der Mensch selber einschätzt, ist doch schließlich die Hauptsache!« unterbrach Maria endlich das schweigende Selbander. »Wozu uns darüber ärgern, was die andern denken!«

»Gerad dasselbe hätt' ich auch sagen mögen!« rief befreit der Schneider. »Mir ist immer der Klang vorm Ohr wie von einem Lied; aber ich kann die Worte nicht finden. Und noch eins ist in mir ...«

»Nun?« drängte Maria, da jener abbrach.

Sein Atem ging schwer; denn die Wanderung führte steil aufwärts. Er lehnte sich matt an eine Eiche zur Seite des Weges.

»Noch eins,« fuhr er endlich fort, »so ein Gefühl, als ob zwei Menschen, die sich so recht verstehen, das Ansehen der Welt nimmer brauchten. Allein ist's schwer; man ist wie ein Baum ohne Pfahl; den drückt der Wind hin und her. Aber zu zweit — mich sollte die Welt nicht anfechten!«

»Das war wacker!« rief sie glückstrahlend und gab ihm die Hand. »Und nun vollends hinauf! Die schweren Stiefel ziehen, gelt? Das viele Sitzen macht engbrüstig, gelt? Und am Ende hat sich der Herr Josef Nothase bei der Tirolienne auch ein bissel übernommen. Hab's wohl gemerkt!« Damit schob sie ihren Arm unter den seinen und zog ihn bergan.

»Solcher Vorspann tut wohl!« lachte er mühsam. »Wenn man ihn nur für immer haben könnte!« Er nutzte ihn weidlich aus, einmal, um sie zu necken, dann aber auch, um sich der Fülle ihres Arms, die sich warm in sein dürres Ellbogengelenk hineinschmiegte, recht ergiebig zu freuen. So klommen sie nach und nach hinauf und gelangten zur Bank, die, gesichert durch eine Brüstung, über dem steilsten Abfall der Höhe aufgestellt war. Ein helles Kleid leuchtete den Ankommenden von weitem entgegen; doch der Schein entwich auf weichen Tritten in einen Seitenpfad. Dann war wieder nur Insektensingen, verlorenes Federplustern, weiches Mondgeriesel.

So eine mondhelle Johannisnacht ist wie eine stillfröhliche Todüberwindung. Da ist wohliger Freudedurst und frisches Gliederstrecken, hoffnungsfrohes Begehren und mutige Selbsterhöhung, da ist froher Ewigkeitsdrang und jubelnde Daseinserneuerung. Licht wird Duft, Duft wird Klang, und alle hämmernden Pulse fließen zum Einhall zusammen. Die scheuesten Mücken und Falter fahren mit Freudenglockenhall durch laue Luft; die stillsten Brunnen fangen an zu klingen; über die verstecktesten Dächer rinnt in Überfülle das Mondlicht. Mit dem Odem von Rosen und Nachtviolen weht Saitenspiel in alle offenen Fenster, und an fernen Bergwänden bricht sich der Schrei weithinhallender Freude. In Erde und Himmel ist tiefes, verlangendes Atemholen, in allen Lauben und hangenden Zweigen lockendes Suchen; in jedem Winkel stille Werbung, in jedem Kämmerlein bräutliches Erwarten. Solch eine mondhelle Johannisnacht ist eine kurze Brücke, auf der das drängende Leben vom späten Abendrot zum frühen Morgenglühen hinüberwandert.

Die beiden versprengten Basargäste saßen, vom Steigen ermüdet, lange wortlos nebeneinander. Der Schneider hatte den schweren



Kalpak neben sich auf die Bank gelegt; seine glücklichen Augen streiften nach der Stadt im Talgrund, doch immer erst dann, wenn sie bei Maria eine lange Andacht gehalten hatten. Ihr Busen drängte tief atmend gegen das Polenjäckchen, und ihr Herz war voll aufquellender Sehnsucht.

Endlich unterbrach der Schneider die Stille. Er horchte eine Weile scharf und sagte: »Der Lohmühle ist die Basarmusik zu hastig. Wie sie ärgerlich pocht! Jetzt sind sie endlich einmal beisammen ... aber jetzt geht's schon wieder auseinander, gerade wie beim Neuröder Kantor und seinem Gesangverein.«

»Lassen Sie die Basarmusik, Josef!« lenkte Maria ab. »Da merk' ich etwas Hübscheres, dort in der Fichte, beim dritten Quirl oben!«

»Ein Leuchtkäferlein!«

»Aber eins, das ganz droben am Himmel dahinzieht. Die Nachtluft schiebt nämlich dann und wann den grünen Nadelvorhang ein klein bissel zur Seite, da sieht man den Stern. Nun ist er wieder hinter den Ästen.«

»Am Ende gar der Glücksstern, Maria!«

»Wären Sie zufrieden mit ihm, Josef?«

»Je nun, ich möchte schon, daß er ein wenig länger bei mir bliebe; es ist mir ja lange genug nicht gut gegangen.«

Da mußte er von seiner Jugend erzählen, und er tat's ohne Bitterkeit, als habe sich alle Bekümmernis in ruhige Freude aufgelöst. Die Erinnerung an die kärgliche Kost bei der Muhme, die ihn in der Ziehe hatte, machte ihn lächeln. Lieber Gott, da war's kein Wunder, wenn er nicht groß ward. Freilich war's von der Muhme auch nicht zu verlangen, daß sie alle musigen Birnen und fleckigen Äpfel auf den Komposthaufen schüttelte; so viel warf ihr Obsthandel denn doch nicht ab. So lebten sie eben von musigen Birnen und fleckigen Äpfeln, er und die Muhme, den Sommer, den Herbst, den Winter, so lange der Obsthandel dauerte.

Solche Bilder vermochten der empfindsamen Maria kein Interesse abzunötigen; sie schob ihn deshalb auf seinem Lebenswege ein Stück vorwärts, hinein in die kleine dumpfige Schneiderbude in der Strumpfgasse zu Dottelbach. Die vegetarische Lebensart seiner Jugend brauchte er hier nur insofern etwas zu ändern, als er seinen Magen mehr auf die Verdauung von Kartoffeln einstellen mußte; denn die Meisterin war ein Genie in der Erfindung neuer Kartoffelgerichte, und Albert Drake hätte sie gewiß verehrungsvoll an sein Herz gedrückt, wäre er Zeuge ihrer Kochkunst gewesen. Da gab's Schwenk-, Quetsch- und Bratkartoffeln, Kartoffeln in Rüböl, Buttermilch und Schmalz, Kartoffeln mit Kümmel, Petersilie und Lauch, Kartoffelbrei, Kartoffelbams, Kartoffelfülle, Puffer, Pulse, Schmarren, Bällchen, Dätscher, Klöße und wie die herrlichen Gerichte noch alle hießen. Da konnte der arme Josef natürlich in Kraft und Wachstum wiederum nicht vorwärtskommen. Auch in seiner Schneiderkunst nicht; denn er war nichts als Laufjunge und Kindermädchen. Und nichts konnte er der Meisterin recht machen. Bald brachte er das Brot zu straff, bald zu gelinde gebacken; bald fuhr er den Kinderwagen zuviel, bald zuwenig in die Sonne; bald schmierte er die Wichse zu dünn und bald zu dick auf die Stiefeln. Die Muhme hatte schon lange einen Gewaltakt angekündigt, aber immer wieder zurückgehalten. Doch als Josef das Schneiderskind so lange gepäppelt hatte, bis es die ersten Stehversuche im Kinderwagen machte, und aus dem Waschkorb quiekte schon wieder ein neugeborenes um Wartung, da fuhr sie mit ihren Händen, die so braun und ausgedörrt waren wie ihr gewelktes Obst, kräftig dazwischen, hieb ihren Schneider aus der Strumpfgasse heraus und brachte ihn zu einem andern Meister. Da gab's gut Essen, da gedieh der Spinnefix; da gewann er sogar Mut zu allerlei losen Streichen.

Maria lachte bei dieser Stelle der Lebensgeschichte, sah den Erzähler freundlich von der Seite an und sagte halb stolz, halb zweifelnd: »Hätt' ich ihm gar nicht zugetraut, dem Spinnefix, dem!« Dann schob sie ihn wieder ein paar Jahre vorwärts, stellte ihn gleich mitten hinein in seine Gesellenzeit. »Die vierschrötige Meisterin, die mit dem Tanzteufel, wie war's eigentlich mit der? Ist der Herr Josef mit heiler Haut davongekommen?«

»Nicht so recht!« antwortete der Schneider kleinlaut. »Doch hat sich der Herr Josef Nothase, Gott sei Dank, nichts vorzuwerfen!« fuhr er gewiß und aufrichtig fort. »Drum ist auch der Segen mit ihm; das Geschäftchen geht gut, und zu Neujahr muß ein Gehilfe ins Haus.«

»So ist's genau wie in dem Liede: Das Leid ist nun versunken, die Freude aufgericht'!« rief Maria. Aber er kannte es nicht und brachte sie damit in das Lieblingsbereich ihrer



Gedanken. Alles, was sie im Poetischen Hausschatz gelesen hatte, packte sie vor ihm aus. In Raubritterburgen und einsame Herbergen führte sie ihn, durch Felsschluchten und unheimliche Wälder, in die Gesellschaft von Rinaldos und wilden Jägern; aber auch schöne, traurige Schäferinnen zeigte sie ihm, klagende Nonnen, verführerische Nixen und unglückliche Witwen von Raubschützen und Schmugglern.

Keine Mutter hatte den Schneider in seiner Kindheit auf die Ofenbank neben sich gehoben und ihn in den Zauberspiegel voller Zwerge, Riesen, Könige, Zauberer und Drachen sehen lassen. Die Klänge der Schulstube waren trocken und phantasielos, und auch die Lehr- und Gesellenzeit glich einem Gang über dürre Heide. Kein Wunder, daß sein Herz noch wunderhungrig war und sein Geist ein Brachland, auf dem die Liederblüten Marias reichliche Nahrung fanden, die traurigen, die grellfarbigen, auch die drollig verwachsenen. Nie geahnte Wunder und Schauer erfreuten und schüttelten ihn. Er rückte der Sprecherin dicht zur Seite, legte den Arm auf die Banklehne und die Hand leise auf ihre Schulter und schaute ihr voll ins Gesicht, wie ein Kind der märchenspinnenden Großmutter. Maria merkte, daß der geheime Strom zwischen dem Herzen des Schneiders und dem ihren eng geschlossen war. Das gab ihr warme Beredsamkeit. Sie trabte auf ihrem romantischen Rößlein freier hin und wider als mancher mühselige Dichter. Zuletzt deklamierte sie, gelockt von der augenfälligen Wirkung ihrer Kunst, die ganze Ballade von der Wunderblume. Als sie tonlos mit den Worten schloß: »Tot ward er am Morgen gefunden«, da stockte dem Schneider die Luft. Dann atmete er tief, schwieg aber noch lange erregt und nachdenklich. Sie kostete die Wollust des Erfolges mit halbgeschlossenen Lidern aus und machte sich dann, genau wie damals, als sie die beiden Alten literarisch unterwies, an ihr Gleichnis von der Wunderblume.

»In der Johannisnacht und um Mitternacht?« fragte der Schneider halblaut, als ihre Belehrung zu Ende war. »Da wär's jetzt gerade an der Zeit. Wollen wir nicht suchen gehn?« Halb war's der Wunderglaube in seinem kindlichen Herzen, der ihm den Vorschlag auf die Lippen trieb; halb war's das Bedürfnis, etwas Ungewöhnliches zu tun, etwas, wozu den Alltagsmenschen da unten vor den Häusern, in den Gärten und auf dem Basar die Schwungkraft fehlte. Wollen wir nicht suchen gehn?

Sie schritten die schmale Allee dahin, die vollends zum Rücken der Höhe führte. Die Birkenstämme legten ihre Schatten wie dunkle Sprossen quer über den Weg. »Der Mond zimmert uns eine Leiter,« sagte Josef, »darauf sollen wir hinaufsteigen!«

Und sie stiegen hinauf, Schritt um Schritt, Hand in Hand. Droben stand eine alte Fichte inmitten eines geebneten Platzes. Als ihn die beiden ehrfürchtig betraten, erscholl Amselschlag, unterbrochen, traumhaft, wie hergeweht, und im Wipfel der Fichte war's wie eine stille Windharfe, die begleitete mit einem summenden Akkord die verlorenen Flötentöne.

Die beiden hielten den Atem an. Sie lauschten noch lange, als der Klang verhaucht war. Dann flüsterte Josef: »Ist's nicht wie eine Hand, dort an der Fichte? Sie bewegt sich sacht, weist mit dem ausgestreckten Finger dort hinein ins Gesträuch.«

Als sie mit den Augen der Richtung folgten, hob plötzlich unter den Ästen ein Glühen an, als ob ein gefallenes Sternlein irgendwo im Moos liege. Die Blätter standen dunkel vor dem geheimnisvollen blauen Glanz, und keins wagte sich zu rühren.

Sie wurden still und fromm wie Kinder, wenn das Christkind naht; keine Kirche hatte sie je so erfüllt mit gutem Geiste.

So traten sie langsam herzu, beugten sich nieder, und der Schneider tat behutsam die Äste auseinander. Auf drei Blättern, die sternförmig geordnet waren, saßen drei Johanniswürmchen wie drei glühende Griffel einer Blüte; doch ihr wetteifernd Leuchten floß zu einem einzigen Schein zusammen.

Maria kniete hin ins Gras, der Schneider an ihrer Seite, und der Schein spielte um die beiden sonderlichen Menschengesichter, wie er um Königskinder nicht wundersamer hätte spielen können. Sie knieten eine ganze Weile, die Köpfe dem seltenen Naturspiele zugeneigt. Sie fühlten ihre Lebenspulse, so stille war's, und so dicht waren ihre Schläfen beieinander. Da machte der Schneider seine Rechte frei, legte den Arm um Marias Nacken, zog sie an sich, zaghaft, kaum merklich. Sie sah ihm liebend ins Gesicht, riß ihn dann herzhaft an sich, indem sie die Polenmütze vom Kopfe nahm und ins Gras warf, und ehe er sich's recht versah, hatte er ihr den Verlobungskuß gegeben und dreifach zurückerhalten.

Sie saßen noch lange auf den Bänken, neckten und lobten sich gegenseitig, gestalteten ihre Zukunft bis auf den Kohlenkasten der guten Stube, sagten sich ungereimte Zärtlichkeiten ins Ohr, küßten sich und drückten sich, und oft wallte Marias Liebe so heftig auf, daß es schien, als wolle sie den Schneider erwürgen.

Die Musik auf dem Basar war lange verklungen, der Johannistag steckte am Osthimmel die ersten Festgehänge aus blaßroten Rosen auf, da zogen sie beide mit Gesang hinunter in die Stadt. Beim Lied vom schüchternen Reh führte Maria die Melodie, und der Schneider brummte einige ungewisse, vorsichtige Baßtöne dazu. Als aber die Wahl des Liedes an ihn kam, da sang er sein Leiblied, wenn auch mit dünner, zittriger Zwirnstimme, doch so unerschrocken, daß ihn Maria durch übermütige Terzen und Sextenschnörkel neckte. Bei den Zeilen:

Ich möcht', ein Reiter, fliegen wohl in die wilde Schlacht,
Um stille Feuer liegen im Feld bei stiller Wacht!

reckte er die dürftige Brust unter der Attila, als ob er das Schnürenwerk zersprengen wolle, und dazu trappte er soldatenmäßig mit seinen schweren Stiefeln, worüber ein Kaninchen am Abhang so erschrack, daß es sinnlos den Berg hinunterflitzte.

Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Es waren unreizende Worte, die Maria hier und da auf der Gasse verlor. Kein Wunder, daß sie von den Nachbarinnen aufgehoben, hin und her gewendet und gegen das Licht gehalten wurden. Der durchschimmernde Kern schien ihnen so verheißungsvoll, daß sie am nächsten Sonntag Späher an Fenster und Türen stellten, auch dann und wann vom Kloßmachen und Aufräumen wegliefen, um selber zu kontrollieren.

Und als der Schneider um die Mittagsstunde die Gasse heraufkam, da wurde er empfangen wie ein Turnierheld.

Er trug Hosen mit Bügelfalten, Schnabelschuhe und eine weitausladende Künstlerkrawatte; an seiner doppelten Uhrkette baumelte ein silbernes Glücksschwein, das am geringelten Schwanz angehenkelt war. Doch auch sein Schwiegervater, der Trödler, trat ihm in großem Staat entgegen. Maria hatte ihm einen Stehkragen, eine grasgrüne Binde mit gelben Sternen und ein Paar Manschetten aufgenötigt, die so weit waren, daß sie immer aus den engen, altmodischen Rockärmeln herausschnappten.

Der Schneider verbeugte sich respektvoll vor dem Alten; dieser dankte in gleicher Weise. So ging das Dienern eine geraume Weile, bis Maria die wortlose Verlegenheit dadurch beendete, daß sie rief: »Nun gebt euch endlich die Hand, und dann wollen wir dem Josef einmal unsre Niederlage zeigen. Er wird staunen. Sie ist wie eine Weltgeschichte im kleinen.«

Da stand ein Globus aus dem Nachlaß eines bankrotten Kaufmanns. Ein energischer Strich mit roter Tinte führte von Rotterdam über Lissabon, Suez bis nach Batavia. Welch bedeutsame Quelle für die Absichten des Mannes, ja für die Rettung Schiffbrüchiger überhaupt!

Daneben lag eine alte Bibel mit schön ziselierten Metallecken und Schließen. »Ein seltenes Stück!« sagte Maria kennerhaft und schlug den schweren Deckel zurück. Da stand in großen, festen Zügen: Bibel der Familie Steinmüller. Und darunter von einer alten, zittrigen Hand: Wir waren groß, aber Gott hat die Macht von uns genommen. Nur sein heiliges Wort hat er mir gelassen. Sein Name sei gelobt. Dorothea Steinmüller.

Der Schneider las und fühlte ein Stück Weltgeschichte, und die überlegene Maria gab ihm einen Sinn: »Was wir auf dem Basar schon einmal besprachen, Josef: das Leben ist eine angefangene Rede, und man soll warten, bis sie ausgeredet ist. Wer die Steinmüller vor hundert Jahren beneidet hat, war voreilig. Hier erst ist das Ende.«

»Und auch da nicht!« sagte der Schneider bedachtsam, und eine liebe, gute Erinnerung erklang ihm in der Seele: wie er sich als Kind den Augenblick ausgemalt hatte, wo er im Jenseits seiner Mutter zum erstenmal begegnete.

Nun nahm Maria einen wertvollen Zinnkrug aus einem verschlossenen Schrank, das Glanzstück einer vergangenen Zimmermannsinnung. Auf dem Deckel stand ein Ritter mit einer Lanze, daran hing an Kettchen ein Bündel zierlicher Schilder, und jedes trug in einem Stichwort die Großtat eines kunstvollen Meisters: das Lommersche Haus, die lange Elsterbrücke, die Decke zu Sankt Marien.



»Da gab's noch Handwerksehre!« rief erfreut der Schneider. »Aber jetzt?« Nur noch von Handwerksprofit ist die Rede.«

Und so hatte jedes Ding der Trödelniederlage eine Geschichte, und alle zusammen ergaben eine »Weltgeschichte«: der Mörser mit dem abgebrochenen Stampfer, die Porzellanvasen mit den etwas unanständigen Schäferinnen, die Schnupftabaksdose mit der Lebensregel des Besitzers, der Überrock mit dem zerknitterten Mahnbrief in der Innentasche, die Uhrkette aus Schweinszähnen mit der Inschrift auf dem Anhänger: Gewidmet von den Fleischermeistern aus Dottelbach.

Das Staunen des Schneiders steigerte sich beständig, als er die Fülle des Geräts durchmusterte, das da lag, stand und hing, das ihn ernst oder heiter, seltsam oder alltäglich, fremd oder vertraut, fein oder schäbig anmutete.

Die Stücke, die Maria bereits für den zukünftigen Haushalt ausgewählt hatte: den Korbstuhl, den Bettvorleger, die Gitarre, die Kohlenzange und andres, musterte er doppelt eingehend.

Aus der Niederlage ging es durch Küche und Keller, durch Boden und Gärtchen, und in allen Ecken sah er das Hausgeistlein hocken. Das grüßte mit der Spitzkappe und nickte mit dem verrunzelten Kinderkopf: »Hast dich warm gebettet, Josef Nothase! Wer sich gut bettet, der gut schläft!«

Nach dem Umgang setzte er sich, geleitet von seiner Braut, herzzufrieden zu Tische, wobei ihm eine neue Freude ins Auge lachte. Aus der Jugendzeit, wo er Obst in reichen Häusern angeboten hatte, war ihm besonders *ein* Bild im Geiste geblieben: der reiche Leimfabrikant, wie er eine große Serviette im Genick zusammengeknüpft hatte, daß hinter den leibeignen, feuerroten ein paar fremde, weiße Ohren aufragten. Seit jener Zeit war es ein Herzenswunsch des Schneiders, mit einer Serviette zu speisen. Daß er nun, wie der Augenschein lehrte, in Maria derselben Liebhaberei begegnete, das machte den Glanz seiner Augen noch überirdischer.

Die Frage, ob die Verlobung der Welt kundzugeben sei, wurde bei Tisch gründlich abgehandelt. Ganz verschweigen, das gab nach der Meinung Marias den Anschein einer wilden Sache, und durch die Zeitung *allen* Leuten Mitteilung machen, das reizte wieder die anonymen Briefschreiber. So entschied man sich für Verlobungskarten mit Goldrand.

Das Glück der Menschen mag hin und wieder so keusch sein, daß es sich nie aus der Stille des Herzens hervorwagt. In den meisten Fällen will es gesehen sein, ja bekommt seine lockenden Farben überhaupt erst vom hellen Licht wie die Seifenblase. Das Glück Marias war von der zweiten Art; denn obgleich es ihre ganze Seele warm durchstrahlte, so konnte sie sich's doch nicht versagen, die Wirkungen zu beobachten, die es auf andre machte. Das zeigte sich deutlich, als sie an Josefs Seite zur Nachmittagskirche ging. Die lächelnden Blicke nach den Fenstern hinauf, die Genugtuung, daß der Herr Vetter und die Frau Base nunmehr gründlich auf ihr spitzfindiges Maul geklopft waren, die Erwägung, ob nicht doch die Zahl der Verlobungskarten größer zu nehmen sei, als man fürs erste gedacht, das waren deutliche Anzeichen von jenem schauspielerischen Bedürfnis, das Glück ein wenig in die Öffentlichkeit zu tragen und aus der Bewunderung und wohl gar aus dem Ärger andrer neue Befriedigung zu ziehen.

Das vorgeschriebene Predigtthema war freilich ein tönern Ding, und auch ein bedeutender Geist hätte wenig Funken daraus schlagen können. Aber Josef war dennoch voll Andacht und versuchte mit Fleiß, aus dem Reichtum von Sprüchen, Liederversen und Nutzanwendungen, die wie Äpfel, Nüsse und Pfefferkuchen aus dem Sack des Niklas vor ihm ausgeschüttet wurden, dies und jenes zu gewinnen und aufzubewahren. Marias Geist hingegen flog bald davon, lugte verächtlich in die Stände der Respektspersonen, schwebte an den bunten Fenstern hinauf und herunter und ließ sich zuletzt vor dem Altar nieder. Er suchte die Stelle, wo sie einst mit Josef stehen und auf dem Kissen knien sollte. Und so leibhaftig lebte der Vorgang in ihrem Auge, daß ihr alles wie eine Probetrauung erschien, an der sie lernen konnte, worauf im Ernstfall zu achten war. Dann ging sie daran, die Hochzeitsgäste zu laden, die Tafel herzurichten. Doch wenn sie gewahrte, wie der Schneider sie mit keinem verstohlenen Blicke streifte, sondern sich ganz dem Pastor hingab, so hängte sich eine kleine Eifersucht wie ein Kätzchen an ihren Rocksaum und behinderte sie etwas in ihren Arbeiten.

Endlich schwenkte der Diakonus sein Thema





Christian Landenberger: Weinende Frau

unter Aufbietung aller Kraft noch ein letztes Mal herum und hinum, dann war er zu Ende mit seiner Kunst. Maria mußte aus der Zukunft in die Gegenwart zurück, von den fleischlichen Tafelfreuden ins geistliche Liedersingen.

Als die Verlobten wieder daheim beim Vater Mampe am Kaffeetisch saßen, kam der Horndreher getappt. Er hatte den Rock frisch mit Rindsgalle gebürstet, den Kinnbestand abgeholzt und das Schläfenhaar zu einer preußischen Sechs aristokratisch zusammengezwirnt. Sein Glückwunsch fiel mager aus; erst als er die festgesetzte Speisenfolge des Hochzeitsessens entwickelte, steigerte sich der Wortvorrat. Und da er im Vorgeschmack der Herrlichkeiten die Notwendigkeit fühlen mochte, Marias Gunst um jeden Preis zu erhalten, so wurde er zum Herold ihres Ruhmes. Ihre Klugheit, Ehrlichkeit, Zurückhaltung, Keuschheit, Freigebigkeit, Kinderliebe, Achtung vor dem Alter suchte er durch Beispiele aus der Geschichte der Krautgasse zu beweisen. Allzuviel Früchte an einem Baum und allzuviel Tugend an einem Menschen bereiten zwar Unbehagen; die Wirkung auf den Schneider war anders: seine Augen ruhten strahlend auf der Gepriesenen. Die schoß dem Horndreher dankbare Blicke hinüber, und der half ungenötigt die Kuchenpyramide abtragen und die Kaffeekanne leeren. Auch als man später zu einem Glas Bier überging, machte er keine Miene, den Platz zu räumen; vielmehr dachte er als ganzer Kerl nicht gar zu bescheiden von seinem Lobgedicht, sondern betrachtete es als eine Kapitalanlage, von der man nach Recht und Billigkeit Zinsen erwarten darf.

Vom Lotto- und Kartenspiel war Maria kein Freund; sie gewann zuwenig für Gemüt und Geist, wie sie sagte. Darum sann sie auf eine feinere Unterhaltung der Tafelrunde und verfiel in ihrem romantischen Sinn zuletzt auf eine Art Sängerkrieg. Jeder der Männer sollte eine Geschichte erzählen und der Sieger eine Rose erhalten.

Das Los traf zunächst den Horndreher. Er stotterte hin und her und suchte seiner Gönnerin zu entwischen; dann aber kam ihm das Hauptbegebnis seines Lebens in den Sinn und rettete ihn. Die Geschichte handelte davon, wie er in jungen Jahren auf dem Schlosse zu Lobenstein mit zwölf Stockschlägen traktiert worden war, weil er in der Nähe des Ortes mit seinem Hundewagen der landesherrlichen Kutsche vorgefahren war. »Beim ersten Hieb,« so erzählte er und kam in steigende Begeisterung, »beim ersten Hieb war mir's, als ob mir ein Schwärmer durch den Leib fuhr; beim zweiten knäckerte mir eine Rakete in jede Fingerspitze und jede Fußzehe; beim dritten war mir ein Feuerrad vorm Gesicht, und nachert war's, als würde ich in lauter Schwärmern, Raketen und Feuerrädern hin und her geschlenkert.«

Der Vater Mampe lachte, der mildherzige Schneider bedauerte, die Preisrichterin aber machte ein nachdenkliches Gesicht und sagte: »Es war keine richtige Geschichte, Meister Spindler, sondern nur ein Vorfall. Vielleicht glückt's meinem Josef besser.«

Der zog die modisch gemusterte Weste straff und begann: »Ich war damals in Zwenkau erster Gesell. In einer einzigen Woche vor Weihnachten hatte ich an die zwanzig Überstunden gemacht. Jetzt darfst du dir mit gutem Gewissen was gönnen, dacht' ich am Sonnabend und ging zu Graul, wo's Schweinsknochen gab. Du gutes Herrgottchen! Ich sah schon von weitem, was er mir für liebes Gut brachte. Klapperdürr, kein Fleisch daran. Ein Fleischerhund wär' um so eine Portion nicht aus der Hütte gekrochen, und ich sollte fünf gute Groschen dafür bezahlen! Daraus wird nichts, Josef! dacht' ich, nahm heimlich mein Schnupftuch, band mir's um die rechte Hand, rief den Wirt und sagte: ‚Ich bin blessiert, Herr Graul. Schneiden Sie mir doch das Fleisch da ein bissel zurecht.' — ‚Aber mit dem größten Vergnügen,' sagt er und will mit Messer und Gabel loslegen. Wutsch! hopst der eine Knochen vom Teller dahinaus. Wutsch! hopst der andre Knochen vom Teller dorthinaus. Graul wird rot wie ein Zinshahn und sagt: ‚Ne, Herr Nothase, alles was recht ist! Die Weiber in der Küche haben's ein bissel zu arg gemacht!' Und weg war er mit dem Teller. Nun kriegt' ich 'ne Ladung Dickbein und Schnauze, deliziös! ‚Die kann ich auch selber schneiden,' sag' ich und wickle mein Schnupftuch herunter. Da lachten die Gäste, und der Graul lachte und sagte: ‚Die Schneider sind schlitzöhrige Rasse!'«

Der Vater Mampe und der Horndreher taten es den Gästen und dem Wirte nach, und Maria ging daran, glühend vor Stolz und Liebe, ihrem siegreichen Schneider die Rose ins Knopfloch zu stecken. Doch der





Nachbar meinte, sie könne ja gar nicht wissen, ob nicht ihr Vater ein verkappter Dichterfürst sei; alte Kröten hätten auch Gift.

So kam also der Trödler an die Reihe. Er wurde von einem lustigen Böcklein gerannt, ein Beweis, daß er sich des Erfolges seiner Geschichte schon im voraus freute. »Es war einmal ein Trödler,« hob er meckernd an, »der hieß Mampe, und seine Tochter hatte am Sonntag nach Johanni Verlobung. Gegen Abend sagte der Trödler: ‚Jetzt lad' ich euch alle ein in die Gassenschenke, zu Bratwürsten und Pfortner Bier!«

Wenn der entzückte Horndreher dieser Geschichte nicht den Preis zusprach, so geschah es nur aus Rücksicht auf Maria und den Schneider. Er drängte zum Aufbruch, und sie kamen in einen großen Betrieb. Drei auswärtige Gesangvereine, die bei einem Wettstreit im Schießhause ohne Auszeichnung geblieben waren, hatten den Festplatz entrüstet verlassen und in der Gassenschenke gerechtere Beurteiler ihrer Leistungen gesucht. Sie warfen die Liederperlen händeweis ins Publikum, zuerst abwechselnd, dann aber, als ein Verein Miene machte, sich die Oberherrschaft zu ersingen, auch gleichzeitig, so daß in der einen Ecke des Gartens der grüne Wald, in der andern der stillruhende See und in einer dritten die träumende Heide mit erklecklicher Lugenkraft gepriesen wurde. Das machte einigen Gästen Spaß; sie klapperten mit den Seidelbeckeln und klingelten mit den Kaffeelöffeln dazu. Die Nervösen dagegen entrüsteten sich und fingen Spektakel an, den der geschäftsfrohe Wirt mit kunstbegeisterten Worten zu schlichten suchte. Umsonst: zwei der Vereine zogen beleidigt ab, ihre musikalischen Schleusen an friedlicheren Stätten zu ziehen; die Sieger dagegen schmetterten ihnen höhnisch das Lied »Über allen Wipfeln ist Ruh« hinterdrein.

Mit der Zeit trat eine große Sangesverbrüderung ein, in die auch unser Brautpaar und die beiden Alten mit aufgenommen wurden. Sie unterstützten die vaterländischen Lieder und die Gassenhauer gleich gutwillig; ja, als die Mitternachtsstunde heranrückte, hatte sich die Freude über den nahrhaften Nachmittag in der Brust des Horndrehers so verdichtet, daß er die Spannung in seinem Inneren in einem Sologesang entlud. Der hatte den Text: »Trink, mein Brüderlein! Trink, mein Brüderlein, trink!«

(Schluß folgt.)

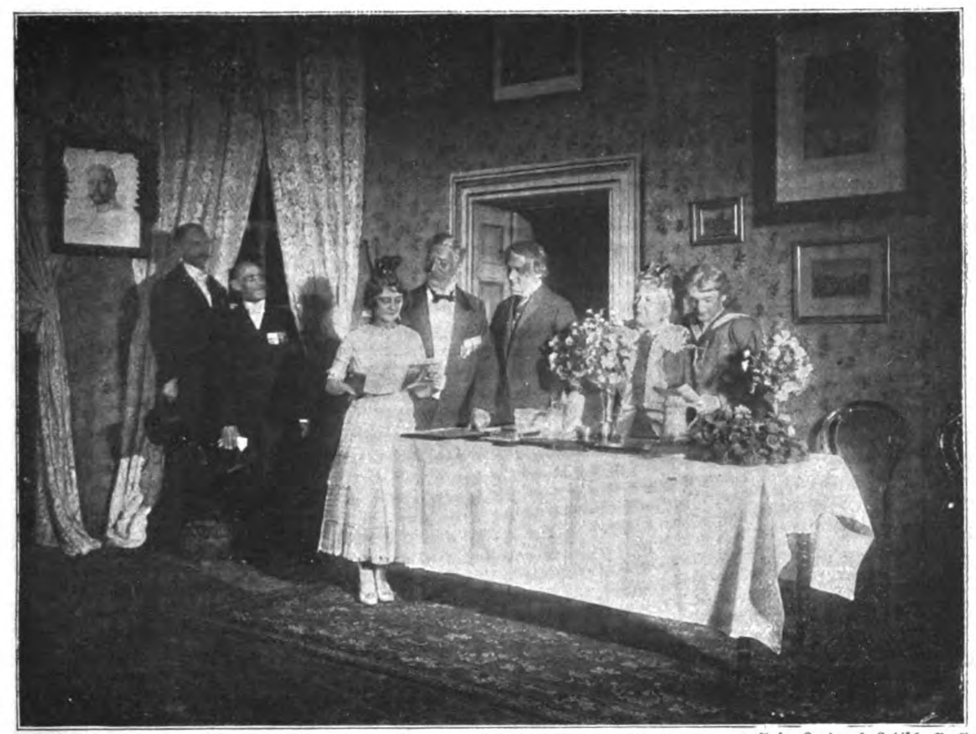
Knaben und Mädchen

Kommen mir kleine Mädchen entgegen
Mit roten Köpfen und schweren Zöpfen
Und Mäulchen, die sich immer bewegen,
Denk' ich: Was werdet ihr alles fühlen,
Was wird euch das Herz aufwühlen
Mit Liebe und Sorgen
Um morgen!

Doch seh' ich Knaben, die Stirne klar,
Mit kurzen Locken und ernsten Augen,
Die sich fest an die Dinge saugen
Und ruhelos fragen, was ist und war,
Und nicht ruhn —
Denke ich: Was werden sie tun,
Nicht heut oder morgen, für keine Zeit,
Alleine für die Ewigkeit!

Walther Unus





Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szene aus dem Scherz- und Werbespiel »Stahl und Gold« (Kgl. Schauspielhaus, Berlin)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Die Mannheimer Tagung des Verbandes zur Förderung deutscher Theaterkultur – Bestrebungen zur Förderung junger Dramatiker – Max Grubes »Erinnerungen eines Glückskindes« – Die Eröffnung der Berliner Spielzeit

Der Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur hat in den letzten Septembertagen seine zweite Haupttagung abgehalten. Diesmal in Mannheim, nicht in Hildesheim, wo sich vor einem Jahre in nicht durchweg erfreulichen Formen seine Gründung vollzog. Der Wechsel des Ortes, in den ursprünglichen Satzungen nicht vorgesehen, hat etwas von sinnbildlicher Bedeutung. Hildesheim ist eine an altertümlichen Bauschönheiten und kulturgeschichtlichen Erinnerungen reiche Stadt, für die deutsche Theatergeschichte oder gar für die neuzeitliche Entwicklung der Bühnenkunst kommt ihm weder eine geschichtliche noch eine programmatische Bedeutung zu. Anders Mannheim. Dort sind 1781 Schillers »Räuber« ans Licht getreten und haben — was zuvor noch keinem deutschen Schauspiel und keiner deutschen Bühne vergönnt gewesen — Flammen echter Begeisterung in die Zuschauermenge geworfen; dort hat zwei Jahre später derselbe junge feurige Theaterdichter seinen zwar von vielen Unklarheiten getrübten, aber hochsinnigen Aufsatz über die »Schaubühne als moralische Anstalt« geschrieben; dort war unter dem Reichsfreiherrn von Dalberg nach dem Vorbilde Wiens das erste Deutsche Nationaltheater gegründet worden, das in seiner weiteren Entwicklung die städtische Verwaltung zur Teilnahme und Mitverantwortung zwang — eine für unsre Theatergeschichte höchst wichtige, noch heute fortwirkende Tatsache.

Denn nicht zuletzt um diesen Punkt kreisen auch die Bestrebungen des neuen Verbandes. Er möchte an die Stelle des der Kasse untertänigen Geschäfts- und Spekulantentheaters das freie Kulturtheater setzen, das seinen Schutz und seine Hilfe vom Staate oder den ihm eingegliederten städtischen Verwaltungen empfängt. Nicht wie ein Handelsbetrieb dem Gewerbepolizeirecht, sondern wie eine geistige, künstlerisch-erzieherische Angelegenheit des gesamten Volkes soll die Schaubühne hinfort dem Kultusministerium anvertraut werden, freilich erst nachdem sie durch eine gründliche Läuterung des Publikumgeschmacks wie ihrer eignen künstlerischen Darbietungen dieser Versetzung würdig gemacht worden ist. Kunst- und Gesellschaftspolitik begegnen sich hier zu engem Bunde. Gute Theaterkunst soll gepflanzt und gepflegt, aber zugleich

sollen auch die Möglichkeiten geschaffen werden, den großen Massen diese gute Theaterkunst zugänglich zu machen. Um bei dieser kunstsozialen Arbeit nicht vom Regen in die Traufe zu kommen, wandten sich die diesjährigen Vorträge und Verhandlungen ebenso scharf gegen alle Übergriffe staatlicher Bevormundungsgelüste wie gegen jedes schwachherzige Zugeständnis an den Philister oder den Mauldeutschen, der nicht über den Zaun seiner Vorurteile sieht, Feinde, die den freigesinnten Absichten des Verbandes, wie sie sich jetzt darstellen, gleich gefährlich werden könnten. Namentlich war es der Mannheimer Intendant Dr. Karl Hagemann, der diesem neuen Programm des Verbandes das Wort redete. Nach ihm lassen sich die bürgerlichen Sittlichkeitsbegriffe sowenig auf das Kunstgebiet des Theaters übertragen, wie die nationalen Grenzen zu Fesseln seiner Darbietungen werden dürfen. Die Pflege des Völkischen kann nur einen Teil der Aufgaben des Theaters ausmachen; das Merkmal unsrer Zeit ist der geistige Wettkampf und das friedliche Nebeneinander aller kulturell entwickelten Völker. Auch der Krieg kann auf die Dauer die Tatsache nicht entkräften, daß die großen Kulturgüter der gesamten Menschheit gehören und erst im Austausch zu ihrem vollen Rechte kommen. Der Verband will die gesunden Kräfte des unverbildeten Volkes sammeln und schulen, nicht schulmeistern und drillen; er will den Hunger nach dem Schönen in edler Form und mit Hilfe einer disziplinierten Konsumpolitik stillen helfen.

Wer sich nur einigermaßen noch an die Hildesheimer Gründungsdebatten des Verbandes erinnert, wird die einschneidende Wandlung bemerken, die sich seitdem in seinen Zwecken, Zielen und Wegen vollzogen hat. Am deutlichsten kommt diese Wandlung in dem veränderten § 4 zum Ausdruck, der jetzt lautet: »Der vom Verein bezweckte Zusammenschluß aller Kräfte des Volkes (Behörden, Vereine, Theater, schaffende und ausübende Künstler, Einzelpersonen) erfolgt auf paritätischer Grundlage unter Wahrung der Freiheit künstlerischen Schaffens und Denkens sowie der Selbständigkeit der angeschlossenen Körperschaften.« Um diese Fassung ist im Verbande offenbar ein langer und heftiger Kampf geführt worden, und es ist dabei wohl auch nicht ohne eine »Umgruppierung« der führenden Kräfte abgegangen. Jedenfalls scheint heute die anfangs drohende Vorherrschaft derer, die das Theater in ein Hörigkeitsverhältnis zu völkischen, religiösen oder erzieherischen Zielen zwingen wollten, gebrochen zu sein. Ja, der linke Flügel des Verbandes, der bisher unter der Führung Dr. Seeligs, des Generalsekretärs des Bühnenkartells, und Gustav Rickelts, des Präsidenten der Bühnengenossenschaft, wesentlich von sozialen Gedanken bewegt wurde, hat durch eine neugebildete freisinnige Gruppe einen Zuwachs erhalten, der ihn heute schon über die ursprünglichen Grenzen seiner Gegenbewegung hinaustreibt und dem nationalbesorgten Blick der Gründer am Horizont das erste Wölkchen eines Sturmes zeigen mag, der ihr Schiff vielleicht ganz woanders hinträgt, als sie sich dachten und wünschten. Zu der Besorgnis, der freien Kunstbetätigung des Theaters möchten vom Verbande drückende und einengende Fesseln geschmiedet werden, ist nach der Mannheimer Tagung kaum noch ein Anlaß, und so wird mancher, der gleich mir als ein Saulus kam, als ein Paulus von ihr geschieden sein, gewillt und entschlossen, die Bestrebungen des Verbandes im Sinne ihres neuen § 4 zu vertreten und zu unterstützen, wo sich ihm Gelegenheit dazu bietet, auch wenn er bei der praktischen Betätigung hier und da seine Vorbehalte machen müßte. Denn darüber wollen wir uns doch klar sein: der werktätige Zusammenschluß so vieler Kräfte wird immer gewisse Opfer oder Modelungen der persönlichen Überzeugungen und Wünsche fordern, und die Zeitgestirnung, zumal die, der wir nach dem Kriege entgegengehen, ist nicht danach angetan, eigensinnigen Sondertümeleien die Zügel schießen zu lassen.

Dreizehn Monate besteht jetzt der »Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur«. Es ist wahr, diese Zeit war ausgefüllt mit inneren Arbeiten der Klärung und des Aufbaues sowie mit Abwehr der verschiedenartigen Angriffe und Mißverständnisse, denen sich seine zunächst oft unklar und ungeschickt vorgetragenen Absichten in der Öffentlichkeit ausgesetzt sahen. Namentlich der »Schutzverband deutscher Schriftsteller« ist in einer Anfang Mai zu Berlin abgehaltenen öffentlichen Versammlung heftig gegen ihn aufgetreten und hat sich auch durch einen Versöhnungsvorschlag Hermann Sudermanns nicht bewegen lassen, in eine Aussprache mit dem Verbande einzutreten, um zu einem Friedensschluß oder etwa gar zu einem Zusammengehen mit ihm zu gelangen. Das bleibt bedauerlich für beide Teile. Nun sich aber in Mannheim gezeigt hat, daß fast all die Bedenken und Einwürfe, die gegen die Verbandsziele im »Schutzverband« laut geworden sind, in den Reihen des Verbandes selbst ihre Fürsprecher und damit ihre ernste, gründliche, ja zuweilen leidenschaftliche Erörterung gefunden haben, braucht man sich durch das Gespenst der Unfreiheit oder der Verstockung nicht länger schrecken zu lassen. Und denen, die statt der Worte jetzt schon Taten, nach außen sichtbare und wirksame Taten sehen wollen, sei entgegengehalten, was sich eigentlich jeder Kenner solcher weitausgreifender Bewegung und Unternehmung selbst sagen müßte: daß der Verband, wollte er ehrlich gegen sich selbst



sein, wollte er die billige Pose und die schöne Geste verschmähen, gar nichts Besseres tun konnte, als das erste Jahr seines Bestehens zu einer gründlichen nachprüfenden und bessernden Arbeit an sich selbst zu benutzen. Auch fehlt es ihm schon heute keineswegs an sichtbaren Erfolgen und fruchtbaren Arbeitsansätzen. Er zählt bereits 10 000 Einzelmitglieder, und 160 Körperschaften haben ihren Beitritt erklärt, womit die erste Million der korporativ angeschlossenen Mitglieder überschritten ist. Dabei darf nicht vergessen werden, daß sich die künstlerische Tätigkeit der einzelnen Ortsgruppen — und bei ihnen liegt naturgemäß die eigentliche unmittelbar eingreifende Wirksamkeit — notwendigerweise dem Blicke der Gesamtheit entzieht, schon weil solche Dinge, wie Beeinflussung des Spielplans, nicht auf dröhnendem Kothurn, sondern auf leisen Sohlen einherzuschreiten pflegen.

Wie man aber auch durch Wort und Schrift segensreich und unmittelbar fördernd auf die Gestaltung unsrer Theaterkultur einwirken kann, beweisen zudem die von dem Heidelberger Dramaturgen Dr. Ernst Leopold Stahl im Auftrage des Verbandes herausgegebenen »Dramaturgischen Berichte«, die mit ihren vorurteilsfreien, sachlichen Besprechungen namentlich unbekannter oder verschütteter Bühnenwerke den Theaterleitern wertvolle Fingerzeige, den jungen Dramatikern erwünschte Klärung und Aufmunterung für ihre Bühnenwerke versprechen. Wie verdienstvoll ist z. B. in der letzten Ausgabe (Blatt 3, September 1917) die Übersicht über deutsche Märchen- und Kinderstücke! Jeder Vater und jede Mutter wird sich schon einmal sattsam darüber geärgert haben, welcher — seien wir höflich! — welcher hohle Flitterkram zur Weihnachtszeit den Kindern von unsern Bühnen, selbst sonst gut und anständig geleiteten Bühnen, dargeboten wird. Hier zeigt ein Kundiger den Weg zur Besserung und hebt gleich in der ersten Liste so viele künstlerische Schätze ans Licht, daß sich hinfort kein Bühnenleiter mehr hinter dem Vorwand verstecken darf, da gebe es nichts Gutes, da müsse man eben fünf gerade sein lassen. Auch die kleinen gelben Hefte, die seit einiger Zeit bei Eugen Diederichs in Jena unter dem Gesamttitel »Deutsche Theaterkultur« erscheinen, müssen schon auf der Habenseite des Verbandes gebucht werden. Das erste freilich mit den Vorträgen von Gerst, Kaempf und Pfeiffer leidet noch arg an der Kinderkrankheit der schönklingenden Redensarten und der verstiegenen engsinnigen Forderungen, die dem Rufe und Fortkommen des Verbandes so schwer geschadet hat. Das zweite Heft aber, ausgefüllt mit Stahls Arbeit »Wege zur Kulturbühne«, fußt auf dem festen Grund und Boden der Bühnenpraxis, bringt so viele und so gesunde Vorschläge für die Bereicherung und Läuterung



Aufn. L. Otto Weber, Meiningen

Max Grube

des Spielplans unsrer Bühnen, zumal der mittleren, und gibt so viele beherzigenswerte Winke für die künftige Theaterpolitik der Stadtgemeinden, der Wanderbühnen und der kleinen Privattheater, daß vor solcher doch schließlich aus dem Schoße des Verbandes entsprossener Fülle von fruchtbaren Anregungen, die weder an Engherzigkeit noch an Schulweisheit kranken, aller Argwohn verstummen sollte.

So vielseitig die Parteien, Stände, Berufe und Weltanschauungen auf der Mannheimer Verbandstagung vertreten waren, eine Stimme im Chor vermißte man: die des *schöpferischen Dramatikers*. Fehlt es ihm an Vertrauen zu einer Vereinigung, die den Kampf gegen das Geschäftstheater auf seine Fahne geschrieben hat? Fühlt er sich zurückgesetzt, wo so viel vom Theaterpublikum und von Theaterbehörden die Rede ist? Selbstverständlich ist auch der Verband davon überzeugt, daß unsre Bühnenkunst nur dann zu einer lebendigen, nachhaltigen Blüte kommen kann, wenn die Wurzel des Baumes gepflegt wird, und die liegt in der jungen zeitgenössischen Dramatik.

Zum Glück bricht sich diese heilsame Erkenntnis auch sonst wieder Bahn. Hoffnungsvoller als sein verwegener, auf kein großzügiges Programm gestützter Plan, den Zirkus Schu-



Aufn. Fr. Richard, Deutsches Theater, Berlin

Moissi als Fedja in Tolstojs »Lebendem Leichnam«

mann mit Hilfe einer Aktiengesellschaft in ein Theater der Fünftausend mit dem stolzen Namen »Nationaltheater« umbauen zu lassen, mutet Max Reinhardts Gründung einer Gesellschaft zur Förderung junger Dramatiker an, deren Aufgabe es sein soll, »in jedem Spieljahr innerhalb eines Zyklus junger Autoren Werke der heutigen Dramatikergeneration zur Aufführung zu bringen«. Er begegnet sich in diesem Gedanken mit Max Grube, dem Leiter des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, und dieser voneinander unabhängige Doppelplan zweier Theaterpraktiker spricht überzeugend genug für die Notwendigkeit und die Erfolgsaussichten des Gedankens. Reinhardt könnte mit seiner Hilfe vielleicht endlich den festen Zusammenhalt mit der zeitgenössischen Dramatik finden, die seinen in der Regie und Darstellung führenden Bühnen bisher zu ihrem Schaden fehlte, und Grube wird aus seinem eignen Leben wissen, wie sehr Glück und Vorwärtskommen einer jungen Begabung — ob Dichter oder Darsteller, ist in diesem Falle gleich — von verständnisvoller Führung und Förderung abhängig ist. Auf seine »Jugenderinnerungen eines Glückskindes« (Leipzig, Grethlein & Ko.; geb. 6 M), zu deren Besprechung hier leider der Raum fehlt, gedenken wir in einem der nächsten Hefte ausführlich zurückzukommen.

Gute Weinjahre — schlechte Theaterjahre. Die köstliche Nachreife, die der Monat September den Trauben am Rhein bescherte, kam dem Spielbeginn der Berliner Bühnen wenig gelegen. Sich mit diesem wolkenlosen blauen Himmel und lockenden Sonnenschein in den Wettstreit zu wagen, traute man allenfalls nur den kurzweiligen Schmeicheleien des Lustspiels und der Komödie zu. Wo man ernste, lebens- und schicksalsschwere Stücke aufnahm, bedurfte es eines besonderen Anlasses, einer Entschuldigung gleichsam vor dem vermeintlichen Rechtsanspruch der Leute, das Theater sei dazu da, sie der drückenden Zeitstimmung auf einem Rosenwagen holder Täuschungen zu entführen. So nahm das Deutsche Theater Alexander Moissis Heimkehr aus der französischen Gefangenschaft oder vielmehr aus der Schweiz, wo er lange interniert gewesen, zum Anlaß, Georg Büchners Revolutionsdrama »Dantons Tod« und Tolstojs »Lebenden Leichnam« wiederaufzuführen: da gewann denn freilich der müde, schicksalsbewußte Aristokrat, den sein Verhängnis in die Flut der Revolutionsdemagogie verschlagen hat, ein andres, ungleich tieferes und beseelteres Leben als durch Ferdinand Bonns virtuosenhafte Glätte, und in Moissis Fedja, dem Leben und Sterben eines im Schmutz der Welt rein gebliebenen Herzens, glaubten wir sogar etwas von dem furchtbaren Erleben dieses Krieges zittern zu hören, einen neuen, aus Urtiefen heraufsteigenden Ton, den auch der größte Schauspieler nicht von der Kunst, sondern nur vom Schicksal selbst empfängt.

Das Königliche Schauspielhaus führte der 7. Kriegsanleihe zuliebe Leo Leipzigers Scherz- und Werbespiel »Stahl und Gold« auf und ließ sich von Goethes Geburtstag zur »Stella« und zum »Prometheus« verlocken, ohne sich mit dem Gedächtnisabend mehr als den redlichen Lohn einer erfüllten Ehrenpflicht zu verdienen. Das »Schauspiel für Liebende« will beherzter und gefühlsamer angepackt sein, als es in dieser bloßen Aufführung noch dazu der zweiten, matteren und herkömmlicheren Fassung geschah, wenn es neben seinen vergänglichen Zeittönen auch seine leise Ewigkeitsmelodie hören lassen soll, und das gewaltige Titanenfragment wurde, wie es mit tragischen Werken am Schillerplatz so oft geschieht, durch allerlei Zier-, Puppen- und Ballettkram fast zum Panoptikum-Schaustück herabgezogen. So hatte es die vom Genius geweihte Szene wenigstens nicht allzu schwer, sich zu den Marionetten des 17. Jahrhunderts zurückzufinden, die Franz Blei, in seinen theoretischen Schriften ein so anspruchsvoller Geschmäckler, als Schaffender ein so selbstgenügsamer Epigone Grillparzers und Calderons, in seinem Lustspiel »Logik des Herzens« tändeln läßt. Tändeln mit einem Stoff, der sich unter dem Hauche eines

wärmeren Herzens, unter der Pflege geschickterer Hände leicht zu einer höchst artigen und lieblichen Blume sinniger Lebensweisheit hätte entfalten können. Der Triumph des unverwirrten, siegesgläubigen Gefühls: so etwa könnte man den freilich schon bei italienischen und spanischen Lustspieldichtern der Renaissance nachweisbaren Gedankenkeim des Bleischen Lustspiels formulieren. Ein junger Edelmann zeigt sich so von Minerva und allen Grazien verlassen, daß er — gab es das wirklich noch um 1700? — weder lesen noch eine Liebeserklärung stammeln kann. Die Schöne, um die er wirbt, neigt sich dennoch ihm zu, freilich nur aus Trotz und verletztem Ehrgefühl. Wenn der andre nur erst wieder da ist, meint man, wird der Tölpel schon das Feld räumen müssen. Aber er denkt nicht dran: seine Einfalt, die sich nicht träumen läßt, dem Gefühl, das er selber für die Geliebte hegt, könnte ein weniger inniges, weniger ehrliches und starkes antworten, besiegt mit ihrer naiven, unerschütterlichen Siegeszuversicht alle Widerstände der Welt und alle Schwächen seiner selbst, und so liegen sich denn schließlich Herr Ulrich und Frau Liselotte wie das zärtlichste Liebespaar in den Armen, durch keine Macht der Welt mehr zu trennen. Jammerschade, daß diese hübsche Idee an einen humorlosen und gespreizten Bearbeiter gekommen ist, der sich den Schein der hier so unentbehrlichen Natürlichkeit des


Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Annaliese Halbe in Ludwig Fuldas »Lebensschüler«
(Trianontheater in Berlin)


Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Frau Schlüter (Liselotte) und Kurt Ehrle (Ulrich) in Franz Bleis Lustspiel »Logik des Herzens« (Kgl. Schauspielhaus)

Herzens von plumpen Unbeholfenheiten und den verbrauchtesten Bühnenmitteln, wie Verkleidungen und vertauschten Briefen, borgen muß!

Dieser reine Tor und Tölpel aus den Tagen zwischen Perücke und Zopf begegnet uns wieder, um zwei Jahrhunderte verjüngt, in Ludwig Fuldas »Lebensschüler«, dem jungen Dichter Gert Merian aus Bad Leutra, dem Verfasser des »Unsichtbaren Gartens«, der sich, nach Berlin W verpflanzt, im Garten der Liebe so hoffnungslos verirrt und verrennt, daß sein Mentor und Meister und mit ihm Fulda selbst am Ende des Abenteuers für den armen Zauberlehrling nur ein Achselzucken des Zweifels übrig haben: »Wird er sich wiederfinden?« Ursprünglich, vor zwei Jahren (Buchausgabe bei Cotta), schloß dieses auch sonst recht gedanken- und stilschwanke Stück viel pathetischer: mit der »Wacht am Rhein« der Mobilmachung, dem Wiegenlied der neuen Zeit, die den Tag des Weibes begraben, den Tag des Mannes heraufführen werde. Jetzt, hieß es da, gehe es um größeres als Frauengunst. »Krieg! So weiß man wenigstens, wie man mit Anstand sterben kann«, ruft der von seiner reinen Leidenschaft enttäuschte Lebensschüler, aber der Lebenslehrer, der diesen Enttäuschungsschmerz verschuldet, weist ihn auf die erhöhte Pflicht des Lebens hin: »Eine neue Schule beginnt für uns alle, eine härtere«, und reicht ihm die Hand zur kameradschaftlichen Versöhnung ... Ist diese Flamme der moralischen Zuversicht heute schon so verglüht, daß nur noch



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Aus der Komödie »Dyckerpotts Erben« von Robert Grötzsch (Berliner Residenztheater)

ein Aschenrest unmutigen Zweifels übriggeblieben? Das hieße für einen Dichter sich doch gar zu schwächlich zum Spielball der Zeitwinde hergeben und auf eines seiner schönsten Vorrechte, das der gläubigen Bejahung, vorzeitig verzichten! ... In der Aufführung des Trianontheaters trat als neue Berliner Bühnenerscheinung in der Nebenrolle einer futuristischen Malerin Annaliese Halbe, die anmutige Tochter des Dichters, mit den erquickenden Gaben einer herben, taufrischen Jugend vor uns hin.

Mit dem uralten, aber noch immer nicht ausgeschöpften Komödienkniff des Doppelgängertums versuchte heuer Karl Rößler, der Vater der »Fünf Frankfurter« und des »Jünglings mit dem Ellenbogen«, sein Glück. Ein fürstlicher Patriarch von Anno 60, der auf irgendeinem Duodezthrönchen Mitteldeutschlands sitzt, vertauscht auf ein Stündchen seinen Regentenrock mit dem Kittel des Dienstmanns Nr. 66, um als ein spätbiedermeierlicher Harun al Raschid auf die Beutel- und Herzensnöte seiner unzufriedenen Untertanen zu lauschen. Das gelingt ihm so gut, daß er nicht nur den habgierigen Streber entlarvt, sondern gleich auch die etwas brüchig gewordene Ehe seines Enkel-Erbprinzen zurechtflickt. Der protzige Brauereibesitzer fällt in Ungnade, die brave Stadthebamme wird zur fürstlichen Tafel geladen. An diesem trotz seiner Hofsphäre durchaus bürgerlichen Lustspiel von den »Beiden Seehunden« könnte auch ein feinerer literarischer Geschmack seine Freude haben, wenn den Kleinstadtfiguren aus Hildburghausen oder Ochsenfurt nur mehr Fülle des Lebens, mehr Volksduft eigen wäre, so daß man verlockt würde, ihnen auf ihren krausen Wegen nachzugehen, mit ihnen zu lachen und zu weinen, wo man sich jetzt nur — bei der vortrefflichen Aufführung des Komödienhauses — ein paar flüchtige Abendstunden an ihnen ergötzt.

Da sind »Dyckerpotts Erben«, die Erstlingskomödie des Dresdner sozialdemokratischen Schriftleiters Robert Grötzsch (erschienen im Drei-Masken-Verlag, Berlin-München), aus gesunderem Holze geschnitzt. Man spürt: der hier das närrische, seinen ruppigen Pinscher Strupp zum Haupterben einsetzende Testament des seligen Dyckerpott zum Probierstein für ein halbes Dutzend trüber Erdengäste männlichen und weiblichen Geschlechts macht, er kennt seine Pappenheimer. Er weiß, was für Mördergruben und Schlangennester sich bei solchen Versuchungen der geheimen Instinkte des homo sapiens auftun, welch komische Gesichter und welch vertrackte Gemütsverrenkungen sie sich abquälen, um auf Kosten ihrer lieben Mitmenschen zu ihrem noch lieberen Vorteil zu gelangen. Und köstlich ist, wie die Schleicher alle am Narrenseil herumgeführt werden, während der Frischbeherzte, der den Mut gehabt hat, den abscheulichen, tyranni-

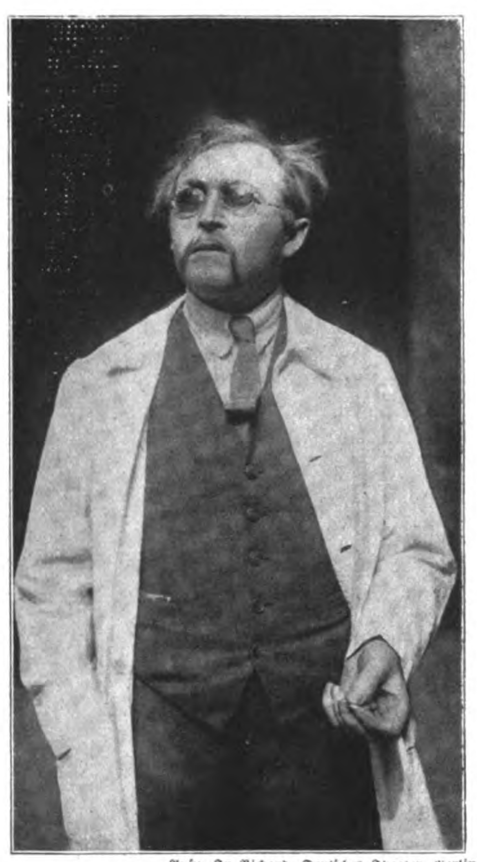
schen Köter offen und ehrlich aus der Welt zu schaffen, durch das erst nach dem Tode Strupps zu eröffnende Kodizill den Millionenlohn seines natürlichen Gefühls und kurzentschlossenen Handelns einstreicht. Auch hier ist die Handlung für einen Dreiakter ein wenig dünn, die Charakteristik der zärtlichen Verwandten und noch zärtlicheren Tierfreunde allzusehr nach der zahmen Schablone der Fliegenden Blätter geraten, aber es geht doch ein kräftiger, wirklichkeitsfroher Lebensatem durch das Stück, Bitterkeit würzt sich mit Behagen, Witz und Satire läutern sich zum Humor. Jedenfalls könnten wir von Herzen froh sein, wenn hinfort solche deutsche Komödienart, deren Weg durch Kleists »Zerbrochenen Krug«, Hauptmanns »Biberpelz« und Rosenows »Kater Lampe« vorgezeichnet ist, nach den erfolgreichen Aufführungen in Dresden und Leipzig auch im Berliner Residenztheater heimisch werden wollte, wo vor dem Kriege allein der französische Ehebruchsschwank zu Hause war.

Doch der ist ein aufdringlicher Gesell und kennt Hintertüren, durch die er immer wieder zu uns hereinschlüpft. Auch die neutrale oder bundesbrüderliche Maske verschmäht er dabei nicht. Was früher Augier, Bisson oder Hervieu hieß, heißt heute Molnár, Herczeg oder Joh. V. Jensen. Franz Herczegs Lustspiel »Der Blaufuchs« hat ebenso viel Witz, aber mehr Geist, eine feinere Seelenkunde und ein



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

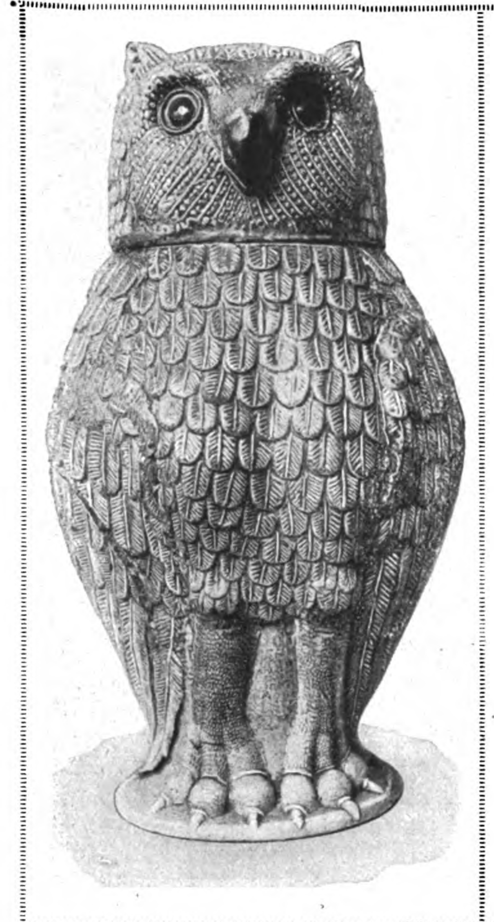
Aus der Komödie »Der Blaufuchs« von Franz Herczeg (Berlin, Lessingtheater): Adolf Edgar Licho und Sibylle Binder



Aufn. Fr. Richard, Deutsches Theater, Berlin

Werner Kraus als Professor Hall in »Madame d'Ora« (Kammerspiele)

tieferes Lebensgefühl als die Pariser Boulevardstücke — in der Temperatur, der Ehemoral und der Weltanschauung aber ist das Budapester Stück ihnen ebenbürtig, und eine Toilettenrolle für die elegante Liebhaberin bietet es auch. Schauspielerinnen wie die Konstantin, die die Rolle der Blaufüchsin in Wien, oder Marietta Olly, die sie im Berliner Lessingtheater spielt, kommen schon wieder auf ihre Kosten. — Den Dumas- und Augier-Ersatz liefert einstweilen Dänemark. Was Karl Vollmoeller aus J. V. Jensens Roman »Madame d'Ora« für die Kammerspiele des Deutschen Theaters zurechtgebraut hat, steht an »Gewürztheit« der französischen Sensationsdramatik der sechziger und siebziger Jahre kaum nach. Ozeandampfer — Detektivkniffe — Spiritistensitzung — Pistolenschüsse — Mord und Selbstmord: was will man mehr? Ein starkes Stück, mit solchen rohen, seelenlosen Reizmitteln in den Tagen der Flandernschlachten unsre wunden Nerven aufzupeitschen! Mehr als das: ein Frevel an dem Ernst der Zeit und dem heiligen Beruf des Theaters!





Großer Eulenkrug
Köln, um 1550, Werkstatt der Maximinenstraße
Aus der Sammlung Paul in Hamburg



Großer Hafnerkrug
Nürnberg, Mitte 16. Jahrh., Werkstatt des Paulus Preuning
Aus der Sammlung von Paryat

Von Kunst und Künstlern

Die Krugsammlung des Freiherrn Albert von Oppenheim

Im dritten Jahre des Krieges, als wir mit Amerika noch in Frieden lebten, wurde die deutsche Kunstwelt eines Tags durch eine böse Nachricht erschreckt: die berühmte Sammlung Oppenheim, hieß es, solle über Österreich nach Amerika verkauft werden. Ob das jemals mehr als ein leeres Gerücht gewesen, ist heute nicht mehr auszumachen; es tut zum Glück auch nicht mehr nötig, dem nachzuforschen, denn jetzt steht fest, daß diese kostbare Sammlung in Deutschland zur Versteigerung kommen und damit gewiß auch zum größten und besten Teil in Deutschland bleiben wird. Freilich lassen es die Zeitverhältnisse ratsam erscheinen, eine Scheidung vorzunehmen: die Gemälde und Bildwerke sollen vorerst zurückgestellt und also zunächst nur — bei Rudolph Lepke in Berlin, in der zweiten Hälfte des Monats Oktober — die keramischen Stücke unter den Hammer gebracht werden. Wer die Sammlung kennt, weiß zwar, daß sich gerade auf der Keramik hauptsächlich ihr alter Ruf und ihre besondere Bedeutung gründen, und daß es namentlich die glänzende Folge erlesener Meisterwerke des rheinischen Steinzeugs ist, die ihren Wert ausmacht. Somit darf man auch die bevorstehende Teilversteigerung als ein Ereignis ersten Ranges auf dem Kunstmarkt bezeichnen.

Die Anfänge der Oppenheimischen Krugsammlung gehen zurück bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Aus den Sammlungen Weckherlin im Haag, Renesse, Ch. Minard van Hoorebeke in Gent stammen ihre ersten Erwerbungen, insbesondere die seltenen Doppelring-

krüge der Renaissancezeit. Aber das waren sozusagen Zufallserwerbungen, denn Licht und Ordnung kam in die Kenntnis von der wirklichen Herkunft und den Meistern der Renaissancekrüge erst zu Anfang der siebziger Jahre durch die Forschungen des Kölner Kaplans Dornbusch, der die alten Töpferplätze Siegburg, Frechen und Raeren gleichsam von neuem entdeckte. Nach seinem Beispiel oder auf seine



Bärenkrug aus schwarzem Ton
Köln, zweite Hälfte des 16 Jahrhunderts
Aus der Werkstatt der Maximinenstraße

Anregung begannen alsdann die ertragreichen Ausgrabungen in den Brüchlingslagern und Scherbengruben dieser Orte, die der geschichtlichen Forschung erst die sichere Grundlage schufen und dem Sammeleifer den entscheidenden Anstoß gaben. »Überall«, sagt Otto von Falke, der Direktor des Berliner Kgl. Kunstgewerbemuseums, in dem Vorwort zum Lepkeschen Versteigerungskatalog, »überall, wo Museen und Kunstfreunde die Schätze des alten Kunstgewerbes wieder zu heben und zu vereinigen strebten, wurden nun auch die Steinzeugkrüge begehrt



Großer Hafnerkrug
Nürnberg, um 1540, Hauptwerk des Paulus Preuning



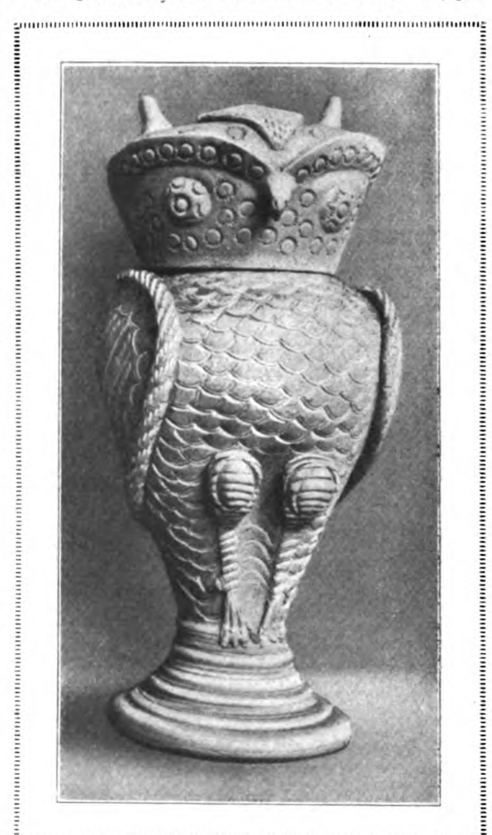
Große Kanne
Raeren, um 1576, Arbeit von Jan Emens



Schnelle
Köln, um 1540, Werkstatt am Eigelstein

und heiß umworben, um so mehr, als sie dem der deutschen und niederländischen Renaissance zugeneigten Zeitgeschmack, von 1870 bis 1890 ungefähr, am vollkommensten entsprachen. In ihren kraftvoll geschwungenen Umrissen, den klar gegliederten Formen und dem bilderreichen Reliefschmuck hat sich die Renaissance des Nordens eindrucksvoll verkörpert.« Seit die rheinische Heimat des Renaissance-Steinzeugs festgestellt war, wurde Köln wieder ein Mittelpunkt des Krughandels, wie schon im 16. und 17. Jahrhundert. Weitaus die meisten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenen Steinzeugsammlungen haben aus dem Kölner Kunsthandel geschöpft, und viele von ihnen sind auch in Köln wieder durch Versteigerung aufgelöst worden. Kaum ein ansehnliches Stück Steinzeug ist in dieser Zeit durch die Kunsthandlung der Gebrüder Bourgeois in Köln, die den Krughandel besonders pflegte, gegangen, das nicht zuerst dem Baron Oppenheim, als dem stärksten Kunstsammler Westdeutschlands, vorgelegt worden wäre. Diese günstige Lage hat Oppenheim vollauf auszunützen verstanden, immer darauf bedacht, als vorsichtiger und kluger Kenner nur durch die gewählteste Qualität seine Sammlung zu vervollständigen und zu verbessern. So ist schon diese keramische Sammlung im Laufe eines Menschenalters zustande gekommen als eine Auslese des Besten, was damals an Werken des rheinischen und fränkischen Steinzeugs auf den Kunstmarkt gebracht wurde.

In einem eichengetäfelten Saal des alten Patrizierhauses in der Glockengasse, übersichtlich und wirkungsvoll aufgestellt, war die Krugsammlung, ebenso wie die Bildergalerie Oppenheims, eine Sehenswürdigkeit der Stadt Köln, allen Freunden der Keramik von dem Besitzer



Eulenkrug mit Deckel
Siegburg, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

allezeit bereitwillig offengehalten.

»Man könnte«, fährt Falke fort, »lediglich mit den Beständen dieser Sammlung die ganze Entwicklung der Steinzeugtöpferei in ihrer besten Zeit darstellen und erläutern. Es mag jedoch der Hinweis genügen, das hier gerade diejenigen Meister am stärksten und mit ganz charakteristischen Werken vertreten sind, welche die eigentlichen Träger und Förderer des künstlerischen Aufschwungs der Krugbäckerei gewesen sind. Da sind aus Köln die Meister aus der Maximinenstraße und vom Eigelstein, die ihr Handwerk aus der Spätgotik zuerst in die Formenwelt der Frührenaissance hinübergeführt haben; aus der Siegburger Gilde der noch den Kölnern nahestehende Anno Knütgen und der beste Vertreter der Hochrenaissance: Christian Knütgen. In Raeren eröffnet den Kunstbetrieb Jan Emens aus dem Geschlecht der Mennicken, alle seine Genossen an künstlerischer Begabung weit überragend; neben ihm gleichstrebend, aber weniger erfindungsreich, Baldems Mennicken der Alte und als Leiter des größten Betriebes der Spätrenaissance sein Sohn Jan Baldems Mennicken, dem sich Tilman Wolf mit selbständigem Formgefühl anreiht. Aus dem Westerwald sind am zahlreichsten die Renaissancekrüge der von Siegburg nach Höhr übergesiedelten Knütgen und der aus Raeren eingewanderten Meister in die Sammlung Oppenheim aufgenommen worden. Unter den süddeutschen Arbeiten steht der große Krug des Paulus Breuning von Nürnberg an erster Stelle, ein Meisterstück dieser farbenstarken Gattung.«



Stollenschrank. Rheinland, 16. Jahrh.

Diese kurze Charakteristik eines vorurteilslosen Kenners mag genügen, den Wert und die kunstgeschichtliche Bedeutung der Oppenheimschen Tonzeugsammlung ins rechte Licht zu rücken. Im übrigen werden die Abbildungen, die wir auf den Seiten 374—378 mit Genehmigung des Lepkeschen Versteigerungshauses veröffentlichen, so bescheiden sie gegenüber dem Reichtum des gesamten Schatzes auch sein mögen, den Lesern einen Begriff von der Schönheit, Mannigfaltigkeit und Seltenheit der Stücke geben.

Unsre Kunstblätter

setzen sich diesmal recht mannigfaltig zusammen: neben Stilleben, Innenbildern und verfeinertem Genre finden wir Landschaften, Bildnisse, Figurenstudien, Bildhauerwerke und Kriegsbilder.

Um zunächst bei den Farbdrucken zu verweilen, so glauben wir mit den beiden Gemälden von Rudolf Nißl, dem »Stilleben« und der »Porzellansammlung«, zwei besonders

erlesene und kennzeichnende Stücke der Münchner Malerei von heute zu zeigen. Der feine Geschmack, zumal in der Farbenabstimmung, macht hier — wie das sonst wohl manchmal bei den Münchnern geschieht — der bewußten dekorativen oder gar plakatartigen Wirkung keine Zugeständnisse.

Um eine Schattierung norddeutscher erscheint das »Weinumrankte Turmfenster« von Franz Hoffmann-Fallersleben. Für den Kenner braucht man kaum hinzuzufügen, daß auch dieses Motiv wieder aus dem geliebten Corvey stammt, dem alten Kloster- und Herrensitz an der Weser, der den Dichter unsers Vaterlandsliedes, den Vater des Künstlers, in seinen reifen Mannesjahren als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor beherbergte, dem Maler selbst aber Kindheitsparadies und bis auf den heutigen Tag eine gern aufgesuchte Arbeits- und Erholungsstätte ist.

Völlig norddeutschen Charakter tragen die beiden Blätter von Karl Krafft, einem Sohn der Stadt Schleswig. Ist es in der Erfurter Radierung (»An der Gera«) nur die eigentümliche Sparsamkeit, Strenge und Herbheit, die das verrät, so stellt sich das Ölbild »Am Deich« auch in der Farbengebung sowie in der Licht- und Luftbehandlung auf den ersten Blick als eine Huldigung an die Heimat des Künstlers dar. Aus seinen Studienorten Gotha, Kassel und Berlin zog es ihn denn auch immer wieder dorthin, wo zwar im Herbst der Nebel schwer auf die Dächer drückt und durch die Stille eintönig das Meer braust, wo aber auch im Frühling sammetgrün wie nirgend sonst die Wiesen aufgehen und auf besonnter Sommerflur üppiger denn anderswo des Kornes Wellen treiben. Krafft sucht sich gerne seine Motive um die Elbmündung herum, und so entstand auch dies Bild mit seinen vor den Überschwemmungen durch den Deich geschützten Fischerhäusern in Neuhof an der Elbe. Wie fest gegründet, wie für die Ewigkeit gebaut scheinen diese breitbehäbigen Häuser mit den tief herabhängenden Strohdächern dazustehen, und doch mußten sie schon ein Jahr, nachdem das Bild gemalt, wegen einer Elbregulierung abgerissen werden. Jetzt flutet über die Stelle ein neuer Kanal, und was ein Stück frischen Gegenwartslebens festhalten sollte, ist zum Zeugnis einer unwiederbringlich entschwundenen Vergangenheit geworden.

Wappenscheibe. Süddeutschland (?), Mitte des 16. Jahrhunderts

Nicht allzuweit von der Elbmündung, unter friesischem Himmel, wohl auf der Insel Föhr, seinem Lieblingsaufenthalt, haben wir die Heimat des Bildes von Otto H. Engel zu suchen. »Es ist rauhes Land, ohne Schutz den Stürmen preisgegeben, die von der immer bewegten Nordsee blasen, und die Menschen müssen hart kämpfen und ringen, um in dieser Natur, die nichts verschwendet, und die ihnen nichts schenkt, ihr Dasein zu behaupten. Aber zugleich auch ist es ein Land, das der Milde und der Anmut, besonders in Sommertagen, nicht entbehrt. Zu den weiten Flächen des Weidelandes und der Kornfelder bilden die uralten strohgedeckten, von hohen Eichen beschatteten Dächer den wirkungsvollsten, stimmunggebenden Gegensatz. Und in ihnen spielt sich nun jenes trauliche, dem Menschen, der aus der großen Stadt hierherkommt, doppelt anmutende Leben ab, das Engel nicht müde wird, in immer neuer und reizvoller Weise zu schildern: Kinder, die in der Dorfgasse den Ringelreihen schlingen, eine Mutter, die ihr Kind auf dem Schoß



wiegt; die hübschen frischen jungen Mädchen, die in ihrem altertümlichen Sonntagsstaat miteinander plaudern; wetterfeste Männer oder auch wohl ein Begräbnis — in der treuen Wiedergabe dieser dankbaren Stoffe hat der Maler ebenso sein inneres Glück wie seinen äußeren Erfolg gefunden.« Ein kennzeichnendes Merkmal des friesischen Volkslebens, wie es sich in Engels Bildern widerspiegelt, fehlt noch in der Charakteristik seines Jugendfreundes Rhaynach (vgl. Monatshefte, Oktober 1909): das ist der sonntägliche Nachbarbesuch, zu dem alt und jung besonders gern die alten schönen Volkstrachten anlegt, um es bei aller geselligen Traulichkeit doch auch an einer gewissen Würde und Feierlichkeit nicht fehlen zu lassen. Gerade dieser Zusammenklang von sommerlicher Heiterkeit — man beachte die spielenden Kinder, aber auch das Spiel der Sonnenlichter auf Hauswand, Weg und Gesträuch — und gehaltenem Ernst gibt dem Bilde »Das Häuschen der Witwe« seine eigentümliche Schönheit und Herzenswärme. Dieses Bild erzählt — und das sollen ja wohl Bilder nicht. Wenigstens lautete so einmal ein mit dem Schein unumstößlicher Wahrheit ausposauntes Gebot der modernen Kunstbewegung, die am liebsten gleich das ganze »Genre« in den Pfuhl der Verdammnis gestoßen hätte. Als wenn es auch hier nicht auf das Wie ankäme! Ein geschwätziges Bild wird freilich mit echter Kunst selten etwas zu schaffen haben; wenn wir aber an so zarten Fäden in die Welt der dargestellten Menschen hineingezogen werden, wie auf Engels Bild, wollen wir uns das »Erzählende«, das mitläuft, ganz gern gefallen lassen!

Von dem Stuttgarter Christian Landenberger, einem Meister auch der Zeichnung, bringen wir in Mattkunstdruck eine Studie (im Original Rötelzeichnung) »Weinende Frau«, ein schon aus den Kriegserlebnissen geborenes Blatt, das mit sparsamsten Mitteln tiefste und überzeugendste Empfindung ausdrückt.

Nun zur Plastik!

Die Schopenhauer-Büste des jungen Leipziger Bildhauers Rudolf Saudek, 1916 entstanden und im Original überlebensgroß in Laaser Marmor ausgeführt, schmückt das Treppenhaus der Deutschen Bücherei in Leipzig. Dem Künstler galt es, für diese Stätte deutschen Geistes und deutscher Bildung den Philosophen in dem Kern seines Wesens zu packen. Ohne gefällige Zugeständnisse wollte er den Zweifler und Spötter, den Weltverächter und Verneiner in Schopenhauer festhalten. Über dem Gesicht von großartiger Häßlichkeit wölbt sich, alles beherrschend, die hohe, mächtige Stirn mit dem zurückfliehenden Haar. Die Gedanken, die hinter



Aufn. Fritz Reinhard, Leipzig

Goethe-Büste von Prof. Max Lange

dieser Stirn aufbauend und zerstörend wirkten und wühlten, haben ihre Spuren in das Gesicht gegraben, und unter grüblerisch zusammengezogenen Augenbrauen dringt aus tiefen Höhlen der Blick voll Kälte und heimlichem Hohn. Steile Falten furchen von den Mundwinkeln zur Nase herab; die gepreßten messerscharfen Lippen wissen nichts von Lust und Leidenschaft: desto deutlicher sprechen sie von einem unbarmherzigen Willen zur Erkenntnis und von abwehrendem Haß gegen das lockende Leben. Das Starke an dieser Leistung ist die Verbindung von menschlich-persönlicher Porträtähnlichkeit und sinnbildlicher wesenbestimmender Stilisierung: Individuum und Idee sind in diesem Werk miteinander zu einer künstlerischen Einheit verschmolzen. — Saudek, Österreicher von Geburt, hat in Paris, Leipzig, Prag und Florenz studiert. Neben vielen dekorativen Figuren und Reliefs für öffentliche Bauten schuf er eine Reihe von Parkfiguren in Kalkstein, Bildnisbüsten in Marmor und Akte in Bronze. Zu seinen letzten Arbeiten gehören außer dem Schopenhauer die überlebensgroßen Marmorbüsten von Nietzsche und König Johann, dem Dante-Übersetzer, auch sie jetzt in den Räumen der Deutschen Bücherei aufgestellt. Es wäre zu wünschen, daß Saudek bald Gelegenheit fände, seine Innerlichkeit an einer großen freien Schöpfung zu bewähren.

War es bei Schopenhauer das übermenschlich Dämonische, was den Künstler reizte, so sucht Professor Max Langes in Marmor ausgeführte Goethebüste, gegenwärtig in der Berliner Kunstausstellung (Akademie) aufgestellt, nicht sowohl den »Olympier« oder den »majestätischen Genius«, sondern den Wirklichkeitsmenschen darzustellen. Dieses Werk geht nicht die klassischen oder klassizistischen Wege, wie sie Trippel, Schadow, vor allem aber Rauch eingeschlagen haben; es hält sich ans Leben und gibt den Lebenstüchtigen, den Kämpfer und Überwinder, so wie er etwa als fünfundsechzigjähriger Mann in Weimar und Jena gewandelt sein mag. Hier sind die Runzeln und Falten des reifen Mannes auf dem Übergang zum Greisenalter nicht antikisch verwischt, gehören vielmehr zum Ganzen des bedeutungsvollen Ausdrucks. Eine hohe Auffassung erfüllt die Büste trotzdem; von Nüchternheit und Alltäglichkeit wird man in diesen Gesichtszügen nichts entdecken. Es ist nicht das erste Werk dieser Art, das der Leipziger Bildhauer seiner Vaterstadt geschenkt hat. Von seiner Kunst sprechen dort manche Denkmäler und Brunnen, aber auch schon eine ganze Reihe trefflicher Gelehrtenbüsten.



Luther-Denkmünze von Prof Ernst Herter

Wie die Literatur, so hat sich auch die Prägung von Denk- und Schaumünzen zur Reformationsfeier dieses Jahres manche Beschränkung auferlegen müssen. Ein paar gutgelungene Stücke möchten wir aber doch zeigen. Dem Berliner Bildhauer Professor Ernst Herter ist auf der Vorderseite seiner Schaumünze ein Lutherbild von fester, gesammelter Kraft gelungen, und auch die Schriftfrage, eine sonst oft heikle Sache bei so kleinen Stücken der plastischen Kunst, hat er gut gelöst. Die Rückseite der in grauem Eisenton gehaltenen, im Durchmesser 60 mm großen Münze (Preis 8 ℳ) wird durch zwei Verse des Lutherliedes »Und wenn die Welt voll Teufel wär'« usw. gefüllt. In derselben Pforzheimer Prägeanstalt von B. H. Mayer ist eine Lutherplakette von Prof. Rudolf Mayer erschienen, von der wir Vorder- und Rückseite zeigen (Preis 9 ℳ). F. D.





(Vorderseite) Luther-Plakette von Prof. Rudolf Mayer (Rückseite)

Rudolf Nißl: Stilleben

Zu dem Aufsatz »Rudolf Nißl« von Richard Braungart

Literarische Rundschau

Berlin, Wien und Meiningen, das sind die drei Standorte, an denen Paul Lindaus Erinnerungen (»Nur Erinnerungen« nennt er sie in einer ihm eigentümlichen Scheu gegen Selbstkritik und Abrechnung; Stuttgart, Cotta) in ihrem zweiten Bande verweilen. Der etwas eigensinnige Plangedanke, von den Persönlichkeiten, mit denen er auf seinem langen und erlebnisreichen Wege zusammengetroffen, nach Zeit und Ort der ersten Begegnung zu sprechen und die Beziehungen zu ihnen dann womöglich von A bis Z abzutun, hat sich nicht durchführen lassen. Der Leser ist's zufrieden. Mit dem Verfasser freut er sich, daß dieser leidige Zwang, der immerfort gegen den Zeitzusammenhang verstieß, gesprengt ist.

Die drei Städte, um die es sich in diesem zweiten (gewiß nicht dem letzten) Bande handelt, sind Theaterstädte, und demnach kommen auch die Persönlichkeiten, die Lindau uns vorführt, hauptsächlich aus dem Reiche der Kulissen oder vom Regiepult — auch wenn er von Berliner »Stammtischen« erzählt, denn von Lutter und Wegener bis auf Dressel und Stallmann ist so ein feuchtfröhlicher Wirtshaustisch der beliebteste Treffpunkt der großen und kleinen Bühnenleute gewesen. Freilich darf man sich einen Künstlerstammtisch nicht allzu »stoffhuberisch« vorstellen. Essen und Trinken war auch vor dem Kriege, dem großen Mäßigkeitsapostel unser aller, keineswegs der Hauptzweck dieser Zusammenkünfte. Die Hauptsache war und blieb die Gesellschaft, das gemütliche Beisammensein, die behagliche Zwanglosigkeit, der Reiz angeregter Debatten. Goethe hat im zweiten »Faust« (Innerer Burghof) all diesen Stätten der Frohen unter den Frohen den dichterischen Wahl- und Wappenspruch geschrieben:

> Hier ist das Wohlbehagen erblich,
> Die Wange heitert wie der Mund,
> Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich,
> Sie sind zufrieden und gesund . .

Man weiß, solche Erbsitze des Wohlbehagens sind die Brutstätten der Anekdote, der Anekdote, deren Sinn und Wert mit dem Augenblick nicht verfliegt, die auch der Zukunft noch etwas zu sagen hat. Lindau hat, wie Fontane, ein glückliches Organ für solche abgekürzte Charakterbildchen der Zeit und der Gesellschaft, und der erste Teil seines zweiten Bandes ist überreich daran. Beim »alten Dressel« kamen sie ja alle nur schlechthin als »Menschen« zusammen; selbst der gefürchtete Professor Herbert Pernice, der »Minister der auswärtigen Angelegenheiten aller Depossedierten« und Fürsprech der Partikularisten, war hier nur der prächtige Mensch, der unerschöpflich anregende, geistsprühende Gesellschafter, dessen überschäumender Weinlaune man nichts von den furchtbaren Schmerzen anmerkte, die er bei seinem heimlichen Leiden auszustehen hatte.

Sehr hübsch ist der Einnerungskranz, den Lindau seinem Freunde Gustav von Moser flicht, nicht bloß dem lieben und feinen Menschen von vornehmer Denkart, der trotz all seinen Erfolgen zeitlebens auf dem Lande und in der Provinzialstadt (Görlitz) dem bewegten Treiben der Reichs- und Theaterhauptstadt fernblieb, nein auch dem Bühnenschriftsteller, mit dessen Findigkeit, Fruchtbarkeit und mühelosem Hervorbringen sich seit Kotzebue bei uns kaum ein andrer vergleichen konnte. »Es gelüstete ihn nicht, zu den starren Gipfeln aufzustreben, Stufen einzuhauen, sich anseilen zu lassen und im Schweiße seines Angesichts die Höhe zu erklimmen. Er schlenderte mit dem Spazierstöckchen durch die wogenden Felder im Tale, freute sich des roten Mohns und der blauen Kornblumen und pfiff sein Liedchen dabei. Vom Schweiße der Edlen hat er wohl nie etwas gewußt; wenn es ihm auf seinen Spaziergängen zu heiß wurde, so zog er eben den Rock aus oder ging nach Hause.«

Ein allerliebstes Bild! Nur fragt sich, ob Lindau nicht auch diesen Freund, wie manchen andern, allzusehr von der scherzhaften Seite sieht. Das ist nun mal seine Art, um nicht zu sagen sein Schicksal oder sein Verhängnis. Er sieht selten etwas, das über ihn selbst hinausragt. Dafür steht er fast allen, die er oder die ihn der Bekanntschaft und Freundschaft würdigen, zu nahe, oder besser: er tritt zu nahe an sie heran, und bei solchem Verfahren schrumpft am Ende auch ein Berg zum Maulwurfshügel zusammen. Mit Ausnahme des Herzogs von Meiningen, den er zweifellos hoch und ehrlich bewundert hat, haben alle seine Freunde und Lebensgenossen nur eben sein eignes Maß, und das geht nicht gerade ins Erhabene. Freilich hängt damit aufs engste eine Alterstugend an ihm zusammen, für die wir dankbar sein wollen. Mit dem Zügel der Bescheidenheit neutralisiert er sich gleichsam selbst. Das ist vielleicht das Schönste, was so ein »Vielgefeierter« an seinem Lebensabend tun kann. Es brauchte uns gar nicht zu wundern, wenn er's am Ende machte wie der Schauspieler Karl Sontag, der sein Begräbnis auf die früheste gesetzlich zulässige Stunde ansetzte, damit sich nur keiner seiner Bekannten zu bemühen brauche, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Wie dieser entschiedene Gegner alles Feierlichen hat Lindau sich bis in sein Alter einen fröhlichen Sinn für alles Fröhliche im Dasein bewahrt. Seine Schilderung des »letzten Kneipabends mit Otto Erich Hartleben« strömt eine



unwiderstehliche, ansteckende Heiterkeit aus. Unter den Varianten, die sie in mitternächtiger Stunde nach der wohlgelungenen Erstaufführung des »Rosenmontags« auf Gilms etwas sentimentales Allerseelenlied improvisieren, sind ein paar köstliche Blüten parodistischen Humors — von dem noch leidlich zahmen:

Reich mir den Mund und deine süßen Patschen,
Die letzten roten Astern trag herbei!
Und laß uns wieder von der Liebe klatschen
Wie einst im Mai —

bis auf das berlinisch grausame:

Stell' auf den Tisch die Nelken, Nolken, Nulken,
Die letzten roten Astern trag herbei!
Und laß uns wieder von der Liebe ulken
Wie einst im Mai!

Zu einer kleinen Zeitschriftenbiographie wachsen sich Lindaus Erinnerungen an die Kladderadatsch-Gelehrten David Kalisch, Wilhelm Scholz, Ernst Dohm, Rudolf Löwenstein und Johannes Trojan aus, von denen Kalisch den echten, derben und gesunden Humor, Löwenstein die gemüt- und empfindungsvolle, zuweilen sogar würdig-feierliche Lyrik, Dohm den feingeschliffenen attischen Witz, Trojan die reife Lebensweisheit und die charaktervolle vaterländische Freiheitsgesinnung vertritt. Die angehängte Ehrenrettung Wippchens (Julius Stettenheims) ist weniger überzeugend, und was über Reuter beigebracht wird, dringt nicht in den Kern dieses Lindau im Innersten fernen und fremden Gemütshumoristen. Dagegen spürt man an den Abschnitten über Wilhelm Busch, daß Lindau es war, der sich früh schon gründlich und ernst mit ihm und seiner lange unterschätzten Kunst beschäftigt und ihm den ersten größeren Versuch einer Analyse seines Wesens und seiner Weise gewidmet hat (Anfang 1878 in »Nord und Süd«). Ab und an merkt man allerdings auch hier die Mühe des Verständnisses, so für Buschens »Hang zum Alleinsein«, der von der »Belehrung und Anregung der Großstadt« nichts wissen wollte.

Wien dagegen mit all seinen anmutigen und lieblich verführerischen Reizen findet gleich offene Türen bei ihm, wenn er auch früh gewahr wird, daß diese »reizendste Geliebte« der andauernden ernsten Arbeit nicht gerade besonders hold und förderlich ist. Aber Wiener Musik, Wiener Volkshumor, Wiener Fröhlichkeit und Wiener Fiaker hat er viel Hübsches und Begeistertes zu sagen, und noch heute leuchtet die »erwärmende Sonnigkeit« des Wiener Daseins beglückend in ihm nach.

Höher steigen die Erinnerungen dann wieder in den Kapiteln, die sich mit den drei Burgtheater-Direktoren Laube, Dingelstedt und Wilbrandt beschäftigen. Seine Schilderungen einer Probe bei Laube und einer bei Dingelstedt beleuchten scharf und erschöpfend den äußerst kennzeichnenden, noch heute nicht überwundenen Gegensatz der Ohren- und Augenregie, zwischen denen der deutsche Theatergeschmack hin und her schwankt. Die von Laube inszenierten Stücke, heißt es einmal, hatten die sonnige Helle eines Sommermittags im hohen Norden, bei Dingelstedt war alles Stimmung, er arbeitete geradezu darauf hin, die Konturen zu verwischen und die Farbe zu einer Art von Corotscher Unbestimmtheit abzutönen. Für Laube war das dichterische Werk die unbedingte Hauptsache; für Dingelstedt stand das Bühnenwerk als solches in der vordersten Reihe. Der Respekt vor der reinen Dichterarbeit, der die Grundlage der Laubeschen Regietätigkeit bildete, war bei ihm nicht ganz unbedingt. Aber bei all seinen Eigenmächtigkeiten hatte er immer den segensreichsten Regulator: den ausgewählten künstlerischen Geschmack. Wie für den Spielleiter, so bricht Lindau auch für den Menschen Dingelstedt eine Lanze. Ihn hat dieser als unzuverlässig und hinterhältig Verschriene, vor dessen erster Einladung ein Schauspieler ihn mit den Worten warnte: »Iß nur Eier bei ihm!«, nie enttäuscht. Und hinterhältig? Vor ihm war er die Offenheit selbst. Auf sein Bild schrieb er ihm sogar das Bekenntnis: »An Paul Lindau, den Verfasser meines künftigen Nekrologs:

Wenn ihr mich möglichst spät begrabt,
Sei dies auf meinem Stein zu lesen:
Er hat zeitlebens Glück gehabt,
Doch glücklich ist er nie gewesen« ...

Mit Wilbrandt hat Lindau lange Jahre eine nie getrübte Freundschaft unterhalten. Wir Leser haben davon wenig. Die dem Theaterleiter und Dichter Wilbrandt gewidmeten Abschnitte gehören zu den unergiebigsten des Buches. Das kommt daher, daß sie in der ursprünglichen allzu intimen Form gegeben werden, die sie in dem zu Wilbrandts 70. Geburtstage herausgegebenen Festbuche hatten und haben durften. Die Vertraulichkeit des Zwiegesprächs zweier alter, sich auch auf Halbtöne hin verstehender Freunde setzt aber ein Erinnerungswissen voraus, dessen sich fremde Leser nicht erfreuen. So bleiben denn viele Stellen auf dieser Spiegelfläche gemeinsamen Erlebens uns andern blind, ganz abgesehen von den holden Selbsttäuschungen, die der Freund dem Freunde schuldig zu sein glaubt, wo es sich um den Erfolg oder Mißerfolg Wilbrandtischer Bühnenwerke handelt ...

»Das sicherste Mittel, alle Welt zu langweilen, ist, alles zu sagen«: Lindau weiß diesen Rat eines klugen französischen Schriftstellers zu beherzigen. Bei Anzengruber, Ferdinand Kürnberger, Daniel Spitzer und andern Wiener Bekanntschaften begnügt er sich mit der Skizze. Es bleibt erstaunlich auch da, wie geschickt er es

zuwege bringt, Gegensätzen menschlicher und literarischer Art, wie diese drei sie darstellen, in seinem Herzen freundliche und nachbarliche Wohnungen anzuweisen, und erstaunlicher noch, daß sie, wenngleich manchmal erst nach Überwindung eines gelinden Widerstandes, auch ihm das so verschiedenartige Geschenk ihrer Freundschaft darbrachten. Selbst der gallige Eigenbrötler, der typische »Z'widerwurzer«, der Kürnberger war, muß vor diesem klugen Diplomaten literarischer Politik endlich die Segel streichen. Zu Daniel Spitzer allerdings, dem Virtuosen des spitzen, geistsprudelnden Feuilletons, zogen ihn von vornherein verwandte Neigungen und Begabungen. Dieser behende, nie verlegene Witz, dem das Sachliche immer erst durch das Persönliche interessant wurde, imponiert ihm beinah ebensosehr wie die menschliche Vornehmheit und gediegene Zuverlässigkeit des Meininger Herzogs, dem und dessen heute noch wertvollen Theaterschöpfungen sein vorletztes, sein wärmstes und gehaltvollstes Kapitel gilt. Was er über Meiningische Regiekunst sagt, ist geeignet, das immer noch nicht ganz zutreffende Bild, das wir davon haben, gründlich und endgültig zu berichtigen. Vielleicht waren die vier Jahre, die Lindau in Meiningen als herzoglicher Hoftheaterintendant in freiwilliger Dienstbarkeit eines ihm Überlegenen und als überlegen Anerkannte zubrachte, die fruchtbarste Zeit, die er in seinem ereignis- und wandlungsreichen Leben gehabt hat. Nach Berlin ließ sich das dort Gelernte und Erprobte jedenfalls nicht übertragen. Das mußte Lindau erkennen, als er es um die Jahrhundertwende als Leiter zuerst des »Berliner«, dann des »Deutschen Theaters« versuchte. Er trat vor eine veränderte Zeit und ein verändertes Geschlecht, vor denen all seine bestrickende Liebenswürdigkeit versagte, die ihn nur noch in der unschädlichen Altersversorgungsstelle eines Direktors am Königlichen Schauspielhause duldeten.

Ein letzter Abschnitt gilt seinen Begegnungen mit Ibsen. Was er aber da aufzeichnet, reicht über die Blicktiefe des Kammerdieners nicht weit hinaus. Ibsens Wort: »Aber gewisse Dinge sollte man nicht sprechen, und zu diesen Dingen rechne ich die geistige Arbeit«, eine Zurechtweisung, die sich Lindau durch einen unangebrachten Tafelspaß zuzog, hat tiefere und allgemeingültigere Bedeutung, als er zu ahnen scheint.

*

Was längst unsre völkische Pflicht hätte sein müssen, hat erst dieser Krieg mit der Besetzung Belgiens zustande gebracht: das lebendige Interesse für die flämische Dichtung ist bei uns erwacht. Wir tun recht daran, uns mit ihr ernsthaft zu beschäftigen, denn sie bedeutet mehr für dies uns stammverwandte Volk, als das sonst heute noch beim Schrifttum der Fall, ist doch Sprache und Dichtung das einzige Band, das die zwischen drei Nationen eingesprengten Flämen noch zusammenhält, weshalb sich auch so viel von ihren heimlichen Hoffnungen, Wünschen und Bestrebungen darin ausspricht. Und wie vertraut sind uns diese Laute! »Ihre Stimme«, heißt es in dem Nachwort zu der Sammlung flämischer Dichtungen mit deutscher Übersetzung, die bei Diederichs in Jena erschienen ist, »klingt wie Kinderlaut und Naturton in einer Mundart, die uns einerseits an unser norddeutsches Platt gemahnt, an die Sprache eines Klaus Groth, Fritz Reuter, Johann Hinrich Fehrs, anderseits an die wunderholde Sprachgewalt unsrer mittelhochdeutschen Minnesänger.« Ein Kreis von deutschfreundlichen Flämen und flämenfreundlichen Deutschen in Belgien hat sich zusammengetan, um die gute Auslese flämischer Lyrik zu geben, die wir in dem Buche — Urtext und Übersetzung nebeneinander — so bequem beisammen haben. Auf S. 135 des Septemberheftes brachten wir, gewiß, dem Buche damit die beste Empfehlung zu verschaffen, eine kennzeichnende Probe.

Eine ähnliche Sammlung flämischer Liederdichtung aus alter und neuer Zeit in deutschen Nachbildungen verdanken wir der »Gesellschaft zur Pflege der deutsch-flämischen Beziehungen«, die im Frühling d. J. in Düsseldorf gegründet worden ist, zu dem friedlichen Zweck, »in systematischer, auf der Stammes- und Sprachverwandtschaft der Deutschen und Flämen aufgebauter Kulturarbeit den Interessen beider Völker zu dienen« (1. Vorsitzender: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Franz Jostes von der Universität in Münster). Die Übertragungen hat Heinrich Brühl geliefert (Volksvereinsverlag in M.-Gladbach; Preis 1,60 M). Dieselbe Schriftenfolge wird eröffnet durch einen Überblick über die flämische Literatur, mit besonderer Berücksichtigung Guido Gezelles, des bedeutendsten Lyrikers der Flämen, und (in Heft 2) fortgeführt durch eine Einzelstudie über Hendrik Conscience, der ihm als Romandichter ebenbürtig an die Seite tritt: die Gedichte des einen und die Romane des andern bilden die beiden Höhepunkte der neuen flämischen Literatur, um die sich alles übrige gruppiert. Beide Bändchen (je etwa 70 Seiten zu 80 ₰) hat Prof. Jostes selbst verfaßt, mit einer so glänzenden Beherrschung des Stoffes und deshalb auch einer so vollendeten Klarheit, wie sie nur dem gründlichen Kenner und Forscher des nicht überall durchsichtigen Stoffes gegeben sein können.

Wer sich in flämisches Wesen vertiefen will, darf an Charles de Costers »Tyll Ulenspiegel und Lamme Goedzak« nicht vorübergehen. Dieses Buch, der bedeutendste kulturgeschichtliche Roman seit unserm

»Simplizissimus«, ist zwar in einem dem alten Chronikenstil des 16. Jahrhunderts angeglichenen Französisch geschrieben, Weltanschauung, Lebensauffassung, Stimmung und Farbe sind aber niederdeutsch-flämisch durch und durch, ein einziger Protest gegen das trotz der Sprachgemeinschaft fremde französische Wesen, das sich in Politik, Literatur, Kunst und Leben Belgiens eingebürgert hatte, ein protestantisch-germanischer Gegenschlag gegen das geistliche und weltliche Rom, das die Niederlande vor den Befreiungskriegen zu umspinnen drohte. Nur dadurch konnte das Werk mit der Zeit zur »nationalen Bibel« der Belgier werden. »Es ist nicht mehr die Legende eines Menschen, was de Coster geschrieben hat«, sagte Camille Lemonnier in seiner Grabrede auf ihn, »sondern das Gedicht einer Rasse«. Unter den deutschen Übersetzungen empfehlen wir die von Friedrich von Oppeln-Bronikowski, die (mit 15 Bildern von Felicien Rops u. a.) bei Eugen Diederichs in Jena erschienen ist (geb. 3 M).

Mit Costers »Ulenspiegel« können sich seine übrigen Werke nicht messen, weder in der künstlerischen Form noch in der allgemeinmenschlichen oder der kulturgeschichtlichen Bedeutung. Aber lesenswert sind auch sie. Besonders die »Hochzeitsreise«, eine Geschichte von »Krieg und Liebe«, die Albert Wesselski für den Leipziger Inselverlag übertragen hat (geb. 3 M). Der Roman spielt in Belgien zur Zeit der ersten Eisenbahnen und kennzeichnet sich durch seine Technik als ein Abenteuerroman aus Eugen Sues Schule, in der Tendenz als eine gesellschaftliche Zeitsatire. Sein innerster Gedankenkern aber berührt sich eng mit einem Nebengedanken des »Ulenspiegels«: wir begegnen einer Verherrlichung der ehelichen Liebe, wie sie auch dort in dem Verhältnis Ulenspiegels zu Nele und Lamme Goedzaks zu seiner ihm verlorengegangenen Frau nicht schöner zum Ausdruck kommt.

Zu diesen Büchern mag man endlich noch das Bändchen »Flämische Erzähler« nehmen, das Dr. Heinrich Brühl für die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung (Hamburg-Großborstel) verdeutscht und herausgegeben, Wilhelm Reetz mit sieben Bildern geschmückt hat. Was da von Stijn Streuvels, Reimond Stijns, Lode Baekelmans u. a. gesammelt oder ausgezogen erscheint, ist in seiner vaterländischen Eigenart, besonders einer merkwürdigen Mischung von Begeisterung und Zweifelsucht, kennzeichnend und wird in einem guten, auch feinere Abtönungen des dichterischen Ausdrucks wiedergebenden Deutsch vorgetragen. F. D.

Kurze Anzeigen

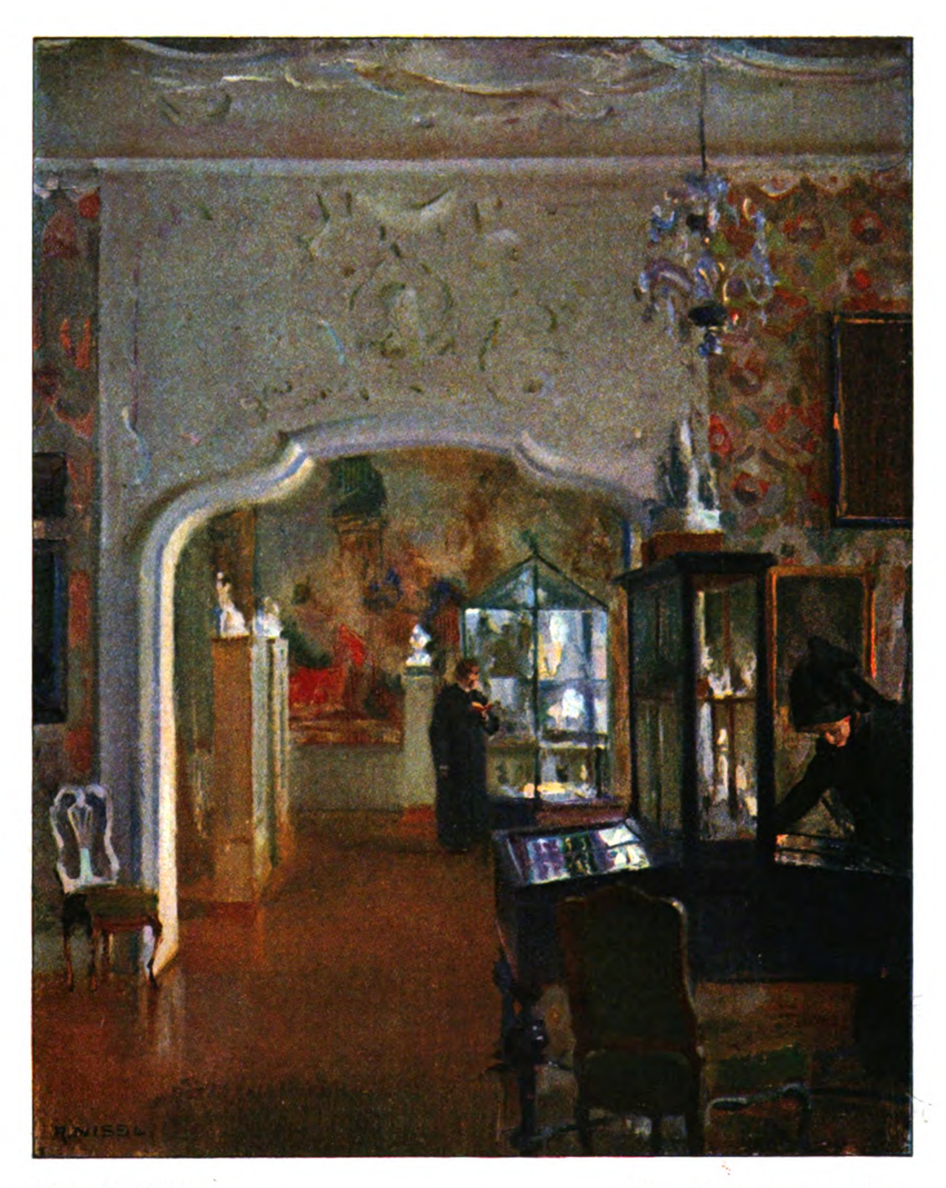
Am Urquell des Geistes. Gaben und Aufgaben aus Natur und Kultur. Von Kurt Engelbrecht (Halle, Rich. Mühlmann, Max Große; geb. 4 M).

Man lasse sich durch den ebenso anspruchsvollen wie umständlichen Titel dieses Buches nicht abschrecken: was drinsteht, ist erfüllt von der echten Bescheidenheit des suchenden und fragenden Forschers, der der Wahrheit um einen Fingerbreit näher kommen möchte, sich aber nicht einbildet, sie je mit beiden Armen fest und voll umfassen zu können, und es wird vorgetragen in einem frischen, flüggen Ton, der sich seine Farben aus den persönlichen Erlebnissen des Tages holt. Kurt Engelbrecht verwaltet, wenn wir nicht irren, eine stille Pfarre irgendwo im Harzgebiet, fern von den großen »Kulturzentren«. Er weiß aber aus dieser Weltentrücktheit eine Tugend zu machen; die Entfernung vom Lärm und Staub der Welt gibt ihm eine freie Weite des Blicks, eine Unbefangenheit des Urteils, wie sie in den Großstädten nur selten gedeihen. Was weiter an diesem Betrachtungsbuche erfreut, das unter der Losung »Für Wahrheit und Natur« von Gott und der Welt, von Reisen und Einsamkeit, von Natur und Zivilisation, von Mode, Musik, Theater, Malerei, Sprache, Büchern, Zeitungen und tausend andern Dingen zwischen Himmel und Erde handelt, ist die Vertraulichkeit, die es alsbald zwischen seinem Verfasser und seinen Lesern herstellt. Man fühlt sich diesem klugen und warmherzigen Pfarrer gegenübersitzen, in der sommerlichen Geißblattlaube oder am winterlichen Kamin, je nachdem, und man hört ihm zu wie einem guten Gesellschafter, dem man in vielem zustimmt, in manchem aber auch widerspricht, doch immer dankbar bleibt.

*

Nietzsches »Wille zur Macht« oder vielmehr die darin niedergelegte Weltanschauung ist nach der Meinung unsrer Feinde eine der hauptsächlichsten verborgenen Triebfedern dieses, wie sie nicht müde werden zu wiederholen, von uns heraufbeschworenen, von uns verschuldeten Völkerkrieges. Schon deshalb muß man das Werk kennen. Aber es ist wichtig auch als die entscheidende Zusammenfassung seines Systems, während im »Zarathustra« doch nur die glühende Prophetie — mehr mit Zungen als mit Logik — redet. So kommt eine verkürzte, auf die Grundgedanken beschränkte Einzelausgabe, wie sie Dr. Max Brahn in Alfr. Körners Verlag (Leipzig) bietet (geb. 5 M), zur rechten Zeit: der Kern der Nietzscheschen Lehre ist hier mit äußerster Energie zusammengefaßt.



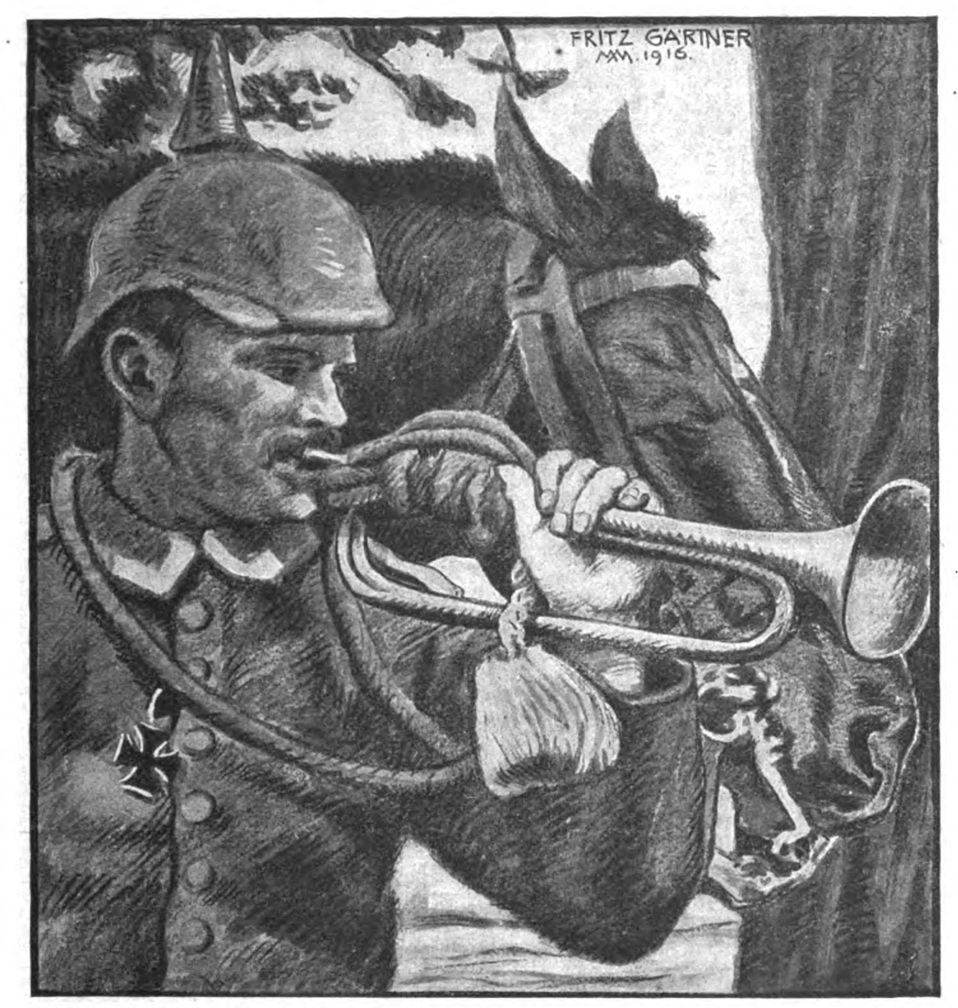


Rudolf Nißl: Die Porzellansammlung

Aus dem Besitz des Herrn Generalkonsuls Martin Hirschfeld in Berlin
Zu dem Aufsatz »Rudolf Nißl« von Richard Braungart



Der deutsche Weltkrieg



Fritz Gärtner (Mallinckrodt-München) — Hornsignal

Soldatenlied

Aufgezeichnet von Max Ströter

Ein Franzose wollte jagen
Einen Gemsbock, Gemsbock silbergrau.
Doch es wollt' ihm nicht gelingen;
Denn das Tierlein, Tierlein war zu schlau.
Holderia — ho!

Und der Gemsenjäger wollte
Zu des Försters, Försters Töchterlein.
Doch sie lacht' ihm ins Gesichte,
Und sie ließ ihn, ließ ihn nicht herein.
Holderia — ho!

„Meine Mutter will's nicht haben,
Daß ich einen, einen Jäger lieb';
Denn ich hab' schon einen andern:
Einen schmucken, schmucken Musketier."
Holderia — ho!



Der deutsche Michel

Zur Entstehung und Wandlung eines Schlagwortes

Von Robert Trögel

Noch nie war das deutsche Volk in allen seinen Stämmen und Ständen so einig wie in den unvergeßlichen Augusttagen des Jahres 1914. Durch Millionen von Herzen flammte heiliger Zorn über der Feinde treulosen Verrat, und wie ein Mann stand das gesamte Volk auf, mutig entschlossen zum schwersten und höchsten aller Kämpfe. Mit der gleichen Geschlossenheit, ja noch fester verbunden durch die Not der Zeit, steht es heute im vierten Kriegsjahr. Wir Deutschen sind uns erst jetzt unsrer inneren wie äußeren Einheit voll bewußt geworden, in dem Augenblick, da sie von allen Seiten bedroht ist. Gewiß, jeder deutsche Stamm zeigt sein besonderes Gesicht — nirgend sind die Stammesverschiedenheiten größer als bei uns Deutschen —, und einzelne unsrer seelischen Eigenschaften sind auch bei andern Völkern zu finden. Aber durch alle Stammesgegensätze, durch alle Unterschiede der sozialen Stellung und Bildung leuchten große, sämtlichen Volksgliedern gemeinsame Züge, Eigenschaften, die dem ganzen Volke von jeher eigentümlich gewesen sind und durch äußere Schicksale noch so wechselvoller Art wohl beeinflußt, nicht aber in ihrer Wesenheit geändert worden sind. Die Summe dieser Eigenschaften, durch die sich das deutsche Volk von allen andern Völkern unterscheidet, macht, zu einer psychischen Einheit verbunden, sein Volkstum aus. Träger des deutschen Volkstums ist die Gesamtheit der einzelnen Volksangehörigen; denn »aus Millionen Einzelner besteht das Volk; in Millionen Seelen flutet das Leben des Volkes dahin; aber das unbewußte und bewußte Zusammenwirken von Millionen schafft einen geistigen Inhalt, bei welchem der Anteil des Einzelnen oft für unser Auge verschwindet, bei welchem uns zuweilen die Seele des ganzen Volkes zur selbstschöpferischen, lebendigen Einheit wird« (Gustav Freytag). Aber nicht die Gegenwart allein bestimmt die Züge dieses einheitlichen Charakterbildes. Erst die Geschichte der vergangenen Geschlechter zeigt die mit Naturnotwendigkeit immer wiederkehrenden Eigenschaften unsers Volkes auf, die, zur Einheit verschmolzen, das deutsche Volkstum ausmachen.

Aus Vergangenheit und Gegenwart gestaltet sich so ein Bild des deutschen Volkes; es wird in der schöpferischen Einbildungskraft zu einem persönlichen Einzelwesen, das mit einem persönlichen Namen Leben und körperliche Greifbarkeit annimmt. Wie das englische Volk durch die Figur John Bulls, Frankreich durch die weibliche Gestalt der Marianne verkörpert wird, so erkennen wir Deutschen uns in dem Bilde des »deutschen Michels«. Mit dem ersten Kriegstage ist er, alle gutmütige Geduld im starken Bewußtsein seiner körperlichen Kraft und geistigen Überlegenheit von sich werfend, sein reines Schwert in der Faust, den Gegnern frei und stolz entgegengetreten.

Auch vor dem Kriege, lange vorher sogar, hat er unter uns gelebt in Zeitungen und Witzblättern, bei Dichtern und auf zeichnerischen Darstellungen. Wie ist wohl diese Verkörperung deutschen Wesens entstanden? Spricht des deutschen Volkes eigne Stimme aus ihr, oder ist sie bei einem andern Volke als Spott- oder Ehrenname aufgekommen? Läßt sich die Entstehung des Schlagwortes vom deutschen Michel auf einen genauen Zeitpunkt literarisch festlegen, wie dies bei der Gestalt John Bulls möglich ist, oder ist es mit dem Volke selbst erwachsen in uralter Zeit? Diese Fragen müssen beantwortet werden, ehe die Wandlung aufgezeigt werden kann, die das Schlagwort in seinem Bedeutungsinhalt durchgemacht hat.

Der deutsche Michel hat eine lange Geschichte hinter sich; sein Name ist fast so alt wie das Volk selbst. Daß in der Frage nach dessen Entstehung ein Problem vorliege, ist bereits im 18. Jahrhundert erkannt worden. Freilich, ohne das Rüstzeug der Wissenschaft konnte es nur zu Vermutungen und Behauptungen kommen. Adelung verweist in seinem Wörterbuche auf einen G. Zenner; man habe nicht nötig, wie dieser zur Erklärung der Formel den »bekannten« (?) protestantischen General des Dreißigjährigen Krieges, Hans Michael Lobentraut, mit in das Spiel zu mengen. Ebenso falsch sei die Gleichsetzung mit dem alten deutschen Eigenschaftswort michel unter der Begründung, daß die Germanen große, starke Leute gewesen seien. Diese letztere Deutung, so äußerlich sie zunächst erscheint, mußte viel Bestechendes in sich haben, weil sie immer wieder auftaucht. So rechtfertigt noch in Joh. Scherrs »Michel, Geschichte eines Deutschen unsrer Zeit« der Vater den Vornamen seines Sohnes mit dem Hinweis auf die Bedeutung des althochdeutschen michel, mit dem immer der Begriff des Starken, Gewaltigen, Ungewöhnlichen verbunden sei: »Es ist festgestellt und meines Wissens auch gar nirgend bestritten, daß das altdeutsche Wort Michel durchaus identisch ist, nämlich dem Sinne nach, mit unserm neudeutschen Worte stark, gewaltig, mächtig, riesenhaft ...« Wie hier der Name von guter Vorbedeutung sein soll für die Wesensart und innere wie äußere Entwicklung des Knaben, so wird der deutsche Michel zum Sinnbild der deutschen Kraft und Stärke. Leider vermag die Sprachwissenschaft dieser romantischen Deutung nicht zu folgen. Sie erkennt in Michel die volkstümliche Kurz- oder Koseform



des biblischen Namens Michael. In welchem inneren Zusammenhang aber steht der jüdisch-christliche Erzengel und das deutsche Volk? Das große Grimmsche Wörterbuch weist auf eine Vermutung Wattenbachs hin, die dieser im Anzeiger des germanischen Museums für 1869 (Sp. 164) ausgesprochen hat. Er denkt an einen Zusammenhang mit den zahlreichen Wallfahrten deutscher Pilger, unter denen sich viele Knaben befanden, nach Mont-Saint-Michel in der Normandie. Die Waller seien daheim und auf ihrer Fahrt verspottet worden, während die Kirche aus ihrem frommen Eifer viel Geld gezogen habe. Vielleicht sei in Deutschland für die Pilger, die man gewöhnlich »Michelsbrüder« nannte, der Spottname »deutsche Michel« aufgekommen. Gegen den Zusammenhang unsrer Redensart mit jenen Wallfahrern spricht schon der Umstand, daß im 16. Jahrhundert stets die Form »der deutsche Michel« erscheint, die auf eine bestimmte Einzelpersönlichkeit hinweist. So ist auch diese Deutung des Deutschen Wörterbuches abzulehnen.

Bruno Wille hat im »Berliner Tageblatt« (Jahrgang 1916, Nr. 490, 2. Beiblatt) auf religionsgeschichtlichem Wege eine Lösung der Frage nach der Entstehung des Schlagwortes vom deutschen Michel gegeben, die alle Schwierigkeiten ungezwungen beseitigt, wenn ihre Voraussetzungen religions- und sprachgeschichtlicher Art fest gegründet sind. Ihm ist die Gestalt des Michels nicht allein eine persönliche Verkörperung des deutschen Volkstums, sondern der Gott Wotan als Schirmherr aller germanischen Völker, von der mittelalterlichen Kirche verschmolzen mit dem biblischen Erzengel Michael. Wuotan oder Odin, wie ihn die etwas abweichende nordische Mythologie nannte, war der Gott des Geistes; er entschied über Leben und Tod, Sieg und Untergang; ihn verehrten darum die alten Deutschen als ihren »Michel« oder Hauptgott, der als Siegvater den Sieg im Rechtsstreit wie im Schwertkampf verlieh. In Wuotan, dem Göttervater, erblickten alle deutschen Stämme ihren Schirmherrn und obersten Herzog, den sie im Schlachtgesang um Sieg anflehten. Aus der Karolingerzeit sind solche Kriegslieder überliefert, die vielleicht in den Normannenschlachten der Jahre 881 und 891 gesungen wurden. Einer dieser Schlachtgesänge, die nach dem strophisch wiederkehrenden Ruf »Herzog Michel!« als Michelslieder bezeichnet wurden, hat sich bis in die Tage der Reformation erhalten. Er lautet in neuhochdeutscher Übertragung:

O unbesiegbar starker Held —
Herzog Michel!
Führ' du das deutsche Heer ins Feld!
Steh uns zur Seite!
Hilf uns im Streite!
Herzog Michel!

Mit dem stolzen Bewußtsein, daß sie ihr altbewährter Schirmgott Michel zum Siege führe, stürmten die deutschen Kämpfer gegen die fremden Feinde, und ihre Waffen verbreiteten ebenso wie ihre Schlachtgesänge Schrecken und Verwirrung in den Reihen der feindlichen Scharen. Der Name des Schutzherrn wurde auf die Kämpfer übertragen, und so ward der deutsche Michel zu einem gefürchteten Namen bei allen Feinden unsrer germanischen Vorfahren. Freilich war der heidnische Michel-Wotan in den Zeiten der Normannen- und Ungarnkämpfe schon längst zu einem christlichen Sankt Michael geworden. Als die römische Kirche das Christentum in die deutschen Gaue trug, knüpfte sie in bewußter Klugheit an die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Germanen an. Um ihr Werk nicht von vornherein zu gefährden, begnügte sie sich oft mit einer bloß äußerlichen Umformung des Heidnischen ins Christliche. Die alten Götter wurden zu Heiligen, oder Heilige der Kirche wurden mit heidnisch-germanischen Überlieferungen ausgestattet, und die heidnischen Heiligtümer verwandelten sich in christliche Kapellen und Kirchen. Das Volk versammelte sich nach seiner Bekehrung an gewohnter Stätte, verehrte aber nicht mehr Wotan, sondern den heiligen Michael, auf den es alle Züge übertrug, die ihm den alten Gott teuer gemacht hatten. Der Name mag die Umwandlung Michels zum Sankt Michael begünstigt haben. Aber der heidnisch-germanische Göttervater und der jüdisch-christliche Erzengel hatten auch innere Wesenszüge gemeinsam. Wie Wotan der schwertgewaltige Schirmgott der Deutschen, so war Michael, der Sieger mit dem Flammenschwert, als oberster der sieben Erzengel der unbezwingbare Schutzpatron des auserwählten Volkes Israel. Wille weist darauf hin, daß in dem Kampf des Engels mit dem Satan, wie ihn die Offenbarung Johannis in näherer Ausmalung von Daniel 12, 1 schildert, die persische Lehre von dem Streite des Lichtgottes Ormuzd mit Ahriman, dem Dämon der Finsternis, fortlebt. Michael und seine Engelscharen besiegen den Teufel und werfen ihn in die tiefste Hölle, wo er und seine Anhänger mit Ketten der Finsternis festgebunden werden. Seitdem steht der Erzengel mit flammendem Schwert an der Pforte des himmlischen Zion. Es konnte den Germanen nicht schwerfallen, in ihm ihren siegverleihenden Gott wiederzuerkennen, noch dazu, da auch er gleich dem biblischen Michael die Wage des Weltgerichts in den Händen hielt. So waren in der Gestalt des Heiligen, dessen Bild auf den Fahnen vor den Kämpfern herzog in die blutige Schlacht, mit dessen Namen auf den Lippen sie den furchterstarrenden Feinden entgegenstürmten, christliche und heidnische Züge zur Einheit innig verschmolzen, und im deut-

schen Michel leben sie fort bis zur Gegenwart. Er verkörpert als ursprüngliche Bezeichnung des gefürchteten deutschen Kriegers also zunächst einmal die echt germanische Freude an Kampf und Streit. Wie diese angeborene Kampfeslust, das urwüchsige Behagen am frisch-freudigen Dreinschlagen bereits in den ersten Jahrhunderten auf die übrigen Völker Europas mächtigen Eindruck machte, so blieb auch in der Folgezeit dieser Zug im Bilde des deutschen Michels lebendig, wenn auch nicht immer in gleicher Stärke, wenn auch oft unter übergroßer Geduld und Langmut verborgen. Erst mußten's die Gegner zu bunt treiben; dann reckte sich Michel aus seiner Ruhe, und mit bärenhafter Kraft trieb er sie zu Paaren. Julius Sturm hat diesen Zug mit frohem Behagen in dem Gedicht »Ein deutscher Postillion« gemalt. Michel, ein Kerl wie ein Riese, fährt den Herrn von Zavelstein durch den finsteren Böhmerwald. Sie werden von Räubern überfallen. Michel schaut ruhig drein, wie des Herrn Blut fließt, duldet auch eine Weile, daß ihn selbst Streich auf Streich trifft. Dann aber streckt er sich und schlägt das Raubgesindel mit wenig Streichen zu Boden. Auf die erstaunte Frage des Reisenden, warum er so lange gezaudert habe, entgegnet Michel voller Ruh: »Erst schaut' ich dem Spektakel zu, — Doch als mir's selbst ans Leder ging — Und das mir an zu jucken fing, — Da bin ich warm geworden. — Und seht, bin ich erst einmal warm, — Dann juckt's gewaltig mir im Arm, — Dann bin ich voller Gall und Gift, — Und wohin meine Faust dann trifft, — Da wächst kein Grashalm wieder!«

Die romanischen Völker, insbesondere die Italiener und Franzosen, welche sich als Erben der griechisch-römischen Kultur fühlten, sahen von jeher auf die Deutschen mit spöttischer Überlegenheit herab. Selbst als die höheren Stände Deutschlands von ihren Nachbarn feinere Lebensart und höfische Bildung angenommen hatten, blieb der Deutsche als solcher in den Augen des französischen Ritters der Kreuzzüge und des Italieners der Renaissance ein plumper, ungeschliffener Barbar, der ihnen zwar an roher, ungebändigter Kraft überlegen war, geistig aber tief unter ihnen stand. Auf die glänzende Zeit des Rittertums folgte ein um so tieferer Verfall. Derbheit und Roheit, grobsinnliches Genußleben bis zum Übermaß trat an die Stelle der ritterlichen mâze, und Sankt Grobianus wurde der Heilige des ausgehenden Mittelalters. Deutsch wurde bei Italienern und Franzosen geradezu gleichbedeutend mit einfältig, dumm, wie noch heute bei den Dänen.* Kein Wunder, daß auch der deutsche Michel in der Achtung der Gegner und Nachbarn sank: er war nicht mehr der gefürchtete Krieger, dessen deutsche Hiebe heilige Scheu einflößten, sondern ein Bauer mit ungeschlachten Gliedern, von plumper Grobheit, derber Einfalt und Unwissenheit. Die Schriftsteller der Reformationszeit kennen gar keine andre Bedeutung der Redensart. So wird in Freys »Gartengesellschaft« vom Jahre 1590 die Beschränktheit eines Geistlichen mit den Worten gekennzeichnet: »ein Pfarherr, der wust weniger weder seine Pfarrkinder, ja weniger dann der teutsche Michel«. Und noch Stieler erklärt in seinem »Teutschen Sprachschatz oder der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs« Sp. 2277 »ein deutscher Michel« durch idiota, indoctus. Der ursprüngliche Ehrenname für das kriegerische deutsche Volk ist also durchaus zu einem Spottnamen des einfältigen, tölpelhaften Deutschen herabgesunken. Und noch heute trägt der deutsche Michel, wenn auch stark der Gegenwart angepaßt, diesen Zug der Schwerfälligkeit in sich, der sich nicht selten zur Plumpheit steigert; noch heute mangelt ihm die äußere und innere Leichtigkeit, die gesellschaftliche Gewandtheit und geistige Beweglichkeit.

Das 17. Jahrhundert stand auch in Deutschland völlig im Schatten des Sonnenkönigs Ludwig XIV. Den meisten Deutschen, vor allem denen der oberen Kreise, war jedes nationale Bewußtsein geschwunden; das Ausländische galt mehr als das Einheimische, dessen man sich schämte als altväterisch-rückständig. Französische Sitte und Lebensführung drang überall ein, und die deutsche Sprache verlor ihre kraftvolle Schönheit unter dem Flitteraufputz französischer, italienischer und spanischer Flicken. Wer Anspruch auf alamodische Bildung erheben wollte, mußte sich nicht allein in Kleidung und Sitte, sondern vor allem in der Sprache abheben von der ungeschliffenen Masse des niederen Volkes. Der deutsche Michel ward die Verkörperung des ungebildeten deutschen Bauern, ungebildet besonders in bezug auf die Sprache, und es wurde jetzt geradezu gleichbedeutend: »ein deutscher Michel sein« und »nur deutsch verstehen«. Zahlreiche Zeugnisse belegen den veränderten Sprachgebrauch. 1648 erschien in Frankfurt ein Flugblatt unter dem Titel: »Weh-Klag deß alten Teutschen Michels über die allamodische Sprachverderber, à 3 Voci Componirt durch Michael Teutschen-Hold«. Für den Gesang bestimmt, damit es weitere Verbreitung erlangte, war ein andres in mehreren Drucken vorliegendes Flugblatt: »Ein schön new Lied genannt der Teutsche Michel wider alle Sprachverderber, gedruckt im Jahre, da die teutsche Sprach verderbt war. 1642«. Der Kopf des Einblattdruckes zeigt einen modisch gekleideten Kavalier als Muster

* Daja zum Tempelherrn: »So geh, du deutscher Bär, so geh! — und doch muß ich die Spur des Tieres nicht verlieren!« (Nathan der Weise, I, 6).



fremdländischer Bildung. Anfangs- und Schlußstrophe des Liedes lauten:

Ich teutscher Michel / versteh schier nichel /
In meinem Vaterland / es ist ein schand ..
Ihr frommen Deutschen / man sollt euch beutschen /
Daß ihr die Muttersprach / so wenig acht.

Grimmelshausen, der seinen Simplizissimus (2,17) bekennen läßt: »ich wußt damal weniger als der deutsche Michel, was ein secret war«, ließ 1673 eine kleine geistreiche Schrift gegen das Fremdwörterunwesen im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Muttersprache erscheinen, deren Titel lautet: »Deß Weltberissenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng mit seinem teutschen Michel«. Das Titelkupfer deutet den Grundgedanken an, wenn es einen Narren vor der Staffelei zeigt, auf die er schreibt: »Wie deß Mahlers Farb-Gemeng — So ist unser Sprachgemeng«. Moscherosch, der andre Meister der Satire im 17. Jahrhundert, läßt in seinen Gesichten Philanders von Sittewalt den Helden vor den deutschen Königen sprechen: »Einer wolte Griechisch an mich, der ander Spannisch, der dritt Italienisch mit mir reden: aber ich sagte ihnen allen, ich wäre ein gebohrner deutscher Michel, könte kein andere Sprach als dieselbe.« Und durch den Mund des Königs Ariovist ruft er allen Verächtern der deutschen Sprache die Mahnung zu: »Ich meyne, der Ehrliche Teutsche Michel hab euch Sprach-Verderbern, Wälschen Kortisanen, Concipisten, Cancellisten, die ihr die alte Mutter-sprach mit allerley frembden, Lateinischen, Wälschen, Spanischen und Frantzösischen Wörtern so vielfältig vermischet, verkehret und zerstöret, daß sie ihr selbst nicht mehr gleich siehet ..., die Teutsche Warheit gesagt!«

Die gleiche aufs Sprachliche eingeengte Bedeutung hat das Schlagwort noch im 18. Jahrhundert bei manchen Schriftstellern. Rabener spottet in seinen Satiren 2,322 voll bitteren Unmuts: »Der beste deutsche Poet ist in den Augen der lateinischen Welt weiter nichts, als ein deutscher Michel«, und Lessing spricht von der »Seele eines deutschen Michels, der nur durch deutsche Schriften hätte verführt werden können«. Infolgedessen konnte Adelung in seinem Wörterbuche anmerken: »ein deutscher Michel, welcher allein seine Muttersprache verstehet, da er auch andere Sprachen verstehen sollte, oder welcher in andern Sprachen fehlerhafte Germanismen macht, welches Schicksal dieser Name mit Hans Matz, Drews und so vielen andern gemeinsam hat«.

Schon bei Moscherosch tritt uns ein weiterer Wandel in der Bedeutung des Schlagwortes entgegen. Französisch war damals nicht allein die Sprache der feinen gesellschaftlichen Bildung, sondern auch die der Staatskunst. Diplomaten aber sind Meister des Wortes; sie müssen die Kunst beherrschen, die Wahrheit hinter glatten Worten zu verbergen, müssen durch Listen und feine Verstellungskünste das Ziel ihrer Herren zu erreichen suchen. Dazu eignet sich das elegante, frei dahinfließende Französisch, nicht jedoch die ehrliche deutsche Sprache in ihrer ungefügen Offenheit und Rauheit. Das war die Meinung der Fürsten und Staatsmänner schon zur Zeit Karls V. So wurde das Deutsch zur Sprache der ehrlichen Einfalt, die mit geraden Worten ihr Ziel zu erstreben sucht. »Deutsch mit jemand reden« bekam den Sinn von »ohne Umschweife reden, mit der Wahrheit nicht hinter dem Berge halten«. Der deutsche Michel in seiner Geradheit und bäuerlichen Derbheit kann nicht heucheln. Das war die Überzeugung des Moscherosch; denn er läßt Philander 1,12 sprechen: »heuchel/tu nicht mit, sondern wirst als ein redlicher deutscher Michel frei durchgehen und aus gutem Herzen alles meinen, reden und thun wollen«. Dieser Zug im Wesen des deutschen Michels, d. h. also im Charakter unsers Volkes, ist noch ebenso lebendig wie im Jahrhundert des großen Krieges. In gewissem Sinne mag er einen Mangel darstellen; oft hätte ihm etwas mehr Weltklugheit nur genützt. Aber anderseits wollen wir gerade auf diese Eigenart stolz sein. Der ehrliche Michel wird mit allen seinen hinterhältigen Gegnern deutsch reden und mit der Schärfe seines blanken Schwertes alle Heimtücke und Verlogenheit zunichte machen.

Der Deutsche ist von Natur Individualist; dieser stark individualistische Zug ist die Folge der deutschen Innerlichkeit, die sein ganzes Sein nach Denken, Fühlen, Wollen und Tun beherrscht. Das deutsche Kultur- und Geistesleben verdankt seine Blüte der freien Entwicklung und Betätigung jeder persönlichen Eigenart. Der einseitig-starre Individualismus aber erzeugt auch große nationale Schwächen. In keinem Jahrhundert trat dies fühlbarer in die Erscheinung als im 18., in welchem sich das deutsche Innenleben bis zum Übermaß steigerte. Der berechtigte Individualismus artete in Philisterei aus. Wieder tritt ein neuer Zug im Bilde des deutschen Michels mit aller Schärfe hervor und wird der beherrschende, während die andern völlig zurücktreten. Michel wird zum Urbild des deutschen Philisters. Gleich dem Gelehrten der Zopfzeit sitzt »unser armer, guter, geliebter Großvater Michel«, wie ihn Scherr einmal nennt, in seiner weltvergessenen Studierstube, einen geblümten Schlafrock um die behäbige Gestalt und die Zipfelmütze auf den Ohren (damals herrschte das Vorurteil, daß es gut sei, den Kopf warm zu halten). Über den engen Umkreis seiner beschränkten Welt reicht



sein Blick nicht hinaus. Alle nationalen Tugenden sind bei ihm in Fehler umgeschlagen. Das Selbstbewußtsein ist zum selbstsüchtigen Eigendünkel gesteigert, der an allem, was seinen engen Horizont überragt, nörgelt und krittelt, alles Neue und Ungewohnte von vornherein herabsetzt und bekämpft. Voller Überhebung und Anmaßung gegen jeden, den er für geistig oder gesellschaftlich unter ihm stehend hält, ist er zanksüchtig, hämisch und rechthaberisch gegen seinesgleichen, schmeichlerisch und unterwürfig bis zur Kriecherei allen Höherstehenden gegenüber. Obwohl er sich zuzeiten seiner Vaterlandsliebe brüstet, mangelt ihm jedes nationale Selbstgefühl; in seinem Kopfe spukt der Traum des Weltbürgertums. Das ist der deutsche Michel, wie ihn unsre Dichter kennen. Goethe malt ihn mit überlegener Ironie:

> Laß den Witzling uns besticheln,
> Glücklich, wenn ein deutscher Mann
> Seinem Freunde, Vetter Micheln,
> Guten Abend bieten kann.
> Wie ist der Gedanke labend,
> Solch ein Edler bleibt uns nah!
> Immer sagt man: gestern Abend
> War doch Vetter Michel da.

Daß er höhere Genüsse geistiger Art nicht zu schätzen wisse, wirft ihm Platen in einem Sonett an Tieck vor: »Man wagt den Calderon dir auszupochen, das ließ vom deutschen Michel sich erwarten!« Kein Wunder, wenn der elegante Wieland mit seiner Vorliebe für französische Anmut und Sitte nicht gut auf die »Teutschen Michel und Michlinnen« zu sprechen ist! Die Gesellschaft, in der er sich bewegt, schildert Droste-Hülshoff in einem Gedicht mit der Überschrift »Der Teetisch«; da sitzen »lauter ordinäre Leute, deutsche Michel, gute Christen«. Frz. v. Dingelstedt sagt später einmal — allerdings schon mit politischer Beziehung — frei heraus:

> Herr Michel und der Vogel Strauß
> Sind leibliche Geschwister;
> Aus diesem guckt's Kamel heraus,
> Aus jenem der Philister.

Die himmelflammende Begeisterung der Freiheitskriege erstarrte unter dem Reif des Metternichschen Systems. Alle Träume von Kaiser und Reich verflogen; mit Zorn und Trauer im Herzen mußten die Vaterlandsfreunde erkennen, daß das kostbare Blut der deutschen Brüder umsonst geflossen sei. Das deutsche Volk konnte sich eben nicht zum letzten Schritt ermannen, auch innerpolitisch seine Selbständigkeit zu erkämpfen; es blieb einfältig, war und blieb der deutsche Michel: ein weltfremder Träumer, sank er nach flüchtigem Begeisterungsrausch in seinen tiefen politischen Schlaf zurück. So erhielt aus der Bitterkeit getäuschter Hoffnungen heraus das ursprünglich rein literarische Schlagwort vom deutschen Michel politische Bedeutung. Es wurde zum Spottnamen für das in politischer Unreife verharrende Volk; und je mehr alle führenden Geister eintraten für Verwirklichung des idealen Zieles, ein einheitliches deutsches Reich zu schaffen, desto stärker trat auch das neue politische Schlagwort in den Dienst des Kampfes. Ludwig Börne stellt die Entwicklung in seiner Streitschrift »Menzel, der Franzosenfresser« treffend dar, wenn er sagt: »Der geschlagene Enthusiasmus flüchtete (nach den Befreiungskriegen nämlich) aus dem Herzen in die Dachkammer des Kopfes und hielt sich dort unter dem Namen Witz versteckt. Aber welcher Art war dieser Witz? Kein solcher, der gegen den Beleidiger, sondern einer, der gegen sich selbst sticht. Das deutsche Volk spottete seiner eignen Begeisterung, seiner Ungeschicklichkeit und Übertölpelung. Es nannte sich den deutschen Michel und gab sich Ohrfeigen.« Derselbe Börne urteilt über eine satirische Schrift politischen Inhalts, die im Jahre der Karlsbader Beschlüsse unter dem Titel erschien: »Etwas aus den Papieren des deutschen Michels. Germanien«, und angeblich aus dem Französischen übersetzt sein sollte, in seiner beißend ironischen Art: »Schon die breite Quartform dieser Blätter stellt malerisch den vierschrötigen deutschen Michel dar. Der d. M. brummt darin nicht nach Noten, aber sehr angenehm und treuherzig.« In seinen edelsten Söhnen war Deutschland damals zu politischem Leben erwacht, und sie führten den Kampf gegen Rückständigkeit und Unfreiheit für Freiheit und Fortschritt, trotz Metternich und Zensur. Alles, was an Bedenklichkeit und Philistertum, an Teilnahmlosigkeit und Stumpfheit im deutschen Volke lebte, luden sie der Gestalt des Michels auf die breite Schulter. Mit berechtigtem Ingrimm und noch mehr mit bitterem Spott zogen sie gegen ihn zu Felde. Allen voran Heinrich Heine. Mit leidenschaftlicher Spannung beobachtete dieser Mann, der sein Vaterland floh und es doch liebte mit inbrünstiger Liebe, die Wirkung der revolutionären Ereignisse in Frankreich auf das deutsche Volk. Am 1. Juli 1830 schrieb er auf Helgoland, daß er seinen angeborenen Neigungen entgegen politisch tätig sei, um Leidenschaften aufzustacheln und revolutionäre Wünsche anzuzetteln. »Ich mußte den armen deutschen Michel beständig an der Nase zupfen, daß er aus seinem gesunden Riesenschlafe erwache ... Freilich, ich konnte dadurch bei dem schnarchenden Giganten nur ein sanftes Niesen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken ... Und riß ich auch heftig an seinem Kopfkissen, so rückte er sich doch wieder zurecht mit schlaftrunkener Hand ... Einst wollte ich aus Verzweiflung seine Nachtmütze in Brand setzen, aber sie war so feucht von Gedankenschweiß, daß sie nur gelinde rauchte ... und Michel



lächelte im Schlummer.« Michel träumt und schläft und verschläft dabei seine Zeit! Das ist die Klage, die immer wiederkehrt. Die Karikatur trat auch in Deutschland zur Unterstützung des politischen Kampfes auf den Plan, als Friedrich Wilhelm IV. Bilderfreiheit gewährte, freilich nur, bis sie sich gegen ihn wandte. Ein farbiger Druck aus dem Jahre 1841 zeigt Michel auf dem Großvaterstuhl schlafend, an Händen und Füßen gefesselt, den Mund durch ein großes Schloß versperrt, während die Vertreter der übrigen Mächte Europas von allen Seiten an ihm zerren, um ein Beutestück zu erlangen. Das Gegenstück veranschaulicht die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde; Michel erwacht, sprengt seine Fesseln und schlägt die Gegner in die Flucht. Als 1844 die »Fliegenden Blätter« gegründet wurden, erschien in diesem anfänglich durchaus politischen Blatt, das nach Text und Zeichnung gleich vortreffliche Beiträge brachte, auch der deutsche Michel in immer neuen Lagen, stets aber in Beziehung auf innerpolitische Vorgänge. Andre Zeitschriften, wie »Die Leuchtkugel«, folgten dem Beispiel, und der Michel ward bald eine außerordentlich volkstümliche Gestalt. Im Frankfurter Musenalmanach für 1851 malt Heine den »Michel nach dem März«:

Solange ich den deutschen Michel gekannt,
War er ein Bärenhäuter;
Ich dachte im März, er hat sich ermannt
Und handelt fürderhin gescheuter.
Derweil der Michel geduldig und gut
Begann zu schlafen und schnarchen,
Und wieder erwachte unter der Hut
Von vierunddreißig Monarchen.

Die Reichseinheit ward endlich Wirklichkeit. Damit hat Michel seine klägliche Rolle ausgespielt. Zwar spottet man seiner noch immer, aber immer stärker wird der Ton der Achtung, mit der sein Name genannt wird. Noch tadelt man an ihm, daß er träume, aber der Glaube an seine Kraft und Zukunft ist unbeirrbar. Nur schwerfällig ist er noch immer; darum erklingen von allen Seiten die Mahnungen, sich seiner Kraft bewußt zu werden, Fehler und Schwächen abzustreifen, damit er seine Sendung in der Welt erfüllen könne. Drum sagt Dingelstedt mit vergleichendem Blick auf den Vogel Strauß:

Und was der Strauß für einen Wanst
Besitzt, und welchen Magen!
Nur du, mein deutscher Michel, kannst
Und mußt noch mehr vertragen!

Auf dem Meere liegt Deutschlands Zukunft als Weltmacht:

Michel, horch, der Seewind pfeift,
Auf und spitz' die Ohren!
Wer nicht jetzt ins Ruder greift,
Der ist bald verloren. (Gottfr. Schwab)

Tausendfältig ertönen ähnliche Stimmen, bald mahnend, bald warnend. Und die Hoffnungen sind nicht enttäuscht worden. Der deutsche Michel ist zu kräftigem Leben erwacht. Sein Name ist zum Ehrennamen geworden. »Michel, sei stolz!« hatte der bekannte Humorist Reutter von der Kleinkunstbühne herab gemahnt. Jetzt, bei Ausbruch des Krieges, fand seine Stimme lauten Widerhall; Dichter, bedeutende und namenlose, besangen Michel als Sinnbild des sich selbst völlig bewußt gewordenen deutschen Volkes; bildende Künstler nahmen seine Gestalt mehr als je zum Vorwurf. Grimmer Soldatenhumor jubelte, daß sich Michel die Dicke Berta zum Schatz erkoren habe und sie zum Tanz aufführe beim Nachbar Franzmann. Mit stolzem Selbstbewußtsein trug das gesamte deutsche Volk sein »Micheltum« zur Schau, und die Zeit ist gekommen, die Scherr herbeigesehnt hat: Jeder Deutsche ist stolz darauf, ein deutscher Michel zu heißen.

Wir sind am Ende der Entwicklung angelangt. Der deutsche Michel ist die Verkörperung des deutschen Volkes mit seinen Fehlern wie mit all seinen Tugenden, mit der ganzen Zwiespältigkeit seiner Doppelseele. Seine Gestalt ist in heldenhafter Vorzeit entstanden, sie hat unser Volk durch seine wechselvolle Geschichte begleitet und dabei selbst seltsamen Wandel erfahren, sie bleibt auch in der schweren Gegenwart ein Sinnbild deutscher Kraft und Größe.

Die Fahne

**Auf unserm alten Hause
Weht die Fahne im Herbstwind,
Blaßfarbig und zerrissen,
So viel Siege hat sie verkündet.**

**Unser Junge ist im Felde,
Und kam eine gute Nachricht,
Stiegen die Frau'n und Mädchen
Zum Turm mit ihrer Fahne.**

**Und ließen sie wehn und grüßen
Und sahn in die Gärten nieder,
Da sangen und spielten die Knaben
Mit Helmen und mit Degen.**

**Heut gehn die Frau'n und Mädchen
Weinend umher im Hause,
Und droben die Fahne knattert,
Die haben sie vergessen ...**

Walther Unus



Sva Radschja!

Von Dr. Freiherr Theodor von Mackay

Indien ist für uns verloren in seinem Denken. Es kann nicht länger unsre Herrschaft vertragen. Die Galle steigt ihm auf darob, und es fühlt das. Es wartet nur auf die günstige Gelegenheit, und wenn sie da ist, wird es sich von uns trennen, gleichgültig, ob wir wollen oder nicht. Das indische Problem wird desto unlösbarer, je länger wir uns an ihm abmühen.« Derartige und ähnliche Kassandrarufe, die man vor dem Kriege von der Themse her hören konnte, waren nicht etwa Klagen einzelner schwarzseherischer Querköpfe, sondern Kritiken von Kennern Indiens aus langjährigem Amtsdienst. Als das europäische Völkerringen ausgebrochen war, konnte dann plötzlich nicht genug die Anhänglichkeit der Inder an die britische Herrschaft gepriesen werden. Was es mit dieser Treue auf sich hat, weiß man, und wer noch darüber im Zweifel war, wird durch die auf dem jüngsten Kongreß der vereinten Nationalverbände der Hindus und Mohammedaner gefaßten Beschlüsse aufgeklärt. An erster Stelle standen die Forderungen: die Regierung in Delhi solle sofort zu einem sich selbst regierenden Teil des Indischen Reiches gemacht und dem Volke freie Hand zur Verwirklichung dieses Zieles gegeben werden; zweitens sollten die schon gemachten Vorschläge über Umbildung der Verwaltung alsbald von der Reichsregierung als Grundlage einer sofort nach dem Kriegsende in Kraft zu setzenden Verfassung angenommen werden. Was ist die Bedeutung dieser zwar einstweilen nur auf dem Papier stehenden Forderungen im Licht der Entwicklungsgeschichte des indischen Nationalismus?

Die Vereinigung der Hindu-Nationalisten mit den Bekennern des Koran und deren »All India Moslem League« erfolgte bekanntlich vor zehn Jahren unter dem Eindruck des britisch-russischen Vertrages über die Aufteilung Mittelasiens, der Vorgänge in Konstantinopel, Tripolis, Marokko, der damaligen Gärung in der mohammedanischen Welt überhaupt: man ward sich bewußt, daß der Islam gegen das von allen Seiten in seinen Mächtebereich vordrängende Europäertum einen Kampf auf Leben und Tod auszufechten habe, und daß Rückendeckung gegen die vom Westen her drohende Gefahr gesucht werden müsse. Dementsprechend wurde in Indien dem gehässigen Streit zwischen Hindus und Müslims ein Ende gemacht und eine Verständigung über wechselseitige Duldung der Bekenntnisse und über gegenseitige Unterstützung namentlich bei der Arbeit für Verbesserung des Hochschul- und Erziehungswesens und auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge erzielt. So gelangte man schließlich, nachdem immer mehr Brücken gegenseitigen Verstehens gebaut waren, dahin, daß die großen alljährlichen Verbandstagungen, wie diesmal in Bombay, gemeinsam abgehalten werden konnten. England, das ein Jahrhundert lang seine indische Politik auf dem Grundsatz des Divide ut imperes! aufgebaut hatte, befürchtete von der Verbrüderung der Parteien das Schlimmste, wurde aber angenehm enttäuscht. Die Hauptwirkung war ein für die Stellung Englands zunächst sehr erfreulicher Sieg der gemäßigten Partei über die radikalen Gruppen der Indian National Party und ihres halb anarchistischen Anhangs in den bengalischen Studenten- und Literatenvereinigungen. Gerade mit der Einschwenkung der Müslims in die nationale Front waren an deren Spitze eine Reihe konservativ gesinnter und staatsmännisch geschulter Männer getreten, die klar erkannten, wie die Massen des indischen Volkes noch so uneinig, im politischen Denken so rückständig und gleichgültig waren, daß ihre Aufwiegelung keinen andern Erfolg als Bürgerkriege und zerrüttenden Streit der einzelnen Staaten und Fürstentümer, kurz einen allgemeinen Wirrwarr haben konnte, von dessen Sturzfluten die indischen Führer selbst weit schneller weggespült werden mußten als die Vertreter der britischen Freundschaft. Das neue Programm lautete also: vorläufige Duldung des britischen Regiments, systematische Erziehung des Volks für den Gedanken der nationalen Einheit, stufenweise Überleitung der Regierungsmacht in die eignen Hände von den unteren Verwaltungsstellen an und mähliches Eindringen in die Gesetzgebung, bis schließlich nach natürlichen Gesetzen die reife Frucht sich vom Baum der englischen Herrschaft löste und den »Ingrez« zugerufen werden könnte: Ote-toi, que je m'y mette! Wären diese Tatsachen stets vor Augen gehalten worden, so hätten manche schiefe Urteile über die Haltung Indiens in der Kriegskrisenzeit, manche wunderliche Betrachtungen, weshalb die Nationalisten die Bedrängnis Englands nicht zum Abschütteln des britischen Joches — an dessen Stelle bestenfalls der japanische getreten wäre — benutzten, sich nicht breitmachen können. Als Wahrzeichen für die Ziele des gemäßigten Nationalismus wurde demnach das Schlagwort Sva Radschja! (eigne Herrschaft), das heißt Selbstregierung, ausgegeben; ihm stellte sich das Sva Descha!, eignes Land, als Deutung des Willens zu wirtschaftlicher Unabhängigkeit, zum Kampf gegen die Methode der Ausraubung des Landes durch das britische Kapital und für die Errichtung starker Zollmauern zum Schutz der heimatlichen, einstweilen noch schwachen Industrie zur Seite.

Wie verhielt sich nun die englische Regierung zu der in solchem neuen Strombett flu-



tenden Bewegung? Britischerseits stehen sich zwei Parteien gegenüber. Die eine Gruppe bildet das alte stolze Beamtentum, das grundsätzlich jedem Zugeständnis an die Nationalisten feindlich gegenübersteht, weil es eine patriarchalische Regierungsform für die einstweilen allein mögliche Art vernünftiger Verwesung des Kaiserreichs hält. In Europa beherrschten das gesellschaftliche Dasein demokratische, in Indien aristokratische Gesetze. Wenn im Westen ganze Volksbestandteile in proletarischem Elend dahinsiechten, so sei das hier eine Krankheitserscheinung, die zwar erblich geworden, aber doch weder unheilbar noch durch die Normen der politischen Verfassung bedingt sei, vielmehr deren Geist durchaus widerspräche. In Indien dagegen sei das notleidende, armselige Dasein der Massen ein durch den Willen der anerkannten Staatsordnung gesetzter Zustand. Die aristokratische Kastenabstufung hatte den Zweck, besondere Talente und Veranlagungen durch Vererbung des Berufs geschlechterweise zu züchten und so die Menschheit zur möglichen Vervollkommnung ihrer geistigen und praktischen Fähigkeiten hinaufzuführen. Darum wurde dem gelehrten Brahmanentum der Vorrang selbst vor Königen und Kriegern gesichert. Darum galt aber auch die Notdurft der Massen als gottgewollte Vorbestimmung, und die demütige Hinnahme dieses Schicksals wurde als das siegreiche Erlebnis der frommen Scharen gepriesen, die sich durch geduldiges, versöhnliches Auskosten der Pflichten und Entbehrungen göttlicher Gnade und Erlösung verdient machten. Man möge über diese Weltanschauung denken wie man wolle, es müsse jedenfalls damit gerechnet werden. Sie sei einstweilen noch in den Massen des Dreihundertmillionenvolkes maßgeblich, während die sogenannten Reformer nur eine ganz dünne Schicht bildeten, die meist ihre Bildung dem Westen verdanke und nur noch mit den Zehenspitzen, nicht aber festen Fußes auf dem eignen nationalen Boden stehe.

Der englische Liberalismus, der seit 1905 in London das Regierungssteuer führt, ist andrer Anschauung. Die Theorie, daß jede Beamtenherrschaft nur eine gemilderte Form des Absolutismus sei, gehört zum unveräußerlichen Inventar ihrer politischen Glaubenssätze, mag sie auch heute gerade in England selbst in der Praxis nur noch das Dasein eines blutlosen Schemens führen. Man stimmte also grundsätzlich mit den Verfechtern des »Eva Radschja« insofern überein, daß der Anspruch Indiens auf allmähliche Entwicklung von Selbstverwaltungsrecht anerkannt wurde, und fand den geschichtlichen Ankergrund für diese Reform in jenen eigentümlichen politischen Gebilden, die schon der Geist der vedischen Zeit schuf, in den »indischen Mirs«, den sogenannten Dorfrepubliken: demokratisch auf gewerkschaftlichem Unterbau ruhenden Organisationen, die ein solches Maß von Selbstbestimmungsrecht besaßen, daß der Volksmund ihre Beschlüsse als »Stimmen des Himmels« — Vox populi, vox Dei! — bezeichnete. Sie gaben sich ihre eignen bürgerlichen und strafrechtlichen Gesetze, und der König und seine Minister hatten nur unter ganz bestimmten wohlverklausulierten Bedingungen die Befugnis zum Eingriff in die Selbstverwaltungen dieser Körperschaften, die zugleich die Pflanzstätten und Schulen des Handwerks, des Gewerbes, des Handels und eines hochentwickelten Gildenwesens waren, das in den Sippenverbänden, also in denselben gesellschaftlichen Einheiten wurzelte, die als Keimzellen des Staates galten. Jede Handwerkschaft der einen Gemeinde pflegte wieder enge Beziehungen mit der berufsverwandten der benachbarten Dorfgemeinschaft, so zwar, daß sich große Gewerkschaftskörper bildeten, welche die Preise und Arbeitslöhne regulierten, die Standesehre ihrer Mitglieder verteidigten und sogar für deren Wohlverhalten den Behörden gegenüber bürgten. Die Regierung selbst hinwiederum überwies regelmäßig aus ihren Einkünften einen bestimmten Anteil den Gilden zur Förderung ihres Gewerbes und zur Hebung der wirtschaftlichen Lage ihrer Mitglieder, so daß hier der moderne Staatssozialismus bereits in kräftiger Stamm- und Fruchtentfaltung vorgebildet zu sein scheint. Der ganze Mechanismus hat selbst bei einem so scharfen Kritiker wie Max Müller solche Bewunderung erregt, daß er die altindischen Dorfrepubliken als latest conclusions of science preist und den zeitgenössischen Sozialpolitikern rät, hier in die Schule zu gehen. Daß das System reiche Früchte getragen hat, und daß damals die wirtschaftliche Lage des indischen Volkes weit günstiger war als heute, ist jedenfalls unbestreitbar. Zeuge dessen ist nicht nur die überlegene künstlerische Einwirkung und Veredlung der altindischen Gewerbe, sondern auch das glückliche Gedeihen des Handels, dessen Arme sich in jener Zeit, da der »Reichtum und das Glück von Ormus« sprichtwörtlich war, in stufenweise angelegten Zweigniederlassungen bis nach Palmyra und Baalbek erstreckten. Das alte Kaiserreich zeigt so das Bild eines höchst seltsamen und einzig in seiner Art dastehenden Gefüges: einer sozialistischen Zwangsgemeinschaft auf vedisch-religiöser Grundlage mit monarchischer Spitze.

Unter Lord Morley wurde tatsächlich mit Ernst ein allmählicher Umbau des indischen Regierungssystems mit dem Zweck und Ziel in Angriff genommen, in modernisierter Form diesen Ackergrund des alten Indiens neu zu bestellen und fruchtbar zu machen. Das Verwaltungsgesetz von 1909 bestimmte, daß die



Mitgliederzahl des gesetzgebenden Rats von 24 auf 62 zu erhöhen, einer der sechs ministeriellen Sitze eines Eingeborenen, die Wahl von 28 nicht ernannten Mitgliedern den Provinzräten, Handels- und andern Interessenverbänden der Hindus und Müslims einzuräumen sei. Das Erziehungsgesetz Ghokales, das die allmähliche Einführung der Schulpflicht bezweckte, das von Bupendranath eingebrachte Ehegesetz und andre Reformen bewiesen weiterhin, wie die Inder tatkräftig selbst den Hebel in die Hand nahmen, um die britische Regierung halb mit, halb gegen deren Willen auf der einmal beschrittenen Bahn der Erfüllung der nationalistischen Wünsche weiter und weiter voranzustoßen.

1912 erfolgte dann ein epochemachender Schritt vorwärts. Eine große königliche Kommission, bestehend aus acht britischen und drei indischen Mitgliedern, wurde eingesetzt mit der Aufgabe, ganz Indien zu durchreisen, sich allenthalben durch den Augenschein von der Lage der Eingeborenen zu überzeugen und deren Wünsche entgegenzunehmen. Der Erfolg dieses Untersuchungsverfahrens war überraschend, für die britische Regierung niederschmetternd. Dem Obersten Waddell antwortete einmal ein buddhistischer Priester auf die Frage, was er von den Briten und ihrer zivilisatorischen Tätigkeit hielte, verachtungsvoll: »Ich habe die Gesichter dieser Europäer gesehen; es sind Männer ohne Religion.« Jetzt zeigte sich, daß das Durchschnittsurteil des Indertums über die »Ingrez« nicht anders lautete. Nur die grobe und unveräußerliche Verständnislosigkeit, mit welcher der Durchschnittsbrite dem Wesen des Orientalen gegenübersteht, ließ ihn bisher die Tatsache verkennen, daß der Müslim genau so wie der Hindu gewiß gern, je nach seinem Beruf, Waffen, Geld, Ämter und andre angenehme Dinge vom Giaur annimmt und seinen Versprechungen und Lockungen gelassen, scheinbar überredet, mit zustimmender Miene zuhört, aber nur, um im entscheidenden Augenblick genau das Gegenteil von dem zu tun, was der Verführer erwartet, und ihm in seinen seelischen Empfindungen wie im politischen und ganzen geistigen Denken und Wollen immer gleich fern zu bleiben. Alle die Antworten, welche die Kommission auf ihre Anfragen von den Eingeborenen erhielt, waren eine fortlaufende Kette von entrüsteten Anklagen gegen das britische Regiment: insbesondere über die Erneuerung der Aufruhrakte von 1859 und das Ausnahmegesetz, das die Preß- und Versammlungsfreiheit aufhob und die Ahndung politischer Vergehen ohne ordentliches Gerichtsverfahren erlaubte, über das persönliche Auftreten des Briten, den Hochmut, die Steifnackigkeit und die gesellschaftliche Absonderung, mittels deren er auf die indische Kastenpyramide die starre Spitze seiner Beamtenhierarchie setzte, endlich darüber, daß wohl in den unteren schlechtbezahlten Amtsstellen den Indern immer mehr Türen geöffnet worden, daß aber die hohen Ämter mit ihren fürstlichen Gehältern noch immer ein Vorrecht der fremden Herren geblieben seien. Daher komme es, daß beim Eingeborenen nach wie vor die Vorstellung vom »Abzugskanal«, von der Aussaugung Indiens durch die »Mlenktoschas« lebendig sei, und daß all die an sich großen fortschrittlichen Werke und Unternehmungen Englands doch ausschließlich als seines Geistes Schöpfungen gewertet würden, die mit dem Denken, Fühlen, Streben des Volkes in keinerlei tieferem Zusammenhang ständen, deren Nützlichkeiten ihm nicht einleuchteten, und deren angeblich allgemeine Vorteile tatsächlich nur zu oft drückende Nachteile für die proletarischen Massen wären. Kurz, das Ergebnis der Untersuchung war derart, daß man es in London, als der Krieg ausgebrochen war, nicht einmal zu veröffentlichen wagte und jetzt erst zur Bekanntgabe sich entschlossen hat: weniger eignem Triebe und gutem Willen folgend, als dem Druck eben des Indertums nachgebend, das die Verlegenheiten Englands tatkräftig ausgenutzt hat, um das fortschrittliche Programm nach seinen Zielen voranzubringen. Beweis dafür sind eine ganze Reihe von weiteren Reformen zur Entwicklung der Selbstverwaltung, zur Verbesserung des ungerechten Grundsteuerwesens, zur scharfen Trennung von Rechtsprechung und Verwaltung, deren Grenzen bisher zugunsten der Willkür britischer Beamten verwischt waren, zur Anbahnung inanzieller Unabhängigkeit Indiens von England, insbesondere zur Bekräftigung des Grundsatzes der »Welby-Kommission«, daß indische Truppen nicht für andre Zwecke als den Schutz des eignen Landes verwendet werden dürfen und daß, sofern sie freiwillig in der Fremde kämpfen, London die Kosten zu übernehmen hat. Und die britische Regierung mußte all diesen und vielen ähnlichen Forderungen ganz oder halb nachgeben, in dem drückenden Bewußtsein, daß jeder Widerstand einen Ausbruch des Umsturzvulkans mit unberechenbaren Folgen hervorrufen würde.

Einen Hauptsieg aber hat der Nationalismus auf einer andern, der Swadeschi-Kampflinie davongetragen. Alle Reformen kosten Geld; heute sind außerdem die zwei Milliarden aufzubringen, die Indien als »Geschenk« zur englischen Kriegsanleihe beitragen soll. Schon 1901 meinte der indische Finanzminister Sir Fleatwood Wilson, angesichts der ständig wachsenden Ausgaben für Durchführung der neuen Gesetze sei es unmöglich, die Kapitalbedürfnisse des Reiches durch die jetzt bestehenden Steuern zu befriedigen, es sei denn »durch das grausame Mittel der Erhöhung der Auf-



lagen auf die Einkommen der besitzlosen Schichten, auf die kleinbäuerlichen Wirtschaften und auf notwendigste Nahrungsmittel wie Salz«, was aber aus menschlichen wie politischen Rücksichten als ausgeschlossen gelten müsse. Es blieb also nur der Rückgriff auf Zölle übrig. Nun ist zwar längst »der blanke Schild Manchesters« in Indien durch Zölle befleckt, die aber immerhin — wie beispielsweise die Silber-, Zucker-, Tabak- und Petroleumauflagen — rein fiskalischen Charakter haben. Zu einem Schritt darüber hinaus traute man sich nicht in Rücksicht auf Londons Freihändlertum. Manchester closed the Indian workshop! brüstete sich London in der napoleonischen Zeit, als die englische Maschinenindustrie das blühende indische Handgewerbe vernichtet hatte und damit eine Tragödie, schrecklicher als blutigste Kriege, über das Reich heraufbeschwor: den Hungertod unzähliger Arbeitermassen. Aber eine unzerstörbare Wurzel blieb Indiens Wirtschaft: die Baumwollfaser. Fast 7 Millionen Spindeln laufen heute in dem Kaiserreich, 650 Millionen Pfundgewicht Garn werden jährlich erzeugt, 320 Millionen Mark sind in der Baumwollindustrie angelegt. 1896 wurde, nach heftigem Streit, der Baumwolleinfuhrzoll von 5 auf 3½ v. H. herabgedrückt, die Inlandabgabe auf dieselbe Höhe gebracht. Das war Lancashires Triumph. Seitdem dreht sich der Streit unablässig um den »cotton excise«. Die reichen Parsen, die Bagdader Sassuns, die aus dem Opiumgeschäft ungeheure Gewinne eingeheimst und diese in der Baumwollindustrie angelegt hatten, sie waren schließlich noch die einzigen Stützen der englischen Politik, haben aber jetzt, willig oder unwillig, gleichfalls vor der Opposition sich beugen müssen. So ist geschehen, was noch vor zehn Jahren jedem echten britischen Anbeter Cobdens gleich dem Weltuntergang erschienen wäre: Delhi hat die Erhöhung des Baumwollzolls auf 7 v. H. beschlossen, die Londoner Regierung hat zunächst ihr Veto eingelegt, dann aber klein beigegeben. Der Freihandel ist in Indien tot, und der Nationalismus hat die Wirtschaftspolitik am entschiedenen Hebelpunkt im Griff.

Lord Curzon hat die Selbstregierung in Indien nach dem Beispiel der weißen Dominien für ein Wahngebilde und gleichbedeutend der Vernichtung der britischen Herrschaft erklärt. Heute sind die wichtigsten ersten Stufen zum indischen Homerule bereits zurückgelegt; in Bombay kann mit offenen Karten gespielt und ein Beschluß gefaßt werden, den man einst als Auftakt zur Unabhängigkeitserklärung bezeichnen wird. Damit nicht genug, gehen die Forderungen der Nationalisten von Tag zu Tag weiter. Bereits wird die Erweiterung des gesetzgebenden Rats auf 650 Mitglieder mit 88 neuen, einheimischen Räten verlangt. Nach den Vorschlägen jener Kommission soll fortan, unter Aufhebung der Bestimmung, daß alle indischen Beamten ihre Prüfung in England abgelegt haben müssen, ein Viertel aller Verwaltungsstellen den Eingeborenen eingeräumt werden. Sogleich aber erklärt der Mohammedaner Abd ur Rachim, der an den Platz des verstorbenen Ghokale in die Kommission eingetreten ist, daß er seine Unterschrift unter diesen Beschluß, der ein gänzlich ungenügendes Zugeständnis darstelle, verweigert habe, und findet für diese seine Haltung lauten Beifall auf allen Seiten der Nationalisten. Das ist die Lage zwischen Tür und Angel, in die sich heute der neue Vizekönig Lord Chelmsford geklemmt sieht. Verzweifelt ruft Lord Sydenham, der einstige Gouverneur von Bombay, im Nineteenth Century aus: endlich müsse haltgemacht und kein Deut britischer Macht dürfe mehr preisgegeben werden. Vergeblich! Der Lauf der Dinge ist nicht mehr aufzuhalten; je länger der Krieg dauert, desto *schwächer wird Englands Stellung auf dem asiatischen Bollwerk seiner Weltmacht*, desto höher steigt dort in Freiheit kündender Morgenluft die Fahne von Sva Radschja empor ... Laboulaye hat einmal gemeint: Les révolutions sont ordinairement achevées, quand l'histoire enregistre leur naissance. Er wollte damit sagen, die verdeckten, aber eigentlich maßgeblichen psychologischen Voraussetzungen und Triebkräfte für solche politische Erschütterungen hätten sich meist schon entwickelt, bevor die pragmatische geschichtliche Berichterstattung und Kritik ihre Wirksamkeit erkenne. Daß in diesem Sinne auch für Indien schon die Umsturzkrise eine vollendete Tatsache ist, kann niemand bezweifeln, der sich bemüht, den seelischen und ethischen Unterflutungen des wirbelnden Stroms politischer und sozialer Unruhen im britischen Kaiserreich nachzuforschen.







Aufn. Nicola Perscheid, Berlin

Rittmeister Freiherr von Richthofen

Fliegerlied

Liebste, laß mich in die Fremde gehn,
Halt mich nicht in deinem engen Haus!
Kampf muß sein, und rote Rosen blühn
In der Schlacht, ich trag' sie dir nach Haus.

Adler müssen stolz den Hort umfliegen.
Baue du daheim am warmen Nest.
Und will's Gott, bring' ich von meinen Siegen
Eine rote Rose dir zum Fest!

Paul Lingens

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XXXVIII

Verheißungsvolle Lage im Osten — Günstige Entwicklung an den andern Fronten — Wirtschaftliche und finanzielle Nöte der Entente — Friedensfragen

Auf allen Fronten haben sich die Dinge folgerichtig weiterentwickelt; zumal im Osten hat die deutsche Offensive neue Erfolge errungen.

So wichtig der Sieg des Generals Hutier militärisch wie politisch war, so reichte er bei der großen Übermacht der Feinde doch nicht hin, die russische Streitmacht völlig zu zersprengen und Livland im Fluge zu erobern. Wie so oft, wandelte sich der Bewegungskrieg wieder in einen Stellungskrieg um, da die Deutschen erst ihr schweres Geschütz nachführen mußten und die Russen so Zeit gewannen, sich unter dem Schutz unversehrt gebliebener Truppen in einer neuen Linie, ungefähr von der Mündung der Ewst über Moritzburg, Segewold nach dem Rigaischen Meerbusen, festzusetzen. Auf dem linken Dünaufer vermochten sie noch westlich von Jakobstadt einen ausgedehnten Brückenkopf zu behaupten. Allerdings war ihre neue Stellung länger und von Natur weniger günstig als die vorige, und durch den Verlust von 325 Geschützen hatte ihre Armee beträchtlich an Kampfkraft eingebüßt; aber Verstärkungen aus einer kürzlich gegen Mackensen versammelten großen Armee füllten die Lücken wieder aus. An einen großen Gegenstoß zur Wiedereroberung Rigas konnten die Russen freilich nicht denken; mehr als kleine Vorfeldgefechte, die den Bau der neuen Stellung schützen sollten, wagten sie nicht zu unternehmen.

Die deutsche Heeresleitung vereint in der neuen Lage wie stets Kühnheit und Vorsicht. Dem verwegenen Stromübergang folgte der Ausbau weiter Linien jenseits von Riga, um das Errungene gegen einen immerhin möglichen Rückschlag zu sichern, daneben aber gingen Vorbereitungen zu neuen Angriffen einher. Die natürlichen Angriffspunkte der neuen Stellung boten offenbar die beiden Flügel am Rigaischen Meerbusen und bei Jakobstadt; der nördliche hatte keine Anlehnung, und der südliche konnte auf beiden Dünaufern zugleich, von Süden und Nordwesten, bedroht werden. Für den Angriff des rechten russischen Flügels ist ohne Zweifel die Säuberung des Meerbusens von den feindlichen Schiffen und Minen Vorbedingung, und es scheint, daß diese Aufgabe ihrer Lösung entgegengeht. Allerdings erwähnen die deutschen Tagesberichte nichts davon, aber die russischen sprechen wiederholt von Operationen der deutschen Wasser- und Luftflotte zwischen Ösel und der kurischen Küste sowie an der Ostküste des Meerbusens; sie haben sogar die Zerstörung eines russischen Torpedobootes südlich von Ösel gemeldet, und Kerenski endlich hat in seiner großen Rede auf dem Demokratischen Kongreß das bevorstehende Eindringen der deutschen Flotte in den Finnischen Meerbusen angekündigt. Wieweit diese letzte Nachricht zutrifft, können wir freilich nicht nachprüfen. Man könnte darin das von der neuen russischen Regierung oft gebrauchte Mittel sehen, durch Schwarzmalerei die russische Widerstandskraft aufzumuntern, aber Räumungsarbeiten in Reval und Petersburg, von denen skandinavische Blätter erzählen, lassen ebenfalls auf größere maritime Bewegungen in der Ostsee schließen. An der Bedrohung der dem Rigaischen Meerbusen vorgelagerten Inseln zum mindesten ist danach nicht zu zweifeln, und deren Eroberung würde eine treffliche Basis für weitere Unternehmungen zu Wasser und zu Lande gewähren.

Schneller als im Norden stand man im Süden, an der Düna, zu neuem Angriffe bereit: drei Wochen nach der Einnahme Rigas wurde der Brückenkopf vor Jakobstadt und die Stadt selbst — allerdings fast verbrannt — gestürmt (21. September); das Sumpfgebiet des Sussei wurde durchschritten und das Dünaufer bis Liewenhof (25 Kilometer oberhalb von Jakobstadt) gewonnen. Über 50 Geschütze, gegen 5000 Gefangene und reiche sonstige Beute waren der Siegespreis; abermals zeigten sich alle Truppengattungen den Gegnern moralisch weit überlegen. Die russische Stellung am Ewst scheint nun vollends von zwei Seiten angreifbar zu sein, und gerne möchte man sich ausmalen, daß ein doppelter Flügelangriff — über den Rigaischen Meerbusen und über Jakobstadt — die untere Düna-Armee aufs neue zum verlustreichen Weichen zwingen und uns den Weg in den Rücken Dünaburgs und Revals zugleich öffnen könnte.



Aber mag diese Hoffnung eintreffen oder nicht, die bisherigen Erfolge haben die ganze russische Armee abermals schwer erschüttert und ihr ernstliche Unternehmungen an der ganzen Front unmöglich gemacht; auch der gegen Mackensen beabsichtigte Gewaltstoß ist unterblieben. Zahlreiche Einzelgefechte, in denen bald die eine, bald die andre Partei angriff, wurden geliefert, und fast jedes endete mit der Niederlage der Russen. Wenn sie einmal, wie in der Bukowina am 9. September, einige Vorteile erfochten, so blieben diese ohne strategische Bedeutung und wurden ihnen meist wieder entrissen.

Im **Westen** haben wiederum die Engländer die Hauptlast des Kampfes tragen müssen. Die zweite große Flandernschlacht, die am 20. August begann, ging am 8. September zu Ende; wie immer traten an die Stelle des mißglückten großen Sturmes Teilangriffe, in denen die Engländer von der Überlegenheit ihrer Artillerie durch häufiges Trommelfeuer ausgiebig Gebrauch machten. Die deutsche blieb die Antwort nicht schuldig, und wie im Juli fügte sie den Feinden durch Zerstörung von Gräben und Batteriestellungen großen Schaden zu. Erst nach fast zwei Wochen (20. September) eröffnete der Feind östlich von Ypern die dritte große Flandernschlacht. Zwischen Langemarck und Hollebeke traten neun Divisionen zum Sturm an, nachdem Massenfeuer, Vergasungen und Rauchentwicklung vorausgegangen waren; der Hauptstoß sollte zwischen den Straßen nach Roulers und Menin geführt werden, um die etwa eine Meile von Ypern entfernten Ortschaften Zonnebeke, Gheluveld und Zandvoorde zu erobern und die Umgehung Lilles vorzubereiten. Selbst dies gegen die früheren so bescheidene Ziel wurde nicht erreicht. Zwar drangen die Engländer einen Kilometer tief in die deutsche Abwehrzone ein und vermochten dies Trichterfeld auch zu behaupten, aber nirgend gelang es ihnen, eine taktisch bedeutsame Höhe oder eine Ortschaft einzunehmen, und schon am folgenden Tage mußten sie, erschöpft vom Blutverlust, den Sturm einstellen. Der Gewinn an Gelände, Gefangenen und Beute war noch geringer als an den früheren Großkampftagen. Eine Woche später (26. September) versuchten 12 englische und australische Divisionen ihr Glück auf demselben nach Norden etwas erweiterten Kampfplatz ohne besseren Erfolg; ihr einziger Gewinn nördlich der Straße Ypern—Menin wurde ihnen in den nächsten Tagen zum Teil wieder abgenommen. Wiederum stockte der Angriff schon am zweiten Tage, und die riesigen Verluste der Stürmer konnte die deutsche Heeresleitung mit den blutigsten Opfern Brussilows vergleichen. Ein neuer großer Angriff von elf Divisionen an derselben Stelle (4. Oktober) führte zu Kämpfen von ganz außerordentlicher Heftigkeit, brachte aber den Engländern wiederum nur schmales Trichtergelände ein; die zunächst erstrebten Dörfer Gheluveld und Poelkapelle behaupteten einstweilen die Deutschen. Die deutsche Unterseebootbasis in Belgien ist somit nach wie vor gesichert, und die Beschießung Ostendes, die die Engländer sich in den Wochen wiederholt zu Wasser und zu Lande leisteten, hat nur zahlreichen — Belgiern das Leben gekostet.

Den Namen einer »Generaloffensive« verdienen die Angriffe der Feinde im September noch weniger als im August, denn die Franzosen haben ihre englischen Bundesgenossen nur in geringem Grade unterstützt. An zwei Stellen allein, in der Champagne (in der ersten Monatshälfte) und auf dem rechten Maasufer (vom 8. bis 11., 18. und 19. Sept. und 4. Okt.), haben sie mit größeren Massen angegriffen, aber, da die Stürme nicht einmal zu Verbesserungen ihrer Stellungen führten, die Durchbruchsversuche nach mächtigen Verlusten schnell wieder aufgegeben. Daß die deutsche Kampfesenergie nicht erschüttert worden ist, sondern sich an der Maas und Aisne wie in Flandern in zahlreichen Gegenstößen bewährt hat, braucht kaum noch bemerkt zu werden. Der September ist der Entente somit noch weniger günstig gewesen als der August, und vollends stechen die diesjährigen Kämpfe von den Sommeschlachten ab: die feindlichen Verluste sind gewaltig gewachsen, die unsrigen gesunken, die Erholungspausen zwischen den Großkampftagen werden immer länger, und der feindliche Geländegewinn ist kaum nennenswert. Für die Engländer insbesondere ist dieser letzte Punkt bedenklich, da sie, wie schon früher erwähnt, zum Teil in feuchten Trichtern liegen und bei dem zu erwartenden Herbstregen schwerlich darin aushalten können. Die ungeheure Anhäufung von Menschen und Material hat dem Feinde also



nichts geholfen; die deutsche Verteidigung hat durch die Einengung und geschickte Vorbereitung des Kampffeldes seit dem Frühjahr sowie durch die gewaltig gesteigerte Erzeugung von Waffen und Munition die feindliche Überlegenheit wettzumachen verstanden.

Die Ereignisse an der italienischen Front können der Entente keinen großen Trost spenden. Das letzthin skizzierte Ergebnis der elften Isonzoschlacht ist durch ein kurzes Aufflackern des Kampfes um die Mitte des Monats nicht verändert worden, Cadorna hat sogar den Österreichern einige Gräben und neue Gefangene überlassen müssen. Da die italienische Armee sich schwerlich noch verstärken kann und auch die Bundesgenossen bei ihren eignen großen Verlusten Unterstützungen nicht schicken können, so liegen die Dinge für Österreich-Ungarn in Zukunft noch günstiger. Ob in den nächsten Wochen wieder größere Kämpfe zu erwarten sind, steht dahin; von manchen Bewegungen an der Südtiroler Front wird berichtet, aber es ist nicht zu sagen, ob sie ernsteren Hintergrund haben.

Auf den übrigen Kriegsschauplätzen ist nichts geschehen. Sarrail hat zwar einige Male angegriffen, aber seine Versuche angesichts der Unmöglichkeit eines Erfolges schnell wieder eingestellt. Die riesige Hitze — bis über 60° C — war all seinen Unternehmungen hinderlich, aber auch bei günstigeren klimatischen Bedingungen wird er keine Aussichten haben, da die ihm gegenüberstehenden Verbündeten ihm stets gewachsen gewesen sind und seine Verbindungen überdies durch die Unterseeboote je länger, je mehr gefährdet werden. Größere Aufmerksamkeit als bisher scheint der mesopotamische Kriegsschauplatz zu erheischen, da sowohl die Türken wie die Engländer einige günstige Erkundungsgefechte melden. Ob wir auf einen großen Feldzug gegen die britisch-indische Bagdad-Armee hoffen dürfen, wird von der Beschaffenheit der Verkehrsmittel in Kleinasien und Syrien abhängen.

Der Luft- und Seekrieg hat in der bisherigen Weise seinen Fortgang genommen. Trotz ihrer Minderzahl haben die deutschen Flieger bei allen entscheidenden Gelegenheiten stets wertvolle Dienste geleistet und dem Feinde das Vierfache unsers eignen Verlustes zugefügt. London und andre englische Städte sind in den letzten Wochen besonders häufig heimgesucht worden, und Dünkirchen, ein wichtiger Waffenplatz und Hafen für den englisch-französischen Verkehr, ist völlig zerstört worden (3. Okt.). Auch an Einbrüchen feindlicher Flieger bei uns hat es nicht gefehlt, aber sie haben wenig Schaden getan. Nur belgische Städte hatten manches zu leiden.

Der Unterseebootkrieg hat abermals über 800 000 Tonnen vernichtet. Seine Wirkungen zeigen sich in der geringer werdenden artilleristischen Überlegenheit der Feinde und der wachsenden wirtschaftlichen Not. Wenn diese auch erst in den Wintermonaten mit voller Deutlichkeit erkennbar sein wird, so liegen doch auch jetzt schon manche Nachrichten über starke Schwierigkeiten vor, selbst aus England, wo immer nachdrücklicher die Rationierung verlangt wird. In Frankreich haben Deputierte und Minister auf die längst erwarteten Folgen der schlechten Ackerbestellung der letzten Jahre hingewiesen: weniger als die Hälfte einer normalen Ernte habe der Boden geliefert, das Brot sei unzureichend und schlecht, und wegen Futtermangels hätten schon viele Pferde geschlachtet werden müssen. In Italien endlich haben allerlei Unruhen und Friedenskundgebungen wegen Lebensmittelnot stattgefunden. Daß die Geldfrage den Ententehäuptern die größte Sorge bereitet, hat jetzt selbst ein englischer Minister zugegeben: im Frühjahr habe die Entente ohne die amerikanische Hilfe vor dem finanziellen Zusammenbruch gestanden: die schärfste Kritik an der Umsicht der englischen Minister, die den Krieg mit »silbernen Kugeln« gewinnen wollten. In dem menschenarmen Frankreich, wo der furchtbare Aderlaß sich am drückendsten geltend macht, setzt man (neben den Dollars) seine Hoffnungen noch auf die amerikanischen Menschen; in der Kammer ist schon das Verlangen ausgesprochen worden, Franzosen durch Amerikaner in der Front ablösen zu lassen. Indessen bisher liegt noch kein Anzeichen vor, daß Amerika diese Sehnsucht erfüllen werde.

Mit noch größerem Pessimismus als die eignen müssen die russischen Verhältnisse die Weststaaten erfüllen. Weder in der Verwaltung noch im Heere ist die Ordnung wiederhergestellt, und der Bruch zwischen Kerenski und Kornilow hat offenbart, wie tief die Gegensätze zwischen den führen-

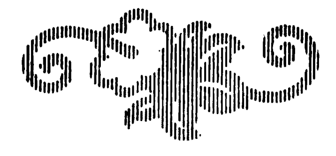


den Personen und innerhalb der Masse sind. Wenn auch Kerenski der Form nach die Oberhand behalten hat, so muß er doch auf Schritt und Tritt mit Widerständen kämpfen, und daß er nicht vermocht hat, Kornilow und seinen Anhang sofort als Meuterer mit der gesetzlich verwirkten Strafe zu belegen, zeigt, ebenso wie der Ungehorsam Finnlands gegen die Petersburger Vorschriften, wie wenig die Regierung Herrin ihrer Entschlüsse ist. Die feierliche Erklärung Rußlands zur Republik hat daran nichts geändert.

Trotz diesen üblen Zuständen hat die Entente allein im Vertrauen auf Amerika die neueste Gelegenheit, Friedensverhandlungen zu beginnen, vorübergehen lassen. Die päpstliche Note hat sie noch nicht beantwortet, und die deutsche Antwort, die sich im Einklang mit der Vergangenheit der deutschen Politik zu Friedensverhandlungen bereit erklärte und den schon früher ausgesprochenen Gedanken, im Frieden durch internationale Abmachungen auf Verminderung der Rüstungen hinwirken zu wollen, mit Hohn und Spott übergossen. Aber dabei ist es doch fraglich, wie tief diese kriegerische Leidenschaft geht; immer wieder muß man sich bei den Deklamationen gegen den preußischen Militarismus u. dgl. sagen, daß sie von den für den Krieg verantwortlichen Männern herrühren, die ihre ganze Existenz opfern müßten, wenn sie mit einem siegreichen Deutschland Frieden schlössen. In England haben bereits manche, die außerhalb dieses Kreises stehen, den Kriegszweck für verfehlt erklärt und deutlich genug die Einstellung der nutzlosen Verschwendung englischen Blutes im französischen Interesse verlangt. So namentlich der politische Schriftsteller Dillon in der »Fortnightly Review«.

Wenn angesichts neuer Erfolge im Osten und der wirtschaftlichen Winternot die Friedenswünsche eine politische Wendung erzwingen sollten, so ist die deutsche Politik für einen solchen Fall durch frühere und jetzige Erklärungen der deutschen Regierung wie durch den Reichstagsbeschluß bereits festgelegt: Deutschland wird das durchsetzen, was es zur Sicherung seiner Zukunft braucht, also gewiß in erster Linie, wie schon oft angedeutet, eine Neueinrichtung des europäischen Ostens und des vorderasiatischen Orients sowie durch den Schutz der vlämischen Mehrheit eine solche Umgestaltung Belgiens, daß das Königreich aus einem Angriffsfeld ein Schutzwall für unsre westliche Flanke wird. Selbstverständlich werden die wirtschaftlichen Fragen in allen Verhandlungen eine große Rolle spielen, und da wird Deutschland seinen natürlichen Beruf, der Hort der Schwachen zu sein, aufs neue bekräftigen können. Um nur auf einen Punkt hinzuweisen: England wird versuchen, seinen durch den Krieg so ungeheuer verminderten Frachtraum durch Beschlagnahme neutraler Schiffe wieder zu vermehren, da ohne Zweifel der Besitz an Beförderungsmitteln für den wirtschaftlichen Aufschwung im Frieden von ausschlaggebender Bedeutung ist. Hier wird Deutschland die Neutralen, die diesen Namen wirklich verdienen, vor Gewalt und List schützen und ihre Interessen mit den seinigen dauernd verbinden müssen. Freiheit und Gerechtigkeit werden mit dem Vorteil Deutschlands Hand in Hand gehen.

Abgeschlossen am 6. Oktober 1917



Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Westermanns Monatshefte



62. Jahrgang. 123. Band. 2. Teil

Dezember 1917 bis Februar 1918

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Verzeichnis der Mitarbeiter

Beaulieu, Heloise von, in Hannover, 565. Behaghel, Otto, Geh. Rat Prof. Dr., in Gießen, 557. Bethge, Hans, Dr. phil., in Berlin-Wilmersdorf, 597. Britting, Georg, im Felde, 564. Bröger, Karl, in Nürnberg, 702. Colmar, Gertrud, in Berlin, 487. Crusius, Otto, Geh. Rat Prof. Dr., in München, 470. Dörrer, Anton, Leutnant i. d. Res., Dr. phil., im Felde, 665. Dreyer, Max, Dr. phil., in Berlin, 401, 513, 621. Düsel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 492, 499, 503, 611, 708. Findeisen, Kurt Arnold, im Felde, 481, 584. Flex, Walter, Dr. phil., †, 452. Friedrich, Paul, in Berlin, 685. Fritsch, Clara, in Radebeul bei Dresden, 548. Frobenius, Else, in Berlin, 488. Hamel, Ilse, in Berlin, 532. Hardung, Victor, in St. Gallen, 676. Hartwig, Paul Hermann, in Dresden, 643. Huch, Ricarda, Dr. phil., in München, 589. Knodt, Karl Ernst, †, 419. Knodt, Karl, in Bensheim a. d. Bergstr., 642. Köhler, P. E., †, 568. Koenig, Alma Johanna, in Wien, 556. Kraus, Wolfgang, Dr. phil., in Berlin-Steglitz, 453, 675. Langhein, Carl, Prof., im Felde, 421. Lennemann, Wilhelm, in Köln-Dellbrück, 420. Liebert, Eduard von, General der Infanterie z. D., Exzellenz, in Berlin-Wilmersdorf, 527. Marsop, Paul, in München, 682. Marut, Ret, in Düsseldorf, 689. Mayne, Harry, Prof. Dr., in Bern, 653. Merbach, Paul Alfred, in Berlin, 445. Much, Hans, Prof. Dr., in Hamburg, 533. Müller-Rüdersdorf, Wilhelm, in Charlottenburg, 652. Ostwald, Hans, in Berlin-Zehlendorf, 457. Perkonig, Josef Friedrich, in Wien, 437. Petersen, Peter, Dr., in Hamburg, 703. Pniower, Otto, Prof. Dr., in Berlin, 569. Quensel, Paul, in Weimar, 471. Rettig, Paul, in Berlin-Friedenau, 686. Roloff, Gustav, Prof. Dr., in Gießen, 509, 617, 721. Röttger, Karl, in Düsseldorf-Gerresheim, 562. Rüxleben, Baronin Vally von, in Hannover, 588. Sauer, Bruno, Prof. Dr., in Kiel, 482. Schaefer, Heinrich, Lazarettpfarrer, in Wattenscheid, 585. Schumann, Paul, Prof., in Dresden, 493. Stammler, Wolfgang, Dr., in Hannover, 635. Steinmüller, Paul, in Stralsund, 634. Stübe, R., Prof. Dr., in Leipzig, 699. Tillmann, Hugo, in Berlin-Steglitz, 677. Vesper, Will, in Berlin, 561. Wegner, Armin T., Dr. jur., in Breslau, 543.






Inhalt des hundertdreiundzwanzigsten Bandes

2. Teil. Dezember 1917 bis Februar 1918

Beiträge nach der Reihenfolge

Beiträge nach dem Abc

Literarische Rundschau

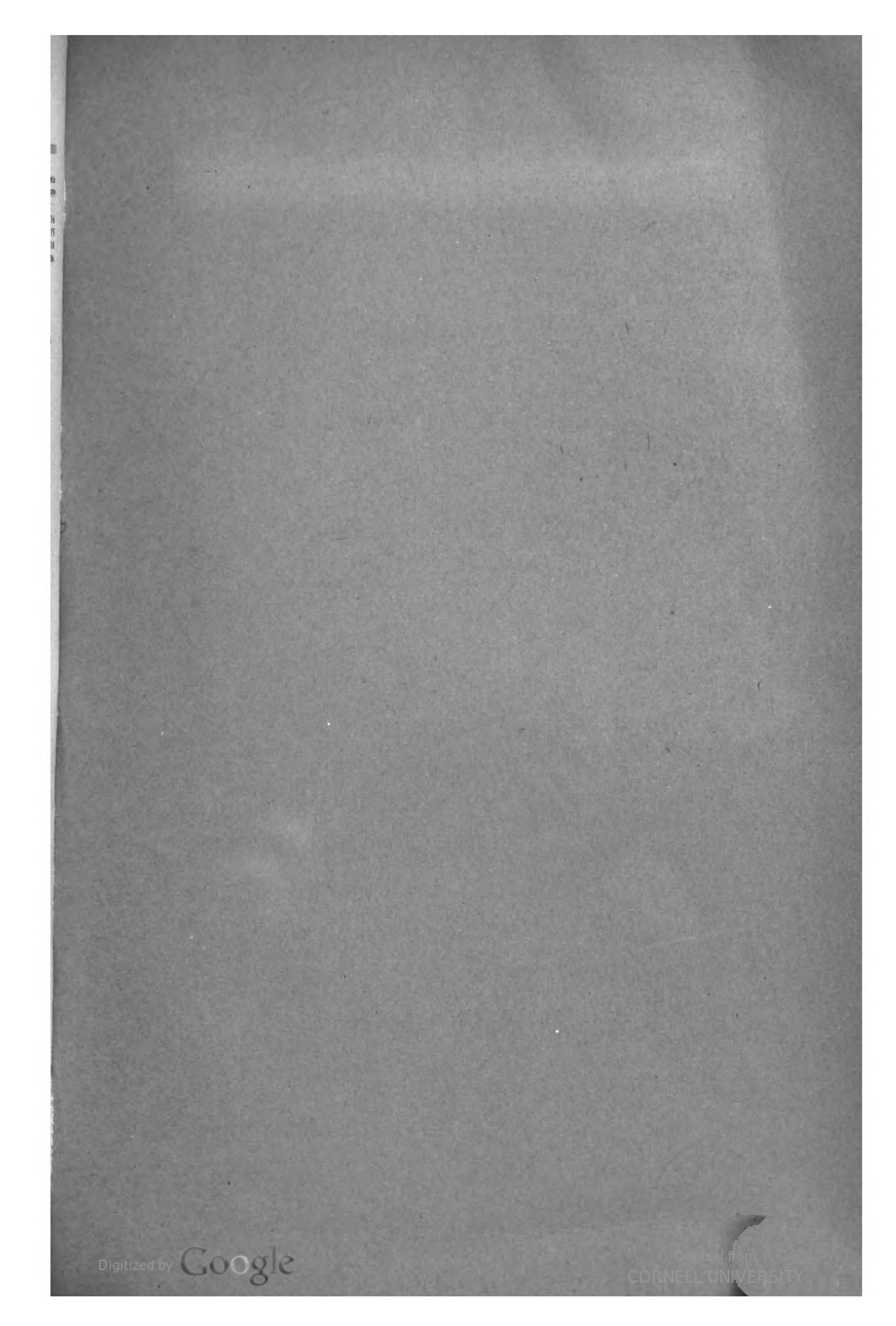
Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

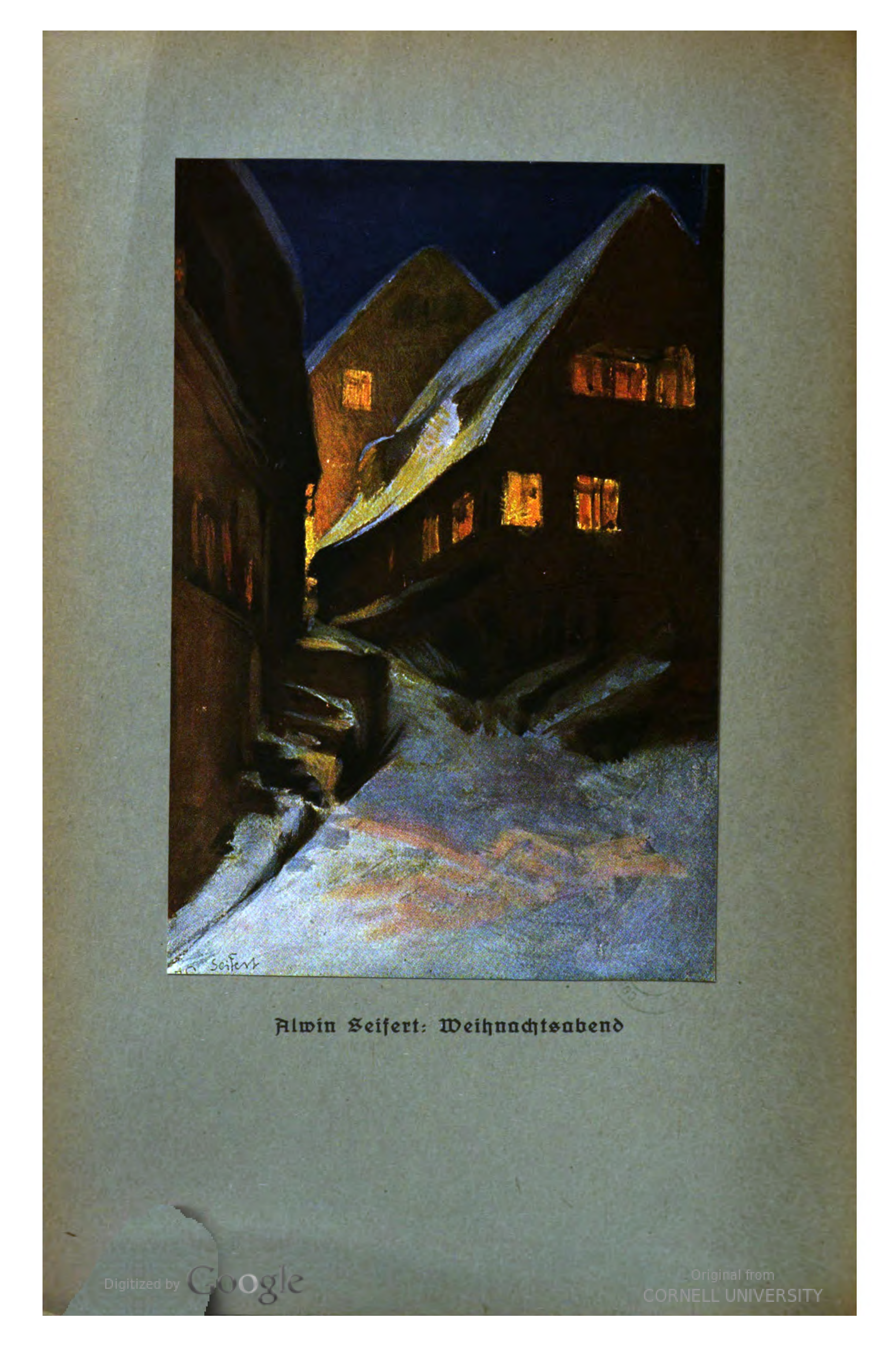
Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Das Reich der Frau. XLII

Kunstblätter und Einschaltbilder







Alwin Seifert: Weihnachtsabend



Deutscher Nachwuchs

Roman von Max Dreyer

IV

Die Neigungen machen uns zu Naturkräften.



Gustave saß in Pastor Hagens rauchgeschwärzter Studierstube. Sie sprach mit ihm über ihre Ehescheidung.

Auf seine starke, unbedingte Hilfe hatte sie gebaut — immer noch kamen ihr Stunden, da sie nach einer Stütze sich umsah —, nun suchte er zu vermitteln. Daran aber wurde sie nur eigenwilliger, härter und heftiger.

»Kompromißler seid ihr, von Berufs wegen,« so hielt sie ihm entgegen. »Und schließlich ja — die ganze Kirche ist ja nichts andres als ein großer Kompromiß.«

»Sachte, sachte,« mahnte er sie, und er hielt fest an seiner Ruhe und Güte. Aber ihr war nicht zu raten und zu helfen. »So leicht«, erklärte er ihr, »lassen wir uns denn doch nicht mit der Ehe umspringen —«

»Leicht?« Sie hob sich fast zornig gegen ihn. »Glauben Sie wirklich, Herr Pastor, daß es mir leicht wird? Dann haben Sie keine Ahnung, wie es in mir aussieht!«

Er faßte besänftigend ihre Hand. Er sprach von ihrem Leben, von Emmerich, von den vielen Jahren ihres Beisammenseins.

»Erinnerungen nützen hier nichts, sie schaden nur, sie quälen bloß. Die Vergangenheit — die ist ja schuld an allem! Befreien Sie mich von zehn Jahren meines Lebens — machen Sie mich jünger. Sie können es nicht. Und Sie können Unnatürliches nicht natürlich machen. Unsre Ehe aber ist etwas Unnatürliches geworden. Damit ist sie gelöst. Und ich bitte Sie jetzt, nichts weiter als das Äußere, das Förmliche zu vollziehen. Damit kein Ärgernis geschieht. Das wäre doch für alle vom Übel, auch für Kirche und Staat.« Sie war kühl und überlegen bis zum Hohn.

Der alte Pastor Hagen fühlte sich wehrlos. Sie schlug ihm seine Waffen aus der Hand — mit seinen eignen Anschauungen, eignen Wünschen und Bestrebungen. Auf die Worte seiner Predigt stieß sie ihn: »Herr, segne den Schoß unsrer Frauen! Laß sie Knaben gebären!«

Und er blickte schmerzlich in den Fanatismus ihres Willens, der ihm über den Kopf gewachsen war. An dem er selbst mitgeholfen hatte, mit eigner Gesinnung und Überzeugung. Der in dieser Form ihn schrecken mußte und eine Art böses Gewissen in ihm wachrief.

So war er schwach und wie gelähmt, ließ die »grausamen Theorien« über sich herstürzen und duckte unter ihnen das Haupt.

Er konnte nicht eingreifen, nicht durchgreifen. Er mußte sich fügen, mußte den in aller Form gestellten Antrag auf Scheidung

der Ehe amtlich wahrnehmen und weitergeben. Betäubt von einem Schicksalssturz, dem er nicht wehren konnte. — —

Emmerich aber fühlte sich aus den vier Wänden getrieben und suchte Trost in der Jagd.

Häusliche Auftritte — wenn etwas seinem Wesen widerstrebte, war es das! Und war jetzt nicht sein ganzes häusliches Leben schlechthin ein großer Auftritt?

Er wetterte ingrimmig in sich hinein gegen die Frauen, so sie denken und meinen, aus ihren Meinungen ein System bereiten und blindlings in dieses System unser Dasein einsperren wollen!

All dies Gespannte, Überspannte quälte ihn zum Tempel hinaus und machte ihn unstet.

Oft genug saß er bei Stephan Segelmaker, der mit Aphorismen die Welt und die Laune seiner Gäste zu verbessern suchte, und trank mehr, als ihm gut war.

Dann fand er in einer alten Jagdhütte seine Zuflucht. Dort waltete der alte Gräwe, einst Schneider seines Zeichens und der verschmitzteste aller Wilddiebe. Herr von Kessin hatte ihn zum Waldhüter und damit unschädlich gemacht.

Zwei Wohngelasse und einen kleinen Küchenraum hatte das Haus. Gräwe, der ein Tausendkünstler war trotz seinen vierundsiebzigjährigen steifen Gliedern, richtete das größere Zimmer im Handumdrehen menschenwürdig ein, sorgte für die nötigen Vorräte, und so ließ es sich wohl bei ihm hausen.

Keiner verstand wie der Alte, Wildbret am Spieß zu braten, dazu war er ein Kenner aller Waldkräuter, der begabteste Schnapsbrenner dieses Breitengrades. Es war ein Genuß, ihm zuzusehen, wenn er seine Mischungen prüfte. Das kleine, verhuzzelte Kerlchen, wie ein Waldfaun anzuschauen, das bartlose Kinn spitzer als der spitzeste Ziegenbart — wenn er das beim Kosten so vorschob und die roten, verzwickten Augen ihm übergingen, dann durfte man auf ein erlesen Gutes sich gefaßt machen.

Sie saßen beide vor der Tür und schmauchten. Der Septembertag, der letzte des Monats war es, neigte sich. Die Sonne sank hinter den Buchenberg, aus dem Erlenbruch lauerten schon die Abendnebel hervor. Altweibersommer hing in den Bäumen, an den Gräsern und spann Stille über die Welt.

»Was meinst du von den Frauen, Waldgeist?« brummte Emmerich aus seiner Versunkenheit.

»Gnädiger Herr— seit zwanzig Jahren mein' ich schon nicht mehr.«

Emmerich lachte. »Und Schnaps kann man nicht aus ihnen brauen. Gib mir noch mal von deinem vorvorjährigen Wacholder.«

Vom Westen, vom Udarser Revier herüber tönte der Brunftschrei des Standhirsches. Orgeltöne für die Weidmannsandacht. Die beiden hielten den Atem an.

»Den wollen wir uns heute abend noch besehen,« befahl der Herr.

Sie machten sich fertig für den Pirschgang. Emmerich trug selbst seine Flinte und ging führend voran. Er kannte den Brunftplatz. Der Alte mit Tasche und Pulverhorn trottete hinterbrein.

Sie mußten über Wiese und Moor, das die beiden Reviere trennte, dann an einem Bach entlang durch Bruchholz, durch Buschwerk sich zu dem Tannenwald hinaufwinden und nun in den Buchenforst hinein. Er wurde bald von gemischtem Holz abgelöst, in dessen Mitte lag eine kleine Blöße, das war der Platz, wo der König dieses Waldes Hochzeit zu feiern liebte.

Mehrmals war der Brunftschrei ertönt, der ihnen die Richtung angab, näher und näher.

»Zwei!« sagte der Alte kurz.

Emmerich nickte. Er selbst konnte die beiden noch nicht unterscheiden, aber der Alte täuschte sich nicht.

Sie kamen an die Lichtung. Noch war die Stätte leer. Vorsichtig, möglichst lautlos schritten die beiden zu der alten, von Unterholz verdeckten Kanzel. Fragwürdig war die sprossenarme Leiter, die hinaufführte, zweifelhaft das ganze Gerüst. Emmerich tastete sich empor und stellte fest, daß es ihn noch trug. Der Alte reichte Pulverhorn und Tasche hinauf, er selbst mußte unten bleiben.

Und wieder warf sich der Schrei in die lauschende Stille des Abends, diesmal ganz nahe, ein Brausen und Wühlen und Brüllen aus der Tiefe, so voll von zornigem Begehren wie von drohender Wut, und doch feierlich und getragen in seiner schreckhaften Kraft.

Emmerich tritt an die Brustwehr. Drüben bewegt es sich im Unterholz. Und jetzt



erscheint er auf dem Plan, der Gebieter und Gewalthaber, ein zorniger Pascha, schnaubend, unmutsvoll.

Ein ungrader Vierzehnender ist es, zottig und schwer, von den Jahren ein wenig belastet, zerzaust und verwüstet von den Leidenschaften dieser Tage, aber ein machtvoller alter Bursche und ein gefährlicher, schonungsloser Feind. Hoch ragt das Geweih, leuchtend krönen die weißgefegten Enden die dunklen geperlten Sprossen.

Der Groll sprüht ihm aus den blutunterlaufenen Augen, da er den Platz leer findet — wo bleiben die Damen, die seine laute Zärtlichkeit herbefohlen? Wild schlägt er mit den Schalen auf den Boden, daß der aufgebrochene Rasen in Fetzen herumfliegt. Sollte der andre, der heimliche Schleicher, der dem Kampfruf wohl antwortet, aber sich nicht zu stellen wagt, die nie verläßliche Weiblichkeit auf Abwege gelockt haben?

Noch einmal läßt er seine Herrscherstimme ertönen, die Nüstern weit vorgestreckt, an den wuchtigen Hals die Stangen zurückgelegt — so orgelt er aus tief arbeitender Brust sein drohend verlangendes Liebeslied.

Nicht umsonst — wieder rauscht es in den Zweigen, die Schönen sind es, die nun doch treulich sich einfinden, zwei Alttiere zugleich, mit lässig gehorsamem Gleichmut, bewegter schon und erwartungsvoller drei Schmaltiere nacheinander —, in stolzer Sicherheit hebt der Gebieter sein Haupt.

Dann aber, erstarrt, ein Steinbild, bleibt er stehen: ihm schräg gegenüber unterfängt es sich der Nebenbuhler auf den Plan zu treten.

Ein Zehnender, beweglich, geschmeidig, glatt im Fell, glänzend im Haar — es zeigt sich deutlich, daß er es leichter mit der Liebe nimmt als der bejahrte Herr. Beinah tänzelnd ist seine Haltung, selbstgefällig — ein Fant, denkt Emmerich, ein Elegant, ein Komödiant. Was wird er anstellen? Er wird doch nicht ernstlich kämpfen wollen mit dem alten Recken!

Fast zugleich mit dem Stutzer, von der andern Seite, ist noch mehr Weiblichkeit dazugekommen, zwei alte Gelten, ein Schmaltier und zwei höchst naseweise Wildkälber.

Schon aber hat der alte Kämpe, dampfend vor Wut, sich zum Ansprung gestellt, nun stürzt er sich grunzend auf den Frechling. Der springt aus dem Weg, führt danach aber gewandt einen blitzschnellen Seitenstoß.

Ein Fechter mit Finten. Der geschickt sein Spiel wiederholt. Ein Spiel ist es ihm, und es scheint, als höhne er den todblutigen Ernst des andern.

Freilich die Kraft behauptet das Feld, auf die Dauer nutzen dem Windigen die Seitensprünge nicht und nicht seine Paraden, zuletzt wird er doch abgeforkelt und zieht von dannen. Aber sein Gehabe noch im Verschwinden ist so, als hätte er seine Rolle gut und nicht umsonst gespielt.

Wie der Sieger nach einem dröhnenden Triumphgeheul sich gehobenen Hauptes umschaut, was gewahrt er da? Was ist ihm geblieben von denen, um die er gestritten und für die er gesiegt?

Eine Gelte, ein Alttier, ein Schmaltier glotzen ihn dumm-gleichgültig und ergeben an, die beiden Wildkälber rupfen das Gras.

Die andern Damen sind verschwunden. Sind sie dem Stutzer nachgezogen? Natürlich. Selbst die alte Gelte — ist es nicht zum Lachen!

Und der alte ehrliche Roller und Groller, schwer schüttelt er die Mähne. O Weiber, Weiber!

Emmerich aber — er kann sich nicht halten, er lacht laut in diese Hirschkomödie hinein.

Da ist es vorbei mit dem Schaustück — die Tiere stutzen auf, und vergrämt stürmen sie ins Dickicht.

Der alte Gräwe murmelt einen Fluch. Was ist das mit dem Herrn? Immer hatte er gedacht: Nun schießt er! Alle beiden Hirsche konnte er haben. Wann wird es einem wieder so gegeben?

Aber er schießt nicht — immer noch nicht. Und nun lacht er — lacht lauthals — worüber?

Und vergrämt sich das Wild! Wahnsinn ist nichts dagegen.

Emmerich aber klettert sehr vernünftig frohgemut die Leiter herunter. »War das großartig, Waldbeubel! Die Bilder!«

»Aber daß der gnädige Herr nicht geschossen haben!«

»Bist du verrückt! Auf so was schießt man doch nicht!«

Nun ist er gar der Verrückte! —

Es kamen stürmische Tage und stürmische



Nächte. Eine Woche fast blieb Emmerich in der Jagdhütte, schoß Rebhühner, ein paar Rehböcke und stellte dem Raubzeug nach. Den Hirschen tat er nichts zuleide. Die Brunftschreie, durch den brausenden Wald gepeitscht, waren sein Abendlied.

In diesen Nächten war es, daß Magda seinen Sinnen nahekam.

Wenn er in sein Feldbett sich wühlte, unter die Decke von Rehfellen — draußen heulte der Wind, der wilde Jäger begann schon seine Nachtpirsch zu reiten, und die suchenden Stimmen des Waldes verzitterten in die schwarzwolkige Ferne —, dann kam die Sehnsucht des Mannes über ihn, daß ein Holdes, Liebeergebenes sich an ihn schmiegen möchte, bebend im süßen Grauen dieser düster geheimen Nacht.

Magda — Magda —

Er sah sie — er sah unter ihrer schmalen, feinen Stirn die fernen, tiefen, weltfremden Augen —

Konnt' es etwas Wonnigeres geben, als diese in sich gekehrten Blicke zu erlösen, herauszuholen aus ihrem Grunde, ihr Leben, ihr Leuchten sich zu gewinnen und sie dann wieder ersterben zu lassen in dem Glück seligen Sichverlierens?

Wahrlich, seine Wünsche hatten nie an sie gedacht. Gustave, niemand anders als diese hatte die Freundin, die verehrte, scheu angestaunte, die mehr Bildhaftes als Menschliches für ihn besaß, mehr fremd Verwunderliches als Verwandtes und fleischlich Nahes, erst Gustave mit ihren ungehemmten Ideen und ihrer raschen, packenden Hand hatte sie in seine Träume gerissen. Und nun baute seine Phantasie ihr ein Nest, in das sie zärtlich und lockend sich schmiegte, ganz verwandelt und in der Verwandlung sinnverwirrend — das leben- und lustverzauberte Marmorbild nun selbst zur Zauberin geworden, betörend und betäubend.

Eine Zauberin? Warum dies alles ins Überwirkliche zerren oder ins Versteckte und Verbotene gar? Wieder und wieder: er war ihr nicht nachgegangen, er hatte sie nicht gesucht! Die eigne Frau hatte sie ihm zugeführt. Die nicht mehr seine Frau sein wollte.

Und es kam von selbst, daß Emmerich sich in Kälte und Unwillen immer mehr gegen Gustave verschloß, je tiefer ihm die Gedanken an Magda ins Blut gingen, die spürenden Wünsche, die diese wilden Nächte zu zuckendem Verlangen aufflammen ließen.

Wie Emmerich nach Hause kam, die fertige Leidenschaft im Herzen, fragte Gustave nicht weiter nach seinem Verbleib. Sie saß wieder bei den Büchern, es war, als hätte sie die ganze Zeit so gesessen. Wie ein gestelltes lebendes Bild wollte ihm das erscheinen, ganz nahe dem Spiel und der Absicht. Und als sie ihm sagte: »Ich möchte, daß du alles in Ordnung findest, wenn ich fort bin«, da geriet er in einen plumpen Zorn.

»Gut!« rief er heftig. »Du willst es! Das wissen wir. Geredet ist genug davon. Oder meinst du, ich soll jetzt von neuem anfangen zu winseln?«

Erregt lief er durchs Zimmer. Ihre Blicke folgten ihm still. Sie sprach kein Wort. Dann stürzte er hinaus. Und durch ihre Augen, die fest, doch traurig waren, zog ein Nebel. Doch gewannen sie gleich ihre schmerzlich harte Ruhe zurück.

Emmerich wanderte die Parkwege auf und ab. Allmählich fand er sich wieder aus dem Wirbel und Dunst von Leidenschaft und Zorn.

Wie erschreckt blickte er in sich selbst hinein. Was brodelte da alles in ihm, so viel Wildes, von dem er nie gewußt hatte. Und wer hatte es entfesselt? Gustave. Durch die Gewalttat ihres Gedankentums.

Nein — nicht diese Erregung gegen sie, die ehrliche Kämpferin. Nicht diesen Zorn, der etwas Heimtückisches hatte, in dem eine Feigheit stak.

Offen gegen sie und mit ihr, die seines Lebens Freundin war. Die sich für ihn opfern wollte —

Ja, ja — für ihn opfern! Und darin wieder, in diesem Gefühl lauerte ja alles, was ihn trübte und verstieß und verstörte.

Er faßte sich an die Stirn. Ruhig sein! Und du hast ihr wehgetan mit deiner rohen Heftigkeit!

Bauen wir beide nicht gemeinsam an der Zukunft, an unserm Leben, an deinem wie an meinem? Und einander würdig sein müssen wir. Das heißt, ich muß deiner würdig werden. Sonst wird alles in uns und um uns wüst und leer.

Er ging wieder zu ihr hinein und setzte sich still an ihre Seite. Ihre tiefen Augen hießen ihn willkommen, ohne Rührung, ohne Überraschung, ohne Fragen, nur klar und gut.

So zerteilte sich in ihm das Gewölk. Eine sanfte Helle zog durch ihn hin. Und er sprach so zu ihr: »Ich hab' so ungebärdig um mich geschlagen — ich arbeite nun mal schwer mit Kopf und Herz —, und ich hab' mich gesträubt und gewehrt und gerüttelt an deinem Willen wie an meinem. Aber nun soll das Ehrliche Trumpf bleiben und das Gerade! Und jetzt will ich es dir sagen — ja, jetzt ist es richtig über mich gekommen — jetzt hab' ich selber die große Sehnsucht nach Magda. Nun ist es da. Und nun muß ich die Erfüllung suchen.«

Sie nickte still, mit einem mütterlichen Lächeln, das sich selbst alles bestätigte, und dann sagte sie fest, wie ein werkfreudiger Kamerad: »Gut, Emmerich! Und jetzt wirst du selber mit ihr sprechen.«

Emmerich ließ sich am Morgen sein Pferd satteln. Er trabte nach Ubars zu. Es war die Zeit, da Magda auszureiten pflegte.

Er wollte mit ihr zusammensein, froh und jung.

Magda kam schon aus dem Hoftor, Jakob, ihr alter Reitknecht, folgte ihr; wie ein Gerippe hing er in den Bügeln. Die Leute sagten, der Tod reite hinter ihr.

Sie schrak leise zusammen, als sie Emmerich gewahrte. Seit Gustave bei ihr gewesen war, hatte sie nichts von ihm gehört oder gesehen. Da er jetzt kam, brachte er eine Frage mit, in der das Schicksal war. Und die Entscheidung machte sie bange.

Aber er strahlte von Unbefangenheit, sprach von der Beizäunung ihres Pferdes, von einer neuen jütländischen Runkelrübenart, und daß sie den Kiefernwald an der Regguner Seite ausholzen sollten.

Sie war des Geschäftlichen froh und schlug vor, daß sie gleich dahinreiten möchten. Über Wiesengräben ging die Fahrt, jeder Sprung machte sie leichter. Nun kam ein steiler Buchenhang. Sie hätten den Weg am Rande nehmen können. Da fragte sie: »Wollen wir da hinauf?«

Er nickte fröhlich. In schweren Galoppsprüngen klommen die Pferde den Hügel hinan, durch die Stämme hindurch, das Rascheln des Laubes und das Schnauben der Nüstern brauste durch die nebelnde Stille.

Die Sonne hatte ihre Not mit dem Morgenbrodem. Hier und da ließ sie Regenbogenfarben in dem Waldschleier aufblitzen, dort hinten brach sie sich Bahn, drang durch die buntgoldenen Baumkronen und malte Tupfen und Flecke auf die braune Laubdecke des Bodens.

Er freute sich, wie sie ihren Fuchs durch die Bäume, um die Bäume herumbrachte, fast ganz ohne Zügelhilfe, lediglich durch Haltung und Sitz. Sie war ihm dankbar, daß er sie nicht mit Schicksalsnöten überfallen hatte, und machte sich immer freier durch ihre Reitkünste.

Nun kamen sie in den Kiefernschlag. »Hier können wir mehr Luft machen,« sagte Emmerich. »Und die Holzpreise sind gestiegen. Sorgenstuhl kommt morgen zu mir. Vielleicht bietet er noch mehr als der Neuruppiner.«

Er zeigte sich ganz geschäftlich angetan. Magda nahm ihm seine nimmermüde treue Fürsorge gut. Und sie kam ihm auf diesem Wege wieder ganz nahe, da ihre Angst sich gelegt hatte.

Es war etwas Wohltuendes in seiner einfachen, ganz ungesuchten, hellen und winkellosen Art. Zu keinem Menschen auf der Welt hatte sie größeres Vertrauen. So etwas Sicheres und Heimisches bot er ihr. Etwas Gutes und Heilsames, das den Schmerz ihres wunden und halben Lebens milderte. Es kam ihr so der Gedanke, daß es gut sein könnte, wenn ihr müder, leerer, wunschloser Kopf an seiner Schulter Halt suchte. So konnte es in weicher Dankbarkeit und zärtlich sacht und bedürftig sie durchfluten.

Die Frische des herbstlichen Waldes, die siegende Morgensonne, der schnelle Pulsschlag des vorwärtsstürmenden Leibes hob ihr Fühlen heraus aus dem matten und welken Trübsinn. Und immer sprach es in ihr: Gut ist es, so mit ihm zusammen zu sein. So schön ist der Morgen! So schön ist der Wald!

Die Dinge sprachen wieder lauter und lebendiger zu ihr, sie sah wieder Farben, und in der Welt war nicht immer bloß dieser eisige Hauch.

Sie war ihm nahe, dem Gefährten. Und seine Nähe hüllte sie in eine warme Sicherheit.

Sie wurde nicht scheu und ängstlich, da Emmerich, der den Aufschwung ihres Wesens spürte, sich freudiger und herzlicher an sie schloß.

Hat Gustave nicht recht? klang es in ihm auf. Ist hier nicht eine Zukunft? Noch verschleiert, noch zu enthüllen — aber gerade darum um so verheißungsvoller und lohnender dem Leben?

Seine Sinne wurden heißer und wünschten und forderten.

An jungen Kiefern ging es vorbei, in denen die Herbstfäden hingen, still, unbewegt. Doch da die beiden vorüberbrausten, wehten und zuckten sie, wie ein zerrissenes Gespinst.

Hinter den beiden klapperte der Alte her, unermüdlich, hart und treu, die trockene Notwendigkeit, das starre Schicksal —

Aber sie sehen voraus und stürmen wieder in den Buchenwald hinein, im Sonnenlicht fallen die goldenen Blätter über sie her, als wolle ein Glück sie schmücken und segnen. Und in Emmerich leuchtet es auf: Es will sich erfüllen.

Nun ruhen sie aus und lassen die Pferde wieder verschnaufen. Und wie sie so dicht neben ihm reitet, daß ihr Atem ihn streift, da faßt er ihre Hand und nimmt sie an die Lippen. »Schön ist es! Und ich danke Ihnen!«

»Wofür?«

»Daß Sie bei mir sind!«

Und du bleibst bei mir, so spricht es in ihm weiter, du gehörst nun zu mir, und ich will dich besitzen.

Still und klar wie diese milde Sonnenluft war sein Wille und seine Gewißheit.

Als sie aus dem Laubwald herauskamen, auf den Hohlweg, der zum Erlenbruch hinunterführte, trabten sie wieder an. Hier war das Holz zu Ende, da vor ihnen begannen die Felder.

Und nun sahen sie einen andern Reiter, der im Schritt langsam und lässig vorüberstrich, ganz in der Haltung des Gleichgültigen, Unbeschäftigten und Erwartungslosen. Tannhöven war es, auf seinem hochbeinigen Rappen.

Emmerich riß es zusammen. Zorn und Argwohn zuckten durch ihn hin.

»Sehen Sie den dahinten?« fragte er heiser.

»Ja,« antwortete sie gelassen.

Seine Augen forschten: Hast du ihn erwartet? Willst du seine Gesellschaft? Findet ihr euch so öfters zusammen?

Dann fügte sie hinzu: »Wir wollen lieber hier durch die Schonung reiten. Sonst können wir ihn nicht gut vermeiden.«

Wie es in ihm aufjubelte! Ihn vermeiden! Und jetzt, getrieben, gestoßen von all dem, was in ihm wirbelte — Dank dir, du Schleicher, daß du mir den letzten Ansporn gibst! Du mit deinem schielenden Verlangen — wenn sie selber nicht meine Sehnsucht wäre, vor dir hätt' ich sie zu beschützen! Nun sollst du etwas erleben, daß du grün und gelb wirst und dich krümmst in deiner krummen Seele! — Jetzt beugte er den Kopf vor und sah ihr voll und stark ins Auge.

»Magda — Sie sollen nicht so allein sein — und ich, der ich jetzt auch allein bin — Gustave trennt sich von mir — wollen wir beide nicht zusammen den Weg weitergehen?«

Jetzt überlief es sie doch, ein Zittern und Schwanken. Emmerich stockte der Puls. Es ging haarscharf um das Nein und Ja.

Nun sprach sie, leise kam es über ihre Lippen: »Es lohnt nicht, Emmerich —«

»Magda —«

»Für Sie, meine ich. Mir gehört nur noch so wenig von meinem Leben —«

»Ich wäre glücklich, wenn Sie mir das anvertrauten.«

Er neigte sich zu ihr, er wußte, jetzt mußte es geschehen. Er fühlte, daß er sie nur so gewinnen könnte, hier in der freien Gotteswelt, im Waldesweben, zu Pferde, wo sie am meisten losgelöst war von ihrer Versunkenheit, aufgestiegen aus ihrer Gruft, hier, wo das Blut ihr menschlich durch die Adern strömte.

Dringend und heiß strebte er zu ihr hin und zog sie herüber in seine Inbrunst.

Und wieder sagte sie, leiser, willenloser: »Emmerich — was hab' ich denn noch —«

»Geben Sie es mir, und es ist viel! Und Sie machen mich reich. Geben Sie es mir, Magda!«

Da überließ sie sich seinem Vertrauen und seiner Kraft und seinem Schutz.

»Dann — sollen Sie es also haben.«

Verleugne deinen Willen, und du bist bloß noch ein Prätendent deiner Existenz.

Die drei saßen zusammen, Gustave, Magda und Emmerich, in dem schweren, etwas düsteren Kessiner Wohnzimmer. Vor die Fenster wirbelte der Novemberwind den ersten Schnee.

In Gustave hatte der harte Wille, das Schonungslose ihrer Entschlußkraft, sich jetzt, da alles entschieden war und es kein Zurück mehr gab, ganz zu der großen gütigen Unbefangenheit abgeklärt.

Sie war die Wirtin, die Hausmutter, die sorgende, und beriet das junge Paar, nicht anders wie als seine Glücksstifterin.

Die Grausamkeit des Humors, diese Schicksalsgroteske, daß die Braut ihres Gatten bei ihr am Tische saß, milderte sich in ihr zu einer wunschlos sanften schalkhaften Güte, und mehr als einmal fragte sie sich, was wohl solche geistigen Feinschmecker des Daseins wie Stephan Segelmaker sich für Gedankentrüffeln aus diesem pikanten Lebensgericht herausfischen würden.

Magdas Scheu mußte sich erst verlieren, gerade in Gustavens lächelnder Ruhe vermutete sie etwas unheimlich Gebundenes, sie brauchte Emmerich, dessen trotzig unbekümmerter Wille und verliebte Selbstsucht sorglos geradeaus schritten.

Die Empfindungen aber wurden immer mehr von geschäftlichen Dingen niedergehalten, in die Gustave die beiden geflissentlich mit sich zog. Das Wirtschaftliche erwies sich als der sichere Hafen, in dem alle Gefühlswogen verebbten.

Mit kühler Wahrhaftigkeit deckte Gustave die mißlichen Verhältnisse von Udars auf. Sie waren bei den Zahlen, das war etwas, daran man sich halten konnte. Und die Sorge half, weil sie alle Gedanken für sich forderte. Emmerich gab den Trost, daß jetzt bei richtig einheitlicher Verwaltung der beiden Güter die Schwierigkeiten glatt zu überwinden seien. Vor allem habe die Udarser Waldwirtschaft im argen gelegen, hier wolle er jetzt zuerst seine Kraft ansetzen. Schon morgen werde er in dem Grenzrevier, das seit Jahrzehnten keinen Axtschlag gehört habe, mit der Durchforstung beginnen.

Seine Arbeitslust hob ihn vollends über alles Peinliche, Hemmende und Trübende. Er entwickelte regsam seine Pläne.

Gustave hörte ihm aufmerksam zu, teilnahmsvoll, fast mit einem Gefühl der Befriedigung. Magda aber ließ gutwillig diese zugreifende Hand an ihrer wirtschaftlichen Gleichgültigkeit rütteln. Und sie alle waren der Arbeit dankbar, daß sie ihnen über die Empfindungen half.

Emmerich brachte Magda auf den Weg, Gustave sah ihnen durchs Fenster nach. »Da schreitet das junge neue Leben, die Zukunft,« sagte sie sich her. »Du hast im Vergangenen jetzt deinen Ruhesitz.«

Sie legte die Stirn an die kühle Fensterscheibe und betonte und bekräftigte sich die Ruhe aus schmerzlich tiefem Grunde.

Die beiden gingen durch den Park. Dahinter sollte der Wagen, der vorausfuhr, Magda aufnehmen und heimbringen.

Die Luft war noch immer voll dünnen, wirbelnden Schnees. Er knisterte in den welken, zuckenden Blättern, die spärlich noch an den Bäumen hingen. Ein unstetes Klagen irrte durch die Welt.

Sie nahm seinen Arm, doch zog er sie nicht an sich, es war, als spürten sie die Augen der Frau, die mit ihnen wanderten.

Dann lehnte er sich auf gegen diese Zwangsempfindung, und er sprach geflissentlich mit sachlicher Bestimmtheit von dem, was noch an Förmlichkeiten vor ihrer beider Trauung zu erledigen war.

»In diesem Monat wird die Scheidung vollzogen,« sagte er geschäftsmäßig. »Da kann also im nächsten die Hochzeit sein. Willst du einen besonderen Tag?«

»Nein, nein. Du sollst alles bestimmen.« Sie neigte den Kopf. Das Hingebende ihrer Haltung bewegte ihn, sein Arm schmiegte sich um ihre Hand, all seine Zärtlichkeit strömte über sie hin.

Das Schneegerinnsel rieselte auf sie herab, durch sie beide ging die Sehnsucht: es hätte Frühling sein müssen! Die ersten Veilchen im Hag —!

Sie hatten den Park durchschritten, um ihre Füße das raschelnde Laub. An der Pforte hielt der Udarser Wagen.

Emmerich hob sie hinein, zog ihre Hand an seine Lippen, dann auch die andre zu heißerem Kuß. Er schloß die Tür und winkte dem Kutscher. Schnell trabten die Pferde nach Hause.

Fröstelnd zog Magda den Mantel um sich. Dichter und schwerer wurden draußen die Flocken.

Der Schnee — Schnee hatte damals die Todesbotschaft zu ihr getragen. Wie lange war es her? Keine zwei Jahre.

Die Botschaft vom Tode des Geliebten — des immer und immer Geliebten! Faltend preßte sie die Hände wie um eine Habe, die sie nie verlieren konnte, nie verlieren durfte.



Und jetzt — das fordernde Leben — sie schloß die Augen und schloß ihr Denken und saß in einer stillen Furchtsamkeit.

Emmerich sah und sann ihr nach. Noch hab' ich dich nicht, noch hab' ich das, was war, zu überwinden. Aber wenn ich dich gleich hätte, leichter und ohne Kampf, es wäre mir nicht recht! Und ich brauche diese wachsende Inbrunst, sie hält mich gespannt, sie macht mich straff und fest gegen die Weichmütigkeit des drohenden Abschieds.

Weichmütigkeit — wenn ich vor etwas Angst habe, ist es dies!

Und jetzt fing das Gefühlsbequeme an, das ihm im Blute lag, bittere Fragen zu stellen.

Warum mußte sein, gerade sein Leben, das die geraden Linien liebte, in solch einen Schnörkel geschlungen werden?

Und wieder stieg es wie ein Groll in ihm auf, da er vor sein Haus trat, einst die Heimstätte eines geruhigen Daseins, die ihn jetzt in eine fiebernde Zukunft hinausstieß...

Emmerich wollte jetzt nicht mit Gustave zusammensein, er redete sich vor, daß er es mehr ihretwegen als seinetwegen vermiede.

Auf dem Wirtschaftshof gab er Befehl, daß angespannt würde. Dann ging er hinein zu Gustave und sagte ihr, daß er nach Seehagen wollte, des Holzhandels wegen und auch zu andern Geschäften.

Nun blieb sie wieder allein, und sie war diesen einsamen Stunden nicht einmal gram.

So in der Stille konnte sie Haus und Hof am besten Lebewohl sagen.

Bei Stephan Segelmaker traf Emmerich, da es auf den Abend zuging, laute Gesellschaft. Fast die ganze Tafelrunde hatte sich zusammengefunden. Auch Reggun und Tannhöven, die in Geldgeschäften hier waren, saßen in dem Kreise.

Die Verfassungsfrage erhitzte die Geister. Sporleder war der Demokrat. Er krümmte sich zornig und verlangte Einlösung des Königswortes.

»Auch Könige können sich irren,« krächzte Reggun, der die dritte Flasche Rotspon anbrach. In feudalen Dingen verstand er keinen Spaß. »Hardenberg hat ihn mal wieder aufs Glatteis geführt. Was kann der auch anders und tut der auch sonst!« So sprach der alte Haß der kurmärkischen Ritterschaft.

Segelmaker redete gründlicher und bedacht. »Offenbar ist der ganze Entwurf noch nicht fertig. Und solange der Regierung sich die Begriffe ‚Volksvertretung' und ‚Stände' durcheinandermischen —!«

»Die Stände« — Reggun plusterte sich auf — »die Stände sind natürlich die Volksvertretung! Was denn anders!« Er goß zornig ein neues Glas hinunter.

»Und da jeder zu einem Stande gehört,« bemerkte Tannhöven trocken, »ist denn auch jeder am Staatsleben beteiligt.«

Hinter seinem gleichgültigen Ton spukte die Ironie, die am Hetzen und Schüren sich kitzelte.

Sporleder biß denn auch gleich darauf. »Am Staatsleben beteiligt — sehr gut. Natürlich gehört unsereiner auch zu einem Stande — zu dem ‚kontribualen Stande', wie dessen höchst kostbarer Name lautet. Und als solch ein Staatsgenosse bin ich am Staatsleben allerdings sehr beteiligt. Indem ich die Steuern zu zahlen habe. Wozu sich außerdem der Vorzug gänzlicher Schweigsamkeit gesellt.«

»Nun sehen Sie,« hakte Tannhöven wieder ein, »und jetzt denken Sie einmal an die geplagten Herren auf dem Kreistage! Die Reden halten und Reden hören müssen.«

Dies war selbst für Reggun deutlich genug. Mit seinen rotläufigen Augen glotzte und zwinkerte er wütend zu dem Hausgenossen hinüber.

»Wollen Sie hier Witze machen? Das ist bei Ihnen Neid, mein Lieber! Und wenn Sie wirklich in unsern Landkreis hineinheiraten sollten, wozu Sie ja offenbar alle Anstalten treffen, in unsern Kreisausschuß jedenfalls kommen Sie nun und nimmermehr!«

Zwischen Tannhövens Brauen zuckte es. Er war peinlich berührt, und es kochte in ihm. Reggun aber freute sich spitzbübisch, daß er ihm eins versetzt hatte.

Emmerich war bei den Worten »in unsern Landkreis hineinheiraten« sehr hellhörig geworden. Das konnte nur das eine bedeuten. Und er betrachtete sich den ahnungslosen Nebenbuhler mit zornig fröhlichem Schmunzeln.

Niemand auf der Welt wußte bis heute etwas von dem, was zwischen ihnen dreien, zwischen Gustave, Magda und ihm sich abspielte. Pastor Schlosser war von der laufenden Scheidung, die durch seine Hände ging, unterrichtet, sie war sein Amtsgeheim-



nis — von dem Verlöbnis mit Magda wußte er noch nichts.

Und Emmerich freute sich geradezu jungenhaft darauf, wie er einmal den Blitz dieser Neuigkeit in die verwunderte Welt schleudern würde! Ob das die frostige Überlegenheit in Tannhövens Gesicht nicht doch ein wenig verschieben und verbiegen könnte —?

Er nahm Segelmaker beiseite, der Geld beschaffen und bei dem Holzverkauf vermitteln sollte. Daß Stephan mit schwärmender Andacht zu Magda aufsah, war ihm wohlbekannt. Keiner würde so bereitwillig helfen, die Udarser Verhältnisse ins Gleichgewicht zu bringen.

»Was sagen Sie, Herr von Kessin? Wenn man es nicht schon geahnt hätte, nun hat Herr von Reggun es verraten.«

»Was?« fragte Emmerich, der sich zu verstecken beliebte.

»Nun, daß Herr von Tannhöven Absichten auf Udars hat.«

»Also auf die Herrin von Udars.«

»Ja. Eine Blasphemie!« Das Wort brannte, und es ging in seinen Augen ein Feuerschein auf, der aus der leidenschaftlichsten Idee hervorbrach.

Emmerich blickte zuerst ratlos drein, fast verwirrt. Dann war er gleich der Sieger und Besitzer.

»Was dieser Herr möchte, ist seine Privatangelegenheit.«

»Er ist einer von denen, die nicht locker lassen. Einer, der seine Macht kennt und mehr Künste versteht als andre.«

»Ob die bei Frau von Udars verfangen!?«

»Nein, nein — niemals! Sonst ging ja die Welt in Stücke! Das heißt« — nun nahm Stephan, den Phantasten, Segelmaker, der Skeptiker, bei den Ohren und zog ihn heftig nach unten — »wie oft ist sie schon in Stücke gegangen. Von den kleinsten Händen zu Trümmer geschlagen. Und ist doch immer ganz geblieben.« In müdem Verzicht und bitterer Erkenntnis klang es aus.

Emmerich blickte geradeaus in diese so beargwöhnte Welt, die er für seine Person jetzt am wenigsten Anlaß hatte sich zu zergrübeln. Und ruhig erklärte er von oben: »Dann wird vielleicht ein andrer Mann sie schützen gegen solche — Zauberkräfte.«

Stephan starrte ihm in die Augen. Und sein Kultus, der nun einmal zum offenen Bekenntnis drängte, zog an dem Glockenseil.

»Ein andrer Mann — aber verehrtester Herr von Kessin, das ist ja doch — und ich dachte, Sie würden mich verstehen. Wie darf Frau von Udars sich wieder vermählen!«

»Darf — ja warum darf sie nicht?«

»Welcher Mann es auch sei, sie darf den Witwenschleier nicht ablegen! Sie darf nicht sein wie all die andern Frauen! Sie darf nicht vergessen, darf nicht untreu sein!«

»Untreu —«

»Hat sie nicht eine Mission? Ist sie nicht wie ein Sinnbild unter uns? Ein Symbol der Treue. Hat sie uns Frauenkennern und Weiberverächtern nicht allen eine andre Weltanschauung aufgetan? Eine neue Anschauung vom Weibe? Und dies Heiligenbild soll uns gestürzt und entweiht werden?«

Sprachlos stand Emmerich vor der lauten Heftigkeit solchen Glaubensbekenntnisses, hilflos in dem Wirbel seiner Empfindungen, die sich nicht verraten durften.

»Übrigens« — nun kam Stephan Segelmaker in ruhigeres Fahrwasser — »Mut müßte der Mann ja haben, der sein Leben mit ihrem verbindet!«

»Mut? Warum?«

»Weil er sie niemals besitzen würde.«

Emmerich geriet in Zorn. Wie durfte die Gedanken- und Vorstellungswelt von diesem entgleisten Pfaffen, nunmehr Bierwirt und Quartalssäufer, so ekstatisch und zudringlich zugleich mit Magda sich beschäftigen? Und dazu schweigen müssen!

Nur noch tiefer saß ihm sein Geheimnis, um so behüteter vor diesem hier, der — und sei es unbewußt — wie ein Vertrauter sich gebärdete, in den plumpen Ausbrüchen seines Schwarmgeistes.

Aber es trieb ihn fort. Er konnte mit diesem Manne über geschäftliche Dinge, die Udars angingen, sich sowieso nicht mehr beraten.

»Ich muß jetzt gehen,« sagte er in beherrschtem Ton. »Es ist mir zu spät geworden. Das andre hat Zeit.«

Emmerich verabschiedete sich von den Herren im Gastzimmer und ging zum Pastor Schlosser. Er wollte jetzt das Aufgebot bestellen.

Der Gang war nicht angenehm. Aber gerade jetzt befand er sich dafür in der geeigneten Verfassung. Ingrimm und Trotz,



so sagte er sich selbst, machten ihn gegen alle zu erwartenden »theologischen Taktlosigkeiten« gefeit.

Aber der alte Seelsorger trat ihm nicht zu nahe. Er jammerte nicht hinter das Abgeschlossene her, das Zukunftsfrohe kehrte er heraus und wünschte Glück mit ehrlichen Augen.

In seinen Abschiedsworten aber, da er sagte: »Darf ich Sie bitten, mich ganz besonders herzlich Frau von Kessin zu empfehlen« — hierin spürte Emmerichs gereizter Sinn nun doch so etwas wie eine ausgesprochene Parteinahme.

Dieses Wort »ganz besonders« geleitete ihn auf seinem Heimweg und ließ ihn nicht los. Und daß es ihn nicht loslassen wollte, beschäftigte ihn erst recht.

Er schüttelte sich unwirsch. »Bin ich denn ein Silbenstecher geworden?«

Und nun machte er sich klar, wie schon diese erste lose und zarte Berührung mit der Öffentlichkeit ihn reizte und erregte. Was aber stand ihm nicht alles noch bevor!

Was für einen Gesprächsstoff würde er abgeben mit Magda und Gustave! Was würden die Mäuler klatschen, wie die Augen sich aufreißen und die Finger weisen! Was würde räsoniert werden und auch philosophiert, ja — immer wieder kam ihm dieser sprithaltige Seelenkünstler, der Segelmaker, ins Gehege! Ein Orakelmann. Der einfach so was wie Unheil prophezeite.

Und Tannhöven erschien am Horizont — in mystisch magischer Beleuchtung. Würde er diesen Geist völlig gebannt haben mit der Eheschließung? Gab es etwas, wovor dessen lauernde Raubgier, dessen Wirkungslüsternheit und Habsucht haltmachte? Würde nicht gerade durch die Wiedervermählung Magda auch für ihn von ihrer Entrücktheit herabgestiegen, ihm menschlich nähergekommen sein — menschlich und weiblich?

Mit einem Donnerwetter fuhr er in diesen Teufelsspuk seiner Gedanken, die dem heillosesten Spintisieren verfallen waren. Wann hatten sie bisher solchen Irrlichtertanz aufgeführt?

War er wirklich und wahrhaftig aus der Bahn geschleudert?

Gequält langte er zu Hause an und war nicht abgeneigt, in Gustave die Ursache seiner Qual zu sehen und sie das entgelten zu lassen.

Gustave kam ihm entgegen. Er suchte fast böswillig in ihrem Gehabe nach neuem Anlaß zur Erbitterung. Aber eine so gute Klarheit, eine so freudig starke Sicherheit nahm ihn auf, daß er tiefatmend in ihr ausruhte und selbst seine helle Zuversicht wiedergewann.

Sie wollte ja, was er wollte; so standen sie auf festem Boden. Sie war es doch, die dieses neue Leben geschaffen hatte! Mit ihren starken, reinen Händen. Alles Mißtrauen fiel von ihm ab, alles Kleinliche, Sorgende und Nachspürende. Sie waren zusammen in dem großen Empfinden einer freien, hilfreichen Freundschaft.

Und in dieser erklärten, offenen und ehrlichen Gemeinsamkeit blieben sie, in diesem Schutzbündnis, das nicht fragte, nicht nach Vergangenem, nicht nach Erinnerungen, das vorwärtsblickte und nichts wollte als fördern.

Von diesen letzten Stunden ihres Beisammenseins trugen sie beide einen stillen, treuen Glanz in ihr neues Leben.

Gustave hielt auch allen Weichmut gebannt, als sie Abschied nahm. Durch die Ställe ging sie noch einmal, ganz amtlich, ganz die Herrin, ordnend, lobend und verweisend.

Ein Kuhfütterer war da, ein schnurriger, in sich versunkener alter Knabe, den sie gut leiden konnte. Er hatte seine besonderen Lieblinge unter seinen Pflegebefohlenen, mit denen er sich ganz menschlich und beredt unterhielt. Sonst trottete er fast stumm durchs Leben. Für diese seine Günstlinge stahl er zusammen, was er irgendwie an Futter erhaschen konnte, verschmitzt wie der gewiegteste alte Gauner — sehr zum Nachteil und Ärger der andern Knechte. Sie waren alle gegen ihn verschworen, und doch ließ er sich niemals ertappen. Diese listigen Schleichwege waren die Freude seines Lebens.

Er stand neben einem kleinen, unscheinbaren und wenig leistungsfähigen Tier — seine Neigung, und gerade das nahm Gustave ihm gut, sah nicht auf Glanz und Schöne, sondern auf Bedürftigkeit. Gerade diese Kuh sollte längst ausrangiert werden. Durch seine spitzbübische Mastkur erreichte er, daß sie einigermaßen sich behauptete und ihm nicht genommen wurde. Sie hatte mehr Heu in der Raufe als die andern.

Gustave drohte ihm mit dem Finger: »Alter Gauner! Bis sie dich mal an den Galgen kriegen!«

Er schielte erst zu der Kuh, dann zu der Herrin hinüber, rieb sich die Nase mit dem Handrücken und duckte murmelnd den Kopf in den Rockkragen. Gustavens Lächeln schenkte ihm die Antwort. In seiner Abteilung sah es am besten aus. Daß ihn die Herrin nicht mit weiterem Verfahren quälte, war sein Lohn.

Im Pferdestall gab es ein Donnerwetter. Die Geschirr- und Sattelkammer war nicht gehörig aufgeräumt. Aber wie sie sich so ins Zeug legte, trat es ihr ins Bewußtsein: Ich schelte hier und habe doch eigentlich nichts mehr zu sagen.

Mit diesem gedämpften Gefühl ging sie noch einmal ins Dorf zu ihren Kranken. Denen würde sie fehlen, das wußte sie.

Hier sagte sie auch wirklich Lebewohl. Daß sie verreisen müsse, erzählte sie.

»Auf lange Zeit?« wurde bang gefragt.

»Ja, auf lange Zeit.«

Hier sah sie auch Tränen. Von denen stahl sich nun doch ein eigner Schimmer ihr ins Gemüt, und die große Not der Trennung rührte sie an.

Bei ihrem Freund Holthoff aber, dem Lehrer, fand sie ein leuchtendes Augenpaar.

Er hatte es jetzt gewagt, hatte um die zierliche, tanzfrohe Alwine Vorbrodt angehalten und ihr freudiges Jawort bekommen.

»Nun sehen Sie, Holthoff! Ist das gut!« Sie drückte ihm fest die Hand. »Glück und Segen!«

Und dann fragte sie nach ihrem Schützling Fritz Klöpper. »Ist er immer noch Ihr Klassenerster?«

»Ja, gnädige Frau. Obwohl sie ihm das Leben sehr sauer gemacht haben. Er verzagte und wollte selbst nicht mehr, ich hab' ihm aber den Nacken gesteift.«

»Das ist recht!«

Diesen erfrischenden Ausklang ihres Dorfbesuches hielt sie fest. —

Am nächsten Morgen geschah es dann, daß sie von Emmerich Abschied nahm. Sie war still und fest, der starke Ernst ihres Lebens und Wollens trug sie, aber ihr Gleichmut lächelte doch unter Schmerzen.

Emmerich aber war gedrückt und gequält von der Wucht des Geschehens, gepeinigt von dem Ereignis, gereizt, gestört, ja gekränkt und wund von der harten Tat. Schwer wurde es ihm, seiner Unruhe Herr zu bleiben.

Sie sprachen Wirtschaftliches — natürlich — aus Schutzbedürfnis, auch jetzt wieder und zu guter Letzt. Das litt ihn nicht länger.

Er umpreßte die Schläfen mit Daumen und Finger und stieß heraus: »Weißt du, wie es mir ist? Als ob dies alles ein Spiel wäre! Als wären wir unsre eignen Zuschauer — ja, so ist es mir jetzt!«

Gustave sah ihn an, ein Schreck ging durch sie hin, eine Angst, eine Lockung — ein schönes Traumgefühl wollte sie beirren.

Aber sie blieb stark und sich treu. »Wollen wir denn wieder ganz von vorn anfangen?« Sie mußte sich nun einmal wahren, und ihr Ton wurde rauh und brüchig.

Das brachte ihn zur Besinnung. »Nein, nein!« erwiderte er kurz. »Aber daß das Leben eine Komödie ist« — er suchte sein Heil in einem philosophischen Lachen —, »wer will das noch leugnen!«

Er sprang auf und ging durchs Zimmer. »Das *eine* ist ja erfreulich« — die ganze Bitternis mußte herbei und ihm helfen —, »wie gelassen du deine Straße ziehst!«

»Emmerich!«

»Ja, ja — wir haben alles überlegt. Und sind entschlossen — fest entschlossen. Alle beide. Ich wie du —«

»Und wollen uns doch helfen. Immer helfen!«

»Helfen — ob wir das tun? Ob es mir hilft — wenn ich dich nicht mehr hier habe —«

Darin lebte etwas, ein Klang, ein Ruf aus der Welt, die einst ihr eigen war. Wie mußte sie an sich halten!

Und alles drängte in diesen letzten Minuten zusammen, das ganze Leben, die Zukunft, über allem die Frage: Wird er glücklich werden? Ist alles so vorgesorgt und bedacht, wie es sein müßte? Haben sie beide nicht zu eigenwillig über Magda verfügt? Ist hier nicht ein Dunkles, ein Drohendes? Das gefährlich werden muß, wenn Emmerich die Zuversicht verliert?

Nur durch sie ist Magda zu gewinnen. Und jetzt dieses Schwankende in seinem Ton, das nach ihrem Beistand ausblickt —

Ihr Junge — der sie braucht — immer noch — den sie nicht allein lassen darf —

Das Herz stockt ihr. Dann aber reckt sie



den Kopf hoch und findet sich wieder. Sie steht auf, tritt vor ihn hin und legt die Hände auf seine Schultern.

»Emmerich! Junge! Nun nimmst du Magda, die du liebhast! Nimmst sie in starke Arme! Und schaffst ihr ein neues Leben. Ihr und dir auch. Und gesegnet soll euer Leben sein. Darauf kommt es an. Und dafür geschieht nun, was jetzt geschehen muß. Leb wohl!«

Sie zog ihn an sich und küßte ihn und küßte ihn noch einmal.

Dann nahm sie gleich wieder das Wort, da er schweigend in sein Gefühl sich vergrub: »Wir werden oft von uns hören lassen. Und halten immer zueinander. Wie kann es auch anders sein!«

Er wollte ein Stück mit ihr fahren.

»Nein,« bat sie ihn. »Jetzt mußt du mich allein lassen. Ich sage auf Wiedersehen, Emmerich!«

»Das sag' ich auch! Herrgott noch mal — wir beide können doch nicht füreinander gestorben und verdorben sein!«

Er umschlang sie und preßte seine Lippen auf ihr Haar, ihre Augen, ihren Mund. Sie riß sich los und ging, auf der Diele stand das Gesinde. Man half ihr in den Mantel. Sie erteilte noch Anweisungen für die nächsten Tage. Emmerich begleitete sie zum Wagen und half ihr hinein. Noch einen Handkuß — die Pferde zogen an.

Gustave verließ Kessin, die Stätte ihrer Arbeit, ihres Glücks und der schmerzhaft stolzen und freien Erfüllung ihres Lebens.

Sie faltete die Hände und dankte ihrer Kraft, daß sie ihr treu geblieben war.

Draußen zogen die Novembernebel, die traurig vertrauten. Die Felder ringsum, die sie liebte, verbargen und entzogen sich ihrem Abschied.

Es stieg ihr in die Kehle, sie schluckte es hernieder und murmelte wie beschwörend vor sich hin: »Es mußte sein, und ich tat Gutes.«

Die Gespenster huschten herein, trotz der Beschwörung, Zukunftsbilder, an denen Sorge und Angst schufen — Emmerich, wenn du ihrer nicht Herr wirst, ihrer und ihrer Geisterwelt und ihrer Lebensflucht — wenn so deines eignen Lebens Ordnung und Gefüge zerrüttet wird —!

Und dazu der Klang seiner letzten Worte, der bedürftige, hilfesuchende, der ihr im Ohr blieb und im Herzen. Verlierst du deine eigne Sicherheit, mein Junge, dann wehe dir!

Aber du wirst sie wiederfinden — ja, ja! — Magda selbst wird sie dir zurückgeben. Sie wird dich immer mehr liebgewinnen — wie kann es auch anders sein, so wie du bist! Und ihr werdet eurer Jugend euch freuen.

Schmerzlich durchzuckte es sie.

Wenn dann dein Schoß gesegnet wird, Magda — und er wird gesegnet werden —, so habt ihr in den Kindern die Vollendung, die ihr braucht. Vollendet ist dann auch mein Werk!

Und der Schmerz trug sie zur Höhe.

So saß sie eine Weile in geklärter Ruhe.

Die Fahrt ging bergauf. Langsam, im Schritt zogen die Pferde. Sie sah durch das Fenster. Dort an der Wegscheide stand eine alte Buche, mit tiefen Ästen — wie war sie ihr wohlbekannt! Hier hatte sie mit Emmerich gesessen, da ihre Liebe jung war, an einem frohlockenden Sommerabend, rot der Himmel und rot die Felder vom Mohn. Sie waren sich in die Arme gesunken und hatten sich liebgehabt, ganz töricht, selig, vergessen — wie Knecht und Magd, wie die Heimlosen, die glücklich Heimlichen und Verstohlenen — —

Mit kahlen Zweigen, düster, hart und wie drohend stand der Baum da; eine Krähe saß im Gipfel und schrie, das klang wie scheltender Hohn.

Nun war es doch um Gustavens Gleichmut geschehen. Sie schloß die zuckenden Wimpern und weinte bitterlich.

Von tausend fremden Wünschen ist die Welt
Um dich bevölkert — der verstoh'enste
Als dunkle Kraft kann in dein Schicksal wirken.

Es litt Emmerich nicht zu Hause. Er nahm seine Büchse und ging in den Wald. Der neue Schnee, des Wildes »Leid und Weh«, des Jägers Leithund und Berater, sollte ihm die Hirschfährten zeigen. Er wollte nach dem Belauf, ein hirschgerechter Hüter, seinen Revierbestand abschätzen.

Wenn ihn dann noch die Spur zu einem Sauenkessel führte, daß er einem Schwarzkittel eins aufbrennen könnte, um so besser. Das Rackerzeug wollte überhandnehmen. Wind hatte sich aufgemacht, das Anschleichen konnte gelingen. Und ihm war nach Gefahr zumut.

Er stellte mehr geringe und kümmernde Hirsche fest, als er erwartet hatte. Mindestens vier mußten abgeschossen werden, damit das richtige Verhältnis zum Mutterwilde sich ergab.

Hier, wo die Kiefernschonung zu dem Erlenbruch sich herniedersenkte, war richtig Schwarzwild über den Weg gezogen.

Die grobe Rotte hatte in der Schonung ihr Versteck, da kesselte sie im Schneedaunenbett, oder sie suhlte sich in dem Bruch. Von dieser Seite konnte er sich nicht anpirschen. Der Wind war günstig, aber das Gehölz war zu dicht.

Deshalb ging er herum, den Buchenhang hinunter und kam so an den Erlenbusch.

Er hatte Glück. Da er spähend langsam sich vorwärtstastete, sah er dahinten in einer kleinen Mulde zwischen den Kiefern und den Erlen was Dunkles sich rühren auf dem weißen Grund.

Vorsicht! Die Schwarzkittel wittern gut.

Die Büchse schußbereit, schleicht er näher — eine Kiefer deckt ihn —, er kann das Rudel fast ganz überblicken — Bachen, Frischlinge, Überläufer und Hosenflicker und da — heilo! — eine grobe Sau! Der alte Keiler, der sich zur Hochzeit eingefunden hat.

Ihm gilt das Blei. Doch wie der Schütze anlegt, hofft der alte Bursche auf, schon ist alles in Bewegung — Schuß — die Rotte rumpelt und poltert ins Dickicht hinein — aber das Hauptschwein ist getroffen — der Alte kommt nicht mit — jetzt macht er eine Wendung zu dem Jäger, der eine zweite Kugel für ihn hat — sicht ihn — sträubt die Borsten — strafft alles, was noch an Leben in ihm ist — und stürzt ihm entgegen mit schäumenden Gewehren —

Da schlägt ihm die zweite Kugel ins Hirn — ein kurzes Grunzen —, er liegt und streckt alle viere.

Emmerich atmete hoch, es pochte ihm in den Adern. So etwas brauchte er, gerade für den heutigen Tag.

Gestählt und gestärkt, nach all dem seelischen Wirrwarr der letzten Zeit, ging er jetzt nach Ubars zu Magda.

Er wurde unschwer fertig mit ärgerlichen Gedanken, die auf dem Wege ihm kamen: elender Formkram war es, aber er mußte erledigt werden, den getreuen Nachbarn zuliebe.

Man hatte früher schon darüber geredet, daß sie, die junge Witwe, ganz allein, ohne Ehrendame lebte. Jetzt, wo er sie als seine Verlobte täglich besuchen würde, war solch ein Hausrat natürlich nicht zu entbehren.

Er sprach darüber gleich mit Magda. Sie schüttelte leise den Kopf, wie über etwas Wesenloses, dann besann sie sich auf ihre gute Erziehung und die Formen der Welt.

»Tante Ewaldine soll kommen. Sie ist freilich taub und legt sich den ganzen Tag Patience —«

»Um so besser!« sagte er fröhlich.

Und Tante Ewaldine kam, sie selbst noch mehr zerknittert und verschlissen als ihr altes Seidenkleid, fast körperlos, ein Verschollenes, Unwirkliches. Sie verließ beinah niemals ihr Zimmer, aber sie war da.

Als Magda und Emmerich über den neuen gemeinsamen Haushalt sprachen, gab es ein großes Befremden.

»Du sollst dir dann das blaue Zimmer in Kessin ganz nach deinem Gefallen einrichten,« sagte er.

»In Kessin — ja, aber ich werde doch hier wohnen bleiben,« meinte sie ahnungslos.

Er riß verwundert die Augen auf. »Wie denkst du dir das? Als meine Frau? Ja, soll ich dann vielleicht Gast bei dir sein?«

In ihr rüstete sich, da das neue Leben jetzt klar, scharf und fordernd vor sie hintrat, ein inniger Widerstand. »Du weißt, was dies alles für mich bedeutet,« sprach sie leise, aber fest.

»Ja, aber ich hoffe denn doch, daß auch Kessin etwas für dich bedeuten wird. Und dies alles bleibt dir ja. Du kannst natürlich hiersein, sooft du willst. Mag es ein Wallfahrtsort für dich werden, ich habe nichts dagegen.«

Emmerich sprach ohne Erregung, und er dachte sich nichts Schlimmes bei diesem Wort. Aber es hatte nun einmal etwas Gesteigertes. War eine Bitterkeit darin, so fragte sich Magdas feines Gehör, eine Klage oder gar ein Hohn?

Sie wollte sich dagegen wehren, aber das Wort hämmerte sich ihr in den Sinn und blieb schmerzend in ihrem Bewußtsein. Die Wunde, die ihr Leben trug, die nicht heilen wollte und konnte, die sie sich selber mit immer größerer Empfindlichkeit umgab, daß niemand daran rühre — nun war an sie gerührt worden.



Dann aber, wenn sie sah, mit welcher Zartheit Emmerich alles von ihr fernhielt, was ihr weh tun konnte, die ganze neugierig zudringliche Öffentlichkeit, das Fragen und Forschen und Flüstern der Leute, dann zog es sie wieder ganz nahe zu ihm hin.

Und da sie eng beieinander waren, Schicksalsgenossen, ganz auf sich selber angewiesen, konnte auch er die Welt da draußen verschmähen, so fest und wurzelecht seine ganze Art im Leben stand.

Sie fühlte es wohl, wie er ihr Opfer über Opfer brachte. In stiller Stunde konnte sie dann seine Hand nehmen und sie streicheln, daß es in heißen Wellen ihn durchbrauste. Und der Jubel stieg in ihm auf: sie kommt — näher und näher — sie wird mein eigen werden! Nur nicht durch stürzende Leidenschaft sie verstören.

»Nun sperrst du dich mit mir ein,« so sprach sie zu ihm, »du, der du so froh und gesellig bist!«

»Sind wir beide nicht Gesellen und gesellig miteinander?« Seine Worte spreizten sich, daß die Empfindung nicht laut werde.

»Ich weiß, du leidest darunter, daß du wie in einem Versteck sitzest — und wenn du zornig bist auf die andern, ein Teil deines Unmuts gilt dir selbst und darum auch mir!«

»Aber Magda —«

»Ja, weil dein offener Sinn nun mal jeder Zurückgezogenheit widerstrebt, als stecke in ihr das schlechte Gewissen!«

»Liebes Kind, fängst du jetzt auch an! Werden die Seelen jetzt auch von dir auf den Seziertisch geschleift? Ich habe gerade genug davon! Wir sind jetzt beieinander und bleiben beieinander und haben uns ein Leben aufzubauen. Gewühlt wird jetzt nicht mehr.«

An diesem Sonntag sollten sie in der Kirche zum erstenmal aufgeboten werden. Wie ein Lauffeuer würde es durchs Land gehen! Mochte es! Was galt es ihm — was galt es ihnen!

Einige wenige Anzeigen, damit dem Allernotwendigsten, der Form Genüge geschehe, würden zu gleicher Zeit in Händen der nächsten Nachbarn und der entfernten Verwandten sein. Besuche machten sie nicht.

Die Ankündigung von der Kanzel bewegte in der Tat aufs lebhafteste die Gemüter. Denjenigen, die sich gegen das Verletzende einer so plötzlichen Überraschung zu schützen hatten, war natürlich längst so etwas bewußt gewesen. So setzten allmählich alle geheimnisvoll wichtige Mienen auf, und schließlich war die Neuigkeit eine alte, längst bekannte Geschichte.

Derjenige, den sie bis ins innerste Gehäuse erschütterte, war Stephan Segelmaker. Er machte sich und den andern nichts vor. Ihm nützte auch all seine Lebensklugheit nichts, nicht seine »dicke Seelenschwarte«, auf die er sich etwas zugute tat, weil er sie nicht besaß, und nicht sein Hohn.

Ihm war ehrlich ein Licht erloschen, ein reines Götterbild war ihm in den Staub geworfen. Wieder eine Andacht weniger — so klagte er aufrichtig. Vielleicht die letzte!

Und es geschah, was geschehen mußte: er verreiste. Diesmal auf längere Zeit als auf seine drei Tage. Der fünfte brach an. Der Bolzen wußte sich vor Angst nicht mehr zu lassen und war im Begriff, das Ungeheuerliche zu tun, in das verbotene Land einzudringen.

Da, im letzten Augenblick, kam er wieder ans Licht. Nicht wie sonst, gerade, unbekümmert, erhobenen Hauptes und lebenshungrig. Heute das erste Mal gedrückt und beschwert, noch schlaftrunken und unwillig im Erwachen.

Er schüttelte den schlecht gekämmten Kopf, hockte sich auf einen Stuhl und deckte fröstelnd die Knie mit den Rockschößen.

»Butterfaß, jetzt ist es nicht mehr schön auf dieser Oberwelt,« so klagte er. »Nun hat sie auch ihr letztes Heiligtum verloren. Nun gibt es bloß noch die Verfassungsfrage, schlechte Predigten, Bevölkerungsstatistik, Demagogenverfolgungen und neue Spiritussteuern.«

Der Bolzen blinzelte pfiffig zu ihm hinunter: »Herr Segelmaker, soll ich den neuen Lachsschinken anschneiden?«

»Nein!«

»Oder die Trüffelleberwurst?«

»Nein! — Das heißt, jetzt ist ja alles egal. In dieser entgötterten Welt ist alles ganz egal. Schneid' den Lachsschinken u n d die Trüffelleberwurst an.« — —

Zu Anfang Dezember war die Hochzeit. Emmerich hatte alles aufs zarteste vorbereitet, alle seine Wünsche waren in Magdas schweigsamen, aber um so tieferen Willen gestellt, der ihm alles überlassen durfte.

Die Trauung konnte nicht in Ubars sein,



in den Räumen, wo das Einst die Herrschaft führte, wo alles Erinnerung war. In die Kirche hätte die Feierlichkeit eine Menge lästiger Zuschauer gezogen. So wurde also abgemacht, daß Pastor Schlosser in seiner Wohnung die Eheschließung vollziehen sollte.

Zeugen und die einzigen Hochzeitsgäste waren Tante Ewaldine, Freifrau von Borngräwe, und der alte Graf Wolfstetten, der auf dem nahen Schloß Kostenitz inmitten einer berühmten Porzellansammlung seine Tage beschloß.

Magda war mit Emmerich zufrieden. Sie fuhren nach Seehagen zur Trauung, die alten Herrschaften zusammen in einer Kutsche mit dem jungen Paar.

Erzählungen des Grafen aus seiner Jugendzeit wurden willkommen geheißen. Er war ein Plauderer der alten Schule, er streute Anekdoten ein, jede hatte ihre Pointe, feingeschliffen, und bei jeder Pointe schnellte er mit dem Zeigefinger ein Stäubchen von der Spitzenmanschette.

So wurden die beiden vor allzu tiefem Sichversenken bewahrt, und die Fahrt verging schnell.

Im Pfarrhaus war alles festlich zugerüstet. Das alte einstöckige Gebäude mit dem Giebel nach vorn hatte sich schmuck gemacht, eine blendend weiße Schneehaube hatte sein Dach sich aufgestülpt.

Als sie ausstiegen, flammte der Nachmittagssonnenschein in den Scheiben des Giebels. »Ein Leuchtfeuer zum Hafen des Glückes,« sagte sinnig der alte Herr. Tannenreiser schmückten die Diele, in der besten Stube aber war alles mit frischen Blumen besteckt. Emmerich hatte sie aus Berlin kommen lassen, sie hatten ein kleines Vermögen gekostet und fanden bei Magda kaum die Beachtung, die sie verdient hätten.

Mit dem Blumenduft lag der Geruch von Räucherpulver im Streit. Die Haushälterin des Pastors wußte, was sich für so vornehmen Besuch und ein so hohes Fest gehörte. Nicht nur die Ofenplatten waren bestreut, sie war jetzt eben, kurz vor der Ankunft, mit heißer, Wolken des Wohlrauchs kräuselnder Kohlenschaufel wirr wie in einem wilden Kultus durch alle Räume des Hauses geraft.

Noch eine helle Überraschung gab es: Traude in weißem Kleid, einen Rosenkranz im Haar — sie hatte den Blumentisch daheim plündern dürfen —, erschien im Türrahmen. Sie sollte die Hausorgel spielen, da der Vater krank lag.

Aller Augen bannte dieses Bild junger, selbstfroher Schönheit, wie ein Lichtpunkt in dem schweren Ernst der Stunde.

Der alte Graf zog sie gleich ins Gespräch. »Wie alt bist du, mein Kind?«

Sie reckte die Glieder, die blühenden Brüste spannten sich in dem engen Kleid. »Ich werde in zwei Monaten fünfzehn, Euer Gnaden.«

»Die glücklichen Jahre, die sich vordatieren. Das Alter, das sich älter macht.«

Nun war alles bereit. Auf einen Wink des Pastors setzte Traude sich an das Instrument. Sie spielte einen alten, vertrauensstarken, fast kindlich frohen Choral aus dem »Kantional der böhmischen Brüder«, den Pastor Schlosser besonders liebte.

Magda hatte Traude nie gesehen. Sie war dankbar für den jungen Glanz, der ihr so auf den Weg leuchtete, den dunklen, unübersehbaren Weg, den sie mit innerer Not betrat.

Wie die feinen Linien des Profils sich in Musik verklärten, ganz überirdisch in die Töne sich lösten! Engelhaft! dachte Magdas verzückter Sinn.

Freilich, wie die Klänge jetzt verhallten, wie die kleine Organistin leicht den Kopf wandte und die heimlichen Augen hob, die nach dem Eindruck lauschten, die die Wirkung einkassieren wollten, da war von dem Engelhaften nichts geblieben.

Und eben diese Augen beschäftigten Magda noch öfter, wenn sie von den Worten des Pastors sich entfernten, der jetzt die Traurede begann.

Er ging von biblischen Allgemeinheiten aus. Dann mündete er in das besondere Leben der beiden. Mit dem Takt seiner Güte.

Aber ihr Leben hatte nun mal ihre sonderlichen Empfindsamkeiten. Zum Springen gestrafft waren die feinen Saiten durch all die Zerrungen und Spannungen der letzten Zeit.

Und bei jedem Wort hatten sie das Gefühl: Es kommt noch mehr.

Eine Exekution ist es und bleibt es — so empfand Emmerich. Und Magda war es nicht anders zumut.

Ein An-den-Pranger-stellen inneren Rin-



gens wie stillen Besitzes. Und ob der Zuhörer noch so wenig waren!

Magdas Blicke fielen auf Traude. Deren Augen lagen mit einer zärtlichen Neugier unverwandt auf Emmerichs Gesicht, gewiß nicht ganz ahnungslos, mit einem Zug dreister Aufdringlichkeit, die Magda verwundete und verdroß.

Pastor Schlosser ging weiter seine Bahn.

»Unsre Zeit hat uns gelehrt, was Kämpfen heißt, unermeßliche Opfer hat sie gesehen, die Menschen sind in ihr gewachsen, an Kraft der Selbsthingabe, fast einen andern Maßstab haben wir gewonnen für menschliche Entschlüsse. Und unser Verstehen ist gewachsen mit der Größe der Handlungen.«

Hier wurde Gustave der Zoll entrichtet, wie sie es verdiente.

»Opfer sind es wiederum, die dem neu Errungenen und denen, die darauf nun ihr gemeinsames Leben bauen, die Weihe geben. Die Weihe der Kraft, die Weihe eines besonderen Gelöbnisses, einer besonderen Pflicht und damit einer besonders starken Zusammengehörigkeit. Und ihm, diesem lebensvoll Neuen, gelten jetzt all unsre Wünsche und Gedanken. Ein großer, reiner Wille hat den Weg bereitet, dieser Weg wird und muß zum Ziele führen. Die beiden, die ihn jetzt gehen, Hand in Hand — geradeaus werden sie blicken, sie selbst stark im Willen, stark auch im Überwinden, im Verzichten auf die Vorherrschaft eigner zärtlich behüteter seelischer Habe.«

Magda bebte zusammen. Henning war gerufen. Der Tote war bei ihr, der Geliebte. Und all die Fragen ihrer großen Not stürzten über sie her: Wie kann ich dich verleugnen, dich verraten? Wie kann ich, da ich dir gehöre, einem andern mich geben? Auch dem andern tu' ich damit zuleide — und dieser andre ist Emmerich, der liebe Freund — —

Sie hörte nicht, was der Geistliche sonst sprach, nichts von dem Segen, den er auf sie herabflehte, an dem auch das Vaterland, das aufblühende, seinen Teil haben werde. Sie hörte nicht die Worte der Bibel, die er pflichtgemäß herbeiholte: »Seid fruchtbar und mehret euch!«

Sie dachte immer nur: Jetzt wird er gleich das Ja von mir fordern — darf ich es erteilen, darf ich es verweigern?

Und es kam die Frage, und sie antwortete »Ja«, leise, ohne Ausdruck, doch klar und unverschleiert.

Da sie es gesprochen hatte, war das erste, was sie sah, wieder die Augen Traudes, die kindlich und unkindlich zugleich immer noch oder immer wieder auf Emmerich starrten.

Jetzt wandte sich das Mädchen wieder zu dem Instrument; sie spielte auf dem Regal eine brausende Hymne. Magda flüchtete davor wie vor bestelltem Jubel.

Und nun machten sich die Glückwünsche über sie her.

Frei und kräftig, wie ein Mann das ehrlich Geschehene gelten läßt, drückte Pastor Schlosser ihnen die Hände. Wie welke Blätter streuten sich die Worte aus Tante Ewaldinens Munde; der Graf schloß mit einem Bonmot, an dem er während der ganzen Traurede geschnitzt hatte, das aber keine Spuren hinterließ.

Traude leistete ihren Handkuß mit sittig gesenkten Augen.

Emmerich sprach mit ihr, er dankte ihr für das Spiel. Und da er ihre Hand faßte, fragte er: »Ist die Schuhu-Narbe noch da?«

Sie zuckte glückselig zusammen, und ihre Blicke stahlen sich zu ihm auf. Daß er ein Gedächtnis für ihre gemeinsamen Erlebnisse hatte, daß ein Geheimnis sie beide umschloß, ein Waldgeheimnis — sie und den hohen Herrn!

»Ich war gestern im Walde — bei der Jagdhütte bin ich vorbeigekommen,« flüsterte sie mit scheuer Vertrautheit. »Da bin ich hineingegangen und habe Vater Gräwe besucht.«

»Der wird sich gefreut haben.«

»Ja. Er hat gesagt, er wolle mich mal mit auf die Jagd nehmen — wenn der gnädige Herr es erlauben.«

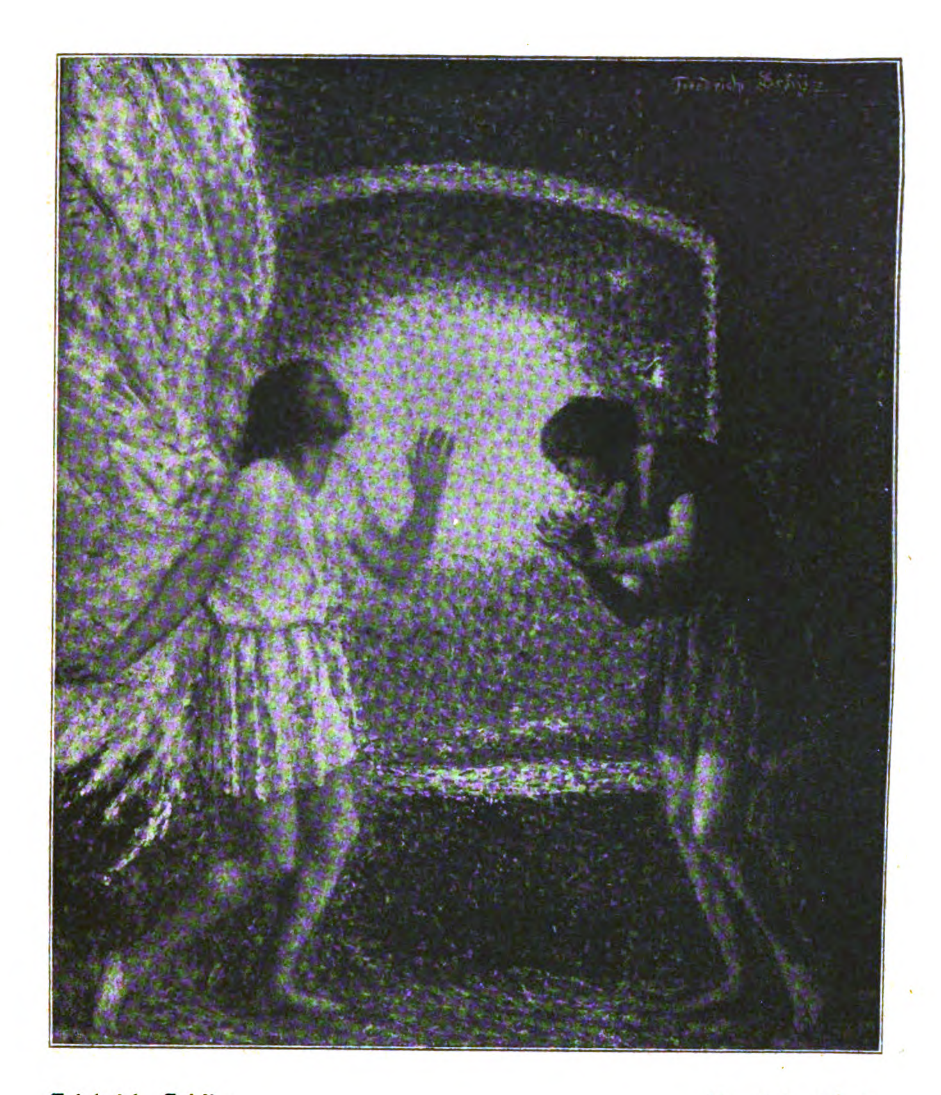
»Ich erlaube es — und bin vielleicht selbst dabei.«

Sie strahlte zu ihm empor in unbekümmerter seliger Hingabe.

Emmerich fühlte, daß Magdas Augen sich auf ihn hefteten. Er gab Traude die Hand zum Abschied und trat zu seiner jungen Frau.

Ein leiser Unmut zitterte zwischen ihren Brauen, darüber täuschte er sich nicht. Aber gerade diese Regung erfüllte ihn mit schwellender Zuversicht. So daß er zu der rechten männlichen Überlegenheit gedieh. In der ewig weiblichen Eifersucht finden sie sich doch





Friedrich Schüz: Engelsbotschaft

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung in Düsseldorf vom Sommer 1917

alle zusammen, in dieser trivialsten und abgenutztesten — weil so natürlichen und ursprünglichen Empfindung! So hoch sie auch stehen mögen, so vergeistigt und seelisch verfeinert sie auch sind, so wenig die Leidenschaft über ihre Sinne vermag.

Leidenschaft — nun ja, Leidenschaft bei Magda, das war ein Traum, der sich erst erfüllen sollte — betörend, doch so fern, so fern! Ein Traum freilich, für den es sich lohnte, zu leben.

Und regte sich jetzt bei ihr so etwas wie Eifersucht, war es die kalte Eifersucht ohne Liebe. Wohl mehr so etwas wie eine frostige Abgunst, eine ablehnende Verwunderung, eine Störung ihres Selbstgefühls oder gar eine rein gesellschaftliche Geschmacksverletzung —

Aber seine Wünsche duldeten nicht so viel Nachdenklichkeit. Sein Siegerwille, seine sehnsüchtige Kraft durchströmten ihn. Er hatte nur noch den Gedanken, sie in seine Arme zu zwingen, sie zu erobern, sie zu besitzen. Und wollte dazu ihren Dank, ihren selig ergebenen — dafür, daß er sie bezwungen. — —

Sie fuhren nach Ubars zurück. Dort sollte ein Mahl im engsten Kreise, zu vieren, den Tag beschließen.

Der Graf hielt eine kleine Rede — man fühlte, sie war schon öfters gehalten worden, der öftere Gebrauch hatte ihre Pointen nicht eben schärfer gemacht.

Dann aber, als er seine Erlebnisse wieder hervorkramen durfte, erwies er sich doch aufs neue als Helfer in der Not.

Freilich, für eine Weile nur. Und auf Emmerich legte sich diese Umgebung immer mehr wie ein Frosthauch von etwas Abgestorbenem und Gespensterhaftem. Alte, verstaubte Geschichten aus diesem welken Munde — und wenn gelacht werden mußte, lachte die Mumie Tante Ewaldine mit, pflichtschuldig und blöde, denn, taub, wie sie war, verstand sie kein einziges Wort.

Und hinter ihnen schlich bedienend der alte Josef, lautlos, gespensterhaft, ein hautüberzogenes Gerippe.

Mehr als einmal war es Emmerich, als müßte er mit einem dröhnenden Kreuzschockschwerenot die ganze Spukgesellschaft in den Kamin hineinwirbeln.

Das war sein Hochzeitsmahl! Jugend hätte um ihn sein müssen, lebensstarke, lebensdurstige Jugend! Ein halbes Dutzend Traudes! Das heißt — solcher Dutzendbegriff paßte nicht zu dem Kinde, das so auserlesen war —

Und Magda? Sie wurde immer stiller und versunkener, immer mehr tauchte sie unter in ihre Fernen. Dieser Kreis der Abgeschiedenen hat ihr noch gefehlt. Sie ertrinkt mir ganz!

Er trieb, daß die Tafel möglichst bald aufgehoben wurde. Der Graf, dessen Vorrat erschöpft war, fing an zu schweigen und damit sich zu langweilen. Sehr bald bat er dann um seinen Wagen.

Tante Ewaldine war am Erlöschen. Nur die Patience konnte ihre Geister wieder beleben; sie zog sich zu ihren Karten zurück, wie der Trinker zu seiner Flasche.

Das Ehepaar war allein. Mit einem herzhaften »Gott sei Dank!« reckte Emmerich die Glieder. Dann schlang er die Arme um Magda und küßte sie fest auf den Mund. Doch gab er sie gleich wieder frei, und er legte nicht Auge in Auge, aus Scheu, er könnte in ihr ein Erschrecken oder eine Abwehr finden.

»Nun werden wir also nach Kessin hinüberfahren,« sagte er frisch. Dort im eignen Hause würde es ihm an Selbstgewißheit nicht fehlen. »Darf ich gleich anspannen lassen?«

»Wie du meinst.«

In dem Ton war etwas, was wie ein Meltau auf ihn fiel. Wäre ein Widerstreben darin gewesen, gut — und um so besser, je trotziger es sich geregt hätte. Aber es war halb — halb Ablehnung, halb Gewähren —, doch ein Gewähren aus Müdigkeit, ein Duldenwollen.

Das preßte sich ihm ins Herz, das fraß sich ihm ins Blut, bald Frost, bald Feuer. Und der Zorn nahm überhand.

Mach' ein Ende mit den Albernheiten, mit diesem zachen und zagen Hin und Her! Nimm, was dein ist! Und zeig', wer du bist — gleich den ersten Tag. Auf das Heute kommt es an. Heute mußt du der rechte Mann sein, sonst stiehlt diese infame Halbheit sich mit hinüber in euer Leben. Und nie bringst du es wieder heraus. Fest! Greif zu!

Er trat vor sie hin, seine Blicke gruben sich in ihr Auge. Da fanden sie ganz denselben Ton, den Ton ihrer matten Bereitschaft, und weiter nichts.



Nun war bloß noch der Frost in seinem Blut, und der Wille verrauchte in seinem Zorn. »Ich werde doch lieber allein fahren. Es ist ja drüben auch noch nicht alles in Ordnung. Erlaube, daß ich mir den Wagen bestelle!«

Und nun saß Emmerich allein in der Kutsche und fuhr nach Kessin zurück.

Daß er nicht lachte, immer und lauthals lachte! Emmerich auf der Hochzeitsreise! Wie ein Hansnarr kam er sich vor. Umkehren wollte er — Umkehren? Um noch mehr der Hansnarr zu sein? Nur eins konnt' ihn retten, konnt' ihn rechtfertigen, konnt' ihm die Schellenkappe wieder abnehmen — ja, ja — er selber hatte es ja so gewollt, hatte diese Zurückhaltung gewollt, um durch sie die Scheue desto sicherer zu gewinnen. Sein eigner Wille war es und weiter nichts!

War in ihren Abschiedsworten zuletzt nicht doch etwas wie ein Schmerzgefühl aufgeklungen, eine Reue, in der doch wohl etwas wie Sehnsucht schwang?

Diese Stimme mußte er wachsen lassen, in der Stille, in der Einsamkeit. Und dann würde sie die Suchende sein, dann würde sie zu ihm kommen —

Und wieder rumorte der Groll in ihm, daß sie ihm sein Dasein, das er mit seinen Lebenswünschen so einfach hatte haben wollen, gerade und klar, dermaßen verrenkt und verwirrt hatten.

Er wollte nicht nach Kessin, nicht in seiner Einsamkeit, seiner Verlassenheit spießrutenlaufen durch sein Hauspersonal. Nach der Jagdhütte ließ er sich fahren. Grimmig lachte er vor sich hin. »Mit dem alten Walddeubel werd' ich diesen weihevollen Tag hinuntersaufen.«

Der Mond blinzelte in die Wagenecke. Sein Licht spielte mit dem neuen Trauring. Emmerich ballte und barg die Hand. »Neugieriger Schuft!« schalt er in grienendem Ärger.

Dann aber schrak er zusammen mit wildem Fluch. Eine Reitergestalt — lässig lümmelte sie sich im Schritt den Weg entlang ihm entgegen. Tannhöven.

Der lauerte, der wollte beobachten! Wollte er seine hämische Freude haben? Hatte er geahnt, mit seiner Seelenschnüffelei, welchen Verlauf der Hochzeitstag nehmen würde? Ein Wegelagerer der heimtückischen Niedertracht! Da kam er, näher und näher, mit grinsender Gelassenheit, der leibhaftige Hohn!

Wenn er doch den Kutscher ansprechen, den Wagen anhalten möchte! Eine mordsfreudige Wut straffte Emmerichs Glieder. Wie ein Raubtier kauerte er sich zusammen.

Wollte der Schleicher doch den Wagen anhalten! Dann gab es einen Sprung, dann riß ihn einer vom Gaul, dann saß ihm einer an der Kehle. Diese zuckenden Hände hatten es so bitter nötig, den Kerl zu erwürgen! Als Lohn für den ehrlich gemeinten Glückwunsch, der ihm in der Kehle saß.

Kein Laut. Langsam schob die Tücke sich vorbei. Beugte sich leicht nach vorn und lugte in den Wagen —

Und Emmerich — lehnte sich zurück und preßte sich in die Ecke, daß die gierenden, die giftigen Augen ihn, den Einsamen, nicht entdeckten.

Vorüber.

Und jetzt riß die Scham ihn zusammen, so wild, so grausam — Vor dem, dem mich verstecken müssen! Sein Blut war in Flammen, in jedem Tropfen sprühte der tödliche Haß, der Haß bis zum Tode.

Nun kommst du nicht los von mir und ich nicht von dir. Jetzt sind wir einander verfallen. Und wenn unsre Wege sich wieder kreuzen, stellt unser Schicksal sich ein.

Fast feierlich war ihm zumut, und sein Haß bekam seine Weihe.

Und dann riß er sich aus all den düsteren Wogen in eine grelle Ausgelassenheit. Hier am Fußsteig, der zur Hütte führte, ließ er den Wagen halten und umkehren.

Der Alte hatte ihn nicht gehört, als er in die Tür trat. Der saß und drehte Giftbrocken für die Füchse.

»Ist das mein Hochzeitsmahl?« rief Emmerich dröhnend.

Die Augen des Erschreckten glasten ihn an.

»Aber erst knallen wir deine Flaschenbatterie noch ab!«

Der Herr warf den Mantel hin und versenkte sich dann in den bequemen, mit Fellen gepolsterten Birkenholzstuhl.

Schwere Tabakwolken wogten durch das Gelaß.

»Elendes Zeug, was du da verdampfst! Kartoffelkraut?«

»Es ist königlich preußischer Regierungstabak, gnädiger Herr —«



»Dann ist es Kartoffelkraut. Rauch' besseren!«

»Ja, gnädiger Herr —!«

»Soll das heißen, daß du zu schlecht bezahlt bist?«

»Nein, gnädiger Herr, gewiß nicht —!«

»Sag' deinem Herrn, daß er dich besser besoldet!«

Der alte Spitzbube wußte noch nicht so recht, woran er war.

»Nun, wird's bald?«

»Ja — wenn ich dann den gnädigen Herrn submissest um eine bescheidene Zulage —»

»Du hast sie! Weil ich fidel bin — glücklich! Ein glücklicher Ehemann! Handkuß ist geschenkt! Und das Anglotzen erst recht! Hol' was zu trinken!«

»Es ist noch von dem Rotwein da —«

»Ja!«

Sie tranken.

»Steck' dir deine Pfeife wieder an.«

»Gnädiger Herr —«

»Es stinkt ganz gemütlich. Man gewöhnt sich dran. Man muß sich an mancherlei preußische Gerüche gewöhnen. Und dann erzähl'. Was gibt's Neues?«

»Im Revier?«

»Nein. Sonst.«

»Ich hab' gestern Damenbesuch gehabt.«

»Weiß schon.«

In dem verkniffenen Auge des Alten schimmerte es wie eine Art Verzückung. »Als sie da so in der Tür stand — wie — wie 'n Waldmärchen — wie 'n Wunderbild —«

»Deubel, du bist ja wie im Wonnerausch!«

»Ja — so etwas ist es auch — wenn man die Kleine so ansieht — die Haare stehen einem zu Berge vor Wonne!« Der griese Bursche lächelte ganz beseligt. Nichts von Gemeinheit war dabei.

Emmerich sah ihn lange an. »Du machst ja ein Gesicht wie in der Kirche!« Und an dieser geradezu frommen Erinnerung des Alten nährte sich seine eigne Phantasie. So wirkte das schöne Kind wie ein Zauber in dieser Hütte.

»Sie soll mal mit uns auf die Jagd gehen. So, und nun hol' endlich deinen Jahrhundertschnaps!«

Das war Wacholder vom Jahre Achtzehnhundert.

»Dazu gehören alte Geschichten!«

Und der Waldteufel log und qualmte stinkenden Tabak, und dazu tranken sie einen Schnaps nach dem andern.

Zuweilen, in diesem immer dicker werdenden Dunst lachte es blitzgrell bei Emmerich auf: »Dies ist deine Hochzeitsnacht!«

Dann schmiß er die noch halbvolle Flasche gegen die Wand. »Zu Bett!« befahl er. Ließ sich die Stiefel ausziehen und die Kleider und warf sich auf sein Lager.

Gleich schlief er ein. Und ein Traumbild setzte sich zu ihm, Traube — mit ihren Augen, lebensdurstig, blickte sie unverwandt auf sein Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Ich sehe dich in allen Dingen!

Laßt mich euch singen
Von allen Dingen,
Denen ich gut und ein Bruder bin:
Ob ich mag zwingen
Zu gleichem Klingen
Euren noch immer gottfernen Sinn?

Sonne und Sterne,
Die blaue Ferne,
Das Meer, der Mond, der Wald und der Wind,
Blumen und Bäume,
Tag und Träume:
Alle sind sie der Gottheit Gesind.

Den kleinsten Dingen
Selbst gilt mein Singen:
Dem Gras am Weg, dem Halm auf dem Feld,
Im Kleinsten spiegelt
Gott sich entsiegelt,
Gott, der die Welt in Händen hält.

Karl Ernst Knodt †



Wenn Friede würde ...

Da stürmt' es aus tausend Glocken rauschend über das Land
Und stieß' mit dröhnendem Klingen in Gräben und Unterstand.
Wir wachten aus dumpfen Träumen und staunten und lauschten umher,
Wir fänden nur schwer uns zum Ufer wie ein Schwimmer durch
Brandung und Meer.

Und atmeten Sonne und Leben; wie lange, ach, waren wir tot
Und hat uns die Hölle der Schlachten mit flammenden Eisen umloht!
Nun steigen wir aus den Schächten ins blaue Licht herfür,
Gebreitet sind alle Lande, weit offen stehn Tor und Tür.

Von drüben recken sich Hände; Kameraden kommen heran,
Wir liegen uns in den Armen, alle, Mann bei Mann.
Spricht keiner ein kleines Wörtlein, das Herz nur spricht leise: „Verzeiht,
Wir hatten in Wirren vergessen, daß ihr unsre Brüder seid!"

Und einer schaut versonnen in das ferne verdämmernde Blau:
„Ach, Heimat," spricht er lächelnd, und leise: „Du liebe Frau!"
Wie hat das zage Wörtlein in unsern Herzen gebrannt,
Hob jeder mit Wunderhänden sein fernes Heimatland!

Da blühten die Kartoffelfelder, da reifte das nährende Korn,
Mohn flammte an Rändern und Wegen, Königskerze und Rittersporn.
Das Kirchlein und rund die Häuser leuchteten weiß und rot,
Von Duft und Glanz des Sommers umbrandet und überloht.

Ein jeder fänd' seine Straße; „Ade, und daß Gott euch behüt'!"
Und ging' durch Tag und Nächte, bis ihm die Heimat erblüht.
Er trät' in das Dörflein, die Gasse: ein Fenster springt auf und klirrt,
Ein Schrei seiner Frau, und Kindergejubel und Lärm ihn umschwirrt.

Da halten ihn weiche Arme und küßt ihn ein heißer Mund;
Alle wirren Ängste zerrinnen in überseliger Stund'.
Er schaut sein Weib und die Kinder; ein König steht er da
In wiedergewonnenen Reichen, und alle Himmel sind nah.

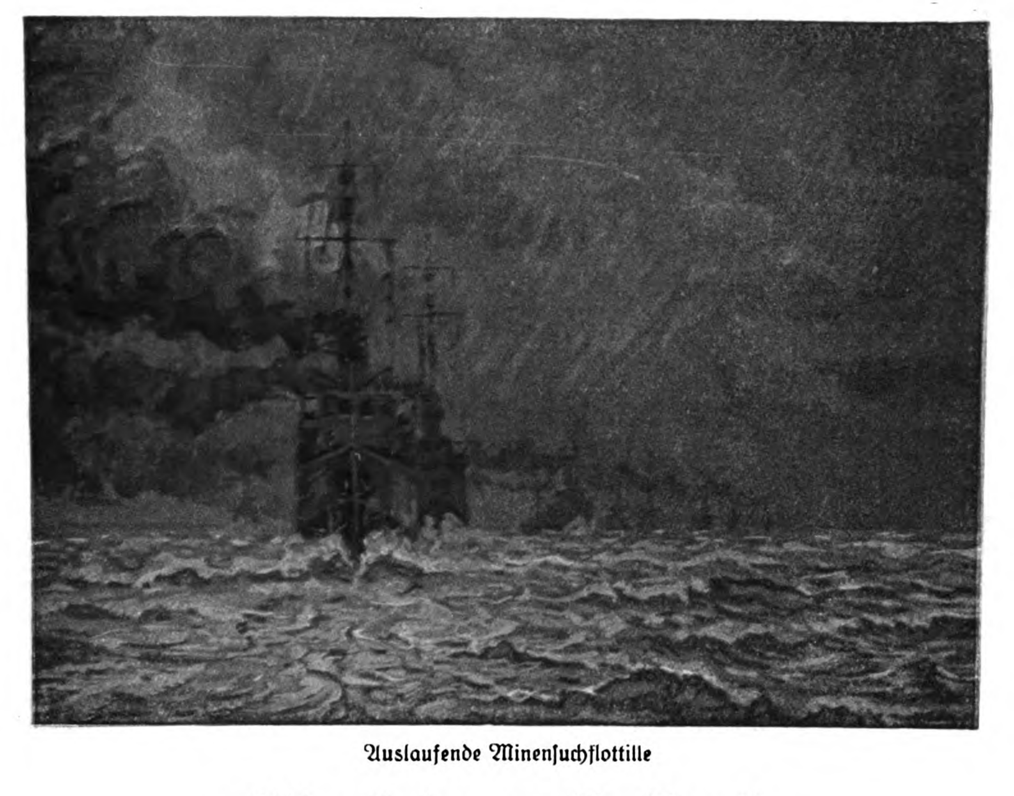
Doch morgen im Leinenkittel stünd' wieder in Pflicht er und Recht,
Er griff' nach Pflug und Sense, wär' wieder Bauer und Knecht.
„Ich grüße euch, meine Äcker, nun hat ein End' die Not,
Deutschland hat wieder Männer, meine Heimat wieder Brot!"

Wilhelm Lennemann



Carl Langhein: Minensprengung

Zu dem Aufsatz »Minensucher an die Front!« von Prof. Carl Langhein



Auslaufende Minensuchflottille

»Minensucher an die Front!«

Von Prof. Carl Langhein

Den ganzen Vormittag sitze ich schon auf meiner »Bude« vor fertig gepacktem Koffer und Malgerät in Spannung und Erwartung der mir zugesagten Order über unser heute in Aussicht stehendes Auslaufen. Was ich seit Monaten gewünscht und ersehnt habe, was von widrigen Nebenumständen aber immer wieder verzögert und hinausgeschoben wurde, soll heute endlich zur Tatsache werden: ich soll eine kriegsmäßige Minensuchfahrt in die Nordsee mitmachen.

Es wird 11 Uhr, da kommt endlich eine Ordonnanz und bringt mir das sehnlichst erwartete Schreiben des Flottillenchefs.

Punkt 4 Uhr bin ich an Bord des Flottillenbootes und melde mich beim Chef, der mich seinen Herren vorstellt.; 4 Uhr 15 Minuten wirft das Flottillenboot die Trossen los, und wir dampfen aus dem Hafen. Ob ich die »Alte Liebe« wohl noch einmal wiedersehen werde? —

Der Himmel ist bedeckt, Wind SW 2. Ein leichter Nebel verschleiert das verschwindende Land und den Horizont nach See zu. Hinter uns in unserm Kielwasser schäumt als Begleitboot ein kleines Torpedoboot. Getreulich, wie ein gut gezogener Hund, heftet es sich an unsre Fersen.

Mit großer Fahrt geht es die Elbe hinunter. Der Flottillenchef und ich steigen auf die Brücke. Wir pflügen gerade durch eine Fischerflottille hindurch. In der hohlen Dünung schlingern die schweren Finkenwärder wie toll. Die Besatzung, die sich unter Deck aufhielt, kommt eilends nach oben. Schon sind wir hindurch, und nur eine schwere Ruß- und Rauchfahne und hastig sich überstürzende Wellen bleiben als Visitenkarte zurück. Um ¾6 Uhr kommt Steuerbord voraus Helgoland in Sicht. Es ist heller geworden; wie ein zart getuschtes Aquarell hebt sich der rote Felsen im Schein einer müden Spätnachmittagssonne aus der mattblaugrünen Flut.

Wass^erflugzeuge schwirren durch die Luft; am Eingang zum Kriegshafen passieren wir ein auslaufendes U-Boot. Punkt 6 Uhr 5 Minuten, wie der Kommandant vorausgesagt, legt das Flottillenboot am Kai an.

Unsre Minensuchboote sind schon vor uns eingelaufen. Ich erhalte Quartier in der Kajüte eines Minensuchbootes und bin dort glänzend untergebracht.

Nach dem Nachtessen Spaziergang mit dem Chef durch die Hafenanlagen und den Scheibenhof. Wie hat sich dieser Teil der Insel verändert, seit ich zuletzt in Friedenszeiten hier war! Wo einst die See über Klippen brandete oder in langen Streifen am sandigen Ufer sich brach, ist jetzt festes Land mit einer Fülle von Bauten und Anlagen, Maschinenhäusern und dergleichen. Wir gehen zurück durch den imposanten Scheibenhof mit seinen Anlagen zur Unterbringung der großen Schießscheiben und landen im Kasino des Unterlandes.

Etwa ein Dutzend Herren haben an der langen Tafel Platz genommen; bei Bier und Zigarre entwickelt sich eine frische und ungezwungene Unterhaltung. Man kommt und geht. Alte Bekannte begrüßen sich nach längerer Trennung, es werden Namen von Klang genannt, neue Nachrichten ausgetauscht, und gelegentlich fällt auch wohl bei diesem oder jenem Namen das trübe Wort: »Geblieben«.

Zur Bürgerszeit brechen wir auf. In der Kabine des Flottillenchefs sitzen mein Gastgeber und ich dann noch eine Weile bei der letzten Zigarre vor dem Schlafengehen, und ich lasse mir ein kleines Privatissimum halten über den Minenkrieg im allgemeinen und die uns erwartende Aufgabe im besonderen.

Dann werde ich mit Seemannshandschlag entlassen und tappe mich durch die dunkle Nacht über die verschiedenen Decks der eng aneinandergereihten Minensuchboote nach meiner Kammer.

Um 5 Uhr weckt mich Klopfen. Im Nu bin ich heraus.

Der Wind hat tüchtig aufgefrischt. Es pfeift und orgelt in den Wanten und dem Tauwerk der dichtgedrängten Minensuchboote, die mit ihren massigen Aufbauten und drohenden Geschützen einen verwegenen und kriegerischen Eindruck machen. Ein imposanter Anblick, diese schwarzgrauen Gesellen in langer Reihe nebeneinander liegen zu sehen. Wirbelnder Rauch steigt in dicken Schwaden aus den kräftigen Schloten und wälzt sich, vom Südwest gepackt, über die Mole nach der Düne zu, die aus dem Grau des kommenden Tages eben erkennbar herüberschimmert. Lange Windstreifen, von der noch unsichtbaren Sonne rosig angeschienen, weissagen eine nasse Fahrt.

Um ½7 Uhr kommt die Order zum Auslaufen; Boot um Boot löst sich von der Gruppe und dampft zum Hafen hinaus, um gleich mit großer Fahrt den Kurs nach Norden zu nehmen. Ich bin inzwischen auf unser Flottillenboot übergestiegen und beobachte von dort aus das Auslaufen. Dann höre ich, daß wir erst später der Flottille folgen werden. Der Weg zum heutigen Arbeitsfeld ist weit, es gibt einen tüchtigen Teil der Nordsee zu durchpflügen.

Ich setze mich abwartend in die Offiziersmesse und versuche, da ich einstweilen noch allein bin, etwas zu druseln. Der Versuch mißlingt indessen. Also unterziehe ich meine Umgebung einer näheren Untersuchung. Unsre Messe ist ein kleiner, unregelmäßig viereckiger Raum, von dem drei Kabinen für die Offiziere abgehen. Tisch, ein halbes Dutzend Stühle, Kabinensofa, Grammophon, Ofen, einige Kleiderhaken und zwei Bilder: der Kaiser und Hindenburg. In einer Ecke als Wandschmuck ein gerahmter Spruch:

Der Minenspiel!

Fliegt sich hin und fliegt sich her,
Explodiert und kracht sich sehr;
Wenn's man sieht ihn, ist ganz gut,
Wenn nicht, kann man gehn kaput.

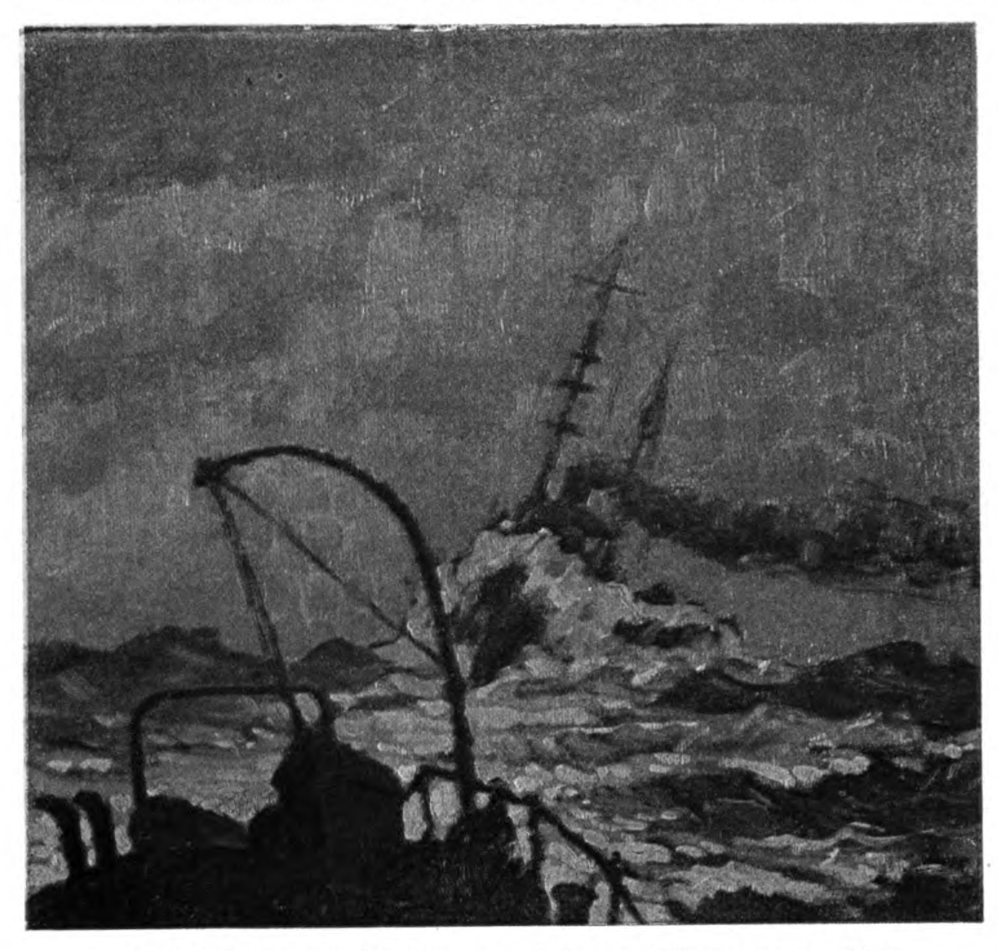
Neckischer kann man mir am ersten Tage meiner Suchfahrt und auf nüchternem Magen mein mögliches Minenende nicht vorausdeuten.

Die Herren erscheinen. Wir frühstücken, und etwas nach 8 Uhr verläßt unser Boot, ihm nach das Begleitboot, den Hafen von Helgoland.

Zwischen Düne und Insel geht die Fahrt nach Norden. Kaum haben wir den Windschutz der Insel verlassen, so merken wir, daß Wind und Wellen es heute gut mit uns meinen werden. Windstärke 6 bis 7 ist gemeldet. Der Wind ist westlicher gelaufen, und unser Flottillenboot schlingert tüchtig. Viel mehr natürlich noch das kleine Begleitboot, das bei hoher Fahrt mehr Unter- als Überwasserschiff ist.

Daß wir jetzt ins eigentliche Kriegsgebiet eindringen, wird mir rasch aus den Vor-





»Große Fahrt voraus!« Begleitboot vom Heck unsers Führerbootes aus gesehen

bereitungen klar: die Geschütze an Bord werden scharf geladen, und die Leute auf dem Ausguck erhalten verschärfte Order, gut nach U-Boot-Periskopen auszusehen.

Der Vormittag geht vorüber; die See wird immer gröber. Der Chef entschließt sich, das Suchen abzubrechen und im Schutz einer Insel zu ankern. Das gesamte Brückenpersonal einschließlich Schiffsleitung ist eifrig navigatorisch tätig. Zwei Strich an Steuerbord erscheint Brandung, und da ist voraus auch die Einfahrt. Schwach und geisterhaft löst sich aus dem dünnen Nebelschleier ein weißlicher Küstenstreifen: die Dünen der Nordseeinsel. Wir fegen die Einfahrt hinauf und liegen eine Viertelstunde später an der Ankerboje.

Nach dem Essen erhalte ich die Erlaubnis, an Land gehen zu dürfen. Um 2 Uhr wird das entsprechende Signal gesetzt, und eine Barkasse kommt vom Land, um mich und den Kapitän eines neben uns liegenden Handelsdampfers zu holen. Der Mann am Steuer in Ölzeug und Südwester ist mir beim Einsteigen behilflich und begrüßt mich dann vertraut mit: »'n Dag ook, Herr Professor L.« Da stellt sich heraus, daß in dem Ölzeug der Sohn meines Fischernachbarn aus Otterndorf steckt. Die Welt ist klein, besonders im Kriege!

Vor 6 Uhr brauche ich nicht wieder an Bord zu sein, ich habe also volle vier Stunden Zeit zur Besichtigung der Insel und ihrer Dünen.

So denke ich — da heult die Sirene des Flottillenbootes übers Wasser, der »blaue Peter«, das Signal »Alle Mann an Bord!« steigt am Mast hoch, und schon kommt auch ein Signalgast die Brücke heruntergelaufen, um zu melden, daß »der soeben an Land

gegangene Professor L. sofort an Bord kommen möge.« Mein Platz in der Barkasse ist noch warm, als ich wieder einsteige, um mich mit leichter Wehmut im Herzen an Bord zurückzubegeben.

Kaum ist das geschehen, da springen die Maschinen an, und wir sausen, so rasch wir gekommen, den Weg zurück. Der Chef hat Funkspruch erhalten, schleunigst einen andern Arbeitsplatz in einem andern Teil der Nordsee aufzusuchen. Unsre Minensuchboote haben den gleichen Befehl von uns erhalten, und es ist als vorläufiger Treffpunkt Helgoland angegeben. Dahin geht also die Fahrt zunächst.

Die Dünen grüßen noch einmal herüber, dann verschwindet die Insel rasch im Nebel, und wir steuern jetzt mit Kurs auf Helgoland wieder in die See hinaus. Es klart auf; der Wind ist nach Nordwest herumgelaufen, schwache Abendsonne glänzt im Westen auf dem Wasser.

Über den klaren Abendhimmel ziehen in weiter Ferne am Horizont in größerer Anzahl lange Rauchsäulen; in dieser Gegend und in solcher Anzahl ein ungewohnter Anblick. Die Fahrzeuge selbst sind nicht sichtbar. Es sind leichte deutsche Seestreitkräfte, mit einer besonderen Aufgabe betraut. Wir, die wir um diese Aufgabe wissen, wünschen ihnen guten Erfolg und glückliche Heimkehr.

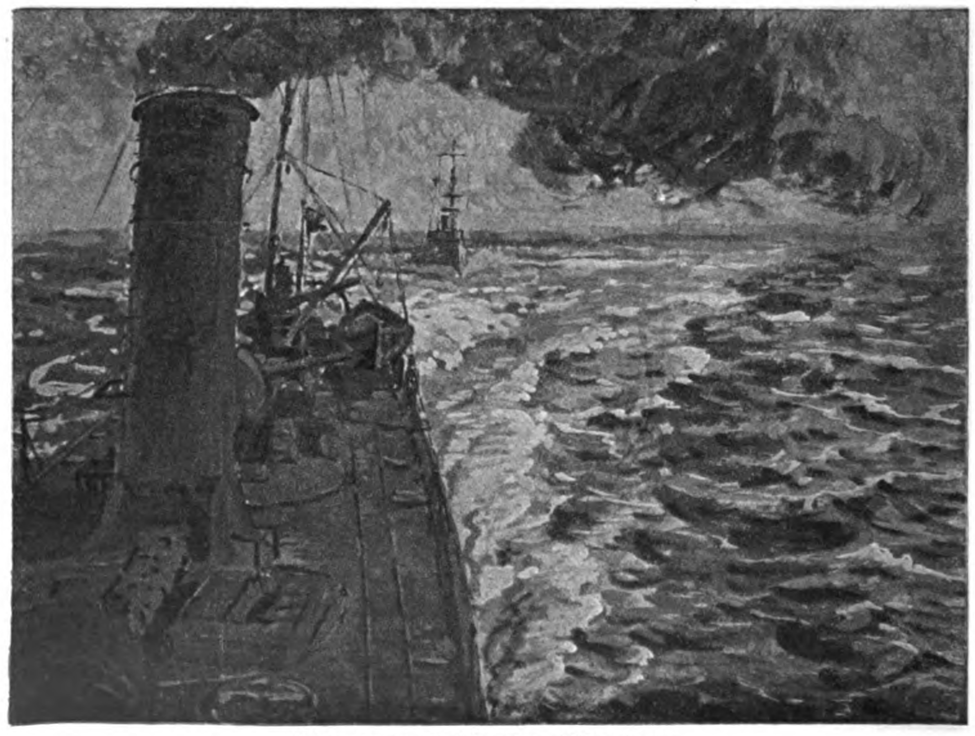
»Wann werden wir wohl in Helgoland einlaufen?« fragte ich unsern Kommandanten bei der Abfahrt von der Insel, kurz nach 2 Uhr.

»Um 6 Uhr 20 Minuten,« sagte er nach einigem Besinnen.

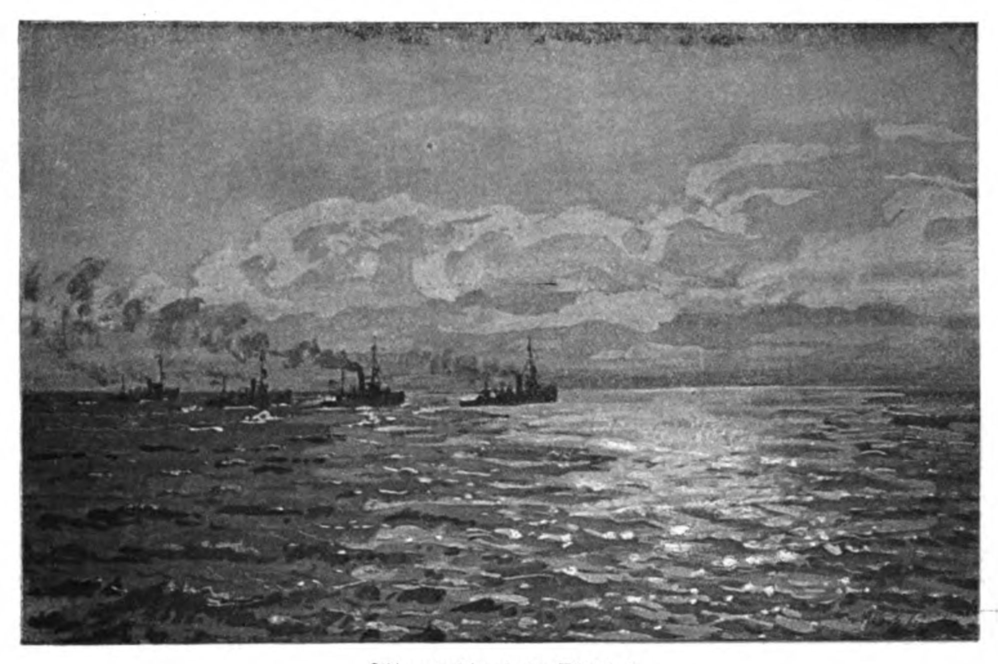
Punkt 6 Uhr 20 Minuten passieren wir die Molenköpfe der Hafeneinfahrt! —

Das Nachtessen schmeckt heute besonders gut; dann sitze ich, da der Chef noch zu arbeiten hat, mit den andern drei Herren bei einer und der andern Flasche Mosel zusammen. Unsre Hauskapelle, das wohl auf keinem Kriegsfahrzeug fehlende Grammophon, spielt dazu seine Weisen, bis unsre Minensuchboote einpassieren und ich zur Koje gehe.

Ich stecke den Kopf zur Klappe heraus und stelle fest: Schönster Frühlingsmorgen mit allem angenehmen Zubehör. Von rosigen Morgenwölkchen überzogener



Blick von der Brücke eines Führerbootes



Minensuchboote in Tätigkeit

Himmel, leichte Brise aus Nordwest. Es ist ¾6 Uhr, die Flottille soll um ½7 Uhr auslaufen. Mit uns verläßt eine Torpedobootdivision den Hafen.

Die schnellen Boote rauschen noch eine Weile neben uns her. Ein herzerfrischender Anblick für ein Malerauge, diese dahinbrausenden Kriegsmaschinen mit ihren vor Kraft und stählerner Energie zitternden Leibern zu verfolgen. Nach etwa einer Stunde ändern sie den Kurs und gehen südlicher, während wir geradeaus in die Nordsee hineindampfen, unserm neuen Arbeitsfeld und vielleicht auch dem Feinde entgegen. Im Laufe des Tages tauchen die Rauchfahnen der großen Boote noch mehrfach am südlichen Horizont auf; es wirkt beruhigend, zu wissen, daß unsre schnellen Brüder uns die linke Flanke decken.

Obgleich Wind und Seegang den ganzen Tag über in mäßigen Grenzen bleiben, werde ich doch auf der Ausfahrt von der Seekrankheit angefaßt. Als seebefahrener Mann empfinde ich diesen Fall unter den gegebenen günstigen Wetterverhältnissen als besonders unnötig und schmerzlich. Ich habe zu malen begonnen und hoffe, mich durch eine angespannte Tätigkeit über die unangenehme Lage hinwegzubringen. Aber bei aller Willenskraft will es nicht glücken. Da opfere ich denn resigniert den Meeresgöttern. Nach etwa einer Stunde kann ich wieder als normaler Mensch meiner Tätigkeit nachgehen. —

Voraus am Horizont tauchen Fahrzeuge auf, unsre Minensuchboote, die wir jetzt rasch einholen. Es ist ganz klar und ungewöhnlich sichtig geworden. Noch zwei Stunden volle Fahrt voraus, und wir haben die Markierungsbojen, sind also an unserm Arbeitsplatz und damit im mutmaßlichen Bereich der Minen angelangt. Daß wir in der Gefahrzone sind, wird mir sofort klar durch das Kommando: »Schwimmwesten anlegen!«

Ich habe meine Werkstatt wieder eröffnet und male die aufkommende Minensuchbootsflottille. Dann lasse ich mir vom Chef die Kriegslage erklären: Es ist aus irgendwelchen Gründen anzunehmen, daß auf dem in Frage kommenden Gebiet eine Minensperre liegt. Nicht bekannt ist die Ausdehnung dieser Sperre, ihr Verlauf und die vom Gegner benutzte Minenart. Auch weiß man zunächst nicht, ob die Minen tief oder flach liegen, ob es sich überhaupt um eine dichte Sperre mit reichlichem Minenbelag handelt, oder ob nur wahllos gekleckert wurde. Alle diese Fragen und manch andre noch gilt es durch ein vorläufiges Versuchssuchen zu ergründen.

Nun wird zunächst Probe geharkt. Mehrere Minensuchboote formieren sich in Frontlinie; zwischen den Booten sind von Heck zu Heck starke Stahltrossen gespannt, die in bestimmter Tiefe von den mit starker Fahrt laufenden Booten durch das Wasser geschleift werden. Die Minen, deren Verankerungsprinzip sich vergleichen läßt etwa mit einer Mohnpflanze, die fest in der Erde wurzelt und auf langem Stiel die Blüte oder Frucht schaukelt, sind an bald längeren, bald kürzeren Stahltrossen befestigt, die ihrerseits auf dem Meeresgrund verankert sind. Je nach der Länge der Trosse schwebt die Mine in größerer oder geringerer Tiefe, ist also der Wasseroberfläche entfernter oder näher; im ersten Falle liegen (»schweben« wäre richtiger) die Minen tief, im zweiten liegen sie flach. Tiefliegende Minen gestatten kleineren Fahrzeugen mit geringem Tiefgang ungehinderten Verkehr. Erst größere oder ganz große Schiffe werden gefährdet. Flachliegende Minen gefährden naturgemäß *jedes* Fahrzeug. Doch ist die Anwesenheit solcher Flachminen schneller feststellbar, unter Umständen schon durch den Augenschein, und damit sind die Fahrzeuge gewarnt, was keineswegs immer im Interesse der minenlegenden Partei liegt.

Einerlei, ob nun die Mine tief oder flacher liegt (schwebt): die hinter den Booten mit voller Fahrt durch das Wasser schleifenden Suchtrossen wissen die Verankerungstrosse der Minen unter allen Umständen zu fassen, wobei es dann natürlich auch vorkommen kann, daß die Suchleinen mit dem Minenkörper in Berührung kommen, was in der Regel die Explosion der Mine zur Folge hat.

In unserm Falle hat die eine Gruppe ihren ersten Streifen gerade begonnen und ist in Frontlinie an uns vorbeigedampft, eine andre Gruppe setzt an, um ihren Streifen zu beginnen, als eine starke Detonation an Steuerbord und eine turmhohe Wassersäule unsre Aufmerksamkeit auf die zweite Gruppe lenkt. Wenige hundert Meter von uns ist im ersten Angehen schon eine Mine in die Luft geflogen, glücklicherweise ohne uns oder dem Minensuchboot Schaden zu tun. Als dann in ganz kurzen Zwischenräumen von wenigen Minuten auch von mehreren andern Minensuchbooten Sirenensignale gegeben werden, daß Minen gefunden sind, besteht kein Zweifel mehr: die Minensperre als solche ist festgestellt, ihr Vorhandensein nachgewiesen, und nur ihr Verlauf und ihre Ausdehnung müssen noch ergründet werden.

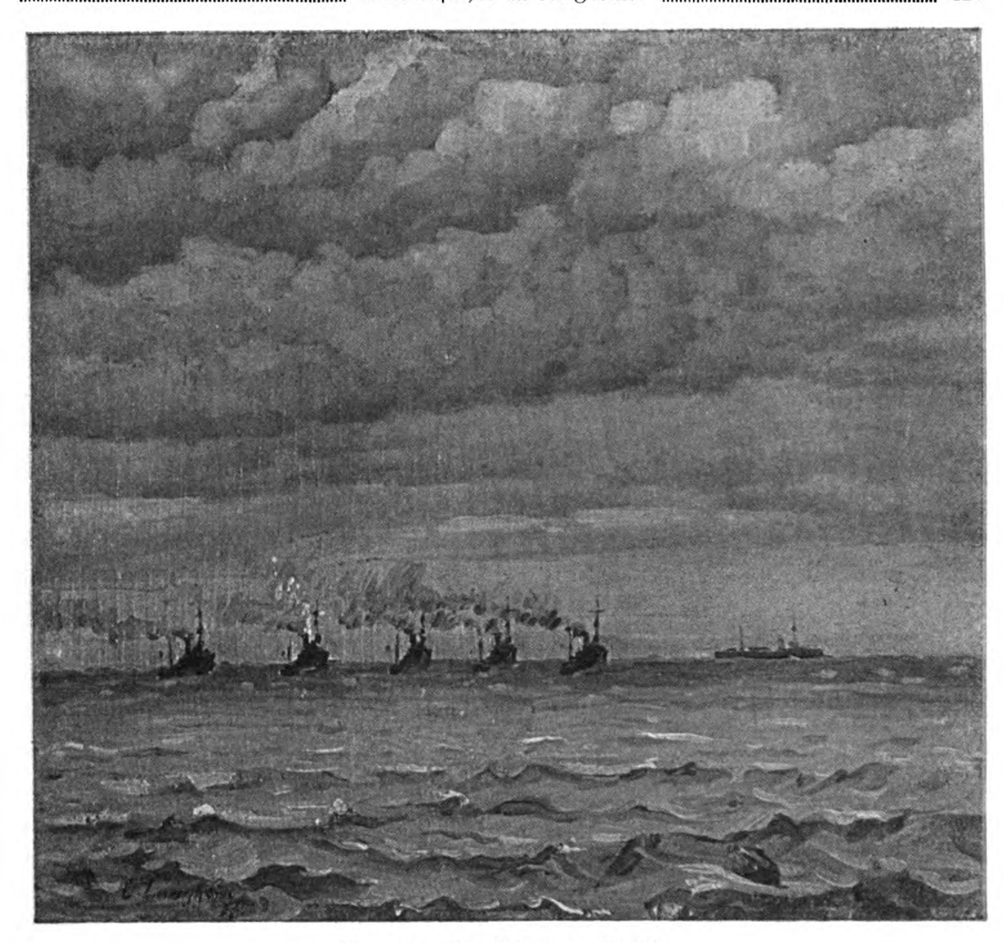
Ich beobachte mich selbst. Da ich nicht durch irgendeine Beschäftigung abgelenkt werde, kann ich mich ganz der Prüfung meines Verhaltens beim ersten Kanonenfieber widmen; und da ich ferner weder so jung noch so eitel bin, unter allen Umständen den Helden spielen zu wollen, mein augenblicklicher Soldatenstand nach menschlicher Voraussicht auch nur eine vorübergehende Erscheinung in meinem Leben bilden wird, so hindert mich nichts, objektiv zu sein.

Das Bewußtsein, sich auf einem mit Minen belegten Gebiet zu befinden, ist für den Neuling zuerst entschieden verzweifelt ungemütlich. Man fühlt sich stark versucht zu der Frage: »Erlauben Sie, wo ist die nächste Haltestelle? Ich möchte gern aussteigen!« Ein peinliches Kältegefühl steigt den Rücken herauf bei dem Gedanken, der nächste Augenblick kann dein letzter sein. Mich peinigt außerdem noch besonders die Vorstellung, ich müßte die Augen verlieren.

Nun weiß ich auch mit einemmal, was der Volksmund meint, wenn er in unserm Platt sagt: »Em bebert de Büx«. Nach der ersten nahen Sprengung stelle ich bei mir ein ungewolltes Kniezittern und dadurch bedingtes »Büxenbebern« fest. Auch ertappe ich mich dabei, wie ich durch einen Blick nach oben nachprüfe, ob ich den Rat eines alten Minenmatrosen befolgt und meinen Platz so gewählt habe, daß keine Bedachung über mir ist. Man soll dann nämlich Aussichten haben, bei der erwarteten und bevorstehenden Himmelfahrt ohne Verlust nennenswerter Verzierungen die Wasseroberfläche zu erreichen, während man sonst sicher darauf rechnen darf, an dem Widerstand solcher Bedachungen sich in Atome aufzulösen.

Nachdem wir aber nach fünf Minuten immer noch nicht in die Luft geflogen sind, unsre Minensuchboote ihre Tätigkeit fortsetzen und an Bord unsers Flottillenbootes nichts darauf hindeutet, daß jemand meine Vermutung über eine bevorstehende Himmelfahrt teilt, packe ich mein bereits verstautes Malgerät wieder aus und beginne zu malen. Und bei der nächsten, aus besonderen Grün-





Sirenensignal: »Minen im Gerät!«

den von der Besatzung eines der Minensuchboote durch Sprengpatrone bewirkten Minendetonation bin ich schon der unbeteiligte Zuschauer, der im Zirkus der spannenden Vorführung eines halsbrecherischen Kunststückes beiwohnt. Die Mine hat sich, wie es gelegentlich vorkommt, im Gerät hinter dem Heck verhakt, und das Boot muß sich von ihr befreien. Es ist dies eine kitzlige Sache, weil die Mine auf keinen Fall gegen das Heck schlagen darf.

Es dauert eine ganze Weile, bis die Sprengung wirkt, dann hebt sich mit dumpfem Krach hinter dem Heck des betreffenden Bootes eine riesige Wasserblase von etwa hundert Meter im Durchmesser, unser Boot macht seine Verbeugung, und der Brandungsschwall der Detonation umrauscht seinen Bug — der Fall wäre erledigt. —

Sehr verschieden sind die Formen der Detonationen. Manchmal, so in diesem Falle, kommt es überhaupt nicht zu einer Fontänenbildung; entweder liegt die Mine zu tief, oder ihre Sprengkraft ist aus irgendeinem andern Grunde herabgemindert. Dann wieder wirft die auffliegende Mine eine Wassersäule von dreißig und mehr Meter Höhe auf, die als große graue Wand erscheint oder, wenn die Sonne draufscheint, in allen Farben des Regenbogens funkelt.

Der Wettergott hat sich inzwischen auf seine Hausfrauenpflichten besonnen und den Nordwest ausgeschickt, daß er für das bevorstehende Osterfest den Himmel reinkehrt. Warm scheint die Sonne vom blauen Frühlingshimmel, klar und weitsichtig ist der Horizont, und auf dem blaugrünen Wasser schaukeln wir in der leichten Seedünung. Ich verspüre allmählich einen beachtenswerten Appetit, zu dessen Bändigung unser Chef der herbeigerufenen Ordonnanz einige halblaute Weisungen erteilt.



Minensuchboot auf Slip

Nach einer Viertelstunde sitze ich im Kartenhaus auf der Brücke vor einem geradezu schlemmerhaft duftenden Stück gebratener Schweinsrippe, »auf Minen serviert«, und köstlichen Bratkartoffeln, wie mein gütiger Wirt lächelnd sagt, »für den kranken Mann«! Vergessen sind die Beschwerden der Seekrankheit, vergessen sind auch die wohlgemeinten Ratschläge wegen Vermeidung fester Bedachungen oberhalb des eignen werten Hauptes: ich bin nur noch eifriger Genießer und weise den Gedanken weit von mir, daß meine Glieder im Verein mit der vor mir stehenden guten Gottesgabe die Symmetrie unsrer Kartenhausdecke unerwünscht stören könnten.

Unser Führerboot fährt zur Kontrolle der ihren Fortgang nehmenden Arbeiten sowie gelegentlicher Befehlsübermittlung hin und her, und wir kommen dabei auch wieder in die Gegend der ersten Minendetonation. Ein treibender weißer Gegenstand erregt die Aufmerksamkeit des Ausgucks und wird durch den Kieker als »toter Fisch« festgestellt. Wir dampfen näher heran, und die Deckswache ketschert einen durch die Sprengung betäubten wohl 25 Pfund schweren Kabeljau heraus. Unsre Dankbarkeit gegen unsern englischen Vetter kennt keine Grenzen; selbst die Mannschaft preist in hohen Tönen diese Uneigennützigkeit, der kein Mittel zu teuer ist, um unsre Tafel in dieser Zeit der allgemeinen Knappheit durch frischen Fisch zu bereichern. Unser Koch, an Bord »Smuttje« genannt, erscheint an Deck, prüft mit Sachkenntnis den betäubten großen Kabeljau, Messer und Beil treten in Tätigkeit und befördern den lebhaft protestierenden Meeresbewohner in ein besseres Fischjenseits.

Etwa zwei Stunden bewegen wir uns ziemlich auf dem gleichen Platz und beobachten den Fortgang der Arbeiten, während ich male. Wir sind im Streifen einer Gruppe, die wir herandampfen lassen, um ihr langsam Raum zu geben, als sie uns annähernd erreicht hat. Sie gleitet über unsern »Feldherrnhügel« hinweg, da melden zwei Boote: »Minen im Gerät!« Wie oft und wie nahe wir an diesen Minen vorbeigeglitten sind, ob es sich um Meterabstand oder Millimeter handelte, die zwischen unserm Schiffskörper und »den Grüßen aus England« lagen, das sind Fragen, die niemand beantworten kann. Aber Stoff zu einigem Nachdenken ist mir gegeben, und schließlich ist nicht zu vergessen: es wäre



Minenleger und Vorpostenboote im vereisten Hafen

u. a. auch schade um das schöne Kotelett gewesen, sowohl vor der Verspeisung als auch nachher. —

Der Abend zieht langsam herauf. Unser Chef beschließt, abzurücken. Es ergehen die üblichen Signale an die beiden Halbflottillen, die darauf die Suchgeräte einholen und auf Kurs gehen. Wir folgen langsam der vorausfahrenden Minensuchflotte, überholen sie schließlich und dampfen dann mit großer Fahrt durch den aufziehenden Abend dem Hafen zu. Glutrot versinkt im Westen die Sonne.

Der Wind hat ganz abgeflaut; die See ist zum Ententeich geworden. Nur die lange Seedünung, das letzte Überbleibsel des gestrigen starken Windes, hält die wie Öl wirkende Wassermasse noch in Bewegung. Neben uns, in einem gewissen Abstand, fährt unser begleitendes Torpedoboot. Es fährt jetzt nicht in unserm Kielwasser, damit, wenn ein englisches U-Boot die Gelegenheit zu einem Torpedoschuß auf unser Führerboot für günstig halten sollte, unser Begleitboot nicht gleichfalls in unser Schicksal verwickelt wird. Seit die Sonne weg, ist es wieder bitter kalt geworden. Einen Versuch, noch zu malen, muß ich gleich wieder aufgeben. Die Finger sind so verklamt, daß ich den Pinsel nicht mehr halten kann. Ich bin jetzt über zwölf Stunden ununterbrochen auf der Brücke und merke eine leichte Abspannung. Dabei haben wir gutes Wetter gehabt, und eine besondere Leistung ist von mir weder gegeben noch verlangt worden.

Aber ich bekomme doch eine Vorstellung, was es für den Kommandanten heißt, auf einem Minensuchboot oder einem andern Fahrzeug mit ähnlichen Aufgaben tage- und nächtelang ohne Ablösung den nervenaufreibenden, verantwortlichen Dienst zu versehen. Wie leicht liest sich das hinterm warmen Ofen oder an der gutbesetzten Frühstückstafel: »U x hat wieder 50 000 Tonnen versenkt«, oder: »Der Feind versuchte durch Minensperrungen für uns wichtige Verkehrsstraßen zu gefährden; die Sperren sind beseitigt« und ähnliche Meldungen. Welch eine Fülle von Gefahren, Arbeit, Todesverachtung und rücksichtslosem Einsetzen der eignen Persönlichkeit ist nötig, um diese scheinbar einfachen Erfolge zu erzielen!

Im Schein des letzten matten Tageslichtes steigt Steuerbord voraus die Nordseeinsel auf, in deren Schutz wir heute ankern wol-

len. Wir suchen und finden die Einfahrtstonne, noch eine Viertelstunde Fahrt, und die Maschinen stoppen, der Anker rauscht herab, unser Ankerplatz für die kommende Nacht ist erreicht.

Der Kabeljau gibt ein traumhaftes Nachtmahl! Rauentaler schmeckt vorzüglich dazu. Ich kann die Zusammenstellung empfehlen.

Ziemlich spät, gegen 11 Uhr, laufen unsre Minensuchboote ein. Mein Wohnboot kommt längsseit, so daß ich bei dem ruhigen Wetter bequem übersteigen kann. Dann sucht es seinen Ankerplatz auf, und ich krieche in die Koje.

Um 6 Uhr sollen die Minensuchboote auslaufen; ich werde auf unser Führerboot abgesetzt, und wir folgen dann der vorausfahrenden Flottille. Ein leichter Nebel, der auf dem Wasser liegt, weicht der aufgehenden Sonne. Alle Zeichen deuten auf einen schönen Tag.

Es ist Ostersonntag! Während unser Kiel durch die leicht gekräuselte See rauscht, läuten jetzt in der Heimat die Sonntagsglocken. Wir haben alles Land längst hinter uns gelassen; zuletzt grüßt wie ein ferner Nebelstreifen noch eine holländische Insel herüber. Nun ist auch sie unter dem Horizont versunken. Und rastlos peitschen unsre Schiffsschrauben das Wasser, rattern die Maschinen, sausen wir mit hoher Fahrt durch die weite endlose See: weiter, immer weiter nach Westen, dorthin, wo der Feind seine Sperre, seine am weitesten vorgeschobenen Schützengräben gebaut hat. Diese gilt es heute vollends aufzudecken.

Wir sind heute »allein auf weiter Wasserflur«! Unser Begleitboot hat eine kleine Maschinenhavarie gehabt und ist vom Chef frühmorgens nach dem nächsten Hafen in die Werft geschickt worden.

Unsre Brüder von gestern, die Torpedoboote, haben sich einer andern Aufgabe zugewendet. Aber unsre Kanonen sind geladen, und auf meine Frage: »Was tun wir, wenn uns der Engländer zu schnappen versucht?«, sagte unser Chef derb, aber richtig: »Dann hauen wir ihm eins in die Fratze.« Dafür bin ich ja auch zu haben, immerhin: unsre Boote sind englischen Kreuzern nicht gewachsen. Minensuchboote sind keine Kreuzer, sind ihnen weder an Größe noch Bestückung vergleichbar. Diese Gegend hat jedenfalls schon häufiger englische Kiele aller Größen gesehen, dafür sind ja letzten Endes die englischen Minen die besten Beweise.

Für mich hat diese Frage insofern einen Haken, als ich in Zivil an Bord bin. Dies Zivil ist zwar kein richtiges Zivil, das heißt vom Scheitel bis zu den Hüften bin ich in meinem Äußeren von einem friedlichen Bürger nicht zu unterscheiden, dagegen sind meine Beinfutterale kaiserlich, meine halblangen Dienststiefel eingeschlossen. Setzen wir nun den Fall, der Engländer kitscht uns, was wird er dann bei der ihm eignen Liebenswürdigkeit mit diesem halben Zivilisten aufstellen? Wird er den unteren Teil gefangen nehmen und den oberen erschießen? Mit dieser etwas gewaltsamen Lösung wäre auch mein unterer Mensch nicht einverstanden. Oder: nach »tapferer Gegenwehr«, wie es nachher in der Zeitung so schön heißen wird, sprengt er uns in die Luft, oder wir besorgen es selbst. Was Beine hat und noch schwimmen kann, schwimmt, getragen von dem freudigen Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und einer Schwimmweste. Nun kann der Engländer natürlich das Gesellschaftsspiel »Baralong« mit uns spielen, er kann aber auch mal anders aufgelegt sein und dem Rettungssport huldigen wollen. Was dann von mir noch aus dem Wasser guckt, wenn überhaupt etwas guckt, ist Zivil. Vielleicht spielt er dann mit diesem Teil meines äußeren Menschen ein Baralong-Solo. Während ich solchen und andern Gedanken nachhänge und mir heimlich, aber erfolglos den oberen Teil meiner Uniform an den Leib wünsche, um als ehrlicher Soldat »mang die andern« zu gehören, tönt erst leise, dann stärker ein fremdes Geräusch zu uns her. Von achtern auf kommen in mäßiger Höhe Wasserflugzeuge, und jetzt meldet auch der Ausguck backbord und steuerbord voraus je einen Zeppelin. Also Flieger- und Luftschiffsicherung, das ist allerlei! Die beiden Zeppeline stehen noch weit draußen, ein gutes Stück noch über unsre Minensuchboote nach Westen hinaus, und sind für uns nur wie ein Strich in Horizonthöhe sichtbar. Trotzdem scheint man uns schon gesehen zu haben, denn einer der beiden Lenkbaren nimmt Kurs auf uns zu, und nach kurzer Zeit ist sein Morsespruch an uns auf der Brücke bekannt.





»Ich hatt' einen Kameraden!« (Untergang eines Minensuchbootes)

Voraus sind inzwischen auch unsre Minensuchboote in Sicht gekommen. Wir holen sie ein und erreichen mit ihnen zusammen den gestrigen Arbeitsplatz. Die Suche beginnt genau an der gleichen Stelle, wo gestern abend aufgehört wurde. Schwimmbojen bezeichnen den abgesuchten Teil der See, so daß sich unschwer der Anschluß finden läßt. Der Vormittag vergeht unter fleißigem Arbeiten. Ich habe, nachdem wir in die Minengefahrzone eingetreten sind, auch meine Schwimmweste angelegt. Das Bewußtsein, alles getan zu haben, was ich zur Sicherung meines leiblichen Menschen tun konnte, ist mir eine Beruhigung auch bei dem Gedanken an Frau und Kinder. Schließlich beweist meine freiwillige Anwesenheit an Bord zur Genüge, daß ich kein Hasenfuß bin. Darüber hinaus mit einem besonderen und in diesem Falle durchaus unangebrachten Schneid zu kokettieren, halte ich für überflüssig. Ich würde mich am Grunde der Nordsee noch schämen, wenn es später hieße: er hätte gerettet werden können, wenn er keine langen Seestiefel, dafür aber eine Schwimmweste angehabt hätte!

Ich male leichten und zufriedenen Herzens, und die Arbeit geht mir flott von der Hand. Gegen Mittag bezieht sich der Himmel im Süden mit dünnen, mir aus früheren Fahrten wohlbekannten blaugrauen Wölkchen. Ich prophezeie für morgen schlechtes Wetter. Aber einstweilen strahlt noch die Ostersonne, und lustige Frühlingswolken segeln über den blauen Himmelsteil. Wir sichten voraus eine treibende Mine. Eins unsrer Minensuchboote hat sie beim Suchen losgerissen. Solche treibende Minen werden grundsätzlich durch Abschuß zerstört.

Wir nähern uns der treibenden Mine auf etwa 150 Meter, und der Chef befiehlt, sie mit dem Maschinengewehr abzuschießen. Bis dies geschieht, betrachte ich mir von der Brücke herab die Mine. Ich schätze sie auf etwa einen Meter im Durchmesser; sie treibt zu ungefähr einem Drittel über dem Wasser und ähnelt in diesem Zustand einem bauchi-

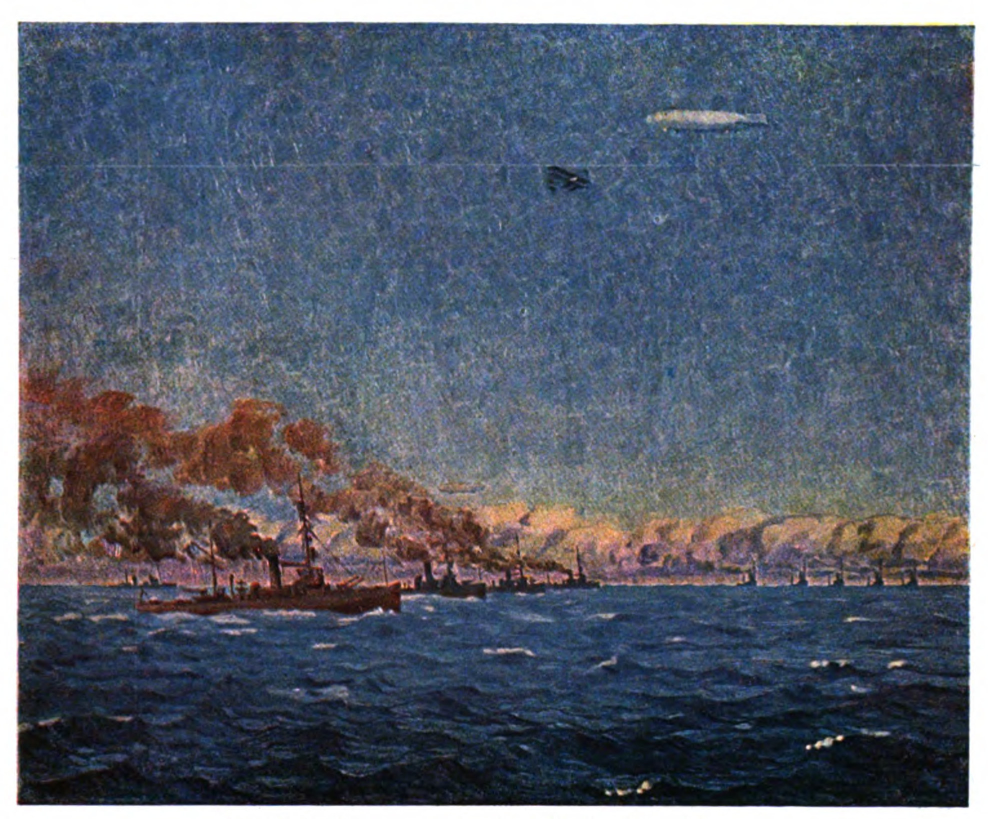
gen, kupfernen Teekessel ohne Henkel. Sogar der Deckel fehlt nicht und auf dem Deckel der Knopf. So wiegt sie sich äußerst harmlos, aber breit und behäbig in der leichten See, als jetzt unter mir das Maschinengewehr zu knattern beginnt. Die Treffer kündigen sich mit einem lauten »päng« an, während die Querschläger mit dem mir aus meiner Infanteriezeit bekannten sausenden Pfeifton abstreichen. Mir will scheinen, daß es ungewöhnlich viel Querschläger sind, die sich besonders dann einstellen, wenn das Ziel nicht getroffen ist. Vermutlich entstehen diese Querschläger bei der Berührung der Geschosse mit den Wellenkämmen. Inzwischen hat die Mine mehrere Treffer erhalten. Ich erwarte von Sekunde zu Sekunde ihr Auffliegen, aber sie beginnt zunächst nur leicht zu schwelen. Zudem sackt sie langsam, aber zusehends tiefer. Doch auch das Schwelen verstärkt sich, so daß sie kurz vor ihrem Wegsacken die größte Ähnlichkeit mit dem dampfenden Teekessel erreicht. Und sie versinkt tatsächlich wie ein Teekessel und gar nicht wie das, was sie doch ist: eine der höllischsten Höllenmaschinen der Neuzeit, und bringt mich dadurch um den Genuß der Explosion.

Nach den bisherigen Minenfunden zu schließen, haben wir es mit einer sehr unregelmäßig liegenden Sperre zu tun. Der Chef erklärt mir an Hand der Karte, in welche die einzelnen Funde stets sofort eingezeichnet werden, die Sachlage. Demnach verläuft die von uns festgestellte Sperre etwa in der vielfältigen Form eines zackigen Blitzes. Dem Kartenbild nach zu urteilen, haben wir scheinbar ungefähr die Mitte der Sperre bei unserm ersten Zufassen erwischt. Jedenfalls setzen sich die Minenfunde einstweilen nach beiden Seiten fort, und ein Ende ist auf keinem der Flügel bisher festzustellen gewesen.

Unter gewissen Voraussetzungen wird übrigens öfters davon Abstand genommen, eine solche Sperre restlos zu entfernen. Im Gegenteil sehen wir unserseits nicht selten die Tätigkeit der feindlichen Minenleger als in unserm Interesse liegend an und lassen gewisse Minenfelder ganz oder teilweise ungeräumt. Wo *unsre* Fahrzeuge der Minengefahr wegen nicht fahren können, ist auch den Kriegsfahrzeugen des Gegners das Fahren unterbunden. Wenn wir nur mit Sicherheit wissen, *wo* die Sperren liegen, können wir uns in manchen Fällen deren



»Helgoland steuerbord voraus!«



Zwei Minensuchgruppen bei der Arbeit mit Luftsicherung

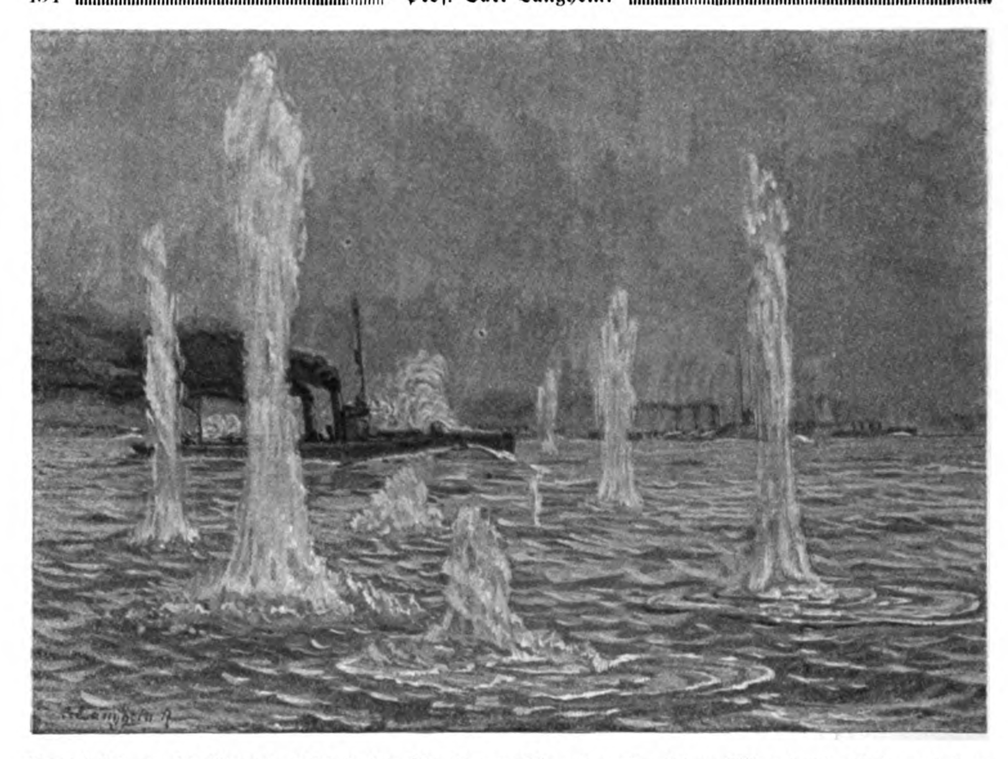
Räumung bis zur Zeit nach dem Kriege versparen. Was wir aber brauchen, und wofür unsre Minensucher in erster Linie immer wieder sorgen müssen, sind einwandfreie Durchfahrten durch solche Sperren. Wir brauchen — das ist die Hauptsache — für uns gesicherte Ausmarschstraßen für unsre U-Boote und Verkehrswege für unsre Flotte, wenn es gilt, unsern Vettern einen Besuch an ihrer Küste abzustatten. Solange unsre Gegner diese Straßen nicht kennen, sie daher nicht durch neue Minenlegungen verseuchen und dadurch auf längere oder kürzere Zeit verstopfen, ist alles in Ordnung.

Aus diesen kurzen Ausführungen ergibt sich ohne weiteres, welch wichtige Aufgaben den Minensuchern zufallen. Ohne sie und ihre aufopfernde Tätigkeit wäre unsre gesamte Schiffahrt, unsre U-Boote eingeschlossen, jedenfalls nur durch schwere Opfer an Gut und Blut für uns durchführbar. —

Bis ½7 Uhr wird gesucht, dann bestimmt der Chef den Abmarsch. Die Wasserflugzeuge haben schon den Kurs nach der Heimat genommen. Auch die Zeppeline ziehen jetzt ab. Wir dampfen mit großer Fahrt nach dem für unsre heutige Nachtruhe bestimmten Hafen von Emden.

Bei wundervollem Mondschein geht die Fahrt emsaufwärts. Der Wind hat tüchtig aufgefrischt. Dicke Wolken wandern über den Mond, der sich einen Schlechtwetter verheißenden Hof zugelegt hat. Gegen 12 Uhr treffen wir im Hafen ein und sichern uns einen Platz am Kai. Da unsre Minensuchboote, soweit sie gleich uns bunkern müssen, erst spät eintreffen, bringe ich die Nacht auf dem Schlafsofa in der Messe des Flottillenbootes zu und tue nach den Anstrengungen des Tages einen zwar nicht langen, aber tiefen Schlaf.

In aller Frühe beginnt die Kohlenübernahme. Das Wetter ist schlecht geworden: es stürmt, regnet und schneit abwechselnd und ist bitter kalt. Ich erbitte einen zweistündigen Urlaub, den ich zur Ergänzung meiner Farbenvorräte benutzen will.



Seegefecht am 28. August 1914 in der Nordsee zwischen dem deutschen Führerboot »D 8« und dem englischen Kreuzer »Arethusa« sowie englischen Zerstörern
Nach einer Bleistiftskizze von Kapitänleutnant Wolfram ausgeführt von Carl Langhein

Von der Stadt Emden bekomme ich auf diese Weise einen großen Teil zu sehen, freue mich an den alten, zum Teil wirklich wundervoll erhaltenen öffentlichen und privaten Bauten, dem herrlichen Rathaus, um das manche deutsche Großstadt das kleine Emden beneiden kann.

Durch allerlei Seitenstraßen mit stillen kleinen Bürgerhäusern erreiche ich schließlich den Hafen wieder. Da keine Elektrische zu sehen ist, nehme ich den Weg unter die Füße und komme pünktlich zur festgesetzten Zeit wieder am Kai an.

Inzwischen ist aus See Windstärke 8 gemeldet; Regen- und Schneeböen haben eher noch zugenommen. Der Chef beschließt, heute in Emden zu bleiben, da unter diesen Umständen an ein Arbeiten in See doch nicht zu denken ist. An Deck ist es denkbar ungemütlich. Die Mannschaft ist mit dem Bunkern fertig und macht jetzt »Rein Schiff«. Ich versuche vergeblich, irgendwo einen wind- und regengeschützten Winkel zu entdecken, von dem aus ich malen oder zeichnen kann. Es ist bei dem Hundewetter an Arbeiten nicht zu denken. Nach dem Essen mache ich es mir bequem in meiner Kabine auf meinem Wohnboot. Es gibt allerlei zu schreiben, das bisherige Studienmaterial zu sichten und das Malgerät für neue Aufgaben instand zu setzen. Da der Chef noch einen Abendgang mit mir in Aussicht genommen hat überhole ich zum Schluß aus Anlaß des Osterfestes meinen äußeren Menschen so gründlich, als es die Verhältnisse an Bord zulassen. Nach dem heute besonders früh angesetzten Nachtessen ziehen wir beide dann los, und zwar trotz dem schlechten Wetter zu Fuß. Trotz Regen und Schnee laufen wir wohl gute zwei Stunden in Emden herum. Mein Begleiter hat ein gutes Auge für alte und neue architektonische Kostbarkeiten und kann mir manches zeigen, was ich auf meiner Morgenstreife nicht zu sehen bekommen habe. Die Hauptstraßen der Stadt wimmeln trotz dem schlechten Wetter von Menschen: Mariner und kleine Mädchen, kleine Mädchen und Mariner.

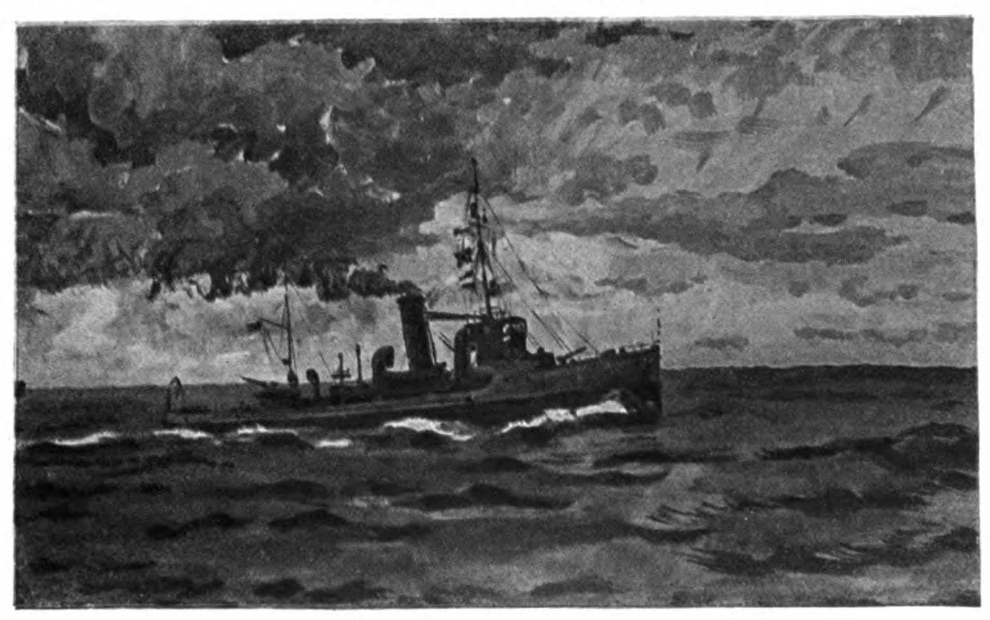
Unser Zeitungshunger läßt uns im »Goldenen Adler« landen.

Bald sitzen wir beiden hinter einem Berg

von Zeitungen, aber so viel Papier, so wenig steht für uns darin. Die Heeresberichte erhalten wir ohnehin pünktlich jeden Nachmittag durch Funkspruch, wie jedes deutsche Schiff, einerlei, wo es steht und welche Obliegenheiten es erfüllt. Da ist also nichts nachzuholen. Die allgemeinen Zeitungsbetrachtungen über die Lage lösen nur mäßiges Interesse bei uns aus. Über rein seemännische Dinge ist außerdem mein Gegenüber aus begreiflichen Gründen besser unterrichtet, als es die beste Zeitung augenblicklich sein kann.

Schon lange zwickt es mich, Näheres über das von unserm Chef gleich zu Anfang des Krieges den Engländern in der Nordsee gelieferte Gefecht zu hören, worüber er mir kürzlich in Helgoland einige flüchtige Bemerkungen gemacht hat. Wir sind so ziemlich die einzigen Gäste und sitzen in unsrer Fensternische vollständig ungestört. Beim Glase Bier und einer Zigarre läßt sich ein solches Seemannsgarn auch leichter spinnen, und so beginnt denn mein Begleiter:

Es war am 28. August 1914. Ein prachtvoller Spätsommertag. Wir standen draußen auf Vorposten. Die oft so rauhe Nordsee spiegelte sich ganz glatt und ruhig in der Morgensonne wie ein Ententeich. Das Führerboot, das frühere Torpedo-Divisionsboot »D 8«, das nun schon lange Hafendienst tut, pendelte friedlich auf seinem Posten hin und her. Mit steigender Sonne legte sich ein leichter Dunst über das Wasser, der die Sichtweite mehr und mehr beschränkte. Gegen 7 Uhr vormittags kam ein kleiner norwegischer Dampfer in Sicht, der angehalten, untersucht, und da unverdächtig, mit Segelerlaubnis für die Weiterfahrt entlassen wurde. Kaum hatte er sich etwas entfernt, als Kanonendonner neue Ereignisse in unsrer friedlichen Einsamkeit ankündete. Was war das? Schießübungen, die sonst häufig das Gebiet der Helgoländer Bucht erdröhnen lassen, waren heute doch gar nicht angesagt. Sollten das wirklich endlich einmal die Engländer sein? Oder vielleicht nur ein englisches U-Boot, das von deutschen Streitkräften angegriffen wurde? Inzwischen trafen Funksprüche ein, und bald sollten wir auch volle Gewißheit haben. Im Norden traten plötzlich Torpedoboote aus dem Dunstschleier heraus. Man sah das Aufblitzen der Geschütze, sah Aufschlagen von Geschossen, die das Wasser hochpeitschten. Es waren wenige deutsche Torpedoboote, die sich, heftig feuernd, vor einer Übermacht zurückzogen. Schon kamen auch ihre Verfolger in Sicht, ein kleiner Kreuzer und eine große Anzahl neuester Torpedobootzerstörer.



Minensuchboot auf der Heimfahrt



»Klar zum Gefecht!« hallte es über das Boot. Eilig stürzte alles auf seine Gefechtsstation. Der Maschinentelegraph klingelte an: »Dreimal äußerste Kraft voraus!« Jetzt galt es aus der alten Maschine herauszuholen, was möglich war, denn es mußte versucht werden, mit dem schwachen, langsamen Fahrzeug der Übermacht auszuweichen. Da kamen auch schon die ersten Granaten, die uns galten. Der Feind ließ von den schnelleren Booten ab und stürzte sich auf uns, das kleine Fahrzeug unausgesetzt mit einem wahren Granathagel überschüttend. Hei, wie die Dinger flogen! Vor allem die vielen langen, gelben des Kreuzers, wenn sie nach dem ersten Aufschlag aufs Wasser noch einmal einen lustigen Hopser machend sich in der Luft überschlugen. Fürwahr, ein seltenes Schauspiel! Unsre Feuertaufe. —

Ein Entkommen schien ausgeschlossen. Auf 5000 Meter hatte der Feind begonnen, uns unter Feuer zu nehmen; jetzt versuchte er mit seiner bedeutend überlegenen Geschwindigkeit uns abzuschneiden und einzukreisen. Unsre kleinen Kanonen feuerten, daß die Rohre heiß wurden, doch war die Wirkung der kleinen Granaten leider zu gering, wenn wir uns auch jedes Treffers auf den feindlichen Booten freuten.

Krachend schlug der erste Treffer, eine 15-Zentimeter-Granate der »Arethusa« — das war der kleine Kreuzer — in den vollen Kohlenbunker unsrer Maschine, ohne glücklicherweise das innere Schott zu verletzen. Es gab einen Stoß durch das ganze Schiff, wie bei einem schlechten Anlegemanöver im Hafen. Aber das Material hielt. Deutscher Stahl! Vier weitere Treffer folgten. Der letzte traf den Aufgang zur Kommandobrücke verheerend, leider dabei den Kommandanten, Oberleutnant zur See W., und mehrere Leute auf der Brücke und an Deck tötend. Durch ein Sprengstück wurde eine Dampfrohrleitung im Heizraum zerrissen, der Dampf strömte heraus und verhüllte unser Vorschiff, die Kraft der Maschine erlahmte. 40 Minuten waren wir schon im Gefecht. Zuletzt auf einen Abstand von 1000 Meter. Da kam Helgoland in Sicht und die »Frauenlob« zu unsrer Unterstützung von Süden heraufgedampft. Der Feind drehte ab, und wir waren entkommen. Langsam drehte sich noch die Maschine, den letzten Dampf der Kessel verbrauchend — einmal und noch einmal —, dann blieb sie stehen.

Hilfsbereit eilten jetzt von Helgoland einige Torpedoboote herbei und schleppten uns in den Hafen, ein schwerbeschädigtes Boot, die Besatzung arg zusammengeschmolzen. Glänzend hatte sie die erste Feuerprobe bestanden, und wenn auch brave Kameraden für das Vaterland gefallen waren, die andern schwer verletzt daniederlagen, stolz leuchteten doch allen die Augen, daß es ihnen vergönnt gewesen war, beim ersten Zusammentreffen dem Feinde die Zähne zu zeigen.

Dankbar schauten wir auf unser altes »D 8« mit dem gleichen Gefühl, mit dem der Reiter sein blutendes Roß liebkost, das ihn von einem heißen Patrouillenritte mit seiner letzten Kraft doch noch in die eigne Linie zurückgetragen hat.

Auch ein wesentlich kleineres Boot unsrer Flottille ward hart bedrängt. Der Kommandant dieses Bootes, ein hünenhafter Offizier, entdeckte unter den angreifenden feindlichen Streitkräften plötzlich auch aus dem Nebel auftauchend einen Kreuzer. Sofort gab er den Befehl »Toerst up den Groten!« und beschoß heftig, das Artilleriefeuer der andern feindlichen Fahrzeuge unbeachtet lassend, das große Fahrzeug. Da erhielt das kleine Boot einen Treffer in die Maschine, der es bewegungslos machte. Trotzdem wehrte sich der kleine Kerl mit seinem einzigen kleinen Geschütz tapfer gegen den großen Gegner, bis schließlich ein deutscher Kreuzer herankam und die Feinde verjagte. Dieser Kampf zwischen dem winzigen deutschen Kriegsschiff und seinem weit überlegenen Gegner ist einer der vielen Beweise für das wundervolle Draufgängertum unsrer Führer und Mannschaften.

Mein Begleiter schweigt und steckt sich eine neue Zigarre an. Dann blickt er in Gedanken verloren durch die halbverhüllten Fenster auf das nächtliche Hafenbild. Seine Gedanken mögen bei den Kameraden weilen, die einst Seite an Seite mit ihm gefochten haben, und die jetzt schon der Rasen oder die Wellen der Nordsee decken ...

Es ist spät geworden, als wir aufbrechen und uns auf den Heimweg machen.



Walther Petersen: Großadmiral von Tirpitz

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung in Düsseldorf vom Sommer 1917

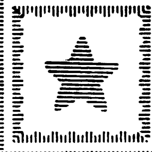
Aufnahme von Julius Söhn in Düsseldorf





Die Gemeinde der Freudigen

Eine Adventsgeschichte von Josef Friedrich Perkonig



Sankt Johann in Kärnten heißt die Gemeinde, von der diese Geschichte zu erzählen hat, und sie liegt als Dorf inmitten des lächelnden Dreiklanges von Wald, Wiese und Feld.

Die Natur muß in diesen Landschaften entbundener, gottnäher, reicher, kräftiger sein und ihre Wirksamkeit deshalb auch gesteigerter, durchdringender. Hier wurde sie noch nicht zu tausenderlei Zweckmäßigkeiten herabgewürdigt, und ihre Jungfräulichkeit ist zum Anbeten schön. Kärnten besitzt noch dergleichen trostreiche Ausruhepunkte, und sie sind verstreut gleich seligen Inseln. Einsamkeit ist Gottesgnade: das erfährt die Gemeinde Sankt Johann, und sie lebt unangerührt in sich dahin, wandelt sich in dem Wechsel des niemals ruhenden Bauernjahres, kostet alle möglichen Stimmungen durch und bleibt letzten Endes doch immer die Gemeinde der Freudigen.

Weithin über den Baumgemeinschaften, Halmansammlungen und Ährenreichtümern steht kein Dorf mehr im Grünen, Stillen. Die zu Sankt Johann sind die einzigen Auserwählten in den Einschichten.

Da mußten sie natürlich in sich selber stark werden, genügen einander in der Starrheit der Landruhe und haben sich dort zwischen den freundlichen Umgebungen eine feine, innere Heiterkeit gewonnen, mit der sie über dem Wandel der Tage regieren.

Diese frohe Harmonie in ihren Gemütern kommt von allen möglichen Einflüssen: von ständigem wunderschönem Ausblick in die weitaufgerissene Landtiefe, von überreicher Sonnigkeit der Gegend, von dem Segen des Bodens, dem bildsamen Wesen der Menschen hier, allmählicher Gemütsverfeinerung einander nachfolgender Geschlechter ... und von der Gnade des Himmels.

Allein die Leute sind dort nicht reich an Rede. Es scheint, als hätten sie sich gewöhnt, mit ihrem Schweigen die Ruhe zu heiligen, wie es Wald, Acker und Wiese auf ihre Art auch tun ...

Nur acht Häuser mit den dazugehörigen Tennen bilden Sankt Johann, und eine Kirche ist das Heiligtum des Dorfes. Von allen muß diese Geschichte handeln, aus jedem Haustor drängen einige Geschehnisse und strömen zusammen in dem Hohen Lied auf diese Gemeinde, die ganz nach ihren reinen, törichten, natürlichen Herzen handelt in ihrem Schmerze.

Der August Neunzehnhundertvierzehn bringt den Krieg. Kornschnitt und Heumahd stehen gerade im Bauernkalender, und die Musik der Sensen schwebt reich über Äcker und Wiesen. Diese Musik hat an Gesegnetheit und Wohlklang nicht ihresgleichen, und ihre heilige Harmonie heißt: Brot. Der Krieg stößt auch über die Bauerneinsamkeiten hin seinen begehrenden Ruf in die Soldaten, und zu Sankt Johann gilt er dreien: dem Jakob Wasserer, Thomas Schmautz und Johann Winkler. Sie rücken zu den drei Prachttruppenkörpern der Kärntner ein: Infanterie Nummer Sieben ... Landwehr Vier ... Feldjägerbataillon Acht ... Die sind in diesem Kriege zu drei nicht mehr auszusingenden Heldenliedern geworden ...

Die ersten drei Soldaten sind also aus dem nicht männerreichen Sankt Johann dahin. Beim Wasserer ist es der junge Bauer, der eine ungewohnte Ernte niedersensen geht. Bäurin und drei Kinder bleiben nun die Hüter des Hofes und horchen mit unruhiger Erwartung in den fernen Krieg hinaus nach dem Manne und Vater. Der haut sich bei Gologory, Grodek, Lemberg ganz nach herber, herkömmlicher Kärntnerweise, schreibt einen vollen Schwarm der blaßroten Feldpostkarten heim und ist dann auf einmal still, als wäre er weiß Gott wohin entwandert.

Indessen schwingt das Wassererweib die singende, glänzende Sense durch den heiligen Erntesegen; wie sie ihr Werk beginnt, betet sie drei gepreßte Vaterunser durch, bei jedem Schwadenschnitt eine Anrufung. Und dann senst sie, das Herz in sich verklemmt, tapfer in den Tag hinein.

Am Abend dann abermals drei Vaterunser als Ausklang: Gottvater zu Ehr' und Preis. Wieder aufgelöst je nach dem Sensenzug in einzelne Andachtsstückchen: Vater unser ... der du bist ... in dem Himmel ...



geheiliget werde ... dein Name ... Das ganze Gebet zerbröckelt, aber von Gott sicher angenommen.

Die Kinder stellen mit jubelnder Unbekümmertheit die goldenen Kornmandeln auf und bringen es, von Sorge unbestürmt, leicht zustande, über das wärmeüberrieselte Feld hin zu lachen.

Am Tage der heiligen Regina fliegt das linddustige Grummet in Heureihen. Der Lehrer, der die Dorfpostablage hat, bringt der Wassererin einen Brief. Sie erkennt seinen runden Reindlhut schon von weitem. Der Schulmeister solle so gut sein und den Brief vorlesen ... Es ist ihm wehreich zu Sinne, er möchte sich mit einer Ausrede sträuben, aber einmal muß es ihr doch gesagt sein: Sie müsse sich auf alles gefaßt machen.

Sei sie ...

Der verlegene Briefüberbringer nimmt seinen Hut ab; der Sommerschweiß hat die Haare zu Büscheln zusammengeklebt, während die Finger einige davon lösen, denkt sich der Kopf einen Umweg aus, auf dem man sanfter in eine verdunkelte Tiefe gelangen könnte:

Das Vaterland verlange Opfer ...

Wisse sie ...

Es könne jeden treffen ...

Glaube sie ...

Der Wasserer habe drei Finger der rechten Hand verloren ...

Blieben Gott sei Dank noch zwei ...

Eigentlich ... er hätte die ganze rechte Hand geben müssen ...

In Gottesnamen ...

Und ... und auch den linken Fuß ...

Da wird sie wohl still, und ihre Hand zuckt an der ruhenden Sense hin. Der Lehrer redet noch einigen begütigenden Trost, und dann ist sie wieder allein. Der Mann geht von ihr mit behutsamen Schritten über Gras- und Sommerkornstoppeln hin, als sei ihnen der Einlaß durch die Schuhsohlen nicht völlig verwehrt.

Die Kinder lärmen wie immer Jugendhalleluja, denn einige Roggenmandeln wollen auf den Nachbarfeldern durchaus nicht stehen.

Der Pfarrer hat letzten Sonntag eindringlich und zu öfterer Nachdenksamkeit gepredigt: Ohne Willen des Herrn wird niemand ein Haar gekrümmt, fällt nicht einmal ein Sperling vom Dache.

Und dem Wasserer nahm er gleich Fuß und Hand. Ihr Mann ist von jetzt an ein Krüppel, und Gott, der als gütig und gerecht geltende Herr, der als barmherzig Angebetete, Beräucherte, ließ es, wie die Pfarrerpredigt selber zugab, mit Wissen und Wollen, vielleicht mit Vorsatz, also kommen.

Es wird unsäglich bitter in ihr.

Sie schmeißt die Sense hin, daß sie auf einen Stein verwundert aufklirrt, und schreit: »Kinder, mir geahn hoam!« Als ob sie nimmer Kraft und Dauer fände zur Bauernarbeit dessen, dem der Leib ferne irgendwo so elend zugerichtet worden war.

Daheim verrichtet sie etwas Merkwürdiges: Sie löst den porzellanenen Weihwasserbehälter neben der Tür von der Wand, verhängt das derbgeschnitzte Kruzifix und entfernt das bestaubte Bild »Jesus mit den heiligen Wundmalen«. Dann sitzt sie schwermütig am Eschentisch. Fliegen summen vor Begier um den daliegenden angeschnittenen Brotlaib und werden durch keinen Ärger zerstreut, denn das Weib rechnet mit dem Herrn des Himmels ab und ist hinfort eine stumme, verbissene Arbeiterin auf den sommerbeschwerten Feldern ihres Mannes.

Rund im Kreise um Sankt Johann breiten sich die Äcker der Dörfler hin, und es ist hier ein unerloschener Brauch der Schnittzeit, sich über noch stehenden Ährenreichtum oder leergeerntete Stoppelfelder jubelnde Rufe zuzusenden, daß die Ruhe der Einsamkeit nicht allzu tief sei, sondern von lebendigen Stimmen durchdrungen werde. Es ist das eine jener Bewegungen in der Gemeinde der Freudigen, wie sie ihr eigens gestimmtes Gemüt notwendig macht, und die sonst nirgend gebräuchlich sind. Um die Wassererin und über sie fliegen auch diesmal die frohen Feldschreie; ihr Mund aber entläßt keinen mehr, ihre Sense jedoch ist die wütendste in allen Äckern.

Zu Allerheiligen kommt dann der Krüppel Wasserer heim. Das Weib, dem die Wangenknochen seit der letzten Zeit noch eckiger aus dem Gesicht zu stehen scheinen, empfängt ihn an der Schwelle, reicht ihm die linke Hand hin, daß er nicht gleich im ersten Augenblick seines Verlustes zu schmerzlich bewußt werden sollte, und sagt: »Daß du nur da bist.« Sonst nichts mehr.

Der nächste Tag ist Allerseelen, und so gegen die vesperliche Dämmerung hin ver-



langt der Wasserer auf einmal den geweihten Wachsstock.

Sie fragt ihn vor Verwunderung: »Was willst?«

»A Liachtl anstöckn.«

»Für wen?«

»Für 'n Schmautz.«

»Is er tot?«

»Ja.«

Der Wachsstock, der in vielen ornamentalen Windungen zusammengedreht ist und an der Seite Marias. Herz mit den fünf Schwertern trägt, wird von dem Weibe auf den Tisch gestellt.

Das goldgelbe, unruhige Wachslicht zuckt, als hätte es selbst eine arme Seele; jeden Herzschlag verrückt es neuerdings die Schatten des schweigenden Paares auf der hölzernen Zimmerdecke und beleuchtet fromm die stumme, verschluckte Trauer der starren Gesichter.

Aber erst am tiefen Allerseelenabend beschließt der Wasserer, zum Nachbar Schmautz zu gehen. Am Tage könnte er den Leuten nicht in das Gesicht schauen; jetzt sitzen sie dort in der Stube wohl nach dem Allerseelenbrauche im Dunkeln, um ein besonders andächtiges Vaterunser bemüht, und vielleicht glänzt in einer abgewandten Ecke der milde Schein einer kleinen Allerheiligenkerze.

Der alte Vater Schmautz hat seinen einzigen Sohn nach Galizien schicken müssen und ist nun mit der Schmautzin in beständiger verborgener Sorge um ihn. Der Abendbesuch bekommt nach untilgbarer Einbürgerung Brot und lindsüßen Apfelmost, bedankt sich, sitzt in Wehmut, Angst, Bitterkeit und wartet immer auf die unausbleibliche Frage, auf die er nur eine so unsagbar bedrückende Antwort weiß.

Endlich klingt sie auch von der Mutter Schmautzin leise und wie in ihrem Inneren noch zurückgehalten daher: »Bist mit unserm zammgwesn?«

»Faßt's enk, Nachbarsleut, den Thomale hat's derwischt.«

Ein Schrei und ein Seufzer gehen auf die Wanderschaft nach einem fern Zerbrochenen und der Erde brüderlich Einverleibten. Dann erzählt der Wasserer alles, was er von ihm weiß: und auch das Allerkleinste findet an diesem schwermütigen Totengedenkabend gehobene Bedeutung.

Der Wachsstock und die zwei Alten wachen die ganze stille, geheimnisreiche Allerseelennacht; jener zittert, als sei das Flackern über dem Docht der Ausdruck seiner Lichtseele; und die andern reden. Am nächsten Vormittag, es ist dritter November, tritt der Schmautz übernächtig bei dem Herrn Pfarrer ein; um die geröteten Augen trauern ihm dunkle Ringe, seine hohe Greisengestalt geht, als wäre ihr ein Schweres, Ungewohntes aufgebürdet, das mit scharfen Kanten in die Schultern schneidet ... Ohne umständliche Einleitung sagt er sich von seinem bisherigen Kirchendienst los, von dem er immer glaubte, daß er Gott wohlgefällig sei.

Er könne nicht mehr Mesner sein ...

Warum? ...

Es freue ihn halt nicht mehr ...

Aber, aber ...

Ja, es sei schon so ...

Der Schmautz habe plötzlich einen Rappel ...

Wenn der Tod vom Buben ein Rappel sei, gut, dann sei es halt ein Rappel ...

Das sei natürlich traurig, aber Gottes Wille gehe wunderbare Wege ...

Wer weiß, ob es überhaupt einen Herrgott gebe ...

So habe im Pfarrhaus noch niemand geredet, aber Hochwürden verzeihe ihm um des Schmerzes willen ...

Wenn auch nicht ... und die Achseln des verbitterten Mannes zucken einige Male in die Höhe.

Der Pfarrer ist nach solcher ungewohnter Gegenrede starr. Kann Schmerz denn also wandeln? Ja. Zeigte sich nicht an diesem im Leibe verhärteten Bauer ein merkwürdiges Kostgängertum des lieben Herrgotts? Der Schmautz hat sein langherkömmliches Mesneramt, das immer ein beneidetes Erbrecht seines Hauses war, mit seltsamem Trotz wieder in die Hände des Pfarrers gelegt.

Am Christtag fragt Hochwürden im Guten, Freundlichen beim Wasserer an, warum bei dem Weihnachtshochamt das Ehepaar nicht zu sehen gewesen sei ... Ihm hätte der Beinstumpf geschmerzt, und sie könne ihn nicht ohne Pflege lassen ... Keins aber sieht dem Pfarrer in die Augen.

Dann wird wieder Jahresjugend: Jänner. Der Schnee hat seine weißen Träume über das Land verstäubt, und in seinen milden Verzuckerungen spielt hold der kühle Widerschein der Sonne.



Da rennt einmal die Winklerin schreiend um ihr Haus herum, wirft mit ihren erregten Schritten den Schnee in zerstiebenden Wolken um sich und läuft dann alle Höfe zu Sankt Johann ab. Ihr Schmerz verlangt ungestüme Bewegung, Lösung und Verkündigung: In den Winkler ist eine Russenkugel gestoßen. Herzschuß. Geringstes Leiden. Dieses hat man ihr zum dürren Trost geschrieben. Es sei sogar möglich gewesen, den Winkler in einem Karpathenfriedhof zu begraben.

Ob Friedhof oder nicht: tot sei tot.

Sei das Leben, das man von Gott empfangen haben soll, denn überhaupt etwas wert, wenn es so eine kleine elende Kugel in einigen Augenblicken zerschlägt? ...

In zwei Höfen bekreuzt man sich nach dem halb wahnsinnigen Weibe. Es läuft wie die leibhaftige Sorge toraus und torein, ihre Haare sind gelöst und zerwirrt, die Bluse nur mit einem Knopfe zugehakt, und heraus sieht eine mattgelb lederne Haut ...

Zu Lichtmeß sendet Sankt Johann wieder zwei in den entsetzlichen Krieg hinaus: den Philipp Moser zum Landsturm, den Blasius Schrei als Pfleger in ein Spital. Und damit haben nun fünf Häuser dieser Bauerngemeinschaft dem Kriege schon fünf Geschenke gespendet.

Der vierte übt sich in den schaurigen Mitteln der Grausamkeit, der fünfte in den seligen der Mildherzigkeit; weit über Sankt Josefi hin, das ist laue, vom Frost sich erlösende Märzmitte. Dann muß der Moser mit seinem Bataillon in die noch schneeübervollen Karpathenwälder; der gesunde, feste, zähe Bauer aber, der in seiner herrlichen, von Einsamkeit und Mühseligkeit erzogenen Geduld Besitzer wunderbarster Pflegereigenschaften ist, wird den Todwunden zugesellt und probt an ihnen das Talent seiner Güte.

Daheim zu Sankt Johann bekränzt der Laubwinder Frühling die Landschaft, spielt nach alljährlicher Regel des Ordens vom beseligten Sankt Mai den innigen, tröstlichen Erwecker und löst die Starrheit der Ackerschollen in gläubige Erwartung. Es ist Beginn jener Zeit, in der sich an allerlei feinen Fällen zeigt, warum diese Menschensammlung Gemeinde der Freudigen genannt zu werden verdient.

Um Mariä Verkündigung, da die Schwalbenankunft zu einem hübschen, bang herbeigewünschten Märzglück wird, hängt aus diesem Anlaß über den nun immer geöffneten Türen ständig einiges frohlockende erste Laubgrün, gleichsam als Vogelbegrüßung, denn in solchen Landstillen schätzt man jegliches Geschöpf tiefer und befreundeter als anderswo. Am Verkündigungstage Neunzehnhundertfünfzehn aber prangt fast nirgend das zarte Türgrün, die Gottesgesandtschaft der Vögel wird nicht gefeiert.

Am Palmsonntag zieht zu Sankt Johann alljährlich eine Prozession ein; rotseidene Wallfahrerfahnen mit goldenen Quasten und frommen Bildern bauschen sich rund in jedem Osterhauche, gottesdienstlicher, gelind beizender Weihrauch umqualmt die saftdrängenden Obstbäume am Wege. Nach dem Kircheneinzug, über dem die Orgel wie mit geweihten Stimmen Frohlockung braust, wird im jubelnden Tedeum laudamus Gott angerufen.

Die Palmenwallfahrt muß an dem Winklerhaus vorüber. Daneben steht ein gemauerter Bildstock mit einer leeren Nische, die als Spende eines Gläubigen einen kleinen Steinheiligen erwartet. Dieses Wegkreuz hat die Winklerin sonst immer mit wunderschönem Schmuck geputzt: feinem, wachsglattem Buchenlaub, Krokus mit sanfter Lilablüte, ja mit frühen Goldprimeln. Die Prozession wallte dann überrascht, beglückter an dem Frühlingsaltar vorbei, an dem Frauenhände eine so gefällige, anmutige Verrichtung vollbrachten. Nun aber: am Neunzehnhundertfünfzehner Palmsonntag steht das Kreuz grau, vom Regen verwaschen, ohne jegliche Blüte, wie gemieden. Sogar die Andacht der Osterwallfahrer wird dadurch einige nachdenkliche Augenblicke lang gestört. Und die Winklerin schließt sich diesmal nicht an die Beterschwärme an, wie sonst, mit gelbseidenem Kopftuch, gesteiften, abstehenden Röcken, die rissigen Bäurinnenhände vom Rosenkranz überperlt. In der Karwoche hat der Wasserer für die nie erlöschenden Festtagsereignisse gesorgt: Böller, Pulver, Lunten, glutreichen Osterbrand, überhaupt für frohe Osterbräuche, deren Reichtum und Vielfalt unabsehbar ist, und ohne die man sich eine Auferstehungsfeier zu Kärnten gar nicht denken kann. Als Krüppel aber schlägt er es dem Pfarrer mit der Bitternis ab: er habe sich die Ruhe mit der Hingabe des Glückes und einer über-

mäßigen Opferung wohl verdient. Und so hat Sankt Johann selten stille Auferstehungszeit, denn auch des Wasserers sonstige Osterbrauchgehilfen sind fern: der junge Schmautz im Himmel und der Moser beim Landsturm.

Das Frühjahr fordert Erdumbruch und Getreidesaat. In diesen Ausstreutagen erneuern sich in der Gemeinde ständige Anbaugebräuche: von Hof zu Hof tauschen sie sich einigen Getreidesamen aus, und das bedeutet in einem prachtvollen Sinnbilde die Liebe zu inniger Gemeinsamkeit, deren bestes Genügen da eben heißt: Ist meine Saat gut, soll es auch deine sein ...

Sie singen beim Anbau, wo sonst die Säer in andern Gegenden schweigend, ja schwer ernst über die Erde hinschreiten ...

Sie schreien sich manchmal herzliche Verständigungen zu ...

Ackern einer dem andern einige Furchen ...

Kommen am Abend zusammen und beten in einer dunkelnden Stube einen Rosenkranz ...

Gehen gemeinsam mit Weib und Kindern an den Äckern vorüber und beten Segen herab, und dergleichen Gebräuche mehr ...

Singen und Anrufen sind diesmal verstummt, beim Dämmerungsrosenkranz fehlen einige, und zu dem Feldergebet finden sie sich überhaupt nicht zusammen. Der Wasserer, der hinkend die Saat wirft, denkt trotzigen Gleichmutes über den Segen: Wie's will!

Vom Säen fort wird die Frau des Blasius Schrei dringend in das ferne Stadtspital gerufen. Sie glaubt nicht anders, als daß ihr Blasius, der sich als halber Dorfweiser nach dem jährlichen Wandel von Schneeschmelze, Föhnstrich, Auftauen und Erdrauch jedesmal eine geänderte Arbeitsart bildete und dem Fruchtertrag stets nachzuhelfen trachtete, über die Frühlingssaat zu reden habe. Sie fährt nach endlosen Erkundigungen ganz beruhigten und auf Erwartung gestimmten Herzens zu dem Manne, fragt sich im Spital mühsam durch und trifft den Blasi im Sarg.

Da wird sie blaß und glaubt sich in einem bösen Traume. Das allzu wärmende Kopftuch bindet sie sich los und rührt sich dann unendlich lange nicht, bis der Soldat, der ihr Begleiter ist, ein Tröstliches sagt, an dessen unbeholfener Behutsamkeit sie in das Leben zurückfindet.

Eine sehr verzagte, unsichere Stimme beginnt den Soldaten zu fragen:

Ob das denn wirklich der Blasius Schrei sei? ...

Ja ...

Von Sankt Johann? ...

Ja ...

Sie schüttelt in einem rührenden Unglauben den Kopf, sie ist ganz hilflos, wie aus allen Zusammenhängen gelöst.

Ob er denn wirklich tot sei? ...

Tot! ...

Warum? ...

Lungenentzündung ...

Ob er gelitten habe? ...

Nicht lange ...

Ob der Soldat ihn gekannt habe? ...

Gut ...

Da wickelt sie aus dem färbigen Bauerntüchel, dessen vier Ecken in Knöpfen zusammengebunden sind, Brot, Speck, eine kleine Flasche Säuerling-Branntwein, der aus Obst gebrannt wird, und auch einige trockene Blumen. Wie hat sich doch deren Bestimmung in wenigen Stunden gewandelt: von einer Herzensfreude für den das Bauernland Entbehrenden zu einem allerletzten Gruß der Heimat.

Das andre aber schenkt sie dem Soldaten, der Blasi begehrt keine Speise, keinen Trunk mehr, und mit diesem Geschenk, das ihr die traurige Entäußerung noch näher dem Bewußtsein bringt, drückt sie sich den Dorn des Wehs erst recht tief ins Herz.

Bis zum Begräbnis hält sie schweigsame Wache bei dem toten Manne und teilt sich daheim dann in den Frühlingsanbau und in einfältige Durchforschung der Gründe dieses Lebens.

Zu Pfingsten dann rührt sich der Wellisch, wie der Italiener in Kärnten geheißen wird. Da ist es im ganzen Lande, wie wenn der Wind im ersterbenden November noch einmal mit der frohlockenden Macht des Sommersturms in trockenes Buchenlaub fährt und die verdorrtesten Blätter am liebsten auf vergnügliche Fahrt wirbelt.

Zu Kärnten steht alles zurückgebliebene Mannsvolk auf, bereit, sturmvoll, aufgewühlt, gleich dem heiligen Landsturm von Achtzehnhundertneun, und mit den freiwilligen Schützenschwärmen, die sich selbst zur zürnenden Heimatwache erheben, ziehen aus Sankt Johann dahin: der Lehrer, der alte Weiß-

kopf Winkler, der Silberer und zwei Knechte.

Und mit ihnen hat jedes Haus jemand ausgesandt. Die kleinen hübschen Feste aber werden nicht mehr gefeiert: Wiesenbesuch zu Pfingsten, während dessen manche Hand sich liebkosend um ein dünnes, samtiges Büschel Grashalme schloß, inniges Häuserschmücken zu Fronleichnam, gegenseitiges Einladen zu kleinen Sonntagsschmäusen, hochfreudiges Johannisfeuerbrennen, eine gemeinsame Wallfahrt zu einem fernen Landgasthause am Mariä Himmelfahrtstag und eine Prozession nach Bergflorion ...

Der Johann Moser ist in Galizien verschollen, und den Silberer hat in den Karnischen Alpen eine wütende Steinlawine erschlagen. Um Mariä Geburt wird der alte Winkler vom Landsturm heimgeschickt. Die kalten, grausigen Bergnächte haben ihn zu einem lebendigen Elend zusammengedrückt: er spuckt Blut. Die Winklerin aber bleibt diesmal still, als mangle ihr zu neuerlichem Wahnsinn schon die Kraft.

Die Wassererin schneidet wieder heiliges Korn und klingelt mit dem Wetzeisen aus der Sense das Lied von Arbeit und Brot. Ihr Mann, der das Ernteeisen nimmer halten kann, schaut wehreich in die Halmfülle, und sein Krüppeltum brennt ihm im Herzen wie nie, als steche ihm jeder Strohhalm, der nicht unter seinen Händen bricht, einzeln einen Schmerz in seine Untätigkeit ...

Da sich nun alle Betrübnis, so unendlich seltsam gesammelt, über dieser einen Gemeinde gehäuft hat und der Pfarrer die Menschen um sich durchrungen sieht, redet er von der Kanzel in einer aufrichtenden Predigt über Matthäi Evangelium, Kapitel 22, das von dem größten Gebote handelt, und er denkt an Drangsal und Beschwerden: Sie sollten sich nicht abquälen, denn Gott allein sei die Quelle und seiner Weisheit und Güte kein Ende. Ihm zu dienen, auch in Schmerzen und Heimsuchung, sei Glück, dessen Segen sich wirksam erweise bis in das siebente Glied.

Und damit ist nun allen Herzen, die da bedrängt sind, die Richtung zur Quelle des Wehes und Übels gewiesen: Gotteswille. Ihr Rechtsgefühl ist rührend einfach, es kennt nur gerade Verhältnisse: Wert gegen Wert; in dem Falle dieser Gemeinde Gottes Dienerschaft gegen Gottesgnade.

Da sie zu Sankt Johann gegenseitig und trostbedürftig von den Begebenheiten reden und sich an diesem Erinnern stets neu aufwühlen, leibet immer mehr ihr Glaube, denn sie fühlen sich als fromme, gottverehrende Gemeinde nicht belohnt, und Geschehnisse wirken tausendfacher als Worte desjenigen, durch den sie Verbindung mit dem Himmel haben.

Alljährlich am Rosenkranzfest, das in den Beginn des Oktobers fällt, hielten die zu Sankt Johann Prozession in die Felder hinein, zum demütigen Danke für die Gaben der Sommererfüllung. Die rote Seidenfahne blähte sich mit beinah weltlicher Beweglichkeit in der Oktobersonne, der gestickte Ornat des Pfarrers glänzte silbern in der sanftblauen Weite, und der dumpfe, eintönige Klang der Betermenge stieg zum Himmel. Diesmal kommt allein ein Häuflein Leute aus der Umgebung. Sankt Johann hat die Ackerprozession völlig vergessen.

Sie grollen im stillen Gott.

Am zweiten Adventsonntag hält Hochwürden seine letzte Dorfmesse, denn er ward als Feldkurat zu den Soldaten gerufen. Das Sonntagsevangelium ist Lukas, Kapitel 21: Es werden Zeichen geschehen ... Und der Pfarrer redet den vergrämten Menschen abermals von der oft merkwürdige Wege wandelnden Güte Gottes, die jeden mit Prüfungen heimsuche und sein Herz probe, ob es weit und würdig sei, die seligen Harmonien der Himmlischen zu empfangen ... Und sie beugen sich unter den Kanzelreden wie Gräser, über die der Sturm weht; nur auf die Dauer der Einwirkung.

Nach diesem Dezembersonntag hat die Gemeinde keinen Pfarrer mehr, nur jeden zweiten Sonntag soll der dorfnächste Priester mit ihnen Gottesdienst feiern.

Und nun ereignet sich seltsame Wandlung in ihren Gemütern, als seien ihre Herzen erst nach dem Auszug des Pfarrers gelöst.

In einem Holzschlage hat der Wasserer, als er den Wald schlug, in der Wegnähe einen wunderschönen Baum stehen gelassen, nicht als Überständer oder Samenstreuer, sondern weil er vielleicht im Zusammenbrechen ein Waldkruzifix erdrücken könnte. Nun, im schneereichsten Winter, haut er den Baum um, der im Fall wirklich den Waldheiland zerstört ...

Das alte Schmautzpaar hat sonst vor den



Weihnachtsfesten der Kirche ein Bund feinster Wachskerzen gespendet, diesmal tut es nichts dergleichen ...

Die Silberer schenkten einen weißen, milden Meßwein, heuer trinken sie ihn selber...

Die Winklerin wusch, stärkte, bügelte Altartücher und Chorhemden. Sie redet sich auf die Pflege des alten Winkler aus, und die Seife werde für eine armselige Witwe zu teuer.

Die Moserleute und die Schrei gaben reiche Opfer hin, als stofflichen Ausdruck ihrer Gottesanbetung und Heiligenverehrung. Moserin und Schreibäurin vergessen darauf.

Ist es möglich, daß diese fromme, im Innersten durch eine vereinzelte Begnadung freudige Gemeinde derart verzagen und verhärten kann?

Ja. Denn da sind einmal die wunderlichen Einwirkungen der Einsamkeit und dann die Talente der Versonnenheit, daß in ihrer kindlichen Einfalt der Glaube zu leiden beginnt, denn er ist reiner, verwundbarer, törichter als anderswo und zu solchen überstürmenden Zeiten unendlich leicht beredet. In diesem Advent machen sich die Wehreichen viele Besuche. Vor allen andern zweifelt natürlich der Krüppel Wasserer, der in den schrecklichen Schlachten gelegen ist, am meisten an Gott. Er hat eigentlich auch einen Schuß in das Gemüt bekommen.

Wie dem Herrgott am besten zeigen, daß man ihm nicht mehr innig angehört? Getrotzt müsse ihm werden.

In der Christnacht, in der heiligen Heilandsgeburtsstunde, deren Andacht sich sonst kein rechter Christ entschlägt, die Kirche meiden! Gut!

Die zu Sankt Johann stimmen mit dem Wasserer überein und genießen sieben Tage lang das wühlende Gemisch von Trotz, Angst, Schadenfreude, Schmerz und Grauen über diesem heidnischen Gedanken, mit dem sie reinliche, alles beendende Abrechnung zu halten glauben: Gott, du überludest uns mit Leid ... Wir künden dir Frommheit und Anhang ...

Eine Stunde vor der Christmette ist die linke Seite der Kirchenbänke leer, die denen von Sankt Johann allein bestimmt ist, denn sie sind die Erhalter der Kirche. Rechts sind die Einschicht- und Waldbauern zusammengepfropft; sie starren selig in das tröstliche Wunder der kerzensilbernen Kirche und scheu, verständnislos zu den leeren Bänken. Zu Sankt Johann ist keine Scheibe mehr lichtbeglänzt, sie scheinen die Erlösernacht wie einen andern Abend hingehen zu lassen; und doch schläft niemand.

Der alte Schmautz steht am dunkeläugigen Fenster. In ihm wirkt tief die seltsame, unbeschreibliche Stimmung dieser an heiligen Ereignissen reichen Nacht. Die Kirche sieht er ins Ungewisse, Abendverschwimmende ragen. Flimmert nicht auf der Turmspitze ein zartes Fünkchen? Es ist ein Stern der unerreichbaren Nachtferne. Ein Stern ... Und mit einemmal wird in dem alten Menschen lebendig die Legende der Weihnacht: Hirtenanbetung, Gloria der Engel, Glück der jugendlichen Feste, innigere Gemeinschaft der Familie. So wird ihm über dem großen Schmerze die gedankenbildende Nachtstimmung zur Versöhnung. Der Schmautz wendet sich zu seinem Weibe um und bekennt die Wandlung: »Ziag di an ... Mir gehn in die Möttn ...«

Die erlöste Seelenbewegung der Frau drängt sich nur in einen heimlichen, vom Manne gar nicht bemerkten Ausdruck: sie nimmt den Rosenkranz und hält ihn einige Augenblicke derart liebkosend zwischen den beiden hohlgeschlossenen Händen, als erwärme sie gütig und hoffnungsvoll ein erfrorenes Vöglein: dann empfängt beide die Heilandsnacht.

Vor ihnen schreitet jetzt im frostigen Schnee jemand hastiger aus, als wollte er nicht eingeholt und nicht erforscht sein. Aber Schneenächte sind licht, verräterisch, und hinter der Silbererin, als die die Enteilende erkannt wird, gehen auch zwei Bekehrte, die dankbar sind, schweigen zu dürfen.

Tief gebeugt sitzt in seinem Kirchenstuhl schon der alte Winkler; er umklammert den Rosenkranz, als wäre er ein Stutzen. Mit ihm haben es die Gedanken der Versöhnlichkeit leicht gehabt, denn seine Einsamkeit, sein himmelnahes Alter fordern fromme Fülle: aus Trostbedürfnis und aus Angst, es könnte ihm nimmer vergeben werden, aber wie er die Betschnur herb umfaßt, das sagt: Herrgott! Liebe kannst du nach allem von mir nicht mehr fordern, aber Respekt ... Respekt ...

Die Schreibäurin und die junge Witwe Winklerin sitzen schon den ganzen grauleuch-



tenden Abend schwesterlich beisammen. Jede tastet geheim an das Herz der andern und schämt sich doch, zu sagen, wie notwendig sie in dieser Nacht, in der es die Engel am geschäftigsten haben, zur Ablenkung und zur Erbauung die kerzenerleuchtete Kirche brauchen.

Mit allen möglichen Reden haben sie sich schon darüber hingetäuscht, und wenn sie einmal schweigen, empfindet jede die Hoffnung, nun sei die andre aus dem Trotz der Verbitterung erlöst und milde gestimmt für die werbende Stimmung des Abends. Und jedesmal beginnen sie dann wieder mühsam die Litanei ihres Truges von vorne.

Aber der Abend wird gesättigt vor schwerem Dunkeln, das wie tieffarbener Wein über Landschaft und Menschen tröpfelt. Nun sehen die beiden Frauen einander nicht mehr, und dieses allmähliche Entdämmern, in dem sich jede dieser Verhaltenen so glaubt, als wäre sie ganz allein, bildet aus sich ein Gespräch:

Wie viele Soldaten dächten in dieser Nacht heim ...

Ja. Und wie viele auch nicht mehr. Überhaupt nie mehr ...

Dieser Krieg ...

Diese Trauer ...

So viele Totenvaterunser seien wohl zu keiner Weihnacht noch gebetet worden ...

Sie könnten für die Ihrigen eigentlich auch eins beten ...

Warum nicht ...

»Vater unser, der du bist in dem Himmel ...«

Die Stimme der Schreiin tönt um eine dunkle Quart unter jener der Winklerin. Nach dem Amen aber ist es, als hätten während des Gebets ihre Herzen jenes Gespräch zu Ende geredet, bis zu der seligen Weisheit: »Ehre sei Gott in der Höhe«, denn sie gehen, schweigsam und doch wie nach Worten einverstanden, den Weg dieser christlichen Nacht.

Der uralte Schneekopf Moser, dessen Sohn verschollen ist, sitzt starr auf der gewärmten Kachelofenbank. Seltsamerweise steckt ihm heute der Schmerz nach dem Nimmerkommenden im Halse, und er spürt, wie das Blut im langsamen Gleichmaß daran vorüberklopft. Die ewige Güte des Heilandes mahnt dauernd von dem Wandkruzifix in die abendgefüllte Stube. Der Moser tritt wirklich gleich darauf zum Kirchgang in die Schneeluft hinaus, aber wie er aus der Wohligkeit in die leis brennende Winterschärfe kommt, schlägt neuerdings Trotz über ihn, er bereut und geht zurück. Daß ihm nun die stumme Frage des Gekreuzigten nicht erreiche, entzündet er kein Licht und schneidet sich zur Ablenkung ein Stück Brot vom frischbackenen, duftenden Laibe.

Allein er rechnete nicht mit der gehobenen Wirksamkeit stillen Dunkels. Seine Sinneswahrnehmung dreht sich freilich nur um das Brot, das er fühlt, riecht und dessen Geschmack ihm wohltut, aber seine Gedanken werden die ewige Reihe zurückgeführt, an deren Ende ohne Zweifel Bekehrung steht, jene heilige Reihe: Brot ... Korn ... Arbeit ... Sonne ... Regen ... Segen ... Gott ...

Dreimal denkt sie der widerstrebende Moser durch, einverleibt sich das letzte Stückchen Brot, ehe er Christsucher wird.

Und nun ist nur mehr der Wasserer und sein Weib daheim, die ihren Trotz unbeugsam und gerecht glauben. Hören sie Menschen im singenden Schnee draußen gehen, räuspert er sich wie im Hohn; je versunkener und stiller die Nacht wird, desto gewisser erstarkt die Kraft der Gottesabgewandtheit des Paares. Die würgenden Gedanken der Stille können ihnen nicht zur Einkehr werden.

Aber es bricht an die gottvolle Gesangsstunde der Christglocken. Bei ihrem wohltönenden Anlaut hämmert ein Schreck durch den Wasserer. Sein Herz wird unruhig und unsicher; er bleibt inmitten von machtreichen Glocken. Er möchte wieder Stille, der er sich mit seiner Bitterkeit gewachsen fühlt, er greift zur Stärkung an Arm- und Beinstumpf, aber hört neben sich sein leise weinendes Weib.

Er hätte dem Schweigen leicht und höhnisch vor Leid widerstanden, ihn überrangen die geweihten Zungen der Nacht ...

Sie beten zu Sankt Johann durch die Christmette um willen der Bekehrung mit gebeugteren Häuptern als sonst; wie Wachs von Kerzen tropft die Verhärtung aus ihren Gemütern, und der Stimmung dieser Nacht ist einzigartig eröffnet die Gemeinde der Freudigen.





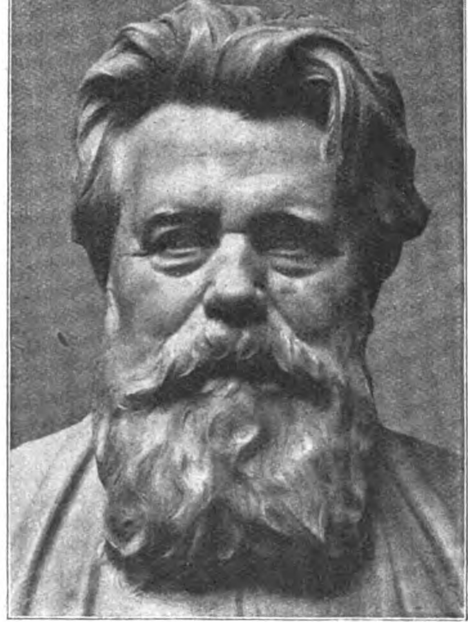
Goethe in der Campagna

Adolf Donndorf

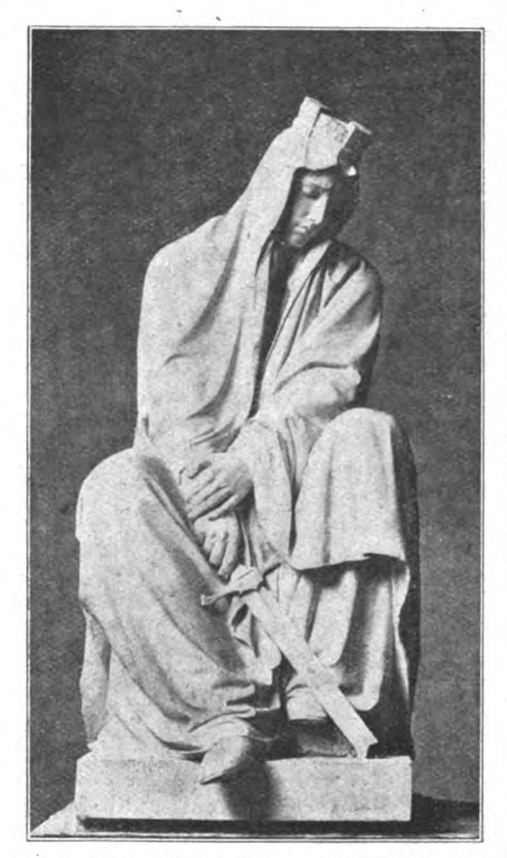
Zur Wiederkehr seines Todestages
Von Paul Alfred Merbach

Als der letzte schöpferische Vertreter einer abgeschlossenen Periode deutscher Plastik ist am 20. Dezember 1916 Adolf Donndorf in Stuttgart gestorben. Er bildete mit Johannes Schilling, und Reinhold Begas eine Einheit künstlerischen Wesens und Werdens, die in Christian Rauch und Ernst Rietschel Lehrmeister und Vorbild, Muster und Ahnherrn hatte.

Hauptsitz und Ausgangspunkt der deutschen Bildhauerei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war Berlin gewesen; hier hatte trotz allen Einflüssen und Wirkungen, die von dem »nachgeborenen Griechen« Thorwaldsen von Rom her ausgingen, Schadow einen maßvollen Realismus germanischen Gepräges vertreten, den sein Hauptschüler Rauch von innen heraus in seinen Bildnisgestalten zu beseelen wußte. Rietschel hat dann die Kunst des Meisters nach Dresden verpflanzt, ihr den preußischen Charakter und Inhalt genommen und ihr dafür einen christlich-romantischen Einschlag gegeben; seine außerordentliche Individualisierungsgabe übernahm nun Donndorf als Erbe, machte sie sich mit den Mitteln seiner Fähigkeiten restlos zu eigen und gab dieser Kunst mit einem reichen Schaffen in



Selbstbildnis Adolf Donndorfs



Die trauernde Magdeburg vom Wormser Luther-Denkmal

Süddeutschland, in Stuttgart, einen Mittelpunkt.

So sehr sich hier also eine Entwicklungslinie in Technik und Auffassung plastischer Aufgaben erkennen läßt, so ist doch das 19. Jahrhundert mit seiner starken, fast einseitigen Vorliebe für die Schöpfungen der Malerei dem Werden und Bestehen von Schulen auf dem Gebiete der Bildnerei nicht günstig gewesen. Die genannten großen Bildhauer und Erzgießer schufen ohne eine dauernde Nachwirkung, das heißt: es fehlten Plastikerschulen mit scharf ausgeprägten, durchgeführten und befolgten künstlerischen Grundsätzen, wie sie im Zeitalter der Renaissance sich ebenso um führende Männer gruppierten, wie es in der Gegenwart zum ersten Male wieder bei Adolf Hildebrand in München der Fall gewesen ist. Auch Donndorf vermochte nicht oder verschmähte es, in seiner vierzigjährigen Stuttgarter akademischen Lehrtätigkeit den Schülern seine Art einzuprägen, wenn wohl auch bei einer stattlichen Jüngerzahl die Züge der Art und Kunst des Meisters gelegentlich hier und da zu erkennen sind. So steht Donndorf mehr am Ende einer inneren Entwicklung plastischen Ausdrucksvermögens und Könnens, als daß er selbst ein lebendig weiterwirkendes Glied einer schulmäßig bewußten Überlieferung gewesen ist.

Wie Rietschel stammt Donndorf aus sächsischen Landen; Wert und Fülle seines Lebenswerkes ist ein schönes Beispiel dafür, daß eines Künstlers beste Kräfte im Heimatboden wurzeln, und es erscheint nur als ein äußerer Ausdruck für diese Erkenntnis und Tatsache, daß seit dem Jahre 1907 im Donndorf-Museum in Weimar als Summe und Ergebnis dieses wahrhaft ertragreichen Daseins nicht weniger als 142 plastische Arbeiten vereinigt sind.

In schlichten Verhältnissen, als Sohn eines Tischlermeisters wurde Adolf Donn-



Burschenschafter vom Burschenschaftsdenkmal in Jena



Schiller-Standbild im Stuttgarter Hoftheater

dorf am 16. Februar 1835 zu Weimar geboren. Die einfachsten Elemente bildhauerischer Tätigkeit mochten ihm im väterlichen Berufe, wenn auch zunächst nur in rein handwerksmäßiger Gestalt und Verwertung, von Jugend an begegnen; sie traten zunächst in den Hintergrund, da Adolf Donndorf bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre das Weimarer Lehrerseminar besuchte und daneben durch privaten Unterricht wie in der großherzoglichen Zeichenschule in die Anfangsgründe der Malerei eingeweiht wurde. Der Hauptwortführer des damaligen künstlerischen Weimar, Friedrich Preller, der Meister der historischen Landschaft, interessierte sich für den jungen Mann, erkannte den eigentlichen Wert und Weg seiner Begabung und ermöglichte es ihm, in das Bildhaueratelier Ernst Rietschels in Dresden einzutreten.

Vom Oktober 1853 bis zum Frühjahr 1861 ist Donndorf dort tätig gewesen, am rechten Orte und beim rechten Meister; den vornehmen, wenn auch hier und da wohl etwas weichlichen Klassizismus Rietschels machte er sich in diesen Jahren ganz zu eigen. Schon 1854 konnte er sich in Dresden an einer Ausstellung mit drei Reliefbildern beteiligen, denen eine Wieland-Statuette folgte, eine Arbeit von genialem Entwurf und schärfster Charakteristik und Erfassung der dargestellten Persönlichkeit. Leider ist sie im großen nie zur Ausführung gekommen, trotzdem hier das Wesen dieses Dichters, dessen Art und Kunst letzten Endes ein Plaudern und Vorlesen war, auf das schärfste mit bereits völliger Beherrschung plastischer Ausdrucksmöglichkeiten geschildert und ausgeschöpft wird. Unter Rietschels Anleitung schuf Donndorf ferner 1860 eine Büste Karl Alexanders von Weimar sowie eine Statue der Landgräfin Margarete von Thüringen, eine der acht zum Schmuck der wiederhergestellten Wartburg bestimmten Frauengestalten.

Nach Rietschels Tode ward Adolf Donndorf und seinem Kunstgenossen Gustav Kietz der Ausbau der letzten Arbeit ihres Meisters und Lehrers, des Luther-Denkmals in Worms, übertragen, ein Auftrag, der ihn bis 1868 beschäftigte. An diesem umfang-



Entwurf eines Goethe-Denkmals für Berlin



Moltke-Denkmal auf Hohensyburg

und figurenreichen Monument, das ja im schönsten Sinne des Wortes ein Nationaleigentum des deutschen Volkes ist, stammen von Donndorfs Hand die Statuen Reuchlins, Friedrichs des Weisen, Savonarolas, Waldus' und der trauernden Magdeburg, die Medaillons Johanns des Beständigen, Calvins, Sickingens und Bugenhagens sowie die Reliefs des Thesenanschlags und des Wormser Reichstags. Auch gab er dem Kopfe der Lutherstatue die letzte Vollendung, und Julius Schnorr von Carolsfeld, der Meister der bekannten Bilderbibel, meinte, daß die Änderungen Donndorfs an Rietschels Lutherkopf glücklich seien und die Individualität des Reformators kräftiger und charakteristischer zum Ausdruck brächten. Eine Statuette Ernst Moritz Arndts, ein Reliefkopf Rietschels, der seit 1866 in Bronze gegossen das Dresdner Galeriegebäude schmückt, sind kleinere Werke aus dieser ersten Zeit von Donndorfs Schaffen; er ist von nun an mit Aufträgen stetig und ständig beschäftigt, deren Ausführung — immer ohne Beihilfe — den Inhalt seines Lebens bildet.

Für seine Vaterstadt Weimar hat er von 1867 bis 1872 das Denkmal Karl Augusts geschaffen. Auf dem Platze vor dem Fürstenhause sitzt dieser bedeutende Mensch und Herrscher hoch zu Roß, fest in der Haltung, edel im Ausdruck des lorbeergeschmückten Hauptes: ein Meisterwerk deutscher Bronzegießkunst, hervorgegangen aus Lauchhammers berühmter Hütte. Das Hauptmotiv des Friedensfürsten — als solcher mußte natürlich Karl August für die Nachwelt festgehalten werden — erinnert wohl an Roms berühmten Marc Aurel, der seit den Tagen des zu Ende gehenden römischen Kaiserreichs das Kapitol schmückt; eine antike Ruhe liegt



Mutterbrunnen in Weimar



Karl-August-Denkmal in Weimar

über Donndorfs Statue, die die Schwierigkeiten solches Werkes glücklich meistert, den Reiter im großen Stil belebt und das Pferd weder zu plump noch zu elegant behandelt. Eine durchgehend monumentale Wirkung des Ganzen ist in Einzelheiten wie im Gesamtwerk erreicht, wozu die Verbindung von zeitgenössischer Uniform mit antikem Mantel nicht wenig beiträgt. An dem erwähnten Zyklus von Wartburgs berühmten Frauen arbeitete Donndorf unterdessen weiter; was davon fertig geworden ist, wurde im Eisenacher Stadtschloß vereinigt. Das Grabdenkmal für Robert Schumann in Bonn sowie das Standbild des Peter Cornelius in Düsseldorf folgten, zum mindesten in den Entwürfen; in der Verkörperung des großen Malers hat Donndorf den ihm und seiner Kunst eigentümlichen Stil wohl zum ersten Male ganz rein und restlos zum Ausdruck gebracht und eine außerordentliche Naturtreue im Erfassen und in der Wiedergabe der Persönlichkeit bekundet. Als dann beim Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Wettbewerb um ein Berliner Goethe-Denkmal ausgeschrieben wurde, beteiligte sich Donndorf daran mit zwei Entwürfen; auf Herman Grimms Fürsprache erhielt einer davon einen Preis, und Donndorf wurde zu einem engeren Wettbewerb zugelassen, um so mehr, als diese Statue schon auf verschiedenen Ausstellungen seit 1872 Aufsehen erregt hatte. Das Denkmal selbst ist ja dann freilich von einem



Das Grabmal der Königin Olga in Stuttgart

Berliner Künstler, Fritz Schaper, auch einem »künstlerischen Enkel« Rauchs, ausgeführt worden.

Ein Medaillonbild König Johanns von Sachsen sowie ein Hochrelief für das Grabmal Friedrich Rückerts bezeichnen Donndorfs letzte Schöpfungen in Dresden; im Herbst 1876 erging an ihn von Stuttgart her der Ruf, sich der dortigen Kunstakademie als Lehrkraft zu widmen. Donndorf ist diesem Amte und der neuen Heimat bis an sein Ende treu geblieben, Werk auf Werk weiterschaffend, Arbeiten, die als Zeugen dieser edlen Kunst an mannigfachen Orten und Stätten Deutschlands zu finden sind. An die Stelle der großen Form des überlieferten Klassizismus trat nun in der Stuttgarter Entwicklung Donndorfs mehr und mehr ein bis ins kleinste gehender, durch und durch gesunder, berechtigter und den Gegenstand belebender Realismus; aber niemals verleugnen Aufbau und Umriß, geistiges Erfassen und auch die technische Durchbildung die dauernde Nachwirkung einer im besten Sinne wahrhaft monumentalen Überlieferung.

Schlicht und arbeitsfreudig war Donndorfs Wesen, im Vollbesitze reifsten Könnens ward er unermüdlich den Aufgaben und Aufträgen gerecht, die immer zahlreicher an ihn und seinen wachsenden Ruhm herantraten.

Von diesen Werken seien hier nur die wesentlichen erwähnt. In Jena steht das Burschenschaftsdenkmal, enthüllt 1883, eine überaus sinnvolle Verkörperung aller jener sittlichen Kräfte, die einst diese studentische Bewegung haben entstehen lassen; in Eisenach finden sich ein tiefernster Luther und ein würdiger Bach als Sinnbilder des Protestantismus zusammen, beide kraftvolle Verkörperungen deutschen Bewußtseins und Empfindens, beide wirklichkeitsgetreu in jenem höheren Sinne, daß das Typische der Zeit, des Strebens und Schaffens dieser Männer mit dem ganzen Reiz ihrer individuellen Persönlichkeit innig verschmolzen ist. Für Weimar schuf Donndorf einen Brunnen, der mit der Erinnerung an seine Jugend verknüpft ist: er begleitete seine Mutter zum Wasserholen in den Morgen- und Abendstunden; mit einer Frauengestalt, die mit zwei Kindern schreitet, hat er den Brunnen geziert. Die hohe Syburg in Westfalen schmückte er mit einem Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. und die Gründer des Reiches: würdig reiht sich diese Komposition jenen umfangreichen Denkmälern an, die den gleichen Gedanken auf dem Kyffhäuser, an der Porta Westfalika und am Kaisereck bei Koblenz festhalten, verkünden und verewigen. Besonders wertvoll ist Donndorfs Werk durch die ausgezeichneten Bildnisse Bismarcks und Moltkes, die alles Typische wie Individuelle herausholen. Erwähnt sei hier auch eine Bildnisbüste Bismarcks, die Donndorf während eines achttägigen Aufenthalts in Friedrichsruh geschaffen hat und die der Dargestellte selbst für die ähnlichste erklärt hat, die jemals von ihm angefertigt worden sei. Vor dem neuen Hoftheater in Stuttgart steht eine große Schiller-Statue: es ist interessant, zu beobachten, wie seit Danneckers Tagen das plastische Abbild des Dichters in den bekannten Werken Rietschels in Weimar,

dann Begas' in Berlin und nun Donndorfs in Stuttgart sich leise gewandelt hat, und wie man mit immer glücklicherem Gelingen versucht hat, den idealen Schwung in Schillers Leben und Kunst, das Pathos seines Wesens im starren Stoff der Bronze und des Marmors wiederzugeben. Die Schloßkapelle Stuttgarts umschließt die Sarkophage König Karls und der Königin Olga von Württemberg; auch hier liegt es auf der Hand, daß eine klare Überlieferung zurückführt bis zu Rauchs weltbekannter Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg; Komposition und seelischer Ausdruck mußten hier notwendigerweise auf Ähnlichkeiten und Parallelen stoßen. Gerade deswegen aber bleibt es zu bewundern, wie selbständig Donndorf auch diese Aufgabe durch gelegentliche realistische Züge zu lösen wußte. In einer reichen Fülle von Bildnisbüsten hat er so manchen seiner bedeutenden Zeitgenossen festgehalten, z. B. die Dichter Karl Gerok, Eduard Mörike und Ferdinand Freiligrath, ferner den einstmals gefeierten Kunsthistoriker Wilhelm Lübke und den unvergeßlichen Geigermeister Josef Joachim.

Der Weimaraner, der von Zeitgenossen noch so viel von Goethe gehört haben mochte, hat es sich wahrlich gemerkt: Bilde Künstler, rede nicht! Fleiß und Können haben sich bei Donndorf die Wage gehalten und sind stets Hand in Hand gegangen. »Und Marmorbilder stehen« ... in edlem Gestein oder Metall reden sie von ihren Ehrenplätzen zur Nachwelt. Von allen Künstlern hat der Plastiker den schönsten Nachruhm; sein Werk bleibt dem Zahn der Zeit gegenüber am trotzigsten und zähesten; wenn des Schöpfers Name vielleicht längst verweht, das Werk spricht weiter seine Sprache. Der Bildhauer ist immer das stärkste künstlerische Bindemittel mit kommenden Geschlechtern, in ihm muß etwas von dem Ewigkeitsgefühl seiner Stellung und Sendung sein und wirken. Donndorf, der manchen Jüngeren in die Bildnerei einführte, dessen Sohn väterliches Erbe und Vorbild in glücklicher Weise mit den Kräften und Möglichkeiten der eignen Person zu vereinen weiß und heute als Reifer, Selbständiger gilt, stellte in all seinen Werken immer eine höhere Idee neben die lebensechte Form, ohne seine Gestalten aus



Relief vom Luther-Denkmal in Eisenach

ihrer Zeit in eine andre oder ins Zeitlose zu versetzen; er stand als wohl letzter Erbe Schadowscher Überlieferung und Anschauungsweise auf realem Boden, er zog alles Nebensächliche vom Sinn und Gegenstand seines jeweiligen Kunstwerkes ab, bis das »wahrhaft Bedeutende im höchsten Geiste rein dasteht« und fortlebt in der Nachwelt.

Weimar und Stuttgart schließen Donndorfs Lebenskreis ein, klassische Stätten künstlerischen Schaffens in klassisch großer Zeit. Sie umfassen das Leben einer schaffensfrohen und schaffensglücklichen Persönlichkeit, die in der Geschichte der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts als ein reiffster Abschluß einer bestimmten Entwicklungslinie, zugleich aber auch als wahrhaft lebenspendende Kraft von echtem Menschentum und reifstem Können unvergessen sein und bleiben wird.



Die Töchter Adolf Donndorfs (Relief)



Der Urlauber

Im Kriegslärm war ich aus der Welt verschollen,
Ein Heimatloser, der kein Obdach hat.
Nun leb' ich wieder in dem schicksalsvollen,
Rastlosen Lärm der großen, bunten Stadt.

Ich geh' die Straßen auf, die Straßen nieder
Und trete suchend in die Schenken ein
Und suche wieder, suche immer wieder
Und bleibe unter Tausenden allein.

Verscholl'ne schöne Jugend, du! Vergebens
Im Schwall der bunten Stadt such' ich nach dir,
Und schauernd fühl' ich's: ach, die Gier des Lebens
Ist fremd und furchtbar wie des Todes Gier.

Zuweilen nur auf menschenstillen Wegen,
Wenn sich der dunkle, scheue Abend naht,
Spür' ich's im Dämmern wie ein Handauflegen,
Und eine Stimme ruft mir: »Kamerad!« ...

Dann bleib' ich mit geschloss'nen Augen stehen,
Indes mir alles Blut zum Herzen treibt,
Und höre Stimmen, die im Wind verwehen,
Und nur das Heimweh nach den Toten bleibt.

Walter Flex †



Adolf Donndorf: Kopf vom Luther-Denkmal in Eisenach

Zu dem Aufsatz »Adolf Donndorf« von Paul Alfred Merbach





Max von Schenkendorf

Zu seinem hundertsten Todestage

Von Dr. Wolfgang Kraus

Werbend und weckend sind in den Jahren der Freiheitskriege die Männer, denen die Nachwelt den Namen der Freiheitssänger gegeben hat, der Zeit mit ihren Liedern vorangeschritten, Bannerträger der Ideale, in denen sich alles, was ihre Empfindungen und Gedanken bewegte, zu dem einen beherrschenden, glühenden Wunsch verschmolz: dem Wunsch nach Befreiung und neuer Größe des Vaterlandes. Das Erleben des Krieges fand in jener Zeit, die ihren eignen Tagen sehnsüchtig und ungeduldig vorauseilte, keinen dichterischen Ausdruck. Man hatte nicht Muße genug, sich mit dem Geschehnis selbst zu beschäftigen, das der Seele vielleicht neue und bestimmende Prägung gab, solange man noch unter dem Druck des Bewußtseins stand, eine große Arbeit vor sich zu sehen, solange das vielfältige Ziel noch in weiter Ferne winkte. Sooft auch der Weltkrieg unsrer Tage mit dem Befreiungskampf vor hundert Jahren verglichen worden ist, nichts zeigt das Schiefe und Falsche eines solchen Vergleichs deutlicher als die Verschiedenheit des dichterischen Niederschlags der Zeitereignisse heute und damals. Prophetisch vorausschauend in die Zukunft, mahnten jene Sänger des Wiedergewinns verlorener Freiheit zum kräftigen Erfassen und Vollenden der Gegenwart; mitten in der schaffenden blutigen Gegenwart stehend, lassen die Dichter unsrer Tage den Blick zurücktauchen in das gewaltige Erlebnis, das ihnen in seiner kaum begreiflichen Macht das Empfinden einzuschnüren droht. Ein neues Werk aufzubauen, galt es damals. Das Erworbene nicht zu verlieren, ist die Sorge von heute, und hinter der zusammenhängenden Fülle der Gesichte erscheint die Zukunft, so klar auch die Wünsche sein mögen, ungewiß und verworren.

Wenn heute im Volksempfinden eigentlich nur das Dreigestirn Arndt, Körner, Schenkendorf fortlebt, so ist das ein unbewußtes Erkennen, daß sie, die vor den andern im weckenden Heroldsruf ihre Aufgabe sahen, den geschichtlichen Zweck ihrer poetischen Sendung am reinsten erfüllt haben. Und es ist merkwürdig: obwohl Arndt, der Erzieher, das Werk und Körner, der Kämpfer, die Tat für sich sprechen lassen, hat Schenkendorfs Wort immer als der lebendigste Ausdruck der Freiheitsdichtung gegolten. Von allen genannt, von wenigen gekannt, ist Schenkendorf noch heute im eigentlichen Sinne der Sänger des Befreiungsjahres.

Problematisch ist seine Erscheinung. Weder als kraftvolle Persönlichkeit seine Umgebung überragend, noch ein Dichter von abgeschlossener, abgerundeter Bedeutung, fordert er als Mensch und als Dichter Beachtung über seine Zeit hinaus. Sein politisches Denken war nicht nur ungeschult, sondern sogar recht verworren und ließ sich von seiner lebhaften Phantasie in einen unklaren Idealismus hineintragen, der mehr Ziele als Wege kannte. Er ist der ausgesprochene Stimmungsmensch. Ebenso teilnahmlos, wie er noch 1806 und 1807 allem politischen Wesen gegenüber blieb, so leidenschaftlich entflammte sich seine Vaterlandsliebe, als es sich um mehr handelte denn eine politische und militärische Niederlage nur, als die wirkliche Not Preußen in schwerer Demütigung auf die Knie warf. Den Weg hatte er nicht erkannt; als aber das Ziel plötzlich sein Auge zum Sehen zwang, da erfüllte es auch sofort das volle Grenzmaß seiner Kraft. So wurde er, der selbst von der Abneigung gegen Politik gesprochen, ein Seher und Verkünder politischer Zukunftsträume. Bahnen des Vorwärtsschreitens, der Entwicklung vermochte er nicht zu weisen, aber das Ziel selbst stellte er durch die Begeisterung seines Wortes auf eine lockende, werbende Höhe, gleich der heiligen Gralsburg im sehnsuchtsvollen Abendschein. Er sang vom deutschen Kaisertum, vom einigen Reich, von der Pflege



Max von Schenkendorf

deutschen Wesens, vom schlichten Gottesglauben, der sich über die trennenden Schranken des Konfessionsgezänks erhebt, aber neben dem reinen und großen Wunsch, sein Volk glücklicher und besser zu sehen, steht die Unfähigkeit, in werktätiger Mitarbeit die Steine zu dem gewaltigen Bau herantragen zu helfen, den seine glühende Schwärmerei schon halb vollendet zu sehen meint. Derselbe Gegensatz lebt auch in seinem dichterischen Schaffen, beflügelnd und hemmend zugleich. Er ist eigentlich viel mehr, viel echter aus innerem Zwang heraus Dichter als Körner. Sein ganzes Leben, sein Fühlen und Sein, jeder Atemzug ist bei ihm Dichtung, aber unter dem Gebot eines strengen Kunstgesetzes zerflattert und verschwimmt sein künstlerischer Wille in nebelhafte Fernen.

Gold ist in die Flut geronnen,
Hat das alte Meer entbrannt,
Und die Wellen spülen Sonnen,
Goldene Tropfen nun ans Land —

ein Stimmungsempfinden in so reiner Abgeklärtheit zu gestalten, wäre Körner trotz seiner beweglicheren Formkunst versagt gewesen, aber Verse wie die eben angeführten bleiben fast einsame Inseln in den überhoch gehenden Wogen der Gefühlsdichtung Schenkendorfs. Während Körner Maß und Form des künstlerischen Ausdrucks immer richtig und mit einem untrüglich sicheren Griff zu erfassen weiß, wird Schenkendorf von seinem viel stärkeren lyrischen Ergriffensein gehemmt und zurückgehalten.

Seine dichterische Gabe muß schon darum urwüchsig genannt werden, weil sie nicht vom Bewußtsein der Überlegung geschaffen und gebildet wurde, sondern mit ihm und in ihm groß wuchs, ohne daß er sie durch Arbeit zur berechneten Kunst gesteigert hätte. Sie war und blieb das Erbteil seiner Eltern. Der Vater, ernst veranlagt, hart und rauh, entbehrte jedes Sinnes für Regungen des Gemüts, und doch neigte auch sein trockener Geist zu Phantastereien und Schrullen. Nüchtern den Blick auf das nächstliegende Alltägliche gerichtet, ließ sich der als Invalide pensionierte Leutnant und nunmehr Kriegsrat Georg von Schenkendorf, der bei Tilsit als Landwirt lebte, durch seinen Geiz zu abenteuerlichen Gedankensprüngen verführen. War es schon wenig schön, daß er seinen Sohn mit den denkbar kärgsten Mitteln sich abdarben ließ, so berührt es mehr als seltsam, wenn man von dem aus Torferde bereiteten Brot hört, mit dem er seine Bauern zu füttern versuchte. Seine Gattin, die Tochter des Tilsiter Predigers Karrius, stand ihm in geistiger Regellosigkeit kaum nach, war aber in der Charakterbildung das gerade Gegenteil. Sie fühlten das übrigens auch beide und trennten sich bald, nachdem der fünfzehnjährige Sohn nach Königsberg auf die Universität geschickt worden war. Sie haben ihr Leben nicht wieder vereinigt. Ihre exzentrische Natur muß Schenkendorfs Mutter selbst für die Zeit der Romantik zu einer ungewöhnlichen Erscheinung gemacht haben. Im Grunde gutherzig und liebenswürdig, ließ sie sich willenlos von ihren Launen und Einfällen beherrschen. Wenn man ihr Treiben betrachtet, findet man alle die Seltsamkeiten in den Wesenszügen heraus, aus denen sich die Gestalt des Sohnes aufbaut. Ihr Gut in der Nähe von Königsberg galt als ein Musterbild der Verrücktheit. Tagsüber schlief sie, um spät abends aufzustehen und erst in der Nacht, die sie meist in der Mitte von Gästen zu verbringen pflegte, zu richtigem Leben zu erwachen. Die Landwirtschaft in ihrem Betriebe vernachlässigte sie so weit, daß ein richtiger Feldbau gar nicht mehr getrieben wurde.

Von beiden Eltern trug der am 11. Dezember 1783 zu Tilsit geborene Ferdinand Maximilian von Schenkendorf sein gerüttelt Erbteil in der Brust. Dem Vater, der 1813 starb, widmet er zu seinem Tode die Verse:

Dank dir, daß in unsre Herzen
Du der Ehre Mut gelegt,
Der wohl Hunger, Durst und Schmerzen,
Knechtschaft nie und Schande trägt.

War es der männliche Stolz, den er dem Vater dankte, so zogen ihn alle Fasern des Gemüts zur Mutter, und es scheint, daß er seit seinem Fortgang aus dem Elternhause bei Tilsit kaum noch eine Berührung mit dem Vater gehabt hat, während er mit der Mutter durch häufige Besuche eine enge kindliche Verbindung aufrechterhielt. An den anderthalb Jahre jüngeren Bruder Karl, der 1813 als Hauptmann bei Bautzen fiel, fesselte ihn das Bewußtsein gleicher Gesinnung und herzliche Liebe.

Schenkendorf hat keine leichte Jugend gehabt. Dem Fünfzehnjährigen war es kaum eine Befreiung, als er aus dem lichtlosen Elternhause auf die Königsberger Universität geschickt wurde. Seine kärglich bemessenen Mittel genügten auch den bescheidenen Ansprüchen des Knaben nicht, und als er mit ihnen nicht auskam, schlug der Zorn der Eltern aus dem einen Übermaß, das ein Kind zum Studiosus der Jurisprudenz machte, in das andre um und verbannte den inzwischen durch mehrere Jahre Kollegbesuch bereits Gereiften in die Zwangserziehung eines Landgeistlichen Dr. Hennig. Dieser, ein wissenschaftlich fleißiger, aber gemütsarmer Mensch, der den Mangel einer Seele durch süßliche Glätte zu verbergen suchte, machte dem Zögling nach dessen eignen Worten sein Haus zum »Sibirien«. Freundschaft mit großzügigen Menschen, die sein offenes Herz bald fand, glich manche Qual und Not des jungen Gemüts wieder aus, so daß er beim Abschied nach zwei Jahren an glückliche Stunden außerhalb des Bannkreises der Zucht-

rute gern zurückdachte. Das Geld der Mutter ermöglichte die Fortsetzung des Studiums in Königsberg, für das der Vater schroff jede Beihilfe versagte. In einem Kreise gleichgestimmter Freunde wurde ihm Erfüllung der Wünsche seines drängenden, empfänglichen Jugendsinnes, innerlich reiche Stunden des Austausches mit Menschen, die sich ohne Rücksicht auf Stand und Alter zusammenschlossen. Studenten, Offiziere, Juden, Schauspieler — für jene enge Zeit etwas Unerhörtes — waren die Mitglieder der Vereinigung, die Schenkendorf als »Blumenkranz des baltischen Meeres« ins Leben rief. Als er 1805 sein Studium als abgeschlossen betrachten konnte, mußte er zu seiner kameralistischen Ausbildung vor dem Examen noch ein Jahr auf einem Domänenamt praktisch arbeiten. Dieses Jahr brachte die Entscheidung über sein ganzes Leben.

In Waldau, wo er nicht weit von Königsberg das für Preußen so schicksalsschwere Jahr 1806 verlebte, sah er die Frau, die nach hartem Ringen mit dem eignen Empfinden wie auch mit vielerlei äußeren Widerständen sein wurde. Wie eine flüchtige schöne Erscheinung — er nennt sie einen Engel — trat Henriette Elisabeth Barckley in sein Leben. Die Frau eines andern — —. Lange Jahre verkehrte Schenkendorf nach seiner Rückkehr in die Stadt im Hause des Kaufmanns Barckley, ohne sich selbst über die tief im Herzen schlummernde Liebe Rechenschaft zu wissen. Damals wurde er zum Dichter:

> Sehnen kann von Hoffen nicht,
> Himmel nicht von Erde lassen,
> Was die Sehnsucht sich verspricht,
> Mag die Hoffnung fröhlich fassen.

Wie wenig aber Sehnsucht und Hoffnung in seinem Bewußtsein einander deckten, zeigen seine Beziehungen zu der Familie, an denen auch der Tod des Mannes nichts änderte, so daß niemand wissen konnte: galt seine Zuneigung der um fast zehn Jahre älteren Witwe oder ihrer zur anmutigen Jungfrau erblühten Tochter. Es scheint ein Gegensatz zwischen diesem stillen Werben seiner scheinbar leidenschaftslosen, entsagungsfähigen Liebe und dem sprunghaften Wechsel seiner Stimmungslaunen. Mitten im Kreise der Damen warf er sich der Länge nach hin, bot sich ihnen als Fußschemel an — Romantik. »Außer der Regel sein« galt ihm als Richtschnur. Aber er war kein selbständiger Charakter. Ihn, der aus den Regeln der Gesellschaft herausstrebte, band die stärkere Gefühlskraft einer Frau in enge Grenzen. Als ihr zögerndes Jawort errungen, das brennende Gefühl des Altersunterschieds und die Scheu vor dem Gerede überwunden waren, da bestimmte sie den Weg des gemeinsamen Lebens. Ganz im Banne der gefühlsverschwommenen, gottseligen Schwärmerei der Juliane Krüdener, eine willige Jüngerin dieser abenteuernden Religionskokette, ging sie nach Karlsruhe, und Schenkendorf folgte ihr, Schwärmer und Gottsucher wie sie. In Karlsruhe wurde 1812 der Bund vor dem Altar geschlossen.

»Ich ärgere mich selbst, daß ich, der sonst so leicht entbrennt, hier gar keine Partei nehmen kann ... Ich finde nichts Großes darin, wenn Bonaparte unterliegt. Aber er wird nicht unterliegen, und wozu dann der schreckliche Krieg?« In diesen Worten, die Schenkendorf im Oktober 1805 schrieb, spricht sich seine Stellung zu den Zeitereignissen mit unzweideutiger Klarheit aus. Weltabgewandt, wenn nicht weltfremd, stand er vor der Tür der Politik, ohne Lust, sie zu öffnen. Doch es war nicht Mangel an Erkenntnis allein, was ihn zurückhielt, sondern zugleich das urwüchsige Bewußtsein, wie klein, wie kleinlich oft die Ziffern sind, aus denen sich die politischen Rechenexempel summieren. An geschichtlicher Einsicht hat es ihm nicht gefehlt. Ein schwärmerischer Bewunderer deutscher Größe der Vergangenheit, kündet er prophetisch den hohen Gedanken des einigenden Kaisertums, beklagt er die kirchliche Spaltung des Volkes und preist die aufbauende staatsschaffende Kraft von Bürger und Bauer, die damals noch wenig mehr denn Schachfiguren waren im großen Weltgetriebe. Wegweiser konnte Schenkendorf nicht sein, aber als Zieldeuter hat er Worte von prophetischer Leuchtkraft gefunden.

Aus dieser Gleichgültigkeit, die den natürlichen Mittelweg der Gegenwart verschmähte und zwischen Vergangenheit und Zukunft luftige Brücken suchte, riß den jungen Dichter das Kriegsjahr 1806. Die ritterliche Freude am Kampf wurde in ihm wach. Doch der Funke glühender Begeisterung wurde nicht zur Flamme, unter grauer Schlacke mußte er heimlich weiterglimmen. Nichts kennzeichnet Schenkendorfs allem Lauten abgeneigte Wesensart besser als seine Zurückhaltung in den Jahren der preußischen Erniedrigung. Er war nicht Mitglied des Tugendbundes, wie so viele der Besten, aber er verbarg auch weder in Wort noch in Tat seine unbeirrbar treue vaterländische Gesinnung, wie unzählige der andern. Und als das Werk zur Vollendung gereift war, da fand es ihn unter den ersten, die sich 1813 um Preußens wieder entrollte Fahnen scharten. Zwang ihn auch eine Verstümmelung der rechten Hand, der blanken Waffe zu entsagen, so stellte doch sein flammensprühendes Herz ihn neben die vordersten Kämpfer. Nicht gering darf man die geistige Macht werten, die von seinem zündenden Wort in die Massen ging. Er gab für die Befreiung mehr als mancher, der mit seinem Leben zahlte.

Nicht der Maßstab des trockenen literarischen Schulbegriffs darf Schenkendorfs Lieder erfassen. Um sie schlingt sich aus der Zeit heraus und zu





ihr zurück ein Band, das man nicht lösen kann, ohne sie in Blutleere erblassen zu sehen. Mag manches heute in Form und Ausdrucksweise fremd klingen, mag unsre Zeit in manche der Gedankengänge sich nicht mehr hineinfinden, so ist es doch gerade das veraltet Anmutende, was die künstlerischen Schwächen mit dem Rückgrat der Geschichte stützt, was die dichterische Eingebung mit den Schwingen vaterländischer Begeisterung beflügelt. Und Schenkendorf, der dem deutschen Volke aus dem Herzen sang, war viel zu sehr Empfindungsmensch, um sein in freien Wellen strömendes Gefühl in das begrenzte Kanalbett strenger Kunstregeln zu pressen. Das vermochte seine rasche Jugend nicht. Einfältig und rührend in ihrer Schlichtheit, aber auch hinreißend durch den Ungestüm ihrer Sehnsucht klingen die Worte, die er in Verse faßt wie ein Schnitter, der Spreu und Weizen zusammen in goldene Garben bindet. Wohl das bekannteste seiner Lieder und zugleich das frischeste ist das Soldaten-Morgenlied:

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer aus der Ruh'!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenrot,
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

In diesen Strophen hat die Glut des Erlebens jedes einzelne Wort an seinen richtigen Platz geschweißt und gehämmert. Andres, das aus dem Hochgang der Empfindung herausgesprudelt ist, erscheint trotz den einfach und offen im Lichte liegenden Gedankengängen überschwenglich, doch sind die Worte, deren Klang dem Ohr heute ein abgespieltes, alltägliches Lied deucht, in ihrem inneren Gehalt eigentlich so ernst und schön und so rein deutsch, daß sie dem Sinn, der sie geboren, voll entsprechen.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt —

ein kindlicher Glaube zieht sich durch dieses fromme Gebet, das aus Deutschlands tiefer Erniedrigung heraufklingt, ein kindlicher und doch hoher, andachtsvoll heiliger Glaube, dem nach der Erfüllung dann der »Frühlingsgruß an das Vaterland« entspringt:

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land ...
Traute deutsche Brüder, höret
Meine Worte, alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!

Wenn Schenkendorf um den in Fesseln geschlagenen deutschen Rhein klagt, wenn er die deutsche Muttersprache besingt, wenn er Freiheit und Heldentum verherrlicht, immer malt er mit starken Farben. Worte wie »hehr — wonnesam — dräuend — schnöde — traut« kehren überall wieder. Nur einige seiner stimmungsvollen Naturbilder sind ganz frei von diesen Ausdrücken, die unsre nüchtern denkende Zeit so schwer zu überzeugen vermögen.

Die Liebe fließt in Bächen,
Sie weht in Blütenduft,
Verborgene Stimmen sprechen
Im Bach und in der Luft.

Eine zarte und keusche Liebe zur Natur läßt Schenkendorfs Seele in den feinsten Schwingungen jedem Eindruck nachzittern und erfüllt sie mit der tiefen Sehnsucht, die sein ganzes Leben durchzieht:

Mein Fenster geht nach Morgen,
Nach Morgen geht mein Sinn;
Da ziehen meine Sorgen,
Und meine Sehnsucht hin.
Über Wolken, über Sterne
Aufwärts, aufwärts, himmelwärts,
Neubelebt, in ew'ger Ferne
Sink' ich an das große Herz!

Noch während des Krieges kam Schenkendorf, dem sein offenes Wesen, seine liebenswürdigen Umgangsformen überall Freunde gewannen, durch die im Felde geknüpften Verbindungen in den Regierungsdienst. In seiner Tätigkeit bei der Zentralverwaltung der Bewaffnungsangelegenheit erwarb er sich die Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörde, so daß »Steins dringende und nur zu rühmliche Empfehlung« ihm nach Friedensschluß eine Anstellung als Regierungsrat in Koblenz verschaffte. Der Rhein hielt ihn bald mit seinem ganzen Zauber gefangen, und freudig bekannte er: »Meine Liebe und Sehnsucht wird immer an diesem Ufer bleiben.« Namen wie Gneisenau und Clausewitz leuchteten aus dem neuen Freundeskreise hervor, den er sich dort schuf. Er fühlte sich ganz in seinem Glück, und doch wurden die Schatten, die seines Lebens Sonne warf, immer länger. Sein durch und durch kranker Körper, der schon die Anstrengungen des Feldzuges nur mit großer Überwindung ertragen hatte, verfiel so rasch, daß keine Kur, kein Heilverfahren das Ende mehr aufzuhalten vermochte. Am 11. Dezember 1817 ist Schenkendorf an seinem 34. Geburtstage still eingeschlafen. Ihm blieb es erspart, den freien Blick seiner hellen Seheraugen durch die Wolken trüben zu lassen, hinter denen sich die so machtvoll emporgestiegene Sonne des deutschen Volkstums wieder bergen mußte.

Adolf Donndorf: Johann Sebastian Bach

Zu dem Aufsatz »Adolf Donndorf« von Paul Alfred Merbach



Pieter de Bruegel (Bauernbruegel): Die sieben Werke der Barmherzigkeit

Wohlzutun

Von Hans Ostwald



Persönliche Hilfe zu bringen, dem herben Schicksal lindernde Tropfen zu spenden und den Schwachen beizustehen, ist ein Gebot fast aller Weltanschauungen. Gibt es doch, solange es Menschen gibt, Unglückliche, denen die Glücklichen von dem Überfluß ihres Gemüts und ihrer Mittel einen Teil dahingeben, denen sie Rat, Trost und Unterstützung darbringen. Überfluß der Mittel allein tut es nicht. Reichtum des Gemüts ist vielmehr die Grundlage aller Mildtätigkeit. Was nützt dem Reichen all sein Gold, was nützen ihm alle Besitztümer der Erde, was nützt ihm der in den unterirdischen Panzerschränken der Großbanken verwahrte Schatz, wenn er wohltun will und hat nicht einen Schimmer von Gemüt dabei? Er wird ohne Freude wohltun, wird vielleicht Freude erwecken — aber selbst wenig Freude empfangen. Er wird vielleicht auf Dankbarkeit rechnen, weil er nicht im Wohltun selbst die Lust findet. Und er wird entsetzt sein über die Undankbarkeit derer, die seine Barmherzigkeit empfingen. Ja, er wird vielleicht beim Wohltun zurückschrecken und Ekel und Widerwillen empfinden, wo er durch ein freundliches Wort, durch ein lindes Lächeln beglückt und selbst Glück empfangen hätte. Und so wird oft der an weltlichen Mitteln Arme aus dem Überfluß seines Gemüts heraus seinen Mitmenschen Gutes tun können, wo der Reiche mit seinem Überfluß an Geld und Gut versagt. Ist doch nirgend das Wie wesentlicher als in den Werken der Barmherzigkeit. Kann doch eine falsche Wohltat, und sei ihr Geldwert noch so groß, den Menschen noch tiefer hinabstoßen, entwürdigen und unglücklicher machen. Eine beseelte Wohltat aber kann erheben und beglücken, kann aus dem Elend befreien, selbst wenn die wohltätige Hand nicht Goldstücke, sondern nur Kupferpfennige reicht.

Ohne diese Kraft des Gemüts wird auch die nüchterne Erkenntnis nicht zum Ziele führen. In der antiken Welt fehlte jedenfalls die Beseelung des »guten Handelns«. Sokrates meinte, die bloße Erkenntnis führe zur Verwirklichung des Guten. Eine solche intellektuelle Lösung des Problems vom »Guten«, das zwar weniger die Barmherzigkeit als alle Lebensäußerungen betraf, aber doch auch das Wohltun umfaßte, konnte

nicht das entscheidende Wort bringen. Das kam von einer andern Seite, kam vom Christentum. Die damalige Welt brauchte dringend eine Losung, die den vielen Enterbten jener Zeit, den mit Leid und Kummer beladenen unzähligen Sklaven und Niedriggeborenen Hilfe und Trost brachte. Diese Losung brachte das Christentum.

Wohl war im Alten Testament der Verkündigung der christlichen Lehre von der Glückseligkeit der Armut und den Weisungen, wohlzutun, schon manches vorbereitende Wort vorausgegangen, gleichwie in den gleichzeitigen philosophischen Systemen und richtunggebenden Dichtungen der griechisch-römischen Kulturwelt. In den mosaischen Gesetzestafeln finden wir noch nichts davon. Arme in unserm Sinne gab es in Israel vor der Zeit der Könige noch nicht. Erst im 2. Buch Mosis finden wir einige Hinweise auf beginnende Armut: »Sechs Jahre sollst du dein Land besäen und seine Früchte einsammeln. Im siebenten Jahr sollst du es ruhen und liegen lassen, daß die Armen unter deinem Volke davon essen; und was übrigbleibt, laß das Wild auf dem Felde essen. Also sollst du auch tun mit deinem Weinberge und Ölberge.« — »Wenn du dein Land einerntest, sollst du es nicht an den Enden umher abschneiden, auch nicht alles genau auffammeln. Also sollst du auch deinen Weinberg nicht genau lesen, noch die abgefallenen Beeren auflesen, sondern dem Armen und Fremdling sollst du es lassen.«

Unter dem Fremdling waren die Fremdvölker zu verstehen, die gewissermaßen als Leibeigne unter Israel saßen und auf solche Weise entlohnt wurden. Aber es ist doch auch schon von den Armen die Rede. Und wer denkt bei dieser Weisung nicht an Ruth, die auf dem Felde des Boas Ähren auflas und in ihrer Armut das Wohlgefallen des reichen Mannes fand!

In späteren Büchern des Alten Testaments finden sich schon viel genauere Hinweise und Gebote, wohlzutun: »Hilf dem Armen um des Gebots willen und laß ihn in der Not nicht leer von dir.« Im Buch der Richter bittet ein alter Mann einen Reisenden, der mit Weib und Kind auf der Gasse saß, zu sich ins Haus: »Friede sei mit dir! Alles, was dir mangelt, findest du bei mir. Bleibe nur über Nacht nicht auf der Gasse. Und führte ihn in sein Haus und gab den



Pieter de Bruegel (Bauernbruegel): Besuch der Reichen beim Armen





Rembrandt: Der barmherzige Samariter

Eseln Futter. Und sie wuschen ihre Füße und aßen und tranken.«

Dann kommt die große Klage und Anklage Hiobs: »Habe ich doch nirgend keine Hilfe, und mein Vermögen ist weg. Wer Barmherzigkeit seinem Nächsten weigert, der verlässet des Allmächtigen Furcht. Meine Brüder gehen verächtlich vor mir über, wie ein Bach, wie die Wasserströme vorüberfließen.« Hier ist schon wirkliche Armut vorhanden, die nur durch Barmherzigkeit zu mildern ist.

In den späteren Büchern der Bibel folgen immer neue Weisungen, wohlzutun: »Und sei nicht laß, Almosen zu geben.« — »Reiche dem Armen deine Hand, auf daß du reichlich gesegnet werdest und deine Wohltat dich angenehm mache vor allen lebendigen Menschen.«

Dann kommt die große sittliche Verheißung: »Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.« In der Bergpredigt wird den Wohltätern der strenge Weg gewiesen, wie sie ihre Wohltaten üben und Barmherzigkeit erlangen sollen: sie sollten sie nicht vor den Leuten geben, sollten nicht lassen vor sich posaunen. »Wenn du aber Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut.«

Und zum reichen Jüngling sprach Jesu: »Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.« Als der reiche Jüngling betrübt Jesu verließ, sprach dieser zu seinen Jüngern das herbe Wort: »Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen.«

Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter wird noch von andern erzählt, die nicht Kraft und Herz hatten zum Wohltun. Priester und Levit zogen gefühllos vorüber an dem Ausgeraubten und Verwundeten. Der verachtete Samariter jedoch hob ihn auf und pflegte sein, denn »da er ihn sahe, jammerte ihn sein.« Ja, er beauftragte noch den Wirt in der Herberge, den Überfallenen zu



Murillo: Der heilige Giacomo im Kreise seiner Armen

pflegen. So ward er zum Vorbild für unsre heutigen Samariter.

In diesem Gleichnis und in all den Forderungen des Neuen Testaments wird der innere Wert, der Kern gegen den Schein betont, alles leere, äußerliche Getue aber abgelehnt. Heißt es doch später im Römerbrief: »Übet jemand Barmherzigkeit, so tue er es mit Lust«, und im ersten Brief an Timotheus: »Die Reichen sollen reich werden an guten Werken.«

Diese Weisungen haben ein wesentliches Teil dazu beigetragen, die Welt zu formen. Das Christentum, das den Geringsten höher schätzt als den unbarmherzigen Reichen, das den armen Lazarus, der die Brosamen auflas, die von des Reichen Tische fielen, glückselig sprach, hat in tausendjährigem Kampf die Sklaverei aufgehoben und damit einen Urquell des Unglücks, der Armut und der Unbarmherzigkeit zum Versiegen gebracht.

Dem Islam ist das gleiche nicht gelungen, trotzdem er sogar genaue Vorschriften für eine Armensteuer brachte. Sie beträgt nach dem Koran den vierzigsten Teil des Besitzes und ist alljährlich in bar oder in Naturalien zu leisten. Diese Vorschrift wird verständlich durch die Tatsache, daß Mohammed aus einem Hause stammte, das durch allzugroße Freigebigkeit in Dürftigkeit geraten war. Diese Freigebigkeit war allerdings in alttestamentarischem Sinne an Pilgern geübt worden. Sie beruhte auf der Versorgung der die Kaaba im glühend heißen, unfruchtbaren Tal von Mekka verehrenden Pilger mit Proviant und Wasser.

Das Christentum erreichte mehr, weil es

sich eben nicht mit dem »vierzigsten Teil« begnügte, sondern das Ganze, und nicht zuletzt eben den ganzen Menschen verlangte. So sehen wir denn, wie das Mittelalter unermüdlich Vorbilder und Beispiele aufstellt. Unendlich viele Heilige sind nur heilig gesprochen wegen ihrer Werke der Barmherzigkeit. Die Kunst des Mittelalters ist mit der Darstellung von Heiligenlegenden, die nichts als das Mitleid predigen, fast ebenso erfüllt wie mit der Darstellung von Heiligen, die standhaft für ihren Glauben einen martervollen Tod erlitten.

Wer kennt nicht die Erzählung vom heiligen Martin, der seinen Mantel mit dem Schwerte teilte und die eine Hälfte großmütig dem elenden Bettler reichte, der, arm und bloß, ihn angefleht hatte! Nun konnte der Frierende mit dem wärmenden Tuch des tapferen Kriegers seine Blöße bedecken. Marie von Ebner-Eschenbach fragt allerdings, warum der heilige Martin nicht seinen ganzen Mantel gegeben habe.

Meckenem, der flandrische Künstler, schildert uns den Heiligen als einen Junker in edlem flandrischem Tuch, mit einem Kopf, der ein wenig an das Christusideal des Zeitalters erinnert. Ein schöner, hoher Held, der sich wohl herablassen konnte zu dem Häufchen Elend, das zu seinen Füßen kauerte, bedürftig in jedem Sinne. Und wie eindringlich predigte eine solche Darstellung von der Notwendigkeit des bedingungslosen Gebens! Spätere Künstler stellen den heiligen Martin meist hoch zu Roß als reisigen Kriegsmann dar, der mehr im Leichtsinn, voll Bewußtsein des Überflusses seinen Mantel in zwei Stücke schneidet. Aber keiner hat das Gebot vom Teilen mit dem Armen in so eindringlicher Weise mit seinen künstlerischen Mitteln gepredigt wie Israel von Meckenem.

Vom Wohltun in größerem Stile, vom Leben im Wohltun hat Murillo berichtet. Nicht mehr die einzelne Wohltat war es, die den Heiligen auszeichnete. Die Heiligen gingen auf in barmherzigen Taten. Ihr Leben bestand nur noch aus einem einzigen Wohltun. Das Gebot war in ihre Seele geflossen, und sie waren voll der Glückseligkeit, wenn jeder Schritt, den sie taten, jeder Gedanke, den sie dachten, dem bedürftigen Nächsten dienen konnte.

Murillo muß viele solche Bedürftigen und auch manche solche Heiligen um sich herum gesehen haben. Den heiligen Giacomo, den er darstellte, hat er gewiß oft auf den Straßen und Plätzen Madrids beobachtet, umgeben von seinen Schützlingen, von der armen Witwe mit ihren hungrigen Kindern, von den alten Gebrechlichen, die nicht mehr für sich sorgen konnten und auf die Fürsorge der andern angewiesen waren, von den Verstümmelten und Verkrüppelten, von der verlassenen Mutter, von der alten, fast verblödeten Frau, von all denen, die nicht mehr für sich selber eintreten konnten.



Murillo: Die heilige Elisabeth pflegt arme Kranke

Denn das war das vorbildliche Wirken der Heiligen: das Eintreten für die Schwachen in einer Welt, die den Menschen auf sich selbst gestellt, die ihn aus der gemeinschaftlich füreinander eintretenden Sippe losgelöst und noch keine Formen für eine soziale Einordnung auch der Schwachen gefunden hatte.

Nicht nur Männer wurden als wohltätige Heilige dargestellt, um die Welt zur Nacheiferung anzuspornen. Auch Frauen wurden heiliggesprochen ob ihres mildtätigen Wesens. Murillo hat uns eine heilige Elisabeth dargestellt, die eine Vorläuferin unsrer barmherzigen Schwestern war. Sie pflegte die Kranken und Siechen, wusch sie und linderte ihre Wunden und Schwären mit Balsam und Salben. Mit zarten, feinen Fingern berührte sie die Hilfsbedürftigen, sah den Verzweifelnden zärtlich in die Augen und flößte ihnen Vertrauen ein, indes ihr Gemahl an festlicher Tafel saß. Sie aber tat ihre milde Pflicht.

Dieses Bild erinnert an die liebliche Legende unsrer deutschen heiligen Elisabeth. Trotz dem Verbot ihres Gemahls, des Herzogs von Sachsen, ging sie mit einem Gabenkörbchen von der Wartburg hinab zu den Armen und Kranken. Da begegnete ihr auf dem Wege der Herzog und herrschte sie an, was sie in dem Körbchen davontrage. Es war stärkender Wein, Kuchen und manch andres Gute. Sie aber war erschrocken, sein Verbot übertreten zu haben, und sagte: »Blumen, lieber Herr!« Er riß das Tuch vom Korbe herunter, und siehe, es waren wirklich Blumen! Der wundertätige Herr hatte ihr beigestanden, gerührt ob ihres milden Wandelns.

Nicht nur Legenden wurden bildlich der Gemeinde nahegebracht. Auch bestimmte Gebote wurden versinnbildlicht. Und da war es der Bauernbruegel, der in der Häufung des menschlichen Elends den ihm zeitlich nachfolgenden Murillo weit übertraf. Ganz schlicht und natürlich hat er auf seinem Bilde »Besuch der Reichen beim Armen« vom einfachen Wohltun, vom persönlichen Wirken erzählt, hat aufgefordert, vom Überfluß abzugeben denen, die in Dürftigkeit sich mühen. Auf seinem Gemälde »Die sieben Werke der Barmherzigkeit« aber schilderte er alles, was an Verkommenheit, Bedürftigkeit, Jammer, Elend, Kummer und Sorge ihm vor Augen gekommen war. Welche zerlumpten, zerbrochenen Gestalten! Welche ausgehungerten, verblödeten Gesichter! Welch zerschundenes Gelichter! Welche Gier greift da nach dem rettenden Stück Brot! Welcher Durst lechzt da nach dem labenden Trunk! Wie ist der im Stock steckende Sträfling dankbar für den freundlichen Zuspruch! Wie beglückt den Kranken der Besuch! Wie freut sich der müde Wandrer des Obdachs, das ihm geboten wird! Und wie wohl tut die Hilfe dem, der die schwere Last nicht allein tragen kann!

Das Thema vom barmherzigen Samariter war auf diese Weise mannigfach abgewan-



Jacopo da Ponte: Der barmherzige Samariter

delt, erläutert und erweitert worden. Er aber galt immer noch als das große unübertreffliche Vorbild, als das Gleichnis, das immer wieder zur Darstellung lockte. Hatte ihn Rembrandt als einen milden, nicht armen Wohltäter dargestellt, der den unter die Räuber Gefallenen schon der Obhut der Herbergsknechte anvertraute, so hatten andre Künstler den Samariter bei seinem unmittelbaren Wirken geschildert. J. da Ponte zeigte auf seinem Bilde den Priester und den Leviten, die den Halberschlagenen liegengelassen haben. Der Samariter aber, selbst nur ein ärmliches Menschenkind, erbarmt sich des Hilflosen. Dies Bild baut sich auf einer richtig gesehenen Psychologie auf. Ist doch der minder vom Schicksal Begünstigte nur zu oft leichter geneigt, dem Notleidenden beizuspringen, als der Glückliche, als der Starke.



Frans Francken — Almosenspendende Dame

So findet auch das schwache Geschlecht leichter den Weg zum Wohltun als der Mann. Auf unzähligen Gemälden ist das Hohelied von dem wohltätigen Herzen der Frau gesungen worden. Frans Francken setzt die almosenspendende Dame wie einen lichten Engel hinein in sein Bild. Dyckmanns wiederum läßt den Blinden mit seinem schönen Töchterlein so aufdringlich und unwahrhaftig in den Vordergrund treten, daß die wohltätige Alte im Hintergrund fast verschwindet. Auf zahllosen andern Gemälden ist die Frau diejenige, die aus ihrem vollen Herzen spendet. J. L. David, der napoleonische Hofmaler, läßt den erblindeten römischen Feldherrn Belisar vor dem Tempel bettelnd die Hände ausstrecken und ihm von einer Frau das Almosen reichen. Die gefallene Größe rührt das Herz am leichtesten.

Auch die Kriegsgefangenen gehören zu solch gefallenen Größen. Chodowiecki, der reiche Berlinerinnen beim Austeilen von Gaben an russische Gefangene während des Siebenjährigen Krieges beobachtet hatte, hielt das auf einem seiner hübschen Stiche fest, wie sie, die Damen aus der vornehmen Welt, nicht zurückschauderten vor all dem blutigen Schmutz der Kriegsgefangenen.

Das war in der Zeit, als noch keine Fürsorge für Verwundete organisiert war, als in den großen Umwandlungen zu Beginn unsrer Neuzeit die Ansätze zu großzügigen Einrichtungen auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege manche frommen Stiftungen gestrandet und versunken waren. Die neue bürgerliche Gesellschaft, die still und bedächtig aufwuchs, mußte sich erst neue Organe schaffen für die vielen Forderungen, die an sie herantraten. Die Bedürftigen konnten jedoch nicht darauf warten. Und die Mildtätigen auch nicht. Sie wollten mit ihrem ganzen Herzen und ihren beiden gebefreudigen Händen wirken.

Mitleid ist nicht zu entbehren zur sozialen Entwicklung. Mitleid muß harte Hände öffnen, um wenigstens das Notdürftigste zu erreichen. Mitleid muß auch allzu scharfe Auslese mildern. Mitleid ist oft nicht nur den Schwachen nötig, sondern nur zu oft auch den Edelsten, die das Gespendete tau-



Joseph Laurent Dyckmanns: Der blinde Bettler vor der Kirche
Museum in Antwerpen

Volk, dem die reichen Kräfte des Dichters so viel schenkten. So wandelte sich das Mitleid in Mitfreude.

»Niemand taugt ohne Freude!« sagt Goethe. In diesem Sinne gehört das Geben zur Freude und ist Mitleid oft nichts als Mitfreude. Mitfreude daran, daß der Beschenkte sich wohler fühlt. So kann Schenken ein Genuß sein, wie Stirner ja auch den Altruismus für den feinsten Egoismus erklärte.

Im Falle Schiller und in tausend ihm ähnlichen Fällen wäre jedenfalls die Anwendung der Weltanschauung von Nietzsche sehr bedauerlich gewesen. Ihm stand die aristokratische Prägung der Individuen höher als Mitleid und soziales Gewissen. Was noch nicht ausschließt, daß er an einem Punkt, in der Übertragung seiner ästhetisch gewonnenen Umwertungen auf soziales Gebiet, nun eben-

sendmal tausendfach vergelten. Schiller war von aufzehrendem Fleiß. Aber er und seine Werke wären, wie Robert Hessen in seinem Werke »Philosophie der Kraft« bemerkt, unserm Volke wahrscheinlich verlorengegangen, wenn nicht Freunde ihn mehrmals verständnisvoll gestützt, wenn sie nicht von ihrem Überfluß ihm abgegeben hätten. Das Körnerhaus in Dresden empfing ihn mit verständnisvoller Liebe. Der Dichter wurde belebt von dieser Kraftabgabe. Sie wirkte wie das Mayersche Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Seine Freunde befolgten, indem sie ihn förderten, schon den Kantischen kategorischen Imperativ, der auf das aktive Wirken gegen das »Böse« hinwies, der also auch zum wahrhaftigen Wohltun aufforderte. Trotzdem baute er seine Existenz, sein Wirken nicht auf dem Mitleid andrer auf. Er mochte wohl wissen, daß er dann seine eigne Kraft geschwächt hätte, daß die Ausnutzung des Mitleids verweichlicht, die Ideale verkümmert und den Aufstieg verhindert.

Dennoch können wir uns das Mitleid aus dem Leben vieler bedeutender Menschen nicht gut fortdenken. Schiller diente es mehrmals hintereinander. Den Gewinn hatte nicht nur er, hatten auch seine Freunde, sein



Israel von Meckenem: Der heilige Martin



Jacques Louis David: Der blinde Belisar um Almosen bittend Museum in Lille

soviel hinter seiner Zeit, die sich während seiner letzten klaren Tage zur sozialpolitischen Erneuerung rüstete, zurück war, als er ihr in seinem Zorn gegen die Überschätzung und Anbetung abgelebter Gedanken voranschritt. Denn die Herrenmenschen, die Nietzsche sich ersehnte, haben ja geherrscht und gehaust, in jenem Privilegienstaat, der in Frankreich durch die große Revolution zusammenbrach. Ihre sozialen Leistungen waren durchaus unzureichend; Völker sind, wie Robert Hessen sagt, ebensowenig wie schwere Steine an der Spitze zu heben. Sie müssen beide von unten her angepackt werden.

Dies haben ruhigere Denker als Nietzsche immer wohl erkannt.

Spinoza verlangte Uneigennützigkeit, wünschte den Sieg über Neigungen, die dem Gedanken der Pflicht widersprechen. Er glaubte wie Kant, daß der denkende Mensch, der sich in der Selbstbeherrschung übt und auf die Stimme der Vernunft achten lernt, es fertig bekommt, sich von störenden Trieben zu befreien und sein Wollen nach den Geboten der Pflicht zu lenken. Eine allmähliche Enthaltung von leidenschaftlichem, unvernünftigem Handeln sollte das Böse ausschalten. Das war allerdings etwas andres als was Kant unter Willensfreiheit verstand, dessen kategorischer Imperativ mehr auf das aktive Wirken gegen das »Böse« hinwies, der damit auch zum wahrhaftigen Wohltun, zum Kampf des »Guten« gegen das »Böse«, gegen Armut, Elend und Not aufrief.

So ist denn auch der Allgemeinsinn ein veredeltes Wohltun. Er bildet die Zierde der Menschen mit überschüssiger Kraft, die bei der bloßen Selbstsorge keine ausreichende Betätigung finden. Allgemeinsinn ist also ganz besonders die Tugend der Starken und ist unbedingt notwendig, wie auch das per-



Daniel Chodowiecki: Die Gräfin Dohna und andre reiche Damen teilen den russischen Gefangenen im Siebenjährigen Kriege Gaben aus

sönliche Wohltun, das immer, auch in der vollkommensten Gemeinde, wird eingreifen müssen. Die Armen können weder die unmittelbare Wohltat noch den Allgemeinsinn der Starken entbehren.

Einige moderne Denker glauben das Wohltun verächtlich machen zu müssen. Sie meinen, die Besten unter den Armen seien undankbar, unzufrieden, ungehorsam und rebellisch. Sie hätten ein gutes Recht, so zu sein. Sie fühlten ganz genau, daß Wohltaten ein lächerlich unzureichendes Mittel der notwendigen gerechten Güterverteilung seien oder ein sentimentaler Sport, gewöhnlich begleitet von einem unverschämten Versuch der Wohltäter, in das Privatleben der



Theodor Hosemann: Die Kollekte



Th. Hosemann: Das reiche Kind beschenkt das arme

Armen hineinzureden. Warum sollten die Armen wohl dankbar sein für die Krumen, die von den Tischen der Reichen für sie abfallen? Ihr Platz wäre in Wirklichkeit an der Tafel selbst, und zum Glück begönnen sie das allmählich zu begreifen. Ihre Unzufriedenheit wäre berechtigt. Sie sei die eigentliche Tugend der Menschheit. Aus Unzufriedenheit erwachse der Fortschritt.

Ganz ohne Wahrheit sind diese Gedanken wurde. Als hätten die Reichen die Armut verschuldet und verschuldeten die Armen nicht gleicherweise den Reichtum! ... Worin besteht denn das Verbrechen der Reichen? In ihrer Hartherzigkeit. Aber wer hat denn die Armen erhalten, wer hat für ihre Ernährung gesorgt, wenn sie nicht mehr arbeiten konnten, wer hat Almosen gespendet, jene Almosen, die sogar ihren Namen von der Barmherzigkeit haben (griech. Eleemosyne)?

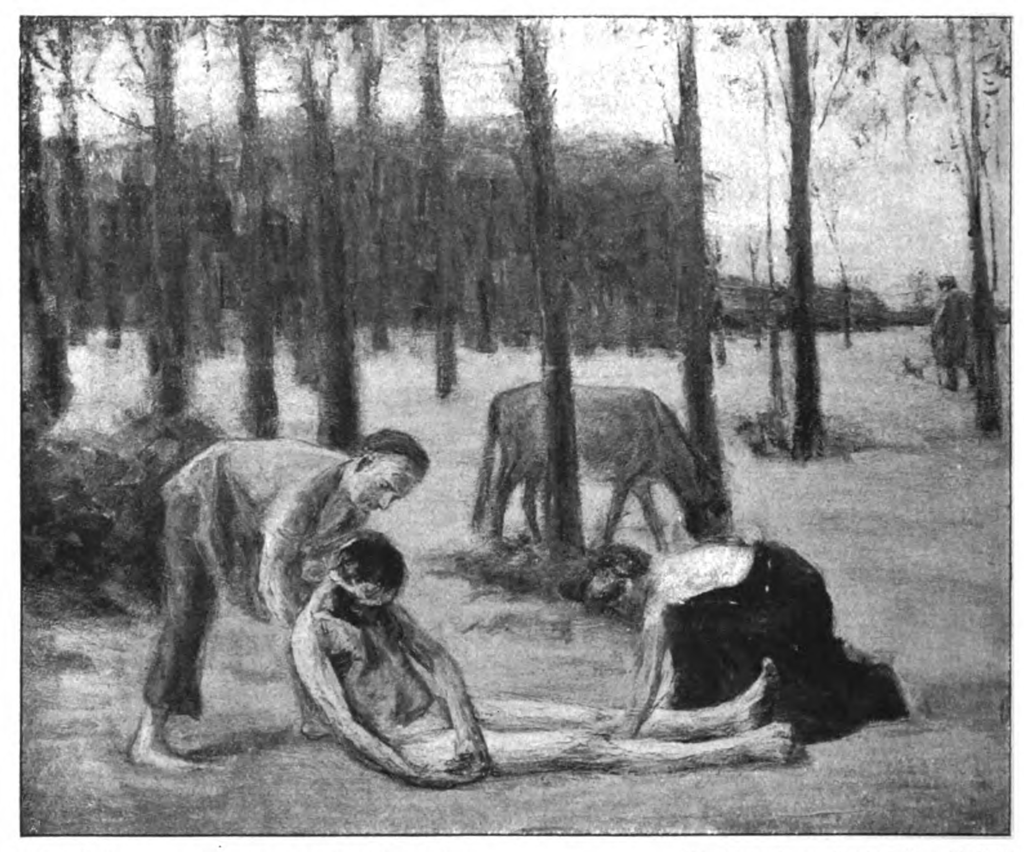


Versand der Liebesgaben auf dem Hofe der Gardedukorps-Kaserne 1866

nicht. Aber die Unzufriedenheit, die Fortschritt bringt, muß auch bei den Armen selbst anfangen. Wenn er mit seinem Los unzufrieden ist, muß er es auch meist mit sich sein. Dann wird aus ihm selbst der Fortschritt erwachsen. Dann wird er die Armut überwinden und keine Wohltat mehr brauchen.

Andre Denker, wie Stirner, sagen wiederum den Armen ihre Meinung mit scharfen Worten: »Gewaltigen Lärm erhebt man über das tausendjährige Unrecht, welches von den Reichen gegen die Armen begangen Sind die Reichen nicht allezeit barmherzig gewesen, sind sie nicht bis auf den heutigen Tag mildtätig, wie Armentaxen, Spitäler, Stiftungen aller Art usw. beweisen?«

Weder der ironische Stirner noch die modernen Bekämpfer des Wohltuns werden recht behalten. Die Wahrheit liegt wohl dort, wohin Eugen Dühring gewiesen hat, der allgemeine Menschenliebe für ein kahles und zum Teil heuchlerisches Ding erklärte, aber gleichzeitig folgenden endgültigen Satz aufstellte: Erbarmen für den Unglücklichen und Mitfreude mit dem Glücklichen, das sind



Max Liebermann: Der barmherzige Samariter Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin W

wahre Erregungen, die beide gleichermaßen ausgebildet und betätigt sein wollen.

Diese Worte entsprechen dem aktiven Wirken, das Kant mit seinem kategorischen Imperativ verlangte. Das aktive Wirken beeinflußte die Wohltätigkeit im vergangenen Jahrhundert, wandelte sie um, setzte ihr neue Ziele. Die Linderung des Übels sollte nicht mehr dem Zufall überlassen werden. Die öffentliche Armenpflege in den Gemeinden, die bisher nur eine dürftige Einrichtung gewesen war, eine Einrichtung, von der viele Städte nichts wußten, wurde ausgebaut. Und hier war es wieder das persönliche Wirken, das am meisten und gründlichsten förderte. Das Elberfelder System, das den Armen möglichst in ständige Obhut eines Wohltäters bringen will, das sich nicht mit der amtlichen Erledigung eines Falles begnügt, betont das persönliche Wirken. Es kann nicht entbehrt werden.

Es kann auch nicht entbehrt werden in der modernen Organisation des Wohltuns. Immer muß sich der ganze Mensch geben. Bodelschwingh, der für die Zerknickten und Gescheiterten jeder Art Liebe empfand und für sie sorgte, widmete ihnen seine ganze Persönlichkeit. Das Rote Kreuz, das die Kriegswunden heilen will, könnte ohne die Hingabe der Schwestern und Samariter sein Ziel nicht erreichen, trotz umfassender Organisation. Allerdings: das vereinzelte Wohltun würde auch nicht das von allen Gewünschte erreichen. Wie wenig würden einzelne den Anforderungen moderner Kriege gerecht, und sei ihr Herz noch so gebefreudig, sei es bereit, sich ganz ohne Rückhalt hinzuopfern! So sehen wir denn überall ein aktives Zusammenfassen, das die Liebestätigkeit des einzelnen für die Allgemeinheit fruchtbar macht.

Nicht alle modernen Denker sind allerdings mit einer Entwicklung zufrieden, die, wie die Bodelschwinghschen Stiftungen und Anstalten, selbst die gänzlich Verblödeten sammelt, sie in kostbaren Häusern unter-

bringt und alle Mittel der modernen Wissenschaft und unzählige Liebeswerke aufwendet, nur um sie zu erhalten — vielleicht oft gegen ihren eignen Willen. Manche modernen Denker halten es für eine Wohltat gegen die Menschheit und gegen die Schwachen, unheilbar Kranke von ihrem Leiden zu befreien. Sie wünschen mehr Liebe und Güte gegen die Gesunden, denen das notwendige Mitempfinden entzogen würde.

Andre wieder meinen, die Wohltat an den Bedauernswertesten könne von der Menschheit nicht entbehrt werden. Sie bedeute zuviel für das Gemüt. Die Wohltäter müßten dankbar sein, daß sie das Gefühl des Wohltuns erleben könnten. Dies Tolstojsche Wort, das fast an Stirners Worte »Altruismus ist der feinste Egoismus« erinnert, wird von Tolstoj belegt mit folgender Eintragung in sein Tagebuch vom 30. Juli 1896: »Es geschah zuweilen, daß ich aus echtem Mitleid Gutes tat. Nie erinnerte ich mich dann, was es war und bei welcher Gelegenheit ich es getan. Man weiß nur, daß man in Gott war. (So war es, als ich aus Mitleid Schuhe hergab, die ich selbst gern hatte; ich konnte mich lange nicht besinnen, wo sie hingeraten waren.)«

Ein solches Versenken ins Wohltun genügt uns trotz der bekundeten Gemütsgröße nicht. Wir wollen dem Armen und Schwachen wohl einen Teil von unsrer Kraft geben, aber wir wollen ihn möglichst neu beleben, wollen keine Energie vergeuden, sondern nur Kraft, neue Energie in ihm wachrufen. Das ist das Ziel fast aller neuen Organisationen des Wohltuns.

Es ist auch der Geist des Unterstützungswohnsitzgesetzes, das jeder Gemeinde die Fürsorge für ihre Gemeindemitglieder auferlegt. Und es ist der Sinn jener Bestrebungen, die nicht wie die Bodelschwinghs sich erst um die Menschen kümmert, wenn sie hilfsbedürftig geworden sind, sondern die sich schon vorher ihrer annehmen. Nicht erst wenn der Mensch verkommen ist, soll ihm die helfende Hand gereicht werden. Vielmehr soll der Arbeitslose gleich Arbeit finden, wenn er noch voll Kraft ist.

Dieser Gedanke ist auch in die Kriegsfür-



Georg Herting: Der barmherzige Samariter — Sockelrelief am Duve-Brunnen in Hannover



sorge eingedrungen. Bremen hat z. B. erhebliche Mittel, die sonst als Almosen hätten verbraucht werden müssen, als Arbeitslohn an gärtnerisch beschäftigte Kriegerfrauen zahlen können. So ist das Wohltun in Wohlfahrtspflege umgewandelt worden.

In diesen Bezirk gehört auch die Botschaft Kaiser Wilhelms I. vom 17. November 1881, die der Gesetzgebung zugunsten der wirtschaftlich Schwachen neue Bahnen wies. Sie liegt auf dem Gebiet des aktiven Wirkens. Verkündete sie doch die Betätigung werktätiger Menschenliebe als sittliche Pflicht des Staates — eine Folge vom kategorischen Imperativ Kants. Kranke, Invalide, Gebrechliche, Alte — für sie alle wurde im Deutschen Reich ein riesenhaftes Gebäude der Wohlfahrt errichtet, an dessen Bau und Instandhaltung sie selbst mit beteiligt sind.

So ist denn die soziale Fürsorge ein organisierter Kampf gegen das Elend, ist zusammengefaßtes Wohltun. Das beweist sich jetzt im Kriege, wo sie auf vielfache Weise sich betätigt: durch Kriegskrankenfürsorge, durch Liebesgaben, durch Ehrengaben an die Hinterbliebenen der Gefallenen, durch Wochenhilfe u. a. Sie will nicht nur für Minuten augenblicklichen Leiden abhelfen, sondern will gründlich wohltun, durch vernunftgemäßes beseeltes Handeln den Leidenden und Schwachen für immer beispringen, ihnen ein Recht auf Hilfe geben, sie so viel wie möglich wieder stark machen. In gleicher Richtung bewegt sich zweifellos die Wirksamkeit mancher Wohltäter, jedem möglichst Arbeit anstatt Almosen zu geben. Zweifellos fühlt jener Geber mehr und tiefer, der auch an die Zukunft des Empfangenden denkt, der ihn zu einem Wesen umwandeln will, das keine Hilfe mehr braucht. Der Kriegsinvalide soll wieder fähig gemacht werden, sich in einem Beruf zu betätigen. Durch Wohltun will man ihn befähigen, aufs Wohltun verzichten zu können.

Dies ist die neue Barmherzigkeit: nicht nur Schwache erhalten, nicht nur augenblicklich helfen von Mensch zu Mensch, sondern die Schwachen stärken, den blinden Kriegsinvaliden nicht mit Geschenken notdürftig am Leben erhalten, sondern ihn, wie alle andern Schwachen auch, durch eine vernünftige Wohltat, die sich mit ganzem Gemüt in seine Lage versenkt hat, wieder zu neuem Leben und Schaffen erwecken.

Die graue Locke

Die graue Locke hier von deinem Haupt,
Du schenktest sie, ich hab' sie nicht geraubt.

Geschloss'nen Auges blickst du still mich an,
Und deine Seele weiht den Talisman.

Wie ist so hold verklärt dein Angesicht,
Wie lange, Mutter, sah ich so dich nicht!

So sah ich dich, als ich ein Knabe war.
Frühmorgens strähltest du dein braunes Haar,

Die Strähne flossen bis zum Fuß hinab,
Ein seid'nes Kleid, wie es kein schön'res gab.

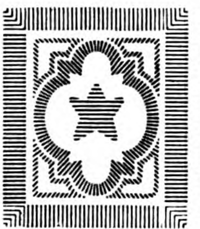
Ich schlüpfte hin und hüllte ganz mich ein,
Und durch dein Haar sah ich den Morgenschein.

Mir war's, als trüge mich in Glanz und Glut
Zum Tag empor die seidenweiche Flut.

Du liebe, silbergraue Locke du,
Du gehst mit mir. Du bringst mich einst zur Ruh.

Otto Crusius





Die Wunderblume

Eine Geschichte von Paul Quensel

II (Schluß)



Nun hob für Josef Nothase eine glückselige Zeit an: er wurde Marias Schüler. Und was er in der Johannisnacht auf der Bank am Bergrand nur in kleinen Proben genossen hatte, das sah er nun allabends in großen Schüsseln vor sich, die so weitläufig waren, daß er bis nach Mitternacht an der Seite der Lehrerin sitzen und schmausen konnte, ohne sie zu leeren. Auch ohne satt zu werden; denn Maria wußte die verschiedenen Gerichte gar zierlich zu garnieren und lieblich zu servieren und verstand es, den geistigen Hunger durch angenehme Würzkräuter immer aufs neue anzuregen.

An der Wand hing ein verblasenes Pastellbild, darstellend einen würdigen Herrn mit gepudertem Haar und steifem Zopf. Nach Marias Angaben war's ein Urgroßonkel, seines Zeichens ein Feldscher. Auch er schien seine Freude an der Art und Weise zu haben, wie seine Urgroßnichte die deutsche Literatur ehrte; denn manchmal war's, als ob er leise Beifall nicke, und der steife Zopf wackelte deutlich hin und her.

Neben dem schöngeistigen Sinn ihrer Mutter hatte Maria auch einen Teil vom sparsamen Betriebsgeiste ihres Vaters geerbt. Daher saß sie nicht müßig, wenn Josef die Verse herunterhaspelte, sondern rührte lustig die Stricknadeln, und es gab eine eigne Musik, wie das leise stählerne Gezwitscher sich in das dünne Singen der Schneiderstimme mischte. Wenn Josef in der Betonung fehlte oder sein Vortrag von Mißverständnis zeugte, so hielt sie mit ihrer Arbeit inne, um ihn zurechtzuweisen, und ging sie zur Besprechung der Stücke über, dann zog sie eine Stricknadel heraus und bewegte sie entweder energisch auf und nieder oder schwebend nach links und rechts oder kritisch vor und zurück, je nach dem Inhalt ihrer Ausführungen. Ein ganzes Vortragsspiel war in der Nadel. Hatte sie sich in irgendeine Meinung hineingeredet, so geschah es wohl auch, daß sie das Buch heranzog und die Zeilen, auf die sich ihre Erklärung stützte, leidenschaftlich mit der Nadel unterstrich — die Ursache, warum die Seiten an manchen Stellen fast durchschnitten waren.

Unter dem dünnen, glattgekämmten Flachshaar des Schneiders saß, wie sich bald herausstellte, ein wacher, geiziger Geist, der alles an sich raffte, Brauchbares und Nichtiges in gleicher Weise. Den umfangreichen »Poetischen Hausschatz« kannte er bald so gut wie seine Meisterin, und ihren Auslegungen brachte er so viel Verständnis entgegen, daß er zeitig anfing, aus eignem Vermögen beizusteuern. Im Anfang war er zwar schon beglückt, wenn Maria seine Gedankenfäserchen, die er vereinzelt und zaghaft hinschob, gelten ließ und in ihren Faden mit hineinspann. Aber mit der Zeit wurde er mutiger, begann selbst Wege zu bahnen und suchte es seiner Lehrerin gleichzutun in allerlei Deutungen und Vertiefungen. Dabei vertrat er seine Ansicht oft so geschickt, daß sich in der Lehrerin eine kleine, gallige Eifersucht entwickelte, bei Schulmeistern eine oft beobachtete Krankheit. Es gibt sonnige Herzen, die erkennen, wie alles nur Frucht und alles nur Same, die nicht spotten und schimpfen, wenn die Jünger versuchen, sie beim Aufstieg am Berge Horeb zu überholen, aber sie sind nicht häufig. Die Regel ist, daß der achtzigjährige Vater den sechzigjährigen Sohn einen dummen Jungen schilt und der Lehrer jene kleine gallige Eifersucht empfindet, wenn der Schüler über ihn hinauswächst.

Auch an die dem Hausschatz vorgedruckte »literarhistorische Übersicht«, die Maria bisher gemieden hatte, machten sich die beiden Lernbegierigen. Sie hörten sich gegenseitig ab über den Meistergesang, den Göttinger Dichterbund, die Gegner der Romantik, über Begriff und Formen der lyrischen Poesie, über das Wesen der Legende und der Elegie, über Prosodie, Reim, Alexandriner und Stanze, und es erhob sich ein fröhliches Wettlernen zwischen ihnen. Josef hatte sich ein Exemplar vom »Poetischen Hausschatz« zu verschaffen gewußt; das lag auf seiner Schneiderbucht, daß er dann und wann während der Arbeit einen Blick hineinwerfen konnte. Maria hatte die geheimnisvolle häusliche Nachhilfe bald gewittert, und da sie bangte, sie könne zurückbleiben, so repetierte auch sie

fleißig, wenn sie Zinnzeug putzte oder Salat zupfte.

Bei gelegentlichem Briefwechsel stellte es sich heraus, daß der Schneider mit der Feder recht unbeholfen war. Deshalb kauften sie beide ein Büchlein, betitelt »Der schriftliche Ausdruck«, und suchten die nützlichen Regeln desselben in die Praxis zu übertragen. Sie wählten gemeinsame Themen, die sie dann, jeder in seiner Art, schriftlich bearbeiteten, schrieben sich Briefe, ja versuchten sich in kleinen Liebesreimen. Und wenn der Schneider sah, daß Maria sofort schreibfertig war, während er noch gar nicht wußte, wo ein und aus, dann kratzte er sich in der Verlegenheit seine schöne Frisur zuschanden; blieb aber Maria im Hintertreffen, so seufzte sie wohl: »Mir preßt's den Kopf zusammen wie mit einem Schraubstock.«

So verbrachte der Schneider seine Zeit in doppelter Anstrengung. Der war das armselige Kerlchen aber nicht gewachsen. Er wurde immer matter, klagte über schlechten Schlaf, hatte fiebrisches Feuer in den Augen, und die Rosen auf den wächsernen Wangen glühten in unnatürlichem Rot. Da wurde die gute Maria freilich besorgt, und als ihr eine fühllose Nachbarin einen todestraurigen Verdacht in die Seele jagte, fand sie einst der alte Mampe, wie sie die Arme auf den Herd gelegt hatte und bitterlich weinte.

Doch sie war zu tatkräftig, um lange so zu sitzen; sie drang in Josef, einen Arzt zu Rate zu ziehen, und als dieser dringend riet, die brüchige Lunge in einer Heilanstalt zu kräftigen, da wußte sie alle Bedenken des Schneiders, die sich wie eine Stachelhecke um ihn stellten, mit entschlossener Hand zu durchbrechen. Sie suchte ihm einen Geschäftsführer, packte sein Zeug, steckte ihm heimlich einen Teil ihrer Spargroschen in die Tasche. Ehe er selber recht zu klaren Entschlüssen gekommen war, saß er bereits neben ihr in der Droschke und fuhr zum Bahnhof. Als sein dünnes Händchen zum letztenmal aus dem Zuge herausgewinkt hatte, brach freilich die Standhaftigkeit und die erzwungene Sorglosigkeit in ihr zusammen; sie ging trotz dem Spätherbstregen abseits, um ihre Herzensnot vor den Leuten zu verbergen.

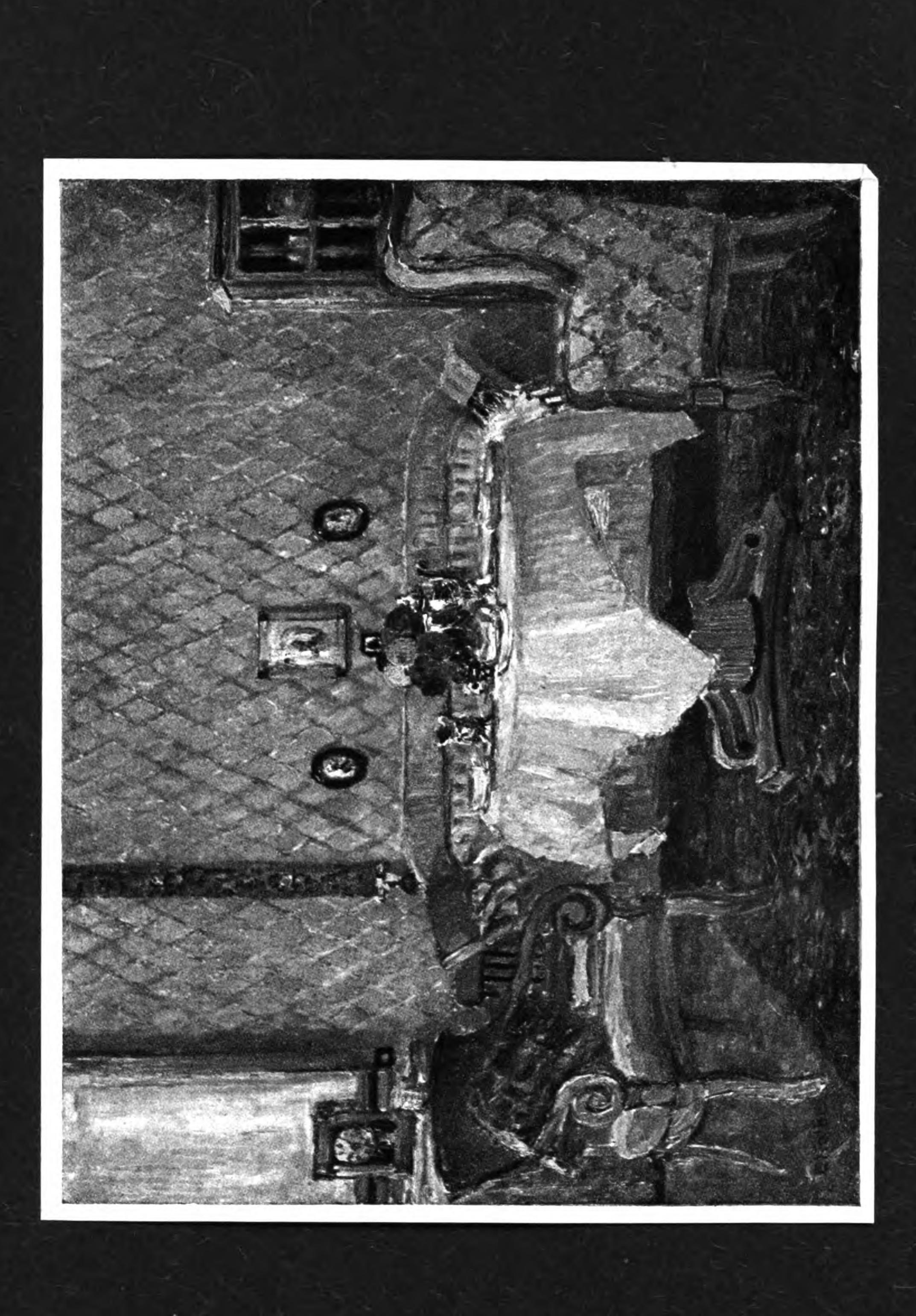
Der Nachbar Horndreher lief die folgende Zeit mit zwei Gesichtern umher: einem besorgten für die Anwohner und einem sorglosen für Maria. Dieses schien den tatsächlichen Verhältnissen entsprechender; Josefs Briefe brachten steigende Hoffnung ins Tröblerhaus, wie aus der folgenden Auswahl ersichtlich ist.

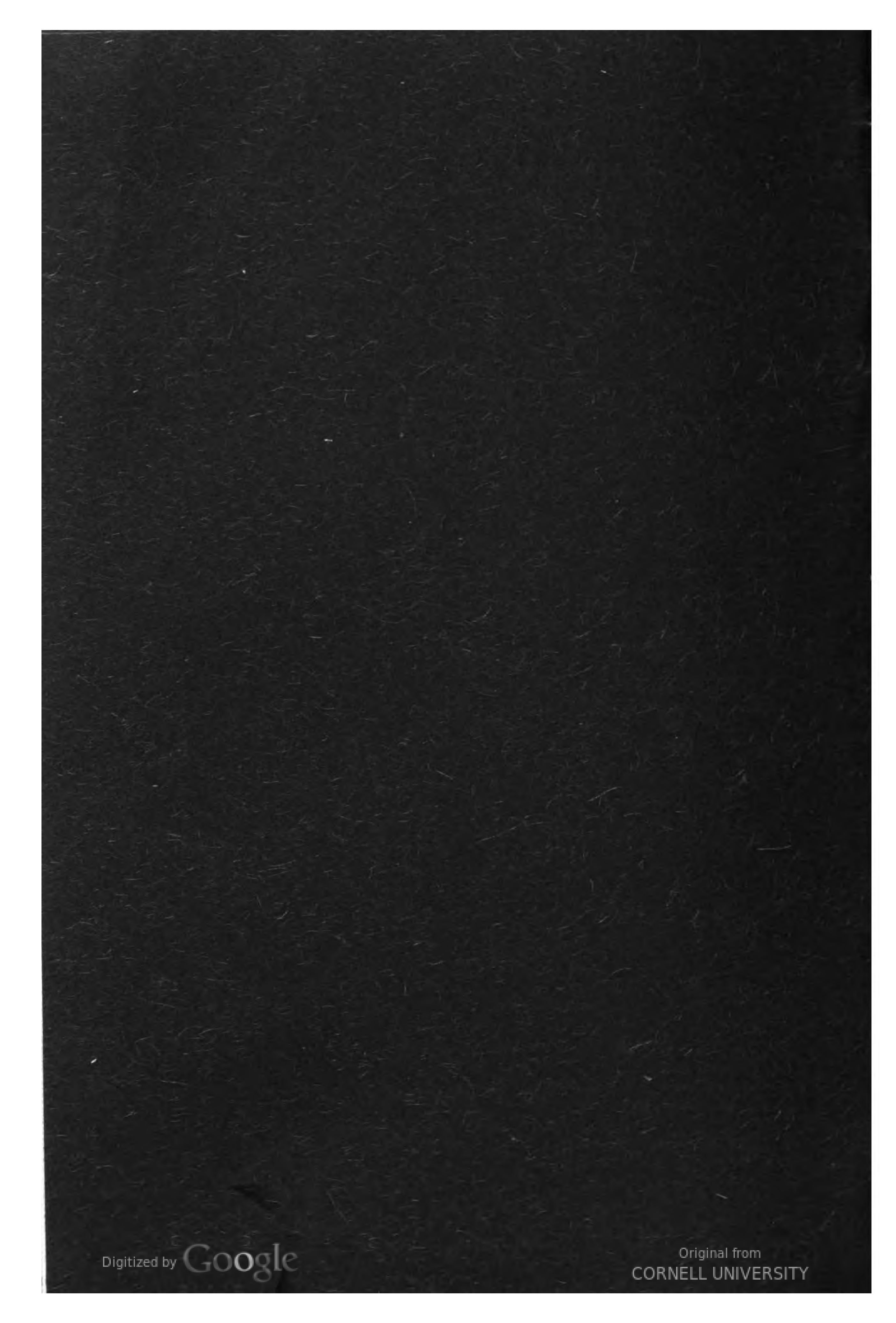
6. November.

Meine liebe Maria! Da wäre Dein Josef glücklich auf der Heilstätte. Er kennt sich bereits überall aus und ist wie zu Hause. Aber da ist mir's, als ob Du mir am Tisch gegenübersäßest, und ich höre Dich sprechen: Hübsch der Ordnung nach erzählen, nicht ein Stück von der Mitte, dann ein Stück vom Anfang! Und du hast recht, und unser Hilfsbüchlein hat recht: Ordnung ist das halbe Leben. Also von vorn erzählt, war's so: Ich fuhr mit der Bahn bis nach Westhausen, mitten im Wald. Von da ging's einen Schlängelweg hinauf, und an der rechten Kehr konnte man immer hinunterguckеn ins Tal, wo die Sägemühlen stehn. Der Wind trieb dürres Laub an mir vorbei und vor mir her. Da war mir's, als rief's: Halte doch Schritt, wenn du ein Kerl bist! Ich hab's versucht, aber ich kam nicht weit. Hab' lange gebraucht, bis ich endlich oben ankam, und war so leer an Hoffnung und Freude wie die Linden um diese Zeit. Aber jetzt bin ich getrost. Vor Weihnachten, eh' ich heimfahr' nach Wiedenbruck, lass' ich mir einen Spazierstock aus armstarkem Eisen machen, den will ich herumzwirbeln wie einen Bambus und damit auf die Gasse pochen, daß sie denken, die Pflasterer sind da und rammeln mit der Damme.

Nun bin ich doch aus der Ordnung gekommen. Ich hatte die Reihenfolge in meinem Notes auch anders; aber als ich's abschrieb, ging mir's wider den Strich, daß die Sorge so lange Zeit haben sollte, bis endlich die Hoffnung an die Reihe käme, und da hab' ich ihr ohne Verzug eins versetzt. Nun kann ich wieder ruhig in der Ordnung fortfahren.

Die Anstalt hat ein Hauptgebäude mit dem Speisesaal und zwei angebaute Flügel. Im Ostflügel, eine Treppe hoch, da, wo ich auf der Ansichtskarte das Männchen ins Fenster gemalt hab', ist meine Stube. Wenn ich mir das Kopfkissen ein bißchen hochmache, so sehe ich die Äste von einer großen Fichte. Da fällt mir immer die Nacht ein, wo wir die Wunderblume fanden. Am Abend nach unsrer Hochzeit wischen wir hinaus, ohne daß es einer merkt, steigen allein hinauf auf den





Eichberg und setzen uns wieder unter die Fichte. Paß auf, die Amsel singt, und der Wind spielt dazu, weil wir nun doch zwei Sonntagskinder sind!

Das Essen, das wir auf der Heilstätte kriegen, ist ausgezeichnet. Kein Kunststück, wenn da einer zu Kräften kommt! Alle Tage gibt's Gesottenes und Gebratenes, auch Bier oder Wein. Ich habe mir bisher immer Wein gewünscht und komme mir vor wie ein Reichsgraf, wenn ich so in reiner Wäsche dasitze, nie wie meine Nachbarn mit dem Messer esse, ab und zu ein Schlückchen Wein nehme und danach den Mund mit der Serviette wische. Und dann die Ruhe! Wenn ich bis Weihnachten hierbleiben muß, so quillt mir die Schwarte im Genick über den Kragen, paß auf!

So bin ich nun wieder aus der Ordnung gekommen. Aber so ein Wiedersehen ist so fein, daß man sich daran freuen kann, auch wenn es nicht gerade an der Reihe ist. Freilich muß ich nun wieder ein Stück zurück, ich wollte ja vom Ausruhen sprechen. Das ist meine Hauptbeschäftigung und kam mir zuerst ganz merkwürdig vor. Am hellichten Tag sich auf einem Liegestuhl ausstrecken, in wollene Decken eingewickelt, wohl gar eine Wärmflasche an den Füßen, das wollte dem betriebsamen Schneider gar nicht in den Sinn. Aber ich tröste mich: Wirst es zeit deines Lebens schon wieder einbringen, was du in diesem Vierteljahr verbummelst. Meinst Du nicht auch? Manchmal pfeift einem der Wind recht frisch um die Ohren, manchmal geht's auch naß nieder. Wird's gar zu arg, dann ziehen wir in die Hütten. Jede hat ihren Namen, ich gehöre in die »Hoffnung«. Da sind mancherlei Sprüche angemalt, zumeist von Porzellanmalern; ich hab' mir sie in mein Notes geschrieben, und wenn ich nach Hause komme, gehen wir sie zusammen durch und reden über ihren tieferen Sinn. Auch schöne Danksagungen stehen an den Wänden von solchen, die ihre Gesundheit wiedergefunden haben. Ich denk' manchmal: unzufriedene Schimpfer und Hetzer sollten hier in der Kur sein. Am Ende lernten sie einsehen, wie viel Gutes getan ist. Krankheit macht nachdenklich und dankbar.

Aber nun will ich Schluß machen. Ich hab' den Brief an zwei Tagen geschrieben, denn gar zu lange konnte ich nicht darüber bleiben, und noch länger möchte ich Dich nicht warten lassen. So leb' wohl, meine liebe Maria, und schreib auch bald Deinem in den Tod getreuen Josef.

12. November.

Du Gute! Ich war rasselhart, als ich in der Kiste die feinen Viktualien sah. Wo hast Du das rare Zeug alles aufgetrieben? Und wo soll ich's hinessen?

Du fragst, mit was für Leuten ich hier beisammen bin? Meine Stubengenossen sind ein Porzellandreher und ein Schriftsetzer. Der erste ist ein Kujon, hat kein Herz im Leibe und keine Religion. Er hat einen Meisenkasten gebaut, worin er die munteren Tiere fängt. Auf dem Wald hätte er manchmal an einem Sonntag gut und gerne ein halb Schock. Neulich komme ich dazu, als er eine Blaumeise herausnimmt. »Paß auf,« sagt er, »jetzt mach' ich sie katholisch!« Und eh' ich weiß, was er meint, hat er ihr den Kopf eingedrückt. Ich hätt' ihn können erwürgen, den Hund, und hatte wie schon oft einen Gram, daß ich so klein davongekommen bin. Ehrliche und rechtliche Kerle sollten groß und stark sein, daß sie die Strolche könnten auf die Köpfe hineinhauen. Ich bin dann wenigstens heimlich an seine Falle gegangen, hab' sie zerpocht und den Berg hinuntergeworfen. Er scheint Lunte gerochen zu haben und guckt mich seit der Zeit an wie ein Boxerhund.

Na, Gott sei Dank, sie sind nicht alle so! Der kleine Schriftsetzer ist ein feines, liebes Kerlchen aus guter Familie, die aber durch Unglück arm geworden ist. Nun hat er sich's in den Kopf gesetzt, er will wieder hinauf. Er liest, überlegt und schreibt viel, möchte ein Schriftsteller oder ein Redakteur werden, hat auch in der Zeitung, wo er als Setzer war, schon ein Gedicht zum Druck gebracht. Bei der einen Stelle mußte ich immer an Dich denken:

> Du bist mir Mond und Sonne,
> Die heiligste Madonne!
> Schau' ich dich an, so schwinden
> Mir alle meine Sünden.

Auch sonst sind strebsame Leute auf der Heilstätte, viel Musikliebhaber. Der eine geigt so schön, daß mir's immer heiß und kalt, fröhlich und traurig wird. Oft war mir's auch, als ob ich etwas ganz Großes und Frommes zu sagen hätt', konnt's aber nicht. Ein andrer spielt Gitarre, ein dritter Ziehharmonika. Da ist oft abends im Speise-





saal ein Geklinge, daß der Doktor Martin Luther seine Freude hätte, weil er ja auch ein großer Musikfreund und Lautenspieler war. Auch ein Spaßvogel ist dabei, ein Knopfmacher, der ist voll Schnurren, wie der Schwarzdorn voller Schlehen. Und wenn wir meinen, sie wären alle abgelesen, so sitzen immer noch welche in den Ecken. Nur der Tuchscherer von Blankenhain nimmt's mit ihm auf. Das ist dann ein Hauptfest, wenn die zwei ausgerippten Kerle gegeneinandergehn wie zwei Hähne. Beschreiben läßt sich's nicht, aber in mein Notes hab' ich mir ganze Seiten voll von den Schnurren und Schnaken geschrieben, damit wir was zu lachen haben, wenn wir wieder beieinandersitzen und unsre Lektion hinter uns haben. Sei vielmals, vielmals bedankt, du Gute, und schreib mir das nächste Mal auch, wie es um mein Geschäft steht. Dein in den Tod getreuer Josef.

25. November.

Du Kluge! Weißt Du auch, daß ich durch Dich erst ein richtiger Mensch geworden bin? Vorher lebte ich so hin, nur die Sachen und die Vorfälle fielen mir ins Auge, aber nicht der Sinn, der dahinterliegt. Deine Nachdenklichkeit hat mich auch nachdenklich gemacht. Nun seh' ich überall Samen und Knospen, die erst Blüten werden wollen, seh' überall Gleichnisse, darin ein Grundgedanke zu suchen ist.

Neulich legte ich mich auf meinen Stuhl, kroch unter die Wolldecke und guckte über mich. Da ging ein halbhelles Sonnenband durch die Fichten und über mich hin. Als ich genauer zusah, waren darin viel hundert winzige Sternchen, nicht stille Lichtpunkte, sondern mit richtigen Strahlen, die sie ausstreckten und einzogen, genau wie am Himmel. Und sie flogen hin und her, kreisten wohl auch umeinander. Zuerst war ich fast erschrocken, dann aber merkte ich wohl, daß die ganze Welt aus Staubkörnchen bestand. Da kam ich mir ungeheuer wichtig vor; denn wenn ich den Atem hinaufblies, brachte ich eine große Aufregung in die ganze Welt, und wenn ich meine Wolldecke auf und nieder klappte, schuf ich hundert neue Sterne. Dann aber wurde ich ungeheuer klein und armselig, weil ich daran dachte, daß unsre Erde in der großen Welt auch nichts andres sei als ein solches Staubkörnchen dahier in der kleinen. Und was für eine Rolle bleibt dann für uns übrig? Was sind dann wir armen Menschlein? Und kommt sich doch jeder als der Mittelpunkt vor, um deswillen das andre alles da ist!

Siehst Du, so sinniere ich hin und her und hab' keine Langeweile wie die andern. Und wenn ich ein Buch aus der Anstaltsbibliothek gelesen hab' und rede mit den andern darüber, so sind sie oft verwundert, wohl gar aufgebracht, daß ich noch ganz andre Sachen darin gefunden hab' als sie. Da muß ich oft heimlich in mich hineinlachen und denken: Das hast du alles deiner Maria zu danken; in ihrer Schule hast du in einem Vierteljahr mehr gelernt als zu Hause in acht langen Jahren. Und wenn ich erst wieder bei Dir bin und die Schule geht weiter in den schönen Abendstunden — es muß herrlich sein, so alles richtig verstehen und den Grundgedanken richtig auffassen. Dann soll einer kommen und uns anstechen wollen! Wir lassen ihn gründlich abfahren.

Aber der Aufseher kommt, ich werd' schließen müssen, weil wir nicht über die Zeit bei der Lampe hocken dürfen. Leb' wohl, meine kluge Maria! Dein in den Tod getreuer Josef.

8. Dezember.

Du Liebe! Der rohe Porzelliner ist ganz geheilt und fährt nun nach Hause; aber der kleine Schriftsetzer muß dran glauben, so sagen sie alle. Jede Nacht Fieber, das wäre ein schlimmes Zeichen. Man gönnt jedem sein Bestes, aber es ist bitter, daß immer die Guten dran müssen. Das ist eine Sache, in die ich keinen Sinn bringen kann, ob ich mir's auch schon viel hin und her überlegt habe. Sonntags früh hält der Herr Pfarrer Predigt, und nachmittags geht er herum, unterhält sich mit dem und jenem, und zu mir kommt er besonders oft. Ich hab' ihn gefragt, aber er konnte mir auch nichts andres sagen, als daß alles nach dem ewigen Ratschluß gehe.

Wie wäre das nun? Können wir selber nicht abschätzen, ob einer ein Strolch ist oder ein ehrlicher Mensch, wie manche Leute die Farben nicht unterscheiden können? Oder gilt die Zeit, die wir auf Erden sind, nichts Rechtes, weil sie nur eine Vorstufe ist? Mir fällt da meine Schulzeit ein. Da war einer in der siebenten Klasse, der log und stahl und ist doch später ein Prachtskerl geworden. An den hab' ich immer denken und mir sagen



müssen: Wenn er allein nach der siebenten Klasse hätte abgeurteilt werden sollen, so wäre er schlecht weggekommen und ein andrer, der dann später ein Schuft geworden ist, gut. Dann hör' ich eine Stimme sprechen: Euer Leben ist am Ende auch nur eine siebente Klasse, und darum ist's unrecht, wenn ihr den Richter spielen wollt.

Als ich so weit gekommen war, wurde ich stiller; sobald ich aber wieder daran dachte, daß der rohe Porzelliner noch vierzig Jahre Singvögel katholisch macht und der liebe kleine Schriftsetzer nicht weiter dichten darf, da wurde mir's doch wieder trübselig, und ich stand am alten Fleck.

Doch Du willst auch etwas von mir wissen. Gestern merkte ich, wie sich der Arzt und der Assistent bei der Untersuchung zunickten und lateinisch sprachen. Ich glaub' schon, sie sind erstaunt, daß es mit mir so gut vorwärtsgegangen ist. Und als ich fragte, ob ich zu Neujahr heim könne, hieß es, bis dahin würde ich auf alle Fälle entlassen. Juchhei, das soll einen fröhlichen Silvesterabend geben! Und wenn ich mein Geschäft so wiederfinde, wie Du schreibst, wird's doppelt lustig. Das versichert Dir dein in den Tod getreuer Josef.

Schwere Schneewolken halfen den Tag noch zeitiger auslöschen. Den dritten Weihnachtstag — und doch hatten die Christbaumlichter beim Trödler noch nicht gebrannt. Josef Nothase sollte sie anzünden.

Die Ofentür zeichnete ihre beiden Zuglöcher in roter Glut auf den Holzkasten, so dämmerig war's bereits in der Stube. Maria bohrte deshalb die Nadel fest in das Linnen und versank in Träume. Ihr Prunkzimmer wurde leibhaftig, und die neu erworbenen Stücke suchten sich einzuordnen: das Vertiko mit dem Muschelaufsatz, der Rehkopf und das Rauchtischchen. Das schob sich zwischen das Plüschsofa und das Vertiko hinein. Dort stand es besonders handlich. Wenn sich's der Josef in der Sofaecke bequem macht, so braucht er nur über die Seitenlehne hinüberzugreifen. Dann kann er die blauen Ringel über den Tisch tanzen und die zitternden Streifen durch die Stube schwimmen lassen. Maria fächelt den rieselnden Rauch zu sich heran. Beim Duft einer feinen Zigarre kommt ihr immer die Empfindung der Vornehmheit.

Inzwischen hatte sich mit der Leichtfüßigkeit des Schneiders der leibhaftige Josef ins Zimmer geschoben. Er wollte eigentlich seine ungeahnte Anwesenheit noch etwas ausnutzen; doch als seine Herzallerliebste die Rauchringel haschte, kam ihn das Lachen an. Maria fuhr auf, starrte einen Augenblick verwirrt nach der Tür, schwang dann ihr Linnen über den Tisch und warf sich ihm so leidenschaftlich an die Brust, daß er einige Schritte zurückgeworfen wurde. Dann hörte man weiter nichts als die Worte: »Schlechter Kerl, hat mir kein Wort geschrieben« — und dann ein Lachen und Weinen, ein lautes Atmen und Küssen, und wenn das nicht gewesen wäre, so hätte einem die Dämmerung am Ende vorgegaukelt, es wären da zwei Menschen, die auf Tod und Leben miteinander rängen.

Nun mußte sich der Josef auch bei Licht betrachten lassen. Den eisernen Spazierstock trug er nicht; auch quoll ihm die Nackenschwarte nicht über den Kragen. Er sah nicht viel anders aus als sonst; seine Stimme klang verschleiert, seine Hand war kühl und feucht. Doch er hatte frohen Mut, und die Tatsache, daß er noch früher entlassen worden war, als er gedacht hatte, erhöhte seinen Glauben an die gefestigte Gesundheit.

Sie setzten sich vor den brennenden Weihnachtsbaum. Josef sollte erzählen, und Maria warf ihm immer fünferlei Fragen zu gleicher Zeit hin. Aber wenn er eine aufnahm, regten sich auch in ihm fünferlei Fragen. Das gab ein buntes Durcheinander von abgerissenen Auskünften herüber und hinüber, so daß sie am Ende beide nicht viel mehr wußten, als sie schon durch ihre Briefe erfahren hatten.

Dem Schneider lag namentlich sein Geschäftchen am Herzen. Ob sich ein neuer Kunde gemeldet, ein alter abgesprungen, ob einer nach der Musterkarte gefragt und der Tuchreisende dagewesen sei — das inquirierte er stückweise aus Maria heraus, während er selbst zerrissene Berichte abstattete über Kücheneinrichtungen und Wirtschaftsräume der Heilstätte, über die Bibliothek und die hundert Spiele, über alles, was der Doktor gesagt, genickt und geblickt. Als der alte Mampe von seinem Dämmerschoppen nach Hause kam, schossen die letzten Wochen der Heilstätte und des Trödlerhauses noch immer lustig durcheinander und ineinander, um dann im gemeinsamen Fluß der Zukunft zuzudrän-


41*



gen, die durch den einzigen Frohruf gekennzeichnet wurde: Und Pfingsten soll Hochzeit sein!

Am Silvesterabend sollte die Heimkehr Josefs gefeiert werden. Sein Gehilfe und Geschäftsführer, ein hübscher rotbäckiger Krauskopf, und der Nachbar Horndreher waren zu Gaste, und der Abend fiel völlig aus der Regel heraus. Wenn man sich vornimmt, lustig zu sein, so kommt zumeist eine mühselige, abgestandene Freude zutage; hier aber fand der Wille wirklich eine entsprechende Weise. Der gute und reichliche Heringssalat machte den Nachbar Horndreher immer aufgeräumter; den Krauskopf ritt der Kobold, bohrte ihm immer von neuem die Lachgrübchen; der Vater Mampe regte seine Gäste so andauernd zum Trinken an, daß er sich zeitig einen kleinen Sumser erwarb, und die Verlobten begeisterten sich fortgesetzt durch Händedruck und begehrliche Küsse. So ging es die Leiter sorglosen Übermuts und lachender Frohherzigkeit hinauf. Die Bedenken und Alltagsnöte gaben es auf, zu folgen, und verpuppten sich unbeachtet in den äußersten Seelenwinkeln.

Josef holte alles hervor, was er auf der Heilstätte an Schnaken und Schnurren eingefangen und aufgelesen hatte. Und merkwürdig! Wo dergleichen herrenloses Gut ausgekramt wird, immer zeigt sich's, daß jeder der Umsitzenden ähnliches im Sack hat und nur hineinzugreifen braucht, um die lustige Sammlung zu vergrößern.

Mit dem Anzuge der Mitternacht wurde die Laune plötzlich nachdenklicher. Der Horndreher hatte erzählt, wie sein Vater einst den Irrlichtern begegnet war.

Lieb Hansel, leucht' mir nach meiner Tür;
Kriegst auch einen Dreier dafür!

Heisa, waren sie voran und um ihn her wie Grashüpfer, nahmen auch richtig den Dreier mit, den er ihnen auf den Gatterpfosten gelegt hatte. Durch die Irrlichter wurden die Geheimnisse, Zauber und Orakel der zwölf Nächte aufgeweckt; in den beiden Alten hatten sie eine letzte Merk- und Glaubensstätte gefunden, und die drei vom jüngeren Geschlecht gaben aufmerksame Hörer ab. Auch der wildeste Freigeist hat ja einen Winkel im Herzen, wo das Ahnen und Bangen vor den Rätseln wohnt, das Gefühl der Abhängigkeit von tausend dunklen Gewalten.

Die zogen nun in langer Reihe durch die Stube: die Winselmutter mit ihrer entsetzlichen Klagestimme, die Moosweibel, vom wilden Jäger gehetzt, der Pestmann, der Katzenveit, der Totenschänder von Schöneck, der Zaubermüller von Wiedersberg. Das huschte, langte, fauchte und schlürfte — — da saßen sie, der Krauskopf, die Verlobten und der alte Mampe, hielten den Atem an und überhörten, daß es vom Schloßturm zwölf geschlagen hatte.

Erst das Rufen auf der Straße und das Fensterauftun und Singen in den Nachbarhäusern führte sie zurück. Der Krauskopf hob sein Glas und rief: »Fort nun mit dem grauslichen Zeug! Wir wollen, denk' ich, noch lange nicht zu den Gespenstern. Und damit Prosit Neujahr!«

Die Punschgläser klangen aneinander. »Noch lange nicht zu den Gespenstern!« wiederholte Josef Nothase und reckte die dürftige Brust.

Nun zeigte sich wieder der Wille zum Lustigsein; aber diesmal setzte sich die Regel durch. Ob auch der Punschgeruch die Silvesterrunde immer süßer umfing, die Stimmung ward ihm kein Partner. Man versuchte, ihr durch einen Schabernack aufzuhelfen, und praktizierte dem Horndreher, der in seiner Sofaecke entschlummert war, ein Läpplein voll Salmiakgeist unter das Halstuch. Seine Bemühungen, die Nase aus dem scharfen Dunstkreis zu bringen, waren freilich spaßhaft genug. Doch nach dem Erwachen des Alten saß wieder ungesehen die Schalheit am Tisch. Auch der Bleiguß, den Maria zu wiederholten Malen ausführte, konnte keine Wendung bringen. Denn was sich da im kalten Wasser formte, war zuerst ein rätselhaftes Ding, fast wie ein Brustkorb, und zu zweit ein länglicher, kantiger Klumpen. Der Horndreher deutete ihn als ein Schiff, auf dem junge Hochzeitsreisende die Lustfahrt machen, doch im stillen sagte er: Ein Sarg war's, ein richtiger Sarg.

Erst der Gesang schaffte Erlösung. Der Krauskopf hatte seine Gitarre mitgebracht, aber wie einen unnötigen Gast in der Ecke stehenlassen. Nun wurde aus dem Aschenputtel eine Königstochter, die Gewalt hatte, den ganzen Hofstaat zu erlustieren. Der Fuhrmannsbub, die Loreley, der Jäger aus Kurpfalz, die Hammerschmiedsgesellen, die Königskinder zogen in einem ununterbrochenen, seltsam geordneten Festzug daher, und der



Hans Baluschek: Kriegswinter

Aus der Kunstausstellung der Berliner Freien Sezession vom Sommer 1917

Krauskopf schwippte als Spaßmacher zwischen den Gruppen hindurch. Mit allerlei Stachelreimen und Schlumperliedchen kitzelte er die eingenickte Fröhlichkeit vollends munter, und der Punsch wirkte als innere Medizin so kräftig, daß sie auf die Füße sprang und zuletzt toller als vorher wie ein mutwilliges Böcklein um den Tisch hüpfte.

Es wurde allgemeine Bruderschaft getrunken, und Josef sah nicht sauer, als auch der Krauskopf von Maria den gesetzmäßigen Kuß erhielt. Aber nachdem die Besiegelung erfolgt, schien doch eine eifersüchtige Hitze in ihn zu kommen; er riß sie an sich, schwang sie auf seine Knie, hielt sie fest, während er sein Lieblied anstimmte. Es klang nicht übermütig wie damals in der Frühe des Johannistages, sondern krähend und matt. Und bei der Strophe »Ich möcht', ein Reiter, fliegen« rang er nach Atem, und seine Beinchen zitterten unter der süßen Last der Geliebten, daß Maria aufsprang und ihm half, die Strophe zu Ende zu bringen.

»Mein Bub ist müde,« sagte sie dann mütterlich. »Ich denk', wir machen Schicht. Man darf die Fröhlichkeit nicht bis auf den Bodensatz auskosten.«

Der Tröbler drehte sich ohne Abschiedsgruß in seine Schlafkammer; der Horndreher dagegen schien Marias Lebensregel nicht anzuerkennen. Zuerst legte er die Punschterrine auf die Seite und kratzte mit dem Zinnlöffel; dann goß er Wasser nach und genoß den Aufguß der »guten Sachen«. Maria sagte mißvergnügt: »Ich denk', es wird am ratsamsten sein, der Meister zerschlägt die Terrine und zieht die Scherben einzeln durchs Maul.« Nun erhob er sich, dem jodelnden Krauskopf folgend, rächte sich aber, indem er, das eine Auge zugekniffen, noch viel Vergnügen wünschte.

»Ich bringe meinen Josef sogleich die Gasse hinunter!« rief sie ihm zurechtweisend nach. »Es gibt nämlich noch Grundsätze in der Welt.«

Sie sollten ihr streitig gemacht werden. Josef brachte sie wieder die Gasse herauf, hatte ihr noch viel Liebes zu sagen, und da sich der Ostwind lästig machte, so zog er sie zurück in den Hausflur.

»Gut sein, Josef!« flüsterte sie. »Hast nur ein klein Gläsel getrunken — was macht dich so wild?«

»Die Liebe zu dir — die große Liebe!«

»Es gibt Grundsätze in der Welt!«

»Traurige Grundsätze, die die Liebe ersticken wollen!«

»Zu Pfingsten, Josef, zu Pfingsten!«

»Das dauert noch lange.«

»Dann zu Ostern. Ist dir's recht, Josef?«

»Und wenn wir auch das nicht erlebten?«

Er glaubte am wenigsten an ein nahes Ende; sie aber war erschrocken bis in den Tod. Sie riß ihn an sich und strich ihm schirmend und beruhigend über sein Köpfchen. Das steigerte seine Leidenschaft, und jener Kampf des Werbens begann, in welchem, ebenso wie in dem des Sterbens, alle Menschen, Gelehrte und Blöde, Mucker und Freigeister, die gleichen Züge zeigen. Aber noch war Maria stark. In der höchsten Bedrängnis hob sie den unbändigen Schneider empor, trug ihn wie ein tolles Kind auf den kräftigen Armen im Hausflur umher und küßte ihn dabei auf die hageren Hände.

Nachdem sie ihn wieder auf seine Füße gestellt hatte, sagte er kein Wort, reichte ihr die Hand und wollte trübselig zum Hause hinaus. Unbestimmte Ängste schossen ihr zu Herzen. Sie hielt ihn deshalb betroffen zurück, und als sie fühlte, wie ein Schauer seinen Körper schüttelte, da umschlang sie ihn mütterlich, abbittend, als ob sie ihn wärmen wolle, und führte ihn leise und vorsorglich zurück ins warme Zimmer. Dort mußte sie als »tieferen Sinn« des fröhlichen Silvesterabends erkennen, wie gebrechlich menschliche Grundsätze sind.

Vom Rathaus schlug es drei, als Josef Nothase in seiner eisigen Kammer zu Bett schlüpfte. Der Schlummer ließ ihn lange warten. Und als er endlich kam, hatte er heimtückische, glühende Augen, malte ihm irre Linien, die sich in entsetzlichem Rhythmus um ihn her ringelten und ihn einspannen, als würden sie von großen, vibrierenden Spinnenbeinen geschlungen und geknüpft. Allerlei verzerrte Fratzen krochen zwischen den Maschen hindurch, wuchsen sich zu grinsenden Rüpeln aus, die ihn in ein Gewölbe führten. Da wartete der Arzt von der Heilstätte und wollte ihm den Körper aushöhlen, aber der Porzelliner beanspruchte ihn für sich, um ihn mit einer Stahlzange katholisch zu machen.

Dann lag er wieder als Reiter am Lagerfeuer; aus den Kohlen kamen plötzlich hundert glühende Bügeleisen gleich furchtbaren,

närrischen Laufkäfern, wimmelten um ihn her, und wenn er darüberspringen wollte, spritzten sie feurigen Saft empor. Er brüllte nach den Kameraden, doch sie saßen am Hügel. Jeder von ihnen hatte Maria auf dem Schoße und flüsterte ihr überredend ins Ohr: Schöne Grundsätze, die die Liebe ersticken wollen!

So fieberte der Schneider manche Nacht. Der alten Wartefrau und Maria wurde es zuweilen grauslich bei den irren Reden und Schreckensrufen, und der Horndreher nahm seine Janusmaske wieder in Gebrauch: das bedenkliche Gesicht für die Nachbarn und das hoffnungsgewisse für die Trödlersleute. Auch suchte er die guten Beziehungen zum Hause Mampe dadurch zu befestigen, daß er immer neue Heilmittel auskundschaftete, und Maria ließ keins unversucht. Sie bestäubte Josefs Zimmer mit Tannenduft; sie salbte ihn mit Otterfett; sie setzte Tormentille auf Branntwein und gab's ihm zu trinken; sie verschaffte sich Weißdornblüten und kochte sie ab; sie kaufte Fuchslungensaft gegen den Husten; sie füllte Rum in einen ausgehöhlten Rettich gegen die Heiserkeit.

Manchmal schien es, als ob das und jenes anschlagen werde. Der Schneider wurde munterer, nähte alle seine Hoffnung in einen Hochzeitsrock oder eine Kindtaufsweste hinein, und abends kam Maria mit dem »Poetischen Hausschatz« im Arm, las mit sanfter Stimme vor, erklärte und deutete wie ehemals. Doch geschah es selten, daß aus den Augen des Kranken wie sonst Begeisterung und Freude schauten, noch seltener, daß er half, den »tieferen Sinn« der Gedichte herauszuklauben, und der Mut, eine widersprechende Meinung aufzustellen und gegen Maria zu verteidigen, war überhaupt dahin. Wie ein gutes, stilles Kind saß er, von Decken gewärmt, im weitarmigen Polsterstuhl, betrachtete die Vorleserin mit verhaltenem Glück und nickte mühsam, wenn ihm eine Sache gefiel.

Immer öfter freilich lehnte er den poetischen Unterricht ganz ab, klagend, daß er müde sei und seine Gedanken nicht beisammenhalten könne. Dann hielt er der Geliebten Hand in der seinen, ließ sich erzählen: vom geschäftlichen Leben des Trödlerhauses, von der lieben, mißgünstigen Nachbarschaft und von Marias Ausstattung, allen zum Tort so köstlich gewählt.

Die Attila, die er einst auf dem Basar getragen hatte, war durch Beseitigung des unnötigen Schnürenbesatzes zu einem warmen Haus- und Krankenrock geworden; das abgezehrte Köpfchen mit den abstehenden Ohren verkroch sich in dem breiten Kragen aus Hasenfell noch ängstlicher und armseliger, wie sich wohl auch die Beine in den weiten Kutscherstiefeln heute noch jämmerlicher und lustiger ausgenommen hätten als damals. Noch immer hielt er auf sein Äußeres. Ein weißes Taschentuch lag beständig auf seinem Schoß; das dünne Flachshaar war gebürstet, das Bärtchen aufgedreht. Die beiden Bartspitzchen standen in dem fahlen, hautüberspannten Schädel wie zwei emporgezogene lächelnde Mundwinkel und gaben dem Gesicht einen fast unheimlichen Ausdruck, zu dem die guten blauen, fiebrisch glänzenden Augen gar nicht recht passen wollten.

Der Lenz kam zeitig ins Land. Schon Ende März sah man überall frühlingsgewisse Sorglosigkeit, seligen Mutwillen, sonnigen Zwang, zu flattern, hüpfen, singen, sich zu strecken und zu spreiten, aber auch abzustoßen alles Welke und Saftlose, das sich über Winter an den Zweigen gehalten.

Die Nachmittagssonne des Ostertags schien warm in Josefs Krankenstube; die linde Wärme deuchte ihm wie ein wundertätiges Bad. Dazu die munteren Stare im Birnbaum, die übermütigen Spatzen auf dem Schuppendach, die betriebsamen Hühner im durchsonnten Sande und die sorglosen Kinder, die sich im Nachbargarten auf dem trockenen Rasen herumkollerten — das steckte ihn an; auch er fühlte den Zwang, sich zu strecken, aufzuspringen und hinauszurennen. Ein zittriges Gliederdehnen, ein vorsichtiges Fußen und langsames Erheben folgte. Dann setzte er den Stock fest auf und wollte dem Fenster zu. Aber er taumelte; zwei unsichtbare Arme faßten ihn und drückten ihn zurück in den Lehnstuhl. Sein Atem pfiff, er sank ganz in sich zusammen wie mit gebrochenem Rückgrat, röchelte und weinte.

Draußen ein Quellen und Kräftesteigen, ein Straffen und Aufrecken; hier ein Versinken und Vertrocknen, ein Wanken und Zusammenknicken. Die Erkenntnis seiner Lage hatte der Schneider nach der Art jener Kranken lange von sich gewiesen. Heute, am Auferstehungstag, trat sie plötzlich vor ihn und zeigte ihm ihr hartes, hoffnungsarmes Gesicht, das im Sonnenschein doppelt schrecklich erschien.

Maria erschrak, als sie ihn so fassungslos sah. Die Trübsal würgte sie, daß sie zuerst kein Wort sprechen konnte. Doch war sie stark und klug genug, ihre Angst zu verbergen. Sie ging in das Schlafkämmerchen nebenan, drückte das Taschentuch an die Augen und rief erst nach einigen Augenblicken mit gewaltsamer Sorglosigkeit: »Ob dein Bett gut gemacht ist, wollt' ich nur sehen; ein gutgemachtes Bett ist gute Medizin.« Dann faßte sie ihre ganze Standhaftigkeit zusammen und kam herein. »Nun muß sich alles, alles wenden!« rief sie, indem sie ihm über den Scheitel strich.

»Dem Grabe zu,« entgegnete er mühselig.

Doch sie: »Da hast du recht. Aber eh' wir ans Grab kommen, soll, will's Gott, noch manches Jährlein vergehen. Wir haben beide gesundes Blut, Josef; wir sind durch karges Leben fest und zählebig geworden.«

»Meinst du?« Dabei sah er sie mit den wasserblauen Augen dankbar und vertrauensvoll an, und die Hoffnung begann bereits wieder, mit linden Händen die Tränen in seinen Augenwinkeln zu trocknen.

»Nun muß sich alles, alles wenden!« wiederholte sie.

Da lächelte er sogar, als ob er sagen wolle: Ich weiß wohl, aus welchem Gedicht die Worte sind. Und jetzt versteh' ich auch den tieferen Sinn. So ist's: Wer die Dichter recht verstehen will, muß viel erlebt haben. Dann hauchte er sehnsüchtig: »Alles wenden ... Und Pfingsten soll Hochzeit sein ... Hochzeit.«

Sie wendete den Kopf weg und senkte die Augen. Deshalb betrachtete er sie verwundert, mit fragender Sorge: »Ist dir's gar ... noch zu zeitig?«

Sie schüttelte den Kopf. »Eher zu spät!« stieß sie schamhaft hervor, und eine heiße Welle stieg in ihr hinauf, bis in die Augen. »Weil ich ... weil ich meine Grundsätze nicht gehalten hab' ... in der Silvesternacht.«

Erst schaute er verwirrt und blöde vor sich hin und sank wieder ganz in sich zusammen; dann huschte ein Glücksglanz um die Lippen, und zuletzt versuchte er sogar, mit den wächsernen Händen Beifall zu klatschen. »Ich möchte tanzen ... singen!«

»Die Welt, Josef! Du kennst die Welt nicht!«

»Was geht uns die Welt an ... Wir sind klüger!« Er wollte mutig und überlegen dreinschauen; doch das Knochengesicht erschien nur noch erbarmungswürdiger.

»Wir könnten uns in deiner Stube trauen lassen. Bei feinen Leuten soll's oft vorkommen.«

Aber er schüttelte den Kopf. »Vor dem Altar, Maria ... Das Glück macht mich rasch gesund ... Ich wollt', ich hätt' ihn schon auf dem Schoß.«

»Er ist ein kleiner, blonder Unband.« Dabei lächelte sie unter Tränen und drückte ihm die Hände.

»Ein Schwarzkopf wie du — mit dunklen Augen. Und eine feine Wiege soll er kriegen. Weißt auch ein Wiegenlied, Maria?«

»Ich wüßte eins. Du hast es freilich immer ein bissel närrisch gefunden. Aber so sind alle Wiegenlieder.« Und sie summte in unbestimmter, schwebender Tonfolge:

»Auf dem Berg, da geht der Wind,
Da wiegt die Maria ihr Kind.
Mit ihrer schlohengelweißen Hand,
Sie hat auch dazu kein Wiegenband.
Ach, Josef, liebster Josef mein,
Ach, hilf mir wiegen mein Knäbelein!«

Auf dem Gesicht des Kranken lag überirdisches Glück. »Wie für uns gemacht!« Seine Rechte tastete dankbar nach Marias Händen, und er flüsterte stockend, dem Texte des alten, wunderlichen Liedes folgend:

»Wie kann ich dir denn ... dein Knäblein wiegen?
Ich kann ja ... kaum selber ... die Fingerle biegen ...«

Das klang so weltfern, kindlich, hilflos und wehmütig, daß ihr ein heilig banger Schauder durch die Seele lief. Und ihr Herz war voll Weinen und Beten und konnte das wunderliche Wiegenlied nicht zu Ende bringen.

Es ward eine große Stille im Stübchen. Nur die Schwarzwälder tickte, und der Birnbaum tippte mit einer hängenden Rute von Zeit zu Zeit leise ans Fenster. Dann sagte der Kranke: »In fünf Jahren wird er Ostereier werfen.«

Und damit begannen seine Gedanken einen schönen Ostergang, durch die Neustadt, den Kirschbachgrund hinaus, und Marias Geist folgte ihnen in geheimnisvoller Zugehörigkeit. Aus jungen Grasspitzen reckten die Schlüsselblumen ihre straffen Schäfte; die schmiegsamen Anemonen neigten bei jedem Lufthauch ihre Kronen; die Sonnenraine waren mit Veilchen bestreut. Ein hübscher





kleiner Junge in feinen Pumphöschen zottelte den Steig hin und rannte in die Wiesen. Er hatte ein rotes Osterei, warf's in die Luft, und wenn es zerbrochen war, kam er zum Vater oder zur Mutter, ein andres zu holen. Denn Josef Nothase hatte wohl ein halb Dutzend in den Taschen, und Maria Nothase hatte das andre halbe Dutzend im Strickbeutel. Wie er jauchzte, wenn das Ei in der Sonne wirbelte! Wie er behend wie eine Wachtel über die Wiese schoß! Von Gräfenroda her klangen die Osterglocken, und zwei Herzensglocken hallten darein.

Der große Zeiger der Schwarzwälder war über drei Ziffern gerückt, und der Birnbaum hatte wiederholt ans Fenster getippt, als wollte er mahnen: Weiter nun!

Da sagte der Kranke: »Beim Kinderfest soll er der Forscheste sein!«

Und die beiden Träumer gingen zusammen über den Schießplatz; der war voller Kinder. Das gab ein Summen wie über einem Honigtopf. Hier Topfschlagen, dort Halteisenfest, hinten am Hause Stechvogelschießen. Von dem prächtigen Adler hing nur noch der Korpus am Pfosten; nun galt's den Königschuß. Ein starker, blitzäugiger Junge spannte eben das Seil. »Der hat Kraft in den Armen, der spellt ihn vollends entzwei!« Der eiserne Bolz saust an die rechte Stelle, und die beiden zerspickten Hälften des Vogelleibes taumeln herunter. »Einen Tusch!«

»Wer ist's denn?« — »Dem Schneidermeister Nothase seiner!« — »Dacht ich's doch! Ein Prachtkerl! Stark und gescheit! Dem vergönn' ich's.« Da klangen die Trompeten: Vivat dem Schützenkönig! Und zwei Herzenstrompeten jubelten darein.

Der große Zeiger der Schwarzwälder war wieder über drei Ziffern gerückt, und der Birnbaum hatte wiederholt ans Fenster getippt, als wollte er mahnen: Weiter nun!

Da sagte der Kranke: »Er soll etwas Rechtes werden — ein Diakonus.«

Nun saßen die beiden Träumer in der Marienkirche. Kopf an Kopf drängten sich die Leute in neugieriger Erwartung. Die ganze Sandgasse war vertreten; sogar der Blutmüller, ein alter Heide, lehnte hinter einer Säule des Weberchors. Auf der Kanzel stand ein hoher ernstäugiger Mann und predigte. Worte, wie sie in Wiedenbruck noch niemand vernommen, Menschen- und Engelszungen. Die Hörer stiegen über das Kirchdach hinaus, bis an die Wolken. Und sahen unter sich alles, was klein, niedrig und nichtig, und faßten drängende Vorsätze in ihre Herzen. Und als er schloß, da ging ein tiefes Aufatmen durch die Kirche, und hundert Augen richteten sich auf Josef und Maria Nothase. »Das sind die Eltern. Gott sucht sich seine Heiligen in bescheidenen Häusern.«

Jetzt mahnte der Birnbaum nicht weiter. Das zarte Frühlingslüftchen hatte sich in ein Tal verkrochen. Die Sonne neigte sich.

Da war auf die höchste Rute des Birnbaums eine Amsel geflogen; sie wiegte sich sacht hin und her, blickte ins Abendrot und begann ihre tiefen Töne zu pfeifen, gehalten, voll seltsamer Mischung von Lust und Leid.

»Die Amsel ... Johannisnacht.« Der Kranke hauchte es wie im Traum, ganz leise und selig, mit geschlossenen Augen. »Johannisnacht ... wir zwei Sonntagskinder ...«

Es schien ein niederdrückender Widersinn, der kurze, fiebrische Atem des Kranken und das seelenruhige, tiefe Singen des Vogels, das flugkräftige Wiegen auf leichtem Ast und das kraftlose Zusammensinken im breiten Stuhl. Und doch war's eine aufrichtende Harmonie. Das Lied klang wie inniger Trostspruch, wie demütige Anerkennung der ewigen Notwendigkeit: Es falle, was morsch, damit das Kernige steige! Werden ist Vergehen, Vergehen ist Werden.

Aber Maria konnte die Harmonie nicht finden. Sie horchte mehr auf das ringende, stoßweise Atmen als auf den lösenden Gesang. Ihre Seele ging dahin und dorthin; doch war's kein glückliches Wandern mehr, es war ein ängstliches Suchen und gescheuchtes Heimwärtsfliehen. Denn wohin sie sich auch wendete, man ließ es den kleinen Josef entgelten, daß er keinen Vater hatte. Und wenn sie dann mit niedergeschlagenen Augen dem Tröblerhause zustrebte, so hörte sie die bösartigen Nachbarn vor den Türen lachen: Ein Kind und keinen Mann! Das nennt sie die Wunderblume!

Sie legte die Hand an das Holzgestell des Lehnstuhls und krampfte sie um die gedrehte Säule, daß ihr die Nägel schmerzten. Sie preßte die Seufzer zurück in die Brust und stellte sich still und andächtig. Sie wollte den lieben kranken Träumer nicht wecken.

Doch mit der Zeit wurde sie von der einbrechenden Dämmerung und der wohligen Ofenwärme immer linder umschmeichelt und



immer williger befunden; denn sie hatte bei den Vorbereitungen aufs Osterfest hart gearbeitet. So trübten und verschlossen sich ihre Sinne gemach; ruhig ging ihr Atem.

Als sie erschrocken emporfuhr, war es fast finster. »Josef!« rief sie den Kranken leise an; aber er regte sich nicht.

»Josef, soll ich dir nicht zu essen geben?«

Er regte sich noch immer nicht.

Sie faßte vorsichtig nach seinen Händen. Sie waren im Schoß gefaltet, wie zum Beten — kalt und starr.

Da merkte sie, daß sein Liedlein mit dem der Amsel verklungen war. Und schrie auf, daß es durch das Haus klang.

Wieder sangen die Kinder ihr munteres Sommertagslied; laue Luft trieb vom Rosenmarkt herunter, und auf den braunen Ziegeldächern lag die niedergehende Johannissonne. Alle Fenster und Haustüren standen offen; die Mühseligen und Kranken steckten die Köpfe heraus; die Weiber hatten ihre Wasch- und Flickarbeit auf die Gasse geschafft und hantierten mit bloßen Armen und aufgeknöpften Blusen.

Vor dem Tröblerhause saß Maria Mampe und hatte einen pausbäckigen Jungen auf dem Schoß. Er stampfte mit den dicken Beinchen auf der straffgespreiteten Schürze herum, guckte mit seinen dunklen, geweckten Augen unternehmungslustig die Gasse hinauf und hinunter und schwang in der Rechten einen zerbrochenen Zollstock.

»Er ist kaum zu halten, der Unband!« rief sie ihrem Vater zu, der aus der Rundbogentür trat. »Und wie er auf alles achtet! Da kriecht kein Marienwürmchen über das Pflaster, er sieht's!«

»Josefel!« krähte der Tröbler und versuchte das Kind mit dem Hornfinger zu krabbeln. Als er damit nicht den gewünschten Erfolg hatte, brachte er den zahnarmen Mund in die seltsamsten Stellungen und gab allerlei meckernde Laute von sich. Das schlug ein: der Unband ließ einen hellen Trompetenton hören.

Nun kam noch der Horndreher gewackelt. Auch sein Herz geizte nach Beifall. Deshalb begann er mit dem großen Hausschlüssel zu läuten und ließ die speckige Schirmmütze auf dem Zeigefinger tanzen. Der Unband hieb richtig mit dem zerbrochenen Zollstock danach; das gab einen Mordsspaß.

»Man sollt's nicht denken! Kaum dreiviertel Jahr alt und schon so ein Schlaps!« schmunzelte der Tröbler, und der Horndreher fügte hinzu: »Da steckt Muck dahinter, Nachbar. Der schlägt in eure Familie, das ist etwa kein Kränkling!«

Als Erkenntlichkeit gab ihm der Unband eins mit dem Zollstock.

»So ein Stromer!« lachte der Hausfreund. »Paß auf, Bruder, dahier wird keine Prügelei angefangen!«

Sie lachten alle hellauf, dann sagte der Horndreher: »Da war eine Not, eh' er auf die Welt kam, und nun ist nichts Lieberes im Tröblerhaus.«

»Das weiß Gott! Nichts Lieberes!« wiederholte Maria, drückte das strampelnde Kerlchen an sich und strich ihm den aufrechtstehenden Haarschopf zurück.

Der Unband schien des Emporschnellens, Trompetens und Jauchzens müde zu sein; denn er streckte sich wohlig in ihrem Schoß und rieb sich mit den Fäusten die Augen. Da hob sie an, ein Wiegenlied zu summen. Aber es waren nicht die verwehten, wunderlichen Zeilen, die sie einst dem Verstorbenen gesungen hatte. Auch keine Angst vor der Welt, insonderheit den bösen Nachbarn, war in den Klängen. Es war ein trutziges Lied und ging aus in dem Endrein:

»Eiapopeia, mein herziger Bu,
's gibt uns kein Mensch was dazu ...«

Ihr blonden Madonnen

Ihr blonden Madonnen der Pikardie,
Erhöht über ewigen Lämpleins Docht,
Mit einer alten Melodie
Habt ihr mein lutherisch Herz übermocht:
Es ist ein Reis entsprungen —
Ihr blonden Madonnen der Pikardie —
Aus einer Wurzel zart.

Blauäugiges Christkind von Sankt Quentin,
Germanisch Gelock um Schulter und Haupt,
Als meinem Herzen sein Stern erschien,
Hab' ich an dich wie ein Mönch geglaubt:
Wie uns die Alten sungen —
Blauäugiges Christkind von Sankt Quentin —
Von Jesse kam die Art.

Kurt Arnold Findeisen





Rafael Mengs: Johann Joachim Winckelmann

Nach einem Stich aus dem Besitz des Leipziger Museums
Das Original befindet sich im Besitz des Fürsten Casimir von Lubomirski in Krakau

Johann Joachim Winckelmann

(geboren 9. Dezember 1717)

Von Prof. Dr. Bruno Sauer

Schwere Zeiten stärken die Erinnerung an die Großen der Vergangenheit, steigern die Heroenverehrung, die wir ihnen schulden und erweisen, oft aber mehr gewohnheitsmäßig als mit Bedacht und lebendigem Anteil üben. So haben wir es jetzt drei Jahre gelernt, die Kraft des Geistes uns wahrhaft zu erwerben, zu nützen, uns einzuverleiben, der von den Gräbern jener Heroen in die wildbewegte Gegenwart herüberweht. Da ist keiner, der uns nicht helfen könnte im Lebenskampfe. Wohl geht dieser jetzt zunächst um die materielle Existenz und bedarf dazu vor allem jener Mittel und Werkzeuge, mit denen der moderne Mensch die Materie zwingt und beherrscht, sich und dem Nächsten zum Heile, dem Feinde zum Verderben, und so stehen als Kampfhelfer in erster Reihe die großen Feldherren und Lehrmeister der Kriegskunst, die Eroberer im Reiche der Natur, die Erfinder technischer Wunderwerke, alle die, deren Sinnen und Schaffen den erstaunlichen, unsre Feinde zu immer neuer Wut reizenden Aufschwung des neuen Deutschlands ermöglicht haben. Aber mit ihnen kommen und kämpfen in unsern Reihen alle die andern, deren Leben nichts von Krieg und Blut und Meisterung wilder Kräfte wußte, die in friedlicher Stille scheinbar egoistisch nur sich und der Ausbildung und Betätigung ihrer besonderen Geistesanlagen lebten: wir wissen und erleben es täglich aufs neue, daß auch sie

einen ungeheuren Schatz von Kräften unmerklich aufgespeichert haben, die auf geheimnisvolle Weise sich umwerten in lebendige Kraft und so den Sieg erringen helfen.

Zu diesen guten Geistern unsers Volkes, die, ihrem ganzen Wesen nach friedfertig und liebewerbend, aus idealen Fernen, wie von einem nie erforschten Gral, in den rohen Kampf unsrer Tage eingreifen und unsre Waffen segnen und entsühnen, zählt auch der Mann, der vor zweihundert Jahren am 9. Dezember in dem altmärkischen Städtchen Stendal geboren wurde.

Johann Joachim Winckelmann steht in der Ruhmeshalle der Deutschen an ehrenvoller, aber nicht sonderlich beachteter Stelle. Volkstümlich ist er nie geworden. Gebiet und Art seines Schaffens liegen von den Bahnen des normalen Volkslebens weit ab, und wenn einem Volk wie dem unsern eine lange, von Leben und Segen erfüllte Friedenszeit auch die Liebe zur Kunst nährt, ihm feineres Verständnis für künstlerisches Schaffen erschließt und die Verpflichtung der Kunstpflege klarmacht, so trägt das noch nicht viel zum Ruhm des Mannes bei, der vor anderthalb Jahrhunderten den Grundstein der Kunstwissenschaft gelegt hat. Zu abstrakt ist sein Verdienst, zu vielfach abgeleitet und umgewandelt der Einfluß seines persönlichen Wesens und Schaffens auf die Gesamtentwicklung der Kultur seines Volkes. So ziemt und lohnt es sich, in diesem Gedächtnisjahr dem Werden und Wirken dieser wunderbaren Erscheinung nachzuspüren, um in Ehrfurcht zu verstehen, was Winckelmann uns war und ist.

Wunderbar — es ist nicht zuviel gesagt. Ein armer Schuhflickersohn aus einem verkümmerten altmärkischen Städtchen, das für seine eigne behäbigere Vergangenheit und die Regungen künstlerischer Triebe, denen es sein Gepräge verdankte, kaum mehr Verständnis hatte, endet als europäische Berühmtheit, als Hausgenosse und vertrauter Freund katholischer Kirchenfürsten, umgeben von Denkmälern edler Kunst, deren Sinn und Wert zu erschließen und seiner Zeit nahezubringen keiner sich so befähigt gezeigt hatte wie er. Was zwischen diesem Ende und jenem Anfang sich abspielt, entfernt sich so weit von allem Gewohnten und Zeitgemäßen, daß man Wunder auf Wunder zu schauen glaubt und, je inniger man mit diesem Leben vertraut wird, desto williger darauf verzichtet, die Erscheinung dieses Mannes mit normalem Maßstab zu messen. Harte Jugend und frühe Selbsthilfe, um die Mittel zu höherem Studium zu erwerben, finden wir bei vielen solchen bitterarmen Genies; mit Unterricht, mit Kurrendesingen hat sich auch der Knabe Winckelmann sein Brot verdienen müssen. Aber daß er nicht wie die meisten Schicksalsgenossen in der Sphäre, die sich ihnen damit zunächst erschloß, in der Theologie, haftenblieb, daß er ein Lebensziel erkannte und mit eiserner Zähigkeit zu erstreben begann, das in der Erfahrung jener Epoche überhaupt noch nicht existierte, das ist das schier Unbegreifliche. Bessere Schulbildung überhaupt, Griechisch statt des herrschenden und in ödestem Drill eingepaukten Latein, Lesen unzähliger klassischer und moderner Schriftsteller, nicht im Sinne der Schule, sondern um ihres Quellenwertes und ihrer stilistischen Eigenart willen, Verzicht auf das theologische und jedes eigentliche Fakultätsstudium: das sind die ersten Ziele, die der Jüngling nacheinander sich setzt und mit schnell wachsender Sicherheit erreicht.

Dann scheint eine Pause der Ratlosigkeit zu folgen: als Korrektor in dem märkischen Städtchen Seehausen stöhnt er fünf Jahre lang hoffnungslos unter dem Frondienst eines Schulamtes, in dem ihn die kleinliche Bosheit des Vorgesetzten auf die untersten Klassen beschränkt; da bringt er denn den Abcschützen mit grindigen Köpfen das Lesen bei und tröstet sich nur, indem er »im stillen Gleichnisse aus dem Homer betet«. Aber sein sicherer Instinkt zeigt ihm den Ausweg aus dem Elend, in dem er verkommen zu müssen scheint: Jede Möglichkeit, Bücher und Büchersammlungen kennenzulernen und durch gieriges Lesen und unermüdliches Exzerpieren dauernd für sich zu nützen, weiß er zu ergreifen, jede Erweiterung seines geistigen Horizonts zeitigt ihm neue Pläne, um seinen geliebten Griechen näherzukommen, und stärkt ihm die Zuversicht, daß er von ihrer Welt, die ihm zunächst in Homer und andern Meistern des Wortes aufgegangen war, endlich auch unmittelbare Anschauung gewinnen werde. Schon wird er kühner; hatte er früher einmal daran gedacht, sich in Paris festzusetzen, so dämmert nun der Gedanke an Rom in ihm auf.

Noch einmal öffnet sich ihm ein Umweg, der seine Geduld auf harte Proben stellt, aber doch schon zu einer würdigeren Existenz und seinen Gaben angemesseneren Tätigkeit führt. Es glückt ihm, Privatsekretär des Reichsgrafen von Bünau zu werden, der als Besitzer einer der größten und umfassendsten Privatbibliotheken jener Zeit und als Verfasser einer großangelegten »deutschen Kaiser- und Reichshistorie« einen wissenschaftlichen Gehilfen wie den schon gewaltig belesenen und dabei unersättlich wissensdurstigen und forschungseifrigen Winckelmann herrlich brauchen konnte. Sechs Jahre darf er in diesem Überfluß gelehrten, besonders geschichtlichen Materials schwelgen; liegt auch das meiste, was er hier in sich aufnimmt, den eigentlichen Zielen seiner Sehnsucht fern und muß er es zunächst für fremde Zwecke verarbeiten, so stärkt es ihm doch immer den historischen Sinn und festigt seine Arbeitsmethode, fördert ihn auch erheblich in der Beherrschung der in der Universitätszeit



erlernten modernen Sprachen, ohne die er seine unablässig im Auge behaltenen Pläne nie zu verwirklichen hoffen konnte. Und gerade dieser Bibliotheksdienst, der doch auch noch rechte Fron war, sollte ihn mit einer neuen, freieren Welt, mit der Welt, die er ahnend suchte, in Verbindung bringen. Nöthnitz, der Landsitz seines Brotherrn, lag vor den Toren Dresdens; oft besuchte er dieses, lernte Residenzleben, lernte gebildete und wissenschaftlich angeregte Leute aller Art kennen, bald auch den Vorzug würdigen und genießen, der diese Residenz über alle andern deutschen Fürstensitze jener Zeit erhob: die Kunst. Nicht allerdings die in Rom erworbenen Antiken, die heute im Albertinum auf der Brühlschen Terrasse ihren würdigen Wohnsitz haben, konnten auf sein empfängliches Gemüt wirken; sie standen noch unausgepackt im »Großen Garten«. Aber die Schätze der Gemäldegalerie waren sichtbar; die sixtinische Madonna, die Tizian und Correggio und alle die andern Meisterwerke, die noch heute diese Gemäldesammlung zu einer der kostbarsten der Welt machen, lernte er kennen, begeistert lieben und bald auch mit kritischem Sinne betrachten. Der durch rastloses Bücherstudium geschulte Geist ergeht sich mit Wonne in dem neuen Gebiet der Anschauung; was die alten Schriftsteller von der bildenden Kunst der Antike berichten, hört für ihn auf, ein Wust dürftiger und trockener Exzerpte zu sein, ihm wird es lebendig in der Berührung mit der höchsten Kunst der Modernen.

Mit schnellen, festen Schritten geht er seinen Weg nun weiter. Er weiß, daß er nach Rom muß, wenn er das leisten soll, was keiner außer ihm leisten kann. Er sieht aber auch die Welt, in die er eintreten muß, nun deutlicher vor sich: Hofleute, Diplomaten, Kirchenfürsten, das sind die Hüter der Schätze, nach denen sein Geist begehrt; in diesen erlauchten Kreis muß er, der arme Schuhflickersohn und Bücherwurm, sich Eingang erzwingen, wenn seine Sehnsucht nicht dauernd ungestillt, das hohe Werk, das seine lebhafte Phantasie ihm klar vorzeichnet, nicht ungetan bleiben soll. So geschieht, was inmitten all dieses Wunderbaren fast noch am wenigsten verwunderlich ist: der »geborene Heide«, der selbst in seiner Theologenzeit nie ein inneres Verhältnis zum kirchlichen Bekenntnis gehabt hatte, wechselt (1754) seinen Glauben, um als Katholik und interessanter Renegat sich den Weg nach Rom und in die Kreise der katholischen Hierarchie zu eröffnen.

Er hatte richtig gerechnet. Der Schützling des königlichen Beichtvaters und des päpstlichen Nunzius darf hoffen, ein Jahresgehalt zu bekommen, das ihm den Aufenthalt in Rom ermöglicht. Jetzt gilt es nur noch, der Welt und seinen Gönnern zu beweisen, daß er zu dem Werk, das sie unterstützen sollen, auch berufen ist. Die in jahrelangem Fleiß angesammelte Gelehrsamkeit nützt er für den einen Zweck, die mühsam gewonnene Vorstellung von antiker Kunst in einem knapp umrissenen Bilde der gelehrten Welt vorzuführen in den »Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst«. So unabhängig ist der gereifte Forscher schon jetzt von dieser Welt, daß er scheinbar mühelos auch eine neue schriftstellerische Form findet: ohne den üblichen Ballast gelehrter Anmerkungen, in elegantem und gehobenem Stil bringt er seine neuen Offenbarungen vor, die den Durchschnittsfachgelehrten eitel Phantasien oder Ketzereien erscheinen mußten. Winckelmann wußte das und war auf Widerspruch gefaßt; er sorgte deshalb gleich selbst dafür, indem er in einem anonymen »Sendschreiben« über die »Gedanken« alle gewagt klingenden und scheinbar ungenügend belegten Behauptungen seiner Schrift anzweifelte, gegen dieses »Sendschreiben« aber wiederum sich verteidigte in der »Erläuterung der Gedanken über die Nachahmung usw.« Die Wirkung dieser Erstlingsarbeit übertraf sicher auch seine eignen Erwartungen. Er stand mit einemmal in der Reihe der großen Schriftsteller; der Kurfürst-König sorgte durch ein Jahrgehalt von 200 Talern, daß »dieser Fisch in sein rechtes Wasser komme«, und mit 38 Jahren, jugendlich genug, um frisch aufzunehmen, und doch zugleich reif für die Größe der Aufgaben, die seiner harren, betritt Winckelmann Rom.

Er hatte gedacht, durch Handschriftenvergleichen und ähnliche philologische Lohnarbeiten sich seinen Unterhalt schaffen zu müssen, er sollte es aber bald bequemer haben. Er und seine Gelehrsamkeit werden gesucht; als Privatsekretär des Kardinals Passionei, dem er durch den Dresdner Nuntius empfohlen war, setzt er, unter günstigeren äußeren Bedingungen, die aus der Bünauschen Zeit gewohnte Tätigkeit fort, während er durch Führung vornehmer Fremden sich Nebenverdienst verschafft. Als seine Hauptaufgabe betrachtet er, durch immer erneutes Anschauen der berühmten Antiken Roms, bei dem der Maler Raphael Mengs sein Führer und kundiger Berater wird, seine Kenntnis der antiken Kunst zu vertiefen. Von Passionei findet er den Weg zum Kardinal Alessandro Albani, dem feinsten Kenner der Antike unter den damaligen Kirchenfürsten, dem Schöpfer der edlen Sammlung, die in und mit der berühmten Villa damals im Werden war. So kommt er den Antiken auch von der praktischen Seite näher, die dem richtigen Büchergelehrten so schwer zugänglich ist. Und als vertrauter Hausgenosse des feinsinnigen und wohlwollenden Albani, als schnell anerkannte Autorität, der sich sogar die eifersüchtig geheimgehaltenen Funde von Herkulanum erschlossen, so daß schnell zwei neue auf-

sehenerregende Schriften, das »Sendschreiben« und die »Nachrichten von den herkulanischen Entdeckungen«, entstanden, als Ordner der berühmten Gemmensammlung des in Florenz verstorbenen Barons von Stosch, die vor allem seine Kenntnis des griechischen Mythus förderte, geht er an sein eigentliches Lebenswerk, die »Geschichte der Kunst des Altertums«, die er bis zum Jahre 1764 vollendet, und zugleich an das italienisch geschriebene Musterwerk der Denkmälererklärung, die »Monumenti Inediti«, die er, der Privatmann, auf eigne Kosten unternimmt und verwirklicht. Als päpstlicher Oberaufseher aller Altertümer Roms, als anerkannt erster Archäolog der Welt, voll von neuen Plänen, die nun auch Sizilien und Griechenland angehen und Ausgrabungen an wichtigen Stellen, z. B. Olympia, bestimmter ins Auge fassen, steht er auf der Höhe seines Lebens.

Ehe er aber an die die neuen großen Unternehmungen herantritt, entschließt er sich, die deutsche Heimat wiederzusehen, die ihn, auch mit glänzenden Angeboten, nicht dauernd hatte wiedergewinnen, nicht dem einzigen Rom hatte entreißen können. Und wiederum eine unerwartete Wendung seines Schicksals: er ist in Deutschland so fremd geworden, daß ihn das Heimweh nach Italien nicht losläßt. In Wien schon, wo man ihn mit hohen Ehren empfing, kehrt er um, und in Triest, wo er einige Tage auf das Schiff warten muß, fällt er in die Hände eines italienischen Gauners, der, in der Hoffnung auf reichen Raub, den Arglosen überfällt und erdolcht. Mit 51 Jahren, zum Schmerz von ganz Europa, endete dieses kostbare, noch herrliche Ernten verheißende Leben.

Es war eine Gunst des Schicksals, für die das deutsche Volk ewig dankbar sein muß, daß diese wie ein Meteor aufsteigende und dahinschwindende Erscheinung dennoch so tiefe und dauernde Wirkungen ausübte, Wirkungen, so wunderbar wie der Mann und seine Entwicklung selbst war. Seine Erstlingsschrift, die reife Frucht vieljähriger, entsagungsvoller Vorstudien, mußte die literarische Welt schon als schriftstellerische Leistung in Erstaunen setzen. Merkte man auch der schülerhaft mechanischen, nüchtern vorgetragenen Disposition noch die subalterne Hilfsarbeit an, die jahrelang sein tägliches Brot gewesen war, so gewahrte man doch mit Entzücken, wie das trockene Schema sich mit blühendem Leben füllte, die kritisch vorsichtige Anlage den kühnsten Aufschwung der schauenden Phantasie, die hinreißendste Schilderung des Erschauten nicht hinderte. Da gelingen denn dem literarischen Neuling in eben jener Sprache, die unter der Allherrschaft französischen Wesens vernachlässigt und entwürdigt war, herrliche Sätze, eindringliche Bilder, eine Prosa von wahrhaft dichterischer Kraft und Schönheit. Wohl sind wir verwöhnt durch die stahlscharf geschliffene, durchsichtige Rede Lessings, des eigentlichen Neuschöpfers unsrer modernen deutschen, besonders der zu wissenschaftlichen Zwecken tauglichen Sprache, und nehmen Anstoß an manchem kleinen Rest von Schwulst und Schnörkeleien, der auch bei Winckelmann noch an die alte Mode erinnert. Aber bedenken wir auch, daß ohne Winckelmann kein Lessing wäre, daß die »Gedanken« der unmittelbare Anlaß und die Grundlage des »Laokoon« geworden sind. Ich erinnere an die dem Inhalt und der Sprache nach berühmt gewordene Stelle des Erstlingswerkes: »Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfalt und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck. So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele.« Und wie herrlich weiß Winckelmann die sixtinische Madonna zu schildern und zu preisen: »Sehet die Madonna mit einem Gesichte voll Unschuld und zugleich einer mehr als weiblichen Größe, in einer selig ruhigen Stellung, in derjenigen Stille, welche die Alten in den Bildern ihrer Gottheiten herrschen ließen ... Das Kind auf ihren Armen ist ein Kind über gemeine Kinder erhaben, durch ein Gesicht, aus welchem ein Strahl der Gottheit durch die Unschuld der Kindheit hervorzuleuchten scheint. Die Heilige unter ihr kniet ihr zur Seiten in einer anbetenden Stille ihrer Seelen, aber weit unter der Majestät der Hauptfigur; welche Erniedrigung der große Meister durch den sanften Reiz in ihrem Gesichte ersetzt hat. Der Heilige dieser Figur gegenüber ist der ehrwürdigste Alte mit Gesichtszügen, die von seiner Gott geweihten Jugend zu zeugen scheinen.«

Lessing, bei aller ehrfürchtigen Bewunderung für den plötzlich als Meister vor der Welt dastehenden Kunstkritiker und Kunsterklärer, bleibt in einem gewissen Gegensatz zu ihm, der sich aus der Verschiedenheit seiner Anlage und Betrachtungsweise, in letzter Linie aus dem Mangel reinster Anschauung großer Kunstwerke erklärt. Rückhaltlos haben die jüngeren unter unsern Klassikern — Herder, der später in einer begeisterten Preisschrift seinen Dank an Winckelmann darbrachte; Goethe, dessen Gelegenheitsschrift »Winckelmann und sein Jahrhundert« noch heute zu dem Besten und Schönsten zählt, was über den Mann gesagt worden ist; endlich auch Schiller, den zugleich Goethes reiche Kunstanschauung förderte — das Evangelium von der hohen griechischen Kunst in sich aufgenommen und die von dem Sohn der musenfremden Mark entdeckte Fähigkeit, in deutscher Sprache würdig und künstlerisch auch über Kunst zu schreiben, zur



Vollkommenheit entwickelt. Hätte Winckelmann auch nur das mittelbare Verdienst, durch sein Beispiel solche Nacheiferung entzündet zu haben, ein hoher Ehrenplatz in der Geistesgeschichte wäre ihm für immer zugewiesen.

Mit dem Erscheinen seines Hauptwerkes, jener »Geschichte der Kunst des Altertums«, deren Entstehung genau in die schweren sieben Jahre fällt, die sein deutscher Landesherr im Kampf gegen die ganze Welt stand, offenbarten sich die Vorzüge seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit in einer Größe und Vielseitigkeit, die selbst nach den verheißungsvollen »Gedanken« wohl keiner erwartet hatte. Denn nun war er an der Quelle; Rom belehrte ihn, täglich und stündlich, wie es keinen belehren konnte, und in Rom fand er Hellas. Jahrelang gründlich vorbereitet zunächst durch seine literarischen Studien, in beträchtlichem Maße auch schon durch Anschauung von Originalen, bei der ihm wertvoller künstlerischer Beirat nicht ganz gefehlt hatte, lernt er nun im großen »sehen« und macht sich, unter Führung des dazu vortrefflich geeigneten Mengs, mit den edelsten Werken der römischen Sammlungen innig vertraut. Wie gründlich er es damit nahm, wie köstliche Früchte die Arbeit zunächst ihm selbst trug, sehen wir aus einigen Einzelbeschreibungen von Bildwerken des Belvedere, deren Veröffentlichung der hohen Kosten wegen unterblieb, von denen er aber mit Stolz sagen durfte: »Man sehe sie an als eine Probe von dem, was über ein so vollkommenes Werk der Kunst zu denken und zu sagen wäre, und als eine Anzeige von Untersuchung in der Kunst. Denn es ist nicht genug, zu sagen, daß etwas schön ist, man soll auch wissen, in welchem Grade und warum es schön sei. Dieses wissen die Antiquarii in Rom nicht ... Es wäre zu wünschen, daß sich jemand fände, dem die Umstände günstig sind, welcher eine Beschreibung der besten Statuen, wie sie zum Unterricht junger Künstler und reisender Liebhaber unentbehrlich wäre, unternehmen und nach Würdigkeit ausführen könnte.« Wer hätte dieser »jemand« sein können als er? Wer hatte seine durch unverdrossenen Fleiß erworbene deutsche Gründlichkeit und Sachlichkeit verbunden mit der jugendlichen Begeisterung, ohne die der ewig jugendlichen Kunst der Griechen nicht nahezukommen ist? Wer unter den damaligen Altertumsforschern — von dem Haufen ästhetisierender Dilettanten ganz zu schweigen — verfügte über so viel und so scharfe Selbstkritik wie dieser kühne Bahnbrecher, der die Hypothese nie ängstlich scheute, aber immer bereit war, umzulernen und, voll von literarischen Plänen, eben vollendete Arbeiten schon wieder berichtigte und durch noch bessere zu ergänzen bemüht war?

Dreizehn Jahre hat sein römisches Leben gewährt; sie haben ihm, abgesehen vom zeitraubenden eignen Lernen, dessen Umfang nur der beurteilen kann, der die gleiche Schule durchmacht, zum Ausbau eines für damalige Verhältnisse fast lückenlosen Lehrgebäudes von der antiken Kunst genügt. Kunstlehre und Kunstgeschichte umfaßt sein Hauptwerk; Interpretation und Beschreibung von Kunstwerken lehrt er; Denkmäler aller Art, auch nichtkünstlerische, erforscht er in seinen beiden herkulanischen Schriften, den ersten Mustern wissenschaftlicher Darstellung von Ausgrabungsergebnissen. Und vertieft man sich einmal etwas mehr in seine Schriften und beschränkt sich nicht nur auf die Bewunderung stilistischer »Perlen«, wie staunt man über so manche Bemerkung, die man jener Zeit nicht zugetraut hätte, über so manche sichere Voraussage, die erst in unsern Tagen unendlich vermehrter wissenschaftlicher Erkenntnis sich erfüllen sollte! In der Vorrede seiner Kunstgeschichte geht er scharf dem Umfug der willkürlichen Ergänzungen zu Leibe und zeigt an drastischen Beispielen, welche Tollheiten der Deutung »aus Unachtsamkeit der Ergänzungen herrühren«; schon damals verlangt er, was für den heutigen Archäologen zu den unerläßlichen Handgriffen gehört, »die Ergänzungen sollten in den Kupfern oder in ihren Erklärungen angezeigt werden«. Der etruskischen Kunst gerecht zu werden, gibt er sich redlich Mühe, und gegen sein Gefühl läßt er ihr manches Werk, das er lieber griechisch nennen möchte; aber deutlich sagt er: »Ich muß hier unsre mangelhafte Kenntnis beklagen, die sich nicht alle Zeit wagen kann, das Etrurische von dem ältesten Griechischen zu unterscheiden«, und als er im Einzelfalle sich entscheiden soll, nennt er den 1530 in Pesaro gefundenen sog. Idolino (heute in Florenz) »eine der schönsten Statuen in Erz, welche sich aus dem Altertum erhalten haben«, womit er ihn stillschweigend der etruskischen Kunst abspricht. Unter den vornehmsten älteren Marmorstatuen führt er neben der Vesta Giustiniani einen Apollo an, der damals, noch unberühmt, in einem römischen Palast stand; damit hat er dem heute das Kasseler Museum zierenden Werk, einem der großartigsten griechischen Götterbilder, die gebührende Ehre erwiesen. Wenn er resigniert bekennt, »zu einer deutlicheren Bestimmung der Kenntnisse und der Eigenschaften des hohen Stils der großen Verbesserer der Kunst sei nach dem Verlust ihrer Werke nicht zu gelangen«, und wenn er als einzige Beispiele dieses Stils die oft von ihm gerühmte Pallas Albani (heute in der Sammlung Hope in Deepdene) und die Florentiner Niobegruppe nennt, so haben wir es freilich leicht, ihn zu verbessern und die Niobiden wesentlich jüngerer Zeit zuzuschreiben; aber freuen wir uns lieber, wie treffsicher er jene Pallas, die aus dem Kreis des Phidias hervorgegangen ist, als Muster des

hohen Stils gewählt hat. Daß er nicht müde wird, gegenüber der damals noch herrschenden Römerverehrung die Überlegenheit griechischer Art und Kunst zu behaupten, daß er die Herrlichkeit griechischer Vasen, griechischer Münzbilder klar erkennt und damit auf ein Jahrhundert hinaus der Forschung den Weg vorzeichnet, daß er, der seine unmittelbaren Eindrücke von griechischem Kunstschaffen überwiegend aus späten Werken gewinnen mußte, doch seine Unbefangenheit auch diesen gegenüber zu wahren weiß, den barberinischen Faun, den Laokoon, den damals und auch später noch weit überschätzten farnesischen Stier mit Maß bewundert, das alles müssen wir dem Phantasievollen, schnell sich Begeisternden doppelt zum Verdienst anrechnen. Wie oft er geirrt hat, wissen wir und können bequem eine hübsche Liste von falschen Deutungen und verkehrten Stilurteilen aufstellen: seine albanische Leukothea mit dem Bacchosknaben entpuppte sich ein Jahrhundert später als Friedensgöttin mit dem Knaben Reichtum, der belvederische Torso, den er in schwungvoller poetischer Schilderung als »ein hohes Ideal eines über die Natur erhabenen Körpers« bezeichnet, in dem Herakles erscheine, »wie er sich von den Schlacken der Menschheit mit Feuer gereiniget und die Unsterblichkeit und den Sitz unter den Göttern erlanget habe«, dieser weltberühmte Torso hat selbst seinen Heraklesnamen eingebüßt. Aber welch eitle Mühe, solchem Wahrheitssucher seine Irrtümer nachzurechnen! Wenige haben so fruchtbar geirrt wie er.

Wir Nachgeborenen sind es, die ihm Dank schulden, daß er uns sehen und erkennen gelehrt hat. Danken wir ihm auch, daß er es als etwas Hohes und Heiliges erkannt und gepredigt hat, es mit der Kunst ernst zu nehmen. Ihm war das auf wunderbare Weise eingeboren, er hat nicht mühelos, aber doch ziemlich früh seinen inneren Beruf erkannt und ihn erfüllt, indem er aus unbefriedigender Gegenwart nach idealen Fernen unbeirrbar forschte. Stolz und fein war er in seinem innersten Wesen; so selbstbewußt, überlegen und scharf er als Kritiker zu sprechen wußte, so ist er doch ohne Schroffheit durchs Leben gegangen, ein rechter Bekenner und Meister des edlen Maßhaltens, das er an seinen geliebten Griechen bewunderte. Ein schlichtes Wort, das er seiner Kunstgeschichte mitgab, sei uns zugleich gute Lehre und freundlicher Ausdruck seines vornehmen, sinnigen Wesens: »Suche nicht die Mängel und Unvollkommenheiten in Werken der Kunst zu entdecken, bevor du das Schöne erkennen und finden gelernt.« —

»Aber«, so höre ich, schüchtern vielleicht, doch vernehmlich fragen, »war dieser große Sohn deutscher Erde ein rechter, echter Deutscher? War er nicht seinem Volke untreu geworden, verwelscht oder einem farblosen Weltbürgertum verfallen, und hat er damit nicht ein gut Teil des Dankes und der Verehrung verscherzt, die wir dem unentwegt Treuen willig zollen? Und erscheint uns Winckelmann, der Italiener und Kosmopolit, nicht in einem ähnlich bedenklichen Licht wie Winckelmann, der Katholik, der um weltlicher Vorteile willen den angestammten Glauben abgeschworen hatte?« Gewiß, der Schein ist gegen ihn, doch hüten wir uns, ihn nach dem Schein zu richten. Kosmopolit war er sicher wie nur einer, aber er war es in dem hohen Sinn eines Leibniz, auf den, nach Winckelmanns eignen Worten, die deutsche Nation stolz sein konnte, weil er »die Weisen erleuchtet und Samen von allgemeiner Wissenschaft unter allen Völkern ausgestreut habe«. Aber wie er von Dürer und Holbein voll höchster Bewunderung redet, wie er hofft und wünscht, in seinem als Künstler allerdings weit von ihm überschätzten Freund Mengs einen deutschen Raffael zum Ruhme der Deutschen erstehen zu sehen, wie er, dessen Herz sich so leicht entzündete und schwärmerischer Freundschaft fähig war, am wärmsten und hingebendsten doch immer zu und von seinen deutschen Freunden spricht, so spüren wir es an seiner ganzen Art, zu leben, zu forschen und zu schaffen, daß er seine kernige deutsche Art nicht verraten hat. In schwerem Lebenskampf, der ihn auch auf ungewohnte und gewagte Kampfmittel verwies, ist er sich selbst und seinem Beruf treu geblieben, damit hat er im höchsten Sinne auch seinem Volke die Treue gewahrt.

Mein Kind

Ich weiß nicht, wann es kommen wird,
Daß ich's mit Händen greife.
Hat dunkle Löckchen ob der Stirn
Und eine rote Schleife.

Ich weiß nicht, ob es kommen wird,
Daß meine Augen 's sehen.
Sein Füßchen, ungeschickt und klein,
Kann ja so schnell nicht gehen.

Der Weg ist weit, ist gar so weit;
Wie mag's die Wandrung wagen?
Muß doch mein Glück, mein ganzes Glück
In winz'gen Händchen tragen.

Und wenn es stolpert unterwegs,
Mag dann mein Glück verderben!
Komm, lieber Liebling, weine nicht,
Und bring' mir mit die Scherben.

Gertrud Colmar



Das Reich der Frau

XLII

Frauenarbeit im Kriegsgebiet

Von Else Frobenius

Seit wir im Weltringen stehen, habe ich hier alljährlich über den Krieg der Frauen berichtet: über ihre Teilnahme an der vaterländischen Hilfsarbeit, die zuerst in der Pflege der Kriegsverwundeten und der Fürsorge für ihre Angehörigen bestand, sich aber allmählich zu einem allgemeinen Wirtschaftskriege gestaltete, über die neuen sozialen und erzieherischen Aufgaben, die an alle Kreise und Stände, vornehmlich an die Hausfrauen herantraten, und über die Umgestaltung unsers Gesamtlebens, die sich unter dem Zwange des Krieges vollzog.

Diese Entwicklung schreitet stetig fort. Ihre Folge ist ein immer tieferes Eindringen der Frau in den Pflichtenkreis der Staatsbürgerin, eine immer weiter gehende Anerkennung ihrer Leistungen. Wichtige Fragen sind in Fluß geraten.

Doch will ich diesmal nicht vom Heimatsdienst der Frauen reden, sondern von der unermüdlichen Arbeit, die sie während der langen Kriegsjahre im unmittelbaren Dienste des Heeres hinter der Front geleistet haben. Im Frühling führte mich eine Einladung des Kriegspresseamts Berlin nach Litauen, wo ich ihr Wirken unter dem Grollen der feindlichen Geschütze kennenlernte. Sonnige Frühherbsttage verbrachte ich bei unsern Bundesgenossen im Kriegsgebiet Kärnten und gewann dort unter militärischer Führung einen Einblick in die Werkstätten des Krieges.

Meine persönlichen Eindrücke beschränken sich zwar auf diese zwei Länder, spiegeln aber doch im wesentlichen das wider, was die Frauen überhaupt im Kriegsgebiet leisten können und dürfen. Sie stehen dabei in so engem Zusammenhang mit der Frauenarbeit der Heimat, daß man aus ihrem Kriegswirken auch die Fortschritte und die neuen Strömungen erkennt, die dort durchdrangen.

Durch die gewaltigen Siegeszüge unsers Heeres ward unser Kriegsgebiet im Osten und Westen den Grenzen der Heimat fast entrückt. Nicht nur das eigentliche Kampfgebiet, sondern auch die Etappe befindet sich in den besetzten Gebieten des Feindes. Gänzlich fremde Verhältnisse traten unsern Truppen dort entgegen. Belgien, Litauen, Rumänien und Kurland stellen an die Arbeit der deutschen Eroberer grundverschiedene Anforderungen.

In Litauen mußten wir Deutschen nicht nur einen Siegeszug des Schwertes, sondern auch einen der Hygiene und der Zivilisation vollführen. Dicht hinter den Truppen rückten die Ärzte ein. Während die Soldaten erobernd weiterstürmten, mußten sie die Städte bewohnbar machen, Kanalisations- und Bewässerungsanlagen einführen, die Seuchenkranken absperren und das Ungeziefer, die Überträger des gefährlichen Flecktyphus, bekämpfen. Je weiter unsre Heere vordrangen, um so schwieriger wurde diese Aufgabe. Ist doch Litauen ein seit Jahrhunderten von polnischen und russischen Machthabern vernachlässigtes Land. Es galt eine neue Welt aus dem Nichts aufzubauen. Nur so konnte die Fortsetzung des Krieges und die Versorgung des Heeres in den weit entlegenen Sumpfgebieten am Pripet und am Stochod ermöglicht werden.

Anfangs war die Krankenschwester die einzige Frau, die dem Heere auf diesem Zug in die Wildnis folgen durfte. Sie hat in den entvölkerten und zerstörten Ortschaften als Helferin der Ärzte seit dem August 1914 gewaltet, hat Schwerverwundete vom Tode errettet und Seuchenkranke mit größter Hingebung gepflegt. Sie war eine Bahnbrecherin des Deutschtums, die Ordnung und Pünktlichkeit mitbrachte. In Laboratorien und Röntgenkabinetten ging sie den Ärzten zur Hand. Als Küchenschwester sorgte sie für eine geregelte Ernährung der Kranken. Als einzige Vertreterin deutschen Frauentums schuf sie ihnen eine behagliche Umgebung, schmückte ihre Zimmer mit Blumen, las ihnen vor und schrieb für sie Briefe in die Heimat. Wenn ich einen Krankensaal in Ober-Ost betrat, fand ich oft die Schwester mit den Kranken bei einem Unterhaltungsspiel: Domino oder Halma. Rings um sie gab es zufriedene Gesichter; an ihr hingen die sehnsüchtigen Blicke der Schwerkranken, als erwarteten sie von ihr Trost und Linderung.

Unsre Militärlazarette sind häufig in weitläufig angelegten steinernen Schul- und Kasernengebäuden untergebracht, die die Russen vollkommen ausgeräumt hinterließen. Die Schwestern bewohnen freundliche hohe Räume, die mit guten Möbeln ausgestattet sind. Wo zu Lazarettzwecken neue Blockhausbaracken aus dem Holz der unermeßlichen litauischen Wälder erbaut wurden, mußten sie sich in die Blockhauswelt des Ostens einleben, und die Feldgrauen halfen ihnen, sie mit deutscher Traulichkeit zu schmücken.

Neben der Krankenschwester steht die »Soldatenschwester«, die Leiterin der Soldatenheime,



die zum Teil aus den vom Vaterländischen Frauenverein an der Ostfront errichteten »Verband- und Erfrischungsstellen für Verwundete« hervorgegangen sind. Je länger der Krieg dauerte, um so mehr erwies es sich als Notwendigkeit, unsern Feldgrauen in den Einöden der östlichen Kriegsgebiete Heimstätten zu schaffen, wo sie von den Eindrücken des Krieges ausruhen, eine behagliche Mahlzeit genießen und geistige Anregung empfangen konnten. Die Soldatenheime haben oft ihren Standort gewechselt; sie sind den vordringenden Heeren unmittelbar gefolgt. Die Ostheerfürsorge des Vaterländischen Frauenvereins der Provinz Sachsen hat allein über 20 Heime in Ober-Ost errichtet, von Wilna bis in die Nähe der Front. Der Verband der Vaterländischen Frauenvereine Ostpreußens schuf dort 21 Soldatenheime, der Ausschuß für Soldaten- und Eisenbahnerheime 52 Heimstätten, in denen gegen 100 weibliche Hilfskräfte tätig sind. Außerdem haben Dresden, Gotha und viele andre Zweigvereine des V. F. V. Heime errichtet. Ferner sind in Galizien und Rumänien, ja sogar in der Türkei Heimstätten für Soldaten geschaffen worden. Sie folgen unsern Truppen überall dahin, wo der Mangel einer kultivierten Umgebung sie gemütlich und sittlich gefährden könnte und wo es an billiger und gesundheitsgemäßer Unterkunft für sie fehlt.

In Litauen hat man besonderes Gewicht darauf gelegt, an den großen Verkehrs- und Eisenbahnknotenpunkten Soldatenheime zu schaffen. Sie gewähren dem durchreisenden Urlauber oder dem an die Front ziehenden Soldaten vorübergehende Unterkunft. Er kann dort übernachten, sich billig beköstigen und in einer kleinen Marketenderei die notwendigsten Gebrauchsgegenstände kaufen. Im Speisesaal wird ein kräftiges Mittagessen zu 80 Pfennig bis 1 Mark verabfolgt. Das Abendessen kostet 30 bis 50 Pfennig, Kaffee meist 10 Pfennig. Gewöhnlich gibt es einen großen Lesesaal, in dem viele Zeitschriften ausliegen und Schreibtische bereitstehen. Zuweilen ist eine Feldbuchhandlung angeschlossen. Häufig findet man auch ein Klavier, Zithern und Lauten. Oft bilden sich Gesangvereine und Streichkapellen, die allabendlich musizieren. An Sonnabend- und Sonntagabenden veranstalten sie Konzerte, oder es gibt Lichtbildervorträge. In den größeren Soldatenheimen versammeln sich abends häufig 400 bis 500 Mann, die ein uneingestandenes Heimweh treibt, in einem deutschen Heim einige Stunden zu verbringen und ein freundliches Wort von deutschen Frauenlippen zu hören.

Im Mittelpunkt des Heims steht die »Schwester«. Jeder hat sie nötig, ersehnt von ihr einen guten Rat oder eine hilfsbereite Tat. Sie befördert Pakete und Briefe in die Heimat, liest die Zensuren der Kinder, hört die wirtschaftlichen Sorgen an. Jeder, der etwas Besonderes erlebt hat, will es ihr mitteilen, sucht bei ihr ein Wort des Verstehens, der Teilnahme.

Die harten Eindrücke des Krieges haben manchen Soldaten in seinem seelischen Gleichgewicht schwer erschüttert. Sie ist die einzige deutsche Frau, die er sieht. In ihre Hand ist es gegeben, ihn vor Verbitterung zu bewahren, ihn zu neuer Lebensfreude zu erwecken. Wie gut es ihr oft gelingt, zeigt folgendes Lied, das in Mitau der »Soldatenschwester« gewidmet wurde:

Viele sieht sie kommen, viele sieht sie gehn,
Allen gibt sie Güte, mütterlich' Verstehn.
Junge Augen lächeln unter weißem Haar,
Sind wie Heimatgrüße der feldgrauen Schar.
Feste treue Hände, wundersam beseelt,
Fühlen ohne Frage alles, was dir fehlt.

Häufig werden die Soldatenheime von Offizierswitwen geleitet, die die Leere ihres Lebens ausfüllen, indem sie den Kampfgenossen des gefallenen Gatten dienen. Ein besonders herzliches Verstehen verbindet sie mit ihren Feldgrauen.

Wir wohnten in einem Offiziers- und Soldatenheim fünf Kilometer hinter der Front am Walde, in kleinen Zellen aus Tannenholz, die von den freundlichen Schwestern mit den ersten Frühjahrssträußen geschmückt waren. Hinter dem Küchenhaus gab es Ziegen- und Kaninchenställe und einen Gemüsegarten. Zwei russische Gefangene waren den Schwestern als Hilfskräfte zugewiesen. In Grodno war das Heim »Königsberg« in einem ehemaligen Schulhause untergebracht. Unter Frau General von Winterfelds Leitung hat es sich zu einem wirtschaftlichen Institut ersten Ranges emporgearbeitet, das nicht nur eine große Kleintierzucht eingerichtet, sondern auch einen Obstgarten vor der Stadt gepachtet hat. Die Erträge werden in einer eigens erbauten Marmeladenküche verkocht und nach Deckung des Hausbedarfs verkauft.

Es gibt Soldatenheime, die dicht am Bahnhof liegen und bis drei Uhr morgens in Betrieb sind. Die Oberin muß Tag und Nacht auf dem Platz sein und darf keine Ermüdung kennen. Jeder Ort und die Persönlichkeit jeder Leiterin bedingt eine andre Ausgestaltung des Heims; bald ist es in einem alten Kloster, bald im Holzhause untergebracht. Sein Wahrzeichen sind die von unsern Feldgrauen gezimmerten Birkenmöbel. Fast durchgängig haben sie Garten- und Landwirtschaftsbetriebe eingerichtet. Der Grundsatz der Selbstversorgung ward überall da eingeführt, wo deutsche Truppen hinkamen.

Oft stehen die »Erholungsheime für Soldaten und Offiziere« in unmittelbarem Zusammenhang mit den Soldatenheimen. Heeresangehörige,



die ohne Heimaturlaub zehn bis zwanzig Tage vom Frontdienst befreit werden, um auszuruhen, finden hier Aufnahme. Verlassene Gutshäuser in großen Gärten oder kleine Blockhäuser mitten im Walde sind für sie schlicht und lustig hergerichtet. Bei kräftiger Kost und in freundlicher Umgebung erholen sie sich schnell.

Auch zu ihrer Genesung muß die Schwester beitragen. Auch hier bedarf es sowohl der wirtschaftlichen Frauenarbeit als auch des geistig-seelischen Wirkens. Darum betrauen die Vereine nur besonders bewährte Persönlichkeiten mit der Leitung der Heime. Und man läßt ihnen von der Heimat aus ständig wirtschaftliche und geistige Unterstützung zuteil werden, versorgt sie mit Wäsche, Stärkungsmitteln, Büchern, Rauchwerk und Musikinstrumenten. Die Frauenarbeit im Kriegsgebiet ist nicht denkbar ohne die Frauenarbeit der Heimat, die sie mit ihren Geldmitteln trägt und ihr einen ununterbrochenen Nachschub von Arbeitskräften und Hilfsmitteln zusendet.

Wer das Sammellager des Vaterländischen Frauenvereins in Litauen gesehen hat mit Tausenden von Decken, Socken, Anzügen, Weinflaschen, Büchern und Zigarrenkisten, der kann den Umfang der Heimatarbeit ermessen, die hinter der Soldatenfürsorge des Kriegsgebietes steht. Sogar Kinderspielsachen gibt es dort, die die Feldgrauen ihren Kindern zu Weihnachten schicken können. —

Die einzigen Frauen, denen außer den Schwestern der Zutritt zum Kriegsgebiet gestattet wird, sind die Beamtinnen. Sowohl in Ober-Ost als auch in Belgien und Polen werden schon seit geraumer Zeit von der Verwaltung Bureauarbeiterinnen, Schreiberinnen, Stenotypistinnen und Maschinenschreiberinnen angestellt. Ferner Köchinnen und Schneiderinnen, Haushaltsgehilfinnen und Verkäuferinnen für Feldbuchhandlungen.

Anfangs erfolgte ihre Anstellung von der Militärbehörde aus. Seitdem jedoch zu Anfang dieses Jahres das Kriegsamt ein besonderes Referat für Frauenarbeit errichtet hat, dem Frauenreferate an allen Kriegsamtstellen des Reiches unterstehen, ward auch diesen die Versorgung des Kriegsgebietes mit weiblichen Arbeitskräften ausschließlich übertragen. Zum ersten Male sind in den Referentinnen weibliche Staatsbeamte tätig. Die Versorgung eines bestimmten Gebietes, wie Polen, Belgien, Litauen, wird je einer bestimmten Kriegsamtstelle zugewiesen. Diese setzt sich mit den Arbeitsnachweisen in Verbindung, die ihnen die von der Etappe angeforderten Hilfskräfte in gewünschter Zahl überweisen. Nur Bewerberinnen, die über zwanzig Jahre alt, für ihren Beruf vorgebildet und schon berufstätig gewesen sind, werden angenommen. Sie müssen sich verpflichten, das Ansehen der deutschen Frauen nicht zu schädigen, sondern draußen ihres Namens Ehre zu wahren.

Jede Frau, die von einer Kriegsamtstelle hinausgeschickt wird, gilt als offizielle Ablösung für eine männliche Kraft, die zur Frontverteidigung frei wird, tritt also gewissermaßen in den Vaterländischen Hilfsdienst ein. Die Kriegsamtstellen haben mit der Anwerbung weiblicher Hilfskräfte sehr gute Erfolge gehabt; sie ward systematisch ausgebaut und jede Angestellte einer genauen Vorprüfung unterzogen.

Mit jedem Transport reist eine gebildete Frau als Transportführerin hinaus; häufig sind es die Referentinnen oder Hilfsreferentinnen der Kriegsamtstellen. Draußen in der Etappe werden mit Hilfe der Behörden überall Heime für die Angestellten errichtet. Jeder Bezirk hat eine Vertrauensdame, die sich ihrer annimmt und den Referentinnen der Kriegsamtstellen hilfreich zur Hand geht.

In Belgien gilt die Arbeit der Kriegsamtstelle hauptsächlich der Zusammenfassung der schon vorhandenen Angestellten; in Polen und Litauen der Schaffung günstiger Lebensbedingungen. Nach Rumänien mußten viele landwirtschaftlich geschulte Hilfskräfte entsandt werden, in die andern Gebiete hauptsächlich Bureauarbeiterinnen.

Ich besuchte das Damenheim in Bjalystok in einem ehemalig polnisch fürstlichen Schlosse, das unter russischer Herrschaft in ein adliges Fräuleinstift umgewandelt worden war und heute Sitz der deutschen Verwaltung ist. Mehrere große Säle sind durch halbhohe Zwischenwände in Einzelräume geteilt, die mit Bett, Sofa, Schränken und Stühlen behaglich ausgestattet wurden. Der Blick geht hinaus in einen weiten Park mit uralten Bäumen. Im gemeinsamen Speisesaal wird das sehr wohlfeile und gute Mittagessen eingenommen. Die freie Wohnung gilt als ein Teil des Gehalts. Eine Dame, die schon in Berlin sozial gearbeitet hat, übernahm die Leitung des Heims.

Der Grundzug aller Frauenarbeit im Kriegsgebiet ist Entlastung unsrer Feldgrauen. Ob die Krankenschwester sie pflegt, die Soldatenschwester sie tröstet oder die Beamtin sie ihrer eigentlichen Kriegstätigkeit wiedergibt, alle wollen das gleiche: ihre Kräfte in jeder Weise stützen, damit ihnen das Durchhalten möglich ist.

Während in den östlichen Etappengebieten die Frauen auch Pionierdienste tun müssen und Gesittung in die Einsamkeit des Urwaldes oder in die Unkultur polnisch-litauischer Städte tragen, spielt ihre Kriegsarbeit sich in Kärnten, an der Südwestfront unsrer Bundesgenossen, auf dem Boden der Heimat ab.

Zwar steht der Feind an den Toren des Landes, und nur der hohe Wall der Karawankenkette trennt ihn von dem uralten Kultur-



lande mit den stattlichen Adelsburgen und den malerischen Städten, aber der Kampf geht hoch oben in den Bergen vor sich, und die Heimat, die gleichzeitig die Etappe und das Kampfgebiet umfaßt, muß den Kämpfern ihre Arbeit leihen, damit sie die Abwehr des Feindes durchführen können. Auf Tragtieren und Drahtseilbahnen wird ihnen Nahrung und Kleidung, Munition, Wasser und Alpengerät zugeführt. Die Betriebe des Landes sind erweitert und in den Dienst der Heeresversorgung gestellt. Wo die Arbeitskraft der Männer nicht ausreichte, hat man überall Frauen herangezogen. Im Durchschnitt arbeiteten in den Betrieben, die ich besuchte, ein Drittel Soldaten, ein Drittel Kriegsgefangene und ein Drittel Frauen. Häufig waren aber auch die Frauen in der Überzahl.

In den berühmten Goisererwerkstätten, die die Alpentruppen mit Schuhwerk versorgen, schneiden sie das Leder und nageln die Stiefel. In den alpinen Werkstätten schneiden und nähen sie die Gurten zu Schneeschuhen und Schneereifen und helfen beim Verpacken und Ausladen der Sachen. Am Kriegsquell, der das ganze Armeekorps mit Mineralwasser versorgt, spülen, füllen und verkorken sie die Flaschen. In den großen Holzlagern, die das Holz für den Heeresbedarf herrichten, tragen sie schwere Balken und pressen Holzwolle für Verbandkissen in Pakete. Sie bedienen jede Art Maschine, von der Nähmaschine und der Lederrißmaschine bis zum elektrisch betriebenen Kochkessel in der Marmeladenfabrik. Sie sammeln die Beeren des Waldes und geben sie an bestimmte Sammelstellen für den Heeresbedarf ab. Sie dörren Obst und Gemüse. Sie beteiligen sich an den landwirtschaftlichen Arbeiten, die überall notwendig sind, da jedes Spital, jeder Betrieb seine Gartenanlagen hat und ausgedehnten Gemüsebau betreibt.

In großen Dampfwäschereien wird die Wäsche für die Truppen gewaschen, in Flickstuben ausgebessert. In den Magazinen des Roten Kreuzes werden Verbandstoffe und Labemittel gebucht und versandt. All die Arbeiten, die bei uns die ferne Heimat zum Besten der Truppen verrichtet, spielen sich dort unmittelbar hinter der Front ab. Jedoch die Fabrikarbeit für die Heeresverpflegung, die in unsern besetzten Gebieten nicht von deutschen, sondern von eingeborenen Frauen verrichtet wird, da man diese einerseits versorgen und anderseits Deutschland nicht der arbeitenden Frauen berauben will, wird in Kärnten, dem Kriegsgebiet, von den Frauen des Landes geleistet als eine Art vaterländischen Hilfsdienstes.

Neben der Arbeit in den Heeresbetrieben steht der Pflegedienst. Alle Söhne des Landes Kärnten werden in ihrer Heimat verpflegt, in lichten, sonnigen Spitälern, für die man Museen und Schulen, Villen und Burgen hergab. Die Töchter der alten Geschlechter und die besten Ärzte des Landes pflegen sie. Man unterzieht sie einer sorgsamen Nachbehandlung und führt sie neuen Berufen zu. Die Gemahlin des Landespräsidenten leitet persönlich die Spitäler, hat den Pflegedienst erlernt und häufig Verwundete von der Front geholt. Sie hat in Kärnten, dem einzigen Kronlande, wo sich dies durchführen ließ, eine allgemeine Frauenkriegssteuer zum Besten der Kriegshinterbliebenen eingeführt (monatlich 20 Heller). Freiwillige Helfer und Helferinnen haben Ortsausschüsse gebildet und suchen die Häuser straßenweise ab. Auch die Frauen aus dem Volke werden herangezogen. Über eine Million kam bereits ein.

Die Soldatenheime in Klagenfurt verabfolgen keine Speisen, sondern bieten freundliche Schreib- und Leseräume und Gesellschaftsspiele für Soldaten. Eine junge Beamtin führt die Aufsicht. Der Schwesterndienst erstreckt sich bis zu den Feld-, Hilfs- und Labestationen dicht hinter der Front, deren jede zwei chirurgisch gebildete Schwestern und zwei Wirtschaftsschwestern mit sich führt. Seit zwei Jahren führen alle vom Roten Kreuz der Heeresverwaltung zugewiesenen Schwestern den Titel »Armeeschwester« und tragen außerhalb der Krankenräume feldgraue Tracht.

Ich sah eine Oberin, die ein Spitallager von fast 4000 Personen leitete und um jeden Kranken wußte. Ich sah Pflegeschwestern, die sich wahrhaft aufopfernd um Verwundete und Sterbende bemühten, und Küchenschwestern, die ihre Pfleglinge unter den schwierigsten Ernährungsverhältnissen mit köstlichen Mehlspeisen zu versorgen wußten und unermüdlich waren im Vorrätesammeln. Die mannigfaltigsten Ausstrahlungen gütiger Menschenliebe traten mir entgegen im Kriegsgebiet unsrer Bundesgenossen, denen man ja von jeher eine besondere Gutherzigkeit nachgerühmt hat. Sie setzt sich um in großzügige praktische Werke, in eine liebevolle Pflege der Verwundeten und Leidenden.

Menschenliebe! Das Wort wird fast zum Hohn im heutigen grausamen Völkerringen. Dennoch ist es Aufgabe der Frauen, sie zu bewahren und zu hüten und neben der zerstörenden Macht des Krieges ihre aufbauende Kraft zu entfalten. Nur indem wir unermüdlich Werke des Friedens tun, können wir dem Werke der Vernichtung entgegenarbeiten, das heute unser Volk zu verschlingen droht.

Mehr denn je sind wir Frauen in diesem vierten Kriegswinter entschlossen, jede Arbeit zu leisten, jedes Opfer zu bringen, das ihrem Schutze dient. Wir und unsre Bundesgenossinnen sind einig in dem Bestreben der vaterländischen Pflichterfüllung bis zum Äußersten.



Von Kunst und Künstlern

Friedrich Schüz: Engelsbotschaft — Alwin Seifert: Weihnachtsabend — Hans Baluschek: Kriegswinter — Rudolf Hannich: Im Schneemantel, Kriegsgefangener in Kärnten — Walther Petersen: Großadmiral von Tirpitz — Ernst Kolbe: Biedermeierzimmer

Eins von Gustav Falkes Gedichtbüchern (»Tanz und Andacht«) trägt den Sinnspruch:

Ob wir tanzen oder beten,
Immer fromm sind wir Poeten.

Wie ein bildlicher Beleg dieses Dichterbekenntnisses erscheint uns das in diesem Weihnachtsheft als Mattondruck wiedergegebene Gemälde »Engelsbotschaft« von Friedrich Schüz, wenn wir verraten, daß der Künstler die Studien dazu in der Hellerauer Bildungsanstalt und im Düsseldorfer Schauspielhause gemacht hat. Niemanden, der etwas von den feinen Zusammenhängen aller Künste versteht, wird das verwundern oder stören. Solche Versuche bezeugen nur aufs neue, wie die Urformen aller Tanzkunst sich dem Religiösen so nähern, ja sich so eng mit ihm berühren können, daß sie imstande sind, die unmittelbare Quelle religiöser Motive für Kunstwerke zu werden. Schüz, als Sohn des Schwabenmalers Theodor Schüz 1874 in Düsseldorf geboren, auf der dortigen Akademie unter Gebhardt, Peter Janssen u. a. ausgebildet und in Italien an Landschaft und Galerieschätzen zum selbständigen Künstler gereift (»Tarantella«; »Heimkehr vom Tempel«; »Abendmahl« und ähnliche Schöpfungen von legenden- oder märchenhafter Stimmung), hat übrigens auch auf andre Weise sein Verhältnis besonders zur großen religiösen Malerei bekundet. 1908 stellte ihm der Münchner Verlag Callwey die Aufgabe, den Stich Rafael Morghens nach dem Abendmahl von Leonardo da Vinci in St. Maria della Grazia in Mailand auf Grund des Originals in Farbe zu setzen (als Monumentalblatt bei Rich. Keutel in Stuttgart erschienen). Das Studium der prachtvollen Straßburger Pastelle der Apostelköpfe erweckte in ihm den Entschluß, eine Nachschöpfung des fast ganz zerfallenen Gemäldes auf Grund des gesamten erreichbaren Materials zu wagen. Nach fast achtjähriger Arbeit, die den Künstler wiederholt nach Italien, Belgien, London und Paris führte, liegt nun endlich die Frucht dieser Mühen in dem Abendmahlgemälde vor, das sich seit dem Dezember 1916 im Sitzungssaale der evangelischen Gemeinde zu Düren befindet.

An den Spielzeugaufsatz dieses Heftes lehnt sich das farbige Bild »Weihnachtsabend« von Alwin Seifert an. Es ist daheim im sächsischen Erzgebirge, wo unter den fleißigen Händen der Männer, Frauen und Kinder all die reizenden Spielsächelchen entstehen, und der Mann, der dies Gewerbe mit unermüdlichen neuen Anregungen leitet, zeigt sich in diesem Blatte als ein selbständig schaffender Künstler von zarter Empfindung und feinem Farbengefühl.

Aus der Großstadt kommt Hans Baluschels »Kriegswinter«; man sieht es an der rührenden Genügsamkeit, wie sich hier die Land- und Eigentumssehnsucht der zwischen den Häusermassen eingepferchten Arbeiterschaft mitten zwischen Eisenbahngleisen und Industriebauten ein Gärtchen, eine Laube, einen Taubenschlag angelegt hat. Daran vorüber zieht die Trauer um einen Gefallenen. Sie aber bleiben bestehen, dank denen, die uns gegen den Ansturm der Feinde siegreich beschützen: deutscher Unternehmungsmut, deutsche Arbeit, deutscher Fleiß, deutsche Natur- und Heimatfreude.

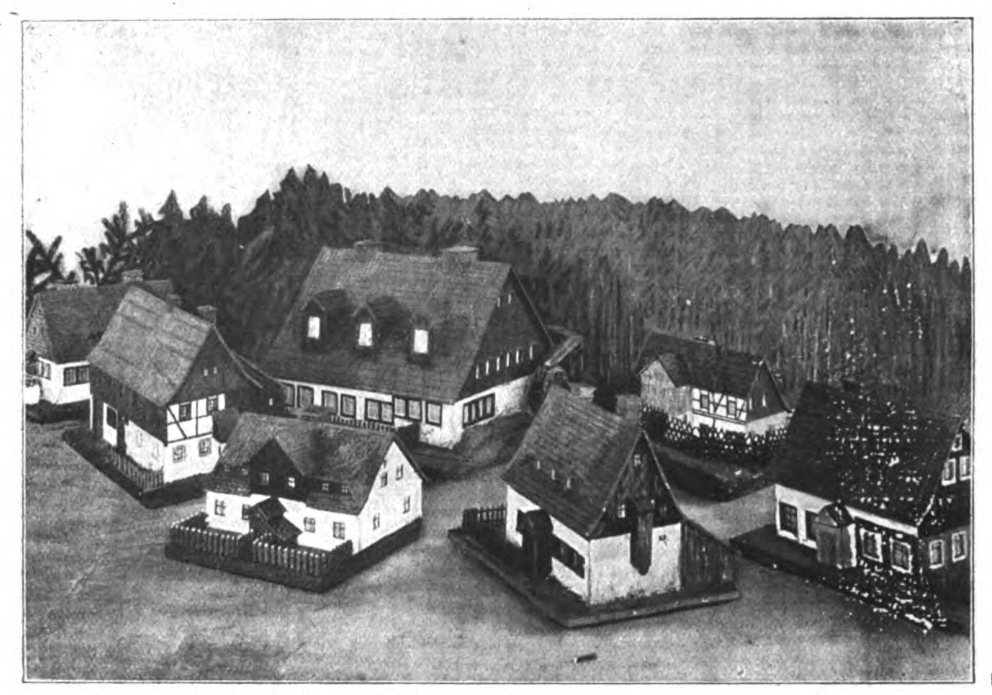
Nach Österreich, in das Kriegsgebiet führen die beiden Blätter von Rudolf Hannich: »Im Schneemantel« ist ein Wintererlebnis aus den Karpathen, der »Kriegsgefangene« eine Studie aus Kärnten.

Der Düsseldorfer Walther Petersen (geb. 1862 in Burg a. d. Wupper), dem wir das neueste und lebensvollste Bildnis des Großadmirals von Tirpitz verdanken, hat sich hauptsächlich als Bildnismaler einen Namen gemacht. Eine ganze Galerie bedeutender und führender Persönlichkeiten Deutschlands hat sein Pinsel schon festgehalten, seit er zu Anfang der neunziger Jahre das Glück hatte, den Fürsten Bismarck in einer Reihe von verschieden aufgefaßten Bildnissen malen zu dürfen. Der Weltkrieg brachte den Künstler mit besonders vielen hervorragenden Menschen zusammen. Er malte Hindenburg in drei größeren Bildern nach dem Leben, seinen Generalstabschef Ludendorff, ebenfalls in verschiedenen Auffassungen, den Reichsbankpräsidenten Havenstein und neuerdings auch Tirpitz. Als besonders gelungen wird man es an diesem Bildnis empfinden, daß der Waffenrock und der sonst selten fehlende glänzende Ordensschmuck ganz zurücktreten, um dafür den mächtigen Kopf und das herrschgewaltige Auge desto kraftvoller hervortreten zu lassen.

Ernst Kolbe, ein Westpreuße von Geburt, aber in Pommern aufgewachsen, ist als Landschafter in die Kunst getreten; auf einer Reise nach Sylt aber, um 1910 etwa, begannen die Innenräume ihn zu reizen, zuerst aus friesischen Bauern-, dann aus Danziger und Lübecker Patrizierhäusern. Unser »Biedermeierzimmer« ist eine der gelungensten dieser Arbeiten. Wir alle wissen ja, wie oft dergleichen in den letzten Jahrzehnten, seit »Biedermeier« wieder modern, gemalt worden ist. Leider bleiben die Maler dabei oft an der Oberfläche haften und verfallen ins Kleinlich-Peinliche. Bei Kolbe aber behält der malerische Gesamteindruck des Raumes die Herrschaft. F. D.

Rudolf Hannich: Kriegsgefangener in Kärnten





Erzgebirgische Bauernhäuser als Lichthäuser (von innen zu beleuchten)

Erzgebirgisches Spielzeug

Von Prof. Paul Schumann (Dresden)

Erzgebirgisches Spielzeug! Welches deutsche Kind hätte nicht in seiner Jugend jubelnd die hölzernen Spielsachen in Empfang genommen, die ihm liebende Elternhände auf den Weihnachts- oder Geburtstagstisch gestellt hatten! Der Name und damit die Herkunft werden den meisten wohl unbekannt geblieben sein, trotzdem bleibt es eine Tatsache, daß das Erzgebirge die größte Masse des hölzernen, besonders des einfachen und gar nicht teuren Spielzeugs liefert, das in Deutschland verbraucht wird. Sechzig vom Hundert aller Personen, die im Hauptbetrieb mit der Herstellung von hölzernem Spielzeug beschäftigt sind, wohnen im Erzgebirge. Nicht mehr mit Recht heißt das Grenzgebirge zwischen Sachsen und Böhmen Erzgebirge, denn längst hat der Erzreichtum nachgelassen, und fast überall ist der Bergbau aufgegeben, wohl aber ist das Erzgebirge reich an Holz, und auf dem Reichtum an Fichtenholz, das die staatliche sächsische Forstwirtschaft so stark bevorzugt, beruht dem Stoffe nach die ausgebreitete Holzwarenerzeugung des Gebirges. Ihre andre Grundlage ist die Wesensart des Erzgebirglers, der von Natur gern »bastelt«, wie es in der sächsischen Volksmundart heißt, ein Trieb, der in der Herstellung von Spielzeug seine volle Befriedigung findet. Der lange, rauhe und schneereiche Winter, der jede Beschäftigung im Freien monatelang unmöglich macht, hat den Erzgebirgler von jeher darauf angewiesen, im Winter das Haus zu hüten und im Hausfleiß eine Beschäftigung zu suchen, die sich dann infolge des Holzreichtums von selbst auf die Verarbeitung des Holzes richtete.

Das Hauptgebiet der Spielwarenerzeugung ist das Flöhatal. Fahren wir von Flöha, einem Hauptpunkte der Eisenbahnlinie Dresden—Chemnitz, im Flöhatal aufwärts, so kommen wir an Grünhainichen und Olbernhau, zwei Hauptorten der erzgebirgischen Holzindustrie, vorbei und weiter nach Dittersbach und Neuhausen, von wo wir die Ortschaften erreichen, wo die Spielsachen zum größten Teil noch im Hausfleißbetrieb hergestellt werden: Seiffen, Heidelberg, Oberseiffenbach, Steinhübel, Deutsch-Einsiedel usw., die sich bis dicht an die sächsisch-böhmische Grenze erstrecken. Alle die genannten Orte, außer Dittersbach und Neuhausen, liegen nicht an der Eisenbahn; sie sind also noch immer abgeschlossen vom Weltverkehr und seiner Kultur. Damit ist wohl eine der Hauptbedingungen für das Weiterbestehen der einfachen Formen gegeben, in denen sich die Herstellung des Spielzeugs bewegt. Mit dem Worte »einfache Formen« soll aber keineswegs gesagt sein, daß sich die Spielwarenerzeugung von den modernen Hilfsmitteln der Massenerzeuoung ferngehalten hätte — o nein: elektrisches Licht und elektrische Kraft sind hier überall zu finden, und in den Werkstätten hört





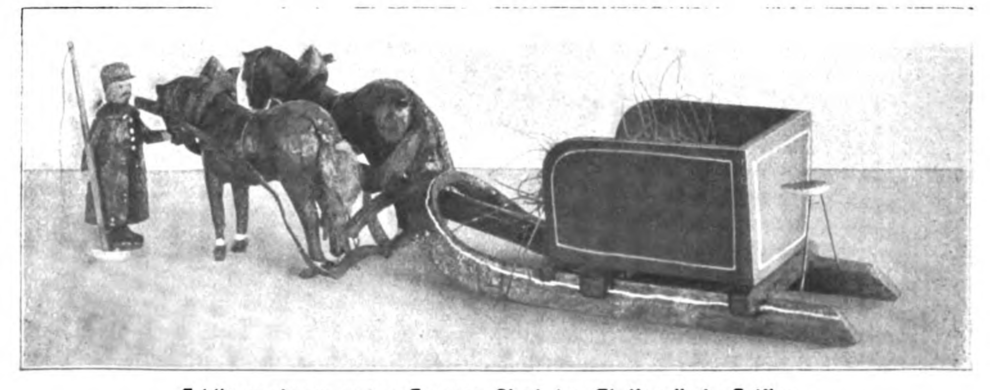
Figuren zu der Gruppe »Nach der Christmesse in Seiffen«

man überall, wo sie am Platze sind, die Kreis-, die Band-, die Gattersäge surren. Nur mit diesen Hilfsmitteln waren ja die niedrigen Preise



Figuren zu der Gruppe »Nach der Christmesse in Seiffen«

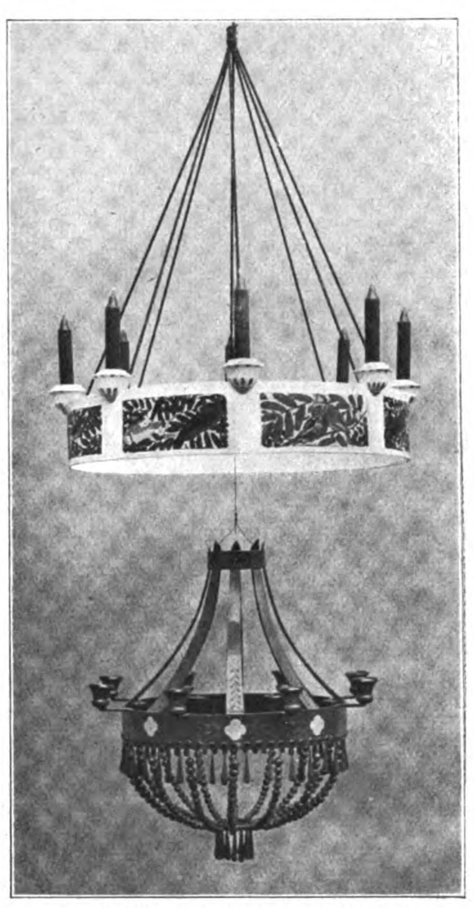
aufrechtzuerhalten, die das erzgebirgische Spielzeug in alle Welt getragen und seinen Wettbewerb siegreich erhalten haben. Nur in einem sehr beschränkten Sinne kann man die Erzeugung des Spielzeugs im Erzgebirge als eine Volkskunst bezeichnen, nämlich höchstens in dem Sinne, daß das Spielzeug die einfachsten, ja oft derbe Formen aufweist, daß es vermöge seiner Billigkeit in die weitesten Kreise zu dringen



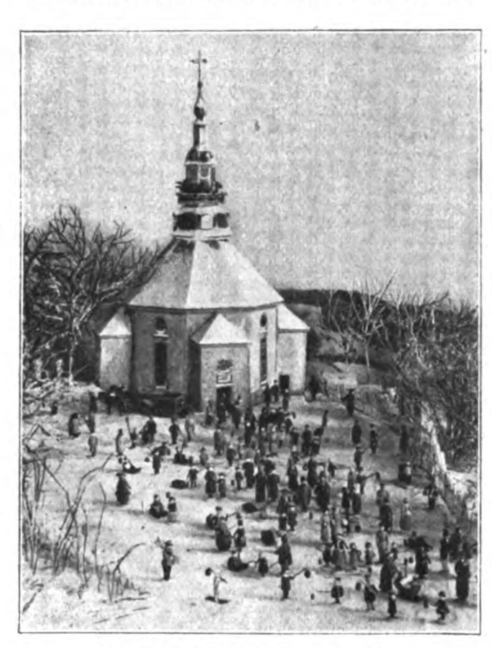
Schlittengespann zu der Gruppe »Nach der Christmesse in Seiffen«

vermag und — namentlich durch den Jahrmarktvertrieb — volkstümlich geworden ist. Keineswegs aber haben wir es mit einer Volkskunst in dem eigentlichen, ursprünglichen Sinne zu tun, daß der Hersteller die betreffenden Gegenstände nebst allen Rohstoffen und Hilfsmitteln selbst und nur für den eignen Bedarf, nicht aber für den Handel herstellt. Davon ist keine Rede. Es handelt sich um eine Massenherstellung mit Verlegerbetrieb. Sonnabend ist Ablieferungstag: an diesem Tage machen sich die Frauen in den genannten Orten auf und bringen in Trag- und Handkörben die Erzeugnisse der Woche in die Hauptorte, nach Olbernhau und Grünhainichen, wo die Verleger wohnen. Dort liefern sie ihre Ware ab, erhalten ihren Lohn und neue Aufträge und fahren oder gehen dann wieder heimwärts. Der Verleger aber sorgt für die Verpackung der Tausende von Soldaten, Tieren usw. und sendet sie dann hinaus in alle Welt.

Der Verbraucher ahnt kaum, durch wie viele Hände selbst das einfachste Spielzeug gegangen ist, ehe es so fertig vor ihm steht. Die Grundlage der meisten Arbeit ist das Drechseln, die Urform der meisten Gegenstände der sogenannte Spaltreifen oder Ring. Der Reifendreher, der ihn herstellt, muß ein feinfühliger Handarbeiter, fast ein Künstler sein. Vom Baumstamm schneidet er sich Holzscheiben 6—20 cm hoch, 12—45 cm im Durchmesser. Durch elektrische Kraft werden die Scheiben so, wie man dies in jeder Drechslerwerkstatt sehen kann, in rasche Umdrehung versetzt, der Reifendreher setzt seinen Drehstahl gegen die sich drehende Scheibe und schneidet hinein, daß die Späne und Splitter nur so fliegen. Durch das Einschneiden entstehen unter seiner geschickten Hand Erhöhungen und Vertiefungen, Wülste und Kanten, und durch Herausnahme des mittleren Teils formt sich schließlich ein Ring. Schneidet man den Ring an irgendeiner Stelle quer auf, so erkennt man die Form eines Tieres, eines Pferdes, einer Kuh, eines Kamels, eines Elefanten. Die Wülste, die der Drechsler durch geschickte Führung des Drehstahls hervorgebracht hat, sind die Beine, der Kopf, der Rüssel usw. Die ganze Arbeit erfordert ebensoviel Kraft wie Geschicklichkeit, beides kann nur durch Übung von Jugend auf erlangt werden. Die Reifendreher bilden auch eine besondere Innung, und sie haben das Recht, im Staatsforst die Bäume zu bezeichnen, die sie für ihren Bedarf gefällt haben wollen.

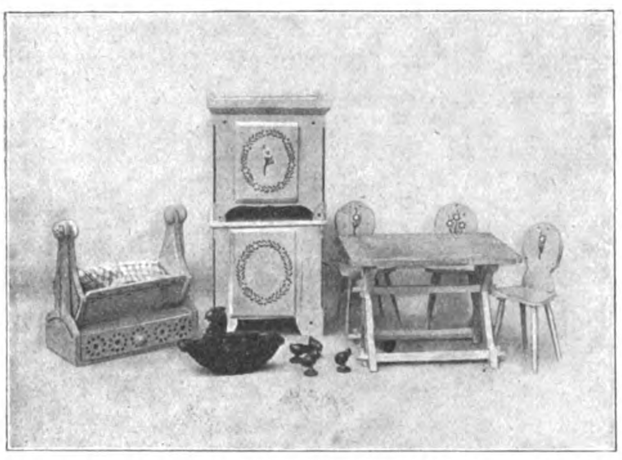


Zwei größere farbig bemalte Leuchter



Nach der Christmesse in Seiffen
Entworfen von Dir. Alwin Seifert in Seiffen

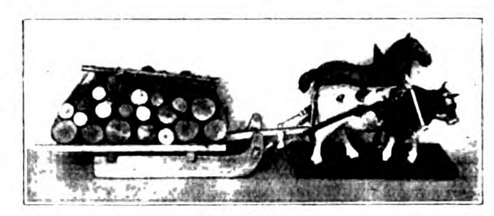
Aus der Hand des Drechslers wandert der Spaltreif in die Hand des geschickten Schnitzers und Malers. Der spaltet nun von dem Ring einen Teil nach dem andern ab (30—60 Stück),



Puppenstubenmöbel mit geschnitztem Schaukelpferd und Hühnchen

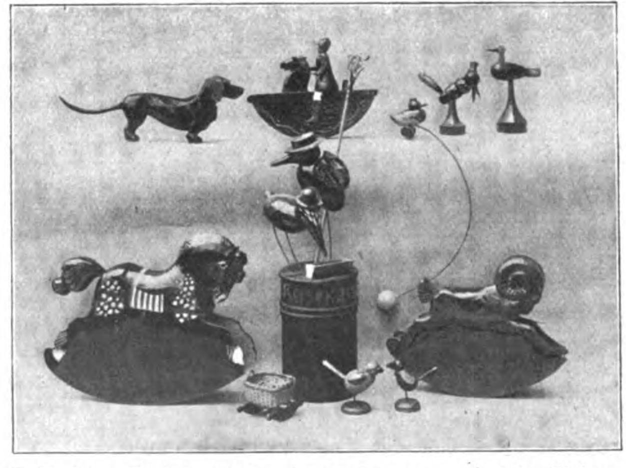
ganze Familie mitarbeitet, daß jeder eine Teilarbeit leistet, der Vater schnitzt, die Mutter malt, die Kinder leimen usw., ist selbstverständlich: schon von früh auf werden die Kinder angeleitet, mitzuhelfen und nicht »aufs Gassel zu laufen«. Daß sich schließlich für gewisse Dinge Sonderarbeiter ausbilden, ist ebenfalls selbstverständlich und trägt nur dazu bei, daß jeder in seiner Besonderheit eine besondere Geschicklichkeit und Schnelligkeit in der Arbeit erlangt. So verfertigt z. B. der eine nur Soldaten, der andre nur Zappelmänner, ein dritter nur Sturzmänner oder Federhühner oder Schaukelreiter usw. Von der Sonderarbeit erhält er wohl auch seinen Namen: Soldaten-Ehnert, Sterzmannel-Ulrich, Bäumel-Hiesche, Schnitzel-Schneider (ein tüchtiger Tierschnitzer), Flinten-Kaden u. a. Manneldreher im allgemeinen heißen die Drechsler, welche die Körper zu den Soldaten und zu den kleinen Figuren drehen.

gibt ihnen mit dem Schnitzmesser statt der schematischen eine mehr oder minder natürliche Form, leimt die noch fehlenden Teile an, z. B. Schwanz, Ohren, Hörner, die ebenfalls aus Spaltreifen gewonnen werden, und dann wird das Ganze bemalt. Es ist ein lustiger Anblick, die bunten Tiere, Soldaten usw. in langen Reihen auf dem Tisch in der niedrigen Stube eines erzgebirgischen Spielzeugverfertigers aufmarschiert zu sehen. Selbstverständlich herrscht hier Arbeitsteilung und Vereinheitlichung: an allen gleichartigen Stücken wird z. B. rasch hintereinander die rote Farbe aufgetragen, dann die blaue usw., an allen der rechte Arm, dann der linke, die Nase, der Säbel angeleimt usw., so daß durch die gleichartige Arbeit Zeit erspart wird; jedes Einzelstück auf einmal fertigzumachen und dann das nächste vorzunehmen, würde eine schlimme Zeitverschwendung bedeuten. Daß die



Holzschlitten

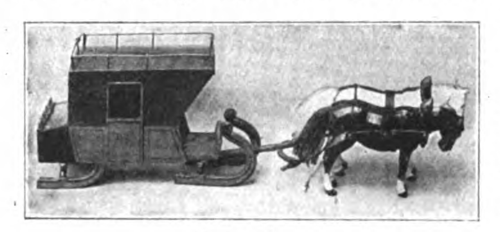
Sieht man sich in Seiffen in dem Spielzeugmuseum um, das der verdienstvolle Leiter der Kgl. Fachschule für Spielwarenindustrie Direktor Alwin Seifert eingerichtet hat, so entdeckt man in der Fülle der mannigfaltigsten Dinge teils uraltes Spielzeug, das seit Jahrhunderten hergestellt wird, teils die neuesten Kulturerzeugnisse in der Übertragung für das kindliche Spiel. Uralt sind z. B. die Karussels (Reitschulen) mit Musik, die Klapperpuppen, die Windmühlen, die Schaukelreiter, die Butterfrau, die Bergmannsleuchter und die Weihnachtsengel, der ausspringende Teufel, der Zappelmann; alt sind auch die Soldaten, die aber natürlich immer wieder die Uniformen wechseln; neu sind die Luftschiffe, die Flugzeuge, die Unterseeboote und ähn-



Geschnitzter Dackel, mit Kopf und Schwanz wackelnd; Reiterpferd; Pendelvogel; zwei Vögel mit Pfeifchen; Schaukelpferd und Schaukelbock; Gedrechselte Vögel

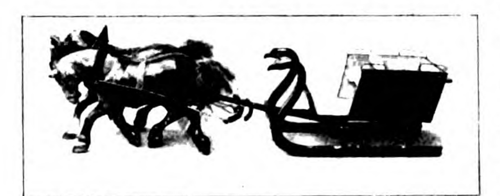
liche Dinge. Uralt sind auch die Weihnachts-pyramiden, die im Erzgebirge noch in vielen Häusern zu finden sind und allweihnachtlich her-vorgeholt werden.

Ein besonderes Schaustück des Museums ist die Seiffener Kirche mit den Kirchgängern, die von der Weihnachtsmette kommen und sich auf den Heimweg begeben: Kirche und Bäume sind beschneit, wie sich's für das Erzgebirge im Win-ter schickt, vom Turme blasen die Musikanten, alle Besucher der Mette sind wohlverpackt in ihren Winterkleidern, und die Kinder tragen ihre Papierlaternen, mit denen sie dem alten Kirchlein festlichen Weihnachtsglanz verliehen haben. In den mannigfaltigen Gestalten sind die Erzgebirgler trefflich gekennzeichnet, und



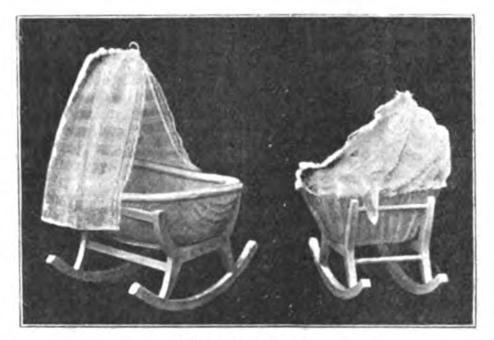
Postschlitten

wer Bescheid weiß, wird sogar einzelne orts-bekannte Persönlichkeiten mit Vergnügen her-ausfinden. Das Ganze ist zunächst ein Aus-stellungsstück. Einzelne Figuren daraus aber sol-len nächstens auf den Spielwarenmarkt kommen.



Bauernschlitten

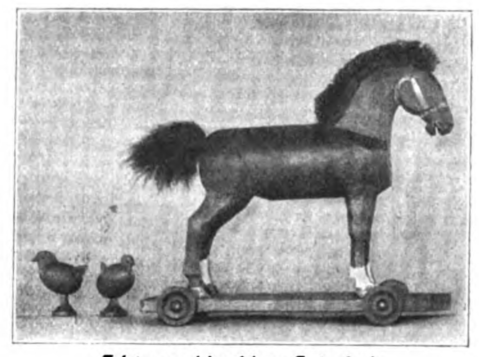
Die andern Abbildungen zeigen neuere Ar-beiten aus den Lehrwerkstätten der Fachschule zu Seiffen, in denen der gewerbliche Nachwuchs geschult wird. Der Schulleiter huldigt dem einzig richtigen Grundsatz, das überlieferte Kön-nen zu befestigen und die Entwicklung freien Schaffens anzuspornen. Er entwirft neues Spielzeug, damit die Wiederholung nicht zu toter Schablone entarte. Dabei sorgt er in erster Linie dafür, daß Wertarbeit geschaffen wird und daß alle Gegenstände geschmacklich gut werden, damit das neue Spielzeug nicht nur den Verfertiger selbst ernährt, sondern auch daß es seine vornehmste Aufgabe, den Geschmack bilden zu helfen, erfüllen kann. Diesen Grund-sätzen entsprechend sind die neuen Gegenstände kennzeichnend für das Erzgebirge; sie erscheinen wie alte Formen in einem neuen Gewande.



Puppenwiegen

Alles ist stilgerecht aus der ortsüblichen Drech-sel- und Schnitztechnik entwickelt. Die Figuren zur Christmette sind genau so entstanden, wie der alte echte erzgebirgische Holzsoldat entsteht: die Körper, Köpfe, Fußbrettchen (Pritschel ge-nannt) werden gedrechselt, die Arme u. dgl. werden vom Spaltreifen abgespalten; dann noch einige derbe kernige Schnitte — dabei kommt die gesunde volkskünstlerische Veranlagung der Bevölkerung zur Geltung —, und fertig zum Bemalen steht die Figur da. Beim Schnitzen oder Schnitzeln braucht unser Erzgebirgler nur ein einziges Messer — das unterscheidet ihn so recht vom Bildschnitzer —, und wenn man ihm zusieht, wie er rasch, gewandt und sicher sein »Vieh« schnitzelt, so scheint es nicht, als ob Holz bearbeitet würde, sondern als ob er in Ton oder in eine ähnliche weiche Masse schnitte, und jeder Schnitt sitzt. Hervorragende Künstler staunten, als sie solche Schnitzkunststücke im Spiel-warenmuseum sahen, und bewunderten die Be-obachtungsgabe der Hersteller.

Die kleineren Tiere auf unsern Abbildungen, wie die Pferde an dem Bauernschlitten und am Postschlitten, sind ebenfalls aus dem Reifen ent-standen, die größeren aus Fichtenbrettern, sog. Pfosten, geschnitzt. Wenn man z. B. den Last-schlitten mit Baumstämmen beladen näher an-sieht, einen Gegenstand, dem man im verschnei-ten Seiffen täglich begegnen kann, oder die so trefflich beobachteten trabenden Bauernpferde an



Echt erzgebirgisches Holzpferd

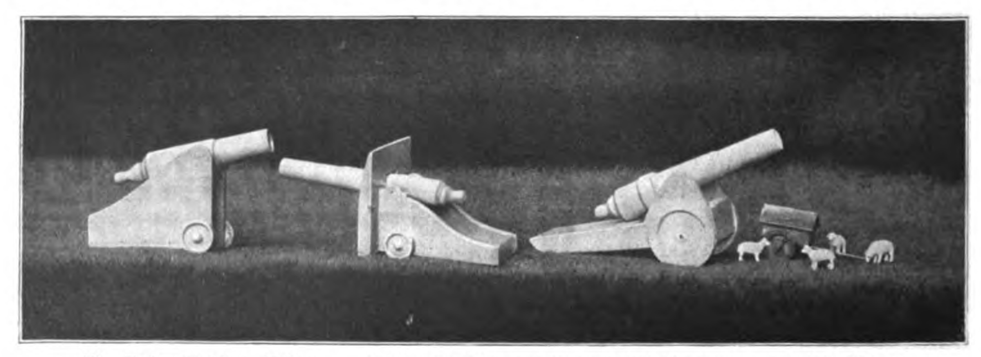


Geschnitzte, mit Federn belegte Hühner, im Fußklötzchen beweglich; fahrbares Hühnchen, mit Federn belegt und beim Fahren pickend

dem Bauernschlitten und das schöne rassige Pferd mit dem gedrechselten Rumpf, so erkennt man mit steigender Bewunderung, wie da mit wenig, ganz wenig Schnitten — damit sich der Gegenstand auch zur Massenherstellung eignet — Leben in das Brett gebracht wurde. Auch der Dackel mit dem beweglichen Kopf und Schwanz, das schwarze weißgefleckte Schaukelpferd sind alle so entstanden. Die kleinen Vögel mit Pfeifchen als Schwanz, die lustigen Vögel auf der Reisekassenbüchse sind reine Drechselarbeit. Daß bei den feldgrauen Kanonen oder bei den zwei buntfarbig bemalten großen Holzleuchtern Dreherei, Schnitzerei und Sägearbeit vereint tätig gewesen sind, braucht kaum gesagt zu werden. Die schönen Hühner sind Schnitzereien mit Federn belegt. Diese Hühner sowie eine ganze Anzahl der andern neuen Sachen hat das Landesmuseum für sächsische Volkskunst in Dresden für seine Sammlung erworben, und der deutsche Werkbund hat sie mit zur Ausstellung in die Schweiz genommen. — Noch sei bemerkt, daß die Farbengebung, die an unsern Abbildungen nicht zur Geltung kommt, durchweg kräftig und gesund ist.

Die Entwürfe zu den neuerzgebirgischen Spielsachen, die wir hier vorführen, stammen sämtlich von Alwin Seifert selbst, der seine gründlichen Erfahrungen auf diesem Gebiet als Lehrer an einer Fachschule im großen Thüringer Spielwarenbezirk gesammelt, z. B. auch an zwei großen Weltausstellungsgruppen mitgearbeitet und in allen Teilen Deutschlands, was noch an Volkskunst vorhanden, studiert hat. Spielwaren zu entwerfen ist nicht so leicht, wie es scheinen könnte, denn es handelt sich dabei nicht um eine Kunstbetätigung, bei der man seiner Natur und seinem künstlerischen Triebe freien Lauf läßt, der Entwerfende muß vielmehr lediglich aus der Technik heraus kunsthandwerklich schaffen, damit seine Entwürfe auch wirklich in der Industrie Fuß fassen können.

Für die Industrie kann es gar nicht hoch genug angeschlagen werden, daß Sachsen und Preußen derartige Sonderfachschulen unterhalten und sich bemühen, solche wohlgeschulte Kräfte für sie zu gewinnen. Mit Recht nehmen an diesem Unternehmen die Industriellen und die Kaufleute des Bezirks starken Anteil. Die Seiffener Schule hat eine Mappe mit Entwürfen, die den Industriellen kostenlos geliehen wird. Sobald der Krieg zu Ende sein wird und wir an den Neuaufbau des Wirtschaftslebens gehen können, werden wir ohne Zweifel auch den Sonderfachschulen und ihrer Aufgabe, Hand in Hand mit Kunsthandwerk und Industrie zu gehen, wie es in Seiffen vorbildlich schon geschieht, unsre erneute volle Aufmerksamkeit widmen müssen.



Ein Zukunftsbild: Festungsgeschütze, friedlich vereint mit Schäferkarren und Schäfchen

Literarische Rundschau

Der Überblick über die Reformationsschriften, den wir im Oktoberheft gegeben haben, fordert ein paar Nachträge, so knapp augenblicklich auch der Raum ist. Als ein Buch von ganz besonderem Wert gerade für eine sich selber lebende Zeit kommt der kritische Bericht des Leipziger Professors Heinrich Böhmer, »Luther im Lichte der neueren Forschung« in vierter, stark vermehrter Auflage zu uns (Leipzig, Teubner; geb. 3½ *M*). Das war ursprünglich nur eine kleine Schrift, wenn auch von vornherein höchst eigenwüchsig und dabei anregend geschrieben; jetzt ist ein fast erschöpfendes Werk daraus geworden, das dem Laien die Ergebnisse vierhundertjähriger Forschung in ansprechend allgemeinverständlicher Form zu vermitteln weiß und keins der zahlreichen Probleme, die sich an die Persönlichkeit und das Werk des deutschen Reformators knüpfen, ohne kritische Untersuchung und vorsichtige, doch auch entschiedene Klärung läßt. Auch zu der besten Lutherbiographie oder Reformationsgeschichte ist dies Buch noch eine aufschlußreiche Ergänzung.

Bei Teubner ist übrigens Georg Buchwalds reich und gut illustriertes Werk über die Reformation gleichzeitig in einer neuen überarbeiteten Auflage erschienen, und auch die Teubnersche Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« hat jetzt in W. Köhlers Bändchen »Martin Luther und die deutsche Reformation« eine knappe, aber packend und fesselnd geschriebene Darstellung voller Wärme und Gegenwartsbewußtsein.

Paul Kalkoffs neuestes Buch »Luther und die Entscheidungsjahre der Reformation« (München, Georg Müller) fußt auf den eingehendsten und sorgfältigsten Einzelstudien und hat deshalb auch dem Kenner der Zeit noch viel Neues zu sagen. Besonders gilt das von einigen noch immer sehr verschieden oder gar grundfalsch beurteilten Persönlichkeiten der Reformationsbewegung, wie Eck, Cajetan, Miltitz und Friedrich dem Weisen. Der Laie freilich wird finden, daß der Breslauer Gelehrte zuviel an geschichtlichen und theologischen Kenntnissen voraussetzt, und er wird, selbst wenn er mitkommt, die einheitliche Gestaltung, die Durchsichtigkeit der Anordnung wie des Stils und die Entschiedenheit der Ergebnisse vermissen.

Um so besser ist es Lic. Dr. Karl Aner gelungen, nach der Art, wie Freytag in seinen »Bildern aus deutscher Vergangenheit« die Kulturgeschichte unsers Volkes in Fleisch und Blut umgesetzt hat, das Wachstum des deutschen Protestantismus zu vergegenwärtigen. Seine Skizze — auch eine Skizze kann ein Kunstwerk sein und braucht der Anschauung nichts schuldig zu bleiben — »Das Luthervolk« (Tübingen, J. C. B. Mohr; geb. 3,60 *M*) lenkt den Blick von der Wurzel auf den Baum, der daraus erblüht ist, und zeigt uns nun Blüten und Früchte all seiner Zweige und Äste. Aner geht von der Gefühlswelt Luthers aus und schildert, wie sich die kommenden Jahrhunderte das Luthererbe angeeignet und es verarbeitet haben, das heißt welche Frömmigkeit während der einzelnen Zeitabschnitte in der Laienwelt vorherrschend und charaktergebend war. Aus Dichtung, Lebenserinnerungen, Tagebüchern, Briefen sucht er so den wechselnden religiösen Herzschlag jeder Epoche zu erlauschen: eine Erforschungsart der neueren Glaubensgeschichte, an der jeder ohne große Mühe Anteil nehmen kann.

Mit mehr Berechtigung noch als dieses Buch darf sich das von Hans von Schubert, dem Professor der Kirchengeschichte an der Universität zu Heidelberg, »Luther und seine lieben Deutschen«, eine Volksschrift nennen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 4 *M*). In Luthers Seele war beides immer beieinander: seine tiefe Frömmigkeit und sein starkes vaterländisches Gefühl. So braucht der Verfasser die Dinge nicht erst zu pressen und zu zwängen, um beides auch einheitlich darzustellen: wie der ganz »aus deutscher Wurzel« erwachsene Luther kam, sich losrang von dem fremden Geist und von da aus zum Reformator wurde der ganzen verwelschten Kirche. Sein Hauptverdienst war doch, daß er den neuen Formen einen neuen nationalen Inhalt schuf, indem er der Begründer einer deutschen Kultur wurde, vor allem durch seine Verdienste um unsre Sprache. »Das Erbe Luthers und Deutschlands nationales Werden« in ihrer gemeinsamen, untrennbaren Geschichte verfolgt das Schlußkapitel bis auf die Gegenwart, um in einem Wort des Friedens auszuklingen. So steht Luther am Ende als der große Volkseiniger da, dessen gewaltige Leistung auch billig denkende Katholiken anerkennen müssen.

*

Zu dem plattdeutschen Dichter Georg Droste in Bremen — den Namen »Dichter« verdient er, denn er begnügt sich nicht, wie so mancher seiner plattdeutschen Kollegen, mit dem Erzählen von Döntjen oder den Reimereien von »Läuschen«, nein, er schreibt nachdenkliche, erwärmende und erhebende Geschichten aus dem Menschenleben, die auch jenseit der niedersächsischen Sprachgrenzen ihren Wert behalten — zu diesem vor kurzem vom Senat mit einem jährlichen Ehrengehalt von 1000 Mark ausgezeichneten Bremer Poeten kommt eines Tags eine alte Frau aus seinem Vaterhausquartier und berichtet ihm, daß sie den und den, die

und die, Leute, die er sich glaubt aus der Luft gegriffen zu haben, leibhaftig, von Angesicht zu Angesicht gekannt habe. Das ist denn wohl das höchste Lob, das einem aus der Wirklichkeit und der Erinnerung, aber doch nicht ohne dichterische Phantasie gestaltenden Volksschriftsteller zuteil werden kann. Dieselbe alte einfältige Frau wird dann vor das Wunderwerk der Schreibmaschine geführt, dessen Mechanismus — es ist noch dazu eine für Blindenschrift, denn Droste hat als Zwanzigjähriger durch eine Sehnervenentzündung sein Augenlicht verloren — ihr der Dichter erklärt. Sie weiß sich gar nicht zu lassen vor Erstaunen und Bewunderung; am wunderbarsten aber erscheint es ihr, daß man mit dem Ding Platt schreiben kann, während es doch lauter hochdeutsche Buchstaben hat. Die liebe Einfalt! Aber rührt sie nicht eigentlich mit dieser Verwunderung an das eigentliche Geheimnis plattdeutscher Schriftstellerei? Was Droste über so viele seiner stammverwandten Kollegen erhebt, das ist die Tatsache, daß er plattdeutsch denkt, plattdeutsch fühlt, plattdeutsch sieht, nicht erst aus dem Hochdeutschen in seine geliebte Muttersprache überträgt. Dieses mühlose, unmittelbare Einssein mit dem plattdeutschen Leben bewahrt ihn auch vor den »Gefühligkeiten«, die uns sonst so oft in der niederdeutschen Heimatkunst verstimmen. Droste ist in einem plattdeutschen Handwerkshause aufgewachsen, hat mit Bremer Straßen- und Deichkindern seine Jugendspiele gespielt und ist in einem Bremer Kaufmannshause von altem »bägtem« Schlage in die Lehre gegangen. Darum versteht er auch die Natur, die Tiere, die Kinder und die kleinen Leute so gut und hütet sich, in ihre enge, aber urwüchsige Welt fremde gebildete oder gar literarische Elemente hineinzutragen, so daß sie uns alle mit ihren eignen unverdorbenen Augen und Herzen anlachen. Ja, eine deftige Herzensfröhlichkeit blüht in all seinen Geschichten, den kleinen wie den großen, aus denen der Quickborn-Verlag in Hamburg eine gute Auswahl, eingeleitet von einer plattdeutschen Lebensgeschichte, abgeschlossen durch ein paar prächtige plattdeutsche Gedichte, zusammengestellt hat (Quickborn-Bücher, 11. und 12. Band: »Slusohr un anner eernste und vergnögte Vertellsels un Riemels«; Preis 1,20 *M*). Ob Droste nun eine Hunde- (»Slusohr«) oder eine Vogelgeschichte (»Inmuurt«) erzählt, ob er Erinnerungen aus der Schul- oder Kaufmannszeit niederschreibt, ob er eine tragische Begebenheit aus dem Leben der Torfbauern oder eine komische aus dem verschlagenen Handelsverkehr der Landleute mit den Stadtleuten gestaltet, ob er von Hamburger Landwehrleuten oder von Bremer Straßenmusik berichtet, immer fühlen wir uns im innigsten Zusammenhang mit den Quellen und Strömen niederdeutscher Art. »Als Blinder schreibt er seine Bücher. Aber es ist nicht die Welt der Blinden, die er sieht,« hat Gorch Fock von ihm gesagt, »es ist unsre Welt.« Ist das wirklich so wunderbar? Wir wissen, eine wie fruchtbare Ernte in der Seele des Blinden wenige Körner des Erlebnisses und der Beobachtung hervorbringen können, und wie viel vermag ein Dichter, auch wenn er hübsch auf der Erde bleibt, aus einer zwanzigjährigen Erinnerung zu schöpfen, wenn sie so bodenständig war wie die Drostes! Ein paar Verse zur Probe; sie stehen in dem Gedicht auf die »ole Wandklock«:

> ... Dat boot mi een lebennig Brugge,
> De nah een Wunnerland hengeiht;
> Dat tickt de Kinnertid mi trugge,
> De Tied vul Sunnenschien un Freid'.
> Ja, lustern will ick up dien Klingen,
> Will wedder jung sien ganz un gar;
> Lat uns de olen Leder singen
> Mien ole trove Wandklock dar!

*

Ein Meister des Wortes wie Ferdinand Avenarius erläutert Max Klingers Griffelkunst, begeistert und wirbt für sie (»Max Klinger als Poet«; herausgegeben vom Kunstwart; München, Callwey; geb. 7½ *M*). So ein Gespann, Schöpfergenius und Ausleger nebeneinander, erinnert leicht an »Pegasus im Joche«. Doch die beiden, die hier vorm Pfluge gehen, finden sich in Eintracht zusammen. Der zähe, ziel- und publikumskundige Wille des erfolgreichsten aller unsrer Kunstwerber besiegt die Widerstände des wählerischen Künstlers, der zunächst nur ungern die Einzigartigkeit einer persönlichkeitsgestempelten Handarbeit, wie jede Radierung es ist, der breiten Publikumswirkung einer mechanischen Wiedergabe zum Opfer bringt. Klingers zart und stolz instrumentierte Originaldrucke, wie wenig gebildeten Deutschen sind sie zugänglich! Nicht einmal in allen Kupferstichkabinetten findet man sie. Wenn wir nicht wenigstens Abbildungen davon verbreiteten, sagt Avenarius und überzeugt davon am Ende auch den widerstrebenden Künstler, so würde bis auf einen vom Tausend die Gesamtheit der deutschen Gebildeten von Klingers Griffelkunst nicht einmal was wissen. Drum hingeleitet zu ihr, sei's auch auf den Krücken von Abbildungen, die den Wert des Originals so herabsetzen, wie's nach der Meinung Klingers scheinbar selbst diese guten Mattkunstdrucke auf noch keineswegs »kriegsmäßigem« Papier tun. Aber ist die Schädigung wirklich so arg? Unterschätzt er da nicht etwa den Gehalt, den geistigen und dichterischen Gehalt seiner Blätter zum Vorteil des Künstlerischen und Technischen? (Darüber schreibt in einem besonderen Kapitel der beste Kenner dieses Gebietes, Prof. Hans W. Singer.) Klingers

Kunst ist oft »literarisch« gescholten worden, womit man ungefähr sagen wollte, er suche — vergebens! — manches mit den Mitteln der Malerei, der Zeichnung oder gar der Bildhauerei zu gestalten, was allein dem Worte auszudrücken vergönnt ist. Avenarius widerspricht diesem Vorwurf oder vielmehr er erhebt den Tadel zum Lob, indem er für literarisch sagt: poetisch. Da besteht denn freilich, sobald man das Wort »Poet« in seinem Herkunftssinne gebraucht, kein feindlicher Gegensatz mehr zwischen Schöpfer hier und Schöpfer dort: »poetisch ist etwas, das jenseit aller Küste in den Tiefen unsers geheimen Seelengutes im Unbewußten glimmt oder glüht und durch ein Kunstwerk jeder Art wie der Stern aus der Nacht aufleuchten kann«. Solche Poesie, erst recht wenn sie zum Auge spricht, will allerdings letzten Grundes von jedem einzelnen selbständig gefühlt sein, aber es kränkt sie nicht, wenn ein im Kunstsehen, -fühlen und -deuten geübter Geist zu ihr hingeleitet. Das geschieht hier, geschieht in einer mustergültigen Weise von einem Kunstverständigen, für den Winckelmann, Lessing, Burckhardt und Herman Grimm nicht umsonst gelehrt und geschrieben haben, und der doch wieder alle Gelehrsamkeit, alle Vorkenntnisse abstreift, um ganz frei und unbefangen, ohne das Brimborium der Geheimniskrämerei, ohne den Nebeldunst der Verzückung, rein menschlich sozusagen, den einzelnen Kunstwerken gegenüberzutreten. Sie antworten denn auch ebenso frei und unbefangen, und wo ein Rest bleibt — Avenarius ist ehrlich genug, den hier und da getrost zuzugestehen —, da empfinden wir ihn nicht mehr peinlich, sondern eher tröstlich. Auch nimmt dieser Kommentator dem Betrachter der etwa 120 Bilder selten das letzte Wort vom Munde; sein Werkzeug, aber auch sein Ziel ist die Phantasie — genug, wenn er sie zur Arbeit anregt. Und wie innerlich beredt sind manchmal diese Bilder, zumal die Hilfsbilder, die Zwischenstufen zwischen erstem Entwurf und letzter Vollendung zeigen, wie z. B. bei dem Blatt »Mutter und Kind« (der Einzelne stirbt, das Ganze lebt)! Da ist bei stets neuen Wandlungen im Gesicht der Toten das Kind zuerst als Mörder, dann als eigensüchtige Lebenskraft, weiter als scheu-naives, noch nichts vom Zusammenhang verstehendes junges Geschöpf, endlich als Zukunftsträger und Lebenserhalter dargestellt ... Doch genug! Ein Buch voll quellenden Reichtums und unerschöpflichen Genusses. F. D.

*

K. u. K. Offiziere. Ernstes und Heiteres aus der Zeit vor dem Weltkriege. Von Dorothea Gerard. Herausgegeben von Richard Wengraf (Braunschweig, Westermann; Preis 3 M). Das Buch einer Schottin, aber einer, die als Frau eines österreichischen Offiziers in der habsburgischen Monarchie ihre zweite Heimat gefunden hatte und dann tief in österreichisch-ungarisches Wesen eingedrungen ist. Es kommt nicht geradeswegs zu uns. Schon vor Ausbruch des Weltkrieges war es in England erschienen, aber bald darauf verboten worden. Das verrät uns, in welcher Anschauung und in welchem Sinn es geschrieben ist. Nicht, daß es sich um eine einseitige oder gar leidenschaftliche Zweckschrift handelte. Zwar wird hier vielen geringschätzigen Vorurteilen über österreichisches Offiziertum der Garaus gemacht, aber zu Moltkes und Radetzkys werden die »Helden« dieses Buches keineswegs alle emporgelobt. Wie überhaupt hinter diesen Plaudereien und Skizzen noch nicht der Feuerzunder des Haß- und Vernichtungskampfes von heute brennt. Nein, sie sind eher vergangenheitsbehaglich als zeitwütig. Alte Lorbeeren, aber auch alte Schmerzen werden beschworen. Die fünfziger und sechziger Jahre werden wieder lebendig. Das feurige Blauauge unter greisem Haar, das dem Vater Radetzky gehörte, bekommt seinen alten Glanz wieder; all die schier unzähligen Anekdoten, die den Feldzeugmeister Galgótzy fast schon zu einer Sagengestalt gemacht haben, wachsen vor unsern Augen neu aus dem Boden der Begebnisse. Denn die Verfasserin weiß frisch, anmutig und lebendig zu erzählen: von Krieg und Garnisonleben, von militärischer Erziehung und Organisation, von kühnen Einzeltaten und kleinen Menschlichkeiten, wie sie ihr am Kamin von Kameraden ihres Mannes oder auch von einfachen Soldaten erzählt worden sind, oder wie sie in alten Tagebüchern und vergessenen Geschichtsbüchern verzeichnet stehen, gleich Erzadern eingesprengt in das Gestein der großen historischen Ereignisse, oftmals gehaltvoller als dieses selbst.

*

Seit der Züricher Naturforscher Joh. Jak. Scheuchzer um 1725 den Riesensalamander von Oehningen (Andrias Scheuchzeri) als Homo diluvii testis, also als »Menschen der Sintflut« beschrieben und verkündet hatte, war die Entdeckung des Urmenschen einigermaßen in Verruf gekommen. Doch 200 Jahre später sollte ein Schweizer gutmachen, was damals ein Schweizer mit voreiliger Behauptung an der Völkerkunde gesündigt hatte. Dr. Otto Hauser fand kurz vor Ausbruch des Weltkrieges in einem Boden, den die französische Regierung immer wieder erfolglos bearbeitet hatte, sogar zwei verschiedene Urmenschenrassen, die zweifellos vor mehr als 100 000 Jahren in jenem vergessenen Winkel Südfrankreichs gehaust hatten. Die mit den Skeletten gemachten Funde lassen fast das ganze Leben und Treiben jener wandernden Jäger erkennen. Wir sehen sie jagen



und fischen, belauschen einen ihrer Künstler, der Tiergestalten in harten Stein meißelt, wir empfangen den Beweis, daß schon diese Urmenschen vom Glauben an ein höchstes Wesen erfüllt waren. Das alles hat Hauser in einem mit vielen Bildern ausgestatteten Buch »Der Mensch vor hunderttausend Jahren« (Leipzig, Brockhaus; geh. 3 M) dargestellt, und dies Buch belehrt uns auch, daß dieselben Menschenrassen, die einst die Südwestecke Frankreichs bevölkert haben, auch in Deutschland gelebt haben. Es sind weite Ausblicke, die sich hier dem Leser in das Leben der Urmenschheit öffnen, aber auch praktisch kann das Buch der Wissenschaft von Nutzen sein mit seiner Mahnung und Anleitung an jedermann, wie auf eignen Grundstücken solche Funde gemacht werden können. Vergessen wir doch nie, daß es ein pensionierter Postbeamter in Driesen war, der mit einem durch seine Dachluke geleiteten Fernrohr die Planetoiden Hebe und Asträa entdeckte, und daß Schliemann hinter dem Ladentisch in Fürstenberg Heringe verkaufte, bevor er seine wunderbaren trojanischen Funde machte.

*

Es ist keine günstige Zeit augenblicklich für neue Ausgaben unsrer Nationaldichter. Zumal die, deren literarische Schutzfrist erst im dritten oder vierten Jahre des Krieges erloschen ist, und die nun frei geworden sind für den Wettbewerb der Verleger, Zeichner, Drucker und Buchbinder, müssen sich meist mit einem kriegsmäßig bescheidenen Gewand begnügen, teilen doch heute Papier und Einband redlich die Nöte unsrer Lebensmittel. Gerade unter diesen »Freigelassenen« ist aber mancher, den man recht sauber, hübsch und gefällig in seiner Hausbücherei stehen haben möchte. Z. B. Geibel und Scheffel. Da soll man also schon aus äußeren Gründen der guten Erscheinung auf die Scheffelausgabe aufmerksam machen, die der Münchner Verlag von Parcus & Ko. noch in einem ebenso gediegenen wie ansprechenden Kleide hat in die Welt schicken dürfen. Sie sehen noch gar nicht nach Kriegsnot aus, diese drei stattlichen Bände, die den Trompeter, die Gaudeamus-Lieder, die Bergpsalmen, Frau Aventiure und die Waldeinsamkeit enthalten (geb. 10 M; doch werden auch einzelne Bände zu 4 oder 3 M abgegeben): Papier und Druck verdienen den jetzt so viel mißbrauchten Ausdruck »Friedensware«. Professor Arthur Kutscher hat für die Ausgabe nicht bloß ein ausführliches Lebensbild, sondern auch knappe, kundige Einzeleinleitungen geschrieben. Mit dem Bilderschmuck ließe sich rechten. Der »Ekkehard« ist mit Wiedergaben wohlvertrauter Bilder von Diez, Grützner, Herterich, Liezen-Mayer u. a. geschmückt, die heute fast alle etwas nach der Theaterkulisse oder dem Salon schmecken und außerdem so nebeneinandergestellt den Nachteil haben, daß sie ein und dieselbe Person in verschiedener Auffassung zeigen. Was Wilh. Roegge für die andern Bände beigesteuert hat, ist spärlich und handwerklich. -l.

*

Mitteilung

Zur Fundgeschichte der Stormschen Briefe.

Infolge verschiedener Anfragen halte ich es für nützlich, die Fundgeschichte der von mir herausgegebenen Briefe meines Vaters (»Briefe in die Heimat« und »an die Braut und Gattin«) festzulegen, und zwar im Hinblick auf meine Vorworte zu den Sammlungen und einen Aufsatz des Herrn Karl Lerbs: »Bei Gertrud Storm, ein Gedenkblatt zu Th. Storms 100. Geburtstag« (erschienen u. a. in der »Schles. Ztg.« und im »Leipziger Tageblatt«). In meinen Vorworten habe ich gesagt, daß die Briefe ihren Platz in einem Nußbaumschrank in meines Vaters Studierzimmer hatten. Nach dem Tode meines Vaters kamen infolge mehrerer Umzüge die »Briefe in die Heimat« zusammen mit andern Briefpaketen, alten Büchern und Bildern in eine Kiste, die in unserm Hause in Hademarschen blieb. Meine Mutter und wir Kinder zogen nach Kiel. Ich war eben noch jung und dachte nicht mehr der alten Briefe, auch nicht derer, die mein Vater mir schenkte, als ich 18 Jahre alt war. 1906 suchte ich in der Kiste in Hademarschen, die inzwischen halb zerfallen war, nach alten Gartenlauben. Dabei fielen mir neben Briefen von und an B. v. Buchau, Lepel, Fontane, Kugler u. a. auch die Briefe, die meine Eltern aus der Verbannung in die Heimat geschrieben hatten, in die Hände. Ich gab sie dann 1907 als »Briefe in die Heimat« heraus. Die Braut- und Frauenbriefe wollte mein Vater nach seinen eignen Worten verbrennen, und wir glaubten auch, es sei geschehen, bis im Jahre 1913 mein Bruder Ernst sie im Schreibtisch meines Vaters auffand. Ich habe sie dann 1914 und 1915 der Öffentlichkeit übergeben. Alle diese Briefe hatten zu Vaters Lebzeiten ihren Platz im Nußbaumschrank, und ich war oft zugegen, wenn er seine Hand auf sie legte und sagte: »Die werden noch einmal gedruckt.« — Die von Herrn Lerbs in seinem Aufsatz erzählte kleine Kinderliebesgeschichte findet sich in den Brautbriefen S. 37 bis 39, und was mein Vater uns vom Puppentheater erzählte, habe ich in einem Aufsatz im diesjährigen Septemberheft von Westermanns Monatsheften niedergelegt.

Varel i. Old., 29. September 1917.

Gertrud Storm.



Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Gerhart Hauptmanns »Winterballade« — Felix Saltens »Kinder der Freude« — Felix Hollaender — Theodor Loewe — Bernhard Baumeister †



Etwas in uns sträubt sich immer wieder, wenn wir auf dem Titelblatt eines Dramas das Bekenntnis lesen: bearbeitet nach dem und dem fremden Werke, oder auch nur: angeregt durch die und die fremde Idee. Und das, obgleich wir alle wissen, wie spärlich die wahrhaft ursprünglichen dramatischen Stoffe in der gesamten Weltliteratur sind, und daß gerade die reichsten Schöpfergenies, ein Shakespeare, ein Calderon, ein Goethe, ebenso bedenkenlose Nehmer wie verschwenderische Geber waren. Wie kommt das? Tief in uns muß doch die Überzeugung ruhen, daß starke Kunstwerke dort auch ihre Wurzeln haben müssen, wo sie zur Blüte und Frucht gelangen, und daß jeder entlehnte Keim ihrer Gesundheit und Geradwüchsigkeit nur Eintrag tun könne. Freilich kommt es dabei auf die Spanne der Entfernung an, die zwischen Quelle und Nachschöpfung liegt. Bibel, Edda oder Ilias dünken uns schon zum freien Allgemeingut zu gehören, nicht bloß ihrer eignen Naturnähe und Schöpfungsfülle wegen, sondern auch weil wir dank der tausendfach veränderten Weltanschauung und Empfindungsweise gewiß sein dürfen, daß der übernommene Same aus einem andern Boden auch als eine andre Frucht aufgehen werde. Wenn aber Urbild und Bearbeitung derselben Zeit oder gar demselben Zeitgeschlecht angehören, wenn der fremde Stamm, von dem der Ableger entnommen, in seiner Art ein in sich vollendetes Gewächs ist, so vermögen wir uns nur schwer gegen das Gefühl zu wehren, als handle es sich bei der Weiterverpflanzung auch nur eines seiner Zweige um ein Borggeschäft, das dem schöpferischen Reichtum des Gärtners, seinem Besitzerstolz und seinem Stilbewußtsein kein gerade glänzendes Zeugnis ausstellt.

Gerhart Hauptmann bedient sich solcher Anlehnung an ein fremdes dichterisches Vorbild nicht zum erstenmal. Seine Jugenddramen freilich waren Werke, die aus persönlichstem Erleben schöpften, und auch seine ersten romantischen sowie seine ersten geschichtlichen Bühnenwerke, die »Weber«, »Hanneles Himmelfahrt«, »Florian Geyer« und »Die versunkene Glocke«, sind aus Stoffen geformt, in denen sich Überkommenes und Erforschtes, Heimatliches und Eigenerfühltes zu selbständigen Gebilden zusammenfinden. Später dagegen schoben sich zwischen schlesische Wirklichkeitstragödien, wie »Fuhrmann Henschel« und »Rose Bernd«, und Bekenntnisdramen aus den Seelentiefen des Künstlertums, wie »Michael Kramer« und »Gabriel Schillings Flucht«, immer häufiger — man denke an »Schluck und Jau«, den »Armen Heinrich«, »Und Pippa tanzt«, »Kaiser Karls Geisel« und »Griselda« — Stücke, die sich ihre Pfropfreiser von fremden Bäumen, aus Sagen-, Märchen- und Legendendichtungen oder auch nur aus einem Vorspiel Shakespeares holten. Am unbedenklichsten verfährt darin die Traumdichtung »Elga«, die recht unfreie Bearbeitung der Grillparzerschen Novelle »Das Kloster von Sendomir«.

Für Hauptmanns neueste dramatische Dichtung, die er »Winterballade« nennt (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin), rücken Original und Nachbildung einander noch näher. Es heißt denn doch seine geistige Nährmutter zu flüchtig und obenhin grüßen, wenn Hauptmann vor das Personenverzeichnis seiner sieben Bühnenbilder den Vermerk setzt, »Herrn Arnes Schatz«, die schöne Erzählung von Selma Lagerlöf, habe ihn zu dieser Dichtung »angeregt«. Das ist gelinde gesagt eine Versündigung wider den guten Sprachgebrauch. »Dramatische Bearbeitung« zu sagen, wäre bescheidener und richtiger gewesen. Der Bearbeiter hätte dabei immer noch die Genugtuung hegen dürfen, seine Gedankenanleihen bei einer Dichterin zu machen, die den Naturkräften der Poesie so nahe steht, daß zwischen ihren Kunstgebilden und den pflanzenhaften Gewächsen der Sage, des Märchens, der Legende oft kaum noch ein Unterschied waltet. Die Erzählung »Herrn Arnes Schatz« insbesondere ist unter allen Dichtungen der Schwedin diejenige, in der sich persönliche Erfindungs- und Gestaltungskunst aufs innigste mit dem Schöpferodem des Mythus vermählt. Schon nach hundert Jahren könnte diese Erzählung, vielleicht ein wenig vereinfacht, namenlos als alte, von Kind auf Kindeskind überlieferte Sage durch die germanischen Lande gehen.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die Hauptzüge der Lagerlöfschen Erzählung. Auf seinem Pfarrhof von Solberga wird in einer schneeverhüllten Winternacht um die Mitte des 16. Jahrhunderts der neunzigjährige reckenhafte Herr Arne um seines in uralter Eichentruhe aufbewahrten Silberschatzes willen von drei fremden, geheimnisvollen Gesellen umgebracht, mit ihm die steinalte Hausmutter, der sich das Unheil ahnungsvoll durch den Klang von fernem Messerschleifen zuerst angekündigt, das gesamte Ingesinde und die vierzehnjährige blondhaarige Enkelin Berghild. Verschont geblieben ist von den langen Messern der Unholde wie durch ein Wunder nur Elsalil, eine arme vater- und mutterlose Waise, die Arne als Milchschwester und Gespielin seiner Sohnes-

tochter ins Haus genommen hatte. Ein mitleidiger Fischhändler nimmt sich der Verlassenen an und gibt ihr in seinem armseligen Hause zu Marstrand ein Obdach. Dort kreuzen ihren Weg die drei Mörder, doch erkennt sie keinen von ihnen, denn aus den wüsten Gesellen der Mordnacht sind vornehme Herren geworden, die in Samt, Seide und Gold einhergehen, schottische Soldaten, die wohl an die zehn Jahr' in den Diensten des Königs Johann von Schweden gestanden, aber jetzt Urlaub genommen haben und heimreisen wollen, sobald Tauwind der eingefrorenen Galeasse die Fahrt freigibt. Einer von ihnen, Sir Archie, der schönste und stolzeste, kommt ihr bald näher, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, und nun entspinnt sich zwischen den beiden ein unheimlicher, von der ruhelosen Seele der toten Berghild, Sir Archies unschuldvollem Opfer, gespenstisch begleiteter Kampf des Herzens und des Willens: Elsalil liebt den schönen, stolzen Kriegsmann inbrünstig, aber eine sich stetig steigernde Furcht und Ahnung warnt sie vor ihm, und als sie nicht mehr daran zweifeln kann, daß er es war, der ihr Milchschwesterchen niederstieß, verstricken sich in ihrer Seele Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Rachepflicht zu furchtbarem Ringen. Sie weiß, Berghild findet keine Ruhe in ihrem Grabe, wenn sie nicht ihren Geliebten verrät; aber diese Ruhe kann sie ihr doch nicht geben, ohne daß sie den, den sie liebhat, auf das Rad und an den Galgen bringt. Und nun wirbt auch Sir Archie um Elsalil. Nicht ihrer selbst willen, sondern weil er hofft, an ihrer Gegenwart, ihrer Liebe und Unschuld von den bösen Gedanken und der quälenden Reue genesen zu können, die immer entsetzlicher in ihm anwachsen. Du hast an einer Jungfrau unrecht gehandelt, sagt ihm sein Herz, drum sollst du an einer andern sühnen, was du ihr zuleide getan hast. Du sollst sie zu deinem Weibe nehmen, und du sollst so gut gegen sie sein, daß sie niemals Kummer fühlt. Da bohrt sich nun ein neuer Widerhaken in Elsalils gepeinigtes Herz: die Erlöserpflicht des Weibes. Ist es nicht besser, fragt sie sich, wenn ein Missetäter sich bekehrt und nach Gottes Geboten lebt, als wenn er gestraft und getötet wird? Und sie ist schon halb entschlossen, ihn zu geleiten. Aber der Gedanke, daß sie dann alles Gute Herrn Arnes, ihres Wohltäters, Schatz zu verdanken habe, schreckt sie wieder davon zurück. So schwankt und taumelt die Friedlose zwischen Ja und Nein, zwischen Verrat und Errettung des Geliebten dahin, bis die Häscher den Mördern auf die Spur kommen, und auch da verläßt sie noch nicht der grausame Widerstreit der Gefühle. Wohl gibt sie den Geliebten den Lanzen der Verfolger preis, aber noch im letzten Augenblick schützt sie ihn mit ihrem unschuldigen Leibe, und so bringt eine der Waffen in ihr eignes Herz. Nun will ich meiner Milchschwester so dienen, daß dies Werk endlich vollbracht sei, denkt sie und sinkt tödlich getroffen hin. Sir Archie aber und seine Spießgesellen ereilt dennoch das Schicksal. Die Soldaten, die sie zu ihrer Rettung geworben haben, sind durch den aufs Schiff gebrachten Schatz des Herrn Arne bestochen: sie verraten ihre Herren und überlassen sie dem Strafgericht. Zur selben Stunde aber bricht das Eis unter Sturm und Wogen, und die große Galeasse hat nun den Weg frei ins offene Meer — doch ohne sie, die mit dem Raub an Bord heimfahren wollten.

Was ist das Dramatische an dieser Erzählung? Wo könnte ein Dramatiker seinen Hebel ansetzen, um aus der epischen, mit allerlei romantischen und mystischen Zutaten beladenen Handlung den dramatischen Konflikt der Seele herauszuwuchten? An zwei Stellen: in dem zerrüttenden Zwiespalt, der Elsalils armes Herz zwischen Liebe und Haß, zwischen Verrat und Befreiung des Geliebten hin und her reißt, und in dem Gewissenskampf, den Sir Archies besserer Teil mit seinem Schuldgefühl kämpft. Jenen Widerstreit in Elsalils Innerem hat die schwedische Dichterin bis ins feinste und geheimste ausgestaltet, während sie sich bei der Seelenschilderung des Mörders mit Andeutungen begnügt. Nach Hauptmanns Art und Können, wie er sie an ähnlichen halbwüchsigen, zwischen Kinderunschuld, Lebensgier und Liebesdrang stehenden Mädchengestalten bewiesen hat — man denke nur an die Ottegebe im »Armen Heinrich«, an die Pippa und an die Gersuind in »Kaiser Karls Geisel« —, sollte man erwarten, daß er hier mit der ganzen behutsamen Entfaltungskunst seiner Seelenkunde ein psychologisches Gemälde von eindringlichem Ernste schaffen werde. Dazu müßte die Gestalt allerdings noch entschiedener, als es bei der Lagerlöf schon der Fall, zu einer dramatischen Willensträgerin gemacht werden, die ihre Aufgabe fest in die Hand nimmt und sehenden Auges, bewußten Herzens ihren Schicksalsweg geht, auch noch, wenn sie schon sinkt und unterliegt. Statt dessen hat Hauptmann dem übersinnlichen Zuge in sich nachgegeben und seine Elsalil mit mystischen Neigungen und Gebrechen, mit sprachberaubter Geistesstörung, mit einem Nachtwandler- und Vampirtum, ja einer Art erotischer Tollwut belastet, wodurch ihr der Stempel der Krankhaftigkeit aufgedrückt und sie der tragischen Verantwortung entkleidet wird. Wie auch sonst so gerne, sucht er Dämmerzustände, wo nicht der Wille den Menschen regiert, sondern irgendeine dunkle Macht außer oder über ihm den Widerstandsschwachen treibt und stößt. So wird sein »Werkzeug der Vergeltung« bald zu einem Spielball vorbestimmten Schicksals, zu einer Entkörperten, einer Behausung rätselhafter Gewalten. Empuse nennt



sie der Schotte einmal und beschwört damit die Erinnerung an das menschenfressende Nachtgespenst, das Hekate aus der Unterwelt heraufschickte. Mit solch »trügerischem Dasein« zu gehen, wird unsrer Teilnahme schwer; vergebens wirbt der Dichter für seine Elsalil um unser Mitgefühl, um unser Bangen und Hoffen, wenn er sie so zur Lemure macht, in deren Hülle sich die andre, die ihr zu Lebzeiten so ähnlich sah, ihr grausiges Versteck sucht. Bei einer Verpflanzung des Stoffes ins Dramatische hätte man Helle finden müssen, gerade da, wo die »Winterballade« das in der Erzählung herrschende Dunkel nur noch verdichtet.

Ungleich größere Sorgfalt hat Hauptmann der Gestalt des Mörders zuteil werden lassen, den er zu einem herabgekommenen schottischen Lord macht. Hier geht er seine eignen Wege, und sie führen über das schwedische Vorbild weit hinaus. Nicht nur daß er Sir Archie vor seinen Spießgesellen schon bei der Mordtat durch einen Schimmer von Edelmut und Menschlichkeit auszeichnet und ihm nach der Tat, zu der er sich nur gezwungen versteht, gefühlsweiche Worte voll Schuldbewußtsein und Reue in den Mund legt, er betont auch stärker, als es bei der Lagerlöf geschieht, das Gehetzte in seinem Wesen, die Qualen seiner Seele, die lechzende Sehnsucht nach Buße und Entsühnung. Freilich, das Gift der Krankheit sitzt auch ihm im Blute, und seine Entrücktheit steigert sich bis zum Starrkrampf und zur Fallsucht. Doch stärker in ihm dröhnt die Stimme des Gewissens, die aus den Gräbern von Solberga kommt, und nur sein soldatischer Mut vermag sie zeitweilig zu verscheuchen, wenn die Verantwortung, der er sich nicht entziehen mag, ihn ruft. So tritt er, schon vom Wahnsinn umschattet, doch noch als Edelmann dem Sohn des Ermordeten, dem Pfarrer Arnesohn, entgegen, in dem das alte Bauern- und Fähringsblut braust und nicht eher Ruhe geben will, als bis die Bluttat mit Blut gerächt ist. Dieser Pfarrer, ein toller Brausekopf voll kriegerischer Frömmigkeit, ein tapferer Gottes- und Lebenskämpfer, hat in der schwedischen Erzählung kein Vorbild, ist ein Geschöpf des deutschen Dichters, so viele Anklänge an reisige Ibsensche und Björnsonsche Pfarrergestalten auch darin sein mögen. Er ist wohl die mannhafteste Gestalt, die dem Dramatiker Hauptmann, dem Meister mehr leidender als tatenfroher Männer, je gelungen. Mit ihm hat der Schotte, der unterm Schutt seiner Seele eine ahnungsvolle Verwandtschaft mit ihm fühlt, im Schlußbild eine Begegnung, der man dramatische Energie und tragische Gewalt nicht absprechen kann, zumal wenn die beiden Gegner von zwei einander so ebenbürtigen Charakterdarstellern gegeben werden, wie es Paul Wegener und Werner Krauß sind. Etwas wie blutiger Nordlichtschein umglüht diesen Auftritt. Auge in Auge, Brust an Brust diese beiden Männer: der Wikingersproß, dem der Dienst Gottes den heiligen Zorn und Rachedurst nicht dämpfen konnte, und der schottische Hochländer, den der Malstrom eines wilden Schicksals auf die »blutige Sandbank« warf! Sein Leben war roh, wüst und voller Schuld, sein Sterben aber ist frei, stark und groß; er könnte sich mit den Kameraden in Sicherheit bringen, aber er versagt sich diese Rettung und stößt sich mit dem dreimaligen »Nein«, das er den Lockrufen der Davonziehenden entgegenruft, selbst das tödliche Messer in die Brust. Es soll und wird so bald nicht vergessen werden, wie erhaben dieser Verfluchte und Verlorene sich im Angesicht des Todes adelt, wie (in Wegeners hinreißender Darstellung) die reine Flamme des Gewissens, die Läuterungsglut der Selbstvernichtung aus dem Scheiterhaufen seiner freudig gebüßten Sünden emporlodert. Auch der Hinweis auf die sterbende Penthesilea, die sich das jammergehärtete, reuevergiftete Erz eines »vernichtenden Gefühls« in die Brust stößt, kann die seelische und bildliche Schönheit dieser Schlußszene, die sich von dem wilden Taumel der geretteten Schotten in wuchtiger Größe abhebt, nicht verdunkeln. Das Schlußwort hat Pfarrer Arnesohn, der rastlose, unerbittliche Rächer; aber auch in seinem Inneren vollzieht sich unter dem Wunder dieses Erlebnisses eine erlösende Wandlung:



Aufn. Zander & Labisch Berlin

Paul Wegener (Sir Archie) und Helene Thimig (Elsalil) in Gerhart Hauptmanns »Winterballade« (Deutsches Theater)


Aufn. Fritz Richard, Berlin
Helene Thimig als Elsalil in Gerhart Hauptmanns »Winterballade« (Deutsches Theater)

... O ihr Männer, dies war nicht
ein Strahl des Rächers, scheint mir, der ihn
hinwarf.
Wie wunderbar! Es war sein eignes Nein,
womit er seinen Schritt für immer hemmte
und auch des Schicksals Schritt ...

Ergreifenderes als diese Szene hat Hauptmann auch in seiner Frühzeit kaum geschaffen. Leider kommt der Aufschwung zu spät, um noch das Ganze mit auf seine Höhe tragen zu können. Allzusehr hat der Dramatiker sich da an Äußerlichkeiten, an Gerät und Triebwerk verzettelt — braucht er doch für die Vorbereitung des Mordes, um das Motiv des Scherenschleifens nicht zu verlieren, allein ein ganzes Bild — und auch sonst arg gegen die inneren Gesetze des dramatischen Aufbaues gesündigt, indem er epische oder rein gefühlsmäßige Szenen breit und üppig ausgestaltet, während gedankentragende, die das Schwergewicht haben sollten, verkümmern. Es fehlt leider auch hier wieder an der sicheren Zielidee, an der kunstbewußten Einteilung, die keinen Augenblick vergißt, wie der Weg geht, wo verweilt und wo geeilt werden muß; es fehlt, um auf eine Friedensdichtung ein kriegerisches Gleichnis anzuwenden, an der Feldherrnkunst des Aufmarsches und der Etappengliederung. Der halblyrische Titel »Winterballade« ist kein Schild gegen solche Schwächen, so gut er sich durch die landschaftliche und seelische Grundstimmung der Dichtung und viele lyrische Einzelschönheiten rechtfertigen mag.

In den Kammerspielen drei Einakter von Felix Salten. Alle drei aus dem Schauspielerleben, das nirgend so ernst genommen wird wie in Wien, alle drei erfüllt von einer leis melancholischen Leidenschaft für das Leben, die nirgend so gut gedeiht wie an der schönen blauen Donau, alle drei angehaucht von jenem ein wenig hochmütigen, aber auch gutmütig-selbstironischen Groll des Künstlertums gegen die Bürgerlichkeit. Schnitzlersche Lebensstimmungen gehen um in diesen »Kindern der Freude« (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin), und auch in dem dramatischen Handwerk möchte man seine Schule wiedererkennen, wenn sich Salten nicht durch eine beherztere Art des Zupackens, eine reinere Freude an der Überraschung, eine frischere und keckere Manier, den Knoten zu lösen, Anwartschaft auf Selbstwertung erwürbe. Er hat nicht bloß Einfälle, er weiß auch höchst artig und anmutig damit zu spielen, und manchmal scheint es fast, als brauchte er seinem Feuilletonismus nur einen gelinden Stoß zu geben, um hinter der glitzernden Oberflächlichkeit Schächte aufzudecken, die in die Schicksalstiefen des Lebens führen.

»Von ewiger Liebe« ... Das schlankste und feinste der Stücke. Ein junger Mensch hat Hand an sich gelegt, weil die kleine muntere Schauspielerin, ohne die er nicht glaubte leben zu können, die Braut eines andern geworden war. Aber es behielt ihn nicht; das unentdeckte Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, wollte ihn noch nicht haben, so entschlossen er auch schon den Fuß aufs Ufer gesetzt hatte. Er kehrt also zurück ins Leben, mit einem erhöhten Bewußtsein seines Wertes, einer vertieften Liebe zu allem, was es Kostbares zu geben hat. Und Hedwig, die ihm einst versagt war, steht da mit offenen Armen. Aber die seinen bleiben geschlossen. Das Gefühl von einst ist drüben am andern Ufer, wo alles so ganz anders aussieht, als verdorrter Zweig von ihm abgefallen. Daß es gut so war, beweist die sittlich entrüstete Verständnislosigkeit für solches Stirb und Werde, mit der sich die kleine Hedwig noch gerade rechtzeitig zu ihrem Philister von Bräutigam zurückflüchtet.

»Auf der Brücke« ... Eine vielgeliebte, vielverwöhnte Schauspielerin soll ihren Jahren zuliebe die Liebhaberinnen- mit den Mütterrollen vertauschen. Sie sträubt sich leidenschaft-

lich, und die verliebte Schwärmerei eines Zwanzigjährigen, die sie eben erst neu entfacht, scheint ihr recht zu geben. Da entdeckt sich ihr die Mutter des verliebten Jungen, die dieser selbst nie anders als eine »ehrwürdige alte Frau« nennt, als Schul- und Altersgenossin. Das trifft. Ihre letzte schamhafte Bitte, dem Jungen die Altersgemeinschaft nicht zu verraten, findet bei Frau von Kirchhof geb. von Türnitz kein Gehör. Die ist nur darauf bedacht, ihren Sohn nach Hause zu holen, und der eben noch hingeschmolzen zu den Füßen der Angebeteten lag, findet nun »furchtbar, grauenhaft, entsetzlich«, was eben noch »unermessen wonnig« war. Auch hier schlingen sich bald gottlos-selbstherrliche, bald wehmütig-resignierte Gefühlsvariationen über das Thema Künstlertum und Bürgerlichkeit durch das Spalier einer etwas breit und derb geratenen Handlung.

»Lebensgefährten« ... Das lebendigste und wirkungsvollste der Stücke. Heinrich Kron feiert sein Jubiläum. Hei, wie es Blumen und Kränze regnet, wie der Beifall tost, wie die Sektkorken knallen! Ja, er ist ein Liebling der Götter und Menschen, der Herr Hofschauspieler; Dutzende schöner Frauen haben es ihm mit ihrer Liebe bekräftigt, sein Freund, seine eignen Kinder bestätigen es ihm, hingerissen von seinem Zauber als Mensch und als Künstler. Nur seine Frau, alt und grau und müde geworden vom ewigen Beiseitestehen, hat die stetige geschminkte Komödie satt, will sich endlich einmal aufrecken aus ihrer Geducktheit, will sich endlich einmal



Theodor Loewe
Nach einer Zeichnung von Georg Trautmann
Aus dem »Widmungsblatt«; Verlag von Heinr. Minden, Dresden

wieder auf ihre gutbürgerliche Herkunft besinnen, will ihm die geradgewachsene Wahrheit endlich einmal — just an seinem Jubiläumstage — in die Ohren und ins Gewissen rufen. Aber es kommt nicht dazu. Seine kindlich ahnungslose Selbstsucht, die ganz erfüllt ist von seinem Glück und Jubel, sein Festrausch, der ihn aus den Wänden des Hauses schon in den Feierkreis weiterer Huldigungen entführt, hat weder Geduld noch Verständnis für Frau Katharinens Klagelied. Oder überhört er's geflissentlich? Betäubt er sich und sie? Spielt er Komödie auch hier? Man weiß es nicht; was weiß ein Bürgersmann denn je von Künstlern! ...



Aufn. Becker & Maaß, Berlin
Felix Hollaender

Eng mit dem Aufstieg des Deutschen Theaters verknüpft ist der Name Felix Hollaenders. Er ist nun schon seit manchem Jahre dort Dramaturg und seit dem 1. November auch einer von denen aus der Generation der sechziger Jahre, die jetzt, während des Krieges, von der auch durch den rauhesten Tag laufenden Zeit über die Schwelle der Fünfzig geleitet werden. Seinen Namen hat er sich als Romanschriftsteller gemacht, als ein Zeitdichter, der vornehmlich aus dem heiß pulsenden Leben Berlins um die Wende des Jahrhunderts schöpfte; sein »Thomas Truck« ist vor 17 Jahren in diesen Blättern zuerst an die Öffentlichkeit getreten, und ältere Leser werden sich noch der aufrüttelnden Wirkung erinnern, die dieses von geistigen, künstlerischen und sozialen Gedanken übervolle Werk damals ausübte. Obgleich sich Hollaender

als Bühnenschriftsteller selbst nur einmal versucht hat, in der mit Lothar Schmidt verfaßten Charakterkomödie »Ackermann«, ließ sich damals schon ein starker Zug zum Theater an ihm entdecken, und dem konnte er denn auch bald — ganz seinem immer regen, begeisterungsfähigen Temperament entsprechend — an den Reinhardtischen Bühnen in steigender, stetig sich ausbreitender Regietätigkeit Genüge verschaffen. Wohl das Beste, was er auf diesem Gebiet geleistet hat, sind ein paar Neuaufführungen älterer Stücke Hauptmanns, denen er nach einer überwundenen Zeit allzu zager Naturalistik den ihnen nicht fremden lebhaften Bühnenatem zurückgegeben hat.



Bernhard Baumeister †
Marmorrelief im Konversationssaal des Hofburgtheaters in Wien von Prof. Johannes Benck

Eine der bekanntesten Persönlichkeiten des deutschen Theaterlebens, Direktor Dr. Theodor Loewe, beging am 28. Oktober das 25jährige Jubiläum als Breslauer Theaterleiter. Mehr als zwei Jahrzehnte lang war der Name Loewe bestimmend für die gesamte Bühnenkunst Breslaus, bis sich der allzu Beschäftigte auf das Schauspielhaus zurückzog, Lobe- und Thaliatheater in Pacht gab und das Stadttheater der städtischen Verwaltung überließ. Er eröffnet die jetzt schon recht stattliche Reihe der akademischen Theaterleiter an deutschen Bühnen, kam er doch auf den Regiestuhl des Theaters über das Studierzimmer der Philosophie. Diese Herkunft aus der zünftigen Gelehrsamkeit hat aber seiner Sachkunde, seiner Tatkraft, seiner Rührsamkeit und seinem allzeit fortschrittlichen künstlerischen Temperament keinen Abbruch getan. Er hat an den drei Bühnen, die ihm anvertraut waren, einen vornehmen und doch immer frischen Spielplan gepflegt, hat manchen Dichter und Tonsetzer gefördert, als sie noch unbekannt waren, hat jungen Sängern und Schauspielern emporgeholfen und den Breslauer Bühnen unter schwierigen Umständen Geltung und Rang im deutschen Theaterleben verschafft. Dies und manches andre Gute bescheinigen ihm die Glückwünsche, die ihm zu seinem Ehrentage von Schriftstellern, Tondichtern, Schauspielern und Theaterleitern aus allen Gauen Deutschlands in einem von dankbaren Breslauer Bürgern angeregten, mit Loewes Bildnis geschmückten Widmungsbuche dargebracht werden (»Theodor Loewe.« Dresden, Verlag von H. Minden; geh. 3½ ℳ). Daraus lernt man, so vielfach das Licht sich auch bricht, neben dem Bühnenleiter auch den Dichter, Denker und Menschen Loewe schätzen.

Nun es in allen Zeitungen steht, müssen wir's wohl glauben: auch die knorrige Eiche, die sich Bernhard Baumeister nannte und, fast neunzig Jahre auf dem Scheitel, selbst noch den furchtbaren Erschütterungen des Weltkrieges getrotzt hat, ist von der Axt des Todes gefällt worden. Das Wiener Burgtheater und mit ihm die deutsche Schauspielkunst verliert in dem Ausgelebten gewiß keine »unersetzbare Kraft«; aber im Reiche unsrer Erinnerung ist ein hoher Baum gefallen. Baumeister kam aus Norddeutschland, und auch seine Kunst hatte mehr märkisches als wienerisches Gepräge. Selbst Laube, der ihn sich doch in den fünfziger Jahren zur Erfrischung des etwas stockig gewordenen Schauspielerblutes geholt hatte, fand ihn allzusehr zum »Abkürzen« geneigt und ärgerte sich wohl, daß er nicht selten die scharmantesten Sachen unbemerkt in die Tasche steckte. Wir Späteren, die wir ihn noch als hohen Sechziger als Falstaff, als Erbförster und als Paul Werner in Lessings »Minna« bewunderten, fanden gerade in dieser keuschen, fast verschämten Zurückhaltung den Keim seiner schlichten Größe, seiner bezwingenden Wahrhaftigkeit, seiner saftstrotzenden Naturkraft. Damit hat er sich noch dreißig Jahre später mitten in dem Wirbelwind einer nervösen Schauspielkunst behauptet. An Bildnisse Dürers fühlte sich Schlenther vor Baumeisters germanischen Gestalten erinnert; er selbst wäre würdig gewesen, von der Hand dessen gemalt zu werden, der uns den Holzschuher und den Christophorus hinterlassen hat.



Rudolf Hannich: Im Schneemantel

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XXXIX

Ökonomie der Kräfte — Englische und französische Angriffe — Eroberung Ösels — Zusammenbruch der italienischen Armee

Seit der Schlacht von Tannenberg hat Hindenburg keinen größeren Triumph erfochten als in den letzten Wochen. Unter den geltenden Verhältnissen muß es die Aufgabe der Mittelmächte sein, ihren Besitz zäh zu behaupten und durch geschickte Schläge gegen schwache Stellen der Gegner zu vermehren, um durch solche Gewinne in Verbindung mit den Erfolgen der Unterseeboote den Kriegswillen der Feinde zu brechen und sich in eine vorteilhafte Lage für die Friedensverhandlungen zu setzen. Je weniger Kraft die Verteidigung erfordert, desto mehr wird für den die Entscheidung bringenden Angriff frei. Diese »Ökonomie der Kräfte«, bei der nach Clausewitz' Wort keine Truppe müßig gehen darf, sondern stets am rechten Fleck irgendwie Verwendung finden muß, hat seit dem Mißlingen der Verdunoffensive jeden größeren Angriff im Westen abgelehnt und durch Neueinrichtung der Verteidigung die herrlichsten Erfolge auf andern Kriegsschauplätzen ermöglicht: die Eroberung der Walachei, Ostgaliziens, der Bukowina und Rigas. Im letzten Monat hat nun das System eine Hauptprobe bestanden, da trotz unaufhörlichen wütenden Angriffen im Westen die Eroberungen in Livland erweitert werden und gegen Italien neue bedeutende Siege erfochten werden konnten.

Die westlichen Angriffe wurden wieder auf den alten Kampffeldern, in Flandern und am Damenweg, geführt. Den Reigen eröffneten die Engländer, denen französische Truppen zur Seite standen, fünf Tage nach dem Abschluß der letzten großen Schlacht (9. Oktober), und diesem Großkampftag folgten in kurzen Abständen, die wie stets durch Artilleriefeuer ausgefüllt wurden, noch wenigstens sechs andre, am 12., 22., 26., 30. Oktober, 6., 10. November. Der Kampfraum umfaßte bald das ganze Gebiet nördlich und östlich Yperns vom Houthoulster Walde bis über die Straße Ypern—Menin hinaus, bald schmalere Strecken wie die Linie Langemarck—Zonnebeke; wie immer verwendeten sie große Massen — bis zu einem Dutzend Divisionen — zum Angriff, wie stets wiederholten sich die Stürme mehrfach hintereinander, aber die häufigen Angriffe mit frischen Truppen, die die Übermacht ermöglichte, ermüdeten die deutsche Standhaftigkeit nicht. Nirgend hat der Feind ernsthafte Vorteile erfochten. Im Süden des Houthoulster Waldes ist er zwar auf schmaler Front 1—2 Kilometer vorgekommen, Paschendaele hat er genommen (6. Novbr.), aber dem nächsten Ziele seiner »beschränkten« Offensive, wie der »Manchester Guardian« sagt, der Linie Thielt—Thourault, ist Marschall Haig noch ebenso fern wie zu Beginn der jetzt schon ein Vierteljahr dauernden Flandernschlacht.

Stürmischer als im September waren die Ereignisse an der Front der Franzosen; kurze Zeit mag hier sogar der Einsatz von Menschen und Mitteln stärker gewesen sein als in Flandern. In zwei Dritteln des Monats unterstützten die Franzosen die Angriffe ihrer Bundesgenossen nicht, aber besondere artilleristische Anstrengungen nordöstlich von Soissons deuteten darauf hin, daß ein größerer Versuch am »Damenweg« zu erwarten sei. Seit Mitte des Monats steigerte sich das Feuer fast täglich, und nachdem durch ungeheuren Munitionsaufwand — zuletzt durch ein sechstägiges Trommelfeuer — die vordersten Linien der Deutschen in Trichterfelder verwandelt worden waren, schritten die Franzosen zum Sturm (23. Oktober). Sie mochten sich schmeicheln, den Angriff unter besonders günstigen Verhältnissen zu beginnen: vielleicht hatten die Deutschen ihre Front durch Entsendungen an die italienische Grenze geschwächt, vielleicht hatten auch Verstärkungen nach Flandern geschickt werden müssen. Wie an der Verdunfront im August, sagte sich die französische Heeresleitung mit Recht, daß nur ein Massenstoß auf breiter Front eine Erschütterung der gesamten deutschen Westfront bewirken könne; infolgedessen richtete sie ihren Angriff gegen die etwa 25 Kilometer lange Linie zwischen Vauxaillon an der Eisenbahn Soissons—Laon und Paissy südwestlich von Craonne. Gelang es, in dieser Breite im ersten Anlauf einige Kilometer vorwärtszukommen, so konnte die deutsche Stellung nördlich von Reims umgangen werden, und die Wirkung auf die ganze Westfront war unübersehbar.



General Pétain packte nicht die ganze Strecke gleichmäßig an, sondern massierte seine Truppen auf seinem linken Flügel beiderseits der Straße Soissons—Laon, wo die deutsche Front südlich der Aillette südlich vorspringend eine Flankierung von Westen gestattete. Der vereinten Übermacht von Artillerie und Infanterie gelang nach einem ersten blutigen Fehlschlag ein örtlicher Erfolg, größer als ihn die Engländer in Flandern erreicht hatten: die Deutschen mußten den Kamm zwischen Chavignon und Vauxaillon (etwa sechs Kilometer breit) räumen und zwei Tage darauf (25. Oktober) vor einem neuen Angriff über den Oise—Aisne-Kanal zurückgehen. Mehrere tausend Gefangene, großenteils gewiß durch die feindlichen Gase betäubt, und über hundert Geschütze meldeten die Franzosen als Beute. Aber damit war auch ihre Stoßkraft erlahmt. Freiwillig und ungestört räumten erst nach einigen Tagen die Deutschen den Rest des Damenwegs.

Moralisch mag der Geländegewinn den Franzosen einen gewissen Aufschwung gegeben haben, aber eine erhebliche Verbesserung ihrer Stellung hat er nicht herbeigeführt, da der Kanal vor der Front die Bewegungen behindert.

Wenn so aller Blutaufwand den Feinden im Westen keinen strategischen Nutzen gebracht hat, so haben die Deutschen im Osten mit weit geringeren Opfern Erhebliches gewonnen. Die Vorbereitungen zur Landung auf Ösel und Reinigung des Rigaischen Meerbusens, die wir das letztemal erwähnten, haben zu einem erfolgreichen Zusammenwirken von Marine und Landheer geführt, wie es in diesem Kriege noch nicht gesehen worden ist. Die Inselgruppe vor dem Meerbusen war stark besetzt mit Infanterie und schweren Batterien, riesige Minenfelder, mit besonderer Kunst angelegt, sperrten die Zugänge auf allen Seiten, und endlich drohte die russische Ostseeflotte, verstärkt durch acht englische Unterseeboote, jede Landung zu unterbrechen. Indessen die deutsche Flotte löste die Aufgabe, an der sich die englisch-französische in den Dardanellen vergeblich und in Flandern überhaupt noch nicht versucht hat: sie kämpfte die Landbatterien an einigen Punkten der Nordküste nieder, so daß eine Landung in der Taggelachtbucht auf Ösel vollzogen werden konnte (12. Oktober), und hielt gleichzeitig die russische Flotte in Schach. Minensucher schufen im Rigaischen Meerbusen, Soelesund und Kassarwiek eine Fahrstraße, so daß erst schwächere, dann stärkere Kräfte zur See die Landoperationen nördlich und südlich der Insel begleiten und vor Störungen durch die russischen Kriegsschiffe schützen konnten. Binnen fünf Tagen (bis zum 16.) war Ösel völlig genommen und ein beträchtlicher Teil der russischen Besatzung gefangen, da die Landung in der Taggelachtbucht die Hauptbefestigungen im Südwesten der Insel abschnitt. Die russischen Kriegsschiffe wurden zu beiden Seiten der Insel in den Moonesund getrieben, wobei sie einen Zerstörer verloren.

Zwei Tage später setzten die Sieger nach Moon über, abermals trefflich unterstützt von Torpedobooten, die in der Enge zwischen beiden Inseln die feindlichen Küstenbefestigungen wirksam beschossen; eine russische Flotte, die der unsrigen den Eintritt in den Moonsund von Süden verwehren wollte, wurde geschlagen und mußte nach dem Verlust des Panzers »Slawa« nach Norden entfliehen. Nach dem Fall dieser beiden Eilande bot die Wegnahme des dritten keine großen Schwierigkeiten mehr: zwei Tage später war Dagö in deutschen Händen, und damit waren, wie es im Tagesbericht hieß, »die Schlüsselpunkte der östlichen Ostsee« erobert worden. Den hohen Wert, den die Russen auf die Inseln gelegt hatten, bezeugt die Beute: mehr als 20 000 Gefangene, über 100 Geschütze und zahlreiches sonstiges Gerät.

Seitdem hat im Osten wieder Ruhe geherrscht, nur einige kleinere Inseln im Rigaischen Meerbusen sind noch besetzt worden.

Um so größer muß die allgemeine Genugtuung über diese Leistungen zu Lande und zu Wasser sein, als unmittelbar vorher das Ungeschick der Regierung und die Skrupellosigkeit einiger Abgeordneten durch Aufbauschung einiger unerfreulicher, aber unbedeutender Vorkommnisse in der Marine bei ängstlichen Gemütern Besorgnisse vor einem Sinken der Mannszucht und Leistungsfähigkeit der Flotte erweckt hatten.

Zu den Siegen in der Ostsee kamen einige gelungene Unternehmungen in der Nordsee, um solche Befürchtungen zu Hause und die Hoffnungen beim Feinde zuschanden zu machen: der erfolgreiche Angriff von Torpedobooten auf Dünkirchen (18./19. Oktober), die Vernichtung eines von englischen Kriegs-

schiffen geschützten Geleitzuges bei den Shetlands-Inseln (17. Oktober), wobei zwei englische Zerstörer zugrunde gingen, und kleine Zusammenstöße vor der flandrischen Küste. Wiederum erschallten in der englischen Öffentlichkeit heftige Vorwürfe gegen die Marineverwaltung, daß sie gar keinen Versuch mache, den Deutschen die Herrschaft in der Ostsee zu bestreiten und selbst in der Nordsee solche schmerzlichen Schläge nicht zu verhüten vermöge.

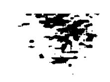
An äußerem Glanz und innerer Bedeutung werden aber alle diese Ereignisse in den Schatten gestellt durch die Niederwerfung des ehemaligen ungetreuen Verbündeten.

Wir konnten schon das letztemal auf verheißungsvolle Bewegungen in der **Alpenfront** hinweisen, und die Sendung deutscher Truppen nach Süden, von denen man bald bestimmter, bald unbestimmter, auch aus italienischen Blättern, hörte, ließen große Dinge erwarten. Die Ursachen für die Verstärkung der Alpenfront in diesem Augenblick wird erst die spätere Forschung aufklären können; vielleicht war es das Bewußtsein, gerade jetzt im Osten und Westen Truppen entbehren zu können, vielleicht auch die Absicht der Feinde, ein englisch-französisches Heer nach Italien zu schicken, um gegen Österreich-Ungarn den entscheidenden Schlag zu führen, der im September trotz der Teilnahme englischer Batterien nicht gelungen war. In diesem Falle wären unsre Strategen abermals früher aufgestanden als die feindlichen; jedenfalls rief ihr Entschluß einen Umschwung im Kräfteverhältnis und eine völlige Veränderung der strategischen Lage hervor. Sorgsam wie immer wurden alle Vorbereitungen für den Masseneinbruch zwischen Tolmein und Flitsch am mittleren Isonzo getroffen: tagelang, so scheint es, wurden durch Angriffe an andern Stellen die Reserven des Feindes von der Einbruchsstelle abgezogen, dann setzte, nachdem die feindliche Artillerie aufs wirksamste einige Stunden lang vergast worden war, ein Trommelfeuer ein. Nach nur anderthalbstündiger Dauer brach die aus Deutschen und Österreichern bestehende Sturmarmee des Generals **Otto v. Below**, unterstützt von nördlichen Abteilungen des Generaloberssten v. Boroevic, zum Angriff vor (24. Oktober, 8 Uhr morgens).



Kartenausschnitt zu den Kampfhandlungen in der Rigaer Bucht

Noch nie hat dieser sturmvolle Krieg einen erfolgreicheren gesehen. Binnen wenigen Stunden war die feindliche Stellung mehrere Meilen breit durchbrochen, der Isonzo überschritten, und das Kolowratgebirge auf dem rechten Ufer wurde trotz hinderlichem regnerischem und stürmischem Wetter unmittelbar darauf eingenommen. War es Überraschung oder ungeheure artilleristische Überlegenheit: genug, die italienischen Geschütze taten den in den Flußtälern Anstürmenden wenig Schaden, und in den Kämpfen im zerrissenen Berglande zeigten sich die Italiener unsern Truppen vollends nicht gewachsen: die Verwegenheit des Angriffs und der schnelle Verlust des linken Isonzoufers werden die Wirkung nicht verfehlt haben, zudem werden sie durch das Bewußtsein, keine großen Reserven hinter sich zu haben, bedrückt gewesen sein. Der geringe Verlust gestattete — im schroffen Gegensatz zu den Verhältnissen des Westens — eine ununterbrochene Fortsetzung des Angriffs; am folgenden Tage pflanzte sich der Druck durch das Grenzgebirge unaufhaltsam fort, so daß die Sieger bereits italienischen Boden erreichten und durch Eroberung des Matejur sich eine Straße nach Cividale, einem Hauptetappenort der Feinde, eröffneten. Zugleich dehnte



sich die Einbruchsstelle nach Norden in den Caninbergen und nach Süden den Isonzo entlang aus, selbst auf der früher so heiß umkämpften Bainsizza-Hochfläche mußten die Italiener weichen, nachdem sie einen vergeblichen Gegenstoß versucht hatten, und einen Tag nachher (26. Oktober) gar den Monte Santo, den Hauptpreis der letzten Isonzoschlacht, räumen: bis zur Wippach, südlich von Görz, wich die feindliche Schlachtlinie. Durch dieses Vordringen auf 50 Kilometer Breite hatten die Sieger die zweite italienische Armee unter General Capello fast vernichtet und zugleich das errungen, was die Angreifer im Westen immer vergeblich erstrebt hatten: Raum für den Bewegungskrieg.

Dieser Vorteil machte sich sogleich aufs fruchtbarste nach Süden und Norden geltend. Während der ersten Tage war Cadornas rechter Flügel, die vom Herzog v. Aosta befehligte dritte Armee zwischen Wippach und Meer, die sich im Mai unter großen Opfern auf die Hochebene von Kostanjevica hinaufgearbeitet hatte, kaum angegriffen worden. Offenbar in der Absicht, ihn nach Sprengung der nördlichen Teile umfassen und desto sicherer vernichten zu können. Als am vierten Tage die Deutschen die Gebirgsausgänge in die Ebene gewannen und Cividale einnahmen, während die Österreicher links anschließend über Görz der Landesgrenze zustrebten, war die Zeit auch für den Südflügel gekommen. Nur kurz war der Widerstand der Italiener; eiligst flüchteten sie, in Flanke und Rücken bedroht, über den Isonzo hinüber, hier wie überall Massen von Gefangenen und Geschützen dem Verfolger preisgebend (27. Oktober).

Einen Tag später ereilte das Verhängnis auch die Kärntner Armee der Italiener, deren Stellungen sich nordöstlich von Flitsch weit nach Westen hinzogen. Auch den Angriff auf sie wird man verschoben haben, bis die Verbündeten in der Ebene standen und auf ihre Verbindungen drücken konnten. Am 28., während die Deutschen von Cividale auf Udine marschierten, begann der ernsthafte Angriff, der die feindliche Stellung sogleich an mehreren Stellen durchbrach und die Verfolger bereits am folgenden Tage in die Venezianischen Alpen führte. Die Bewegung in der Ebene ging ebenfalls in der bisherigen Weise vorwärts: Udine, das bisherige Hauptquartier Cadornas, wurde genommen (29. Oktober), die siegreichen Truppen schoben sich immer mehr an die Ausgänge aus den nördlichen Gebirgen und an den durch die Herbstregen angeschwollenen Tagliamento, ein schweres Hindernis für die Flüchtenden, heran.

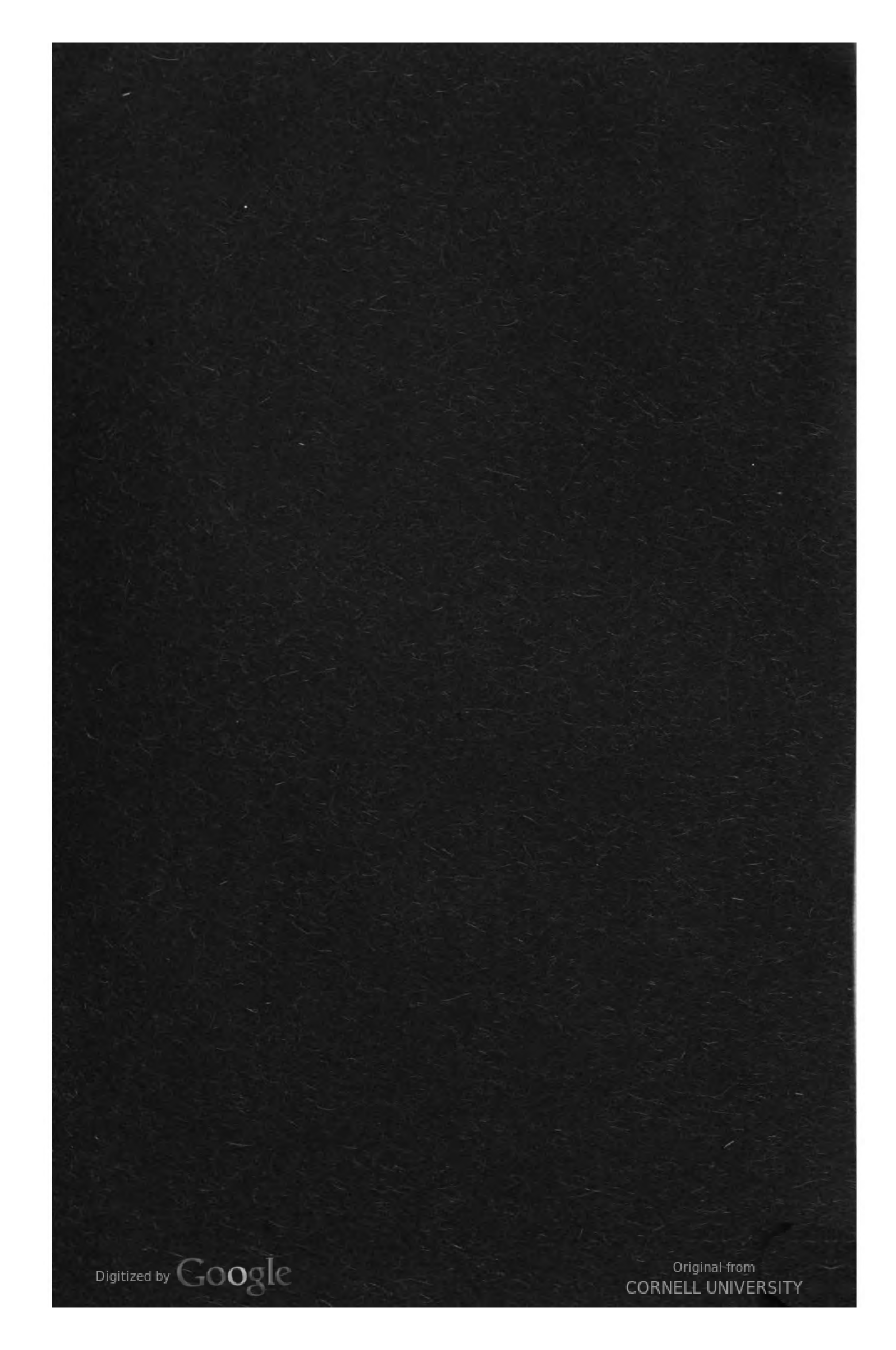
Nachdem 60 000 Italiener hier zur Waffenstreckung gezwungen worden waren, ging die Verfolgung über den Fluß hinüber bis zum Piave; gleichzeitig drängte die Kärntner Armee (Krobatin) den oberen Piave hinunter und nahm Belluno (10. November); der rechte Flügel der österreichischen Armee (Hötzendorf) rückte aus den Tiroler Grenzbergen durch die »Sieben Gemeinden« und über Asiago an der Brenta (9. Nov.), um den Weichenden den Rückzug abzuschneiden. Noch ist nicht zu erkennen, ob sich zwischen Piave und Brenta ein neues Ungewitter für die italienische Armee durch Umfassung von drei Seiten vorbereitet, aber schon der bisherige Verlauf der 12. Isonzoschlacht bedeutet einen Zusammenbruch: in weniger als drei Wochen sind fast 300 000 Gefangene und gegen 2500 Geschütze erbeutet, ein fruchtbares Land mit mächtigen Vorräten erobert worden. Schwerlich dürfte die Entente imstande sein, in die nächsten Kämpfe wirksam einzugreifen, wenn sie es auch an Versprechungen nicht hat fehlen lassen.

Die politische Wirkung dieser Ereignisse wie des erneuten Umsturzes in Rußland ist noch gar nicht abzusehen. Aber daß wir an einer entscheidenden Wendung des Krieges stehen, ist nicht zweifelhaft.

Abgeschlossen am 12. November 1917

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Band: 123. II Jan. 1918

Deutscher Nachwuchs

Roman von Max Dreyer

Was ich will, das kann ich.
Bei den Menschen ist kein Ding unmöglich.

V

Emmerich ging nach Kessin durch den beschneiten Wald. Die wüste Nacht lag ihm noch im Schädel. Die Schläfen waren wie in einer Klammer.

Aber dieser Druck war ihm lieb. Der hielt die Gedanken nieder, die wirren, drängenden. Nur die Wirtschaft lag ihm im Sinn. Es mußte heute Holz gefahren werden, das war das erste. Auf dem Hof war der Brunnenbauer und Pumpenmacher. Dann fanden nacheinander zwei Viehhändler sich ein. Der Müller kam wegen seines neuen Pachtvertrages. Bauliche Veränderungen des Schulhauses führten den Lehrer Holthoff zu ihm.

Die Arbeit blühte.

Als Holthoff bei ihm saß, kehrte unabweisbar der Gedanke an Gustave ein, dessen Pein er die ganze Zeit von sich hatte fernhalten können. Mitgefühl mit ihrem eignen Los, Trauer und Zorn, daß sie ihnen beiden ihr Leben zerbrochen hatte, und daß das neue, das sie gepflanzt, in den Wurzeln abzusterben drohte — diese Qual blieb jetzt bei ihm zu Gast, da er allein gelassen war.

Was sollte werden?

Sollte er nach Udars, zu Magdas Füßen kriechen? Sollte er betteln und winseln?

Oder fordern und Gewalt üben?

Oder in Geduld sich packen?

Warten, ein schmachtender Liebhaber, hold, in mondsüchtiger Hoffnungsseligkeit schmelzend?

Klang da vom Hofe her nicht Hufschlag? Hell und zitternd horchte er auf. Er trat ans Fenster. Er ging auf den Flur und zur Hintertür hinaus.

Da kam ein Reiter — ein Expreßbote der Post war es. Er brachte einen Brief.

Von Gustave war das Schreiben. Emmerich ging in sein Zimmer zurück, enttäuscht und doch auch wieder beschenkt und wie gestärkt in dem Gefühl, daß sie an ihn dachte.

Er las, in der steilen, geraden Schrift die festen, mutigen Worte:

»Ich hoffe, daß mein Brief gerade zurecht kommt, Euer junges Glück zu grüßen und zu segnen. Glücklich — glücklich sollt und müßt Ihr werden, schon um meinetwillen, schon um mich nicht Lügen zu strafen, um mich nicht lächerlich zu machen, vor Gott und dem Schicksal und — vor dem Vaterland und seiner Zukunft.

Ich hab' hier die Fülle zu tun gefunden. Die Kinder sind schwierig; es war die höchste Zeit, daß ich zu ihnen kam. Sie haben mich lieb — welch ein Glück ist das! Bruder Rasmus läßt mich an seinen städtischen und staatswirtschaftlichen Aufgaben teilnehmen.

Gestern hat er für die Stadt ein nahegelegenes Rittergut in der Zwangsversteigerung angekauft. Er will es in sieben Bauerngüter zerlegen. Die Frage des Großgrundbesitzes unter dem Gesichtswinkel des Bevölkerungsproblems beschäftigt uns sehr lebhaft. Weißt Du, wie Du sie praktisch zu lösen hast? Sieben Söhne sollst Du haben — durch den Urvater Adam ist diese geheiligte Zahl sozusagen vorgeschrieben — und die sollen als kleine Besitzer in der Kessin-Ubarser Liegenschaft sich teilen. Ja, so soll es sein, lieber Emmerich — Emmerich, mein Junge! Mein Junge bist Du und bleibst Du! Und wenn der erste Enkel kommt, ich werde jubeln aus großmütterlichem Herzen.«

Wenn etwas an der frischen Kraft dieses Briefes ihn hob, so fiel er danach nur in so tiefere Beschämung.

Wie würdest du mich auslachen, wenn du mich so sähest, in der Schwäche meiner Verlassenheit! Auslachen oder bemitleiden! Und beides ist gleich schlimm!

Ja du — du gewinnst neuen Boden unter den Füßen — und stehst du auch noch nicht ganz fest — zwischen den Zeilen liest man wohl, daß du noch zu ringen hast —, aber du bist in Sicherheit.

Dann kam der Schmerz über ihn: Daß du mich so unschwer überwunden hast und unsre Gemeinsamkeit! Wie schnell, wie kränkend schnell ist das geschehen! Wie leicht bin ich zu entbehren! Nun ja, was ist denn auch an mir! Und Kraft mag mit der Schwachheit nicht hausen. Du wußtest schon, was du tatest.

Er war aufgesprungen und lief erregt durchs Zimmer. Wieder von der Frage getrieben: Was soll werden?

Magda war offenbar durchaus geneigt und bereit, eine »heilige«, unkörperliche Ehe zu führen. Er nahm ihres Gutes sich an, er wirtschaftete es aus den Schulden heraus — mehr brauchte es nicht!

Sie war ganz Seele — und ihre Seele war einem Seligen zu eigen.

Mit Schatten aber zu kämpfen, dafür gehörte mehr als Kraft, dafür gehörten Kräfte, tiefe und geheime — und die waren ihm nicht gegeben.

So lief er ruhelos. Und wie höhnende Geister wirbelten die sieben Söhne um ihn her.

Ein Glück war es, daß der Inspektor mit den Rechnungsbüchern kam.

Arbeit — ja, das war die Erlösung. Er fuhr dann mit in den Wald, zum Holzschlag. Er half die Stämme mit aufladen, er schaffte wie ein Knecht. —

Mit todmüden Gliedern kam Emmerich zur Dämmerung nach Hause. Als er in sein Zimmer trat, fuhr er zurück vor einer Erscheinung.

Magda — Magdas Gestalt — sie saß auf dem Sofa — er hatte nicht an sie gedacht — kein Traum hatte sie gerufen —

Die Gestalt erhob sich — sie war es — leibhaftig — Magda war gekommen!

Sie war zu ihm gekommen aus eignem Willen und Entschluß.

Das war so jäh, es erschreckte ihn fast, und die Freude blieb stumm.

Sie aber sprach mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit und deckte damit, was in ihm aufflammen wollte.

»So, Emmerich, da bin ich nun. Ich habe in Ubars jetzt das Letzte für die Übersiedlung eingepackt. Das Nötigste ist mitgekommen.«

Es wurde Licht angezündet. Sie hatten anzuordnen und einzurichten.

Und in Emmerich wurde es heller und heller. Sein Selbstgefühl kehrte zurück. So hab' ich es also doch recht gemacht! Und es wird weitergehen. Nur behutsam sein und unaufdringlich. Keine Werbungen, kein Drängen, keinen Sturm. Das Zarte wirbt für dich, der Abstand, die Ferne — und die Zeit.

Und eins noch kann dir helfen — das ging ihm so auf, als sie über die Bücherei von Henning sprachen, die Magda bei sich zu haben wünschte.

Nicht gegen den Toten sich auflehnen. Nicht sein Feind werden, nicht ihn sich selber zum Nebenbuhler machen. Sein Freund bleiben. Und am Verkehr mit ihm teilnehmen.

Ja, ja, das war die Brücke.

Er hatte es immer vermieden, an den Verstorbenen auch nur in Andeutungen zu rühren. Heute, als sie beim Abendbrot saßen, brachte er selbst das Gespräch auf ihn.

»Du hast doch noch so viel Andenken, die dir hier gewiß fehlen werden. Sachen von Henning.«

Sie sah ihn an, groß, erst verwundert, dann voll Dankbarkeit.

»Das, was mir das Wertvollste ist, hab' ich mitgebracht. Alles kann ich ja doch nicht

hier haben. Schließlich ist ja das ganze Ubars ein Andenken an ihn.«

Hier war ein Klang des Heimwehs nach ihrem Hause, der Emmerich schmerzlich traf.

»Du kannst dir denken,« sagte er ruhig und liebevoll, »daß ich nur den einen Wunsch habe, du möchtest dich hier ganz heimisch fühlen.«

Sie nickte, längst nicht mehr so fern, und drückte seine Hand.

»Ich werde mit euren Büchern«, so fuhr er fort, »an diesen langen Abenden gern Freundschaft schließen.«

»Ist das gut, Emmerich!«

»Du hast mir bisher den Zugang in deine Gedankenwelt nicht gerade geöffnet. Vielleicht aus Angst vor meinem plumpen Tritt.«

»Wie kannst du so reden!«

»Wenn du mich richtig führst — an deiner Hand werde ich zarter einherschreiten. Ich hab' ja mit Henning mancherlei Berührungspunkte gehabt — aber in seinen künstlerischen und philosophischen Fragen hat er mich kaum für voll angesehen.«

»Mich auch nicht, Emmerich. Er war immer mein Lehrer, ich seine Schülerin, und keine sonderlich begabte.«

»Das muß ich ja sagen, Nachsicht hatte er, und Hochmut kannte er nicht. Was hat er sich für Mühe gegeben, mir erst mal die Fichtesche Philosophie klarzumachen, das ‚Ich'! Herrgott, ich hab' mich so lange um mich selber gedreht, bis ich verrückt wurde. Bis zum Versemachen verdreht. Einer, mit dem ich hier den häuslichen Frieden störte, hieß so:

Du glaubst, du lebst — da irrst du dich!
Es gibt nur mich, den Emmerich!«

Magda lächelte. Ein junger Liebreiz zog über ihr zartes Gesicht.

Gut gestimmt fuhr Emmerich fort: »Nachdem ich auf diese Weise Fichte nicht begriffen hatte, war es meine nächste Aufgabe, Schelling nicht zu begreifen. Hier ging nun das Karussell auf eine andre Art. Hier wurde man mit seinem höchsteignen Ich und der ganzen übrigen Natur um ein Welt-Ich herumgewirbelt, so lange, daß von einem selber nichts übrigblieb, daß man sich verflüchtigte zu einem bloßen Gleichnis und Symbol. Ich ein Symbol! Sehr wenig Begabung hab' ich dazu. Und sehr schlecht war mir bei dieser Drehfahrt zumut.«

Noch hielt Magdas Munterkeit stand. »Mir ist auch nicht alles klar geworden,« bekannte sie ehrlich. Aber von dem leichtfertigen Schülerübermut, der dem Lehrer Schnippchen schlägt, blieb sie weit entfernt.

Und ernst fügte sie hinzu: »Aber da, wo mein Verstand nicht mitkommen konnte, da habe ich eben geglaubt, da habe ich Hennings größerer Klugheit vertraut. Und gewiß erfüllen wir beide jetzt eine Art Vermächtnis von ihm, wenn wir auf seinen geistigen Spuren bleiben.«

Hier stutzte Emmerich im Innersten. Was schlossen diese Worte alles ein! Die Abhängigkeit von dem Toten! Durfte er sich mit hineinspannen lassen in dieses Joch?

Und wiederum — wie war es anders möglich, daß sie an seiner Seite blieb? Wie anders, als daß er mit ihr zugleich den Triumphwagen der Erinnerung zog. »Wir beide«, hatte sie gesagt.

Er also gleich ihr in bescheidener, gehorsamer Unterwerfung unter die geistige Höhe des Entschlafenen, unter die Herrschaft des Toten!

Nur wenn er mit ihr diente in diesem Kult, konnte er sie erwerben und besitzen.

Und sein eignes Wesen, seine eigne Kraft, sein eigner Wert — wo blieben sie?

Sein Stolz richtete sich steil auf. Wie ein Schleichweg erschien ihm das Wandeln auf den Spuren des Verblichenen. Ein niederes und unehrliches Mittel, sich bei ihr in Gunst zu setzen.

Er hörte nicht recht zu, als sie von ihrem Novalis anfing. Erst als dessen Wort an sein Ohr klang: »Was ich will, das kann ich. Bei den Menschen ist kein Ding unmöglich« — da horchte er auf. Das Wort gefiel ihm. Das konnte sein rechter Leitstern sein, gerade jetzt in seinem neuen Leben.

Aber wie sie dann weitersprach, ihn huldreich zu belehren — in Sätzen, die von der Weisheit ihres Seligen zehrten, wie sie fortfuhr, von ihrem romantischen Dichterheiligen zu schwärmen, dessen ganzes Leben Philosophie gewesen sei — und in dieser Philosophie konnte sich ihm das Diesseits und Jenseits wie das Einst und Jetzt aufs innigste verbinden —, da riß ihm die Geduld. Mit einer brüsken Absichtlichkeit fing er an von Geschäftlichem zu reden, rückte er Magda die Verschuldung von Ubars ins Gewissen. Unter dem Ernst und der Bitternis dieser Betrachtungen schloß ihr erster Abend in Kessin.



Magda zog sich früh zurück. Emmerich erklärte, daß er noch mit den Rechnungsbüchern zu tun hätte.

Als er so allein saß, durfte er sich fragen: Sind wir uns nun heute eigentlich nähergekommen oder nicht? Obwohl sie mein Haus bezogen hat! Wie kühl war ihr Gutenachtkuß — eine Abweisung, eine Aussperrung für einen, der wie er keine geduldeten Zärtlichkeiten wollte.

Aber er hatte einen Trost, er hatte seine Sorgen — und bitterlich lachte er auf, da er sich in die Bücher vertiefte. Das geschäftliche Bild war nicht schön.

Die Morgensonne des andern Tages machte vieles wieder gut. Magda erschien am Frühstückstisch mit einem strahlenden Entschluß, als ob sie ein Geschenk brächte.

»Ich hab' mir die wirtschaftlichen Dinge durch den Kopf gehen lassen,« sagte sie. »Was in Ubars so viel gekostet hat, ist der Reitstall. Den werden wir auflösen.«

Emmerich lächelte, nahm ihre Hand und streichelte sie. »Magda als Finanzmann!«

»Im Ernst. Ich werde das Reiten aufgeben.«

»Erlaube. Dagegen erhebe ich Einspruch. Damit du mir ganz ins romantische Land davonreitest!«

Aber sie blieb unerschüttert. »Wenn du dem alten Herodot das Gnadenbrot geben wolltest, wäre ich dir ja dankbar. Lange wird er es ohnehin nicht machen. Die andern aber schaffen wir ab.«

»Liebes Kind, die drei Tiere werden wir auch noch satt kriegen!« Er war frohgemut, nicht nur weil sie dem Hausfraulichen sich näherte — früher hatte sie stets den Gedanken, die Pferde, die einst Henning geritten hatte, fortzugeben, als Frevel von sich gewiesen.

So konnte er in gehobener Munterkeit erklären: »Ich denke gerade daran, daß du mir mal wieder in der Ubarser Reitbahn deine Künste zeigen sollst. Unterricht werd' ich bei dir nehmen, du Meisterin. Im Reiten und in der Philosophie. Erdrückend eigentlich, was du alles kannst.«

Sie fuhren zu Schlitten nach Ubars hinüber. Hier ließen sie sich die beiden Schulpferde satteln und stiegen dann in der verdeckten kleinen Reitbahn auf.

Magda zeigte auf ihrer Fuchsstute »Suzanne« ihre Kunst. Aber sie war nicht recht zufrieden, das Pferd hatte nicht seinen guten Tag. Die Pirouette wollte nicht wie sonst gelingen. Sie züchtigte das Tier, die Anstrengung und Erregung rötete ihr Gesicht.

Zärtlich, verliebt sah Emmerich ihr zu. Daß sie sich ärgerte, daß sie böse war — Blut strömte durch das Marmorbild! Es hatte menschliche Regungen — menschliche Schwächen! Zum Liebhaben war sie so!

Ihre Eitelkeit — auch davon hatte sie, Gott sei Dank! — verbarg sich nicht. Und kleinmütig erklärte sie: »Da hab' ich mich schön blamiert! Wenn Vater das erlebt hätte, wär' er nicht schlecht dreingefahren. Und auch Henning wäre sehr unzufrieden gewesen!«

»Ich bin sehr zufrieden!« betonte Emmerich. Und er meinte, die Entschlafenen hätte sie getrost ruhen lassen können. »So was von Passaden hab' ich noch nicht gesehen. Und die Kapriolen sind nie so gut ausgefallen.«

Er versuchte auf seinem Rotschimmel eine Kurbette und kam nicht damit zustande. Sie mußte ihm helfen, ihre Anweisung brachte ihn weiter, und zuletzt gelang ihm der Sprung.

»Wenn ich dich nicht hätte!« sagte er glückhaft, und seine Augen leuchteten sie an.

So kam sie aus der Mißstimmung heraus. Wie er dann nach der Wirtschaft sich umsah, ging sie mit ihm, als seine Gehilfin, durch die Ställe, fragte und ließ sich belehren.

Freilich, einmal kam es ihr ziemlich kurzfertig und fast befehlend über die Lippen: »Henning hatte mit den Rambouillets nichts im Sinn!«

Emmerich fuhr leicht zusammen, aber dann lächelte er. Hier, in züchterischen Fragen, auf landwirtschaftlichem Gebiet durfte er sich unanfechtbar und sicher fühlen, hier hatte er den Wettbewerb des Toten nicht zu fürchten. Und er hatte die ganze Ruhe seiner Überlegenheit, mit der er sie freundlich unterwies.

Als sie nach Kessin zurückfuhren, bat sie ihn, er möchte ihr doch einen klar umrissenen Pflichtenkreis zuweisen.

Das war neu, und die Freude durchzuckte ihn. Ein eignes Arbeitsfeld mit eigner Verantwortung hatte sie früher nicht gehabt. Das war sein Einfluß, die Anziehungskraft seines Wirkens, so führte es sie nun doch immer mehr in seine Nähe.



Mit starker Freudigkeit schaffte Emmerich den ganzen Nachmittag bis in den Abend hinein, bis die stillen Stunden ihres Beisammenseins kamen. Nun konnte er es nicht wehren, daß der Geist des Geschiedenen wieder von ihr gerufen wurde und sich zu ihnen an den Tisch setzte. Er wollte es auch nicht wehren, er durfte jetzt ungetrübte gute Freundschaft mit ihm halten in seiner Zuversicht.

Und heute war es, als ob der Geist ihm die Geneigtheit danke und ihm selber helfen wollte zu seinem Glück.

Wieder von Novalis sprachen sie. »Ich weiß so wenig von ihm,« sagte Emmerich. »Du mußt mir von seinem Leben erzählen. Da er so viel für dich bedeutet, will ich, daß er auch mir etwas sein soll.«

Und sie erzählte, wie sich Henning zu ihm gefunden hatte, siebzehnjährig, mit dem voll aufbrechenden Schwarmsinn seiner Jugend. Da er in Weißenfels die hohe Schule besuchte, wo sein Onkel als Regierungsbeamter auch die staatlichen Salinen zu überwachen hatte. In dessen Hause verkehrte der Auditor Friedrich von Hardenberg, und Henning, der Junge, warf sich dem Dichter in die Arme, überströmend, im Sturm. Alles Grüblerische, Selbstquälerische des Knabenherzens löste sich in dem Licht und der Flamme dieser leidenschaftlichen Freundschaft. Hier wurde ihm der große Glaube an das Gute entzündet, von dem Propheten, der da verkündete, daß es nichts Böses auf der Welt gebe, daß man nichts Menschliches tadeln dürfe, denn »Alles ist gut, nur nicht überall, nur nicht für alle.«

Und die Pflichttreue des Jungen, sein arbeitsamer Ernst wurden vertieft und gestärkt von dem Dichter, dem Verse — und welch ein Odem war in den seinen! — doch nicht das Höchste bedeuteten, dem Tätigkeit, die treue, hingebende, innerlichst durchdrungene alles war, weil sie die Kraft ist, die uns beschwingt, die uns vollendet, die uns befähigt, Erde und Himmel zu verbinden. So kann die trockenste Berufsarbeit zum Kultus werden, und im Aktenstaub leuchtet Regenbogenglanz. Niemand wie er konnte so zugleich im Innersten der Dinge und hoch über ihnen sein.

Hingenommen war Magda von dem, was sie sprach, eine Begeisterung trug ihre Worte.

Dann berichtete sie von der Liebe des Dichters zu Sophie v. Khün. Die ein dreizehnjähriges Kind war, als sie seine Seele gewann. Ein zauberhaftes Geschöpf, schon im ersten Reifen, schillernd in seinem Ahnen, in dem Wechsel von Scheu und Sehnen und Trotz, eine Elfe, durch die Dichterliebe vollends ins Überirdische gehoben.

Hier zog ein Bild an Emmerich vorbei. Flüchtig, doch ließ es seine Spur. Er sah Traube, da von dem Elfenkind die Rede war. Die nichts Überirdisches hatte, gewiß nicht, von keiner Dichterliebe verklärt. Nichts, was ins Geistige zerfloß — auch ihre Kunst, triebhaft, von den Sinnen gespeist —, der ganze höchst irdische, begehrliche Sinnenzauber blühte in ihr auf. So anders — was wollte sie hier?

Doch ob er sie gleich fortscheuchte, sooft der kindlich jungen Braut Erwähnung geschah, stahl sie sich wieder ein, wenn auch in dämmerndem Umkreis.

Und nun geschah es, daß diese Braut, die aus ihrer Kindheit in den Dichter hineinwuchs, daß sie ihm so mehr zu eigen wurde, als irgendein andres Wesen es hätte werden können, der Tod von ihm riß — aus ihm herausriß, mußte man sagen.

Er war am Verbluten. Er wollte ihr nachsterben. Dann aber, da seine Liebe blieb, fühlte er, daß seine Kraft zunahm. Eben, weil seine Liebe weiterlebte. Die Kraft, die über den Tod erhebt. Die schon hineinreicht in das künftige Dasein.

Emmerich horchte auf. Seine Augen gaben acht auf ihr Gesicht. Steigerte sich nicht dessen Ausdruck, als wenn sie jetzt Zeugnis von eignem Erleben und ein eignes Glaubensbekenntnis ablegte?

»So völlig«, fuhr sie fort, »war und blieb seine Liebe bei der von ihm Getrennten — nur räumlich von ihm Getrennten —, und es gab nicht Raum und Zeit für diese Liebe. Ich möchte dir ein paar Verse von ihm lesen —«

Sie hatte das Buch zur Hand und las:

»Noch wenig Zeiten,
So bin ich los
Und liege trunken
Der Lieb' im Schoß.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Äther
Verwandelt mein Blut.



Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Mut
Und sterbe die Nächte
In heiliger Glut.«

Emmerich hing an ihren Zügen, an ihren Augen. War das nicht ihr eignes Bekenntnis? Flog nicht auch ihre sinnlich-übersinnliche Sehnsucht über die Grenze des Lebens in die jenseitigen Gefilde? Was durfte er, der Erdenbewohner, ohne die Schwingen der Verzückung von ihr erhoffen? Wollte sie mit diesem Gedicht ihn vollends in seine Schranken weisen?

Aber schon sprach sie wieder von dem Dichter. Wie sein nach drüben fliegender Geist mit einer Kunde für dieses Dasein zurückkehrte. An das ihn ohnehin die Tätigkeit band, sein geliebtes Wirken. In dem er die Bedeutung des Lebens fand, die es über sich selbst hinaushebt in die Ewigkeit hinein.

All die Menschen, die ihm lieb waren, die Welt, die gut war und blieb, trotz oder wegen der Schmerzen, als welche die Verbindungsglieder sind mit dem Jenseits, sein Hang zur Traulichkeit, zur Häuslichkeit und zum Familienglück, all das legte sich ihm nun wieder wärmer und zärtlicher ans Herz.

Ein Gast auf dieser Erde — warum soll er ihre Gastfreundschaft verschmähen? Alles, was hier lebt, ist ja doch bloß Andeutung, Erscheinung und erreicht die volle Wirklichkeit, die Erfüllung erst im Jenseits.

So ist es wohl möglich, hier ein Abbild anzutreffen, das an das Urbild gemahnt, das geliebte, in die Ewigkeit eingegangene und damit vollendete Wesen, und beide gewissermaßen zu verbinden. Das Abbild in das Urbild aufgehen zu lassen.

So fand er, ohne daß er Sophie, die Geliebte, vergaß, in Julie von Charpentier eine Art irdischer Ergänzung. Sie beide verschmolzen sich ihm gewissermaßen zu einem Bilde.

Alle Wetter — das war Emmerichs erster, höchst lästerlicher Gedanke —, machen die Herrschaften vom Geiste es sich bequem!

Dann aber, blitzartig, durchzuckte es ihn: Warum sprach Magda ihm davon, so eingehend, so bedeutungsvoll und eindringlich?

Sah sie in solcher Doppelliebe so etwas wie ihr eignes Los? Wollte sie sich rechtfertigen mit dem Empfindungsleben ihres Dichters? Wollte sie ihm, Emmerich, die Brücke bauen? Suchte sie jetzt selbst den Weg in seine Arme?

Es stürmte sein Blut. Jetzt ist es Zeit. Mit oder ohne Erklärungen und Entschuldigungen und Gedankentiefen und Verzückungen romantischer Philosophie. Jetzt ist es Zeit, zuzugreifen und sie zu erobern!

Und der Stolz, der ihn warnen wollte: Soll ich bloß ein Abbild sein von dem Urbild da drüben, ihm dienen mit meiner Leiblichkeit — dieser Stolz kam nicht auf. Ja, er lachte ihn aus.

Worte! Worte sind das! Gefühle werden gebraucht. Sie entscheiden, sie herrschen. Gefühl und Tat — das ist das Leben, das starke, siegreiche Leben.

»Magda — wie gut, daß ich immer mehr in deiner Welt zu Hause bin — daß du mich so bei dir sein läßt! Und ganz rote Backen hast du bekommen, ganz heiße Hände! Daß du so warmes Blut hast, du liebe — geliebte —«

Er legte die Hand um ihren Nacken, seine Lippen bestürmten ihren Mund, so zog und zwang er sie in seine Arme.

Von unsern Träumen trinken unsre Taten.

An diesen Winter werde ich denken, zeit meines Lebens — so konnte sich Emmerich öfter als einmal versichern, überströmend, in vertrauensseligem Glück, und mehr, viel mehr in Zweifel, Bitterkeit und Bedrängnis.

Ein dumpfer Winter war es, feucht und trübe, ohne die befreiende Helle des Frostes, der an eisigem Nebel und Rauhreif es sich genügen ließ.

Schwere geschäftliche Kämpfe hatte Emmerich zu führen, mehr als einmal drängten sie ihn bis hart an den Abgrund. Ubars, das verwahrloste, war das Bleigewicht an seinem Fuß.

Von Stephan Segelmakers Vermittlung wollte er nichts wissen, seitdem »die auf dem Spritkocher warmgehaltene Heiligenverehrung«, wie er höhnte, sich ihm so zudringlich offenbart hatte.

Ob Stephan auch wirklich in alter Weise hätte helfen können? Er war nicht mehr auf der Höhe, war griesgrämig geworden, das Weltkind und der Schalk verkrochen sich immer mehr, seine Rührigkeit ließ die Flügel hängen. Als sei eine Kraft von ihm gewichen.



Auch wenn er nicht auf Reisen ging, konnte er tagelang der Einsamkeit sich ergeben, zwischen seinen Büchern hocken und in das schwerste Gedankengestrüpp der gnostischen Philosophie sich schlagen.

Ein schlimmes Wort hatte er zu Emmerich gesprochen. Seinem jungen Siegesgefühl war damals nicht viel zuleide geschehen, jetzt aber wirkte es wühlend in ihm nach. Mut muß der haben, der sein Leben mit Magdas Leben verbinden will!

Und heute fragte sich Emmerich: war er wirklich des Witwenschleiers Herr geworden? Hatte er sie gelöst aus ihrer Schattenwelt? War und blieb der Verstorbene nicht mächtig über sie? War und blieb er selbst nicht das bloße Abbild, das verrufene? War er nicht Notbehelf und weiter nichts?

Und wie quälte ihn und fraß an ihm das Entwürdigende solcher Zärtlichkeiten!

Nein, nein, er hatte sie nicht, sie gehörte ihm nicht — seine sehnenden Wünsche konnten ihm die Sinne benebeln und ihm den Trug eines seligen Besitzes vorzaubern — das Gefühl, ehrlich und unbeirrbar, sagte es ihm immer wieder, daß sie eine Fremde war in seinen Armen.

Gleichwohl, seine Sehnsucht starb nicht ab, und sie rang weiter mit dem Toten. Oft in Eifersucht, in Erbitterung und aufloderndem Haß, dann wieder in einer lächelnden Überlegenheit, in dem gelassenen Hochmut des irdischen, knochenbewehrten Daseins! Ich — mit meiner gesunden Kraft, mit dem starken Willen meiner Leidenschaft — ich sollte einem Schatten unterliegen, einem Gespenst ohne Fleisch und Bein?

Ein gewisses Mitleid konnte dann auch auf Magda fallen, fast wie auf eine Kranke. Und in den Abendstunden, wenn sie wieder zusammen lasen, wenn Novalis wieder beschworen wurde und Henning mit ihm im Bunde, widersetzte er sich niemals ihren Andachtsübungen, so sehr er die Versuchung bekämpfte, durch eigne Scheinheiligkeit ihre Flammen zu schüren und in solcher Glut ihrer beider Schicksal zusammenzuschweißen.

Und wenn er gerecht sein wollte: zeigte ihr inneres Gehabe nicht doch im Laufe der Zeit ein wärmeres Leben? War sie nicht immer zutraulicher geworden? Sprach sie nicht rückhaltloser mit ihm über alles, was sie beschäftigte — eben weil er ihrem Verkehr mit dem Jenseits nichts in den Weg legte?

Nicht ungeduldig werden! So mahnte er sich immer und immer wieder.

Jetzt wußte er, daß sein Begehren zu vorschnell gewesen war, daß seine Leidenschaft von ihr mehr gefordert hatte, als sie miterleben konnte. Und er hatte vieles mit seiner Gewaltsamkeit verdorben. Vieles war niedergebrochen, und es brauchte Zeit, sich zu erholen und sich wieder aufzurichten, aber dann gab es auch ein neues Sprießen und Knospen, und ihm, ihm würde es entgegenblühen —

So sprachen seine Träume. Und sie vertrösteten ihn auf die stille, stetige Wirkung seines innigen Werbens.

Gut war es dabei, daß die Wirtschaftsnot ihn immer wieder anpackte. Und gut, daß Magda an seiner Seite sich mühte nach ihren — freilich schwachen — Kräften. Sie tat sich regsam im Gutsbetriebe um, kümmerte sich um das Vieh, nicht bloß um die Pferde, überwachte die Milchrechnungen und nahm der Geflügelzucht sich an. Und wie ein Schulmädchen konnte sie sich freuen, wenn sie ihr Lob erhielt.

Immer aber, wenn solche irdischen Regungen sie belebten und ihren Zügen den Zauber eines jungen Erwachens gaben, kam die Sehnsucht über ihn, unbezwingbar. Wenn er sie dann an sich zog und die Arme um sie schlang, sie widerstrebte ihm nicht, sie war die freundlich willfährige Gattin.

Nicht mehr — mehr gab sie ihm nicht, nicht sich selber —, die Sinne, die Herzen, die Seelen schlugen nicht, tönten nicht zusammen. Oder gar — und dieser Argwohn trieb ihn in eine Raserei — wenn seine Zärtlichkeit einen Widerhall weckte, der klang nicht ihm, nicht in seine Brust, nicht in ihn hinein — es war der Ruf nach einem andern, ihn, den Toten, wollte ihre Liebe sich lebendig machen!

Und er — er entwürdigt zu einem Werkzeug! Wie konnte man solche Qual verwinden!

Dann trieb es Emmerich wieder tagelang aus dem Hause. Der Wald mußte helfen, die Jagdhütte, auch der Waldteufel und seine Schnäpse.

In dem nebelnden Hag, in dem stillen Schnee — nur ein paar zwitschernde Meisen lachten wie aus glücklicher Ferne zirpend die Todestraurigkeit aus — sann er über sein Leben.



Immer wieder die Frage: Was hatte er verbrochen, daß er, der einfache Kerl, in solche Zwickmühle geworfen war!

Gut — ja — gut meinten sie es ja wohl mit ihm, Gustave wie Magda und Magda wie Gustave. Aber das Gutgemeinte war zu böser Tat geworden. Denn böse ist, was unwürdig ist!

Unwürdig — gepeinigt drehte er den Kopf im Nackenwirbel.

Wofür hatte Gustave ihn gehalten? Für einen dumpfen, plumpen, besinnungslosen Stier? Sie, die offenbar die Menschheit vom Standpunkt des Rindviehzüchters nehmen wollte.

Und nun so kopfüber hineingestoßen zu werden in diese Welt romantischer Visionen! Auch ein Genie des Leibes und der Seele hätte sich in solchem Umsturz nicht wieder auf die Beine gefunden.

Er aber, er war kein Genie. Ein Alltagsmensch war er mit gesund beschränkten Gaben. Mit ihm durfte man nicht so umgehen.

Und wieder und wieder die Frage: er hatte es nicht gewollt — womit hatte er es verdient?

Dann löste sich alles in Blutdurst und Vernichtungslust, der Jagdeifer nahm ihn hin. Und doch, da er den aufgespürten Hirsch, den Schwächling mit schlechten Augensprossen und eingekümmerten Enden, durch Blattschuß erlegt hatte, blieb etwas in ihm ungestillt.

An etwas anderm sich auslassen können! Alles, was an Haß in ihm war, regte sich mit einemmal, straffte sich und machte sich bereit, als ahnte dieser Haß, daß ihm der Todfeind gezeigt werden sollte.

Der alte Waldhüter erzählte. Daß gestern auf Udarser Gebiet, an dem Buchenhang nordwärts vom Erlenbruch, wieder Herr von Tannhöven gestrichen sei, die Büchse unterm Arm, auch auf einer Hirschfährte offenbar. Bald sei der Nebel eingefallen, und der vornehme Wilderer, der sich nun einmal nach wie vor über alle Grenzen hinwegsetze, sei verschwunden.

»Warum kommt er mir nie vor den Lauf!« keuchte Emmerich. Die Wut erstickte den Laut.

So ein Zusammentreffen hätte er gebraucht. Dem Schleicher eins auf den Pelz brennen, das wäre eine Befreiung aus der Not! Wie oft kamen die unsauberen Augen mit dem höhnisch verkniffenen Lachen ihm in den Sinn, die Bosheit, die über seinem Leben lag, und bohrten ihm giftige Nadeln ins Herz, daß ein wildes Mordgelüste ihn verwirrte und er angstvoll in die Luft griff.

»Laß den Kerl!« so bannte er plötzlich und zitternd den Gerufenen. »Was andres!« Er rettete sich zu Lieblichem, Lockendem. »Hat Traube dich wieder besucht?«

»Nein.«

»Sie sollte doch einmal mit uns jagen!«

»Wenn gnädiger Herr befehlen —«

»Wir sprechen noch darüber.« Wieder sprang er ab, jäh und verstört. »Ich bin müde und werd' mich hinlegen. Noch einen Grog kannst du mir machen.«

Wirre Träume kamen über ihn. Ein Alp wälzte es sich auf ihn: er war Novalis und sollte philosophieren und sollte dichten. Blut schwitzte er dabei. Dann aber durfte er auch zwei Geliebte haben, eine Sophie und eine Julie, die eine ganz jung, fast noch ein Kind — wie Traube sah sie aus, ganz wie Traube —, das Urbild war die eine, das Abbild die andre — und manchmal tauschten sie, daß die andre das Urbild war und das Abbild die eine. Und jetzt — es würgte den Träumer und riß ihn zusammen, aufspringen wollte er und lag doch gelähmt —, in der Ferne tauchte einer auf — lauernd — der Schleicher — der in sein Leben hineingrinste, immer und überall — und zog den Mund und meckerte: Zwei sind zuviel für dich, eine gehört mir, eine gibst du mir ab! Und dann — ein Ruck der Wut und wilden Schmerzes — und kämpfende Hirsche waren sie beide — die Kronen ineinander verflochten — erschöpft, am Ende ihrer Kraft — hingesunken zum Verröcheln — und verendeten so — Auge in Auge die Todfeinde — verkettet zum Sterben, die Hassenden — der bitter grausamste Tod —

Fiebernd wachte er auf und wußte nicht, ob er wachte. Trommelte mit den Fäusten gegen die Stirn und sprang aus dem Bett.

Draußen zog der Morgennebel. Der Alte schlief noch. Er ging hinaus, holte sich einen Eimer voll Schnee und wusch sich damit Kopf und Glieder. Danach wurde ihm wohl. Und seine Träume lachte er aus.

Jetzt aber faßte es ihn an wie eine Reue. Was hatte Traube in seinen Gedanken zu suchen! Was hatte er von der Macht seines



Fühlens an Tannhöven zu verschwenden. Eins nur gab es für ihn — Magda, nur sie, nur sie!

Alles, was in ihm lebte an lebendigen Kräften, alles, was in seinem Sinnen und Empfinden schwang, alles, was sich in ihm regte an Trieb und Glut, alles hatte er zusammenzuhalten, alles hatte er um sie, die Ersehnte, zu schlingen, daß er sie zu eigen gewann. Sein ganzes Dasein hatte er ihr ergeben, und sein Dasein mußte ihm zerrinnen, mit dem Bewußtsein seines Wesens und seines Wertes, seiner Lebensfähigkeit, wenn sie ihm unerreichbar blieb, wenn sie nicht mit ihm sich vereinte, wenn sie beide nicht ineinander aufgingen, ineinander sich verschmolzen.

So, immer dieselbe werbende und fordernde Leidenschaft im Herzen, kam er wieder nach Hause. Und war es nicht, da sie ihm entgegentrat, als hätten die Stunden des Alleinseins leise Stimmen der Zärtlichkeit in ihr aufklingen lassen? Wollte sich in ihrem Auge nicht ein neues Licht entzünden? Wie wollte er diesen erwachenden Funken bewahren!

Und immer wieder stimmte er seine Eroberungslust herab zu feinfühliger Geduld.

Aber schlimm blieb dieser Winter, dumpf und trübe, und wenn die Hoffnung sich rührte, immer wieder schlugen die Zweifel auf sie ein und schlugen sie nieder.

Doch Emmerich behielt den Kopf oben, so schwer die Wirrungen um ihn brandeten, sooft die Enttäuschungen einbrachen über seine Zuversicht.

Oft in seinen dunkelsten Stunden fragte er sich: Weiß sie eigentlich, wie es um dich steht? Fühlt sie, was dich quält und bedrängt, was in dir brennt und dich umherwirft? Fühlt sie nicht, daß du so mit einem halben Leben umherläufst, ein halber Kerl — daß keiner das schlechter erträgt als gerade du? Daß du heil und ganz werden willst und werden mußt?

Kaum daß je dieser stille Gleichmut sie verließ, immer noch von Schatten der Trauer und Lebensmüdigkeit umzogen. Nur wenn sie aufstieg in die Welt ihres Sängers und Propheten, leuchteten Farben durch ihr Wesen und ihr Gesicht.

Warum regte sich nichts in ihr für seine Welt, für sein Ringen und Leiden! Und wär' es nur Mitleid gewesen — das vom Stolz verschmähte und geschmähte Gefühl —, hätte es lebendig und lebhaft gesprochen, er würde auch auf diese Laute gehört haben, und sie hätten ihm dienen können zu der großen Lebensmelodie, die einmal erklingen mußte. Nun hatte er so weiter umherzuirren und lauschte und lauschte —

Und immer war es ihm, als lebte da im Verborgenen ein leiser Klang, der einmal aufrauschen würde — wie durfte es anders sein!

Dann — an einem Märzabend, als die jungen Schauer des Vorfrühlings dem mürrischen, sterbensalten Winter in die Glieder fuhren, war da nicht dieses Klanges Erwachen? Schlug da nicht seinem Glück die Stunde? Als sie seine Hand nahm und ihm leise sagte, daß sie ein Kind von ihm habe?

Wie tief holte er den Atem unter jauchzendem Herzen! Und alles lachte und leuchtete in ihm: Nun hab' ich sie, nun kann ich sie nicht mehr verlieren! Mein Leben ist in ihr, nun lass' ich sie nicht los, und sie kann nicht von mir fort — und das, was wird, wir beide sind es, und unser Dasein ist eins geworden! Jetzt hab' ich gewonnen, jetzt bin ich der Sieger, und nichts mehr kann mir geschehen!

Den ganzen Frühling über war er wie ein ausgelassener Junge und stellte allerhand Torheiten an.

Es störte ihn nicht, daß sie zu den Sprüngen seines Übermuts ein verständnislos ablehnendes Gesicht machte.

Wart' es nur ab! so meinte er bei sich. Da kommst du auch noch hin. Laß nur erst unsern Jungen mit uns spielen. Fidel, fidel soll es hier werden.

Und so konnte er denken, da ihm gerade jetzt die wirtschaftlichen Nöte am grausamsten im Nacken saßen.

»Dor lach ick öwer!« sagte sein jubelnd gehobener Sinn. Und er lachte darüber und kam durch.

Sollte es nicht auch drüben einen Tod geben, dessen Resultat irdische Geburt wäre?

Stolz ging Emmerich einher. Hell und frisch forderte er das helle frische Leben in die Schranken.

Es gab einen Frühling, wie die Welt ihn lange nicht gesehen hatte, die Natur jubelte — zu früh, meinten die Bedächtigen, und sie sagten Rückschläge voraus.



Emmerich stürzte sich mit vertrauensseliger Freudigkeit in die Frühjahrsbestellung — die Behutsamen, die warteten, behielten recht.

Die Knospen rührten sich und brachen auf, schon zu Anfang April begann ein prunkhaft maienartiges Blühen — da, in einer einzigen Nacht war es mit allem Prangen vorbei.

Jäher Frost setzte ein, Schneestürme fegten über die erschrockene Erde, um Emmerichs große Kartoffelaussaat war es geschehen. Es war eine neue Art, von Thaers Mustergut Möglin bezogen, und er hatte große Hoffnungen auf sie gesetzt.

Aber was war das alles gegen die Sorge, die plötzlich Magdas körperliches Befinden ihm schuf. Als wäre mit dem Schneesturm ihr etwas angeflogen — von einer schweren Erkältung mit schleichenden Folgen konnte sie sich nicht erholen.

Sporleder kam, untersuchte sie lange und gründlich, stellte eine leichte Rippenfellentzündung fest, die dauernde Bettruhe fordre, war aber durchaus ohne Befürchtungen. Allerdings steigere der hoffnungsvolle Zustand der Leidenden ihre Empfindlichkeit und fordre doppelte Schonung.

Emmerich war ein Krankenpfleger von rührender Fürsorge. Fast daß er des Guten zuviel tat, und Sporleder bei seinen wiederholten Besuchen mußte den Allzurührigen in die Schranken größerer Ruhe und Zurückhaltung weisen.

Magda selbst bat ihn immer wieder, doch auch an sich selber und an seine Arbeit zu denken. Scherzhaft mahnend sogar: »Es ist jetzt doch des Landmanns dringendste Zeit. Willst du vielleicht Frau und Kind verhungern lassen?«

Der Ausdruck, mit dem sie das sprach, beseligte ihn — und doch war darin ein unkörperlich Verklärtes, Unheimliches, daß die Angst ihn überlief.

Dann faßte sie seine Hand und sagte mit stillem ernstem Gelöbnis: »Ich weiß, daß ich gesund werden muß, und ich will gesund werden. Es kommt ja nicht auf mich allein an. Glaub' mir, du kannst dich auf mich verlassen.«

Bewegt küßte er ihre Stirn. Warf sich dann in seine Arbeit und schaffte für drei, mit blind leidenschaftlicher Hingabe, aber immer wieder geschah es, daß er an ihrer Tür sich wiederfand und horchte, ob sie wach lag oder schlief.

Magda, wo jetzt das andre Ufer zu ihr herüberwinkte, blieb sich nicht immer ihres Willens zum Leben, nicht immer des Pfandes bewußt, das sie an dieses Dasein band.

Wenn sie die Augen schloß, hörte sie leise die Stimme, die ihr unvergeßlich war, Ohr und Hirn und Herz tranken sich voll davon und fürchteten den harten Ruf dieser körperlichen Welt.

Mehr als einmal war es ihr, als striche eine Hand über sie hin, als nehme diese Hand ihre eignen Finger auf, um sie selbst ganz emporzuziehen und zu beflügeln, daß sie hinüberschwebe in das Land der Befreiten. Wo sie erwartet wurde von der gleichen Sehnsucht.

All die Klänge von den seligen Inseln waren um sie her; ihr vertraut durch die Erleuchtungen ihres Sehers.

»Meine Liebe ist zur Flamme geworden, die alles Irdische nachgerade verzehrt. Zufrieden bin ich ganz, die Kraft, die über den Tod erhebt, habe ich ganz neu gewonnen. Einheit und Gestalt hat mein Wesen angenommen, es keimt schon ein künftiges Dasein in mir.«

Dann aber, da ihr Herz wieder kräftiger schlug und das Blut gesunder sich regte, verhallte diese Musik, diese geisternde Melodie, in der die Sinne sich lösten und das Leibliche hinschwand, und sie hatte wieder irdische Gedanken und Wünsche.

Das Gefühl, ich bin Mutter, und der Wille, ich will Mutter sein, sammelten ihre Kraft, und um diesen Kern festigte sich ihr Wesen.

Emmerichs Zärtlichkeit fühlte gleich, daß sie über den Berg und in Sicherheit war, mit glücklichem Atemholen durfte er ganz in seine Arbeit aufgehen, die gerade jetzt alle Anspannung forderte.

Magda blieb viel allein mit ihren Büchern. Wohl kam es, wenn sie aufblickte aus ihrer Versunkenheit, daß die Umgebung sie befremdete oder fast erschreckte, diese nüchternen, steifen, gleichgültigen Linien der Kessiner Möbel, die kühlen Farben der Wandbekleidungen, der Teppiche und Vorhänge — eine harte Helligkeit herrschte hier vor. Wie fehlte ihr die halbdunkle Weichheit, das gesättigt Tiefe, das träumerisch Heimliche und Geborgene ihres alten Ubars!



So flüchtete sie zurück in ihre Bücher. Religiöse Fragen beschäftigten sie viel. Gut tat ihr Schleiermacher, und seiner Erklärung, die Religion müsse wie eine Musik unser Leben begleiten, gab sie willig sich hin. Den Weg zu Gott aber erleichterte ihr niemand so wie Novalis, der Treue, Liebe, mit seiner Erkenntnis, daß Gott nichts Abgeschlossenes, nichts drohend Fertiges sei, sondern ein Werdender wie wir, und an seiner Seite, da er das auf den ersten Laut fast lästerlich erschreckende Wort sprach, Gott müsse hilfsbedürftig sein, damit wir ihn lieben könnten — an seiner Seite gelangte sie zu Christus und dem Christentum mit warmherziger, lebendiger Innigkeit.

Auch um der Unsterblichkeit gewiß zu sein, bürgte ihr der Geliebte ihrer Seele, dessen Fortleben sie fühlte und gleich dem sie selbst fortleben würde. Diese Gewißheit war der Mittelpunkt all ihrer Gläubigkeit. Und zustimmend las sie: »Wenn aber der Körper ein Eigentum ist, wodurch ich mir die Rechte eines aktiven Erdbürgers erwerbe, so kann ich durch den Verlust dieses Eigentums nicht mich selbst einbüßen. Ich verliere nichts als die Stelle in dieser Fürstenschule und trete in eine höhere Korporation ein, wohin mir meine geliebten Mitschüler nachfolgen.«

Emmerichs Gedanken, wenn er still bei ihr saß, zogen gern mit ihr die gleiche Bahn. Zuerst mit einer gewissen Ängstlichkeit, denn es wollte ihm wie ein — halb unbewußtes — Hinausstreben der Leidenden aus diesem Dasein erscheinen. Bald aber beruhigte ihn ihre gehobene Gesundheit. Und dann kam es zwischen ihnen gar zu angeregtem Gedankengefecht.

Noch ein gut Teil seines pausbäckigen Kinderglaubens war bei Emmerich geblieben. Mit der mystischen Versenkung in sich selbst, mit dem »Suche Gott nur in deiner Seele« lag er in Fehde, mit dem Ichtum der Weltanschauung wußte er auch hier nichts anzufangen.

Gott war ihm eine Person, außer uns, über uns, so gut wie er, Emmerich, seine Persönlichkeit handgreiflich hatte. Gott ist unser Herr, wir haben ihm zu gehorchen, und Ordnung regiert die Welt — basta.

Einmal, im Aufschwung einer Munterkeit, von der sich Magda jetzt öfters hinnehmen ließ, sagte sie lachend: »Dein lieber Gott ist ein alter General.«

Er aber war niemals glücklicher, als wenn er sie lachen sah. Und den Zauber ihres fröhlichen Mundes und ihrer erlösten Augen trug er stundenlang bei sich, ein Gehobener.

Dann freilich, als sie wieder gesund umherging und größere Lebhaftigkeit zeigte, mischte sich bald in seine Freude ein Unbehagen.

Sie faßte, was sonst gewiß nicht in ihrer Art gelegen hatte, schnelle und sich überstürzende Entschlüsse. Sprang plötzlich auf, brach ihre Beschäftigung ab, ging ohne ein Wort zu sagen aus dem Hause, machte einsame Fußwanderungen, stellte sich auf das freiliegende Hünengrab auf der Höhe, das einen klaren Blick auf das sonnenbeschienene Ubars bot, und kehrte dann ebenso plötzlich um, als wäre es verboten, dorthinzugehen.

Zu andern Malen, wenn sie es nicht zu Hause litt, sagte sie ganz unbekümmert zu Emmerich: »Ich möchte einmal nach Ubars hinüber«, und tat es dann auch. Er dachte natürlich nicht daran, es ihr zu wehren.

Aber ihre Unstetigkeit machte ihm zu schaffen und ihn selber unruhig.

Und eine neue Sorge wuchs heran, die Sorge um das Kind, das sie erwarteten.

»Wenn ich nur nicht oft so gedankenlos wäre,« sagte Magda, da sie eben von Ubars kam. »Ich hatte mir allen Ernstes die Fuchsstute satteln lassen, und erst, als ich aufsteigen wollte, fiel mir ein, daß es doch nicht ging.«

Sie war selbst erschreckt über sich und klagte sich an.

Eine neue Angst, und um das, was der Inbegriff der Gemeinschaft zwischen ihnen beiden war und ihrer beider Zukunft trug!

Sie fühlte seine Not, nahm seine Hand und sagte kindlich reuevoll: »So was wird nicht wieder vorkommen.«

Nun tat sie wieder stille häusliche Arbeit und saß viel bei ihren Büchern. — —

Es gab einen heißen Sommer. Sie lag oft auf der Estrade, wie blasses Gold schimmerte die Luft, der See von drüben her gab einen matten Silberblick hinein.

Still waren die Stunden, unbewegt, nur von Bienensummen durchzittert oder leise schwingend von dem tieferen Ton der Hummeln, die die Levkoienbeete suchten. Ganz fern vom Parke her klang wohl das Picken der Spechte, gleichmäßig, das war wie ein Ticken der Zeit und machte noch müder.



So versank Magda in sich selbst, träumte im Halbschlaf oder belauschte, nur von sich selber hingenommen, das Werden in ihrem Schoß. Die Zukunft spann ihre Ahnungen und knüpfte sie an ihr Gefühl, so wurden sie in ihr zu untrüglichen Empfindungen, das Glück, die Freude, das Lachen des neuen Wesens warf seine Lichter voraus, sein Leid seine Schatten.

Und ihr Geist, von ihrem Dichter geführt, suchte dem Urgrund des Lebens seine Geheimnisse abzugewinnen. Wo ist der Beginn dieses neuen Daseins, das in ihr seine irdische Erscheinungsform sich schuf? Sprangen nicht dort drüben die Quellen, da in der Ewigkeit, wo Zukunft und Vergangenheit die Hand sich reichen?

Dort drüben, wo die Heimat ihrer Gedanken lag. Wo sie immer den suchte, der ihres Lebens Inhalt, seine Innigkeit und Inbrunst war. In ihm ruhte sie aus, wie in ihrer Erfüllung.

War nicht alles, was sie zu eigen hatte, nur ein Teil von ihm, dem Geliebten, dem Großen, dem Einen?

So lag sie mit halbgeschlossenen Augen in der weichen, mattgoldenen, summenden Sommermüdigkeit, und mit brütender Zärtlichkeit deckte die Wärme ihren Leib.

Wenn dann Emmerich zu ihr kam, von der Arbeit tiefatmend, das Gesicht rotgebrannt und von Schweiß durchfurcht — das war eine andre Welt. Aber sie widerstrebte dieser andern nicht, da es ja dem Einen, dem Großen, sich einfügte und so zu ihm gehörte.

Dankbar streckte sie Emmerich die Hände entgegen. »Du hast so schwer zu tun!«

»Nun — das böse Frühjahr macht uns zu schaffen. Aber die Hauptsache — wie geht es dir?«

»Gut. Und ich möchte jetzt etwas hinaus. Ich will mit dir auf die Felder.«

Der Arzt hatte ihr viel mäßige Bewegung angeraten. Zeitweilig aber, wenn die Unruhe und Unstetigkeit sie wieder befiel, nahm sie die einsamen Wanderungen in der Richtung nach Ubars oder bis nach Ubars wieder auf. Das war des Guten zuviel, und es machte Emmerich um so besorgter, weil es offenbar meist nicht in klarer Willenstätigkeit, weil es in Gedankenlosigkeit geschah, wenn man auch nicht von Dämmerzustand und Traumwandeln reden durfte.

Die Gedankenlosigkeit, die Abwesenheit, deren sie selber sich bezichtigte und in der sie es fertiggebracht hatte, ganz selbstvergessen, schon den Fuß nach dem Sattel zu heben! Konnte sich das nicht wiederholen, konnte das einmal noch glücklich Vermiedene das nächste Mal nicht wirklich geschehen und verhängnisvoll werden?

Aber durfte er ihr die Bewegungsfreiheit nehmen?

Heute, als er erfuhr, daß sie wieder, vor mehr als zwei Stunden, das Haus verlassen habe, suchte er sie angstvoll in Ubars. Er ließ sich ein Pferd satteln und raste dorthin.

Unterwegs hätte ihn fast der Schlag gerührt vor Entsetzen. Er sah ein Reiterpaar, einen Herrn, eine Dame durch die Schneise in der Ubarser Lichtung zum Seeufer galoppieren.

Tannhöven der Herr — und die Dame, deren Kavalier er war —

Jetzt faßten es seine verstörten Augen. Magda war es nicht. Frau von Reggun.

Er taumelte im Sattel. Und durchs Hirn zuckte es ihm, messerscharf und messerhart. Klare, blanke Mordlust.

Wenn dies, mein Schreckgespenst, noch lange im Lande umgeht, werde ich verrückt.

Er jagte nach Ubars. Fragte nach Magda. Sie war im Hause. Er fand sie in der Bücherei.

Sie sah seine Erregung. »Hattest du Angst, ich würde wieder Dummheiten machen? Nein, nein — jetzt mahnt es mich doch schon zu deutlich an meine Pflichten.«

Blaß und durchsichtig waren ihre Züge. Er nahm liebevoll ihre Hände. »Den ganzen Weg hast du zu Fuß gemacht! Das ist zuviel für dich!«

»Oh, es hat mir gut getan.«

»Zurück werden wir jetzt fahren.«

»Ja. Und diese Bücher werde ich mir mitnehmen!«

»Sag' mal« — er blickte ihr scherzend ins Auge — »soll denn der Junge mit aller Gewalt ein Schriftgelehrter werden?«

Sie lächelte, ein wenig verdutzt von seiner munteren, herzhaften Deutlichkeit. Und durch seine Worte kam es ihr wieder voll zum Bewußtsein, daß alles, was die Mutter denkt und will und erlebt, dazu beiträgt, dem Kinde sein Gepräge zu geben. — —

Die Ernte war besser ausgefallen, als



Emmerich erwartet hatte. Nun ging es frohgemut in einen schönen sonnigen Herbst.

Heute war in Segelmakers Wirtschaft besonderes Leben. Im Saal gab es ein Konzert. Madame Laurentini, eine alte Bekannte von Stephan, hatte einen hohen Adel der Umgegend und die wohllöbliche Einwohnerschaft des Marktfleckens zu künstlerischem Genuß geladen.

Stephan, der keinen Unfug bei sich litt, bürgte für die Ernsthaftigkeit der Leistung. Und so drängten sich die Hörer.

Madame Laurentini war eine Ruine, aber eine schöne, sagenumwobene. Fürsten hatte ihr Herz beherbergt. Die Runen glorreichster Erinnerungen machten Weltgeschichte in ihrem Gesicht, aber Schminke und Lampenlicht halfen ihr immer noch zu dem Schein lebendiger Gegenwart.

Erstaunlich war, was sie immer noch aus den Resten ihrer Stimme herrichtete. Genial wirtschaftete sie mit den Tonarten, die sie nach Bedarf in mehr als jongleurhafter Geschicklichkeit zu wechseln verstand. Und ihr Begleiter auf dem Flügel, der alte Professor Sonneburg, der an ihr seine Seele verloren hatte — er sah wie ein schlechtgeschorener Pinscher aus, und hundetreu trottete er hinter ihr her —, er konnte ihr wie keiner bei diesen Kunststücken der Transposition, deren Notwendigkeit er immer rechtzeitig vorausempfand und mit den kunstvollsten Übergängen deckte, zur Seite stehen. Er steuerte sie um alle Klippen, rettete sie aus allen Nöten, und das war das Geheimnis seiner Unentbehrlichkeit und seines kargen und zerschlissenen, ihn selbst aber tief erfüllenden Glückes.

Emmerich war zu Wagen von Neuruppin gekommen und ließ bei Stephan ausspannen. Nun traf er hier im Gasthaus das bunte Treiben.

An das Konzert hatte er nicht mehr gedacht. Jetzt lockte es ihn doch, auf eine halbe Stunde in den Saal zu gehen. Madame Laurentini hatte eben eine Arie aus Spontinis Vestalin gesungen. Stürmischer Beifall brauste durch den Raum.

All die Bekannten waren zur Stelle. Die Frau Forstmeister klatschte sich die Handschuhe in Stücke. Sporleder hatte sich vor lauter Hingegebensein ganz zwischen seine Knie verkrochen. Zuckerschnäuzchen stieß mit der spitzen Nase zuckend vor Begeisterung ruckweise Löcher in den Luftraum. Selbst Herr von Reggun war da und zappelte genußfroh den Takt mit seinen krummen Beinen.

Auch Tannhöven — natürlich — fehlte nicht. Jetzt drehte er sich um nach der Reihe hinter ihm, da saß Traube, bewegungslos, gebannt in ihr Entzücken, verzaubert in den Glanz einer ungeahnten Welt. Sie war die einzige gewesen, die in ihrer Entrücktheit keine Hand gerührt hatte.

Tannhöven redete sie an und weckte sie auf. Sie gab ihm Antwort.

In Emmerich straffte sich etwas. Ihm war, als müßte er das Kind schützen vor diesen klebrigen, unsauberen Augen.

Er sah, wie Traube mit einem Gefühl des Stolzes diese Unterhaltung genoß. Was ging es ihn im Grunde an? fragte er sich. Und doch atmete er wie erleichtert auf, als Petra, die neben Tannhöven saß, diesen sehr deutlich für sich in Anspruch nahm und das rückwärtsgewandte Gespräch abschnitt.

Er hörte noch von der Sängerin, nachdem der Professor ziemlich lustlos eine Scarlattische Sonate abgeraspelt hatte, das Mozartsche Veilchen, aber es wurde, wie er meinte, eine sehr künstliche Blume ohne Duft auf sehr langgezogenem Draht.

Dann ging er, ließ anspannen und hatte Sehnsucht nach Magda. Und am Abend, in ihrer still andächtigen Gedankenwelt, wie fühlte er sich wohl nach diesen lauten Täuschungsversuchen gepeitschter Kunstfertigkeit und dem Tumult des Marktes!

Als Madame Laurentini nach den Triumphen dieses Abends auf ihr Zimmer ging, stürzte in dem matterleuchteten Korridor wie ein Wegelagerer ein Mädchen auf sie zu und küßte ihr in wilder Schwärmerei die gepuderten Hände.

»Demoiselle — Kind — wer bist du?«

Den Schreck und Unwillen hatte gleich die Eitelkeit verdrängt. Sie zog Traube ans Licht und sah ihr in die Märchenaugen mit ihren brausenden Phantasien. Etwas von der eignen Kindheit mit den Fesseln und Wunden ihrer leidenschaftlichen Sehnsucht wurde in ihr lebendig.

Sie hörte, daß Traube die Tochter des Organisten sei und eine Sängerin werden wolle wie sie, und, gewonnen von des schönen Kindes schwärmenden Flammen und eignen Erinnerungen, sagte sie ihm zu, daß



sie morgen kommen, seine Stimme prüfen und mit dem Vater reden wolle.

Vater Immhov war nicht im Konzert gewesen, er hatte wie immer bei seiner Lupe gesessen. Der Besuch, dessen Ankündigung er mit halbem Ohr vernommen hatte, erschreckte ihn baß. Erst allmählich fand er gegen die pompöse Dame eine Widerstandskraft. Sein Naturforscherblick, unterstützt von den scharfen Brillengläsern, drang durch den dichten Schleier und sah auf dem Gesicht die Inschrift ihres bewegten Lebens.

Doch blieb er in allem der höfliche Wirt und widersetzte sich dem nicht, daß Traube der Fremden etwas vorsang.

Das Urteil fiel glänzend aus. Madame Laurentini sprach der nicht großen, aber reichen und quellenden Stimme alle Entwicklungsmöglichkeiten zu. Sie wollte das Kind gleich mit nach Berlin nehmen und dem Kreise ihrer Schüler einreihen.

Traube, erst betäubt von der Fülle des Glücks, raste dann wie ein Fohlen herum, das nicht zu halten war.

Vater Immhov aber war klug. Er wußte wohl, wie leicht ein schroffes Verbot hier alles verderben konnte.

»Madame,« sagte er leise und mit Bedacht, »ich freue mich natürlich selbst der Gaben meines Kindes und bin Ihnen dankbar, daß sie derer sich annehmen wollen. Aber Traube ist eben erst sechzehn —«

»Bald sechzehneinhalb,« betonte das Kind mit leidenschaftlichem Nachdruck.

»Mindestens ein Jahr muß ich sie noch zu Hause behalten. Wenn sie dann noch den Wunsch hat —«

»Den hat sie immer und immer!« schluchzte das Mädchen, da die schnelle Erfüllung dahinschwand.

»Und wenn sie inzwischen selbst fleißig an sich arbeitet —«

Durch das Schluchzen hindurch fand ein Gelöbnis abgerissene Worte.

»Dann werden wir aufs neue überlegen und die Entscheidung treffen.«

Madame Laurentini konnte nichts Triftiges einwenden. Sie bat um die Erlaubnis, mit Traube, die es ihr angetan habe, in brieflichem Verkehr bleiben zu dürfen. So war dem Mädchen doch ein Lichtblick beschieden, mit dem ihr drängendes Ungestüm sich vorderhand wohl oder übel begnügen mußte. — —

Magda machte eine Ausfahrt nach Ubars. Wie der helle Gottessegen lag diese gütige Oktobersonne auf der Welt.

Es war ihr so leicht und hoch und licht, als wäre ihr Atem und ihr Leben in den weißen, sonnenumränderten Wolken, die am Himmel standen, unbewegt und unveränderlich, wie fromme Dauer und Treue.

Emmerich war in geschäftlichen Dingen nach Berlin gereist und wurde erst zum andern Mittag zurückerwartet.

Alle diese stillen, warmen, leuchtenden Stunden waren ganz ihr Eigentum.

Sie ging, schwer und langsam, nachdem sie den Wagen verlassen hatte, durch den Vorgarten. Setzte sich in ein Buchenrondell, zu Füßen zweier spielender wettergrauer Putten, denen das Nachmittagssonnenlicht etwas wie einen Fleischton und ein rosiges Lachen gab, lauschte dem Zirpen der fröhlichen Meisen und sann vor sich hin.

Dann zog es sie ins Haus; sie wanderte gemessen von Raum zu Raum, und die Erinnerungen, die sie begleiteten, waren nun nicht mehr schmerzlich, sehnsuchtsvoll oder mahnend, sie waren ja ein Teil von ihr und lebten in ihr selbst.

So setzte sie sich zu den Büchern, aber das Lesen hielt sie nicht fest, sie hatte im Kopf so ein loses Gefühl, als wäre etwas von den weißen Wolken darin, in die ihre Träume sich gebettet hatten.

Ein wachsendes, zuletzt unwiderstehliches Schlafbedürfnis nahm sie gefangen. Frau Sengebusch half ihr auf ein Ruhebett und deckte sie zu.

Sie ließ das Schlafzimmer sogleich in Ordnung bringen und schickte den Wagen nach Seehagen, daß er den Doktor Sporleder hole.

Magda schlief nicht lange. Quälende Träume kamen und Angstzustände. Endlich wachte sie auf von ziehenden Schmerzen. Das neue Leben forderte, daß ihm aufgetan werde.

Sporleder war rechtzeitig da. Unter treuester und sorgsamster Behandlung wurde Magda am Abend des vierundzwanzigsten Oktobers Mutter eines zu früh geborenen, zarten, aber gesunden, lebensfähigen Knaben.

(Schluß folgt.)



Feldmarschall von Hindenburg und seine Strategie

Von General der Infanterie z. D. von Liebert

Gar häufig hört man im Publikum eine Äußerung des Erstaunens über die seltene Fügung, daß dem deutschen Volke in der Stunde seiner höchsten Not in unserm Hindenburg ein strategisches Genie erster Ordnung als Retter erstand. Die Tatsache ist da, aber sie ist nicht so ungewöhnlich und auffallend, wie manche glauben. Sie hängt mit den Eigentümlichkeiten der preußisch-deutschen Armee, mit den Gepflogenheiten des Militärkabinetts u. a. zusammen. Auch die begabtesten und tüchtigsten Generale müssen weichen und andern Platz machen, wenn das Gesetz der Nachschubsregelung dies verlangt. Auf diesem Wege ist auch eine militärisch so hochstehende und andre weit überragende Persönlichkeit wie unser Feldmarschall in den Ruhestand gelangt, da der Frieden ihm nicht die Aufgaben zu stellen vermochte, die seinen Fähigkeiten entsprachen.

Als aber die Schicksalsstunde schlug, als das Vaterland gerade im Osten eines Retters bedurfte, da trat unser Marschall fertig gerüstet und nach jeder Richtung auf sein hohes Amt vorbereitet — wie Pallas Athene aus dem Haupt des Zeus — auf den Kampfplatz; denn er hatte sein ganzes Leben dem Studium der großen Aufgabe gewidmet, die ihm jetzt zur Lösung übertragen ward. Ein Genie der Tat kann nicht plötzlich erstehen, sondern bedarf der Schulung und vor allem der Erfahrung. Gerade diese beiden Faktoren standen dem deutschen Strategen zur Seite. Von Kindesbeinen an, möchte man sagen, wenigstens von seiner Selektanerzeit im Kadettenkorps, hatte er sich dem ernstesten Studium der Truppen- und Heerführung sowie der Kriegsgeschichte gewidmet. Die beiden Feldzüge in Böhmen und Frankreich, die er als Leutnant mitmachte, führten ihm die großen Ideen Moltkes, die Flügelschlacht bei Königgrätz und St. Privat, die Vernichtungsschlacht von Sedan vor Augen und lieferten ihm Stoff zum Nachdenken über dieses höchste Gebiet der Feldherrnkunst. Clausewitz, Moltke und später Graf Schlieffen wurden seine dauernden Lehrmeister und Vorbilder. Auf der Kriegsakademie und als Generalstabsoffizier bot sich ihm reichlich Gelegenheit, die Werke dieser Meister durchzuarbeiten. Dabei waren die Gedanken des Nacheifernden mit Vorliebe auf die Heimatprovinz Ostpreußen und deren Verteidigung gegen drohende Übermacht gerichtet.

Als Regimentskommandeur in Oldenburg fand er ein reichliches Feld der Tätigkeit in der Belehrung seines Offizierkorps in den von ihm als richtig erkannten großen Grundsätzen der Kriegslehre. Er verlangte die Lösung jeder taktischen Aufgabe durch den Angriff, aber nicht in gerader Front, sondern durch Umfassung, Umwicklung, womöglich Einkreisung und völlige Vernichtung des Gegners, Grundgedanken, die in der langen Friedenszeit durchaus nicht nach dem Geschmack jedes Vorgesetzten waren, die er aber leidenschaftlich verfocht.

In seinen weiteren Stellungen als Divisionskommandeur und als Kommandierender General hat er sodann seine Anschauungen und Erfahrungen immer vernehmlicher kundgegeben und sie mit der ganzen Wucht seiner starken Persönlichkeit vertreten. Seine Untergebenen haben viel von ihm gelernt und auf die Dauer den Eindruck jener Besprechungen und »Kritiken« behalten. Er selbst aber setzte, auch als er in den Ruhestand getreten war, seine Studien fort und beschäftigte sich fortgesetzt mit den Problemen der Kriegskunst, wie sie der seit Jahren über unserm Haupte schwebende große Krieg nach seiner Überzeugung stellen würde. Eine besondere Gnade des Geschicks ist darin zu erblicken, daß im entscheidenden Augenblick dem so gründlich vorbereiteten, tatkräftigen und nach den höchsten Zielen strebenden Feldherrn ein genialer, vielseitig veranlagter, aber ebenso kühnsten Unternehmungen zugeneigter Generalstabschef in der Person des Generals Ludendorff zur Seite gestellt wurde. Mit der Vereinigung dieser beiden Persönlichkeiten war das Dioskurenpaar Blücher-Gneisenau überboten, da Hindenburg dem Marschall Vorwärts an Energie und kühnem Entschluß gleichwertig, an militärischen Kenntnissen, geistiger Durchbildung und genialer Auffassung dem alten Haudegen aber weit überlegen ist. Das Zusammenarbeiten der beiden glänzendsten Vertreter des »preußischen Militarismus« hat der Welt längst bewiesen, daß der militärische Sieg uns nie entrissen

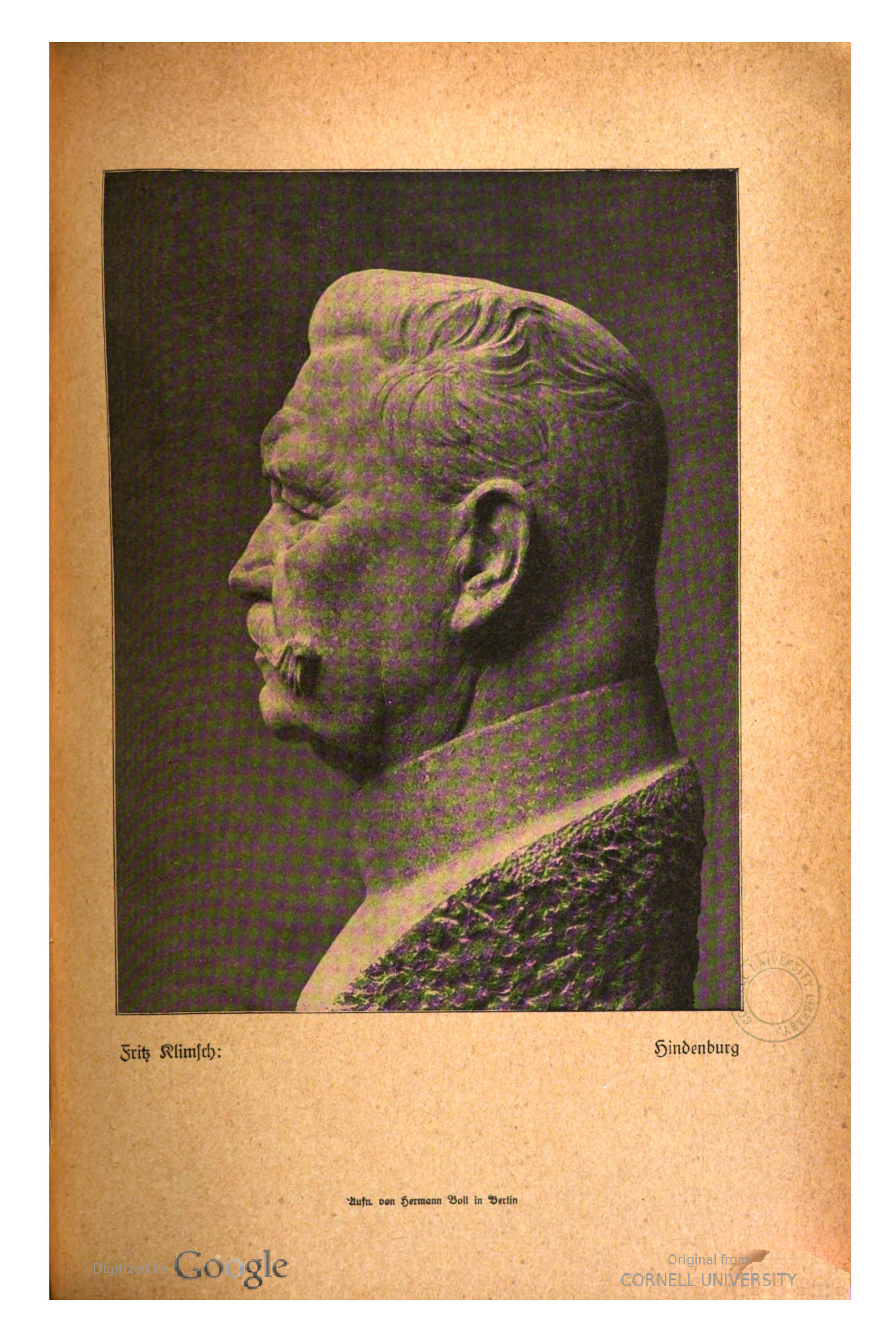
werden kann, und daß uns Gefahr nur noch von politischer Unfähigkeit drohen könnte.

Da Hindenburg ein Mann der Tat ist, so werden besser als viele Worte seine Taten selbst für ihn sprechen. Es ist eine leichte und dankbare Aufgabe, aus den Großtaten unsers deutschen Feldherrn des 20. Jahrhunderts die Grundsätze seiner Strategie zu entwickeln, sie liegen klar zutage und zeigen uns die Kriegskunst in ihrer höchsten Meisterschaft. Auch die Helden der preußischen Kriegsgeschichte, Friedrich den Großen, Blücher-Gneisenau und Moltke, überragt der Held unsrer Zeit durch die Größe der Zahlen, die er zu führen und zu überwinden hat, und durch die entscheidenden Niederlagen, die er den Feinden beigebracht hat.

Durch eine Tat unerhörter Kühnheit und beispiellosen Erfolges zeichnete er seinen Namen zuerst in das Buch der vaterländischen Geschichte ein. In seinem ersten Auftreten zeigte er sich sofort als Napoleon und als Hannibal. Wie der junge Bonaparte 1796 die geteilten Kräfte der Austro-Sarden einzeln angriff und schlug, so sah sich auch Hindenburg Ende August 1914 der siegreichen Armee Rennenkampfs im Osten und der russischen Narew-Armee, die von Südosten her die preußische Grenze überschritt, gegenüber. In kühnem Wagen entschloß er sich, den drohendsten Gegner, der vom Narew her der Weichsel mit jedem Tage näher rückte, anzufallen, ihn aber nicht nur zu schlagen, sondern zu vernichten. 135 000 Mann standen ihm zur Verfügung, während 230 000 Russen ihm gegenübertraten. In dieser eigentümlichen Lage wählte er, bewußt und groß, das Rezept des alten Schlachtenmeisters Hannibal und wußte seinem so bedeutend überlegenen Gegner ein Kannä zu bereiten, vor dem der Punier gewiß das Schwert gesenkt hätte. Wie er die Korps von dem einen Gegner Rennenkampf löste, diesen nur durch Kavallerie zu täuschen wußte, wie er sie geschickt dem andern Gegner teils in der Front vorlegte, teils gegen seine beiden Flanken schob, wie er die russischen Massen durch Nachgeben und Zurückweichen des eignen Zentrums sich nachzuziehen verstand, während die vorgeschobenen Flügel sie umwickelten und schließlich ganz einkreisten — das alles spricht der eine Name Tannenberg aus, jener 28. und 29. August, an dem 95 000 Russen gefangen, alle Geschütze genommen, der Rest der Armee in Sumpf und See gedrängt ward. Die doppelte Flügel- oder Einkreisungsschlacht war nach Kannä und Sedan zum drittenmal Ereignis geworden, nur waren diesmal die Umstände die denkbar schwierigsten, der Erfolg weit größer als 216 v. und 1870 n. Chr.

Und wie Bonaparte nach seinem ersten Erfolge bei Millesimo unmittelbar darauf seine beiden andern Gegner bei Montenotte und Dego anpackte und besiegte, so folgte Hindenburg diesem Beispiel, allerdings unter ganz andern Zahlenverhältnissen und mit viel schwererer Verantwortung. Kaum hatten die tapferen und erschöpften Truppen Zeit, die Verbände zu ordnen, die ungeheuren Gefangenentransporte abzuführen, Munition und Proviant zu fassen, so wandte sich der siegreiche Feldherr bereits dem zweiten russischen Heere zu, das er bisher so glücklich getäuscht und aufgehalten hatte. Rennenkampf hatte die Njemen-Armee nur wenig nach Westen vorgeschoben und ihre 280 000 Mann in breiter Front von der Ostsee bei Labiau über Allenburg, Angerburg bis in die Nähe von Lötzen auseinandergezogen. Die feste Anlehnung an die Meeresküste verhinderte diesmal den Versuch der Vernichtung durch Einkreisung. Dagegen hatte das deutsche Hauptquartier den Plan bereit, sich mit aller Macht auf den offenen linken Flügel des Feindes zu werfen, nach dem Vorbilde Leuthens ihn einzudrücken, die Armee sodann aufzurollen und gegen die Küste zu werfen. Da inzwischen zwei frische deutsche Korps von der Westfront zur Verstärkung eingetroffen waren, so konnten diese gegen die Front der Njemen-Armee eingesetzt werden, während die Sieger von Tannenberg den vollen Druck auf den linken Flügel der Russen ausübten. In der Schlacht von Angerburg zwischen dem 8. und 11. September ward dieser Plan zur Durchführung gebracht. Der russische linke Flügel wurde zurückgeworfen und umgangen. General Rennenkampf aber ließ es nicht auf eine Entscheidung im großen ankommen, er nahm nicht die Front seiner Armee gegen Süden, sondern opferte den geschlagenen Heeresflügel auf und zog mit dem Rest der Armee in nordöstlicher Richtung ab; er räumte ganz Ostpreußen unter Zurücklassung von 30 000 Gefangenen und 150 Geschützen. Der Sie-





Fritz Klimsch: Hindenburg

Aufn. von Hermann Boll in Berlin

ger hatte einen zweiten vollen Erfolg erzielt, das heimische Land war befreit, zwei feindliche Armeen teils vernichtet, teils unter schweren Verlusten zum Rückzug gezwungen. Der Ruhm des Feldherrn war hier bereits dauernd begründet: der Name Hindenburg glänzte unter denen der ersten Heerführer der Weltgeschichte.

Inzwischen waren die Russen in Polen und Galizien vom Glück begünstigt gewesen, Przemysl war in ihre Hände gefallen, sie bedrohten bereits Krakau. Hindenburg ward mit seinen siegreichen Scharen nach dem südlichen Polen berufen, er verlegte sein Hauptquartier nach Kattowitz, sodann nach Kielce; Ostpreußen blieb nur dünn besetzt. Jetzt hieß es zunächst in geschickter Defensive gegen die Massen der russischen Hauptarmee sich zu behaupten, die über Oberschlesien in Richtung auf Wien vorzudringen bestrebt waren. Es gelang bis Anfang Oktober, den Feind über die Weichsel und den San zurückzudrängen. Als er von neuem auf das linke Stromufer südlich von Iwangorod überzugehen Miene machte, stellten Hindenburg und Ludendorff ihm eine Falle, um ihn wie Blücher an der Katzbach heiß zu empfangen und in den Strom zu werfen. Leider kam der feine Plan nicht zur Ausführung, die russischen Spitzen stutzten und zogen sich wieder auf das rechte Ufer zurück. Als sich dann die Bundesgenossen vor der Festung Iwangorod ziemlich passiv verhielten, zog der russische Generalissimus seine gesamten Streitkräfte hinter der Weichsel nach Norden und ließ sie bei Warschau und Modlin den Strom überschreiten; 21 russische Korps traten hier auf das linke Ufer über, denen Hindenburg nur 7 deutsche entgegenzusetzen hatte.

Hier zeigte sich der Feldherr unter sehr ernsten Verhältnissen in voller Größe. Er sah das Unmögliche ein, dauernd mit Erfolg Widerstand zu leisten, entschloß sich deshalb zum Rückzuge — für einen preußischen General etwas ganz Ungewöhnliches — und verstand seine Truppen so meisterhaft vom Feinde zu lösen, daß dieser, ohne jede Kenntnis über den Verbleib der Deutschen, nur ängstlich zögernd folgte, bei jedem Schritt vorwärts eine Falle befürchtend. Tatsächlich erfolgte der Rückzug in der Richtung auf Oberschlesien und den südlichen Zipfel der Provinz Posen. An der oberen Warthe aber machten die Nachhuten halt, und hinter diesem Schleier bestiegen die Korps die bereitgestellten Eisenbahnzüge und dampften nach Norden ab, wo sie zwischen Thorn und Posen wieder ausgeschifft wurden. Von hier ward sofort der Vormarsch über Kutno auf Lodz angetreten, wo der Stoß die rechte Flanke der russischen Massen traf, die zu einem gewaltigen Stoß gegen die Linie Kolo—Krakau angesetzt waren. Welche Truppenmassen hier gegeneinander gerungen haben, erhellt aus den Ziffern:

3 Millionen Russen gegen
430 000 Deutsche und
700 000 Österreicher und Ungarn!

Es ist hier nicht der Ort, von den Schlachten um Lodz, dem Durchbruch von Brzezany und andern Heldentaten der Verbündeten zu berichten. Die überlegene Führung triumphierte, sie drängte die großen Massen der Feinde hinter das Sumpftal der Bzura zurück und setzte die befestigte Hauptstadt Warschau mittelbar in Belagerungszustand. Der nächste Zweck der Operationen war erreicht. Sämtliche preußischen Ostprovinzen und Westgalizien waren nicht nur vom Feinde befreit, sondern auch vor jeder Bedrohung gesichert. Nur die ostpreußischen Kreise Biala und Marggrabowa wurden noch einmal Ende 1914 von der russischen Grodno-Armee heimgesucht. Hindenburg hatte in sehr schwieriger, vielfach wechselnder Lage, von einem Ende des Kriegsschauplatzes zum andern eilend, gegen fast dreifache Übermacht durch kühne Operationen das Kriegsglück gewendet und die neue Situation geschaffen, aus der die großen Siege des Jahres 1915 hervorgehen sollten. In den kritischen Oktobertagen ist einmal in hämischer Weise von einer »Niederlage vor Warschau« gesprochen worden. Der objektiv Prüfende wird gerade den rechtzeitig angetretenen und meisterhaft geleiteten Rückzug als eine Glanzleistung der Feldherrnkunst bezeichnen, weil er die notwendige Vorbedingung zu dem erneuten kühnen Flankenstoß auf Lodz—Warschau war. —

Zu Anfang des Jahres 1915 erwarteten neue schwere Aufgaben den deutschen Helden. Soweit sich die Absichten des Großen Hauptquartiers bis jetzt übersehen lassen, scheint damals der Gedanke obgewaltet zu haben, die Riesenfront der russischen Armeen (1200 km Ausdehnung) auf beiden Flügeln anzugreifen und sie zusammenzudrücken. Dem





Feldmarschall war hierbei der schwierigste Teil, der Angriff gegen den russischen Nordflügel, zugefallen, also die Operationen zwischen der Ostsee und der Weichsel. Glücklicherweise waren ihm endlich ausreichende Kräfte zur Verfügung gestellt, er vermochte mit rund 250 000 Mann der russischen 10. Armee entgegenzutreten, die aus dem Gouvernement Suwalki nochmals in Ostpreußen eingerückt war und sich vom Njemen bis Johannisburg ausgebreitet hatte, annähernd 220 000 Mann stark. Unter dem Schutze der masurischen Seen konnte hier wieder ein neues Meisterstück vorbereitet, eine völlige Einkreisung des Gegners durchgeführt werden, an der die Korps oder die Armeegruppen Eichhorn, Below, Falk und Litzmann beteiligt waren. Vom 8. bis 15. Februar dauerten die Operationen, der linke Flügel (Eichhorn) schwenkte weit nach Süden um, der rechte hielt den Feind fest und umklammerte ihn von Südosten her. Bei Suwalki und im Walde von Augustowo vollzog sich die Katastrophe. 110 000 Mann und 300 Geschütze wurden hier eingekreist und verfielen den Siegern, die allerdings sehr schwere Strapazen durch Kälte, Nässe und grundlose Wege zu erdulden hatten. Diese als »Winterschlacht an den masurischen Seen« bezeichneten Kampftage bilden ein unverwelkliches Ruhmesblatt in dem Siegeskranze Hindenburgs; denn hier hatte die Führung den Hauptanteil an dem stolzen Erfolge. Hannibal hatte nur einen Tag von Kannä, Hindenburg am 15. Februar 1915 seinen zweiten.

Aber weiter rollte das Rad der Geschichte. Mit dem Beginn des Frühlings vollzog sich der Durchbruch von Gorlice, der stürmische Vormarsch Mackensens durch Galizien, die Wiedereroberung von Przemysl und Lemberg, das Vordringen auf Brest-Litowsk. Gleichzeitig erfüllte Hindenburg seine Aufgabe durch Besetzung Samogitiens, die Verdrängung der Russen aus Kurland, die Einnahme sämtlicher Festungen am Narew, Bobr und Njemen. Diese Ereignisse füllten die Monate bis zum August; am 18. August ergab sich Kowno, am 2. September Grodno. Es hatte große Mühe gekostet, die starken russischen Armeen von dem Festungsgürtel zu trennen und sie zum Rückzuge nach Osten, in der Richtung auf Wilna, zu zwingen. Ihnen folgte der Feldmarschall mit seinen drei Armeen Eichhorn, Scholtz und Gallwitz sowie einem Kavalleriekorps. Wiederum war der Plan einer Einkreisung des Gegners im großen Stil entworfen. Den Beinen der Soldaten wurden gewaltige Anstrengungen zugemutet, zumal denen vom Korps Gallwitz, das auf dem rechten Flügel die größten Entfernungen zurückzulegen hatte. Über Wilna, von Grodno und von Wolkowysk her zog sich der Kreis immer enger um die über Smorgon und Molodetschno abziehenden russischen Heeresmassen zusammen. Die Kavallerie war auf dem nördlichen Ufer der Wilia dem Gegner in den Rücken gesandt und tat ihr Bestes, um mit eigner Aufopferung die Russen festzuhalten. Aber die Räume waren zu groß, die Infanterie vermochte nicht zeitig genug zur Stelle zu sein, die Russen brachen den Widerstand der Kavallerie; es gelang ihnen, das gestellte Netz zu zerreißen. Ein Teil der Armee brach durch, wenn auch in voller Auflösung. 40 000 Mann mit ihrer Artillerie fielen in die Hände der Sieger (20. September). Ein drittes Kannä war dem Marschall entgangen, aber er hielt den Sieg in der Hand. Ein weiterer Vormarsch gegen Osten lag nicht in der Absicht der Heeresleitung. Der Übergang in den Stellungskrieg ward eingeleitet.

In eine ganz neue Phase trat die Tätigkeit des großen Heerführers, als er am 29. August 1916, dem zweiten Jahrestage von Tannenberg, zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt ward und seinen treuen Gefährten, General Ludendorff, zum Generalquartiermeister erhielt. Damit ward ihm die Leitung des gesamten Weltkrieges und die Verantwortung für die Operationen auf allen Fronten übertragen. Auch die Kriegführung zur See, der Beginn oder Aufschub des rücksichtslosen U-Boot-Krieges unterstanden seinem Ermessen.

Jetzt, nach mehr als Jahresfrist, dürfen wir uns offen sagen, daß diese Anordnung des Oberbefehls eine überaus glückliche Maßregel war. Die »Einheit der Front«, die die Entente vergebens angestrebt hat, war mit einemmal hergestellt und hat sich glänzend bewährt. Auf der Westfront wurde gegenüber den Gewaltanstrengungen der Engländer und Franzosen an der strategischen Defensive festgehalten, aber eine bewegliche Verteidigung eingeleitet, die nicht

am einzelnen Schützengraben oder Geländepunkt sich verheißt, sondern gelegentlich nachgibt und durch Gegenstöße Verlorenes wiedergewinnt, vor allem der Truppe das Gefühl der Handlung und der Bewegungsfreiheit läßt. Die oberste Heeresleitung griff des weiteren zu dem genialen Mittel, große, ungünstig liegende Strecken der Verteidigungslinien preiszugeben, nachdem sie dahinter ein neues, nach jeder Richtung gut angelegtes Grabensystem hatte herstellen lassen. Das dem Feinde hierbei überlassene Vorgelände wurde derart hergerichtet, daß auf dieser Front ein großer Angriff unmöglich ward.

Auf der Ostfront mußte mit verhältnismäßig schwachen Kräften die ungeheure Wucht der Brussilow-Offensive im Herbst 1916 abgewiesen werden, ein schwerer Kampf, der nicht ohne einigen Geländeverlust durchgeführt werden konnte, aber ohne Schädigung der Gesamtfront endete. Gleich darauf folgte eine der Glanzleistungen Hindenburgischer Strategie in dem plötzlich eröffneten rumänischen Feldzuge. Die Rumänen brachen in Siebenbürgen ein, schwere Kämpfe umtobten die alten Sachsenstädte. Die deutschen Korps aber wurden westlich der Hauptstraßen eingesetzt, öffneten sich die westlichen Pässe bei Petroseny und den Vulkanpaß, stiegen in die westliche Walachei nieder und erreichten über Craiova die Landeshauptstadt Bukarest. Ein »eleganter« Feldzug führte die deutschen Fahnen bis an den Sereth und die untere Donau, der wertvolle Teil des Königreichs war in ihrem Besitz; die Operationen waren tadellos geleitet worden.

Das Jahr 1917 hat an der Westfront das neu eingeführte Verteidigungssystem an allen Punkten weiterhin bewährt. In Flandern haben die Engländer den Maschinen- und Materialkrieg aufs höchste gesteigert, die Feuerschlacht und Munitionsverschwendung zu unerhörter Kraft und Ausdehnung anwachsen lassen, aber keine namhaften Ergebnisse erzielt. Die Franzosen versuchten an der Aisne, in der Champagne und bei Verdun durch höchste Anspannung aller Kräfte den so lange erstrebten Durchbruch endlich zu erreichen. Die deutsche Heeresleitung wußte stets für genügende Reserven, für reichliche Artilleriemassen und Munitionsnachschub zu sorgen, so daß alle früheren Mängel abgestellt waren und die Truppe die feste Siegeszuversicht behielt.

Daneben aber zeigte sich die geistige Überlegenheit der deutschen Führung über das rein mechanische Element, den »Amerikanismus« der Gegner, in dem Bewahren frischer Initiative, wie sie sich in den herrlichen Waffentaten der Einnahme Rigas und Dünamündes, der Besetzung der Inseln Ösel, Dagö und Moon im Verein mit der Flotte, endlich in der alle andern Kriegshandlungen überstrahlenden, überraschenden Offensive gegen die italienische Isonzofront kundgibt. Auch bei dieser letzten Operation ist wieder das Erfreuliche die ungeheure Kühnheit des Entschlusses, das genaue Durchdenken der Kampfhandlung bis in ihre letzten Folgeerscheinungen, das Beachten aller Einzelheiten und Möglichkeiten, als Hauptsache aber die vernichtende Richtung des Flankenstoßes, der nicht nur die feindliche Hauptfront aufrollen, sondern auch das Hauptquartier und die rückwärtigen Verbindungen des Gegners treffen und somit die Wirkung eines ganzen Feldzuges aufheben mußte. Das war ein vollendeter Meisterstreich. In zwölf Tagen 250 000 Gefangene und 2300 Geschütze! lautet der letzte Triumph der deutschen Feldherrnkunst, der wohl alles bisher in der Weltgeschichte an kriegerischen Leistungen Vollbrachte überstrahlt.

Klarheit des Denkens und Handelns, stets bereite Initiative, folgerichtige Durchführung des gefaßten Entschlusses, Vernichtungswille bis zum Äußersten dem Gegner gegenüber — Schonung der eignen Truppen, wo irgend möglich, Ausnutzung der Eisenbahnen und aller Mittel moderner Technik, spielende Bewältigung der Massen, Zusammenziehen aller verfügbaren Truppenverbände bis zum letzten Mann auf den entscheidenden Punkt — endlich unbedingte Siegeszuversicht, Gottvertrauen und Glaube an die Unbesiegbarkeit des deutschen Volkes: das sind die Grundlagen der Feldherrnkunst unsers Hindenburg.

Möge sich, wie das Heer, so auch die Heimat ihrer würdig erweisen!

Schicksal

Es zogen drei Burschen im Morgenwind
Und grüßten mit Fahnen und Sträußen bunt,
So sonnenhell und so frischgesund
Wie Birken, die voller Maiduft sind.
Hat einer so wild die Trommel gerührt,
Sie haben's bis in die Träume verspürt —
Leb' wohl, mein Vaterland! —

*

Der erste lag in Wunden
Verlassen in Graus und Schlacht,
Bis ihn der Tod gefunden
Und ihm das Bett gemacht.

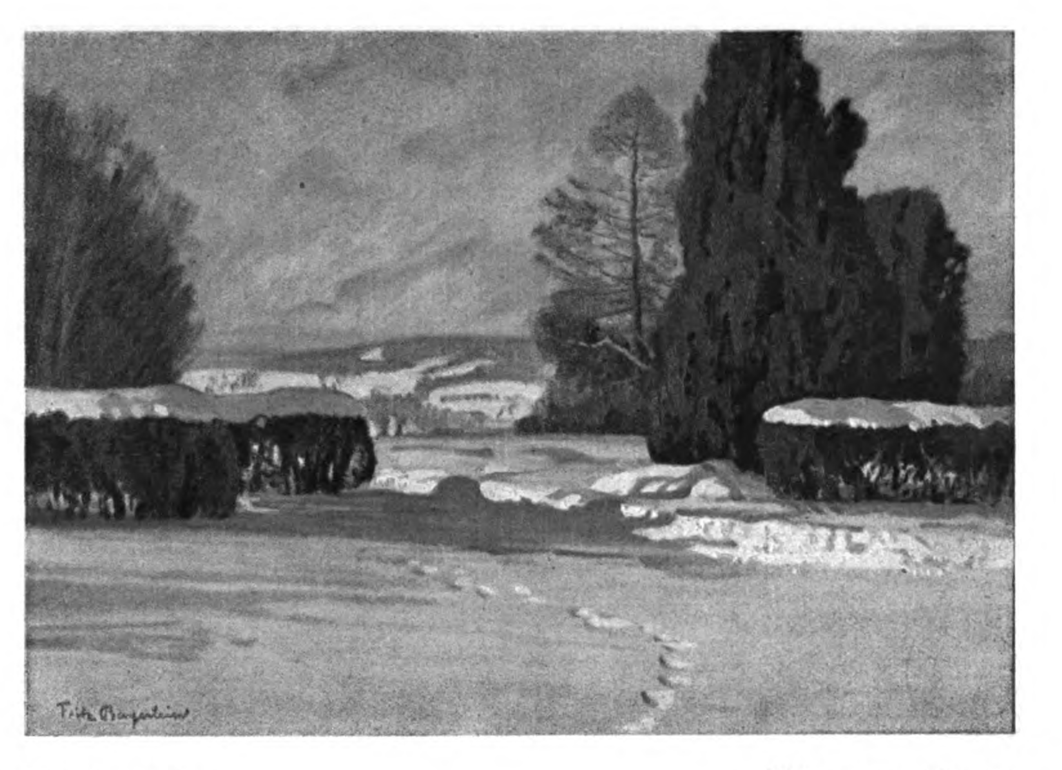
Den zweiten begruben die Wogen,
Die Nacht war wild und schwer —
Hell war er ausgezogen,
Nun findet kein Stern ihn mehr.

Der dritte stürzt aus den Lüften
Wie ein Falke getroffen herab —
Der war seiner Mutter Liebling,
Und weiß nicht mal sein Grab.

Die Mutter weiß nur noch das eine:
Wie sie in Linnen fein
Drei Knäblein, winzig kleine,
Einst zärtlich hüllte ein.

Nun hält sie immer die Linnen
Und streichelt sie stundenlang — —
Die weinenden Stunden verrinnen
An ihrem Wiegensang.

Ilse Hamel



Fritz Bayerlein: Wintersonne (Studie)

Das Innere des Doberaner Münsters

Norddeutsche Backsteingotik

Von Prof. Dr. Hans Much (Hamburg)



ls ich in Asien und Afrika vor den großen Werken des Islam und hernach gar vor der Riesenkultur Ägyptens stand, fühlte ich, wie Lasten von mir abfielen: nicht bloß die Last des Menschentums — denn diese Architektur weiß die tiefsten und dringendsten Anliegen des Menschen erschöpfend vorzutragen und, soweit es menschenmöglich ist, zu lösen — nein, besonders wohltuend empfand ich das Abfallen der Last, die wir alle zu unserm Schaden von Jugend auf mit uns herumschleppen: der Last des Griechen- und Römertums und seines Aufgusses, des Klassizismus. Jetzt erst konnte ich mich aus selbstgewonnener

Innenkultur heraus auf die Seite der überblickenden Männer stellen, die darauf hinwiesen, wie falsch und schief eine Kultur und Kulturbetrachtung sein müsse, die als Maßstab nicht die wahrhaft großen Kulturleistungen benutzt, sondern die lediglich eine einzige



Hängeleuchter im Münster zu Doberan

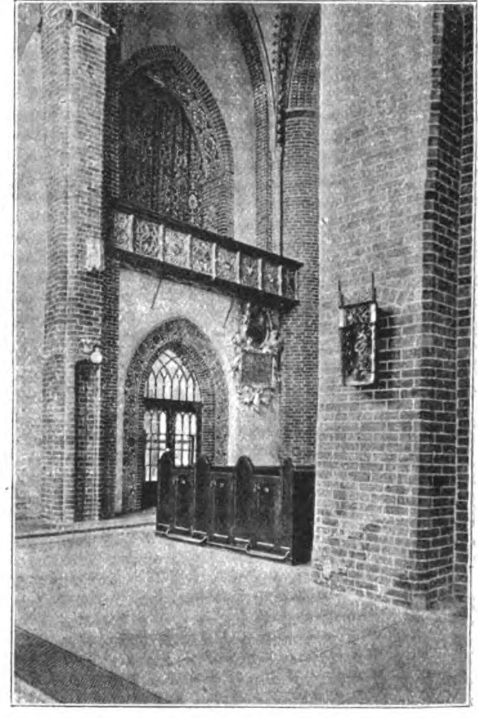
Kultur gelten läßt, und zwar eine Kultur, die keineswegs in der ersten Reihe steht. Weil sie nur die eine Seite des Menschtums ausprägen kann, steht die klassische Kultur durchaus in zweiter Reihe, jedenfalls ist sie — meiner Überzeugung nach — für die beide Seiten des Menschtums umspannende Germanenseele seit Jahrhunderten in ihrer lächerlichen Bevorzugung zum unseligen Gift



Lüneburg: Stadtbild mit Turm

geworden und trägt mit Schuld an dem Tiefstand unsrer heutigen Kultur.

Vor Asiens und Afrikas vergangener



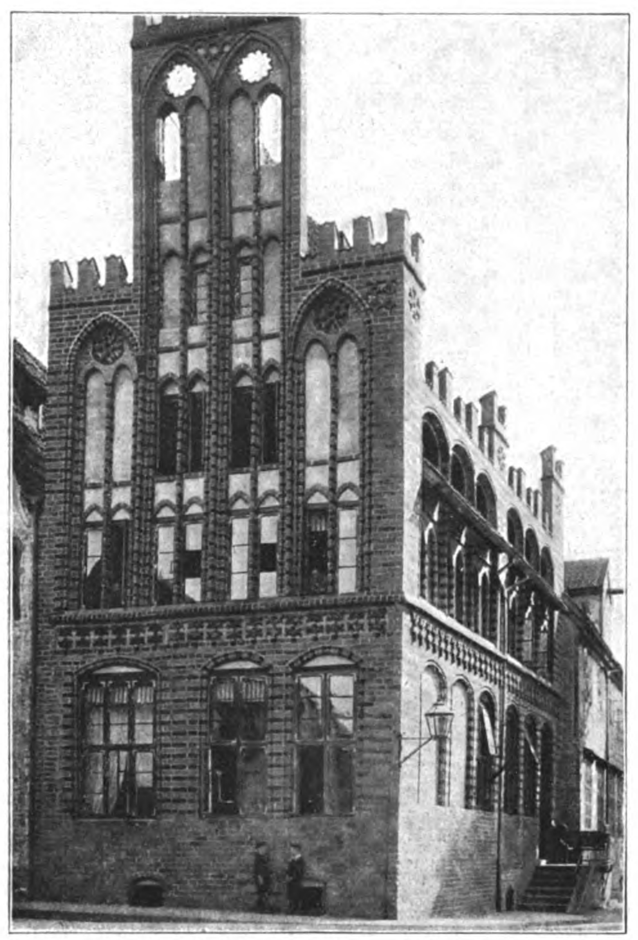
Im Lüneburger Johannisdom

Herrlichkeit aus innerer Erschütterung nach Europas großen Werken fragend, mußte ich notwendig auf die Gotik stoßen. Aber so sehr auch die erhabene Schwungkraft der germanisch-fränkischen Gotik mit ihren deutschen Abwandlungen und Umwandlungen die Seele nach oben riß — eine gewisse Unbefriedigung blieb zurück: die überfliegende Seite des Menschengeistes ist dort allzusehr und gewollt betont, die Ruhe und Abgewogenheit in der Verbindung beider Welten fehlt. Da endlich fiel mein Blick auf die *Backsteingotik der norddeutschen Heimat*, und siehe da, ihre reinen sowie edlen Maße begannen zu leuchten: die Ausgeglichenheit ihrer Erscheinung ist so eigenartig, daß sie fraglos die größte deutsche Kunst- und damit Kulturleistung darstellt.

So schwer und verlegt ist der Weg zur Heimat! Die Mehrzahl der lebenden Deutschen hat von ihrer größten Kunst, der Backsteingotik, so gut wie keine Ahnung. Um den Umweg zur Heimat unnötig zu machen, ließ ich vor kurzem mein Buch »Norddeutsche Backsteingotik« (Hamburg, Glogau jun.) erscheinen. Als es darauf ankam, heute noch einmal gleichsam überschauend darauf zurückzukommen, wollte ich anfangs aus dem Buche die schönsten Bilder auswählen, besann mich aber, daß diese dort ja einzusehen sind, und daß es noch so viel *unbekannte* Schönheiten gibt, die auf diese Weise ans Licht gezogen werden können. Wenn ich deshalb fast nur neue Bilder bringe, so verzichte ich damit zwar auf die Abbildung der größten Prachtstücke, habe aber den Vorzug, daß ich das Gegebene bereichere und den Reiz dieser herrlichen Blüte wirklicher und großer Heimatkunst steigere, indem ich die Denkmäler stiller Stätten ihrem Dornröschenschlafe entreiße und sie an den ihnen gebührenden allerersten Platz stelle. Natürlich kann es sich bei 17 Bildern auch immer nur um Andeutungen handeln.

Untermarkt und Marienkirche in Prenzlau

Die eigenartige und von der im allgemeinen bekannten Gotik abweichende Sonderstellung der Backsteingotik ist vor allem daraus ersichtlich, daß die Formel ihres Wesens von der allgemeinen Formel der Gotik völlig abweicht, ja, zumeist nicht das geringste damit zu tun hat. Die allgemeine Formel heißt Entsteinung des Steines und Auflösung zu Funktionen. Vorausgesetzt, daß diese Formel überhaupt richtig ist und nicht nur für einen umschriebenen Bezirk der fränkischen Gotik, der uns natürlich besser bekannt ist als die deutsche Gotik, Gültigkeit hat, so ist von einer Entsteinung bei der Backsteingotik nirgend die Rede. Im Gegenteil, der Stein wird immer betont, die

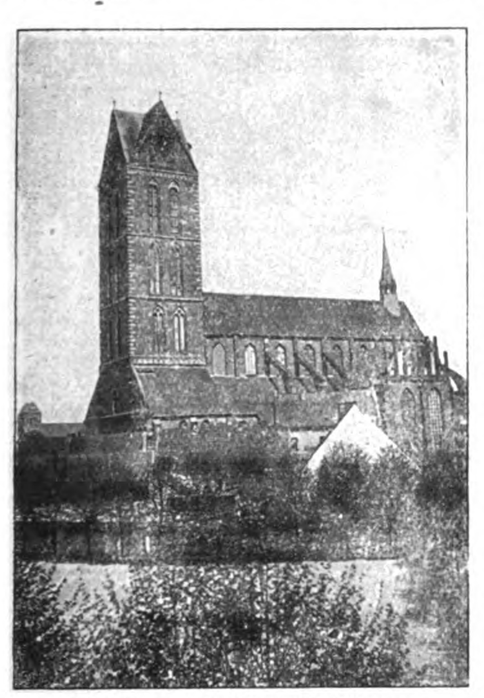

Das Archidiakonatshaus in Wismar

steingotik, aber erst in der Ausgangszeit und nicht konsequent durchgeführt auftritt, beherrscht hier von vornherein den Ausdruck, nirgend edler als in der Ordensgotik, aber auch in der Hansagotik die erhabene Würde dem Bauwerk sichernd. Die Bauten des 12. und 13. Jahrhunderts sind nicht nur etwas durchaus Eignes, sondern sind auch deshalb so unübertrefflich groß, weil sie etwas durchaus Fertiges und Vorbildloses bedeuten. Dieser Umstand kann gar nicht scharf genug betont werden. Erst in späterer Zeit kommen über Flandern die Vorbilder, und die Lübecker Marienkirche wird die erste Übersetzung der Kathedrale in Backstein. Aber bald ändert der eigenwillige nordische Sinn auch diese Formen seinem Wesen entsprechend um, und die erhabene, nach einem Ziele reißende Schwungkraft wandelt sich schon früh um in herrlich flutende Bewegung im Raume, in einen großen Wettstreit von Fläche und Bewegung. Früh ist schon die vollendete Riesenhalle da. — Nirgend ist der Stein so betont wie in der aufwärts

schöne breite Fuge sorgt dafür, daß er im Verbande doch Einzelwesen bleibt, und die beim Brennen ungewollt entstehenden Abtönungen der herrlichen roten Farbe bringen Unterschied und Abhebung der Einzelwesen. Der Zusammenschluß zu einem Ganzen wird erst durch die erhabene Wucht der Flächen und Gebilde herbeigeführt.

Freilich, auch der Zierschmuck fehlt nicht, aber wo er in Glasur- oder in Formsteinen angewandt wird, wird er niemals beherrschend. Trotz seiner Prächtigkeit fügt sich beispielsweise der Prenzlauer Giebel (und mit ihm ähnliche andre) doch nur als Schmuckstück in die mächtige Bauidee ein, ohne die Kraft der Bauidee wesentlich abzumildern. Das eigentlich Bauliche steht immer im Vordergrunde, zumal bei der Ordensgotik. Diese Wahrung und Betonung des Baulichen, die zwar auch in der Hau-


Seitenschiffgiebel der Georgskirche in Wismar



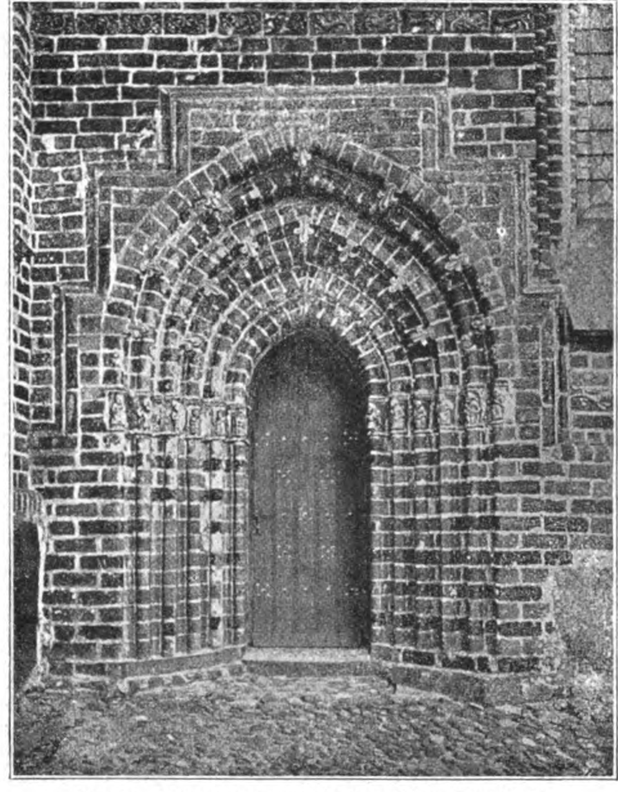
Südseite von St. Marien in Wismar

Teil beeinflußte Hansagotik bringt an ihren Prachtkathedralen das leichte fränkisch-flandrische Dach, um es dann bei den Riesenhallenkirchen wieder aufzugeben. Hier ist also die umgekehrte Entwicklung wie in Süddeutschland: im Süden setzt sich das Germanisch-Deutsche schwer und langsam durch; im Norden braucht es sich gar nicht erst durchzusetzen; wie etwas Selbstverständliches ist es da und bringt sich von vornherein edel und groß zur Geltung und Entfaltung. Hier im Norden haben wir zu schürfen, wenn wir das Wesen des germanisch-deutschen Menschen ergründen und aus ihm die Formel für die größte deutsche Kunst abziehen wollen.

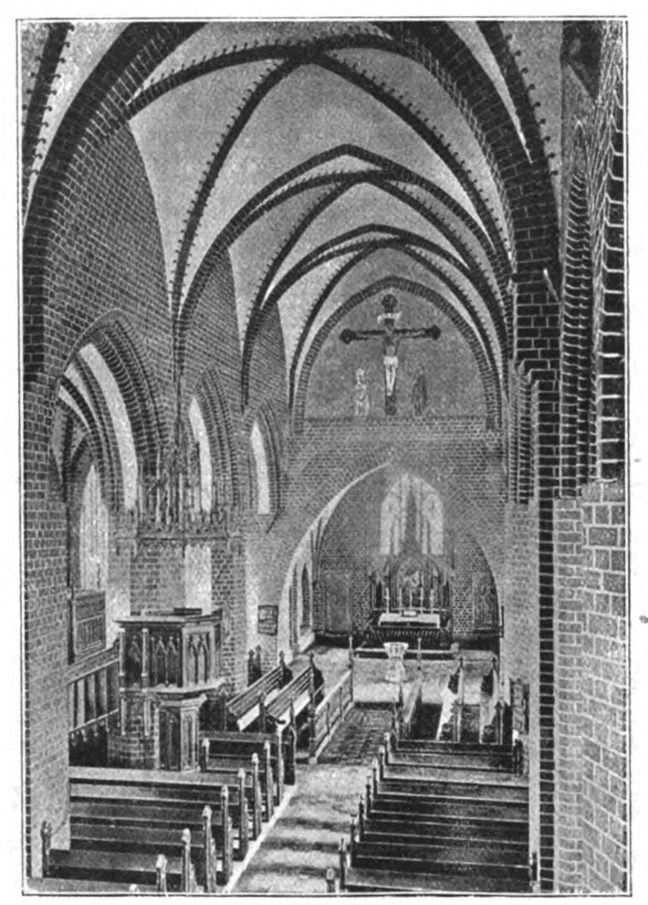
Nirgend Entsteinung des Steins, auch im Inneren der Kirchen nicht. Es lag einfach im Gesetz der Schönheit und der Bauidee, daß auch das Innere, wo nicht die Flächen von Bildern eingenommen waren, in den roten Farben »des Rohmaterials prangte«. Beweis dafür ist Doberan, das nie übertüncht war, Beweis dafür ist ein

reißenden Wucht der Türme. Wie ist das Problem der beiden Welten, die sich im Menschsein vereinigen, hier angepackt und siegreich gelöst! Nirgend wird der Zusammenhang mit der Erde verloren; und die Überwindung der Schwere geschieht nie mit überschwenglichen Mitteln, nirgend krampfartig, sondern ruhig und sicher und feierlich. Wie jämmerlich bleibt die Formensprache von Klassizismus und Barock hinter dieser großen und edlen Würde zurück: Scheinkultur hinter Wesenskultur.

Auch das schwer lastende Dach, das in Süddeutschland als Ausdruck rein deutschen Sonderempfindens erst am Ausgang der Gotik auftritt, wird im Norden schon in frühester Zeit fast überall verwendet, auch ein Ausdruck des Erdenschweren und zugleich des sicher Schützenden, ruhig Behütenden. Erst die zum



Eingangspforte einer mecklenburgischen Dorfkirche



Inneres einer mecklenburgischen Dorfkirche

kultivierter Geschmack, der sich in einer übertünchten Kirche ernüchtert und enttäuscht, im Raum mit roten Backsteinfarben dagegen erhoben und befreit fühlt. Ganz herrlich wirken auch hier wieder, abgesehen von der ruhigen Schönheit der Farbe, die breiten Fugen, die im Verbande die Einzelwesen kenntlich machen und der Entsteinung entgegenwirken. Ein andres Material konnte der echte Niederdeutsche eigentlich gar nicht zum Ausdruck seiner Seele gebrauchen! Es gehört ebensoviel Unverstand wie barbarische Geschmacksverwilderung dazu, das Kircheninnere zu tünchen. In den alten preußischen Provinzen, vor allem um Berlin herum, ist man, wohl unter dem kulturfeindlichen Einfluß der Großstadt, schon so weit gesunken, daß man die alten Kirchen von außen verputzte und sogar jetzt noch verputzt. Andernorts dagegen, fern von Berlin, hat man sich auf sich selbst besonnen, und viele Kirchen in Mecklenburg und Hannover sind innen von der gemeinen Tünche befreit und, wenn auch nicht alle mustergültig, so doch viele vortrefflich und einige vorbildlich wiederhergestellt. Zu diesen vorbildlichen Wiederherstellungen gehören der Johannisdom und die Nikolaikirche in Lüneburg. Aus der Tünchung der Innenräume spricht derselbe Tiefstand unsrer Kunst- und Kultur- und Heimatempfindung wie aus dem Überwuchern der Verputzbauten zuungunsten des edlen Rohbaues. Der gewöhnliche Niederdeutsche unsrer Zeit merkt nicht nur nicht die gemeine Emporkömmlingsgedunsenheit und Häßlichkeit des Verputzbaues gegenüber der vornehmen und freudigen Sicherheit des Rohbaues; er findet ihn sogar noch schöner. Auch sind die Augen unsrer Zeit so entartet, daß sie keine Sinneswerkzeuge mehr haben für die Empfindung edler und ruhiger Farben. Daher der trostlose Anblick unsrer heutigen Städte gegenüber dem farbenfrohen mächtigen Eindruck einer alten hansischen oder deutschordensritterlichen Backsteinstadt.

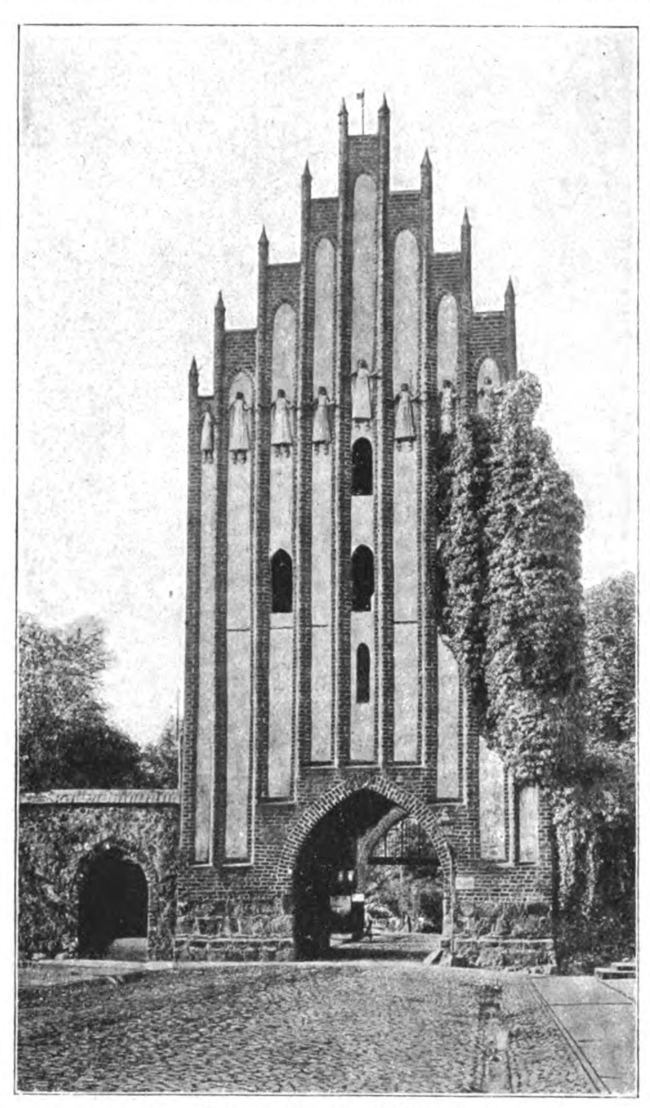


Marienkirche in Stendal (Blick auf den Chor)

Rathaus in Königsberg in der Neumark



Der deutsche Kunstgeschichtler geht an der Backsteingotik vorüber: erstens weil sie rein deutsch ist, zweitens weil er sie deshalb nicht kennt, und drittens weil sie, wenn er sie kennt, nicht in seinen gotischen Lehrbegriff paßt. Keine Entsteinung des Steins, sagte ich, aber auch kein Rausch der Linien, keine Auflösung zur reinen Funktion! In den Kathedralen haben wir zwar noch einheitliche Bewegung nach oben und in die Tiefe, aber wie ist diese von Jugend auf abgeschwächt und verlangsamt, teils durch die Sterngewölbe, teils durch die runden Säulen oder achteckigen gekehlten Pfeiler, an denen spärliche Dienste hinuntergleiten, nicht hinaufstreben, und manches andre. Oft sind mächtige Flächen eingeschoben, der Blick stößt überall auf Ruhepunkte, und beide Seiten des Menschseins sind betont und beleuchtet, bis dann in den Hallenkirchen die Bewegung durch den ganzen Raum flutet und das gedankenmäßige Hinaufstreben des fränkischen Linienspiels ersetzt ist durch eine gefühlsmäßige, wahrhaft weihevolle Weite: Logik des Gefühls statt Logik des Gedankens. Das großartigste Beispiel der Backsteinhallenkirche ist Danzigs Mariendom, leider innen elend übertüncht; das



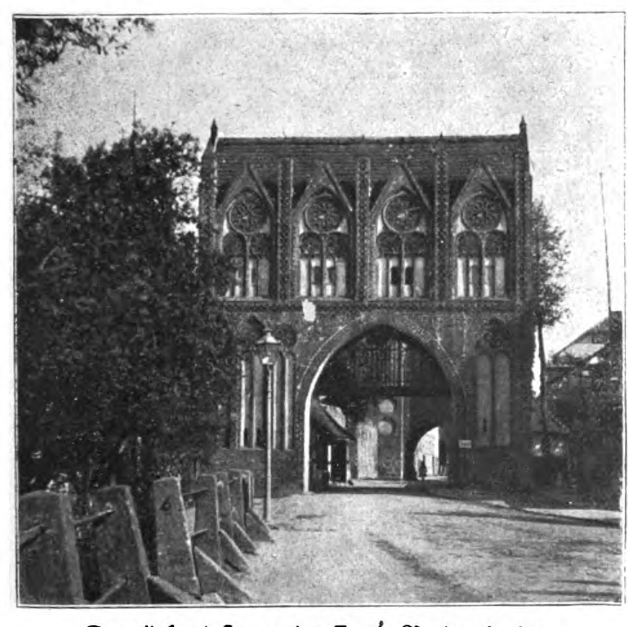
Das (innere) Stargarder Tor in Neubrandenburg

schönste Beispiel der Backsteinkathedrale ist das Doberaner Münster und das für die ganz norddeutsch umgewandelte Kathedrale die Georgskirche in Wismar. Man weiß nicht, welcher Form — der Kathedrale oder der Halle — man den Vorzug geben soll; in beiden Arten und in ihren Übergängen werden die großen Anliegen der doppelteiligen Germanenseele erhaben und erschöpfend vorgetragen. Niemals ist die eine Welt allein betont. Man lasse einmal das erdige Hinauf des Doberaner Münsters, die würdige Weihe der Stendaler Marienkirche und die fast flutende, flächenumspülende Ideengestaltung des lüneburgischen Johannisdoms unvoreingenommen auf sich wirken!



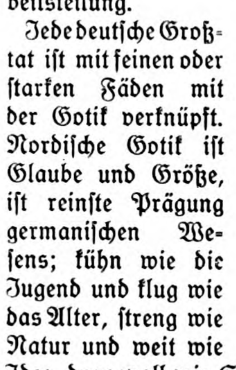
Tor in Thorn

Natürlich wollen die Burgen und Bürgerbauten nicht aus den Tiefen der Germanenseele schöpfen wie die Kirchen. Aber sie haben häufig doch eine ähnliche, alles Große umfassende oder andeutende Wirkung. Die Nordwand des lübischen Rathauses, diese Wand ohnegleichen, das Stralsunder Rathaus, die Marienburg und Marienwerder sagen mehr als Bürger- und Ritterstolz. Auch hier die markige Erdennähe und ihr Seitenstück, das reine und klare Überwinden, immer mit andern Mitteln erreicht, in Lübeck durch die vier Minarette, in Stralsund durch die Türmchen und Sterne, in den Burgen durch die Unnachahmlichkeit der Verhältnisse. Ein Riesenkunstwerk eigner Art ist das leider klassizistisch entstellte Rathaus in Thorn, das Backsteinvorbild des Messelschen Warenhauses. Eine berückende Mannigfaltigkeit, wenn man damit wieder das Rathaus in Königsberg in der Neumark vergleicht, dessen stolze und strenge Haltung durch die Zierformen nicht im geringsten abgemildert wird. Alles edel, und nichts verspielt. Und in der größten Einfachheit und in der größten Mannigfaltigkeit immer gleich vollendete Formung der selig-unseligen Germanenseele, ob Gotteshaus, Burg, Rathaus, Stadttor oder Bürgerhaus. Eine

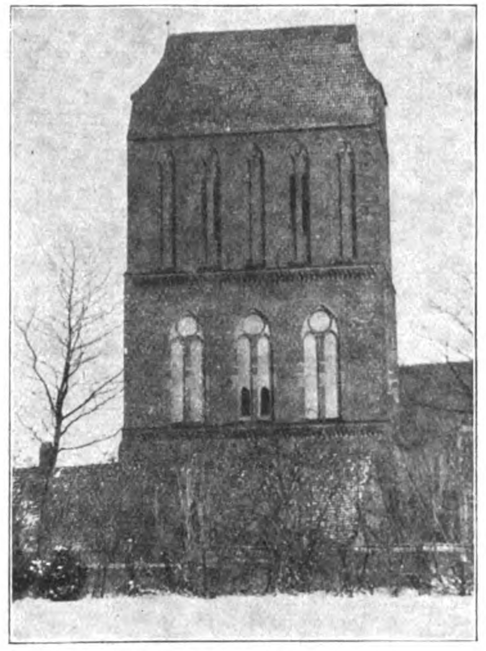


Das (äußere) Stargarder Tor in Neubrandenburg

der genialsten Leistungen der bürgerlichen Gotik sind die Doppeltore Neubrandenburgs: das innere Tor betont nur das jauchzende, siegreiche Aufwärts, das äußere die markige, mit Zierde verbrämte Erdenschwere — eine beispiellos schöne Arbeitsteilung.



Jede deutsche Großtat ist mit feinen oder starken Fäden mit der Gotik verknüpft. Nordische Gotik ist Glaube und Größe, ist reinste Prägung germanischen Wesens; kühn wie die Jugend und klug wie das Alter, streng wie Natur und weit wie Idee, drangvoll wie Safttrieb und keusch wie Versonnenheit, voll fordernder Phantasie und genialster Beschränkung, manchmal erschütternd, immer befreiend.



Der Dom in Güstrow

Die Backsteingotik ist nicht eine Spielart, sondern die vollendete und edelste Form der Gotik überhaupt. Zum großen Teil liegt das an den Bedingungen des rein germanischen Nordens, der sein Germanentum in steten Kämpfen verteidigen mußte, zum Teil aber auch an den Bedingungen des Materials, das dem nordischen Formenwillen zu Hilfe kam wie kein zweites. Zuerst sieht der Backstein dem Haustein gegenüber wie ein Verzicht aus. Diese Beschränkung aber sichert ihm die Überlegenheit. Nirgend wird der Baugedanke so rein betont wie im Backsteinbau. Er zwingt zu edler Einfachheit und schützt vor Übertreibung und Gespreiztheit. Die großen Flächen und scharfen Ecken, die klaren und bedeutenden Umrisse und die Gebundenheit der Linie in ihrer vornehmen Beschränkung sichern eine wahrhaft edle Größe. Dazu kommt die Überlegenheit der wunderschönen violettroten Farbe des Backsteins gegenüber dem grauen Haustein: glücklich paßt sie sich in die Ebene ein und hebt sich doch zugleich von ihr in edler Abtönung, bei Regen und Sonnenschein in der schweren Luft des Nordens gleich vollendet wirksam.

Hier haben wir wahre Heimatkunst. Ja, der Weg zur Backsteingotik führt zu den Quellen wahrer Kultur, das heißt zurück zu großen Maßstäben. Laßt uns das Große der Heimat wieder sehen, dann werden wir uns selber messen lernen! Es heißt nicht zurück zur Gotik überhaupt, sondern hin zu der Grundstütze für ein neues Vorwärts. Wenn dieses Vorwärts sich dann, die deutsche Kultur dort wieder anknüpfend, wo sie leider unterbrochen wurde, an die Formen der Backsteingotik anschließt oder gar diese Formen in sich verarbeitet, so wäre das kein Schade, ist aber an sich nicht notwendig.



Frauenkopf aus einem lübischen Sippenaltar



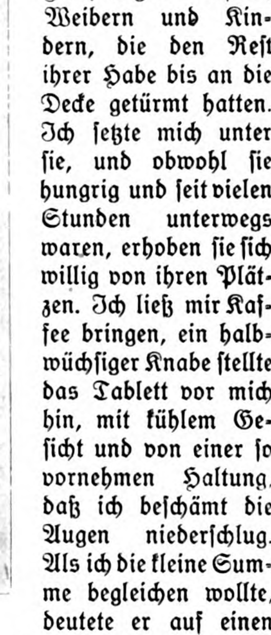

Im Hause der Glückseligkeit

Aufzeichnungen eines Sanitätssoldaten aus der Türkei

Von Armin T. Wegner

Türkische Leute

Ich habe oft gedacht, daß, so weit ich auch in der Welt umherkam, mir selten Menschen so bald an das Herz gewachsen sind wie in diesem Lande. Unter allen Eindrücken fremder Landschaften, Paläste, Zeltlager stehen diese Bilder kindlicher Schwäche und Sanftmut, die sich leuchtend aus dem verwirrenden Kreis der Tage hervorheben. Aber auch hier war es nicht der Zauber farbiger Gewänder, seltener Pflanzen oder die Verlockungen einer mir unbekannten Sprache; immer blieb es die unverdorbene menschliche Art, die aus der ungewohnten Verkleidung zu mir aufsah. Ich denke hier nicht an die Beamten und höheren Offiziere, so sehr ich ihre kalte Höflichkeit bewundre, von denen ich glaube, daß sie in ihrer eigensüchtigen Art das Unglück dieses Landes bedeuten müssen. Vor meiner Erinnerung stehen Krämer und Handwerker, Bauern und Soldaten, denen ich auf meinen Reisen durch das Land und die Städte begegnet bin. Der Bootsführer, der in seinem Kaik den Tag über vor der Brücke auf den Wellen schaukelt, der Lastträger, der durch ein Gewimmel schreiender Menschen ein Gewicht von zweihundert Okken auf seiner Schulter trägt, der magere griechische Diener auf der Matte vor meiner Tür; um Mitternacht erhebt er sich, um einer geringfügigen Sache willen aus dem Schlaf gerufen, und tritt mit lautlosen Sohlen an mein Bett. Die stille Genügsamkeit all dieser Menschen beschämt mich, die bei einer Schüssel Reis und ein paar Zigaretten zufrieden ist, die sich tagelang von trockenem Brot nährt, ihr bescheidenes Auftreten, das mir so oft den Weg erleichtert hat, immer empfänglich für einen kleinen Scherz, und das so bald unsre Liebe gewinnt mit einer zarten Geste der Gastfreundschaft: Was ich habe, gehört auch dir!

Türkischer Bettler

Ich entsinne mich eines Abends in Lapsaki. Es war drei Tage nach der Zerstörung der Stadt. Die engen Räume eines Kaffeehauses waren mit Flüchtlingen überfüllt, Weibern und Kindern, die den Rest ihrer Habe bis an die Decke getürmt hatten. Ich setzte mich unter sie, und obwohl sie hungrig und seit vielen Stunden unterwegs waren, erhoben sie sich willig von ihren Plätzen. Ich ließ mir Kaffee bringen, ein halbwüchsiger Knabe stellte das Tablett vor mich hin, mit kühlem Gesicht und von einer so vornehmen Haltung, daß ich beschämt die Augen niederschlug. Als ich die kleine Summe begleichen wollte, deutete er auf einen fremden Mann: »Herr, er hat dich gebeten, sein Gast zu sein.« Ich begann ihnen von meinen Schicksalen aus Polen zu erzählen; einer stand auf, breitete die flache Hand aus und deutete auf die Spitzen seiner Finger. »Inglesi,« sagte er und pustete mit den Lippen darüber, als wollte er sie alle in das Meer jagen. »Gott gebe es!« riefen sie. Inzwischen stellte man eine zweite Tasse vor mich hin, und wieder deutete der Knabe auf einen Mann in der Menge. Mit unerbittlicher Miene brachte er das Geld zurück, das ich im Aschenbecher verborgen hatte. Sie, die vor drei Tagen noch ihr Haus, ihre Felder,



Öffentlicher Briefschreiber

ihre Heimat verloren hatten, bewirteten mich mit ihrer Freundschaft, ihrer Unterhaltung, ihren Geschenken, bis ich grüßte und still hinausging, gedemütigt von so viel Liebe.

Eines Tags hatte ich einen alten Konak in Skutari einzurichten. Alle Räume des Frauenhauses waren mit Staub und Spinnweben bedeckt. Man hatte mir drei Soldaten zu Hilfe gegeben; wir rissen die Holzgitter der Fenster heraus, und ich zeigte ihnen, wie man mit einem Lappen voll Wasser die Glasscheiben reinigt. Ungläubig nahmen sie das Tuch in die Hand; aber als ich nach einer Weile zurückkehrte, saßen sie mit ihren durchnäßten Kleidern in den seidenen Polstern, drehten sich lächelnd eine Zigarette und boten auch mir zu rauchen an. Ihre Augen blickten mit einer so überzeugenden Unschuld zu mir auf, daß ich, ohne ein Wort des Vorwurfs zu sagen, selber die Arbeit beendete. Gern denke ich auch an die herzliche Art der türkischen Krankenpfleger, die uns auf den Lagerplätzen des Halbmonds die Kisten aufbrachen; mit unermüdlichem Eifer versuchten sie uns die Schönheiten ihrer Sprache zu offenbaren. »Bir-iki-ütsch-dörtbesch« begannen sie mit singender Stimme, sobald wir den Hof betraten, und streckten die Finger ihrer patzigen, mit den Farben aller Pulver beschmierten Hände in die Luft. »Mund,« sagten sie und verzogen die Lippen zu einem Grinsen, »Augen,« und rissen an den Wimpern, »Ohren«, sie saßen rotglühend und breit wie die Henkel an einem Topf. Hier schienen ihre Kenntnisse des menschlichen Körpers erschöpft, bis einer mir plötzlich seine hellrote Zunge unter die Augen streckte; ich hatte Muße, sie zu betrachten.

Da sind ferner die türkischen Feldgendarmen mit ihrer geschäftigen Höflichkeit. Den Halbmond aus Messingblech um die Schultern gehängt, gingen sie in ihren saubergewichsten Stiefeln ruhig zwischen den Menschen des Alltags umher. Unterwürfig legten sie um einer kleinen Gefälligkeit halber oft beschwerliche Wege zurück. So begleitete mich eines Nachts ein Polizist durch Gassen der Vorstädte von Skutari, als man mich zu Pferde nach einem entfernt gelegenen Lazarett gerufen hatte, um ein Bündel Wäsche zu holen. Ich hatte sie an einem Strick über den Sattelknopf gelegt, aber das Tier scheute vor der schaukelnden Last, die ihm gegen den Hals schlug. Da nahm er selbst das schwere Bündel über die Schulter und lief keuchend neben mir her durch ein Gewirr enger und finsterer Gassen, während ich im Galopp über das Pflaster sprengte.



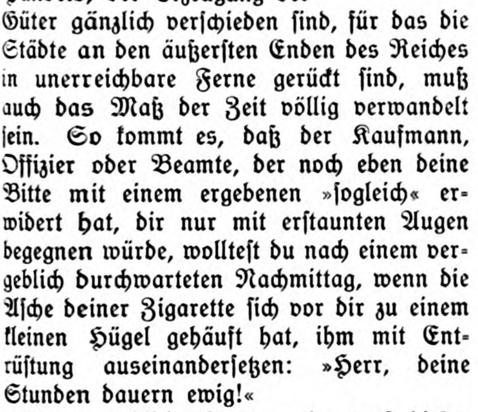
Türkischer Koch

Alle diese Menschen waren von einer rührenden Einfalt, die mich oft in Erstaunen setzte und mich gegenüber den allzu



Bei den türkischen Krankenpflegern des »Roten Halbmondes«

aufgeweckten Brüdern unsrer nördlichen Völker mit Neid erfüllt hat. Daß sie trotz alledem schwerfällig sind und zu einem Handgriff einer Mühe von Stunden bedürfen, wird dem nicht verwunderlich scheinen, der sich einmal mit dem Maß der Schritte und der Seelen dieses Weltteils vertraut gemacht hat. In einem Lande, wo Entfernungen, die für uns nur wenige Stunden bedeuten, eine Reise von vielen Tagen erfordern, wo die Bedingungen der Arbeit, des Handels, der Erzeugung der Güter gänzlich verschieden sind, für das die Städte an den äußersten Enden des Reiches in unerreichbare Ferne gerückt sind, muß auch das Maß der Zeit völlig verwandelt sein. So kommt es, daß der Kaufmann, Offizier oder Beamte, der noch eben deine Bitte mit einem ergebenen »sogleich« erwidert hat, dir nur mit erstaunten Augen begegnen würde, wolltest du nach einem vergeblich durchwarteten Nachmittag, wenn die Asche deiner Zigarette sich vor dir zu einem kleinen Hügel gehäuft hat, ihm mit Entrüstung auseinandersetzen: »Herr, deine Stunden dauern ewig!«



Unsre nördliche Strenge aber muß diesen Menschen stiller Beschaulichkeit zur unüberwindlichen Schranke werden. Stets, wenn ich es erlebte, daß deutsche Offiziere mit ihren Dienern, Vorgesetzten oder Untergebenen in Streit gerieten, schien mir der Grund nur darin zu liegen, daß sie diese Seelen, die sich stets ungern fremdem Menschentum öffnen, mit dem Maßstab ihres eignen Erlebens zu vergewaltigen drohten. Lebhaft steht mir ein Morgen in einem der Landungshäfen Gallipolis im Gedächtnis, an dem ein hoher deutscher Offizier vergeblich auf das Automobil wartete, das bestimmt war, ihn in das Hauptquartier zu tragen. Laut erfüllte er die Luft mit seiner gebieterischen Stimme, verlangte in atemloser Folge nach dem Fernsprecher, den Feldgendarmen, den Polizeioffizieren, und überschüttete den Kommandanten, einen kleinen Lehrer aus der Provinz, der sich nicht ohne einen Anflug von Stolz »Professeur de l'école d'Halep« nannte, mit einer Flut von Befehlen. Die Soldaten, die Wachtposten, die Feldwebel, alle suchten mit dem Ausdruck sanftmütiger Ergebenheit seinen Wünschen zuvorzukommen. Aber als er aufgebrochen war, trat der Kommandant, mich in sein Zelt ladend, mit einem Lächeln zu mir: »Pourquoi cri-t-il toujours?« ... Solange wir es nicht lernen sollten, uns von dem engen Kleide unduldsamer Überhebung zu befreien, wird unsre Stellung in den Reichen des östlichen Festlandes nie eine bodenständige werden. Die überhebliche Lust, zu erziehen,



Türkische Frauen beim Sonntagsausflug

wird das wachsende Vertrauen oft für immer vernichten. Diese Menschen scheinen mir der Einfalt von Kindern nahe, die eher Schläge hinnehmen als eine kalte Gerechtigkeit; eine hochmütige Miene kann ihr Gesicht mit eisiger Kälte überziehen, ihre Seele zu grenzenlosem Hasse verzerren. Ja, ich habe es begreifen gelernt, daß selbst Offiziere, deren Anschauungen in einer neueren Zeit wurzelten, und die ihre Abneigung gegen das Europäische, ihre krankhafte Eifersucht, mit erstaunlicher Beherrschtheit hinter einer lächelnden Freundschaft verbargen, einmal verletzt, in einen solchen Wirbel der Gefühle gestürzt wurden, daß ihr Denken nur noch von dem einen Wunsche erfüllt war, ihren Beleidigern zu schaden, selbst wenn das mit einem Nachteil für die eignen Genossen ihres Volkes verbunden war.

Aber stärker als all dieses rührte mich die stille Ergebenheit dieser Menschen in ihr Schicksal, die die schwersten Niederbrüche mit einer stets gleichen, heiteren Anmut entgegennahmen. Auch hier war es der geringe Mann, der mir durch seine demütig-ergebene Art an das Herz griff. Die schlichte Selbstverständlichkeit, mit welcher der Bauer und Handwerker den Verlust seiner Habe, Flucht und Vertreibung, der Soldat Krankheit und Tod empfing, gehören zu den erschütterndsten Bildern, die immer in mir lebendig bleiben, bewundernswerter als aller Zorn gegen Schicksal und Unvernunft, denen wir daheim in den Städten so oft begegnen. Mag auch in dieser Ergebenheit die Ursache kraftloser Zufriedenheit liegen, der müßige Schlaf vieler gesunder Wünsche, die den Grund des Stillstandes dieser Völker bedeuten, so dürfen wir doch nie vergessen, daß sie auf der andern Seite die Ursache vielen Glückes, die Überwindung des Leidens, Heiterkeit und Unschuld bedeuten. Ich für meinen Teil halte es für einen der köstlichsten Schätze, die ich aus den Ländern des Ostens in die alte Heimat trug, daß ich es lernte, den jähen Veränderungen des Lebens mit jener Ruhe gegenüberzutreten, die an das einmal Geschehene keine unfruchtbaren Kräfte mehr verschwendet und sich in den Kreis jener überschauenden Muße einschließt, die nicht weniger das Glück und die Forderung aller geistig Schaffenden ist. Ich meine auch, daß es frevelvollen Hochmut bedeutet, wenn wir Völker des nördlichen Erdteils mit unsrer raschen, alle Weiten der Gegenwart so schnell überwuchernden Nützlichkeit, die dem Wachstum einer Balsamine nicht unähnlich ist, auf diese Enkel uralter Kulturen herabschauen. Wenn inmitten lärmender Soldaten, im Gewühl der Basare, auf dem Deck menschenüberfüllter Schiffe der Lastträger, der Soldat, der Karawanenführer seinen Mantel entfaltet und, allein von dem Gefühl seiner Seele getragen, in die Knie fällt, so scheint mir diese Gebärde selbstloser Hingabe zwingender zu sein als jedes laute Bekenntnis vaterländischer Überzeugung. Nie fühlte ich mich diesen Menschen fremder Völkermassen so nahe wie in dieser Stunde, wenn die Dämmerung rasch, mit schwarzen Schatten herabsank und flammende Wolken ihren Widerschein gegen den Himmel warfen, wenn sie auf einsamer Fahrt durch Wüste und Heideland, in der Unendlichkeit des Meeres, in den Tiefen der Nacht mit trostbedürftigen Seelen leise zu singen begannen. Dann fühlte ich, an ihre Schulter geschmiegt auf dem Führersitz ihres Wagens, neben ihnen über den steilen Paß der Gebirge schreitend, an das schmale Deck morscher Segelboote geklammert, mit ihnen verschwistert die bebende Seele vor der Gewalt dieser Natur erschauern.

Mir scheint es schließlich auch nicht im Widerspruch damit zu stehen, daß die gleichen Männer, die uns noch eben durch ihre kindliche Anmut erfreuten, uns durch die keusche Seele ihrer Lieder erzittern machten, einen Augenblick später bereit erscheinen, ihre Freunde zu verraten, ihre Gefangenen hinzumorden, Städte und Häuser zu verbrennen und, zu Bestien verwandelt, ihre Feinde auszurauben und ihre Leiber zu schlachten. Ich glaube, daß sie wie gutmütige und treue Hunde sind, die nie eine böse Handlung vollführen werden, solange sie einen gütigen Herrn haben, die aber, einmal in die Gewalt unrühmlicher Machthaber gestellt und an die unnachgiebigen Triebe entschlafener Zeiten erinnert, blind und mit der Blutgier gehetzter Tiere auch das Erhabenste zwischen ihren schuldlosen Zähnen zerreißen werden.

Der Teppich

Gelobt sei der Meister dieses Teppichs! ... Wenn ich in der brennenden Sonne durch die Stadt schreite, kommt der Händler



mit schlürfenden Schritten hinter mir her. Er ist klein und verwachsen, sein linkes Auge schielt blutunterlaufen zu mir herauf. Er trägt die Last der Ballen auf seinem Buckel, jetzt wirft er sie in den Staub; er breitet den Teppich mitten auf das Pflaster der Straße. Welche Landschaft tut sich vor meinen Augen auf! Dieser Teppich ist bunter und herrlicher denn die Blumen der Palmengärten. Orangen und Mandarinen leuchten aus seinem Dickicht, Granatäpfel und Zitronen entfalten ihre roten und weißen Blüten. O lieblichster Garten, in dem meine Augen spazierengehen, zwischen dessen Rosenlauben ich mich wandelnd verliere! O Sonnenauf- und niedergang, du dunkle Schwüle der Gewitter, wenn rotglühend der Staubsturm über die Steppe dahinfährt ... Alles ist in ihm und alles redet aus ihm.

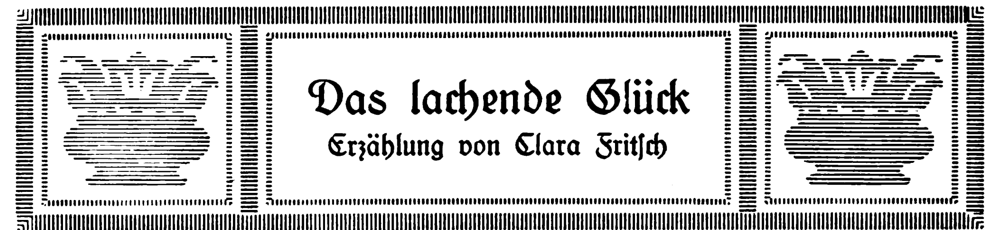
Ich will diesen Teppich kaufen, Achmed. Welchen Preis willst du fordern? Und sollte er fünfzig Pfund kosten, ich will sie dir zahlen! Ist dies nicht der Tisch, von dem wir speisen, die Decke, die uns warm hält, der treue Gefährte unsrer Wanderungen, wenn sein freundliches Bild über den Rücken der Reittiere herabhängt? Unser Haustier, das schweigend zu unsern Füßen ruht, das unsre Sohlen zärtlich streichelnd berühren, wenn wir müde in den kahlen Raum der Herberge treten, in das regendurchnäßte Zelt in der Wüste, und breiten ihn in den Staub, um darauf zu schlafen? ... Doch was sagtest du: zwanzig Pfunde? Ich will dir den Rest meiner Barschaft geben. Ich bin nur ein armer Soldat, Achmed. Zehn Pfunde, das ist alles, was ich besitze. Wenn ich diesen Teppich lobte, so tat ich es, um deinen Ruf zu verbreiten, daß die Leute auf der Straße stehenbleiben, um von dir zu kaufen. Aber glaube mir, dieser Teppich ist nicht mehr als vier Pfunde wert.



Türkische Frau beim Wasserschöpfen

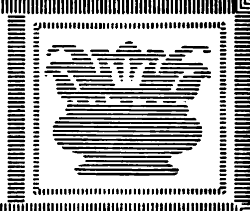
Seine Maschen sind locker geknüpft wie ein ausgeweiteter Strumpf, die Motten haben ihn zerfressen, eines Tags wird er in meinen Händen zu Staub zerfallen ... Du lächelst? Du willst mir seine Geschichte erzählen? Dieser Teppich hat tausend Geschichten, und jede ist furchtbarer und schrecklicher als die andre; er ist das unergründliche Märchen, das nie ein Ende hat. Drei Geschlechter webten an ihm und starben darüber hin, in ihn knüpfte eine alte Frau die Perlen ihres Kummers und ihrer Tränen, hauchte ein brustkranker Jüngling seinen letzten Seufzer. In seine Decke gerollt, verbarg sich der schwarze Eunuche, als die Mörder bei Nacht in das Schlafzimmer seines Herrn drangen, ihn zu töten. Giftige Seuchen haften an seinen Fäden. In ihn wurden die Pestleichen geschnürt, hinter denen der fromme Pilger herzog, sie in heiliger Erde zu bestatten. Dieser Teppich ist mein Tod, Achmed. Willst du, daß ich daran sterbe? ... Du willst ihn zusammenschlagen? ... Wie? ... Du willst ihn mir schenken? Und was werde ich dir geben? Meinen Rock, mein Hemd, meine Stiefel? Willst du, daß ich nackt über die Straße gehe? ... Zwölf Pfunde will ich dir geben und einen Piaster für deinen Knaben. Ich werde mich zwei Monate von Datteln nähren und trocknem Brot. Ich werde meine Kleider, meine Bücher, meine Wäsche verkaufen; und sollte ich mich zu den Bettlern in den Torweg stellen und die Frauen um ein Almosen bitten ... Denn ich bin unsterblich verliebt in diesen Teppich; wie der Jüngling sein Mädchen liebt voll verzehrender Leidenschaft, so träume ich von ihm bei Tag und in den Nächten, und wenn ich ihn in Gedanken vor mir ausbreite, so beginnen seine Farben in der Stille zu singen und schläfern mich ein wie die lieblichste Musik ...

Gelobt sei der Meister dieses Teppichs!



Das lachende Glück

Erzählung von Clara Fritsch



Isa Westland ließ die feine Stickerei aus der Hand sinken und sah der untergehenden Sonne nach, die hinter den grauen Mauern von Blochmanns chemischer Fabrik verschwand wie hinter einer Theaterkulisse.

Die Luft war schwer vom Duft des frischgemähten Heus. Der kam über die Wiesen herüber, an die Doktor Westlands Garten stieß. Dazwischen lief die Brache, ein dürftiges und etwas trübes Wässerchen, in dem die alte Kathrin Helmis Schiffchen schwimmen ließ und weiter unten die Vorstadtkinder lachend und lärmend mit nackten Füßen plantschten.

Isa stemmte beide Arme, die fest und glatt und fein getönt wie Elfenbein aus zarten Spitzenärmeln ragten, auf das rauhe Holz des Gartentisches. Mit einem müden Schulterzucken legte sie den Kopf zur Seite und sah über die verflochtenen Finger zu Helmi hin, der unlustig und mühsam an Kathrins Seite den Gartenweg entlang stampfte, das zarte Figürchen welk und matt, wie eine Blume auf gebrochenem Stiel.

Über Isas Lippen kam ein Atemzug, der wie unterdrücktes Schluchzen klang. Immer nur das e i n e — sie konnte nur das e i n e denken.

»Mit gegebenen Dingen muß man fertig werden können, nur Schwächlinge verbeißen sich halt- und würdelos in ihren Schmerz.« Das hatte er über seine Lippen gebracht. Wie maßlos bitter sie das machte! In seinem Beruf, dachte sie dann gleich mit einer weicheren Regung, da gibt es so viel Not und Elend, das macht den Menschen schließlich stumpf.

Sein Beruf — sie lachte bitter auf. Als Mädchen hatte sie sich's schön gedacht: ein Helfer, ein Retter der armen, leidenden Menschheit. Jetzt ekelte ihr davor. Was waren das für Menschen, die zu ihm kamen, zu denen er ging! Elende Armenpraxis — Kassenkranke. Und um die war das Unglück geschehen!

Wie tödlich ernst er seine Pflichten nahm: der Übereifer des Anfängers, des jungen, wenig beschäftigten Arztes. Und von ihr verlangte er, daß sie den Ekel überwand, ihm während seiner Sprechstunde mit kleinen Hilfeleistungen zur Hand war.

Zuerst hatte sie lachend sich geweigert, dann, als die erzieherische Maßregel ihr zum Bewußtsein kam, sich geärgert. Ganz erleichtert war sie, als sie eines Tags eine Anzeige im Tageblatt fand, in der ein junges Mädchen Stellung bei einem Arzte suchte. Mit einem fröhlichen Ausruf wies sie darauf hin: »Das wäre was für dich!«

Er hatte die Zeitung stumm beiseitegelegt.

Am Abend, als er endlich frei und allein mit ihr war, nahm er ihr schönes dunkles Gesicht in seine beiden Hände: »Nicht feige sein, tapfer und hilfreich will ich meine Frau!«

Ein seltsames Gefühl von Kraft und Festigkeit kam über sie, sie drückte nur schweigend seine Hand.

Am andern Tag war es geschehen.

Nein — nicht dran denken!

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, in die die dunklen Haare tief hineingewachsen waren: Nicht dran denken! —

Ein unbeschäftigter Arzt war er längst nicht mehr, morgens und nachmittags, in seinem Wartezimmer war kein Stuhl mehr frei. Aber ein Armeleutegeruch war in der Wohnung, der zog selbst durch die geschlossenen Glastüren hinüber in ihr Reich.

Zuweilen regte sich ein praktischer Sinn in ihr, ein leises Rechnen und Bedenken. Auch Ehrgeiz war dabei, unbewußter Strebergeist, der der Offizierstochter im Blute saß. Sollte es nie anders werden? Hätte er nicht Besseres erreichen können? Etwas wie Groll wuchs in ihr darüber, daß er so genügsam war.

Er ließ die Dinge an sich herankommen, so wie sie eben wollten, nur in seinem Beruf, da griff er zu, fest, energisch, und doch weich und zart. Sie überliefen ihn, Tag und Nacht ließen sie ihm keine Ruhe, seine Kranken aus der unteren Altstadt. Wenn er abends in der Wohnstube bei ihr saß,



Edmund Steppes: Kinderbildnis

war er müde, abgespannt — er gähnte oft. Sie wollte dann reden über das, was sie gerade voll beschäftigte: ein Buch, das sie gelesen, oft nur ein Gedanke, der tausend andre in ihr wachgerufen hatte. Aus ihren Augen sprühte heißes Leben. »Flämmchen,« sagte er und griff ihr zärtlich unters Kinn, »nun brennst du wieder lichterloh!« In seinem Lachen war gutmütiger Spott, wohlige Ruhe und das Bewußtsein sicheren Glücks. Sie hörte nur den Spott heraus. »Geh,« sagte sie voll Unmut, »schlaf, sie läuten dich doch bald heraus!« —

Wie deutlich sie die Person jetzt vor sich sah, das plumpe, dicke Weib mit dem aufgedunsenen Gesicht, das an dem Morgen heulend und schreiend bei ihm im Zimmer saß und immer aufs neue ihm beschrieb, wie sie morgens noch bei Dunkelheit in den Gemüsekeller ging und mit dem nackten Arm durch die Fensterscheibe fuhr, die immer offenstand und gerade heute ihr zum Possen von jemand zugeworfen worden war. In zahllosen kleinen Splittern saß das Glas in dem dickverschwollenen, blaugedunsenen Arm.

Wie deutlich das alles wieder vor ihr stand!

Sie saß an der Nähmaschine und nähte emsig an einem weißen Kleidchen für den Kleinen. Es war noch früh am Tage und doch schon sonnenwarm. Die Fensterflügel standen weit geöffnet. Unten auf der Straße rasselten die Gemüsekarren vorbei, vom Markte wehte Syringen- und Maiblumenduft herauf. Irgendwo, ganz in der Ferne verhallten zitternd die Klänge einer Drehorgel: »Bist du's, lachendes Glück?« —

Fröhlich sang sie's mit. Die Luft war blau und dunstig — ein heißer Tag stand zu erwarten.

Da trat ihr Mann ins Zimmer, seine hübsche offene Stirne war gerötet, eine Unmutfalte lag darauf.

»Was ist?« Ganz erschrocken sah sie auf.

»Bitte, komm einen Augenblick herüber,« sagte er geschäftsmäßig.

Seufzend legte sie die Arbeit hin. Aus dem Schlafzimmer drang Helmis fröhliches Gezwitscher. Im Hemdchen saß er noch und strampelte mit runden weißen Beinchen seine Decke fort. Das »Ding« war bei ihm, das neue Kindermädchen, das Kathrin so getauft hatte, und das den Namen nicht mehr losgeworden war, weil er wie kein andrer für sie paßte. Das »Ding« war jung und schlau und dumm und dreist, alles zu gleichen Teilen, und war Isa wie ein Pfahl, der ihr im Fleische saß.

»Vier Wochen kannst du's doch versuchen,« hatte ihr Mann gebeten, denn das »Ding« war eines gelähmten Schneiders Kind und das älteste von neun Geschwistern. Dem »Ding« lachte die Gesundheit aus dem verschmitzten Mäusegesicht, und Helmi hing fanatisch an ihm, denn es konnte lärmen und toben wie ein Junge.

Aus mißtrauischen Augen sah Isa auf die beiden hin: »Geh, spute dich, mach' Helmi fertig, und gieß ihm seine Milch nicht kochend in die Tasse.«

Ein rascher Blick noch in die Runde: stand und lag auch nichts umher, das zu verderben, mit dem Unheil anzurichten war? Vorsichtig zog sie im Nebenzimmer noch beide Fensterflügel zu.

Drüben gab sie sich ehrliche Mühe, ihres Mannes stumme Winke zu verstehen. Sie biß die Zähne aufeinander, mit beiden Händen umklammerte sie den aufgedunsenen Arm, aus dem er mit Messer und Pinzette die Scherben zu entfernen suchte.

Die Frau schrie gellend auf, wenn er die Wundränder auseinanderziehen oder mit dem Messer einen leichten Einschnitt machen mußte. Er konnte ohne örtliche Betäubung nicht weiterarbeiten, aber auch dann noch jammerte sie auf, sobald sie nur das Messer ihrem Fleisch sich nahen sah. Mit aller Kraft suchte sie den Arm Isas Händen zu entwinden.

Die stand erblaßt, mit zuckenden Nerven, aber hielt tapfer aus. Wie in einem Schraubstock hielt sie den verletzten Arm, obgleich der widerliche Anblick ihr physisch übel machte.

Dabei lauschte sie nach außen. Vom Hofe erscholl ein leises, langgezogenes Heulen, das allmählich anschwoll.

Das war Argos, ihres Mannes großer Schäferhund, der auf solche Weise seine Abneigung gegen Militärmusik zu äußern pflegte. Argos' Ohren waren scharf; noch war nicht zu erkennen, was für diesmal in seiner Hundeseele so unbehagliche Gefühle auslöste.

Da — ganz in der Ferne leiser Paukenschlag, dann Trommelwirbel, schon deut-



licher vernehmbar. Nun die Musik, erst leise, dann anwachsend: Rum—da—ra! Rum—da—ra! Taktmäßiger Schritt, der nah und näher kommt. Jetzt heulte Argos stein- und beinerweichend. O weh, dachte Isa, nun holen sie drüben beim Regimentskommandeur die Fahne ab, da müßte ich bei Helmi sein.

Für einen Augenblick nur ließ die Spannkraft ihrer Finger nach — da fuhr der Arm mit einem Ruck empor.

Voll Ärger sah ihr Mann sie an: »So halt doch fest, zum Donnerwetter!«

Sie preßte stumm die Lippen aufeinander.

Schrill klang die Musik herauf und brach dann plötzlich ab. Und nun scharf wie ein Messer das Kommando: »Bataillon halt! Mit Gruppen links schwenkt, marsch! Halt! Richt't euch!«

Von ihrem Platze sah Isa bis hinüber in den heckenumwachsenen Garten des Kommandeurs. Zwei Offiziere verschwanden dort im Hause und kehrten gleich zurück, den Unteroffizier in ihrer Mitte, der die Fahne trug. Die Sonnenstrahlen blitzten auf all dem Rot und Gold. Ein leichter Wind blähte die zerfetzte Fahne auf. Und nun, bei ihrem Nahen das Kommando, hell und weithin schallend: »Achtung! Präsentiert das Gewehr!« Und dann, mächtig und gewaltig einsetzend der Präsentiermarsch.

Durch Isas Glieder rann es heiß. Sie war nicht mehr in ihres Mannes Zimmer, nicht mehr bei ihm, der eben mit einem unerhörten Aufwand von Sorgfalt, Zartheit und Geschicklichkeit aus der Patientin Arm den letzten Splitter zog, sie war mit Leib und Seele und allen ihren Sinnen da unten bei dem Schauspiel, das sich abrollte.

»Fahne eintreten! Achtung, das Gewehr über! Mit Gruppen rechts schwenkt, marsch!« Fröhliche Klänge, ein flotter Marsch, taktmäßiger Schritt, der langsam verhallt ...

Vorbei! — Auch Argos heult nicht mehr, winselt nur noch leise und wehklagend wie ein Kind. —

Doktor Westland tupfte vorsichtig die Wunden ab und legte den Verband von Watte und weicher Gaze um den Arm.

Isa erhob sich, man brauchte sie nicht mehr.

Nur ein paar Schritte tat sie.

In dem Zwischengange, der zur Privatwohnung führte, stand das »Ding«, so blaß wie eine Wand, mit schreckhaft aufgerissenen Augen, stumm wie der Tod.

Ein eisiger Schreck kroch Isa über den Leib. Hundert Gedanken auf einmal kreuzten ihr Hirn, flatterten wie Vögel auf und zerrannen im Nebel: die große Schere, die sie auf ihrem Nähtisch liegen ließ — in der Düte die Fruchtbonbons, die sie Helmi nur zerkleinert in sein Mäulchen steckte — die Streichhölzer, ja — jetzt wußte sie's genau, die lagen neben der Teemaschine auf dem Tisch.

Wie der Wind lief sie hinüber.

Da war nichts Schreckhaftes — aber Helmi — Helmi sah sie nicht.

Da tat das »Ding« die zitternden Lippen voneinander und sagte ein ganz sinnloses Wort: »Unten!«

Isa verstand sie nicht. Wie versteinert vor Entsetzen lauschte sie hinaus. Was war denn unten? Wer kam da?

Und nun verstand sie. Gellend schrie sie auf. Sie kamen alle lautlos, sie sprachen nicht. Kaum ein Flüstern ging von Mund zu Mund.

Sie legten den kleinen Körper aufs Bett und gingen wieder, alle — alle.

Träumte sie das alles?

Sie sah ihres Mannes Kopf, der sich tief übers Bettchen neigte, und dachte: Wo kommt er denn her? Und gleich darauf: Das ist er ja gar nicht, er sieht doch ganz anders aus. Der da ist bleich wie der Tod. Und seine Stimme kam aus weiter Ferne und gab Befehle und kurze Anweisungen. Und mit einemmal waren wieder viele Menschen da, die liefen hin und her. Dazwischen klingelte das Telephon.

Sie wollte auch laufen, aber sie konnte nicht, etwas hielt sie fest, daß sie nicht von der Stelle konnte.

Und nun sah sie, daß es der alten Kathrin Arme waren, die sie hielten, und an einem Arme baumelte das Marktnetz, und weiße Spargelköpfe und grüne Salatblätter guckten zwischen den Maschen durch.

Und Kathrins spröde alte Stimme war dicht an ihrem Ohr, die sagte, daß niemand schuld habe, auch das »Ding« nicht, das habe nur in der Küche die Milch gekühlt. Da kam die Musik. Helmi war auf den Tisch gestiegen und hatte selbst das Fenster aufgeklinkt. Ganz ruhig saß er auf dem



inneren Fensterbrett und sah den Soldaten zu. Da kam die Fahne. Und wie die um die Ecke war, da bog er sich heraus und verlor das Gleichgewicht. Die Fahne — nur die Fahne war schuld. Und ihre alten Beine, die hatten nicht so schnell zur Stelle sein können.

Isa bewegte die Lippen: Laß mich doch los, Kathrin, wollte sie sagen. Aber sie wußte nicht, ob sie's gesagt hatte. Sie mußte der Drehorgel zuhören, die war jetzt unten im Hofe und spielte: »Bist du's, lachendes Glück?«

Und dann kam wieder ihres Mannes Stimme ganz von weither, und die sagte: »Er lebt noch!«

Und dann noch einmal, aber viel, viel weiter: »Beide Beine sind gebrochen.«

Und dann war nichts mehr.

Abendschatten lag überm Garten, stärker duftete das Heu. Auf der Wiese zirpten die Zikaden.

Isa strich sich mit der Hand über die Stirne, in die das dunkle Haar seltsam tief hineingewachsen war. Wo war sie gewesen?

Höchste Zeit für den Heimweg. Sie packten den Kleinen in seinen Fahrstuhl und verließen den Garten, den sie draußen vor dem Tor gemietet hatten, und in dem sich jetzt ihr Leben abspielte, von den ersten lauen Vorfrühlingstagen ab bis tief hinein in die letzten sonnigen Spätherbsttage, diesen Garten, in dem kein frohes Kinderlachen und munteres Kinderspiel, kein gutgemeintes Mitleidswort den mühsam erkämpften Frieden ihrer Seele störte.

Ein Gewirr von Gassen und Gäßchen, und überall Kinder: Kinder, die ihre Kreisel trieben und hinter Reifen liefen; Kinder, die lachten, tobten und sich jagten; Kinder, die sangen und sprangen. Isas Augen wurden dunkel, rascher schritt sie aus, rascher stieß die alte Kathrin den Wagen vor sich her.

Was dachte, was empfand der Kleine, der so müde und gebückt in seinen Kissen hockte, hinter seiner Kinderstirn? War ein unbewußtes, dumpfes Ahnen in ihm, daß dieser Weg, den er täglich viermal machte, ein Symbol war seines Lebens, das nichts sein würde als ein einziger großer Verzicht?

Ein siecher Mensch trotz dem geheilten Hüftenbruch; das ganze zarte Nervensystem bis in seine Grundfesten erschüttert. Sie glaubte dem Troste nicht, daß die Jahre das bessern würden. Sie sah, daß der einst so rege Kindergeist wie im Banne lag, und forschte angstvoll nach den Anzeichen eines Leidens, das sie vor sich selber nicht zu nennen wagte.

Kalt stand des Hauses Herd. Sie war das »Flämmchen« nicht mehr, das ihn wärmte. Sie war ein ernstes, stilles Weib, das nur Pflichten, keine Freuden kannte. Wie mit einer Mauer umbaute sie mit ihrem eignen Leben ihres Kindes armes, kleines Leben. Sie hatte für nichts andres Zeit. Schaudernd wies sie von sich, was als Trostesworte gutmeinende Freunde in ihr Ohr flüsterten. Nein, sie wollte keinen Ersatz, kein zweites Kind, das Liebe und Sorgfalt von ihr forderte, das dem Kranken ihre Zeit stahl und in robuster Gesundheit neben ihm emporwuchs, in kindlicher Grausamkeit zu jeder Stunde ihm sein Elend ins Bewußtsein rief.

Sie sah ihres Mannes Augen oft mit stummem Vorwurf auf sich ruhen und fühlte die Kluft, die sich weit und weiter zwischen ihnen auftat. Aber kein Wunsch, sie zu überbrücken, stieg in ihr auf. Trag, was nicht zu ändern ist! dachte sie voll Bitterkeit. Ich muß es ja auch.

Auch in ihm wuchs Bitterkeit und machte ihn hart und ungerecht. Für das Kind geschah, was menschenmöglich war, aber hatte er, dessen Tageslauf kein leichter war, nicht auch Anrechte an das Leben? Er sah nur Trauriges; in den wenigen Stunden, die seiner Häuslichkeit gehörten, wollte er vergessen. Die stillen Abende, wo sie einander schweigend bei der Lampe gegenübersaßen, Gespräche vermeidend, die nur das eine bittere Endziel hatten, wurden ihm zur Qual.

Lastend war die Luft im Hause.

Sie empfand es heute selbst, als sie Helmi gebettet hatte und einsam am offenen Fenster saß. Aus den Ecken kroch die Dunkelheit und wandelte das sonst so behagliche Zimmer zu einem kalten, düsteren Raum. Der Eßtisch stand gedeckt, zierlich und sauber, wie es Kathrins Art war. Sie selbst war gleichgültig und stumpf geworden gegen des Lebens kleine Reize. Sie wußte kaum mehr, was sie aß, noch weniger, wie ihr's geboten wurde; sie rechnete nur nach, was und wieviel der Kleine bei jeder Mahlzeit



zu sich nahm, und überlegte, womit sie seine Eßlust reizen könne.

Vor ihr auf dem Fensterbrett stand ein großer Strauß von blühendem Jasmin, den hatte Kathrin heute im Garten abgebrochen und ihr hingestellt. Ein süßer, schwerer Duft zog durch den Raum, verschwebte leise in der Abendkühle. Er weckte Gedanken auf, Erinnerungen, die tief in ihrer Seele schliefen.

Sie sah ihres Vaters Garten wieder vor sich, in der reichsländischen Garnison, die Mauer, die von Blüten weiß war, von üppigem, schwer duftendem Gerank. Und sie stand dort, den Oberkörper weit hinausgebogen, und spähte die Straße hinab, unbekümmert um das Volk, das da vorüberzog, in buntem Tuch, im blauen Arbeitskittel, im flotten Röckchen akademischer Jugend. Viele kannten sie, aber sie hatte für keinen mehr als einen flüchtigen, zerstreuten Gruß. Sie wartete, bis er drüben von der Universität den Fußweg entlang kam, oft an der Seite des Professors, dessen Assistent er war. Wartete, um sich scheu im Blätterwerk zu bergen, wenn er vorüberkam, die breite Gestalt ein wenig wiegend, die Stimme unbekümmert laut erhoben, mit seinem Lachen, das so gut, so harmlos froh und ehrlich klang.

Von Tische drüben flammte bläulicher Lichtschein auf. Kathrins leise Hände schraubten die Flamme unterm Kessel hoch. »Der Herr bleibt lange,« sagte sie, und ihre Stimme klang eintönig dumpf, wie eine Glocke ohne Schall.

Lang, dachte Isa wie im Traum; ja, er bleibt lang.

Dort an dem Tische hatten sie gesessen am ersten Abend in dem neuen Heim, so schwer von Glück, daß es ihr schien, das Leben sei dafür zu kurz und ihre Kraft zu schwach. Und dann — in der Tage sich gleichendem, einförmigem Lauf: noch immer Glück, lachendes Glück.

Es gab kein Lachen mehr im Haus. Mit einem Male war ihr, als habe es Gestalt gewonnen und schwebe lautlos durch den Raum, ein schattengleiches Wesen, umflossen von märchenhaftem Silberschein, mit frohen Augen, aber stummen Lippen, auf die es fest die rosigen Finger preßt. Und in den Augen ein beredtes Flehen: Erlöse mich, laß mich nicht ganz verstummen!

Lachen, lachen, dachte sie, wer doch noch einmal lachen könnte, so herzensfroh, in Glücks- und Jugendüberschwang! — —

Die müde Stimme draußen klang ihr fremd. Sie frug wie alle Abende mit unterdrücktem Tone nach dem Kleinen, und ebenso gab Kathrin Antwort, flüsternd, scheu, daß ja kein unvorsichtiges Wort ihr Ohr erreichte.

Es war wie alle Tage. Er wusch und bürstete sich draußen seine Hände, und Kathrin half ihm seinen Rock mit der bequemen Joppe vertauschen.

Dann ging er in ihr Zimmer zu dem Kleinen. Es war das seine längst nicht mehr. Ganz von selber hatte es sich so gefügt. Das Kind schlief schlecht und brauchte auch zur Nachtzeit Pflege. Ihm störte die Nachtklingel gar zu oft den Schlaf.

Es war wie alle Tage — und doch anders. Nie fragte sie sonst nach seinen Kranken, und wie sein Tageslauf gewesen war; heute mit einem Male war ein Begehren in ihr, zu wissen, was ihm der Tag gebracht habe.

Erstaunt sah er sie an, sein abgespanntes Gesicht hellte sich ein wenig auf. In seiner behäbigen und etwas philiströsen Art legte er Messer und Gabel hin; er konnte nicht erzählen und dabei noch etwas andres tun. Die Leichtigkeit der Formen ging ihm völlig ab. Auch seiner Stimme und seiner Art sich mitzuteilen fehlte jede Biegsamkeit. Was er berichtete und des Berichtes für wert hielt, waren stets nur Tatsachen, die er einfach wiedergab, ohne Ausschmückung, ohne eine Spur von Absicht, sich hervorzutun. Warm wurde er nur, wenn er von dem sprach, was ihn ganz erfüllte, von seiner Tätigkeit und seinen ärztlichen Erfahrungen, aber auch dann noch lag in jedem Wort Bescheidenheit, ein völliges Zurückstellen seiner eignen Person. Gerade das war ihr an ihm so lieb gewesen, daß ihm so jede Absichtlichkeit fremd war, und er nach der Anerkennung andrer gar nichts fragte. Und doch hatte es sie dann so oft verdrossen, daß er mit aller Arbeit, aller Tüchtigkeit es doch nicht weiter brachte, als der gesuchteste und begehrteste Kassenarzt der Stadt zu sein.

War es der süße, schwere Duft der weißen Blüten dort im Fenster, der solche Gedanken heute in ihr wachrief? Trugen die die Schuld, daß sie mit andern Augen zu

ihm hinsah, mit Augen, die nicht blind waren gegen viele kleine Fältchen und gegen den herben, bitteren Zug um seinen Mund? Ihre Augen, die in seinen Zügen jahrelang gelesen hatten, sahen heute wieder scharf. Ohne zu fragen, wußte sie's: was ihn jetzt bedrückte, war noch andres als das Leid im eignen Hause. So sah er aus, wenn alles in ihm heißer Wunsch zu helfen war, und er erkannte, daß es keine Hilfe gab. Und das nicht allein, auch Erbitterung war in ihm, wie sie die Fälle seiner Praxis in ihm wachriefen, in denen er mit Roheit, Gleichgültigkeit und Dummheit kämpfen mußte.

Ganz ruhig erzählte er's: Ein junges Mädchen, kaum siebzehnjährig, war heute mit der Mutter bei ihm in der Sprechstunde gewesen. Es kränkelte schon lange, aber die Mutter hielt's für Tuerei. Nur deshalb kam sie. Er sollte dem Mädel mal ins Gewissen reden. Wegen ein bissel Bleichsucht und ein bissel Heiserkeit spiele man noch nicht die Kranke. Dagegen helfe auch Bettliegen und Faulenzen nicht, sondern Arbeit, Frühaufstehen und frische Luft. Da würde sie schon Appetit und rote Backen kriegen. Hart hatte sie dem armen Dinge zugesetzt. Es stand und weinte und sah ihn an, traurig und verprügelt wie ein Hund. Er untersuchte sie; zu machen war da nichts mehr: Kehlkopf- und Lungenschwindsucht, viel zu weit vorgeschritten, als daß noch Hilfe möglich war. Da hatte ihn der Zorn gepackt. Er nahm die Mutter in ein andres Zimmer und sagte ihr mit herben Worten, daß ihr Kind verloren sei. Die hatte ihn erst angestarrt, ungläubig und zweifelnd, bis sie dann doch erkannte, daß seine Worte bitter ernst gemeint waren.

Auch Isa sah ihn an, ungläubig erstaunt: Das hatte er getan? So hart war er geworden, er, der sonst voll zarter Rücksicht und voll Schonung war?

Seine Gedanken aber waren schon bei einem andern Fall. Der hatte ihn noch mehr gepackt.

Drüben in der Gabelshausener Werkzeug- und Maschinenfabrik war Streik ausgebrochen. Auswärtige Arbeiter hatten unter polizeilicher Deckung die Arbeit aufgenommen. Ein einheimischer Schlosser war dabei, der keiner Genossenschaft angehörte, und dem das Messer an der Kehle saß. Dem hatten sie auf einsamem Feldweg aufgelauert, vier rohe Burschen, und hatten ihn niedergeschlagen, bis er mit einem Schädelbruch liegenblieb. Er raffte sich wieder auf und schleppte sich nach Hause. Dort lag die Frau in Wochen, und fünf hungrige Mäuler warteten auf ihn. Sein Kopf tat furchtbar weh, aber für was Schlimmes hielt er's nicht. Eine halbe Stunde später lief das älteste Kind zum Arzt. Der Mann lag schon im Sterben. Für einen kurzen Augenblick kam die Besinnung wieder. Da nannte er die Namen. Nur er, der Arzt, hatte sie verstanden, keiner sonst. Sein nächster Gang war auf die Polizei gewesen. Sie hatten die Burschen gleich gefaßt, die in einer Vorstadtkneipe seelenruhig beim Schnaps saßen.

Schmerz, Zorn und Empörung stiegen beim Erzählen wieder in ihm empor. Er sprang auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Der Jammer der Frau fiel ihm wieder ein, das Weinen der Kinder war ihm noch im Ohr.

»Verzeih!« sagte er und setzte sich wieder auf seinen Platz Isa gegenüber. »Ich wollte das gar nicht erzählen, es ging so mit mir durch.«

Sie sah ihn an und dachte: Unter solchen Eindrücken steht er, mit denen kämpft er, und ich — was tue ich? Ja, sie wollte auch helfen, sie wollte nachher gleich ihn um die Adresse der armen Frau befragen, wollte Geld und Essen hinschicken. Kathrin würde das besorgen.

Im Nebenzimmer weinte Helmi auf. Leise ging sie zu ihm. Sie nahm seine Hand und setzte sich ans Bettchen. Das beruhigte ihn auch heute, aber ihre Hand ließ er nicht wieder los. Zum erstenmal fiel's ihr schwer, hier stillzusitzen. Es war nun völlig Nacht geworden, nur das Krankenlämpchen hinterm matten Schirm erhellte schwach den Raum, und zwischen dem Spalt der Tür blitzte das Licht des Nebenzimmers durch. Nun erlosch auch das. Er hatte die Lampen ausgedreht und war hinüber in sein Zimmer gegangen. Er wußte ja, sie kam nicht wieder. Gedanken kamen und gingen. Wie wenig sie doch wußte von seinem Leben! Sie merkte nichts davon, wenn er nachts geholt wurde, nicht, wann er ging noch wann er wiederkam. Sonst hatte sie auf ihn gewartet, hatte stets zu wissen begehrt, wer und wohin man ihn geholt. Zumal nachdem er unvorsichtigerweise auf ihr Befragen

erzählte, daß es oft völlig Fremde waren, die ihn holten, und er zuweilen an der Seite solches Boten in Stadtviertel mußte, die man selbst bei Tage nicht allzugern betritt. Er hatte sie ausgelacht. Was in aller Welt sollte ihm passieren? Er trug keine Schätze bei sich.

Sie malte sich die alten Häuser aus, die winkligen Gemäuer mit den morschen, dunklen Treppen. Die stieg er hinauf und wußte nicht, wohin sie führten, und im Schein der Blendlaterne ging ein Wesen neben ihm, unheimlich, fremd, dem er blind vertraute. War es denn noch nie geschehen, daß Menschen überfallen wurden, die ihr Beruf selbst zur Nachtzeit zwang, Fremden arglos zu vertrauen?

Eine alte Geschichte fiel ihr ein, die Kathrin ihr erzählte. In derselben reichsländischen Stadt, in der Isa ihren Mann gefunden, war sie geschehen. Einen Apotheker hatten sie dort nachts herausgeklingelt. Und während er sich staunend über das Rezept beugte, das die Verordnung einer unerhörten Dosis Morphium aufwies, schlugen sie ihn nieder, raubten die Ladenkasse aus und eigneten sich an, was sie an Giften finden konnten, die sie zur Ausübung neuer Schandtaten nutzen wollten. Die Frau, die nach langem Warten endlich hinunterstieg, nach ihrem Mann zu sehen, fand ihn tot in seinem Blute liegend.

Und dann, vor kurzer Zeit erst: ein armer Droschkenkutscher, den sein eigner Fahrgast durchs Fenster niederschoß, um die paar Mark der Tageseinnahme zu erlangen.

Warum fiel ihr das alles heute ein? — Leise stand sie auf und ging der Tür zu.

Da jammerte der Kleine schmerzlich auf, ängstliche Träume hatten ihn erschreckt, mit aufgerissenen Augen klammerte er sich angstvoll an sie an, sein mageres Gesichtchen war von Tränen überströmt. Sie redete ihm zu, gab ihm zu trinken und wagte nicht, sich wegzuschleichen.

Langsam verrann die Zeit. Drüben vom Turme der Friedenskirche schlug es zwölf. Auf den Ahornbäumen jenseit der Straße, die sonst im Dunkel standen, lag ein schmaler Lichtstreif. Der kam von seinen Fenstern. Er wachte also auch noch und hatte doch ein Recht, rechtschaffen müde zu sein. Wieder schlug die Uhr die Viertelstunde an. Das Licht verlöschte nicht. Seltsam bedrückte sie dies stille Licht, es griff ihr an die Seele, eindringlich und schmerzhaft wie ein Mahnruf.

Da schrak sie auf. Ein leiser Klingelton, gedämpft, kaum noch vernehmbar. Sie lauschte. Ja — es war keine Täuschung: Kathrins schlürfender Schritt erklang im Flur. Sie hörte das Knacken im Schalter des elektrischen Lichts und dann das leise Quietschen der Haustür, die sich in den Angeln drehte.

Mußte er wieder fort?

Heiß strömte ihr das Blut zu Herzen. Nein — sie wollte nicht, er sollte nicht gehen, nicht heute, nicht jetzt! Was gingen sie die fremden Leute an! Sie mußte hinüber, sie wollte ihm sagen — Was denn? Mitten im Zimmer blieb sie stehen und preßte die Hand auf ihr klopfendes Herz. Stillhalten! Was fiel ihr denn ein, war sie von Sinnen?

Sie stand mit blassen Lippen und biß die Zähne aufeinander: Stillhalten — sie hatte es ja doch gelernt!

Sie hörte seinen Schritt — ein leises Hin- und Widerreden — das An- und Ausdrehen des Lichts — das leise Quietschen der Haustür, die sich in den Angeln drehte.

Nun schlürfte wieder einsam Kathrins Schritt im Flur.

Gepreßt ging ihr der Atem aus und ein. Langsam streifte sie die Kleider ab. Schlafen! Helmi schlief ja auch, auf was wollte sie noch warten?

Sie lag mit offenen Augen und horchte in die Dunkelheit. Und plötzlich sprang sie auf und lief in ihrem langen Nachthemd mit bloßen Füßen über den Flur. Sie klinkte die Tür der Küche auf. Sie hatte sich nicht getäuscht: Kathrin saß dort beim trüben Licht der Küchenlampe, ihr Strickzeug in den welken alten Händen.

»Kathrin, was tust du noch hier, warum schläfst du denn nicht?«

Die Alte sah sie an ohne Erstaunen, mit ihrem stillen, ernsten Blick: »Alte Leute brauchen wenig Schlaf. Die schlafen ohnehin bald lang genug.«

»Kathrin« — langsam kam sie näher und hockte auf dem Küchenschemel nieder. »Kathrin, tust du das immer? Ich meine« — weich und leise kam es über ihre Lippen — »wartest du auf ihn immer, bis er wiederkommt?«



»Sonst nicht, nein, nein, sonst schlaf' ich wie'n Dachs. Nur heute —«

»Warum denn heute, Kathrin?«

»Heute? Heute hab' ich eben keinen Schlaf.«

Sie schwiegen beide eine lange Zeit. Leise klirrten Kathrins Nadeln. Von der Kirche drüben schlug es eins. Isa starrte in die Glut, die im Herd langsam verglimmte. Nur ein paar Kohlen noch, wenige Fünkchen, die aufhüpften und versanken. Dann war auch dort Schweigen, Dunkelheit und Tod.

Ein Frösteln lief Isa über den Leib: »Kathrin,« sagte sie mit einem Schauer, »heute, in der Dämmerstunde, in der wir friedlich und still in unserm Garten saßen, haben sie einen Menschen erschlagen, einen Menschen, der nichts verbrochen hatte, als daß er Brot für Frau und Kinder schaffen wollte.«

Kathrin strickte ruhig weiter: »Ja, ja, ich weiß.«

»Das weißt du schon?«

»So was erfährt man immer rasch.«

»Kathrin, das Leben ist zu traurig.«

»Freilich, freilich — und wo's nicht so ist, da machen sich's die Menschen selber so.«

Sie schwiegen wieder beide. Kathrins Nadeln klirrten. Isas Brust hob sich in einem tiefen Seufzer: »Auch unser Leben ist sehr traurig. Ich glaube, Kathrin, ich hab' das Lachen ganz verlernt.«

»Der Herr auch,« sagte Kathrin trocken.

»Wenn Helmi noch einmal gesund würde —« Isa schwieg gepreßt.

»Ob er's wird oder nicht, ich will schon sorgen, daß er's Lachen lernt. Von seinen Eltern lernt er's nicht.«

»Meinst du« — Isa schlang gequält die Finger ineinander —, »es wär' besser auch für ihn, wenn's wieder fröhlich bei uns würde?«

»Akkurat das mein' ich.« Kathrin stand auf, ihre Lampe drohte zu erlöschen, sie mußte wieder Öl aufgießen.

Isa saß noch eine Weile schweigend, dann stand sie auf und lief hinüber in ihr Zimmer. Nach zehn Minuten kam sie wieder, im dunklen Ausgehkleid, den Schleier ihres Hütchens knapp ums Gesicht gelegt. »Ich muß noch etwas an die Luft, Kathrin. Ich kann nicht schlafen. Draußen ist's so schön. Der Mond muß auch gleich kommen. Paß du auf Helmi und ruf' mich, wenn er wach wird, ich gehe nur vorm Hause auf und ab.«

In Kathrins unbeweglichem Gesicht war nichts von Verwunderung zu lesen. Seelenruhig schloß sie für Isa die Tür auf und wieder zu. Dann schlich sie sich hinüber und horchte nach dem Kleinen. Er schlief und atmete in sanften Zügen. Da machte sie im Nebenzimmer das Fenster auf und stellte sich davor.

Unten auf dem Fußweg ging Isa mit raschen Schritten auf und ab.

Totenstill war die Straße. Ein mattes Mondlicht lag darauf. Drüben, vom Garten des Kommandeurs, kam ein verschlafenes, leises Vogelzwitschern. Nichts war sonst zu hören als der Widerhall von Isas leichtem, schnellem Schritt.

Nun schwieg auch der.

Kathrin bog sich weit hinaus, sie horchte angestrengt, spähte die Straße auf und ab. Ein Zug von Besorgnis trat in ihr Gesicht.

Dann kam der alte stille Ausdruck wieder. »In Gottes Namen« sagte sie und zog das Fenster leise zu. —

Isa schritt tapfer aus. Wohin sie wollte, war ihr selbst nicht klar. Einzig die Richtung wußte sie: drüben von der unteren Altstadt, über die Brücke kam er fast stets. Verschlafen lag der Fluß, nur aus dem großen Kahn, der dort vor Anker lag, blitzte ein roter Lichtschein in die Nacht. Ein paar Passanten kreuzten ihren Weg, eilig und vorwärtshastend gleich ihr. Drüben auf der andern Brückenseite ging ein Schutzmann langsam auf und ab. Vom Flusse wehte kühler Nachthauch auf.

Nun lag die Brücke hinter ihr.

Schmal und dunkel dehnten sich die Straßen. Noch klang der ruhige, gleichmäßige Schritt des Schutzmanns tröstlich in ihr Ohr. Noch ein paar Schritte weiter, und das Schweigen der dunklen, engen Gassen nahm sie auf. Unschlüssig blieb sie stehen, tat ein paar Schritte und stand zögernd still.

Aus einer Seitengasse drang ein wüstes Lärmen; greller Lichtschein, der aus offener Tür blitzte. Zwei torkelnde Gestalten lösten sich dort aus dem Schatten und kamen grölend auf sie zu. Bebend drückte sie sich in die Nische des dunklen Torwegs, vor dem sie stand, und blieb dort noch stehen, als die Gefahr schon längst vorüber war.

Was wollte sie denn noch? Es war ja Torheit, Wahnsinn, hier auf ihn zu warten. Er konnte einen andern Weg nehmen, es konnte noch Stunden dauern, bis er wiederkam.

Sie tat ein paar Schritte und blieb wieder stehen. Ein kurzer schriller Pfiff kam durch die Nacht, und gleich darauf die Antwort, ein zweiter greller Pfiff aus weit entlegener Gasse. Ein Grausen vor dieser Gasse kam sie an, die sie nicht sah, die sie nur ahnte und als etwas unsagbar Schreckhaftes empfand. Und doch hielt es sie fest, sie dachte nicht an Umkehr.

Von einer fernen Kirche schlug es zwei. Ein Schritt kam durch die Nacht, gleichmäßig, lang ausholend und doch wieder ruhig.

Sie lauschte. Mit einemmal war alle Angst verflogen, ein Gefühl leiser Beschämung überkam sie, ein Aufatmen in Ruhe und Geborgenheit.

Stumm trat sie aus dem Schatten vor ihn hin. Er schrak zusammen: »Ist was geschehen? Ist mit Helmi was passiert?«

Kein andrer Grund für ihr Hiersein kam ihm in den Sinn. Nur etwas Ernstes konnte sie zu solcher Stunde in die Nacht hinausgetrieben haben.

Sie schüttelte nur stumm den Kopf.

»Isa«, sagte er besorgt, »sprich doch, ich bitte dich, was ist geschehen?«

»Nichts ist geschehen, nur —« Sie stockte plötzlich. Drüben auf der andern Straßenseite ging jetzt der Schutzmann auf und ab und sah aus mißtrauischen Augen nach ihr hin. Da griff ihr Mann nach ihrem Arm und zog ihn ruhig durch den seinen.

Schweigend, Seite an Seite gingen sie dahin. Er dachte nur: Was ist geschehen? Und wie bring' ich sie zum Reden?

Und plötzlich ging es wie ein heißer Strom durch seine Glieder: »Isa — war es am Ende — warst du um mich in Sorge?«

Schweigend senkte sie den Kopf. Da nahm er ihre Hand von seinem Arm und drückte seine Lippen still darauf. »Flämmchen!« In seinem Tone war die alte Zärtlichkeit, ein weiches, traumhaftes Erinnern an vergangenes Glück.

Sie sah ihn an, in ihren Augen bebte noch die Angst: »War's etwas Schlimmes?«

Er lachte leise: »Nein, nein! Diesmal war es nicht der Tod, diesmal war's das Leben.«

Nachtkühle kam vom Fluß herauf und wehte herb um ihre Stirnen. Über den Bäumen drüben lag's wie heller Schimmer, ein schwacher Schein am dunklen Horizont: das erste Zeichen eines neuen Tages.

Traurige Ode

Einsam bin ich — es wob mir die spinnende Parze
Keinen Faden, dem andre sich goldig verflechten.
Nein, er flattert haltlos wie sonnenbeglänztes
Spinnwerk des Herbstes!

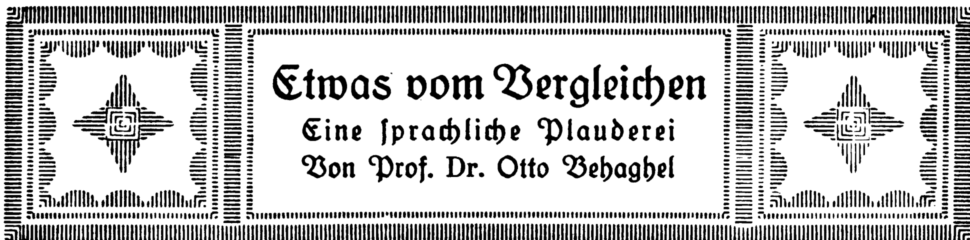
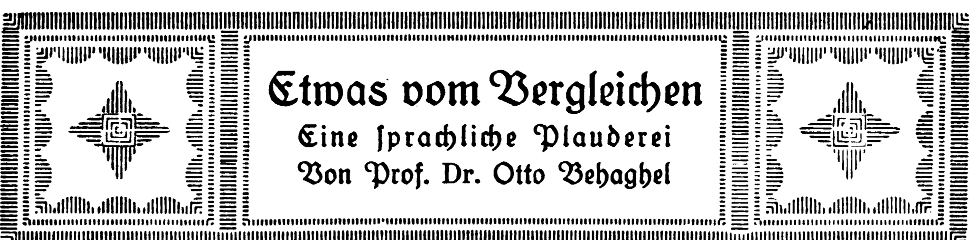
Einsam bleib' ich. Es steht mir kein Häuschen gefüget
Bunt von Blumen! — Kein Herd mir vom Gatten errichtet.
Keines Kindes Gelalle grüßt mich und rufet der Mutter,
Ach, keines Kindes — — —!

Müde treib' ich hinab den Strom meines Lebens,
Rühre die Ruder nicht mehr. Wohin mich auch immer
Strömung treibt oder Wind oder Götterbeschließung,
Ich will's erdulden! —

Ruhiger rauscht schon der Fluß und rauscht die rinnende Welle
Meines brausenden Bluts! — Schon seh' ich neblige Wiesen —
Treibend streift Zweige mein Boot, und unter hängende Weiden
Neig' ich den Scheitel!

Alma Johanna Koenig



Etwas vom Vergleichen

Eine sprachliche Plauderei

Von Prof. Dr. Otto Behaghel

Was heißt eigentlich *vergleichen*? Es gab ein altgermanisches Wort *galiks*, das der Urahne unsers Wortes *gleich* war. Es war eine Zusammensetzung aus den zwei Bestandteilen *ga-* und *lik*. Die Vorsilbe *ga-*, die Vorstufe unsers neuhochdeutschen *ge-*, die der lateinischen Vorsilbe *co-*, *con-* entspricht, hat ursprünglich den Sinn von *zusammen* gehabt, der in einigen wenigen Beispielen noch heute sich erhalten hat: *gefrieren* ist soviel wie *zusammenfrieren*, *gewinnen* soviel wie *zusammenrinnen* und *gestehn* (von der Milch) soviel wie *zusammenstehn*, *zusammentreten*. Das zweite Glied *lik* bedeutete soviel wie *Leib*; es dauert fort in *Leichdorn*, der zumal niederdeutschen Bezeichnung für das Hühnerauge (eigentlich der Dorn im Leibe), sowie in *Leiche* und *Leichnam*, bei denen der Begriff des Toten sich also erst nachträglich entwickelt hat. Auch in Bildungen wie *ärmlich*, *freundlich* liegt dieses Wort *lich* versteckt noch vor; sie besagten ursprünglich: einen armen Leib, den Leib eines Freundes habend. Und unser *welch*, älter *welich* hieß: was für einen Leib habend, *solch* aus *solich*: so einen Leib habend.

Als Ganzes bedeutete unser Wort *galiks*: den Leib zusammen habend, nämlich mit einem andern, das heißt denselben Leib habend wie ein andrer, wie *geselle*, früher *gasaljo*, derjenige genannt wurde, der mit einem andern den *Saal* gemeinsam hatte, oder *Gefährte*, früher *gafartjo*, wer dieselbe Fahrt, denselben Weg wie ein andrer machte. Aber im vollen Wortsinn denselben Leib zu haben wie ein andrer, das war ein schwieriges Kunststück. Wenn wir von der Tochter sagen, daß sie denselben Mund habe wie die Mutter, so meinen wir nicht, daß beide gemeinsam nur einen Mund besäßen, sondern wir wollen feststellen, daß die Form des einen Mundes mit der des andern übereinstimmt. So hat *galiks* die Bedeutung gewonnen: dieselbe Gestalt habend. Aber auch das ist im buchstäblichen Sinne nicht leicht zu verwirklichen. In der durch die Natur geschaffenen Welt gibt es kaum zwei Dinge, deren Eigenschaften bis ins kleinste hinein die nämlichen sind; neben gemeinsamen Zügen stehen die Abweichungen, die je nach den Umständen stärker oder weniger stark uns zum Bewußtsein kommen. So ist es kein Wunder, daß in der älteren Sprache das Wort *gleich* auch für bloß ähnliche Größen angewandt werden konnte, daß etwa von einem heruntergekommenen, ungepflegten Ritter gesagt wurde: »er wart gelich eim more«, er wurde einem Mohren ähnlich. Und noch bei Luther heißt es: »Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn.« Aber in der neueren Sprache ist diese Bedeutung dem Worte *gleich* wieder ziemlich fremd geworden, weil dafür das besondere Wort *ähnlich* vorhanden war und es somit — zum Vorteil der Deutlichkeit — überflüssig geworden war, ein und dasselbe Wort mit den zwei verschiedenen Bedeutungen *gleich* und *ähnlich* zu belasten. Jedoch in dem Worte *Gleichnis* hat *gleich* noch die Bedeutung der Ähnlichkeit bewahrt.

Außerdem ist noch in älterer Zeit von *gelich* ein Zeitwort abgeleitet worden: *gelichen*, gleich sein, ähnlich sein, das in unsrer heutigen Sprache nur noch die Bedeutung des Ähnlichseins bewahrt hat, da für die Bezeichnung der *genauen Übereinstimmung* ja *gleich sein* vorhanden war: »Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser! Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!« Und diesem Zeitwort *gleichen* — *glich* stellte sich ein zweites *glichen* zur Seite mit der Grundbedeutung *gleichmachen*; es konnte etwa gesagt werden: »Gottes Sohn gleichte sich dem Menschen und nahm Menschengestalt an.« Während aber jene erste Bildung die Bedeutung von *gleichsein* und von *ähnlichsein* vereinigte, beschränkt sich die zweite auf die von *gleichmachen*, die von *ähnlichmachen* blieb ihr fremd. Dafür hat sie eine andre besondere Entwicklung erfahren: es wurde die Vorstellung des Gleichmachens ins Geistige übertragen. Wenn ich zwei Dinge in Gedanken gleichzumachen versuche, so stelle ich ihre Übereinstimmungen fest und ziehe die Verschiedenheiten ab, das heißt ich *vergleiche*. Es gehen also die beiden Zeitwörter in ihrer Bedeutung ziemlich erheblich auseinander, und so hat man es als zweckmäßig empfunden, sie auch in ihrer äußeren Gestalt zu unterscheiden, indem man *gleichen* im bewirkenden Sinne zu *vergleichen* umgestaltete.

Wir können weiter die Frage aufwerfen: »Wie wird verglichen?«, das heißt, welcher Hilfsmittel bedient sich die Sprache, um zwei Größen einander gegenüberzustellen? Die älteste Weise ist die Verknüpfung der beiden Vorstellungen durch eine einfache Kasusform:

»ein Bild, das uns gleich sei« : »du gleichst dem Geist, den du begreifst«. Oder es wird ein Vorwort verwendet: die Präposition mit: »Kleines mit Großem vergleichen«, oder von: »die beiden unterscheiden sich nur wenig voneinander«. Noch häufiger ist der Gebrauch von Bindewörtern, von als und wie: »er ist so groß wie ich«, »er ist größer als ich«. Hier gilt heute durchaus die Regel, daß wie bei Gleichsetzung verwandt wird, als bei Ungleichsetzung, d. h. nach dem Komparativ; man soll nicht mit der Mundart und der lässigen Umgangssprache sagen: »er ist größer wie ich«, weil das unter Umständen undeutlich werden könnte. Allerdings ein innerlich begründeter Unterschied zwischen als und wie ist nicht vorhanden. Da, wo wir heute wie anwenden, hat die ältere Sprache als gesetzt, und in gewissen Versteinerungen dauert dieses als noch heute fort: sowohl — als auch bedeutet: ebenso wohl — wie auch; als wenn ist gleichwertig mit wie wenn, und als ob besagt dasselbe, denn ob hat in der älteren Sprache soviel wie wenn bedeutet (vgl. obgleich, obschon = wenngleich, wennschon); auch unser gleichsetzendes als ist ein erstarrtes wie: »er handelt als Freund« heißt eigentlich: »er handelt wie ein Freund«. Und noch ein drittes Vergleichungswörtchen gebrauchen wir, ohne es zu ahnen: gleichsam enthält in seinem zweiten Teil nicht die Bildungssilbe, die in ehrsam, langsam, ratsam vorliegt, sondern ist eine Zusammenschweißung von gleich und einem selbständigen Worte sam der älteren Sprache, das wiederum die Bedeutung von wie besaß.

Ein besonders eigenartiges Hilfsmittel der Vergleichung hat sich die Sprache geschaffen in der Komparation, dem Komparativ und Superlativ, den sogenannten Steigerungsstufen.

Hier sei eine Einschaltung erlaubt: Es ist etwas Mißliches um die Verdeutschung der grammatischen Kunstausdrücke. Für Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ werden vielfach, namentlich in den Volksschulen, die Bezeichnungen gebraucht: erster Fall, zweiter Fall, dritter Fall, vierter Fall, weil von alters her die Sprachlehren diese bestimmte Anordnung gewählt haben. Was soll nun aber der Sprachforscher machen, der auch besondere »Fälle« für das worin?, woher?, womit? kennt und der etwa für das Estnische oder Finnische nahezu ein Dutzend Kasus zu zählen hätte? Ähnlich steht es mit der in weitem Umfang durchgedrungenen Verdeutschung Geschlechtswort für Artikel. Schon im Deutschen erfüllt der Artikel die ihm zugemutete Rolle der Geschlechtsunterscheidung in sehr unvollkommener Weise; in der ganzen Mehrzahl ist davon keine Rede: die Männer, die Frauen, die Kinder. Im heutigen Englischen ist die Unterscheidung z. T. auch in der Einzahl geschwunden, und etwa in den semitischen Sprachen ist die Beziehung des Artikels zu einem Geschlechtswort völlig ausgeschlossen. Wer also vom Geschlechtswort im Hebräischen handeln wollte, müßte zuvörderst erklären, daß das Geschlechtswort kein Geschlechtswort ist.

So ist nun auch der Ausdruck Steigerungsstufen sehr geeignet, eine irrige Vorstellung hervorzurufen, die Vorstellung, als ob besser mehr sei als gut und das beste mehr als besser und noch mehr als gut. Aber wenn jemand gesünder geworden ist, so ist er noch lange nicht gesund; wer in einem Berliner Arbeiterviertel in der Klasse der Höchstbesteuerten wählt, kann immer noch ein bescheidenes Einkommen besitzen. Man würde also statt von Steigerungsstufen richtiger von Vergleichungsstufen reden. Das würde allerdings z. B. für das Lateinische nicht recht stimmen, wo der Superlativ wirklich in großem Umfang nicht der Vergleichung dient, sondern eine Steigerung des Positivs darstellt.

Der Wert, der einer durch den Komparativ oder Superlativ bezeichneten Größe zukommt, hängt lediglich davon ab, welchen Wert die zur Vergleichung herangezogene Größe besitzt. Ist diese unfest, der Abänderung unterworfen, so fehlt uns auch über den absoluten Wert der andern Größe jede Vorstellung. Wenn wir sagen: »es ist heute wärmer als gestern«, so kann es gestern 30 Grad unter Null gehabt haben, und heute können es 24 Grad Kälte sein, oder das Thermometer zeigte gestern 5 Grad Wärme, während es heute auf 10 Grad gestiegen ist. »Er ist in eine höhere Gehaltsstufe aufgerückt« kann geradesogut vom Lokomotivführer wie vom Geheimrat gesagt werden.

Es ist weiter möglich, daß in der verglichenen Größe von der zur Abmessung stehenden Eigenschaft überhaupt nichts vorhanden ist, ja daß geradezu das Gegenteil vorliegt. Wir seufzen etwa: »Wenn es nur endlich wärmer würde« und geben damit deutlich zu verstehen, daß wir jetzt unter der Kälte leiden. »Seine Gesundheit ist besser geworden«, sagen wir von jemand, dessen Gesundheit schlecht war (und jetzt immer noch nicht gut ist). Wem es mißlich geht, der hofft auf glücklichere Zeiten.

Es kann allerdings auch geschehen, daß die verglichene Größe die in Frage stehende Eigenschaft schon in einem vollen Maße enthält. Dann liegt im Komparativ in der Tat eine Steigerung vor. Es gibt Dinge, mit denen wir regelmäßig die Vorstellung einer bestimmten Eigenschaft verknüpfen, ohne dieses besonders auszusprechen; wird einer solchen Größe eine andre durch den Komparativ gegenübergestellt, so bedeutet das ohne weiteres eine Mehrung. Das alte Volkslied vom Waller Traugemund



läßt diesem die Frage vorlegen: »Was ist weißer als der Schnee? Was ist schneller als das Reh? Was ist höher als der Berg? Was ist finsterer als die Nacht?«

Der gleiche Zweck der wirklichen Steigerung kann aber auch dadurch erreicht werden, daß der Komparativ ausdrücklich dem Positiv gegenübergestellt wird: »ärmer als arm«, »dümmer als dumm«; »ach, ihr Hals wird lang und länger, ihr Gesang wird bang und bänger«; »abscheulich dacht' ich die Verschwörung mir, allein abscheulicher ist sie geworden« (Tasso); »sieh, da entbrennen in feurigem Kampfe die eifernden Kräfte, Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund«. Um es ganz deutlich zu machen, daß ein volles Maß der Eigenschaft den Ausgangspunkt der Vergleichung bildet, wird unter Umständen ein *noch* hinzugesetzt; »heute ist es wärmer« war ganz unbestimmt, wie wir sahen; »heute ist es noch wärmer« gibt keinem Zweifel mehr Raum.

Es ist nun sehr merkwürdig, daß verschiedene Adjektive sich zu den verschiedenen Arten der Vergleichung verschieden verhalten. Es gibt einzelne, deren Komparativ für die Vergleichung mit dem Nullpunkt, mit dem Gegenteil der Eigenschaft nicht verwandt werden kann: man sagt zwar vom Kranken, daß er gesünder wird, aber nicht vom Gesunden, daß er kränker geworden sei. Und es gibt eine ganze Anzahl von Beiwörtern, deren Gebrauch noch beschränkter ist, die weder der Vergleichung mit dem Gegenteil noch der mit einer unfesten Größe dienen können, sondern stets ein Vollmaß der Eigenschaft zur Voraussetzung haben. Man wird nicht leicht sagen, daß »X. abscheulicher sei als Y.«, daß »X. der Abscheulichere sei von zweien« oder »daß er abscheulicher geworden sei als früher«; dagegen hieß es in dem obenerwähnten Beispiel aus »Tasso« von der Verschwörung: »abscheulicher ist sie geworden« (als abscheulich). Und wiederum merkwürdig: die Beiwörter, die hierher gehören, sprechen meist ein abfälliges Urteil aus: z. B. noch *barbarisch, beschränkt, eigensinnig, elend, erbärmlich, frech, gierig, niederträchtig, ruppig, schwerhörig, trutzig, verbittert, widerlich*.

Aber die Verschiedenheit der Adjektive geht noch weiter. Neben der großen Masse derer, die unbedenklich sowohl Komparativ als Superlativ bilden, gibt es viele, die in der Regel nur im Positiv auftreten, und solche, die nur der einen der beiden Steigerungsstufen fähig sind. Nur im Positiv begegnen im allgemeinen solche Wörter, die eine Beziehung einer Größe zu einer andern ausdrücken, denn eine Beziehung ist entweder vorhanden oder sie ist nicht vorhanden; eine Abstufung gibt es nicht: man ist einer Sache *teilhaftig* oder *frei* von etwas, nicht *teilhaftiger* oder *freier*; man ist mit jemand *einig*, ihm *verwandt*, ihm *untertänig*. Aus ähnlichem Grunde entbehren Adjektive der Komparation, die einen Besitz beilegen, wie *haarig, hohlwangig, leichtfüßig*, denn das bedeutet soviel wie *Haare, hohle Wangen, leichte Füße habend*, und der Begriff des Habens kann nicht abgestuft werden. Und das gilt ganz allgemein von jedem Verbalbegriff. So können Adjektiva, die einer Größe eine Tätigkeit beilegen oder sie zum Gegenstand einer Tätigkeit machen, überwiegend nicht kompariert werden: jemand ist *geständig, sterblich, wohnhaft*, eine Kugel ist *tödlich*, eine Krankheit ist *erblich*, eine Schrift *lesbar*, ein Wechsel *fällig*.

Es gibt ferner Adjektive, die schon in ihrem Begriff andre Stufen ausdrücklich ausschließen. Hierher gehören einerseits Wörter, die das Vorhandensein einer Eigenschaft überhaupt in Abrede stellen, das heißt die Bildungen mit der Vorsilbe *un*: *unbesiegt, ungezählt, unglaublich, unlöslich, unhörbar, unsagbar*; anderseits die Bildungen, die den höchsten Grad einer Eigenschaft behaupten, wie *allmächtig, allgütig, erzdumm, erzfaul, uralt, urkräftig*, oder wie die steigernden Vergleiche: *blutarm, gallenbitter, zuckersüß*, von denen nachher noch ein besonderes Wort zu sagen sein wird. Endlich lassen sich mit dem Positiv begnügen solche Adjektiva, die dem Gebiete des Raumes und der Zeit angehören, die einen Stoff oder eine Farbe bezeichnen, wie *eckig* und *rund*, *jenseitig*, *heutig* und *ewig*, *ehern*, *rostig*, *bleich*, *grün* und *gelb*. Natürlich aber gibt es Ausnahmen von diesen Regeln, manche jedoch nur scheinbar ihnen widersprechend: Adjektive, die in ihrer jetzigen Grundbedeutung der Komparierung widerstreben, gestatten sie in übertragener Bedeutung: man spricht vom *eisernsten Fleiß*, der *grauesten Vorzeit*, man spricht vom *nüchternsten Verstand*, während *nüchtern* im Sinne von *nicht gegessen habend* unkompariert bleibt.

Zu den Wörtern mit *beschränkter* Komparationsfähigkeit gehören manche Mittelwörter der Vergangenheit, die wesentlich nur Komparative bilden: *bewegteres Wasser*, *bewohntere Gegenden*, *erwachsenere Leute*, *gedämpftere Stimmung*, denen kaum ein *bewegtestes Wasser*, eine *gedämpfteste Stimmung* gegenübersteht. Umgekehrt dulden *der blödeste Verstand*, *die geheimsten Gedanken*, *die gelesenste Zeitschrift*, *die ödeste Gleichmacherei*, *das ungeheuerste Verbrechen* kein *blöderes*, *geheimeres*, *geleseneres* Seitenstück.

Die Sprache verfügt aber noch über ein



andres Hilfsmittel der Vergleichung, das wohl das Verfahren der Komparation an Altertümlichkeit bei weitem übertrifft. Es ist allerursprünglichste Weise der menschlichen Rede, Begriffe einfach nebeneinanderzustellen, wo man ausdrücken will, daß Beziehungen zwischen ihnen bestehen. In den gebildeten Sprachen unsers Weltteils ist dieses Verfahren längst überwunden; es lebt aber fort in der Form der Zusammensetzung. So kann zwischen deren Teilen auch die Beziehung der Gleichheit oder Ähnlichkeit bestehen. Die rhododaktylos Eos Homers, die rosenfingrige Morgenröte, war ursprünglich nichts andres als: Eos, Rosen die Finger. So verfügen denn auch wir über zahlreiche vergleichende Zusammensetzungen. Rabeneltern sind Eltern, die Raben gleichen; Goldonkel ist ein Onkel wie Gold, Kupfernatter und Silberreiher Tiere, die wie Kupfer und Silber glänzen, Feuereifer ein Eifer, der sich dem Feuer zur Seite stellt.

Insbesondere finden sich derartige Vergleiche unter den Adjektiven; zahlreich vor allem die Farbenvergleiche wie himmelblau, kastanienbraun, strohgelb, bleigrau, mausgrau, grasgrün, meergrün, kupferrot, purpurrot, sodann Vergleiche mit den Eigenschaften der Tiere: aalglatt, baumstark, eselsdumm, hundsgemein, lammfromm, löwenkühn, aber auch genug des andern: z. B. bildschön, fadendünn, kristallklar, marmorkalt, pflaumenweich, talergroß, wachsweich, wasserhell, zuckersüß. In allen diesen vergleichenden Zusammensetzungen ist die Auflösung durch wie möglich.

Nun gibt es aber eine Reihe von Bildungen seltsamer Art, in denen diese Auflösung sich als unmöglich darstellt. Hierher gehört z. B. Riesenfleiß: der Fleiß ist gerade die Eigenschaft der Riesen, von der die Sage am allerwenigsten zu berichten weiß, die also kaum zum Vergleich herangezogen werden kann. Und wer blutarm, steinreich ist, ist nicht »arm wie Blut«, nicht »reich wie Stein«. Wie sind diese auffallenden Bildungen zu erklären? Jene adjektivischen Vergleiche wählen als Maß der Eigenschaft mit Vorliebe solche Gegenstände, die jene Eigenschaft in besonders hohem Grade besitzen: vgl. federleicht, knüppeldick, kugelrund, messerscharf, papierdünn, pechschwarz, spiegelglatt. So bezeichnet auch steinhart hart wie Stein einen besonders hohen Härtegrad, blutrot eine besonders kräftige Rotfärbung. In dem Maße nun, wie solche Wörter häufig gebraucht werden, werden sie mehr und mehr als volle Einheit empfunden; es verblaßt der Gedanke an den Vergleich, und es bleibt nur das Gefühl für das Kraftvolle des Ausdrucks, für das man aber natürlich den ersten Bestandteil des Wortes verantwortlich macht. Das äußere Zeichen dieses Umempfindens ist eine Veränderung der Betonung. Wörter wie rosenrot, talergroß, wasserhell werden wie jede andre Zusammensetzung von übereinstimmendem Bau betont, wie Morgenrot, Groschenbrot, Wasserglas, das heißt mit einer einzigen starken Betonung auf der ersten Silbe. Dagegen Wörter wie steinhart, blutrot erhalten mit Vorliebe noch einen besonderen Nachdruck auf dem zweiten Glied, so daß dessen Betonung der des ersten Gliedes gleich wird, ja sie überragt: blútrót oder blútröt.

Nachdem nun der Wandel des Sprachgefühls vollzogen ist, kann der erste Bestandteil solcher Wörter mit der Bedeutung weiterverwendet werden, die er durch den Wandel erhalten hat, das heißt zur Bezeichnung einer Steigerung. Man kann sagen: weil in steinhart die Vergleichung denselben Wert hat wie eine Steigerung, kommt nun steinreich zur Bedeutung von sehr reich. So ist dann blutarm Nachbildung von blutrot, maustot eine solche von mausstill (die Ableitung von maustot von einem hebräischen Worte ist gänzlich ausgeschlossen); stockdumm, stockfinster ist nach stocksteif geschaffen, saudumm nach sauwohl. Der sagenwidrige Riesenfleiß erweist sich nun als Bildung nach dem Muster von Riesengröße, und Heidengeld, Heidenlärm geht etwa aus von heidenmäßig, der Art der Heiden entsprechend, die einen schreckhaften, einen unheimlichen Eindruck machten.

Unter den durch den Vergleich entstandenen steigernden Bildungen befinden sich einige von besonders seltsamer Eigenart. Bei all den Vergleichen, die wir bis jetzt aufgeführt haben, war für die Gleichsetzung ausschlaggebend, daß bei der für das Bild verwendeten Größe die in Frage stehende Eigenschaft eine wesentliche, regelmäßig vorhandene war (rosenrot stammt aus einer Zeit, wo weiße oder gelbe Rosen noch keine Rolle spielten). Aber es wird niemand behaupten können, daß es zur Eigenart des Pudels gehöre, naß zu sein, und doch sprechen wir von pudelnaß. Wenn der Pudel ins Wasser gegangen ist, dann macht er allerdings wegen seiner langen Haare einen besonders nassen Eindruck. Es gibt also Beispiele, wo die Eigenschaft eines Dinges vergleichswürdig wird für den Fall, daß sie überhaupt auftritt. Hierher gehört auch fadengrad und schnurgrad; gemeint ist die Schnur, wenn sie gespannt ist, und der Faden, der im Gewebe auftritt, den man auch beim Reißen mit Sicherheit als Richtscheit verwenden kann; es schließt sich an fuchswild, wie der Fuchs,

wenn er wild geworden ist, nagelneu, wie der Nagel, wenn er neu ist. Streng genommen ist auch krebsrot hierher zu rechnen, rot wie der Krebs, wenn er gekocht ist; aber es wird genug Menschen geben, die den Krebs nur in diesem Zustand kennen und die rote Farbe für seine Naturfarbe halten.

Noch eine andre Bewandtnis hat es endlich mit hornbumm: es ist gekürzt aus hornochsendumm, wie Ölzweig aus Ölbaumzweig entstanden ist, Rüböl aus Rübsamenöl, Feldsee aus Feldbergsee.

Man könnte endlich drittens die Frage aufwerfen: »Was wird verglichen?« Aber das ist ein Gebiet von ungeheurer Ausdehnung, gewaltig die Massen, die zu bewältigen wären, in der Sprache der Allgemeinheit, in der Sprache der Dichter, den Wortspielen Saphirs oder Wippchens, in den Scherzfragen der Kinderbücher: Was ist für eine Ähnlichkeit zwischen einem Barbier und einer Wäscherin? Antwort: Sie müssen beide erst einseifen. Ich will nur feststellen, daß besonders oft der Weg vom Sinnlichen zum Unsinnlichen geht; man vergleiche unser auffassen, erfassen, begreifen, und verstehen hat wohl ursprünglich bedeutet: um etwas herumstehen, also etwas betrachten und so auch begreifen.

Zur Erläuterung dieses allgemeinen Satzes will ich aber noch ein besonderes Hauptstück herausgreifen, indem ich zeige, wie die Teile des menschlichen Körpers zum Bild für geistige Tatsachen und Vorgänge werden.

Der Mensch hat ein dickes Fell, er ist geschwollen, er ist verknöchert oder ein Rauhbein; er hat Mark in den Knochen und ein festes Rückgrat. Er ist ein Hohlkopf, ein Dickkopf oder starrköpfig, steifnackig oder halsstarrig. Er hat eine eiserne Stirn, er ist widerhaarig, hochnäsig, noch nicht trocken hinter den Ohren. Aber naseweis gehört nur mittelbar hierher; es ist ursprünglich vom Hund gesagt, der eine weise, das heißt eine kluge Nase hat, weil er mit gutem Geruch begabt ist. Der Mensch ist »schlitzöhrig«, »man drückt ihm den Daumen aufs Auge«; er hat ein »großes Maul«, »Haare auf den Zähnen«, eine »glatte Zunge«, ist »doppelzüngig«, er »beißt die Zähne zusammen«. Er hat einen »breiten Buckel«, er »trägt auf beiden Achseln«, er »brüstet sich«; er ist »sauber überm Nierenstück«; seine Stimmung ist »gallig«, weil ihm »eine Laus über die Leber gelaufen ist«; er ist »herzig«, er hat »Herz«; er hat es »auf dem rechten Fleck«, oder es ist ihm »in die Hosen gefallen«; er hat etwas »im Magen«; er ist immer »bei der Hand«; er weiß eine Sache zu »fingern« oder ist ein »Langfinger«; er verlangt »Ellbogenfreiheit«; er »kniet sich in eine Sache«; er »fußt auf etwas«; er lebt »auf großem Fuße«.

Man sieht, welche tiefeingreifende Rolle die Vergleichung im Leben unsrer Sprache spielt, wie zahlreich die Mittel, die ihr zur Verfügung stehen. Man sollte denken: etwas, was sie so häufig übt, müsse der Sprache auch besonders leicht von der Hand gehen. Aber das Gegenteil ist der Fall: gerade der Reichtum kann zum Verhängnis werden. Es geschieht vielfach, daß im gegebenen Augenblick mehrfache Möglichkeiten des Ausdrucks sich zur Verfügung stellen wollen und nun das Ergebnis eine Mischung wird. So entstehen die berühmten und berüchtigten schiefen Bilder, vom »Zahn der Zeit, der schon so manche Träne getrocknet hat und auch über dieses Grab Gras wachsen lassen wird«, oder eine Blüte wie die folgende aus der Zeitschrift »Westfalen«, die gerade vor mir liegt: »das Gift, das einst der Holländer Simon de Vries gestreut hatte, treibt demnach immer noch neu wieder aus«. Aber auch andres kommt auf diese Weise zustande. Bei Homer erscheint das Bild von den »Haaren, die den Grazien gleichen«. Die bekannte französische Wendung »nous autres Français« mischt »nous autres« mit »nous Français«. Bei dem Römer Plinius heißt es einmal: »der fleißigste unter allen, die vor ihm geboren waren«; dem entspricht in einem Liede von Lemke: »er war der schönste seiner Reiter«.

Zum guten Schluß zwei Beispiele aus dem Gelehrtendeutsch: »Das Endergebnis ist, daß wir sowohl in A wie in P zwei gleichartige Bearbeitungen desselben Textes vor uns haben«; »Otto Jahns ausgezeichnetes Werk, gleich meisterhaft nicht nur nach der rein biographischen und historisch-philologischen, sondern ebenso nach der ästhetischen Seite hin«.

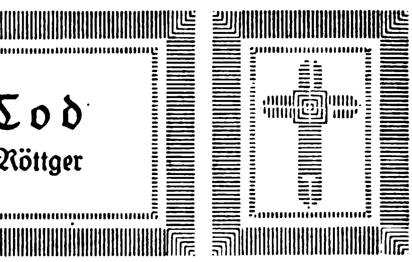
Stillfroher Tag

Mag werden heut, was will,
Meine Seele singt still
Froh vor sich hin,
Als säße ein Vöglein darin.

Ihr ist so heiter
In Liebessonnenschein.
Fiel' gleich der Himmel ein,
Sie sänge so weiter.

Will Vesper



Marias Tod

Legende von Karl Röttger

Dies ist die Geschichte vom Tode der Maria, die da einst die Erkorene des Höchsten war und die Vielgeliebte unter den Menschen, die Mutter des Einen, des schönsten Menschen, des Menschen.

Und es war geschehen, wie sie es erwartet oder befürchtet hatte in der Stunde, da er starb, der schwersten. Da er von ihr abgetrennt war. Denn zuvor, da er noch wandelte unter den Menschen (wie fern auch oft den Seinen), war er doch mit ihr verbunden gewesen, wie durch eine Nabelschnur, nur unsichtbar und im Geiste.

Und dann war er hinweg. Aufgeschwebt in die Himmel, wie ein goldenes Räuchlein. Entwichen in den endlosen Raum, wie ein ferner langer Schatten in der Abendsonne.

Und sie war heimgekommen gen Nazareth zu den Ihren, wie eine Fremde zu Fremden. Hatte aber das Leben aufgenommen und mit den Ihren gelebt wie ehedem. Nur daß die Schwingen ihrer Schönheit und ihres Lächelns gebrochen waren und sie zu welken begann.

Denn vordem war in ihrem Altern noch eins gewesen, das, was von innen durch alle Reife Körpers und der Seele hindurchschien: Glanz des Herzens und Rest des Lächelns vom Worte von einst, das der Engel ihr gesagt.

Sie ging, eine Fremde bei Fremden; und alle fernste Ferne der Welt, da er wandern mochte, und alle Tiefe der Himmel, da er sein Haupt in göttliches Licht tauchen mochte, brach herein, machte Haus und Heim bröckeln, ruinenhaft, morsch, alt, verwest; machte ihre Seele frieren und heimatlos.

Also daß sie wohl stand und Blick und Blut hinaus bebte und ihr Herz leise fragte: Lieber, wo bist du? Und lauschte. Aber es antwortete ihr nichts ...

Und sie sprach weiter: O du, ich habe dich doch erkannt, wenn auch schmerzhaft spät, und habe schmerzliche und schöne Liebe viel an dir erlebt. Schaue aus deiner andern, größeren Welt herein in meine arme bröckelnde Erdenhaftigkeit. Und stand schmerzhaft lauschend allein. Eine Fremde bei Fremden. Und stand eines Tags am Wasser und sah hinein und sah: sie war ein altes, runzliges Mütterchen geworden. Uralt.

Uralt. Denn Zeit mißt nicht nach Jahren, sondern nach der Schwere des Leids. Es mochten Frauen sein in Nazareth, die der Jahre mehr trugen als sie und doch jünger waren. Sie war uralt und fühlte das auch. Als sei es so, daß ihr Schicksal das Schicksal der Mütter seit Anfangszeiten sei: das Schicksal der Mütter, die gebären, immer wieder gebären den Traum vom Menschen, den Traum der Zukunft, den Traum Gottes.

Maria war aber nicht nur uralt geworden, sondern auch einsam. Und fühlte in der Einsamkeit, daß sie eigentlich immer einsam gewesen sei, außer bei ihm. Was war sie? Bröckelndes Gemäuer. Aber sie war einst das Haus eines Königs gewesen, da das Kind in ihr wuchs, und danach, als es in ihren Armen schlief und unter ihren Händen spielte. Haus des Königs, und das heißt: von königlicher Gestalt und Schönheit. O unendliche Süße der Jugend! Das war nun wie ein nie gewesenes Märchen.

Sie war uralt, und es war ihr, als hätte sie von Anfangszeiten so als altes, runzliges, welkendes, in die Erde bröckelndes Mütterchen in Nazareth gesessen oder irgendwo in der Welt, immer in der Enge eines beschränkten Wohnens und doch ringsum allerseiten fühlend: die unendliche Weite Gottes.

Die unendliche Weite Gottes fühlend, in die hinein verschwanden alle die Kinder mit den Träumen ihrer Zukunft — sie, die Mutter aller Großen, die Mutter Abrahams, der um des Gottes willen Heimat und Vaterland verließ; die Mutter Mosis, des Gewaltigen, die Mutter Simsons, des Herrlichen, der elend starb; die Mutter Sauls, der mit den Seinen auf den Höhen Gilboas verwest; Mutter Davids, der Bethlehem vergessen muß vor der Rastlosigkeit



seines Tuns, Fliehens und Königwerdens. Und Mutter unzähliger Söhne, die das Unbegreifliche trieb, hinaus in das Unerforschte des Raums und der Zeit. Die das Unbegreifliche trieb in das Suchen nach größerer Menschenzukunft. Die Mutter des Esaia war sie und des Jeremia, der vom eignen Volk erschlagen ward, dessen Größe und Erneuerung er träumte, fern in Ägypten. Die Mutter des Hirten Amos war sie und aller in Enttäuschung oder Fremde verschollenen Sänger und Künder.

Uralt war sie, und ihr Schicksal maß nicht nach Jahren.

Eines Königs Haus war sie, darin der Traum, der königliche, gewohnt hatte und nun stand sie leer ... eine Ruine ... im Mond und Nachtwind.

Das dünne weiße Haar auf ihrem Haupt weht wie welkes Gras im November. Ihre Augen werden dunkel werden und blind, und die Welt wird auch aus ihrem Blick gleiten, wie sie schon ihren Händen entglitten ist.

So sitzt sie an der Hauswand im Sonnenschein und zieht fröstelnd das Gewand enger.

Maria ist sie, die Mutter der Menschen. Der Männer.

Maria ist sie, die Mutter der Welt.

Weiß sie's?

Vielleicht. Vielleicht auch nicht.

Aber ob sie es weiß oder nicht: etwas ist geblieben in ihr, eine Stimme, ein heimliches Rufen; dumpf melancholisch hallend, eben wie in Ruinen hallend, eine Stimme der Sehnsucht. Eine Stimme des Heimwehs. Ein Hunger nach Glück.

Hat nicht der Eine gesagt: Ich bin das Glück!? Die Bestimmung des Menschen ist Glück? Ist sie glücklich? Das glaubt sie nicht recht.

Was also fehlt? Was ist dies immerfort leise Schmerzende in ihr? Daß der Tod droht? Daß sie weiß: ein letzter Tag naht, der löscht sie ganz aus, der weht ihre letzten ruinenhaften Seinsreste um?

Ist es das? —

Und als sie das alles erlebt hat — das Uraltsein, das Weltschicksalslos und das Dennoch-Singende in ihr der Sehnsucht — da legt sie sich an einem Sommertag in das Kämmerchen an der Gartenseite und stirbt.

Und das ist so: Sie ist ganz allein. Die Kinder sind draußen im Garten und auf dem Feld. Sie ernten. Sie kann einige der Stimmen hören. Sie hört auch die Stimmen der Enkelkinder, die auf der Wiese und zwischen den Beeten spielen, wo einst Jesus spielte, da er Kind war.

Und da naht es und ist keine Gestalt. Es ist nicht Furcht, aber das Gefühl einer ungeheuren schweren Größe.

Sie weiß nicht: soll sie rufen, auf daß jemand bei ihr sei, ihr die Hand halte und »Mutter!« sage?

Es kommt wie Hand und Stärke eines Windes. Wie eine Stimme, die sagt: Du mußt jetzt zerbrechen. Siehe, der Mensch stirbt ein Leben lang, und du bist ein Leben lang gestorben, auch in allem Glück. Aber das letzte Abscheiden nur nennt ihr Menschen Tod. Jauchze auf, da ich dich jetzt zerpresse, um dich hernach in die Winde streuen zu können. Singe ...

Sie schaut groß auf. Es ist keine Gestalt, was da ist, aber es ist ungeheuer groß und schwer.

Und da ruft sie doch. Aber ihre Stimme ist dünn und nur ein Flüstern. Noch nicht einmal so stark wie das Wispern der Ranken und Blätter am offenen Kammerfenster im Sommerwind. Niemand kann es hören: niemand kommt.

Was soll sie nun tun?

Sie wird ganz demütig. Und gehorcht der Gewalt und fängt an zu singen:

Du, der mein Traum war,
Als er noch klein war —
Streichle mein Haar.

Halte die Hand mir,
Die ich dir Land war
Und Quelle und Strand.

Einst, einst, du weißt noch,
Wie du so weit auch
Gewandert, gereist.

Die ich dir Quelle war,
Als du ein Kind noch,
Als ich dich sanft trug
Unter dem Tuch.

Als noch der Traum klein,
Als noch dein Lächeln sein
Glücklich und rein war.

Du, der doch mein war,
Wandernde Welle du,
Wirf du mir Helle zu

Fern aus dem Überlicht;
Hör', meine Seele spricht:
Kennst du die Stimme nicht,

Die dir das Schlaflied sang?
Einst? Einst? Geliebter, lang
Dehnen die Wüsten sich,

Lange, oh, grüßten sich
Oh, unsre Blicke nicht ...
Hebe mich auf zu dir,
O du Geliebter, mir
Traum und Gesang ...

Als die sterbende Maria diesen Gesang ausgeflüstert hatte, war sie tot ...

Hinter dem Tode aber beginnt das andre.

Vielleicht begann es alsobald schon, da sie noch einsam und tot in der Kammer lag.

Die Kinder kamen am Abend heim, Männer und Frauen und Enkel, und umstanden sie mit ernstem Gesicht.

Wunderten sich nur, daß ein feines kleines Lächeln auf den welken Lippen war. Und begruben sie am andern Tage in einem Steingrab, in einem gehauenen Grab, wie mit ihm auch geschehen war, dem Einen. Und lehnten einen breiten, flachen Stein vor die Höhle ...

Hinterm Tode aber beginnt das andre. Das ist nicht schmerzlich. Nur ungewußt von den Menschen. Denn die Menschen sind Kinder noch. Immer noch.

Wenn eine Hand sie nimmt und sie in die Kammer bringt, sei's auch, daß sie ein wenig ängstlich oder widerwillig der Hand folgen, so liegen sie doch hinterher schön sanft in den Kissen und schlafen. Träumen von Schönheit und Sonne. Und fliegen am andern Morgen aus der Kammer auf wie lichte, bunte Engel oder Falter.

Und siehe, so geschah es der Maria. Die doch glaubte, uralt zu sein und nie wieder jung zu werden. Nie wieder Kind und holdselige Jungfrau und Braut. Erst war das Dunkel süß um sie wie dichter Wald. Darin sang ihre innerste Seele noch immer leise flüsternd. Denn wo im Menschen der Traum Gottes gewesen ist, der kann nicht sterben.

Und Maria bröckelte weiter da im Grab, und die Ruine ihres Leibes sank ganz hin und fing an zu verwesen ...

Dann aber geschah das, was nie eines Menschen Ahnen vorher fühlt: aus der dunklen Verwesung erhob sich ein Faltiges, ein Sichausbreitendes, ein Buntes, ein Flügeliges; zwängte sich durch den Spalt hinaus, ersah da draußen in der Welt einen herrlichen Sommertag und schwebte aufwärts ...

Die aber oben dem Einen entgegentrat, der da schon stand und auf sie wartete, das war die Eine, Mutter des Menschen, Braut und Mutter, und jung und blau und golden und blond. Ganz blond. Hände und Füße wie Seide. Und das Gesicht von überströmendem Lächeln. Nie alt und runzlig, sondern unverlierbar jung. Und saß zur Rechten des Sohnes. — —

Dies ist die Geschichte, welche alte Meister die Himmelfahrt der Maria genannt haben.

Es ist nichts daran verwunderlich, als daß Menschen ihre tiefste Schönheit und Bedeutung oft nicht gesehen haben.

Golden wiegt Marias Haupt im Sommerwind.

Das Mädchen von Semuy

An der niedern Tür
Lehnt das blasse Kind.
Ach, wie ihre Wangen
Schmal und zärtlich sind!

Zieht ein Trupp vorbei
Lärmender Soldaten.
Ach, wie ihre Augen
Sich noch dunkler schatten.

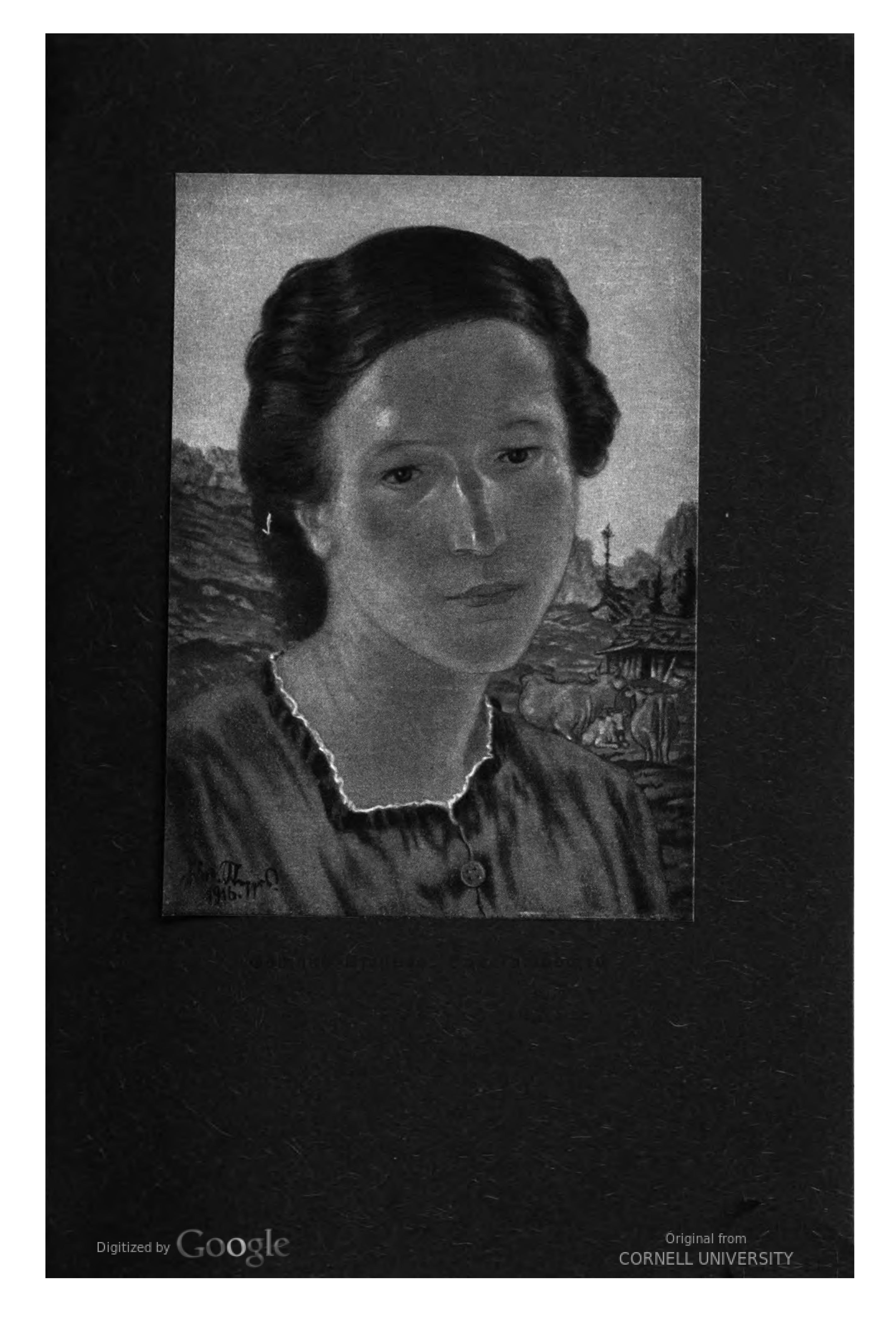
Wirft ein junger Bursche
Ihr die Rose zu.
Schlägt sie ihre Augen
Wie erschrocken zu.

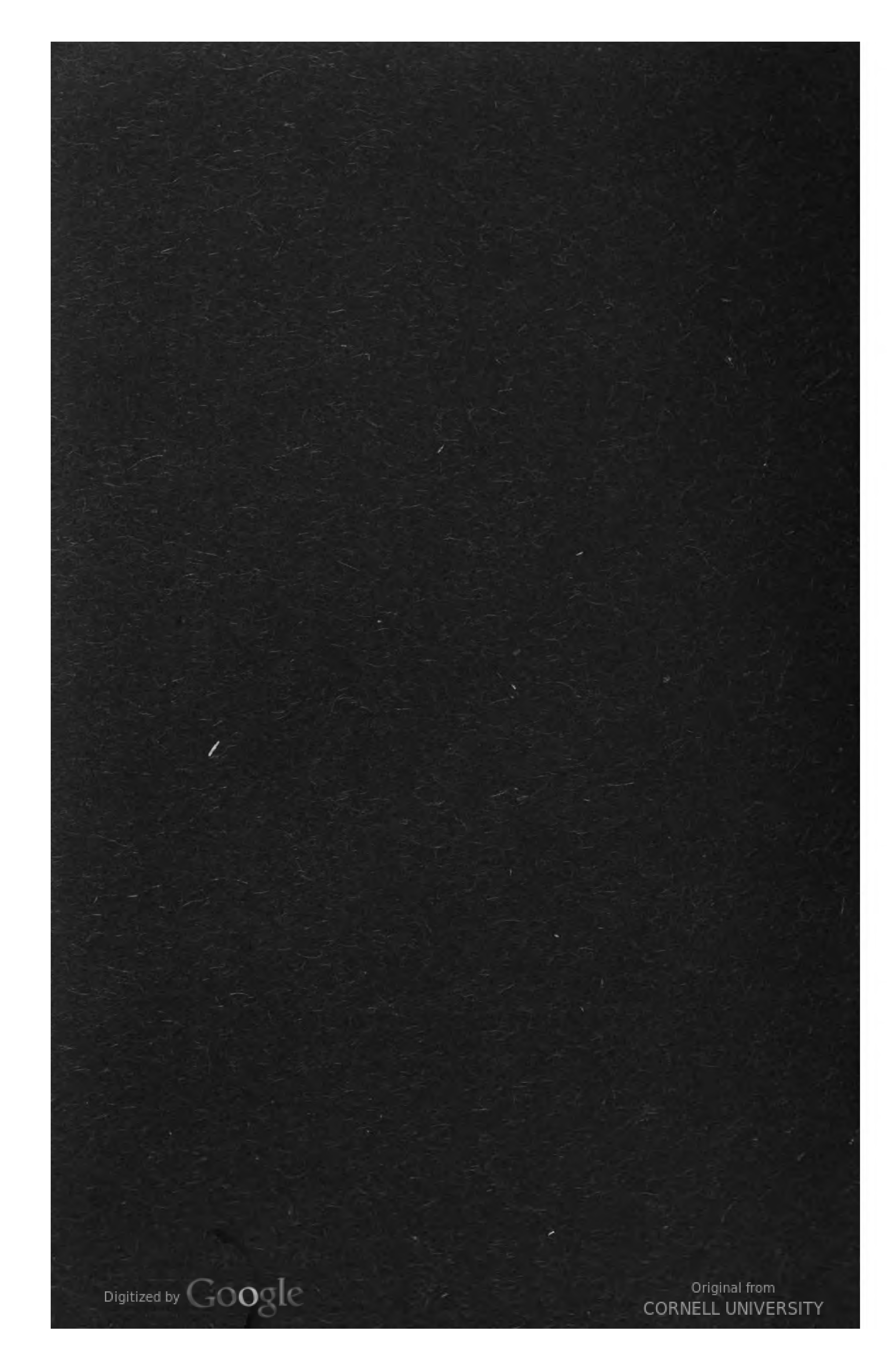
Um die nächste Ecke
Singt der frohe Hauf.
Schlägt sie ihre Augen,
Hebt sie scheu die Blume auf.

An der niedern Tür
Lehnt das blasse Kind.
Ach, wie ihre Wangen
Schmal und zärtlich sind!

Georg Britting









Die Poesie des Kochens und Essens

Eine Friedenserinnerung von Heloise v. Beaulieu (Hannover)



Es mag manchen als äußerst unzeitgemäß, ja geradezu unpassend erscheinen, heute von einer so gänzlich in den Hintergrund gedrängten Sache zu reden wie Kochen und Essen. Von einer Funktion, die wir uns bis zu einem gewissen Grade abgewöhnt haben, und die als unwichtig und verächtlich zu behandeln geradezu ein Kennzeichen von Gutgesinntheit ist. Aber man kann alles das für heute zugeben und doch die schöne Erinnerung hochhalten, wie alten, häßlichen Damen die Zeit heilig ist, da sie jung und schön waren. Wenn das Essen auch heute beinah strafbar geworden ist, es gab doch eine Zeit, wo wir uns in aller Unschuld an den guten Dingen erfreuten, die Küche und Keller uns spendeten. Und der Erinnerung an diesen, doch hoffentlich noch einmal wiederkehrenden Unschuldzustand sollen diese Zeilen gewidmet sein.

Eigentlich liegt ja die harmlose Freude am Essen, die Poesie der Küche auch in normalen Zeiten in der Vergangenheit, in jener Zeit, wo die Sinne noch genußfähig und genußfröhlich waren, wo die Freuden des Gaumens noch so eng verbunden waren mit der Freude am Dasein überhaupt; wo harte Eier Landpartie bedeuteten, Schokolade und Napfkuchen Geburtstag, Erdbeeren Sommer und Honigkuchen Weihnachten. Eigentlich suchen wir in allem, was wir im späteren Leben essen, nur die Erinnerung an den frischen Genuß, den diese Dinge früher einmal hatten, und finden ihn nie ganz wieder. Wir sagen dann, daß sich die Sachen verschlechtert hätten. Gibt es noch so saftige Gravensteiner, Erdbeeren von solchem Aroma, solche Birnen wie früher? Kann eine Frau — und sei das überlieferte Rezept auch gewissenhaft befolgt — ihrem Manne die Klöße vorsetzen, die er bei seiner Mutter gegessen? Niemals! Das Rezept zur Zubereitung läßt sich wohl bewahren, aber das andre, das geht verloren. Und wir können so wenig den Genuß von einer Mehlspeise wiederholen wie den Eindruck, den wir als Kind von einem Garten, einem Hause, einer Landschaft hatten.

Aber wir hatten einmal gute, genußfrohe Zeiten, auch wenn wir das einfachste Leben geführt haben, und das Leben war früher in der Regel einfach. Aber man hatte genug, man hatte sogar Fülle, und man möchte die Kinder von heute bedauern, die, ohne den goldenen Überfluß zu kennen, in strenger Beschränkung auf das Notwendigste aufwachsen. Aber wer weiß! Vielleicht werden sie später ihren Kindern erzählen, wie herrlich der Kriegskuchen geschmeckt habe, und beklagen, daß es etwas so Gutes nicht mehr gäbe.

Unsre Erinnerungen sind reicher. Wie viel unsrer Kindererinnerungen schweben nicht um Küche und Vorratskammer, Obstgarten und Krämerladen! Die Zubereitung der guten Dinge, die mittags auf den Tisch kamen, war eine Angelegenheit liebevoller Neugier und die Küche ein Ort von starker Anziehungskraft. Welch spannendes Geschäft, zu beobachten, »ob etwas kochte«! Welch interessanter Vorgang, wie sich aus einer trübseligen graugelben Suppe ein appetitliches Gebilde entwickelte, das wir Eierkuchen nennen! Wenn schon zu gewöhnlichen Zeiten die Küche von — nicht immer gern gesehener — Anziehungskraft war, wieviel mehr noch in den hohen Zeiten im häuslichen Staate, zur Einmache- und Weihnachtszeit!

Einmachen! Eine Flut von Poesie quillt aus dem Wort. Das ganze Haus roch nach Obst, und alle Türklinken waren klebrig von Saft. Hausfrau und Mädchen waren ganz hingenommen von dem süßen, wichtigen Geschäft, und das Kochen der regelrechten Mahlzeiten wurde nur sehr beiläufig behandelt. Dafür gab es aber herrliche »Rote Grützen«, die aus den Rückständen und Überflüssen bereitet wurden, und hier und da gab es etwas zu probieren. Wenn das Kind gewürdigt wurde, zu helfen, war es selig. Oh, das üppige Wühlen in den Gaben des Sommers! Wenn die Körbe voll duftender bepelzter Quitten gebracht wurden, von sammetröckigen Pfirsichen, von grünen Reineclauden, dunkelblauen bereiften Pflaumen; wenn die Himbeeren und Erdbeeren Ströme von purpurnen Säften ergossen oder die Früchte in geläutertem Zucker durchsichtig wurden wie Edelsteine; wenn die roten und goldenen Gelees (ich bitte um Entschuldigung, aber man sagte »Gelees«) in den Gläsern steifstanden nach unfehlbarem Rezept! Waren die frischen Früchte eine Augenweide, so waren es nicht minder die aufgereihten Gläser, Krausen, Flaschen mit den zierlich beschriebenen Zettelchen. Welch ehrenvoller Auftrag, die Aufschrift zu machen, welch entzückende Schreibübung, dreißigmal schön hinzusetzen: Himbeersaft Nr. I, 1884.

Und die andre hohe Zeit im Jahre: Weihnachten! Wer zählt nicht zu seinen schönsten Kindheitserinnerungen diese: wenn eine Mulde voll weißen Mehles, Haufen goldgelber Butter





und weißen Zuckers, Tüten voll Korinthen, Rosinen, Mandeln, Orangeat nach Hacken, Schmelzen, Verlesen durch Rühren, Pressen und Kneten eine enge Bindung eingingen? Wobei man einander lachend und atemlos ablöste, denn diese Arbeit brauchte Kräfte. Aber welche Genugtuung, wenn der Teig sich »warf«, geschmeidig und locker wurde!

> Weiße Blasen seh' ich springen,
> Wohl, die Massen sind im Fluß!

Aus diesem vollkommenen Teige wurden dann längliche Brote geformt, die dem Bäcker anvertraut wurden, begleitet von der Sorge der ganzen Familie, die einige Stunden in ängstlicher Spannung durchlebte:

> Ach, vielleicht indem wir hoffen,
> Hat uns Unheil schon getroffen!

Aber welche freudige Erleichterung, wenn die Brote stattlich aufgegangen und goldigbraun zurückkehrten.

Das Helfen bei den kleinen »braunen Kuchen« aber war der Kinder heiliges Recht; bei diesem »Helfen« ließen sie ihren plastischen Trieben freien Lauf, denn das Ausstechen mit kleinen Formen war ihnen viel zu langweilig. Etwas ausgeflossen und exotisch-wunderlich, den Erscheinungen modernster Kunst vorgreifend, kamen diese Männchen und Tiere später aus dem Ofen, mehr Heiterkeit als Bewunderung erregend und den beleidigendsten Auslegungen preisgegeben — also auch im Schicksal dem Expressionismus ähnlich.

Ach, Weihnachten! Neben dem Selbstgebackenen wurden auch die Erzeugnisse der Bäcker und Konditoren nicht verschmäht. Schon Wochen vor Weihnachten kamen kleine Vorgeschmäcklein ins Haus: Männer und Frauen aus einem harmlosen Süßteig mit rot und weißen Zuckerstreifen verziert, deren Advent jubelnd begrüßt wurde; oder von den Weihnachtsbesorgungen wurde großmütig ein Paket Lebkuchen abgenommen und preisgegeben. Dann gab es abends Äpfel und Nüsse zum Vergolden, aber auch zum Verspeisen. Die selbstgebackenen Sachen mußten natürlich probiert werden. Und dann kam Weihnachten selbst mit seinem Überfluß, mit nicht nur der E r l a u b n i s, sondern beinah der V e r p f l i c h t u n g, sich zu »verfressen«. Der Karpfen am Heiligabend, die liebe, gesegnete Weihnachtsgans (Ehre ihrem Andenken!) mit dem schönen Inneren, und die Fülle der Süßigkeiten! Marzipan in Torten, mit Fruchtstücken verziert oder ganz Lübeck und all seinen Türmen; Marzipan in Kleinformen als Schinken und Würste oder Schweinchen mit allerliebsten Ringelschwänzchen, deren Verspeisung den Empfindsamen widerstrebte. Ohne damals zu ahnen, was dieses gute Tier uns noch einmal bedeuten würde, liebte man doch schon seine Nachbildung in eßbarem Marmor. Und die gefüllten Schokoladen, die herrlichen kandierten Früchte, von denen ein Teller auf jedem Weihnachtstisch stand — aber merkwürdigerweise befanden sich auf denen der Kinder mehr Birnen und Kirschen und auf denen der Erwachsenen mehr Aprikosen und Orangen —, die weißen und braunen Kuchen, zwischen denen man wie ein unbeständiger Liebhaber zwischen Blonden und Brünetten hin und her schwankte; die Pfeffernüsse und Magenmorsellen! Weiß jemand nicht, was Magenmorsellen sind? Es ist ein Konfekt aus allerhand Gewürzen und Zucker, in Platten gegossen und in Streifen geschnitten. E i n Apotheker aber war immer in jeder Stadt, der sie in Vollkommenheit bereitete, und immer nur zu Weihnachten. Magenmorsellen sind im Bereich des Konfekts das, was Knüppelkuchen im Tortenreich. Bekannt, nicht wahr? Ostfriesland ist seine Heimat, und dies Erzeugnis hat mir schon frühzeitig Achtung eingeflößt vor diesem germanischen Gau. Der Genuß der Weihnachtsbücher und der Weihnachtssüßigkeiten ist in meiner Erinnerung unzertrennlich verbunden, und wäre ich als Fünfzehnjährige gefragt worden, was mein Inbegriff von höchstem Erdengenuß sei, ich hätte gesagt: Ein Buch von Ossip Schubin und ein dickes Stück Marzipan.

Wie Weihnachten ein liebliches Vorspiel hatte von Süßigkeiten, so wirkte sein Wohlgeschmack noch wochenlang nach, denn nachdem man sich Weihnachten geziemend »verfressen« hatte, wurde man mäßiger; jedenfalls behielt die liebe Mutter einige Schätze zurück, die sie mit weiser Sparsamkeit täglich zum Nachtisch austeilte. Man wurde immer genügsamer; schließlich aß man auch noch die von einer Tante geschickten und für mißraten erklärten Pfeffernüsse dankbar auf.

Ja, das war Weihnachten! Und dann kam Silvester mit Heringssalat, Punsch und Krapfen, Krapfen mit Himbeer- und Apfelfüllung, und es war sehr spannend, welches es sein würde. An diesem herrlichen fetten Gebäck, an das man jetzt kaum ohne eine Träne der Wehmut zurückdenken kann, erfreute man sich die ganze Fastenzeit hindurch bis zum Frühjahr. Eine andre Fastenspeise war noch ein Gebäck, das »Hedwige« (Heißwecken) genannt wurde, das, je nach der Üppigkeit der Stadt oder der Freigebigkeit des Bäckers, mehr oder weniger mit Korinthen und Sukkade durchsprenkelt war.

Zu den Gaumenfreuden, die das christliche Kirchenjahr bescherte, kamen noch die der Familienfeste, vor allem die Geburtstage. Das Vorrecht des Geburtstagskindes, das Mittagessen zu bestimmen — unangetastet in der häuslichen Verfassung —, unterlag in seiner Ausführung doch einer leisen mütterlichen Beeinflussung, denn es »paßte« nicht immer, was kühne



Wünsche begehrten. Aber das Mittagessen war ja nebensächlich, die große Mahlzeit des Tages war die Nachmittagsschokolade mit Topfkuchen, wozu die Freundinnen eingeladen wurden; war die den zweiten Gang bildende Nußtorte. Aber **eine** Torte gab es, die noch über die Geburtstagsnußtorte ging, und das war die Makronentorte der ganz hohen Familienfeste, wie goldene Hochzeit und Jubiläum. Die Makronentorte war das jubelnde Finale der Essensymphonie, die feierliche Schlußkrönung der Tafel, und ihr festlicher Aufbau — bei jeder Barockkirche denke ich an die Makronentorte meiner Kindheit —, der in einem auf der Spitze schwebenden Zuckerengel sinnig ausklang, war an sich schon hinreichend, ein jedes Herz, wieviel mehr noch ein dem Magen eng verwandtes Kinderherz festlich schlagen zu lassen. Oh, der herrliche Makronenteig, noch saftiger gemacht durch Auflagen kandierter Früchte! Später wurde der Baumkuchen der klassische Festkuchen, sehr imponierend anzuschauen, mehr gotisch und sehr edel von Geschmack, besonders begehrt die überzuckerten »Nasen«, und doch reichte er nicht ganz an die Köstlichkeit der saftigen Makronentorte heran.

Überhaupt die Familienessen von früher! Welch nahrhafter, wohlhäbiger, leckerer Duft geht von ihnen aus! Das satte Behagen solcher Familienessen strömt voll aus den Schilderungen in »Buddenbrooks« und »Jettchen Gebert«. Die Riesenbraten mit ihren Trabanten von — sämtlich nach feierlichem Ritus bereiteten — Salaten, von »Kompottes«! Denn an solchen Tagen spendete die Vorratskammer ihre heiligsten Schätze; in wohl ein Dutzend Kristallschälchen aufgefahren wurden die topasfarbenen und die rubinfarbenen »Gelees«, die goldklaren Pfirsiche, die süßen Hagebutten, die Schattenmorellen, die Bergamottebirnen und die interessanten Liebesäpfel. Die Fleischbrühen waren von konzentrierter Kraft, und dann schwammen noch würzige Fleischklößchen darin. Ja, in jenen gesegneten Zeiten hatte man den Grundsatz »Genug ist nicht genug!«, und man pflegte den Speck noch zu spicken. Und die Ragouts aus Zunge, Bries, Pilzen, mit Lorbeerblättern und Portwein gewürzt, in einem fetten Blätterteigrand eingebettet; die warmen Puddings — oh, höchste Spannung, wenn sie brennend zu Tisch kamen! — mit Weinschaum, die Riesenaale mit Kräuterbeiguß, das Vanilleeis aus reiner Sahne! Nach den Grundsätzen eines Sanatoriums waren diese Essen nicht zusammengestellt, aber sie schmeckten gut. Man konnte viel vertragen in jenen fetten Tagen, und daß die Kinder sich den Magen verdarben, gehörte mit dazu, und mit kleinen Hausmitteln und einem Tage Fasten waren sie rasch wiederhergestellt. —

»Verreisen« brachte auch allerhand Gaumenlust mit sich. Der Hauptreiz war, daß da alles etwas anders schmeckte als zu Hause. Früher, als noch nicht alles in erster Linie für den Versand hergestellt wurde, gab es überhaupt mehr Ortseigentümlichkeiten, auch auf kulinarischem Gebiete. Heute, wo alle Dinge zu uns kommen, reist man eigentlich mehr um der Bewegung willen als um etwas andres kennenzulernen. Früher gab es überall Besonderheiten, nicht nur in jedem Lande, sondern in jeder Provinz, in jeder Stadt. Das Brot schmeckte im nächsten Dorf anders als bei uns, und folglich besser. Denn zwei Neigungen sind im Menschen wechselweise tätig: Liebe zum Altgewohnten und der Reiz des Neuen, Fremden. Auf diesem Wechsel und seiner jeweiligen Befriedigung beruht ein großer Teil dessen, was wir »Glück« nennen.

Welch eine Delikatesse war dem Kinde das schwarze feste Roggenbrot, das es in der Küstenstadt bei den Großeltern gab. Überhaupt die Großeltern! Jeden Abend kam auf den Tisch eine Riesenschüssel der zarten kleinen Granaten (Krabben), die der Granatenmann täglich ins Haus brachte. Diese Granaten waren schon darum interessant, weil sie eine besondere Technik des »Ausmachens« verlangten, die das Kind mit viel Eifer zu lernen sich bestrebte, sehr beschämt, wenn ein Schwänzchen abriß. Ein Butterbrot, zierlich und dicht mit selbstausgemachten Granaten belegt, war ein wohlverdienter Genuß. Bei den Großeltern gab es viele gute Dinge, die es eben nur dort gab — wie das Kind meinte: Mehlbeutel mit Butter und Sirup, Buttermilchsuppe, überhaupt süße Suppen, Stippmilch sowie Gerstengrütze. Die Gerstengrütze, eine Mittagsvorspeise, wurde mit Sirup und Milch gegessen. Und zwar war die ansehnliche Grützinsel von Milch — schöner fetter Milch — umflossen, während ein Binnensee von herrlichem braunem Sirup in der Mitte lächelte. Das wechselweise Kosten und Ineinanderspielen dieser offenen See und des Binnenwassers war ein Genuß, den ich nicht anders als raffiniert bezeichnen kann. Was Wunder, wenn dem Kinde nach solchen Genüssen das Haus der Großeltern das gelobte Land war, wo Milch und Honig fließt, Schlaraffia des Märchens. Alles schmeckte bei den Großeltern anders, es wurde da mit Gewürzen gekocht, die man zu Hause nicht kannte, als Muskat und Kardamom. Vielleicht, weil die Verbindung mit den Gewürzländern dort an der Küste unmittelbarer war als im Binnenlande; die Schiffe brachten überhaupt viele gute Dinge in einer Fülle und Güte, die das Binnenland nicht kennt: großkörnigen Reis, saftige Apfelsinen, scharfen süßen Ingwer in dickem braunem Saft, allerhand Eingemachtes von fremdartigem Reiz und

die interessanten, vom ganzen Zauber des Urwaldes umsponnenen Kokosnüsse. Ein Besuch der Vorratskammer war für das Kind eine voll ausgekostete Bevorzugung, und die Erlaubnis, einen Griff in die schönen Kisten zu tun, wurde mit Freuden benutzt. In dem ganzen Raum war so ein herrlicher Geruch: etwas räucherig, etwas süßlich, etwas gewürzig — Fülle des Lebens!

Das war im Hause. Die Großeltern hatten aber auch einen Garten, in dem alles wuchs, was in einen richtigen Garten hineingehört. Und es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß der mit Obst und Gemüse bestandene Teil der Kinder eigentliches Ferienparadies war. Ob es wohl noch irgendwie in der Welt solche Johannisbeeren gibt — weiße vor allem! — wie die im großelterlichen Garten? Ich glaube es nicht. Es waren die Früchte Edens, aber ohne Sündenfall. Denn die Johannisbeeren waren den Kindern freigegeben. Wenn man so eine blaßgoldene Traube, ganz durchglüht von Sonne, von oben herab in den begehrlichen Mund gleiten ließ und langsam und genießerisch zerdrückte, genoß man den Sommer selbst, den Sommer in seiner Güte und Herrlichkeit, den Kindheitssommer, von dem alle späteren nur ein schwacher Abglanz sind, den Sommer, den wir unser späteres Leben lang suchen und niemals wiederfinden ...

Aber wenn ich es ganz genau überlege: der größte Essensgenuß der Kindheit, einer, auf den man, obwohl er sich jeden Tag wiederholte, niemals blasiert wurde, den man immer mit derselben Freude und wenn auch unbewußten Dankbarkeit hinnahm, war das nachmittägliche Butterbrot zum Kaffee, die »Vesper«. Ob man sich ihm in ungeteilter Andacht widmete, ob man es gleichsam zur Belohnung in Pausen zwischen einer Arbeit genoß, ob man es sybaritisch mit dem Lesen eines Romans verquickte, ob man es im Freien aß, wo es wieder ganz anders schmeckte, immer war es ein vom ersten bis zum letzten Bissen genußreiches Mahl, diese seit ewigen Zeiten in gleicher Weise gewonnene und zubereitete Gabe unsrer guten Mutter Erde, die uns trägt, nährt, und zu der wir eines Tags ganz zurückkehren. Dank sei ihr!

Drei Mäher

Drei Mäher schreiten in einem Glied.
Die Sensen singen ihr dreistimmig Lied,

So klingt die schaurige Melodei:
„Es stirbt der Mai allemal im Mai“ ...

Der alte Bauer mäht vornauf,
Der siebzigste Mai macht mit ihm den Lauf,

Seine Sense gibt einen eigenen Klang,
Als sänge sie seinen Grabgesang.

Der Alte schweigt und mäht voller Wucht,
Als sei er vor dem Tod auf der Flucht.

Hinter ihm schreitet sein ältester Sohn;
Auch ihm ergraut das Schläfenhaar schon.

Wie sicher fährt seine Sense ins Gras!
Er denkt an dies und denkt an das.

„Wie lange — wird der da vor uns gehn —
Und bald werd' ich als Erster mähn.“

Als Hinterster mäht mit wildem Schwung
Der Enkel, überselig jung.

Seine Augen oft nach rückwärts schau'n;
Sie suchen eine der Heimatfrau'n.

Die fühlt seine Blicke. Es bebt ihre Brust.
Die beiden wissen von Maienlust.

So geht zu Ende der heiße Tag. —
Den Alten trifft in der Nacht der Schlag.

Dem Sohn, der morgen als Erster mäht,
Der Erntetraum in der Seele steht.

Der Enkel schläft nicht, ist lauter Lust:
Er hält seine Liebste eng an der Brust.

P. E. Köhler,
gefallen am 14. Oktober 1914, vierundzwanzig Jahre alt, in Nordfrankreich





Max Westfeld: Lesestündchen

Aufn. von Julius Söhn in Düsseldorf

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung in Düsseldorf vom Sommer 1917



Abbild. 1. Biedermeierzimmer im Märkischen Museum; Sofawand

Ein Berliner Biedermeierzimmer

Von Prof. Dr. Otto Pniower



Der dritte Akt des gewaltigen Weberdramas Gerhart Hauptmanns, in dem ebenso gehalt- wie kunstvoll die wachsende Wut der hungernden Weber auf den verhaßten Brotherrn dargestellt wird, bis die gequälten Kreaturen schließlich zum Sturm auf sein Haus hinausstürzen, dieser Akt schließt mit dem wunderbar abklingenden Satz des pfiffigen Lumpensammlers Hornig: »A jeder Mensch hat halt 'ne Sehnsucht.«

Dieser von der Weisheit eines Sprichworts erfüllte Satz gilt wie vom Einzelnen so von der Gesamtheit und bezieht sich gleichmäßig auf alle Sphären des Daseins. Alle sozialen, politischen, künstlerischen Änderungen beruhen auf dem der menschlichen Natur eingeborenen Drang nach Abwechslung, nach Neuem. Dieser Drang ist der Urgrund der künstlerischen Stilentwicklung. Allein in der Kunst muß das Neue, nach dem sich ein Volk auf einmal, man weiß nicht, durch welche Gewalt getrieben, sehnt, keineswegs immer im absoluten Sinne neu sein. Wie die Renaissance die Wiederbelebung der Antike war, und wie im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts der Klassizismus sie von neuem, jetzt in reinerer, mehr der griechischen als der römischen Kunst zugewandter Form aufnahm, so suchte die nächste Generation ihr Ideal zum Teil im Mittelalter und wurde romantisch. In ähnlicher Weise wandte vor etwa einem Dutzend Jahren die Gegenwart, nachdem die unglückliche falsche Renaissance des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts überwunden war und der haltlose Jugendstil sein glücklicherweise recht kurzes Dasein beschlossen hatte, ihre Liebe einer älteren Epoche zu, jener Zeit, die mit dem Abschluß der Napoleonischen Kriege begann und etwa in der Revolution von 1848 ihr Ende fand. Wir nennen sie mit einem recht zufälligen und darum wenig bezeichnenden Namen: Biedermeierzeit.

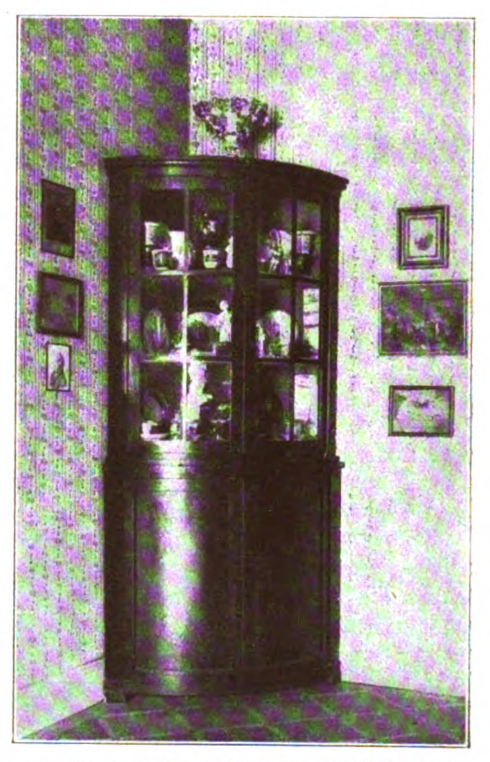
Als sie schon verklungen war, veröffentlichten zwei humoristisch angelegte Männer, der später berühmt gewordene Heidelberger Arzt Adolf Kußmaul, eine Zierde seines Standes, und der Jurist und Dichter Ludwig Eichrodt, Scheffels Jugendfreund und



Abbild. 2. Biedermeierzimmer im Märkischen Museum. Wand mit Tafelklavier

eine Zeitlang Redakteur des Lahrer Kommersbuches, unter freier Benutzung von unfreiwillig komischen Gedichten eines schwäbischen Dorfschulmeisters namens Samuel Friedrich Sauter lustige Lieder, die sie für Gesänge Gottlieb Biedermaiers, Schulmeisters in Schwaben, ausgaben. Die Sammlung war 1853 abgeschlossen, die einzelnen Stücke erschienen aber erst vom Frühling 1855 bis zum Sommer 1857 in einzelnen Nummern der »Fliegenden Blätter«. Und erst 1869 vereinigte sie Eichrodt in einem Büchlein »Lyrische Karikaturen«, dem er den Obertitel »Biedermaiers Liederlust« gab. Die Gedichte schlugen ein und erlangten eine solche Volkstümlichkeit, daß Gottlieb Biedermeier (in dieser Schreibung, d. h. mit ei) zum Typus für den genügsamen Spießbürger wurde, dem das behaglich Enge, das hergebracht Alltägliche die Welt und sein Glück bedeuten. Auch vom geistig Beschränkten, wenngleich Gutmütigen und Treuherzigen klang etwas mit. Wie der Name dann auf einen ganzen Zeitabschnitt übertragen wurde, ob dabei lediglich jene Überhebung wirksam war, die so oft eine Generation gegenüber der vergangenen bekundet, das gehört zu den Geheimnissen der Wortschöpfung, die so schwer zu ergründen sind. Allein wieder eine Generation, und der Spottname ward zum Ehrennamen. Biedermeier wurde die Bezeichnung für den bewunderten und ersehnten Lebensstil einer Epoche.

Es war deshalb ein glücklicher Gedanke der Leitung des Märkischen Museums, in dem vor neun Jahren eröffneten eignen Hause den Besuchern ein Biedermeierzimmer darzubieten. Seinem Beispiel sind seitdem manche Heimatmuseen gefolgt. Neben der Spreewaldstube mit ihrer vollkommenen Echtheit — sie ist mit den Wänden, der Decke, dem Fußboden und ihrer gesamten Ausstattung einem Hause jenes eigentümlich isolierten wendischen Gebietes entnommen — übt diese Wiederbelebung des guten Zimmers unsrer Großväter und Urgroßväter in dem abwechslungsreichen Museum wohl die stärkste Anziehung aus. Wie zu einer Art Mekka pilgern zu ihm nicht bloß die Damen, die der Mode folgend ihr Heim mit



Abbild. 3. Biedermeierzimmer im Märkischen Museum. Eckschrank

einem Biedermeierzimmer schmücken wollen, oder die Abgesandten der Möbelgeschäfte, die den Auftrag erhielten, eins einzurichten, sondern vor allem die Maler, die sich nicht genugtun können, diesem bescheidenen Abglanz des alten Berlin künstlerisch beizukommen.

Was schlägt uns in den Bann, wenn wir eins jener alten, stillen Zimmer betreten? Zunächst wirkt der dem Gefühl jedes Menschen, auch des kritischsten, eigne Trieb, das Vergangene zu verklären. Immer war die alte Zeit besser als die Gegenwart. Stets waren unsre Vorfahren zufriedener und glücklicher als wir. Dann ist es die trauliche Wohnlichkeit des Raumes, die einen unwiderstehlichen Zauber ausübt. Trotz allem Streben nach Einfachheit und Bescheidenheit, das übrigens mehr Programm als Wirklichkeit ist, sind wir im Vergleich zu jener um zwei bis drei Generationen zurückliegenden Periode geradezu Prahlhänse mit unsern palastartigen Zimmern und Treppenhäusern, den Marmorstufen und Marmorwänden, den protzigen Verzierungen, üppigen Teppichen und schweren Vorhängen. Hier falsche Aufbauschung, dort karge Zurückhaltung. Wie wir aber alles auf uns beziehen und ins Seelische wenden, so übertragen wir unwillkürlich den empfangenen Eindruck auch auf die Menschen, die in jenem engen Raum aus und ein gingen. Eine Empfindung ähnlich der Fausts in Gretchens Kämmerchen:

> Wie atmet rings Gefühl der Stille,
> Der Ordnung, der Zufriedenheit!
> In dieser Armut welche Fülle!
> In diesem Kerker welche Seligkeit!

Abb. 4. Gustav Richter: Bildnis seiner Schwester (Aquar. ll)

Die Folgerung ist allerdings ein Trugschluß. Die Menschen der Biedermeierzeit waren keineswegs so beschaulich und glücklich, wie ihre Zimmer vermuten lassen. Sie lebten in einer gärenden, unheilschwangeren Epoche, die sich gegen den staatlichen Druck innerlich aufbäumte. Die politische Reaktion, das nicht eingelöste Versprechen der Verfassung weckten Enttäuschung und Mißmut, die nur verstärkt wurden, als die sehr bald nach dem Kriege einsetzenden törichten Demagogenverfolgungen über so viele Familien tiefes Leid brachten. 1816 und 1817 waren Jahre einer Mißernte und einer schweren Handelskrise. Kein Wunder, daß damals die geistigen Waffen geschmiedet wurden zu der Revolution, die die Epoche abschloß und die literarisch durch das junge Deutschland vorbereitet wurde. Vor allem aber war das durch die Kriege mit ihren harten Folgen, den feindlichen Durchzügen, Einquartierungen und Kontributionen heimgesuchte Land arm. Die uns so anmutende Einfachheit der Einrichtungen und Lebensgewohnheiten war gewiß eine Tugend, sie war aber von der Not geboren. Freilich die Art, wie diese Kargheit und Bescheidenheit sich äußerte, hat etwas Bestrickendes, und darin liegt der dritte und entscheidende Grund des Wohlgefallens, mit dem wir auf die Zimmerausstattungen jener Zeit blicken. Kunstgewerblich ist, was wir Biedermeier nennen, eine Mischung verschiedener, zum Teil ganz heterogener Elemente. Am stärksten ist der Nachhall des Empire, besonders des soliden englischen. Auch der Zopfstil wirkt nach. Es kommt ein neu einsetzender, in





Abbild. 5. Franz Lauska mit seinen Töchtern Bleistiftzeichnung von Gottfried Schadow (1812)

Berlin hauptsächlich von Schinkel begünstigter Klassizismus, dann die gotisierende Romantik, die in Schinkel ebenfalls ihren Gönner fand, zuletzt, nach der Julirevolution, noch eine Erneuerung des Rokoko hinzu. Wie es möglich war, all das zu einem runden, geschlossenen Geschmack zu vereinigen, scheint schwer begreiflich. Gleichwohl hat jeder künstlerisch empfindende Betrachter der Möbel, Bilder, Tassen, Nippessachen und was sonst die Einrichtung dieser Stuben bildet, das bestimmte Gefühl, einem ausgesprochenen Stil gegenüberzustehen. Was aber fehlt uns wurzellosen Erdensöhnen der Gegenwart mehr als Stil? Es wäre gar nicht unmöglich, daß ihn uns eine spätere Zeit zuschreibt. Aber in unserm Bewußtsein entbehren wir ihn nur zu schmerzlich. Und deshalb vor allem schauen wir voll Bewunderung, Sehnsucht und Neid auf jene verklungene Zeit.

Was nun aber das Biedermeierzimmer des Märkischen Museums betrifft, das wir hier in Abbildungen vorführen, so wird es mir gestattet sein, hervorzuheben, daß bei seiner Herstellung ganz besondere Liebe und feiner Kunstsinn gewaltet haben. Der Erbauer des Hauses, Ludwig Hoffmann, ließ es sich selbst angelegen sein, es einzurichten. Ein kleiner Zug beweist, wie ihm die Aufgabe ans Herz gewachsen war. Kurz bevor die Ausstattung beendet war, besuchte er das liebliche Weimar. Bei der Besichtigung des Goethehauses fielen ihm die zart gefalteten, sanft geschwungenen Gardinen des Junozimmers auf, von denen er eine skizzierte, um das stilechte Stück für seine Nachschöpfung zu verwenden. Wie angemessen dem Charakter des Raumes ist schon die Wandbespannung gewählt, ein mit Ranken in Vertikalfeldern bemalter rauher Stoff! Die Einrichtung ist alt und berlinischen Ursprungs. Der Teppich stammt aus einem Hause, das für die Stadt zu einer Art Wahrzeichen geworden ist, dem Ermelerschen. Die Möbel aus Birkenreiser: Tisch und Stühle vor dem Sofa, ein Kleider- und ein Bücherschrank, der Eckschrank mit den Nippessachen und Erinnerungsstücken, für jene Zeit ebenso bezeichnend wie der eigen-

tümliche, mit einer kleinen Kommode verbundene, bis zur Decke reichende Spiegel, vor dem hohe Lampen stehen: all diese Stücke sind einfach und solide gebaut und wirken besonders behaglich. Es fehlt nicht das Tafelklavier, aber auch nicht, was uns besonders altfränkisch anmutet, der gestickte Klingelzug (Abbild. 1—3).

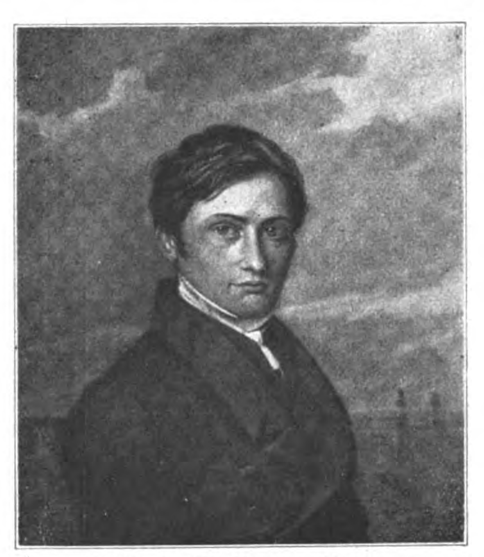
Man weiß, daß sich die Frauen dieser Zeit mit besonderer Vorliebe den Handarbeiten hingaben, wofür die heute wieder in Mode gekommenen aus Seidenfäden oder Perlen hergestellten Handtaschen mit ihren blumigen Verzierungen, die sogenannten Pompadours, zeugen. Die Wände des Zimmers sind denn auch reichlich mit Stickereien geschmückt, die bald Landschaften, bald einzelne Gebäude wie Tempel oder andre Symbole aufweisen. Es waren offenbar Geschenke zu Geburtstagen, Hochzeiten oder andern Gedenktagen. Drollig unter diesen Stücken ist ein seidenes Kissen, das freilich wenig Handarbeit verrät. Es enthält keinen andern Schmuck als ein auf die obere Seite aufgedrucktes sechsstrophiges Gedicht mit der Widmung: »Unsern geliebten Eltern Herrn Johann Christian Müller und Frau Maria Elisabeth Müller geb. Busse zur frohen Silber-Hochzeit-Feier aus inniger Zärtlichkeit geweiht von Ihren (so!) dankbaren Kindern.«

Einen Hauptreiz des Zimmers macht dann der weitere Wandschmuck aus, der aus Silhouetten, die natürlich nicht fehlen durften, ferner aus Bildern, kleinen Erinnerungen, wie Patenbriefen, Konfirmations- und sonstigen Glückwunschkarten, Einladungen zur Taufe und ähnlichen durchweg im zierlichsten Geschmack ausgeführten Kleinigkeiten besteht. Es ist viel aufgehäuft, nach heutigen Begriffen zu viel, aber es entspricht das durchaus dem Geiste der damaligen so erinnerungsseligen Zeit.

Unter den herumstehenden Geräten findet man auch einige jener für das Biedermeier so bezeichnenden Erzeugnisse der Berliner Eisengießerei, die von 1804—1874 bestanden hat. Dieses vom Staate ganz besonders begünstigte Institut lieferte nicht nur große Stücke, wie Dampfmaschinen, Kandelaber, Krieger- und Grabdenkmäler, Brücken- und Treppengeländer, sondern auch kleine Gebrauchsgegenstände, wie Vasen, Uhrgehäuse, Schreibzeuge, Briefbeschwerer, Papiermesser, Medaillen und Plaketten, sogar so zierliche Sachen wie Halsketten, Armbänder und Ringe. Auch in der Vorliebe für diese reiche Verwendung des Metalls ist die Zeit eine eiserne zu nennen. Heute werden all diese Erzeugnisse sehr geschätzt und von Sammlern teuer bezahlt. Und die Liebhaberei ist auch berechtigt, weil für die Gießerei in ihrer Blütezeit bedeutende Künstler, darunter Schinkel und Posch, tätig waren. Bis etwa zum Ausbruch der Revolution standen ihre Leistungen auf einer hohen Kunststufe und erfreuten sich eines großen Ansehens weit über Berlin hinaus, sogar in Frankreich.



Abbild. 6. Anna Milder mit ihrem Sohn (Ölgemälde)



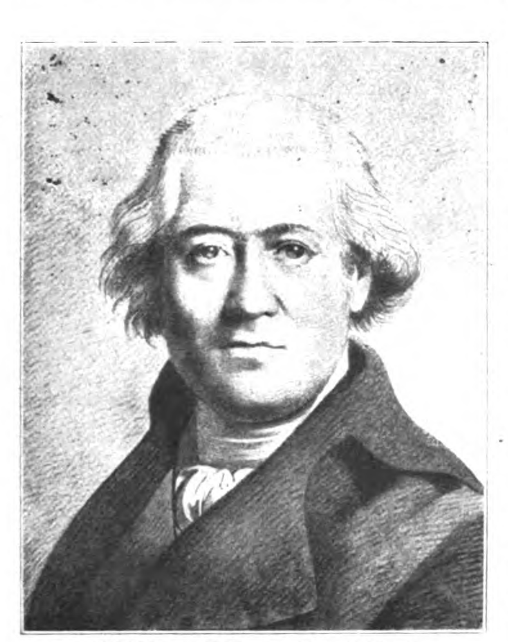
Abbild. 7. Ein Berliner Geistlicher
Kreidezeichnung von Franz Krüger

Ein Lichtschirm mit gotisierenden Fialen, zwei schlichtgehaltene Tabakskästen und eine Räucherlampe, damals ein unentbehrliches Gerät, die auf dem Tafelklavier stehen, beweisen, daß der gute Ruf begründet war. Davon ist die Räucherlampe, ein Stück von besonders edler Form, aus Zinkguß. Der erste Versuch, das bläulichweiße Metall kunstgewerblich zu verwenden, wurde 1832 in unsrer Gießerei gemacht. Die aus ihm hergestellten Erzeugnisse der Frühzeit sind treffliche Arbeiten. Erst später trat jene Entartung ein, die wir alle kennen. Neben diesen Gegenständen steht eine Uhr aus vergoldeter Bronze. Sie zeigt ein interessantes Gehäuse aus Rocaillenwerk mit bekrönender Muschel und ist reich verziert mit Ranken, Blättern, Blüten und Früchten, von denen die Blüten aus Porzellan gebildet sind, das Ganze aus der abklingenden Zeit des Biedermeier und ein echtes Werk jenes neuen Rokokos, von dem schon die Rede war.

Ich sprach von dem reichen Wandschmuck des Zimmers. Es versteht sich, daß da hauptsächlich Bilder gemeint sind. Wenn ein Museum für einen derartigen Schmuck zu sorgen hat, so wird es notwendigerweise, auch wenn es sich wie hier um den Raum eines einfachen Bürgerhauses handelt, darauf bedacht sein, möglichst solche Bilder anzubringen, die von bezeichnenden und hervorragenden Künstlern geschaffen sind. So sind denn auch hier die Meister unter den Berliner Malern jener Zeit gut vertreten. Von Gottfried Schadow findet man zwei treffliche Darstellungen. Da hängt über dem Tafelklavier rechts eine leicht getönte Bleistiftzeichnung seiner Hand, die den Münzdirektor Schlegel wiedergibt (Abbildung 9), eins der vielen Bildnisse, die der Künstler von diesem seinem langjährigen Nachbar und genauen Freunde geschaffen hat. Mit welcher Liebe sind die Einzelheiten der kraftvollen Physiognomie, besonders Augen und Mund behandelt! Und der feinen Technik ebenbürtig ist der ruhige, sinnende Ausdruck des in sich gefesteten Mannes. Leichter angelegt ist die zweite, mit dünnem Bleistift ausgeführte, ebenso anmutige wie charakteristische Zeichnung, die uns den Musiker Franz Seraphinus Lauska mit seinen beiden Töchtern vorführt (Abbild. 5). Lauska war eine stadtbekannte Persönlichkeit Berlins. Er war Klaviervirtuose und Komponist, vor allem aber Klavierlehrer und als solcher zu seiner Zeit der beliebteste der Residenz. Die meisten Prinzessinnen und Prinzen des königlichen Hauses waren seine Schüler. Aber auch Meyerbeer gehörte zu ihnen, ebenso Schadows früh verstorbener, musikalisch sehr begabter Sohn Ridolfo. In den gehaltvollen Jugenderinnerungen des Geographen und Archäologen Gustav Parthey, eines



Abbild. 8. Langerhans, Stadtjustizrat in Berlin
Kreidezeichnung von Franz Krüger



Abbild. 9. Münzdirektor Schlegel
Getönte Bleistiftzeichnung von Gottfried Schadow

Enkels Friedrich Nicolais, ist Lauskas mit besonderer Liebe gedacht.

Schadow, der Bildhauer, war ein Zeichner von der größten Fruchtbarkeit. Über tausend Arbeiten verwahrt allein die Bibliothek der Akademie der Künste in Berlin. Hunderte sind in andern Sammlungen verstreut. Und doch wird er darin von einem andern jüngeren Berliner Künstler übertroffen, von Franz Krüger, der, eine Zeitlang verkannt und wegen seiner Vorliebe für Tierbilder etwas verächtlich der Pferde-Krüger genannt, sich heute als besonders bezeichnender Vertreter einer leichten und doch soliden Kunst von echt berlinischem Gepräge hoher Schätzung erfreut. Das Märkische Museum hat ihm ein eignes kleines Kabinett gewidmet, das neben einigen Gemälden zahlreiche Skizzen, Zeichnungen und Lithographien von ihm bietet. Er mußte aber auch in dem Biedermeierzimmer vertreten sein, das zwei Blätter von seiner Hand aufweist, die in weiß gehöhter Kreide, einer von ihm mit besonderer Vorliebe und mit glänzender Virtuosität verwendeten Technik, ausgeführt sind. Das eine über dem Klavier links (Abbild. 8) stellt einen auch von Schadow porträtierten Mann dar, den Berliner Richter und Stadtjustizrat Langerhans, das zweite einen jungen Prediger (Abbild. 7), dessen Persönlichkeit leider nicht festgestellt werden konnte. Beide geben von Krügers Meisterschaft eine gute Vorstellung. Auch ohne daß man die Physiognomien der Dargestellten kennt, flößen die sicher hingeworfenen Bilder das Vertrauen ungeschminkter Lebenswahrheit ein. Von einem andern Vertreter berlinischer Kunst, Theodor Hosemann, befindet sich ein kleines, einen alten Hirten darstellendes Ölgemälde aus dem Jahre 1840 hier. Die Ölmalerei war jedoch nicht Hosemanns Stärke, wenngleich auch sie heute Bewunderer gefunden hat. Sein eigentliches Gebiet waren humoristische Zeichnungen und Lithographien kleineren Formats, Buchillustrationen und Festkarten, in denen er viel Witz und Grazie entfaltet. Von ihnen bietet das Museum an andrer Stelle eine reiche Auswahl.

Einen Ruhmestitel der Berliner Kunst in der Biedermeierzeit bildet die Bildnismalerei. Man braucht nur die Namen Carl Begas und Eduard Magnus zu nennen. Dem Einfluß dieses Letztgenannten konnte sich selbst ein so eigenwilliger und auf seine Selbständigkeit pochender Künstler wie Adolf Menzel nicht entziehen, wie wenig sich auch sein Wirklichkeitsdrang mit der verschönenden Art von Magnus vertrug. In dem wunderbaren glanz- und farbenfreudigen Bildnis der Tochter seines Freundes



Abbild. 10. Christoph Zeltner, Töpfermeister
Bleistiftzeichnung von Heinrich Papin (1820)



Abbild. 11. Gruppe aus Tragant: Eine Partie Lomber

Arnold, das jetzt die Nationalgalerie ziert, wandelt er in seinen Spuren — und überholt den Vorgänger beträchtlich. Denn dieses Bild darf als der Gipfel jener im Kolorit schwelgenden, idealisierenden Bildnismalerei bezeichnet werden. Ein Werk dieser Meister schmückt unsern Raum nicht, doch aber eins, das in ihrer Art gehalten ist, ein höchst liebenswürdiges und anmutiges Aquarell eines Nachfahren von Eduard Magnus, des einst so gefeierten Porträtisten Gustav Richter, das, eine ganz frühe Arbeit, des Künstlers Schwester darstellt (Abbild. 4). Es hat einen besonders günstigen Platz über dem Sofa gefunden. Unter ihm hängt, damit auch dieser für die Biedermeierepoche bezeichnende Zweig der Malerei hier zu seinem Rechte komme, ein Gemälde religiösen Inhalts in der Art der Düsseldorfer Schule, ein Werk des Berliner Malers Hermann Stilke, das aus dem Jahre 1835 stammt und »Christen auf der Flucht aus Jerusalem« zeigt.

Bei der Ausstattung des Zimmers mußte aber auch der Erinnerung an wichtige Persönlichkeiten des damaligen Berlin nach Möglichkeit gehuldigt werden. Diesem Zwecke dient ein Bildnis des Töpfermeisters Tobias Christoph Feilner (Abbildung 10), der die Stadt und das Land nicht nur mit trefflichen, vielgerühmten Öfen und Badewannen versah, sondern, unterstützt von dem immer wieder zu nennenden Schinkel, auch der Kunst und dem Kunstgewerbe hervorragende Dienste leistete. Mit seiner Hilfe konnte Schinkel den Backsteinbau erneuern und dem Töpferton den verlorengegangenen Anspruch wiedergewinnen, zum Schmuck der Fassaden verwendet zu werden. So wurden in seiner Anstalt die Füllungen der Fensterbrüstungen der ehemaligen Berliner Bauakademie am Werderschen Markt mit den feinen Reliefs aus Terrakotta hergestellt. Auch allerlei zierliche Kannen und verwandte Gefäße, in deren Form und Dekor Feilner sich gern an antike Vorbilder oder an die schönen Stücke der deutschen Renaissance anlehnte, gingen aus seiner Werkstatt hervor. Das Bildnis ist eine Bleistiftzeichnung Heinrich Papins, eines Enkels Chodowieckis, und gereicht in der lebendigen Wiedergabe des ausdrucksvollen Kopfes dem Großvater des nicht recht zur Geltung gekommenen Malers und Lithographen nicht zur Unehre.

Aus demselben Grunde wie dieses Bildnis wurden zwei kleine Büsten als Krönungen der Schränke aufgestellt. Sie geben ungleich bedeutendere Männer wieder, als jener brave Töpfermeister war. Die eine aus Bronze zeigt uns Hegels markanten Denkerkopf, die andre aus Biskuitporzellan, ein Erzeugnis der Berliner Manufaktur, die feinen Züge des Finanzministers Karl Georg v. Maaßen, jenes bedeutenden Staatsmannes, der als Mitschöpfer des Deutschen Zollvereins neben Motz nicht am wenigsten dazu beitrug, daß das kleinbürgerliche Deutschland der Biedermeierzeit einen bei der Gründung jenes Bundes nicht geahnten Aufschwung zu der heutigen Weltstellung nahm.

Eine Folge der politischen Ohnmacht jener Epoche und der verhältnismäßig noch geringen Entwicklung von Handel und Gewerbe war, daß die damalige Generation namentlich in Berlin ein uns heute kaum verständliches, geradezu leidenschaftliches Interesse am Theater- und Konzertwesen nahm. Diese öffentlichen Aufführungen standen im Mittelpunkt des Lebens und bildeten hauptsächlich den Stoff der Unterhaltung bei den ebenso berühmten wie verspotteten ästhetischen Tees der Berliner Salons. Es war die Zeit Henriette Sontags und Fanny Elßlers, Paganinis und Liszts. Der Persönlichkeitskultus stand in seiner Maienblüte. Damals war es keine Phrase, sondern wahr, daß die Virtuosen Triumphe feierten. Da-

mals wurden ihnen wirklich die Pferde ausgespannt. Als in Berlin das Gerücht verbreitet war, daß Henriette Sontag in Paris erkrankt sei, reiste einer ihrer dortigen Bewunderer mit Extrapost nach Frankreichs Hauptstadt, um sich Gewißheit über die Nachricht zu verschaffen. Es war der richtige Theatertaumel. Eine Erinnerung auch daran bewahrt das Zimmer. Zu derselben Zeit, als Henriette Sontag im Königstädtischen Theater ihren Weltruhm begründete, wirkte am Königlichen Opernhaus als Primadonna Anna Milder, auch sie eine vielbewunderte Künstlerin. Sie war aus Wien gekommen, wo es ihr im Jahre 1805 vergönnt war, als erste die Rolle des Fidelio zu singen. Von den Zeitgenossen wird ihr eine Stimme von gewaltigster Fülle und herrlichstem Wohllaut nachgerühmt. Ihre Gestalt war von schönstem Ebenmaß, und ihr eignete ein Adel der Bewegungen, der, wie Gustav Parthey sagt, an antike Statuen erinnerte. Ihr Vortrag war von Wärme und tiefster Innerlichkeit beseelt. Mit vier kleinen Liedern, die sie in Marienbad im Sommer 1823 Goethe vorsang, brachte sie ihn zum Weinen. Getreulich notiert es der Dichter in seinem Tagebuch. Dem Freunde Zelter, dem er darüber einige Tage danach schrieb — dieser hatte ihm seit Jahren mit solchem Enthusiasmus über ihre Kunst berichtet, daß er fast den Neid des alten Herrn erregte —, dem Freunde gestand er, daß ihm die Erinnerung daran noch Tränen auspreßt. Ihr Bestes gab Frau Milder in den Gluckschen Opern als Armida, Alkeste und Iphigenie. So erklären sich die Verse, die ihr Goethe, drei Jahre nachdem er sie gehört hatte, widmete. Mit der Bescheidenheit des wahrhaft Großen und in ritterlicher Galanterie schrieb er in ein für sie bestimmtes Prachtexemplar seiner »Iphigenie« die Verse:

> Dies unschuldvolle, fromme Spiel,
> Das edlen Beifall sich errungen,
> Erreichte doch ein höh'res Ziel:
> Von Gluck betont, von dir besungen.

Ein Bildnis dieser so gefeierten Sängerin (Abbild. 6) schmückt die Wand über dem Ausgang des Zimmers. Von der Hand eines unbekannten Malers, die aber in Auffassung und Kolorit die gute Berliner Schule verrät, ist sie zusammen mit ihrem Söhnchen dargestellt.

Der Stolz jedes Biedermeierzimmers war ein Schrank, in dem die Erinnerungsstücke: die Porzellanfiguren oder bemalten Tassen, die Vasen, die Prunkgläser und ähnliche an Gedenktagen empfangene Geschenke aufbewahrt und zugleich zur Schau gestellt wurden. Bald war ein solcher Schrank eine sogenannte Servante mit Glastüren, gläsernen Seitenwänden und einer Spiegelscheibe an der Rückwand, bald ein einfacherer halbrunder Eckschrank, wie ihn unser Zimmer bietet (Abbild. 3). Dieser enthält allerlei seltsame, kulturgeschichtlich interessante Kostbarkeiten. Neben den genannten Stücken finden wir da ein sogenanntes Vivatband, d. h. ein schmales langes Band aus Atlas, auf das ein Gedicht aufgedruckt ist. Es ist ebenso wie eine mit goldenen Arabesken und einer Aufschrift bemalte Tasse im Jahre 1836 dem Pastor Schmidt von Werneuchen zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum gewidmet, jenem Dichter, der mehr durch die auf ihn gemünzten, ebenso lustigen wie geistvollen Parodien August Wilhelm Schlegels und Goethes als durch eigne poetische Leistungen berühmt geworden ist. Allerdings wurden wiederholt Versuche unternommen, ihn als Dichter zu retten. Auch Theodor Fontane hat in seinen »Wanderungen durch die Mark« bei der Schilderung Werneuchens ritterlich eine Lanze für ihn gebrochen. Allein mir scheinen alle Bemühungen, dem guten Pastor nachträglich einen Ehrenplatz auf dem Parnaß zu erringen, vergeblich. Seine lyrischen



Abbild. 12. Gruppe aus Tragant: Eine Trauung

Ergüsse stehen kaum höher als die Erzeugnisse jenes zu Anfang genannten schwäbischen Dorfschullehrers Sauter, die, wie wir sahen, zur Schöpfung der Gestalt Gottlieb Biedermeiers führten. Sie suchen die Poesie dort, wo sie noch nicht oder nicht mehr zu finden ist, und sind eben darum bis zur Trivialität trocken. Nur Widerspruchsgeist oder eine falsche Sentimentalität kann ihnen einen Wert beimessen, der ihnen nicht gebührt.

Unter den andern Erinnerungsstücken, die sich im Eckschrank befinden, verdienen besondere Aufmerksamkeit kleine Figuren und Gruppen von Figuren. Schon das Material, aus dem sie geformt sind, ist recht eigentümlich. Sie sind aus Zucker, Kraftmehl und Tragant, das heißt dem Saft des Bocksdorns hergestellt, also Konditorwaren. So wie sie sich darbieten, sind sie eine Berliner Spezialität und waren einst die besonderen Zierden der berühmten, von den ersten Konditoreien der Stadt alljährlich veranstalteten Weihnachtsausstellungen. Während seines mehr als zweijährigen Aufenthalts in der preußischen Residenz von 1821 bis 1823 schrieb Heinrich Heine für den »Rheinisch-Westfälischen Anzeiger« Briefe über sie, die, verglichen mit seinen späteren witzigen und sarkastischen Aufsätzen, recht harmlos sind, aber gerade darum ein verhältnismäßig zutreffendes Bild von dem Leben und Treiben der Stadt bieten. In einem dieser Briefe, der die Winterfreuden des Jahres 1821 schildert, heißt es von der Weihnachtszeit: »Aber des Abends geht der Spaß erst recht los. Dann sieht man unsre Helden oft mit der ganzen respektiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schwesterchen und Brüderchen, von einem Konditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Passionsstationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre zwei Kurantgroschen Entree und besehen sich con amore die Ausstellung, eine Menge Zucker- oder Drageepuppen, die, harmonisch nebeneinander aufgestellt, rings beleuchtet und von vier perspektivisch bemalten Wänden eingepferchte, ein hübsches Gemälde bilden. Der Hauptwitz ist nun, daß diese Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Personen vorstellen.«



Abbild. 13. Gruppe aus Tragant: Die drei Musikanten

Die Zeitungen jener Zeit, auch die auswärtigen, berichten über diese Ausstellungen wie über Theateraufführungen. So wird einmal in einer Korrespondenz über Berlin im Cottaschen »Morgenblatt für gebildete Stände« eine Ausstellung des Konditors Fuchs (Unter den Linden 10) geschildert, bei der die »Gartenfreuden der Großstädter« zu sehen waren. Hier waren, heißt es, mehrere Vasen mit Blumen von Tragant Beweise, wie vortrefflich dergleichen Gegenstände in dieser Manier dargestellt werden können. Zeichnung, Farbengebung und Anordnung machten dem Geschmack des Unternehmers Ehre. Von einem Konkurrenten des Konditors Fuchs, P. F. L. Weyde — sein Geschäft befand sich in der Charlotten-, Ecke Taubenstraße —, wird berichtet: »Hr. Weyde, sonst der Hogarth unter den Konditoren, gab diesmal ein schon vor mehreren Jahren von ihm aufgestelltes Bild: die erste Mainacht auf dem Brocken, auf dem man eine sehr große Anzahl von Figuren in den verschiedensten Kostümen die Pilgerreise nach diesem Berge des Harzes machen sah. Weyde«, wird weiter berichtet, »ist besonders in Aufstellung von Gruppen und einzelnen kenntlichen Figuren geschickt.« Noch ein dritter Konditor wird genannt: J. G. Schoch (Königstraße 60, bei der Burgstraße). Bei ihm war einmal das Bild »Moreaus und Kutosows Ankunft im Elysium« zu sehen. Das Seltsamste aber ist, daß diese Figuren auch in die höhere Literatur Eingang fanden. Von wem anders aber konnte das Wagnis unternommen wer-

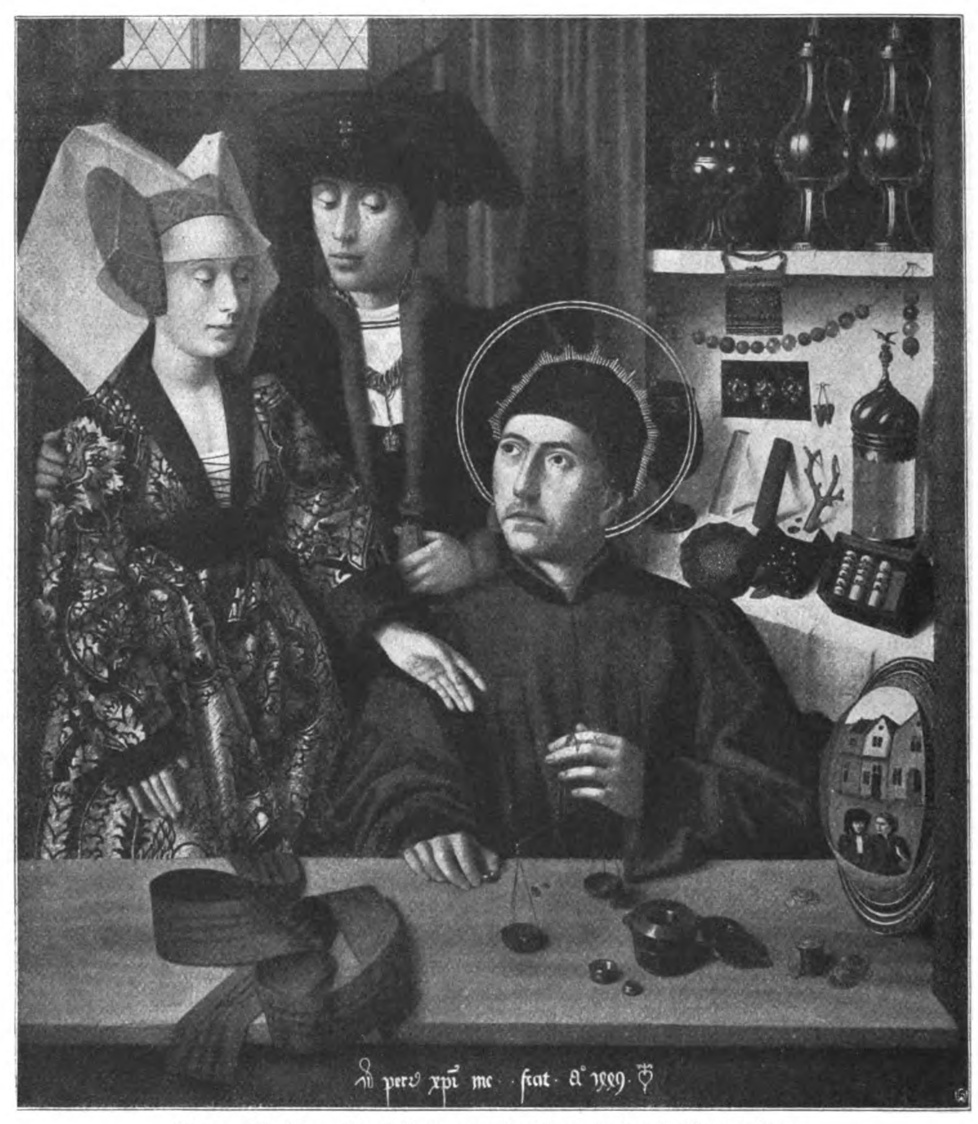
den als von E. T. A. Hoffmann, der in seinen berlinischen Erzählungen die nüchterne Stadt mit einzig dastehender Kühnheit phantastisch-dämonisch steigerte und poetisierte? In den »Abenteuern der Silvesternacht«, jenem »Phantasiestück in Callots Manier«, das später für das Libretto der Offenbachschen Oper bedeutende Motive hergab, treiben sie ihr neckisches Spiel. Dem seltsamsten aller Helden erscheint in einem schaurigen Traum eine Gesellschaft, an der er vorher teilgenommen hatte, wie eine spaßhafte Weihnachtsausstellung bei Fuchs, Weyde, Schoch oder sonstwo, ein Justizrat kommt ihm wie eine zierliche Figur von »Dragant mit postpapiernem Jabot« vor. »Der dragantne Justizrat trippelte auf mich zu und rief mit einem ganz feinen Stimmchen: Warum der ganze Rumor? Warum der ganze Rumor?« — Auch andre Figuren beleben sich und ächzen, von Schlemihl getreten. »Schließlich vermehrten sie sich zu Hunderten und Tausenden und trippelten um mich her und an mir herauf im bunten, häßlichen Gewimmel und umsäumten mich wie ein Bienenschwarm. Der dragantne Justizrat hatte sich bis zur Halsbinde heraufgeschwungen. Die zog er immer fester und fester an. ‚Verdammter dragantner Justizrat!' schrie ich laut und fuhr aus dem Schlafe.« Daß sie nach der dichterischen Intention lebendig werden, ist ein Triumph der Kunst der Konditoren. Und wirklich waren sie, wie die Abbildungen 11 bis 14 zeigen, von erstaunlicher Naturwahrheit. Nur die Berliner Madam (Abbildung 14) und die Gruppe vor dem Prediger (Abbild. 12) sind etwas zu steif geraten. Alle vorgeführten sind Arbeiten P. F. L. Weydes, jenes Hogarths unter den Konditoren, dem nachgerühmt wurde, daß er besonders in Aufstellung von Gruppen und einzelnen »kenntlichen« Figuren geschickt wäre. Zu diesen kenntlichen Figuren gehörte offenbar auch eine im Eckschrank befindliche, hier nicht mit abgebildete, die in verblüffender Echtheit einen Berliner Kaufmann darstellt, der an der Jungfernbrücke seinen Laden hatte. Sehr drollig sitzt er auf seinen Kaffeesäcken, auf denen sich die Ratten tummeln. In den Lomber spielenden Männern und Frauen (Abbild. 11) hat Weyde eigne Angehörige porträtiert. In



Abbild. 14. Tragantfigur: Berliner Madam

der Gruppe der Trauung (Abbild. 12) trägt der Prediger vermutlich die Züge eines bekannten Geistlichen. Die »Drei Musikanten« (Abbild. 13), ein ganz besonders gelungenes Stück, geben ein bei den Berlinern beliebtes Gemälde ihres Theodor Hosemann wieder.

Wie gemütlich erscheint in solchen Zügen das Berlin vor hundert Jahren! War es glücklicher als wir? Oder wiegen diese bescheidenen Ergötzlichkeiten die tieferen Entbehrungen und Leiden unsrer Voreltern nicht auf? Sei dem, wie ihm wolle, der empfindsamen Regung, zu jener Zeit wie zum Paradies verlangend zurückzublicken, wollen wir, gestärkt durch ein tapferes Wort Goethes, widerstehen. »Es gibt«, sagte er einmal, »nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet, und die echte Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein neues Besseres erschaffen.«



Petrus Christus: Darstellung aus der Legende des heiligen Eligius

Gemälde aus der Sammlung des Barons Albert Oppenheim

Der Versteigerung des rheinischen Steinzeugs, die es im Oktober d. J. zu gewaltigen, selbst für diese Erntezeit des Kunsthandels erstaunlichen Preisen gebracht hat, folgt in den nächsten Monaten, ebenfalls bei Rudolf Lepke in Berlin, die Versteigerung der Gemälde aus der Oppenheimschen Sammlung. Der schon vor dem Kriegsausbruch veröffentlichte Katalog mit seinen 44 herrlichen Lichtdrucktafeln zeigt uns, daß auch die Oppenheimsche Gemäldegalerie zu den »vielseitigsten und gewähltesten Privatsammlungen gehört, die Deutschland in neuerer Zeit aufzuweisen hat«. Wenn ein Kenner und Kritiker wie Wilhelm von Bode dies Urteil fällt (in dem Vorwort zu dem Gemälde-Katalog), so wissen wir, was das zu bedeuten hat. Auch haben ja andre Kunstkenner dies Urteil oft genug bestätigt, wo auch immer die Oppenheimsche Sammlung ganz oder zum Teil innerhalb öffentlicher Ausstellungen zu sehen war.

Die Proben aus den Schätzen, die wir hier in Abbildungen wiedergeben, möchten wir nach Bodes Erläuterungen mit ein paar Worten allgemeiner und besonderer Kennzeichnung begleiten.

Nicht gerade reich und mannigfaltig, aber mit erlesenen Stücken und höchst interessant ist die

altniederländische Schule vertreten. Da ist vor allem der heilige Eligius von Petrus Christus (1449), eins der umfangreichsten und anziehendsten Bilder dieses Schülers des Jan van Eyck. Man weiß nicht, soll man hier mehr den Kunst- oder den Zeitgehalt bewundern. Wir sehen ein junges Paar in der Zeittracht des Künstlers in der Werkstatt des Heiligen der Goldschmiede, von dem es eben die Eheringe in Empfang nimmt, und die Treue der Einzelheiten versetzt uns ebenso lebendig in die Kultur der Zeit, wie die Feinheit der Zeichnung und Sicherheit uns die vornehme Persönlichkeit des Künstlers vergegenwärtigt.



van Dyck: Bildnis des Malers Frans Hals

Die großen flämischen Meister begegnen uns in der Sammlung fast vollständig. Rubens prunkt mit einer seiner Landschaften großen Stils sowie mit zwei größeren Skizzen voll blühender Frische; van Dyck spielt seine ganze repräsentative Vornehmheit aus in dem Bildnis des Frans Hals, das den berühmten Maler in seinen jüngeren Jahren darstellt, wie er, vor einer Malerei mit Blendrahmen sitzend, in der Linken Malstock und Palette hält, während die Rechte mit einem Spachtel die Farben mischt. Aber auch das Bildnis des Malers Ryckaert in Halbfigur mit pelzverbrämtem Mantel und Pelzmütze auf dem gewichtigen Haupt ist des Meisters würdig.

Reicher und bedeutender noch tritt in der Sammlung die holländische Schule hervor. Voran geht Frans Hals mit drei Bildern, darunter den beiden runden Bildnissen lachender blondlockiger Buben, die mit großer



Frans Hals: Lachendes Kind

Kunstfertigkeit auf den ersten Hieb ohne nachträgliches Übermalen hingestrichen sind. Als das Hauptwerk unter den sittenbildlichen Darstellungen der großen holländischen Genremaler darf



Velasquez: Bild eines spanischen Prinzen



Aart van Neer: Der Winter

Pieter de Hoochs »Mutter mit Kindern« angesehen werden. Es gehört der früheren Zeit des Malers an, aus der uns nur weniges überliefert ist (1658), und rückt mit seinem warmen Ton und seinen leuchtenden roten Farben neben de Hoochs Meisterbilder in der Londoner Nationalgalerie, im Buckingham-Palast und im Amsterdamer Rycks-Museum.

Unter den großen Landschaftsmalern Hollands fehlt keiner. Wir finden u. a. Ruisdael, Hobbema und Aart van Neer, diesen mit einer Winterlandschaft von ungewöhnlicher Breite der Behandlung und einer sehr eigenartigen Wirkung, da die Landschaft durch die dicht fallenden Flocken gesehen ist. Aber auch das kleine flott hingestrichene Innenbild »Die Schmiede« ist bemerkenswert. Beweist es uns doch, daß die Begabung dieses feinsinnigen Künstlers bei Winter- und Mondlandschaften, seinem eigensten Gebiete freilich,



Jan Cornelis Verspronck: Weibliches Bildnis

keineswegs haltmachte, sondern jedem Motiv gewachsen war, auch wenn es, wie hier, darauf ankam, die verschiedenen Lichteffekte zu meistern.

Noch sind ein paar Bildnisse hervorzuheben: das lebensvolle Bildnis einer alten Dame von Cornelis Verspronck, Frans Hals' tüchtigstem Nachfolger unter den Bildnismalern, wie auch das höchst eindrucksvolle Bildnis eines jungen Herrn in reicher (wohl spanischer) Tracht, das wegen seiner großen, schlichten Wirkung mit guten Gründen dem Velasquez zugeschrieben werden darf, weil es an ähnliche Werke dieses Spaniers aus seiner früheren Zeit, z. B. an die Bildnisse des Olivarez und das des jungen Königs erinnert.



Pieter de Hooch: Mutter mit Kindern

Dies nur ein paar bescheidene Stichproben aus dem Reichtum der Sammlung. Sie werden aber hinreichen, um zu veranschaulichen, welches neue bedeutsame Ereignis des Kunstmarktes in der bevorstehenden Lepkeschen Versteigerung Kunstkenner und -liebhaber wartet. Heute wäre eine ähnliche Sammlung schwerlich noch zusammenzubringen. Lange Lebenszeit (1834—1912), Wohnort (Köln), Geschmack und Geschick halfen dem Sammler zum Erfolge. F. D.



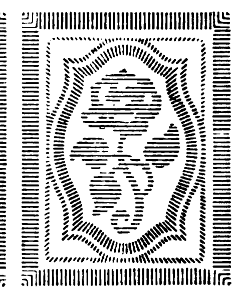
Aart van Neer: Die Schmiede



Die Christkinder

Ein Weihnachtsmärchen aus dem Schützengraben

Von Kurt Arnold Findeisen
z. Z. im Felde





Und in der heiligen Nacht standen viele deutsche Soldaten auf Posten in den Schützengräben und hatten das Gewehr schußbereit vor sich auf den Wall gelegt.

Und auf einmal sahen sie eine Helligkeit auffahren vor ihren Augen, anders als den bösen Funken der Geschütze, anders als das hinterlistige Licht der Leuchtraketen, ein Strahlenhäufchen, das näher und näher kam und von dem ihnen ihre Herzen sagten, daß es etwas ganz Frommes und Gutes sein müsse, so sanft kam es angeschwebt. Und wie es ihnen ganz nahe war, siehe da war es ein weißes Kind mit einem brennenden Christbäumchen.

Es kam quer durch den Stacheldraht und blieb nicht hängen, zerriß sich auch das Hemdlein nicht. Es trat auf die Spanischen Reiter und ritzte sich auch nicht ein kleines bißchen den nackten Fuß. Es hielt das Händchen vor sein Bäumlein, daß der Wind die Lichter nicht ausblasen möchte, und lächelte, und es ging ein Duft von ihm aus und eine Wärme und ein großer Glanz.

Und der Glanz trat den Soldaten in die Augen und die Wärme ins Herz, und sie rührten sich nicht und starrten und standen wie verzauberte Leute.

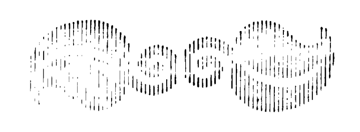
Auf einmal aber rief ein Landwehrmann, als wenn er zu Hause sein jüngstes Büblein riefe, ganz leise: Dickerchen! Und ein andrer: Fritzel! Und ein dritter: Heinerle! Und es war auf einmal im ganzen langen Graben nicht einer, der dem Kinde nicht einen süßen Namen gegeben hätte in seinem Herzen; und jetzt hieß es Paulemann und Grützmichel und Pausback und Sausewind, jetzt Lieschen, Traudel, Liebling, Herzblatt, Annemagret, Hildegard; und manchmal kriegte es auch zwei, drei, vier Namen auf einmal, und jeder nannte es nach einem kleinen Bübel oder Mädel, das er zu Hause wußte und liebhatte und sein eigen nannte.

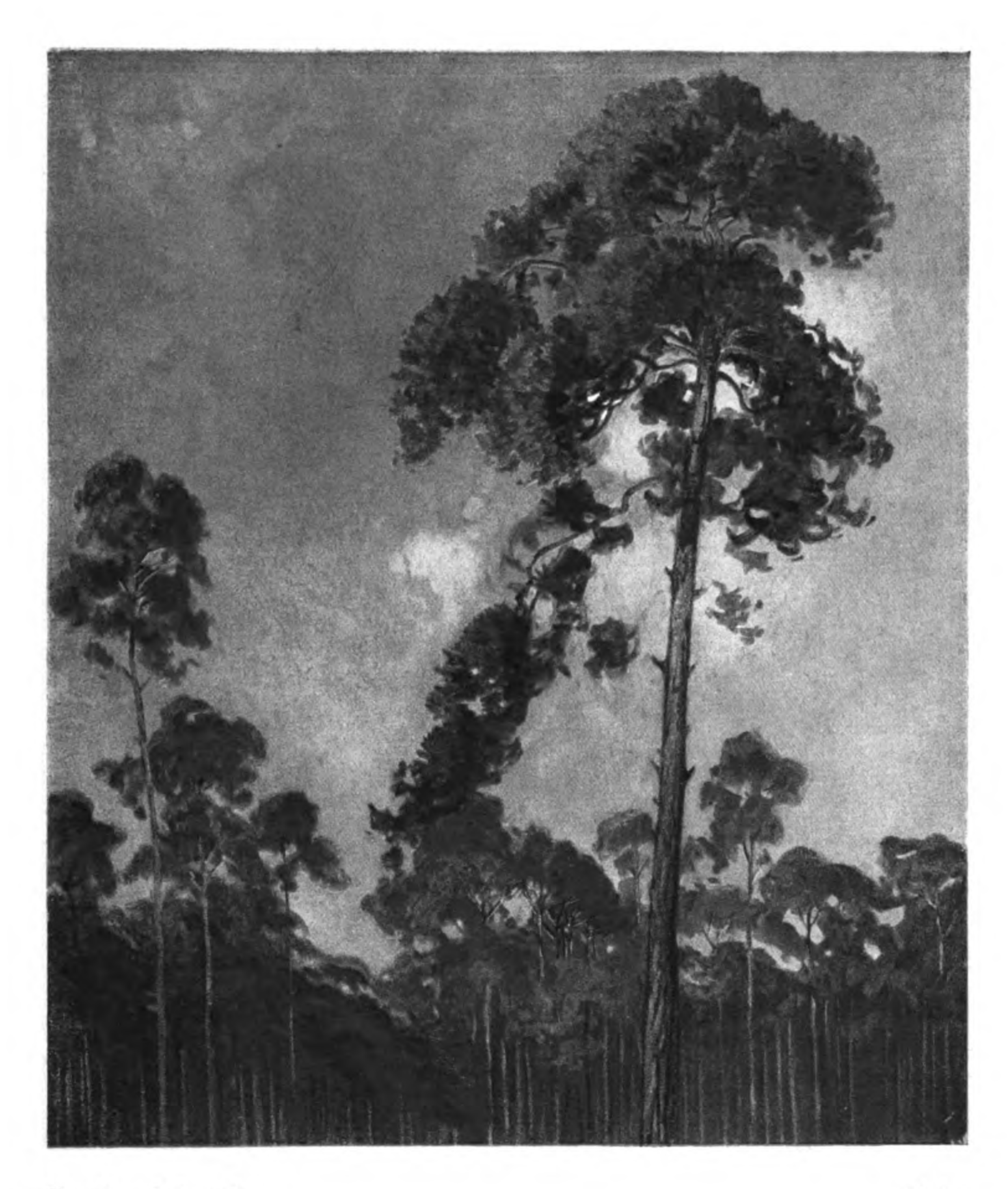
Und das freundliche Kind mit dem Bäumchen ging immer weiter an den Gräben hin, und seine Kerzen brannten nicht nieder, und seine Lichter verlöschten nicht. Und bald war es ein Söhnlein, bald ein Goldtöchterchen, bald eine kleine Schwester oder ein spätes Brüderlein, bald ein Gevatterkind aus dem nächsten Dorfe oder das Märchen vom Nachbar Jungnickel; und immer war es ein wunderholdes deutsches Heimatkind.

Und schließlich kam es an einen Soldaten, der hatte zu Hause weder Familie noch Freunde noch Verwandte und war ein armer, einsamer Mann. Der wußte nicht, wie er das Kind nennen sollte, und wollte schon ganz traurig werden und die Hände vor die Augen tun.

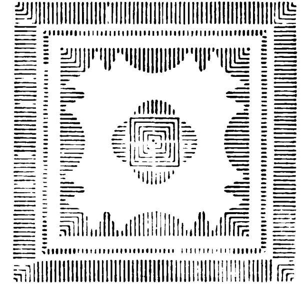
Wie er aber doch noch einmal nach dem Kinde hinschielte, war es plötzlich der kleine Bube, der er selber gewesen vor vielen Jahren, als er noch Dirnleinkleider trug und Struwwellöckchen hatte und ein unschuldiges, wunschloses Herz, als er noch eine Mutter hatte, die ihm die Nase wischte und abends immer eine Weile an seinem Bette sitzenblieb. Und er mußte schnell den Kopf an die Grabenwand pressen und mußte weinen, daß es ihn schüttelte. Aber es war ihm so wohl dabei und so leicht, und er fühlte sich glückselig und erlöst in seinen Tränen. —

Viele Christkinder sind gegangen in dieser heiligen Nacht, und es ist doch nur ein einziges gewesen. Und jeder, an dem es vorübergewandelt, stand noch lang in lieblichen Gedanken und spürte einen Trost in der Brust, der für ungezählte jammervolle Tage reichen mochte.





Theodor Johannsen: Kiefer

In der Stille

Gedanken und Bilder aus einem Lazarett

Von Heinrich Schaefer,
Lazarettpfarrer in Wattenscheid

Hundert- und tausendmal habe ich es gedacht und gewünscht.

Dies nämlich: daß dieser oder jener mich einmal einen Tag oder auch nur eine Stunde begleiten könnte auf den Wegen, die ich täglich gehe.

Die Mutlosen und Mattherzigen würden sich ihrer Schwachheit schämen und sich aufraffen.

Die immer so viel Klagen auf der Zunge haben, würden heilsames Schweigen lernen und still ihres Weges gehen.

Die sich ein wenig mit dem lieben täglichen Brot behelfen müssen, würden dankbarer und zufriedener werden.

Aber vor allem die Unzähligen, die ihre schweren Bürden still und tapfer tragen, nähme ich gern bei der Hand. Ja, sie zuerst und zuliebst. Denn wenn ich irgend jemand etwas Gutes gönne, nämlich innere Hilfe und Stärkung, so sind sie es, die stillen Helden im Kampfe des Alltags und im wortlosen Tragen unsichtbarer Lasten.

Doch es kann ja nicht sein. Sie können ja nicht mit mir gehen von Stube zu Stube, von Bett zu Bett. Der Gedanke und Wunsch aber ließ sich nicht abweisen. Er kam immer wieder und forderte immer gebieterischer, daß man heutzutage nicht das geringste unterlasse, was andre stärkt und tröstet. Wo alle Kräfte in höchster Anspannung stehen, darf keine Kraft umkommen, und sei sie noch so klein.

So wollen wir denn zu denen gehen, die nicht zu uns kommen können.

Der Regen strömt unaufhörlich in den trüben Novembernachmittag. Wir stehen und warten seit einer Stunde auf den gemeldeten Lazarettzug.

Immer wieder laufen unsre Blicke und Gedanken den schnurgeraden, mattschimmernden Schienenweg entlang, dem Zug entgegen, der von Westen kommt. Er bringt uns eine Schar Menschen, die wir lieben, ehe wir sie gesehen haben. Sie sollen für eine Zeitlang uns gehören; wir dürfen sie pflegen, dürfen ihnen Helfer sein. Und jeder von uns fühlt, wie tief wir in ihrer Schuld stehen; mit aller Liebe und Mühe werden wir sie nicht abtragen können; wir werden ewig die Schuldner derer bleiben, die draußen die Mauer um uns bauen mit ihrem Blut und Leben. Durch ihre Wunden bleiben wir heil, durch ihr Kämpfen haben wir Frieden, unser ganzes Leben hat in ihnen sein einziges Fundament. Nun dürfen wir wieder einigen von ihnen Liebes erweisen, und wie freut sich unser Herz darüber! Es ist uns Gelegenheit gegeben, diesen Wenigen zu vergelten, was wir den Millionen treuer Streiter schuldig sind. Wie gerne möchten wir ihnen allen danken, den unzähligen Getreuen! Aber wir können auch hierin nur Teilarbeit leisten und müssen damit zufrieden sein, das Wenige an den Wenigen ganz zu tun. Aus der Treue im kleinen und im engen Kreis muß das Ganze zusammenwachsen zu einem großen Ausgleich.

Langsam und ernst fährt der Zug in den Bahnhof. Sie sind am Ziel.

Die Krankenträger beginnen ihre Arbeit. Es geht nicht ohne Schmerzen ab beim Ausladen und Tragen. Aber keine Klage wird laut. Ich sah einmal einen Träger mit der Tragbahre fallen, aber der Getragene zuckte unter der Erschütterung mit keiner Wimper. Woher haben sie die Kraft, still und geduldig zu sein auch in Schmerzen? Ich kann es mir denken: sie haben viel Schlimmeres gesehen und erlitten als dies; sie zählen diese Geringfügigkeiten nicht. Auf ihren jungen vom Blutverlust gebleichten Stirnen leuchtet noch der Feuerschein der Schlacht, auf ihren Stiefeln und Kleidern klebt die Erde des Schützengrabens, durch den sie vielleicht vorgestern noch gegangen sind. Da haben sie Grauen und Schrecken genug gesehen; dem gegenüber ist alles andre nichts. — Warum ist bei den Daheimgebliebenen so viel Klagens und Jammerns über viel geringere Leiden? Warum sind wir so schwach und klein in unsern Schmerzen? Uns fehlt der rechte Maßstab, und jeder ist gleich bereit, zu glauben, daß es keinem so schlimm gehe wie ihm. Uns fehlt die große hohe Schule des Leids, durch die jene gehen, jeder in gleicher Weise, im starken Halt der Kameradschaft. Ach, daheim steht der Einzelne ja so einsam inmitten des großen Volkes! Einmal fühlten auch wir den großen Zusammenhalt. Das war in jenem unvergeßlichen, herrlichen August. Dann kam ganz langsam das Zerbröckeln wieder über uns. Das »Ich« steht wieder im Vordergrund, das »Wir« hat ein wenig zurückweichen müssen, ins zweite Treffen. Darum gehen uns auch die Kräfte der Gemeinschaft zu einem guten Teil verloren. Wir leiden schwerer, wir tragen mühseliger.

Könnte das nicht anders sein? Oder ist es Schicksal? Das Verdunkeln der hellen Einmütigkeit geschah nicht ohne unsre Mitschuld: so ist also auch Sühne und Besserung möglich und nötig.

Und dazu könnten uns diese zufriedenen Dulder, die da aus dem Zuge gehoben und über die Gleise getragen werden, Mut machen. Mut? Es muß mehr sein! Sie fordern ohne Worte von uns eine ernste, heilige Vaterlandspflicht: das Stillesein und Starksein.

Wenn sie in ihren Betten liegen, dann gehe ich durch die Krankenstuben, wie es meines Amtes ist. Sie sollen wissen, daß die Heimat sich um sie kümmert.

Mir klopft das Herz immer wieder, wenn ich zum erstenmal durch die Tür trete zu den Neuangekommenen. Wir sind uns doch ganz fremd. Nie haben wir uns gesehen.

Aber es ist merkwürdig, wie alle Fremdheit so bald verfliegt.

Man muß sie in ihren Betten liegen sehen, still und zufrieden, aller Welt freund, wie Kinder. Ihre Augen leuchten wie Kinderaugen. Und sie haben doch so oft und so lange allerhöchsten Mannesmut bewährt. Wie bescheiden sie sind! Kaum einer macht viel Wesens von seinen Leistungen. Nie hörte ich eitle Prahlerei. Und doch wissen wir alle, was sie an Schrecken und Grauen hinter sich haben. Aber das untätige, hilflose Liegen im Höllenlärm berstender Granaten hat sie gelehrt, gering von sich selbst zu denken. Was ist da ein schwaches Menschenleben für ein armes Lichtlein! In jeder Sekunde kann eine unsichtbare Hand es austupfen. Wie finden sie nur die Kraft, stundenlang und tagelang so auszuharren? Ich weiß keine Heldentat, die größer ist.

Wenn sie dann in die Stille kommen, obwohl mit Schmerzen und Wunden, fühlen sie sich auferstanden zu einem neuen Leben und von neuem geboren — wie Kinder.

Darum sind sie auch zutraulich, und man steht nicht als Fremder an ihren Betten. Ob sie vielleicht dabei auch ein wenig auf der Spur des Gefühls sind: die Heimat, als unsre gute Mutter, kümmert sich um uns? Ein Kind auf der Mutter Arm kann nicht zufriedener und glücklicher dreinschauen, wie sie es tun trotz ihren Wunden und Schmerzen. —

Wenn du dann nach Stunden zutraulichen Kennenlernens mit dem Bilde dieser zufriedenen Kreuzträger im Herzen durch die Straßen der Stadt heimwanderst, kann es dir wohl sonderbar ergehen. Selbst gestärkt und erfreut läßt du deine Augen über die Menge der Vorübergehenden wandern, aber es ist dir dann, als träten dunkle Wolken vor die Sonne. Du siehst so viele unzufriedene, vergrämte Gesichter, Gesichter voll Unruhe und Kleinmut. Steht diese bunte Welt auf dem Kopfe? Sind die Verwundeten und Verstümmelten glücklicher und zufriedener als die Gesunden? Und warum? — —

Es ist immer eine fast weihevolle Stunde, wenn sie ans Erzählen geraten und ihre Erlebnisse wieder lebendig werden lassen.

Ein häufiges Glück ist das nicht. Wer da meint, sie trügen das Herz auf der Zunge, der irrt sehr.

Unsäglich viel haben sie erlebt. Sie könnten Tag und Nacht davon erzählen. Aber sie haben darin eine fast ehrfürchtige Scheu und Zurückhaltung. War das Erleben zu groß und so übermächtig? Oft sagen sie: Es ist mit Worten nicht zu beschreiben.

Aber wenn man mit ihnen vertrauter wird, dann kann es geschehen, daß sie beim Reden über Dinge, die gar nichts mit dem Kriege zu tun haben, unversehens den Vorhang der großen Geschehnisse ein wenig beiseiteziehen, daß man lebendige Kriegsbilder schauen kann.

Dann reitest du wohl mit ihnen in stockfinstre Nacht durch feindliches Land, erlebst belgische Franktireurüberfälle, hörst aus den schlafenden Häusern plötzlich Jagdgewehre knallen, siehst an deiner Seite Roß und Reiter stürzen. Oder du fühlst die Hölle rasenden Trommelfeuers, liegst mit in schlammigen Granatlöchern, tausendmal gestreift von den schwirrenden Flügeln des Todes; du spürst, wie die Erde bebt unter den berstenden Geschossen, wie sie im dumpfen Donner einer Minensprengung ihren Rachen öffnet, um alles Leben hinabzuschlingen. — Du kannst es nicht fassen mit deinem bebenden Herzen, all das übermenschliche Grauen und Leiden.

Und wie sie reden von diesen Furchtbarkeiten und von den tausendfachen Gefahren des eignen Lebens! Als wäre das gar nichts Besonderes und Verwunderliches, als gehöre das dazu, und als hätten sie es gar nicht anders erwartet, als müßte diese ungeheure Last nun einmal getragen werden ohne viel Drehen und Deuteln, weil es nun doch sein muß. Aber hinter den bescheidenen Berichten über so herzerschütternde Erlebnisse steht ein männlich starker Geist, der so hell und wunderbar leuchtet, weil er über alle Worte die Tat setzt, über alle Not die Überwindung, über alle Schrecken den unverzagten Mut.

Wer solche Stunden des Erzählens am Krankenbett miterlebt, der geht beschämt von dannen. Er schämt sich, daß er so viel Wesens gemacht hat aus der eignen Not und Sorge; er schreibt keinen Jammerbrief mehr ins Feld, weil sich draußen in der Furchtbarkeit der Kriegsnot unsre heimatlichen Kümmernisse so kleinlich, lächerlich und verächtlich ausnehmen; er wird selber erstarken und andre zu stärken versuchen; wie ihm selber die Augen aufgegangen sind, wird er sie auch andern zu öffnen versuchen.

Und was wäre damit gewonnen für ein gutes Ende aller dieser Zeitnöte!

Die Krankenstube Nr. 24 kann ich nicht vergessen. Sie war mein erstes Ziel, als ich meine Arbeit hier begann.

Gleich an der Tür rechter Hand ist ein Bett, vor dem ich so manches Mal erschüttert gestanden habe, erschüttert von bohrendem Mitleid und auch von einer frohen Verwunderung darüber, wie hier ein schweres Leid glaubensstark getragen wurde.

Er war ein Bahnwärter aus dem Hessenland, jung, groß und stark. Um seinen Kopf trug er eine weiße Binde; sie ging quer über die Augen. Wenn man sie sah, wußte man alles. Sie barg das größte Leid, das einem widerfahren kann. Eine unglückselige Kugel war in der linken Schläfengegend eingedrungen, hatte den Sehnerv des linken Auges zerstört und das rechte Auge herausgerissen.

Zuerst hatten wir die Hoffnung, daß auf dem linken Auge noch ein schwacher Schein zu retten sei, der bei sorglicher Pflege sich immer mehr erhellen würde. Aber die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Es war für uns alle eine schwere Erkenntnis. Und als wir es ihm sagen mußten, schnitt es uns selbst ins Herz wie mit spitzen Messern. Er saß lange still da, als er die bittere Wahrheit vernahm. Aber keine Klage kam über seine Lippen. Er hatte sich schon in der Stille darauf gefaßt gemacht. Ach, wenn er wenigstens noch hätte weinen können! Aber auch der lindernde und tröstende Tränenstrom war versiegt.

Ich habe viel an seinem Bett gesessen, und darüber sind wir gute Freunde geworden. Manches Wort ist zwischen uns hin und her gegangen und hat uns herzlich miteinander verbunden.

Von der Welt, die er nun nicht mehr sehen konnte, habe ich ihm erzählt und vorgelesen. Und er hat mir in seiner bescheidenen Art berichtet über seine Kriegserlebnisse, seine Eltern, seine Jugend, seine Lebensführungen. Ein Stück gesunden deutschen Familienlebens ist da vor meinen Augen enthüllt worden. Das Beste, was sie hatten, haben die schlichten Eltern dem Sohne mit auf den Weg gegeben: ein treues, frommes Herz und jenen Glauben, der die Welt überwindet.

Hier lag das Geheimnis, daß er ein so großes und bitteres Lebensleid so stark und ergeben zu tragen vermochte.

Wenn er von den tiefsten und größten Dingen der Menschheit sprach, von Gott und seinen wunderbaren Führungen, von Christus und seinem Kreuze, von jenem ewigen Licht des Glaubens, das kein Geschoß zu löschen vermag, und das um so heller brennt und leuchtet, je dunkler es auf dieser Welt ist, dann konnte ich solchem treuen, schlichten Gottvertrauen gegenüber kaum meine innere Bewegung meistern. Er machte nicht viel Worte um diese heiligen Dinge, denn er war schon aus Veranlagung ein stiller, schweigsamer Mensch. Um so tiefer aber wirkte das Wenige, und über allem stand die leuchtende Glaubenstat seiner starken Ergebung in Gottes Willen. Ich weiß, daß ihm diese Ergebung nicht leicht geworden ist. Was muß es für einen starken Zwanzigjährigen für ein innerer Kampf sein, sich damit abzufinden, daß es nun ein ganzes Leben lang finstere Nacht um ihn sein soll! Er ist Sieger geblieben auch in diesem Kampf. Der Glaube hat ihm geholfen.

Nach Ausheilung seiner Wunden haben wir von ihm Abschied nehmen müssen. Er ging in ein Blindenheim, um dort sein Leben noch einmal wieder von vorne an aufzubauen. Seine gesunde Natur verlangte nach Betätigung. Er ist so glücklich, daß er mit den Fingern lesen lernen darf und daß er in allerlei Flechtarbeit und Kunstfertigkeit einen neuen Lebensberuf findet. Erfinderische Nächstenliebe hilft ihm, Stein für Stein ein neues Leben zu bauen. Als ich den ersten selbstgeschriebenen Schreibmaschinenbrief von ihm erhielt, merkte ich deutlich, daß es um ihn schon heller geworden war. Und seine größte Freude war die, daß ihm das Evangelium des Johannes, in dem so viel geschrieben steht von dem inneren Licht der Seele und der Welt, in Blindenschrift geschenkt worden ist, und daß er es täglich besser mit seinen Händen zu lesen versteht.

»Ich kann noch glücklich und zufrieden sein,« sagte er mir einmal, als ich ihn besuchte. »Hier im Institut sind Kameraden, die haben es noch viel schwerer als ich.« Er meinte, daß mancher neben dem verlorenen Augenlicht auch noch den Verlust dieses oder jenes Gliedes zu tragen habe. Ich aber dachte bei seinen Worten: Wenn jene Kameraden nicht den köstlichen Besitz im Herzen haben, den dieser schlichte Dorfbewohner aus dem Hessenland von seinen Eltern mitbekam und treulich auch in den schwersten Stunden bewahrt hat, dann weiß ich nicht, wie sie stark genug sein sollen, so schwere Last auch nur durch einen einzigen dunklen Tag zu tragen.

Manchmal geraten wir herzhaft aneinander. Nicht um Kleinigkeiten, aber um allerlei große Weltfragen und ernste Menschheitssorgen.

Heute stritten wir uns um nichts Geringeres als um den Glauben und seine Bewährung in der Kriegszeit. Es sei schwer, in dieser Zeit Glauben zu halten, sagte einer. Und ein andrer: viele hätten ihn draußen überhaupt verloren. Worauf einer treffend bemerkte: ein Glaube, der verlorengehen könnte, stehe von vornherein im Verdacht, überhaupt keiner gewesen zu sein; so sei dies Verlieren kein großer Verlust. Im

übrigen müsse doch eigentlich einem Soldaten das Glauben viel leichter sein als andern Leuten.

Wie das denn gemeint sei? Es seien der ungelösten und unlösbaren Fragen zwar heute so viel, daß das arme Menschenherz oft nicht mehr aus noch ein wüßte, und von Gottes Weltregierung erkenne man ja jetzt vielleicht weniger denn je. Wenn man wolle, könne man sich täglich wundfragen: Warum muß dies sein und warum jenes?

Aber ein Soldat kenne ja kein Warum. Ob er nicht gelernt habe, in allen Dienstobliegenheiten stracks nach dem Befehl zu handeln wie beim Hauptmann im Neuen Testament: »Komm her! — so kommt er. Gehe hin! — so geht er. Tue das! — so tut er's.« Dabei gebe es kein Fragen, sondern es müsse gehandelt werden, auch wenn man nicht wisse, wozu es gut sei, und wenn man selbst den Tod davon haben könne. Und ob man nicht froh dabei sein könnte, daß man gar keine Verantwortung habe? Und ob es schwer sei, Vertrauen zu haben zu Hindenburg, auch wenn man nicht wisse, wie die eigne kleine Teilarbeit sich in die großen Feldherrnpläne einfüge? Sorgen brauche man gar keine zu haben, was daraus wohl werden möge. Die Last trügen andre Schultern; und sie trügen sie gut.

In Sachen des Glaubens sei es nicht anders. Ob das jemand leichter begreifen könnte als ein Soldatenvolk, wie wir es hätten werden müssen?

»Wenn einer einen steilen Sorgenberg vor sich sieht und es heißt: Hinüber!, dann hilft ihm kein Drehen und Ausweichen. Es muß sein. Der Weg ist klar. Wenn der Befehl da ist: Leide dies!, dann hat das Jammern und Sträuben keinen Zweck und steht uns übel an. Sieht einer vor sich unlösbare Rätsel, so freue er sich, daß er sie nicht zu lösen braucht; denn der seit Jahrtausenden die Sonne und die Erde und das ganze Weltall in ihren Bahnen lenkt, der wird schon wissen, warum dies oder jenes sein muß oder nicht sein kann. Man mische sich nicht in Gottes Sachen, wo man an den eignen genug hat. Wer auf seinem Posten seinen Mann stellt, so gut er kann, und Vertrauen hat zu der alleroberſten Kriegs- und Weltleitung, der ist auf dem besten Wege, trotz allen Schrecken dieser Zeit ein glücklicher Mensch zu sein und zu bleiben.«

Hätten wir doch alle solchen Soldatenglauben!

Ich ging aus der Krankenstube, als käme ich aus der Kirche.

Wir daheim ...

Ach, Jesulein, komm wieder
Und neig' dich zu uns nieder,
Weht gar so hart der Wind —
Wie leer ist's in den Gassen!
So gott- und weltverlassen
Sitzt heut zu Haus manch Menschenkind ...

Kind, wenn wir dich nicht hätten,
Wir wollten bald uns betten
Beim braunen Lindendach —
Wir ließen Stab und Schuhe
Und freuten uns der Ruhe
Und zögen still den andern nach ...

Die güldnen Blätter treiben,
Will keins beim andern bleiben,
Kein Röslein uns mehr lacht —
Wie zugedeckt der Bronnen
All unsrer Freud' und Wonnen,
Und unsre Tränen tröpfeln sacht.

Nun aber kommst du wieder
Und steigst ins Kripplein nieder,
Verscheuchst all' Angst und Qual.
Horch! Klingt's nicht tausendkehlig?
So wunderwunderselig
Wird uns zumut mit einemmal!

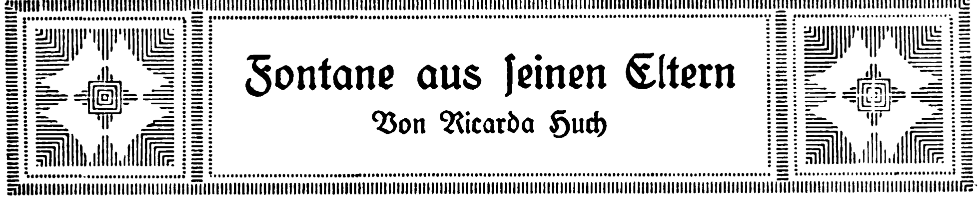
Wie wenn von Engelschören
Erfüllt die Lüfte wären
Hoch überm Felde weiß —
Da faßt uns jubelnd Beben:
Wir sterben nicht, wir leben!
Kindlein, hab' Dank ... Kyrieleis!

Vally von Rüxleben



Carl Leopold Voß: Blumenstrauß auf weißer Tischdecke

Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München




Fontane aus seinen Eltern

Von Ricarda Huch

In vollendeten Versen hat Mörike das versunkene, ungeschmückte Grab von Schillers Mutter besungen.

Wilde Rose! dich find' ich allein statt anderer Blumen;
Ja, beschäme sie nur, brich als ein Wunder hervor!
Tausendblättrig eröffne dein Herz! entzünde dich herrlich
Am begeisternden Duft, den aus der Tiefe du ziehst!
Eines Unsterblichen Mutter liegt hier bestattet; es richten
Deutschlands Männer und Frau'n eben den Marmor ihm auf.

Ein Dichter empfand, welche Ungerechtigkeit darin liegt, daß, während der geniale Mann gefeiert wird, diejenige vergessen ruht, die ihm nicht nur das Leben, sondern das gab, was ihn zum Dichter machte. Die Aussagen der Dichter selbst, die sich immer bewußt waren, wieviel sie ihrer Mutter verdankten, haben längst die Aufmerksamkeit der Forschung auf die Mütter der Dichter gewendet und die Ansicht ziemlich fest begründet, daß zwischen dem genialen Sohn und seiner Mutter eine besonders innige Beziehung, nicht nur durch Liebe, sondern auch durch die Art der Begabung besteht. Man hat einen wesentlichen Unterschied zwischen bildenden Künstlern und Dichtern beobachtet: bei jenen nämlich vererbt sich das Talent vom Vater auf den Sohn, zuweilen auch auf die Tochter, und besonders Malerfamilien sind nichts Seltenes. Es handelt sich dabei allerdings wesentlich um die Handfertigkeit und das scharfsichtige Auge; die ganz Großen unter den bildenden Künstlern, die zugleich dichterische Veranlagung besitzen, beschließen die Reihe, und bei ihnen wird auch zweifelsohne zum väterlichen Erbteil des Talents die entscheidende Gabe der Mutter dazukommen. Man nimmt im allgemeinen an, daß die Dichter den Intellekt, wie man es nennt, von der Mutter haben, und hat sich wohl darüber gewundert, daß von den betreffenden Müttern gar keine Zeichen einer besonders entwickelten Intelligenz überliefert wurden, wie ja überhaupt die Frau im allgemeinen sich nicht gerade durch Intelligenz auszeichnet. Zum richtigen Verständnis müßte zuerst bestimmt werden, was unter Intellekt zu verstehen ist: sicherlich erben die Söhne nicht den Verstand von der Mutter, das logische Denken, um das es sich hier überhaupt gar nicht handelt, sondern den Geist, das intensive Erfassen, das vom Herzen abzuhängen scheint. Der wissenschaftlich denkende Mensch erkennt das Einzelne, heftet Glied an Glied, und es entsteht so eine unendliche Kette; der dichterische oder geniale Mensch hat nicht nur Gedanken, sondern auch Ideen, also Bilder, die ihm ein Ganzes, also Begrenztes, Vollkommenes vor das innere Auge stellen. Die Kraft, welche Ideen schafft, nennen wir Phantasie, einerlei ob diese Ideen durch die Kunst oder durch die Wissenschaft verwirklicht werden; denn auch die Wissenschaft, soweit sie schöpferisch ist, hängt von Ideen ab. Die Phantasie also ist es, die der geniale Sohn von der Mutter erbt.

Man pflegt als typisch für die Beziehung des genialen Mannes zu seinen Eltern den bekannten Vers von Goethe zu betrachten:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zu fabulieren.

Danach stammt vom Vater der Charakter, die Kraft des Willens, und das Knochengerüst, von der Mutter die Phantasie, die Kraft des Herzens, welche unwillkürlich ist. Die phantasie- und humorvolle, heitere, elastische Frau Rat Goethe ist in den allgemeinen Zügen ihres Wesens bekannt. Von den Müttern andrer Dichter der früheren Zeit, wie z. B. von der Mutter Schillers, wird nicht viel mehr berichtet, als daß sie fromm waren, viele geistliche Lieder auswendig wußten und zu singen oder aufzusagen pflegten und dadurch, wie durch ihre Gespräche und mancherlei Anregungen, zuerst das Gefühl des Göttlichen in das Gemüt des Sohnes pflanzten. Diese Eigenschaft der Frömmigkeit und der Vorliebe für Poesie, die früher zum großen Teil religiösen Charakter hatte,





sagt manchem modernen Menschen nicht viel; man muß sich indessen vergegenwärtigen, daß sie im Grunde gleichbedeutend mit Phantasie ist, der Neigung zum Unsichtbaren und der Kraft, im Sichtbaren das Unsichtbare zu spüren. Der fromme Mensch hat die Fähigkeit, die bunte Welt der Erscheinung in den Goldgrund himmlischen Friedens einzubetten, das Einzelne zum harmonischen Ganzen zu verbinden. Erst mit der Willenskraft und starken Individualität des Sohnes verbunden wird die Phantasie schaffend; Schaffenskraft ist durch starken inneren Gegensatz und Spannung bedingt, dessen Mangel das weibliche zum natürlich-harmonischen, zum schönen Geschlecht macht.

Es ist interessant, mit dem älteren Typus der Dichtereltern die Eltern eines in unsrer Zeit hochgeschätzten Schriftstellers, nämlich Fontanes, zu vergleichen.

Fontane spricht von seiner Mutter mit Anerkennung, nicht mit zärtlicher Liebe, und auch diese Anerkennung hat er sich erst in höherem Lebensalter, wie er selbst erzählte, erworben. Er will nun eingesehen haben, daß sie in der unglücklichen Ehe mit seinem Vater recht hatte, indem sie die Ordnung, die Moral, das Pädagogische und Nützliche vertrat. Soweit Erziehung bewußt ausgeübt wird, ging sie ganz von seiner Mutter aus. Sie war streng, schlug leicht, lobte nicht leicht und hatte den Grundsatz, daß Kinder, namentlich Knaben, nicht verweichlicht werden dürfen. Da ist nichts von der sanften Mutter, die sich fürbittend zwischen das hilfesuchende Kind und den zürnenden Vater stellt; vielmehr richtet sie den humorvollen Vater, der den Ernst der Sache meistens gar nicht einsieht, streng zur Ausführung strenger Strafen ab. Ließ sie aber die Zügel locker, so tat sie es auch aus Grundsatz. So hatte sie die Ansicht, daß Kinder zu Weihnachten Freude haben müßten, und da für Kinder die Hauptfreude im Genuß von Leckereien bestehe, müsse man sie um Weihnachten unbeschränkt essen lassen ohne Rücksicht auf den Magen. Ein verdorbener Magen war denn auch der herkömmliche Zustand der Fontaneschen Kinder um die Weihnachtszeit, nicht infolge fröhlicher, unbekümmerter Üppigkeit, sondern infolge eines Grundsatzes, bei dem davon ausgegangen wurde, daß das Materielle die Hauptsache sei. Diese Anschauung, daß das Materielle und das Äußerliche die Hauptsache sei, leitete überhaupt Frau Fontane bei der Erziehung durchaus.

Ihre Natur war »ganz konventionell«. Beim Unterricht galt ihr nur das »Examenfähige«. Auf Wissen und Gelehrsamkeit an sich gab sie nichts; es kam im Leben nach ihrer Meinung auf etwas ganz andres an. Man denkt erfreut, vielleicht auf richtiges Gefühl, da von Frömmigkeit wohl kaum die Rede wird sein dürfen, auf die unbefangene Sicherheit eines unverdorbenen Herzens oder dergleichen; aber nein, es kam darauf an, sich vorteilhaft zu präsentieren! Ernste Studien erschienen ihr nicht als Mittel, sondern als Hindernis zum Glück, zum wirklichen Glück, das sie vom Beruf und Vermögen als unzertrennlich ansah. Für einen Hunderttausendtalermann hatte sie Respekt, ein Gerichtspräsident oder Konsistorialrat hätte ihr gar nicht imponiert, wenn nicht das Staatliche im Hintergrunde gestanden hätte. Vor einer geistigen Autorität sich zu beugen war sie unfähig, weil das nicht praktische Gebiet für sie gar nicht existierte. Man sieht, sie sah nicht etwa ein, daß zum Fortkommen in der Welt, was ja auch dazugehörte, gewisse Zugeständnisse gemacht werden mußten, und suchte ihren Kindern frühzeitig beizubringen, daß das sogenannte Ideale zerflattere, wenn es nicht fest in das Erdreich der Wirklichkeit gesenkt werde; sondern sie hatte für das Ideale nur eine Art Verachtung, sie ignorierte es.

Nicht ohne Trauer liest man diese Schilderung, die der Sohn von seiner Mutter ganz ohne Schamgefühl entwirft. Oder klingt nicht dennoch durch den offenen und scheinbar zufriedenen, anerkennenden Bericht eine schneidende Bitterkeit? Neben den Beteuerungen, daß er die »Superiorität« der Mutter eingesehen habe, macht sich doch immer wieder ein Vorwurf, ein empfindlicher Groll bemerkbar. Sein Kinderherz, das fühlt man, hat stets für den Vater Partei genommen und unter der Herbigkeit, mit der die Mutter ihn behandelte, gelitten. Manches, wodurch sie den Knaben gekränkt hat, kann der alternde Mann ihr trotz aller einsichtsvollen Bewunderung nicht verzeihen.

Einmal begab es sich, daß die Kinder sich bei einem Spiel belustigten, das sie »Bademeister und Badegast« benannten und dessen Kern und Vergnügen darin bestand, daß mit aufgekrempelten Hosen in einem Loch voll Wasser herumgestampft wurde. Die Mutter,



welche die Spiele ihrer Kinder vom Fenster aus zu überwachen pflegte, geriet darüber in solche Entrüstung, daß sie den Vater zu einer scharfen, fast grausamen Bestrafung veranlaßte, die für den armen gutmütigen Henker wahrscheinlich annähernd so peinlich war wie für die Betroffenen. Der Sohn erzählt, daß ihm der Grund des Zornes seiner Mutter ein Geheimnis geblieben sei, und dem Leser ergeht es nicht anders; man muß annehmen, daß eine bis zum Krankhaften gesteigerte Prüderie an den aufgekrempelten Hosen Anstoß nahm.

Noch eine andre Kindheitserinnerung konnte der Sohn nie verwinden: daß die Mutter ihm einmal zu Weihnachten einen Lieblingswunsch erfüllte, unter das Geschenk aber eine Peitsche legte, als das Instrument, das zur Züchtigung der Knaben gebraucht wurde. Auch einem weniger empfindlichen Jungen, als Theodor Fontane nach seiner eignen Angabe war, mußte eine solche Geschmacklosigkeit die Freude vergällen.

Eine trostlose Nüchternheit geht von dieser Frau aus, mit welcher verbunden ihr heftiges Temperament, das einem sonst wohl gefallen könnte, das Anziehende verliert. Dafür entschädigt das Bild des kindlich warmherzigen Vaters, wie es die treue Liebe des Sohnes entworfen hat. Geben auch sein Verstand und seine Gerechtigkeit in den Zwistigkeiten, die die elterliche Ehe zerstörten, der Mutter recht, sein Herz hängt am Vater, seine Zärtlichkeit gehört dem, der sie durch die seinige weckte. Unstreitig war der alte Fontane als Geschäftsmann, als Familienvater, als Haushaltungsvorstand, als Erzieher untauglich. Er war Verschwender aus Hang zum Ausgeben und Sichnichtbeschränken, er hatte keine Grundsätze, kein zielbewußtes Streben, er trieb nichts mit dem Ernst und der Liebe, die, nach dem Ausspruch Goethes, dem Deutschen so wohl anstehen. Er wäre am liebsten, so erzählt sein Sohn, sein Leben lang herumkutschiert, um eine Apotheke zum Kaufen zu suchen, wodurch er den Schwebezustand des Wählens dauernd gemacht hätte und der Alltagsarbeit des Berufs überhoben gewesen wäre. Mit allem und jedem spielte er wie ein Kind und entschuldigte auch im Alter seine Verirrungen damit, daß er zu jung gewesen sei. Er hatte eine mangelhafte Schulbildung gehabt, beklagte das aber nicht, sondern war stolz darauf, da sein gesunder Menschenverstand, der bon sens und das savoir faire das ersetzten. Weil sein Gedächtnis eine Menge historischer Anekdoten bewahrte, hielt er sich den meisten Gebildeten, ja Gelehrten überlegen, und darauf legte er Wert, obwohl er weder das methodische Denken noch die Ausdauer besaß, die jene Art der Bildung erwerben. Er wollte ohne Anstrengung mitreden und etwa gar den Ausschlag geben können, und daß er das bis zu einem gewissen Grade konnte, machte seinen Reiz aus. Er hatte glückliche Einfälle und Gefühle für das Schöne und Große in der Dichtung und im Leben, und das verfehlt nie, wo immer es sich stark und echt äußert, seine Wirkung auf die Menschen.

Seine ganze Liebenswürdigkeit und Bedeutung entfaltet sich vor uns, wenn der Sohn von den Unterrichtsstunden erzählt, die der Vater ihm eine Zeitlang erteilte. Ohne jede Regel und Methode nahm er vor, was ihm eben durch den Kopf ging, fast immer Dinge, die anregten und interessierten, und zwar keine Tatsachen einprägten, aber Licht auf das Leben fallen ließen. Als Theodor einmal für einen Lehrer Schillers Eleusisches Fest auswendig zu lernen hatte, kam er mit der Aufgabe zu seinem Vater und klagte ihm, daß er es nicht könne. »Schiller!« sagte der Vater zuerst, Schiller sei der Erste, also müsse Ernst mit der Sache gemacht werden, einerlei, wie lang das Gedicht sei, es müsse gelernt werden. Andre lange Gedichte habe er auch lernen können, entgegnete Theodor, dies könne er sich nicht einprägen, weil er es nicht verstehe, z. B. wisse er doch zu Anfang nicht, welche Königin einziehe. Das sei nicht nötig zu wissen; jeder wisse doch, was eine Königin sei, es sei ein Ausdruck für etwas Hohes; welche Königin gemeint sei, das sei zuletzt gleichgültig. Troglodyte werde wohl Leute bezeichnen, die einen Kropf hätten oder so etwas. An solchen einzelnen Unklarheiten könne das Ganze nicht scheitern.

Hier zeigt sich allerdings eine bedeutende Überlegenheit des Geistes, die die meisten Lehrer leider nicht besitzen. Der alte Fontane hatte Phantasie, Vermögen, das Ganze zu sehen, welches doch nie und nirgend sichtbar ist. Ohne bewußt religiös zu sein, hatte er eine dunkle Verehrung des Höheren, die sich oft in kindlichster Art äußerte. So hatte er eine Vorliebe für »höhere Darstellungen« an Wänden und Decken, als welche er



Schwäne und allerhand Mythologisches bevorzugte. Allerliebst sind die Gespräche des Vaters, von denen der Sohn in seinen Kindheitserinnerungen und auch sonst so viele Beispiele gibt. Man hat den Eindruck, daß er von diesem Plauderton besessen war, daß der Nachklang davon der Ausgangspunkt seiner ganzen Schriftstellerei war, die oft nur wie erweitertes väterliches Selbstgespräch anmutet. Dies geschwätzige Bächlein, das so traulich von den lieben Lippen quoll, hatte es ihm angetan; dies war, wie menschlich beschränkt auch immer, ein Strahl von drüben, aus dem Lande des ewigen Lebens, die die weltliche Atmosphäre seines Elternhauses erleuchtete.

Wenn man hört, wie Theodor Fontane seine Eltern schildert: die Mutter energisch, ganz Charakter, der Vater Phantast und Humorist, Plauderer und Geschichtenerzähler, so muß es einem auffallen, wie hier im Vergleich zu Goethes Eltern die Rollen vertauscht sind. Daß diese Verkehrung eine bedeutende Wirkung auf die Verfassung der Kinder haben muß, ist einleuchtend.

In einem Punkte stimmten beide Eltern überein: sie vertraten den unverfälschten Kolonistenstolz, wie der Sohn es nennt. Beide waren Abkömmlinge von Franzosen, die sich in der Mark Brandenburg niedergelassen und ein von der übrigen Bevölkerung peinlich abgesondertes Leben geführt hatten. Man kann also von einer Art Adel sprechen, den diese Kolonisten bildeten, und der sich durch Inzucht dokumentierte und steigerte. Die Eltern oder schon die Großeltern Fontanes bildeten einen Höhepunkt in der normalen Familie, worauf der geistige Höhepunkt in Theodor Fontane erschien, dessen Bewußtsein das Vorangegangene zusammenfaßte. Theodor nennt den Stolz seiner Eltern gelegentlich humorvoll Großmannssucht, die so weit ging, daß sie sich skrupellos eine vornehme Verwandtschaft aufbauten mit Ausschaltung der beglaubigten Ahnen, die Zinngießer und Strumpfwirker gewesen waren. Diese Sucht nach vornehmer Abkunft stellt sich immer erst ein, wenn eine Spitze erreicht ist und die Kraft zu schwinden beginnt; der Kraftvolle sieht die Größe vor sich, nicht hinter sich. Namentlich bei der Klugheit und Phantasielosigkeit der Mutter fällt diese Schwäche sehr auf. Sie pflegte zu betonen, daß ihr Vater nicht mit gewebten Seidenstoffen, sondern mit Seidenbocken, also Rohprodukten, gehandelt habe. Einen Verwandten, der in äußerlich guten Verhältnissen lebte, hielt sie besonders hoch, obwohl er es durch seinen Charakter nicht verdient zu haben scheint. Die Kinder standen der elterlichen Schwäche kritisch gegenüber, wie Theodor berichtet; allein die Vorliebe für äußerlich hochgestellte Menschen macht sich in seinen Werken stark bemerkbar, allerdings auch eine Neigung für einfach schöne Menschlichkeit, die aber, da er nicht kräftig genug ist, sich ihr hinzugeben, sondern immer Anschluß an das im Weltlichen Herrschende sucht, einen durchaus tragischen Charakter hat.

In den Worten, die der alte Fontane an seine Frau richtet: »Möge das jämmerliche, in der größten Mehrzahl wahrhaft verächtliche Gesindel, Menschen genannt, auch über uns denken und sprechen, was es wolle«, zeigt sich, wie stolz auch er war und wie abseits von der Menge er sich fühlte. Doch hat sein Stolz einen ganz andern Charakter als bei der Frau, er wirkt mehr als harmlose kindliche Prahlerei oder als vorübergehende Aufwallung, und man fühlt heraus, daß seine abschätzige Meinung über die Menschen ihn nicht hindern wird, ihnen in der Not beizustehen. Viele Schwächen, ja im Grunde doch alle, gleicht die eine Tatsache aus, daß er, wie sein Sohn kurz bemerkt, der Abgott der Armen war; und wie sehr begreift man die Liebe des Sohnes, man könnte es fast eine Bezauberung nennen, wenn er sagt, sein Vater sei vor allen Dingen Mensch, ganz Mensch gewesen. Die Mutter war im Gegenteil nach seiner Aussage ganz Konvention.

Urteilt man moralisch, was doch auch berechtigt, ja erforderlich ist, so kommt man freilich zu einem andern Ergebnis. Ein Mann, der zeitlebens kein Mann wurde, der weder sich selbst noch sein Haus regieren konnte, der in allen Verhältnissen des Lebens sich willenlos treiben ließ, hat unleugbar den ihm angewiesenen Platz schlecht ausgefüllt. Wenn eine Frau Liebe und Geist ausgestrahlt hat, so hat sie genug getan; von einem Manne fordert man, daß er handeln und, wenn auch in einem kleinen Umkreis, herrschen könne. Im Alter urteilte Louis Fontane sehr streng über sich selbst; zu seiner Entschuldigung führte er an, daß er nichts zu tun gehabt hätte. Der Spielleidenschaft, durch die er dem äußeren Glück seiner Fa-



milie so sehr schadete, habe er sich nur ergeben, um seine Langeweile zu betäuben; wenn er sich den ganzen Tag gelangweilt gehabt hätte, habe er abends wenigstens eine Abwechslung spüren wollen. Es läßt sich denken, daß ein herkulisch gebauter Mann, wie der Vater Fontane war, sich anders und ausgiebiger hätte betätigen müssen, als der Apothekerberuf es gestattete. Die Zeit muß angeklagt werden, die dem gebildeten Manne so wenig Gelegenheit zu mannhafter Betätigung gibt; anderseits aber doch auch Fontanes schwacher Wille, der keinen Zusammenhang in seine seelischen und geistigen Anlagen bringen konnte.

Aus der ganzen körperlich-geistigen Veranlagung des Vaters Fontane möchte man schließen, daß er einen starken Trieb zum weiblichen Geschlecht gehabt hätte. Indessen erzählt Theodor, seine Eltern wären beide sittenstreng gewesen, sein Vater, »wie oft schöne Männer«, kein Don Juan. Statt dessen habe er großes Vergnügen an der Unterhaltung mit schönen jungen Frauen gehabt, und zwar habe seine Unterhaltung dabei stets an das Gewagte, an die Grenze des Erlaubten gestreift. Dieser Kitzel ersetzte ihm also offenbar den natürlichen Genuß, von dem es unklar bleibt, ob seine Moralität oder seine Veranlagung ihn davon zurückhielt. Daß er sich sonst so wenig im Zaum halten konnte, läßt zweifelhaft erscheinen, ob er auf diesem Gebiet einen starken Trieb bezwungen hätte. Für seine Frau empfand er Achtung, aber gar keine Zärtlichkeit. Der Sohn erzählt, seine Mutter habe sich mit Vorliebe über die Briefe lustig gemacht, die sein Vater ihr als junger Ehemann geschrieben habe; sie hätten Aufsätzen oder Berichten geglichen, von Liebe sei nicht ein Hauch darin zu spüren gewesen. Sie habe, fügt der Sohn hinzu, leider nicht mit Humor, sondern mit Bitterkeit darüber gelacht.

Es ist so, daß Strenge gegen sich selbst und andre, vereint mit Herbigkeit, Achtung, aber keine Liebe erregt, während der Warmherzige etwaiger Schwächen zum Trotz geliebt wird. Findet man es aber auch begreiflich und in der Ordnung, daß Frau Fontane nur Achtung, keine Liebe in ihrer Familie erweckte, so kann man sich doch des Mitleids nicht erwehren. Denn wurde ihr dieses Los nicht von ihrem Manne aufgedrängt? Jeder Mensch hat verschiedene Keime in sich, und es läßt sich wohl denken, daß unter der wohltätigen Regierung eines charaktervollen Ehemannes und Hausvaters ihre weichere und wärmere, ihre weibliche Seite sich mehr hätte entwickeln können. So wie er war und bei der Veranlagung, die sie hatte, kam sie dazu, die Rolle des Mannes zu übernehmen, um das Ideal eines ordentlichen Haushalts zu verwirklichen, das ihr als das einzig Mögliche vorschwebte. Sie führte es mit um so mehr Schärfe durch, als sie es im Grunde doch nur gezwungen tat; aus ihrem ganzen Verhalten dem Manne gegenüber geht hervor, wie leidenschaftlich sie ihm, bewußt oder unbewußt, zürnte, daß er es ihr unmöglich machte, ihre weibliche Natur zu entfalten. Wie fast keine Frau es dem Manne verzeiht, wenn er durch Willensschwäche und Charakterlosigkeit sie dahin drängt, Mannespflichten auf sich zu nehmen, so erträgt seinerseits auch der schwächste Mann es nicht, wenn seine Frau ihn seine Schwäche und ihre Stärke fühlen läßt. Eine Frau erträgt gern die Schattenseiten eines straffen, selbst pedantischen Regiments von seiten des Mannes, sei es, daß sie den Nutzen davon einsieht, oder sich mit Humor hineinfindet oder aus Liebe sich fügt; der Mann umgekehrt erträgt das Regiment der Frau nur, wenn ihre Liebe es nicht nur ihm, sondern beinah ihr selbst nicht zum Bewußtsein kommen läßt. Gerade für Louis Fontane, so schwach er auch war, handelte es sich zeitlebens darum, wie sein Sohn sagt, »sich nichts mehr sagen lassen zu müssen«. Natürlicherweise ist der schwache Mensch ängstlich besorgt, seine unsichere Persönlichkeit vor fremden Eingriffen zu schützen, während sie den Starken nicht kümmern, dem sie doch nichts anhaben können.

Ebenso verhängnisvoll, wie die Kombination ihrer Eigenschaften für Herr und Frau Fontane selbst waren, erwiesen sie sich für ihre Kinder, wenigstens für ihren berühmten Sohn. Es scheint, daß die Mutter nicht den Charakter, der Vater nicht die Phantasie vererben kann, zum mindesten nicht auf den Sohn. Man unterscheidet neuerdings Menschen, deren Erinnerungen durch Farbenwirkungen und solche, deren Erinnerungen durch Klangwirkungen unterstützt werden; jene sind vorwiegend auf die sichtbare, diese auf die innere Welt gestellt. Der Vater Fontane war nach der Schilderung seines Sohnes durchaus Klangmensch; gewissen ausländi-



schen Eigennamen gab er um der rhythmischen Wirkung willen eine falsche Aussprache, wiegte sich überhaupt gern auf schönem Klange. Bei genialen Menschen ist beides, sowohl der Augensinn wie der Gehörsinn, stark ausgebildet; Theodor Fontane scheint im Gegensatz zum Vater überwiegend Augenmensch gewesen zu sein. Als scharfem Beobachter ist ihm an ihm selbst aufgefallen, wie seine Erinnerungen durch Gesichtseindrücke ausgelöst zu werden pflegten. Daß sein musikalischer Sinn nicht stark war, darf man schon daraus schließen, daß seine Prosa ganz ohne rhythmische Wirkung ist.

Außer der Vererbung kommt bei der Bildung der menschlichen Seele nun aber auch die Nachahmung in Betracht. Unwillkürlich ahmen Heranwachsende Personen, die sie lieben und bewundern, nach und werden ihnen dadurch ähnlich, wobei sie freilich nur die Wirkung einer Kraft, nicht diese selbst erwerben. So, scheint mir, war manche väterliche Eigenschaft auf den Sohn übergegangen, besonders das philosophierende Plaudern, dem er von klein auf so gern gelauscht hatte. »Als mir es feststand, mein Leben zu beschreiben,« sagt er, »stand es mir auch fest, daß ich bei meiner Vorliebe für Anekdotisches und mehr noch für eine viel Raum in Anspruch nehmende Kleinmalerei mich für einen bestimmten Abschnitt meines Lebens zu beschränken haben würde.« In einer etwas greisenhaften Art kommt er vom Hundertsten ins Tausendste; ein Bauen geht drauflos wie bei den Korallen, man kann keinen Grundriß daraus ableiten.

So wenig wie die väterliche Phantasie hatte Theodor die mütterliche Energie geerbt. Den »unverfälschten Kolonistenstolz« der Eltern, oder sagen wir den Stolz des Menschen, der an der Spitze einer Entwicklungsreihe steht, besaß er in hohem Maße, nicht aber die Kraft, sich die diesem entsprechende Stellung in der Welt zu erobern. Er sagt von sich selbst, er sei nur in der Kindheit und im Alter glücklich gewesen, mitten darin habe er nur vereinzelte glückliche Stunden gehabt. Wie sein Vater konnte er nur Kind und Greis, konnte er nicht Mann sein; dies war das Verhängnis seines Lebens und seiner Produktionen. Mann sein, heißt sich im Kampfe mit der Umwelt betätigen, ihr seine Persönlichkeit aufprägen können; es heißt vor allem, die von den Eltern empfangenen entgegengesetzten Kräfte zu einem Ganzen, eben zu einer Persönlichkeit vereinigen. Diese Verschmelzung zu einer inneren Einheit gelang Fontane nicht, sie entstand erst bei beginnendem Alter durch das natürliche Schwinden der Gegensätzlichkeit, war also eigentlich nur eine unvollkommene. Huldigung und Verehrung sich zu erzwingen wäre er nicht imstande gewesen: von einer jungen Generation wurde sie dem Alternden bereitwillig von selbst dargebracht. Diese Verehrung war für Fontane nicht nur eine erwünschte Beigabe im Leben, sondern etwas Wesentliches; sie mußte ihm sein Selbst verbürgen, sie mußte ihm als Spiegel dienen, der ihn fortwährend von seinem seelischen Dasein überzeugte, dessen er instinktiv, wie normale Menschen, nicht innewurde. Trotz seinem Stolze hatte er keine Freude an sich, und da ein gewisser Grad von Freude am eignen Wesen eine Grundbedingung glücklichen Lebens ist, müssen andre damit für denjenigen eintreten, der sie nicht hat. Andre vollziehen mit ihrer Liebe den Ausgleich des inneren Zwiespalts, den die eigne Kraft nicht zustande bringt. Diese unentwegte, immer frische Liebe darzubringen, wäre die natürliche Aufgabe der Frau; das Beispiel des Vaters Fontane sowie des Sohnes zeigt aber, wie leicht einer Frau die Verehrung für die hohe Verfeinerung eines Mannes abhanden kommt und dann gar in eine gewisse Geringschätzung umschlägt, dessen durch eben diese Verfeinerung bedingte Schwäche sie im täglichen Zusammenleben bald durchschauen muß.

Wie trostlos klingt es, wenn Fontane sich selbst mit der ungemilderten Helligkeit seiner scharfen Beobachtungsgabe empfindlich, eitel und von Großmannssucht beherrscht nennt! Man hat den Eindruck, als müsse er sich durch diese schonungslose Selbstbeurteilung seines Leidens entlasten und es gleichsam auf den Leser abwälzen, dem nun nicht die Rolle des Anklägers, sondern die des Verteidigers zufällt. Fontane erzählt, wie er als Kind, um den Abschied eines sehr geliebten Lehrers zu feiern, ein Stück aufführte, das den gewünschten Eindruck nicht erzielte, und wie traurig ihn das machte. Trotz der aufrichtigen Liebe, die er für den Lehrer gehabt hätte, habe »die verdammte Komödianteneitelkeit« ihn um jedes richtige Gefühl gebracht, so daß er noch beim letzten Lebewohl nur an den Mißerfolg des dummen Stückes habe denken kön-



nen. »Eigentlich bleibt es zeitlebens so; immer wenn mit Fug und Recht die großen Gefühlsregister gezogen werden sollen, denkt man als Kind an Kuchen und Traubenrosinen, zehn Jahre später an einen neuen Schlips, und wenn endlich wer gestorben ist, an den Bouleschrank und wer ihn wohl eigentlich kriegen wird.« Ja, dächte man nur an Kuchen und Traubenrosinen! Aber man denkt, wie die kleine Geschichte vom Abschied des Lehrers deutlich zeigt, nur an sich und den Eindruck, den man selbst hervorbringt, und nie wird ein Gefühl für einen andern so stark, daß es einen von dieser quälenden Sorge um sich selbst erlösen könnte. Das Schlimme liegt, wie Fontane selbst sagt, »nach der Herzensseite hin«.

Was einem selbst fehlt, ersieht man oft gelegentlich daraus, was er und wie er es an andern bewundert. Von dem alten Geheimrat Krause erzählt Fontane, niemand habe ihm die beherrschenden Gestalten des achtzehnten Jahrhunderts so veranschaulicht wie er. »Die Männer von heute wirken wie blaß daneben, weil ihnen das fehlt, was sich in der Gegenwart nicht gleich glücklich entwickeln kann: ein ungeheures Selbstgefühl.« Weiterhin sagt er, es sei noch die Macht einer ausgesprochenen Männlichkeit dazugekommen; dies scheint mir aber falsch ausgedrückt, indem die Männlichkeit nichts zu dem Selbstgefühl Hinzukommendes, sondern dies eben Männlichkeit ist, ein instinktives, nur in der Betätigung sich erkennendes, nicht durch das Bewußtsein gebrochenes Selbstgefühl.

Von dem vorhin schon erwähnten geliebten Lehrer, einem Dr. Lau, erzählt er: ohne schön zu sein, habe er doch auch äußerlich einen guten Eindruck gemacht, weil man ihm Wohlwollen, Humor und Idealismus von der Stirn habe lesen können. »Solche Menschen gibt es nicht mehr oder doch kaum noch. Sie waren das Produkt einer armen, aber zugleich geistig strebsamen Zeit.« Er sucht nun eine gewisse innere Verwandtschaft mit Dr. Lau festzustellen und erzählt zu diesem Behuf, wie er als Apothekerlehrling sich über die ihm als solchem zufallende erniedrigende Tätigkeit noch zu trösten pflegte, wenn ein von ihm verfaßtes Gedicht in einer Zeitung abgedruckt wurde. »Und daß ich mir nun sagen durfte, dieser ‚Simson im Tempel der Philister' rührt von dir her, trägt deinen Namen, gab mir ein so kolossales Selbstbewußtsein, daß nicht bloß das corpus chemicum, sondern mit ihm auch die ganze Prinzipalität samt allen Provisoren und Gehilfen als etwas tief Inferiores unter mir verschwand. Ich nehme an, so stand es auch mit Dr. Lau, der in dem Bewußtsein: ‚Ich bin ein Schüler von Schleiermacher und besitze nicht nur den Westöstlichen Diwan, sondern kann ihn sogar auswendig', über alle Miseren des Lebens hinweggekommen war.« Wenn Dr. Lau wirklich ein Idealist war, so nehme ich an, daß das Gefühl, welches ihn hob und trug, doch noch in etwas anderm bestand als in der Genugtuung über den Klang des eignen Namens, wieviel Recht auf Ruhmsucht man auch immer jedem hervorragenden Geiste einräumen mag.

Das Erbteil der Mutter, die weltliche konventionelle Gesinnung, die alles nach dem äußeren Erfolg beurteilt, macht sich bei Fontane immer wieder verhängnisvoll bemerkbar.

Victrix causa diis placuit sed victa Camoenis. Die antiken Götter verteilen den Erfolg in der Welt; aber der Dichter war von jeher der Vertreter Gottes des Geistes, läuterte das zur Unsterblichkeit, was im Leben unterzugehen bestimmt war. Sehr aufschlußreich sind Fontanes Mitteilungen über die Geteiltheit seines Herzens zwischen den Göttern der Welt und dem Reiche Gottes. Die Freiheitskämpfe der Polen gaben ihm Anlaß, sich darüber zu äußern, wie er seiner Freiheitsliebe unerachtet doch immer »ein gewisses Engagement zugunsten der geordneten Gewalten« in sich verspürt habe. Freiheitskämpfe hätten einen eignen Zauber; die einstigen der Niederländer und die Garibaldis in der neuen Zeit hätten zunächst seine herzliche Sympathie. Indessen laufe ein entgegengesetztes Gefühl daneben her: nicht nur, daß er die Revolutionskämpfe mißbillige, solange sie des sicheren Sieges entbehrten, sondern er empfinde auch davon abgesehen für sie eine in seinem Ordnungsgefühl begründete Abneigung. Wenn 30 000 Mann über 300 000 Mann siegten, so sei das zwar heldenmäßig und unter Umständen auch wünschenswert, aber es gehe gegen den natürlichen Lauf der Dinge und mißfalle ihm insofern. Nicht das scheint mir bedenklich, daß Fontane viel Gewicht auf Erfolgsmöglichkeit legte: wer nicht auch Sinn für das Ordnungsmäßige hat, dessen Sinn für das Heldenmäßige wird weder in der Kunst noch im Leben zur Verwirklichung zu bringen sein, wie

ja auch gerade Wilhelm von Nassau und Garibaldi durch einen lebhaften Sinn für das Erreichbare ausgezeichnet waren, welcher den Leuten, die Napoleon Ideologen nannte, ganz fehlte.

Störend ist es aber, daß Fontane den Zwiespalt nicht ausgleichen konnte, daß er für ihn selbst ein Rätsel blieb, aus dem er herausragte und sich keiner von beiden Neigungen ganz hinzugeben wagte. In seiner Ordnungsliebe witterte er selbst etwas Philiströses und Subalternes, während sie der Ausdruck einer zum Heroischen sich geboren fühlenden Seele sein sollte; seiner Freiheitsliebe vollends fehlte der Rausch, die Liebe, das vollkommene Durchdrungensein und Müssen, was ihn schön macht.

Zur Erläuterung führte Fontane aus, daß der erwähnte Zwiespalt auch eine ästhetische Seite habe. Beim Einzuge in Paris, so erzählt er, habe Friedrich Wilhelm III. nicht gewollt, daß das Yorksche Korps sich beteilige, »das doch die Hauptsache getan hatte«, weil die Hosen der Landwehrleute sehr zerrissen gewesen seien. Der König sei oft dafür getadelt worden; er, Fontane, dagegen habe sich immer auf seine Seite gestellt. Abgesehen davon, daß sicherlich nur die Empfindlichkeit und das kleinliche, neidische Nachtragen des Königs an diesem Ausschließen schuld war, scheint mir die Fontanesche Berechnung vollständig falsch zu sein, indem das Unordentliche oft ästhetischer wirkt als das Ordentliche, und gerade in diesem Falle die Abgerissenheit eines heldenhaften Regiments auf Herz und Auge stärker gewirkt hätten als andre, die ihre Uniformen besser erhalten, aber weniger Ruhm geerntet hatten. Dieses Beispiel erregt den Verdacht, daß in Fontanes Ordnungsliebe wirklich etwas Subalternes lag, nämlich die Eigenart eines zugleich schwachen und auf Erfolg erpichten Menschen, der instinktiv den Schutz der jeweils herrschenden Macht sucht.

Jakob Burckhardt machte einmal Paul Heyse einen Vorwurf daraus, daß er in einer Novelle eine Witwe auf Liebesglück verzichten läßt, weil sie den Liebhaber, der erheblich jünger als sie ist, weder zu heiraten noch ihm außer der Ehe anzugehören wagt. Der Dichter, hält Burckhardt ihm vor, müsse immer das Recht der Leidenschaft vertreten. Wer Burckhardt kennt, wird nicht meinen, er wolle in der Poesie die freie Liebe, Sturm und Drang, platte Zügellosigkeit verherrlicht finden; was er verlangt, ist, daß der Dichter in seinem Bezirk die Konvention aufhebt. Was er an Paul Heyse tadelt, ist nicht sowohl die Lösung des Problems als das Problem selbst, daß er eine Frage der Konvention so wichtig nimmt, um den Kampf um sie, ende er so oder so, zu einem Gegenstande der Dichtung zu machen. Was hat es zu bedeuten, ob eine Frau einen Liebhaber erhört oder nicht, ob Mönch oder Nonne trotz ihrem Gelübde eine Liebessünde begehen oder nicht, ob ein Ehepaar sich scheiden läßt oder nicht? Der Dichter, dessen Zauberblick ins Herz dringt, hat es nur mit dem Herzen zu tun, dem Guten und dem Bösen, das darin wurzelt, dem ewigen Kampfe zwischen Gott und dem Teufel. Als der Gebieter der Herzen hebt er die Urteile der Welt auf und zieht sie vor ein höheres Gericht; sein Prozeß fängt erst jenseit des Menschlichen an.

Nun steht Fontane durchaus nicht auf derselben Stufe wie Paul Heyse, der es im Grunde immer nur mit weltlichen Fragen zu tun hat und auf diesem Boden freilich sich elegant und sicher bewegt; diese Art der Wohlerzogenheit, wie Burckhardt es mit gutmütigem Spott nennt, hatte Fontane nicht. Er ahnte, daß es etwas Höheres gäbe als Konvention und Nichtbeachtung der Konvention; aber dies menschlich-göttliche Kleid war für ihn ein verlorenes Paradies, etwas, wovon verständige Menschen nicht sprechen, weil es keine Realität hat. Die Menschen, die er darstellte, sind gebrochene Charaktere, höchstens daß einmal ein Mädchen oder eine Frau mit reiner Farbe dazwischen aufleuchtet; aber man muß schon sehr entgegenkommend lesen, um einen tragisch-poetischen Reiz darin zu spüren, denn schließlich hält Fontane diese von ihm geschilderte Welt für die einzig mögliche und erklärt sich mit ihr einverstanden. Seine Mutter, erzählt er in den Kindheitserinnerungen, hatte keine Spur von Religion, sie war im Gegenteil ganz Kind der Aufklärungszeit, und wenn sie zuweilen betonte, daß sie reformiert sei, so war es nur, weil sie das Genfertum für vornehmer hielt. Fontane war überwiegend der Sohn seiner Mutter; man hat es ihm hoch angerechnet, daß er in seinen Romanen über leidenschaftliche Verirrungen milde geurteilt habe; aber von Milde kann man im eigentlichen Sinne nicht reden, da er an Leidenschaft, an echte Leidenschaft gar nicht glaubte, weil er sie selbst nicht fühlen konnte.



Carl Keßler: Der wilde Kaiser

Aufn. von Jaeger & Görgen in München

Seine Frauen sehnen sich wohl einmal nach diesem sagenhaften Feuertranke und müssen gewöhnlich ihren recht bescheidenen Schritt vom Wege mit Glück oder Leben bezahlen. Die treue Darstellung einer gealterten, müden, hoffnungslosen Gesellschaft verleiht immerhin den Romanen Fontanes Wert, obwohl er sich mit ihr identifiziert, vielmehr gerade dadurch, daß er das tut; sie sind nun, wenn auch nicht große Dichtungen, so doch vorzügliche historische Dokumente.

Ich erwähnte vorhin, daß Fontane bei Gelegenheit seiner Schilderung des alten Krause die Bemerkung macht, Männer von so dominierender Männlichkeit, von so ungeheurem Selbstgefühl gebe es nicht mehr; ebensowenig gebe es, sagt er bei Besprechung der Eigenart des Dr. Lau, solche Idealisten, Produkte einer armen, aber geistig strebsamen Zeit. Daß er, Fontane, selbst Idealist sei, hat er wohl erwogen, aber recht überzeugt war er doch nicht davon und konnte es nicht sein. Zwar lobte ihn sein Vater, daß er »nicht happig, nicht begehrlich sei«; indessen merkt man doch, daß er sich den Verzicht auf äußere Glücksgüter abringt, von dem unbefangenen Darüberstehen des wahren Idealisten hat er nichts. Anderseits hatte er wohl ein ungeheures Selbstgefühl; aber er versteckte es, weil er wußte, daß er die Kraft nicht hatte, es zu verwirklichen. Nichts ist lächerlicher als ohnmächtige Herrschsucht; so herrschte er, wie schon der Knabe beim Spiel, dadurch, daß er sich nicht finden ließ.

Der Vergleich mit Burckhardt ist sehr lehrreich; er war Idealist, das geistige Leben war für ihn ohne Zweifel die erste Notwendigkeit, war ihm die Heimat, und seine dominierende männliche Persönlichkeit hat er im Leben zwar im allgemeinen versteckt, aber nicht so in seinen Werken, da hat er sie rein und schön ausgeprägt. Darum war Burckhardt auch in seinen wissenschaftlichen Werken Dichter, während Fontane nicht Dichter war, obwohl er Romane schrieb. Fontane fügte sich seiner Zeit, wenn er sie auch humoristisch glossierte; Burckhardt, ein schaffender Geist, protestierte gegen seine Zeit und hielt ihr ein neues Ideal vor. Fontane erspart seinen Lesern Anstrengung und Aufregung, sie bleiben bei ihm zu Hause, was ihnen unter Führung des sinnigen Beobachters noch hübscher und feiner vorkommt. Er bestätigt die heutige Menschheit in dem bequemen Sichbescheiden, das ihnen den meisten materiellen Genuß verbürgt und dazu noch vornehm läßt; Burckhardt wirft die Fackel in ihr Haus und zaubert aus diesem Feuerschein ein neues Weltbild hervor. Daß er dies nicht mit wildbewegten Gebärden tut, daß nur sein Atem feurig wird wie der des sagenhaften Helden, macht die Wirkung so mächtig: der Dämon muß stark sein, der eine so strenge Schranke schmilzt und durchbricht. Die Zeit für Burckhardts Bücher, denke ich mir, kommt erst noch, wie viel er auch schon gelesen und bewundert worden ist, wenn man recht begreift, daß es ihm auf eine Erneuerung der europäischen Menschheit ankam, die wieder aus dem Mittelpunkt heraus handelt, auf die Gefahr hin, zu sündigen.

Ob Burckhardts Mutter religiös war? Oder ob im Elternpaar eine ähnliche Kombination vorlag, wie bei Fontane? Das weltliche Element muß, nach den gewaltigen Hemmungen zu schließen, die Burckhardt zu überwinden hatte, sehr stark vertreten gewesen sein.

Neujahrsspruch

Glückauf zum neuen Jahre,
Verlange nicht zuviel;
Bekränze deine Haare,
Greif in dein Saitenspiel!
Und werden's düstre Lieder,
Neig' nicht zu tief das Haupt:
Die Gärten glänzen wieder,
Noch ehe du's geglaubt!

Hans Bethge



Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Der Schöpfungsgarten

Gedichte von Barthold Heinrich Brockes

Ausgewählt und eingeleitet von Rudolf von Delius

Schicksalszeiten, die unser innerstes Fühlen und Denken so aufwühlen wie diese Kriegsjahre, sind meistens auch Wendepunkte des ästhetischen Geschmacks und Urteils. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, daß gerade jetzt mancher Hätschelpuppe der Literatur das Sägemehl abgezapft, aber auch manches erloschene Licht neu entzündet und auf den Kandelaber erfrischten Ruhmes gesteckt wird. Eine solche »Rettung« (um mit Lessing zu sprechen) unternimmt R. von Delius für Brockes, den Dichter des »Irdischen Vergnügens in Gott«, indem er in einem schmalen, schlicht, doch vornehm ausgestatteten Quartbande eine knappe, wohlüberlegte und von gutem Geschmack beratene Auswahl aus seinen Gedichten vorlegt (Braunschweig, Westermann; Preis 3½ M). Man braucht den Hamburger Ratsherrn des frühen 18. Jahrhunderts, den »stattlichen Bürger«, wie Goethe ihn nennt, nicht so hoch zu schätzen, wie der Herausgeber es tut, man mag seine geruhsame Spießbürgerlichkeit, seine umständliche, trockene Übergenauigkeit eher für Hemmungen als für Schwingen seiner Poesie nehmen, und wird doch, zumal wenn man ihn historisch nach Vorgänger- und Nachbarschaft betrachtet, die urwüchsige Echtheit seines Naturgefühls, seine tiefe Innerlichkeit und zarte Versenkung in die Wunder des Organischen als dichterische Tugenden gelten lassen, denen gerade heute unser Herz wieder offen steht. Mit Recht sagt Delius: »Eine leidenschaftliche Liebe zu Blume und Wald zeigt sich hier, wie sie nur der Germane besitzt«, und als zweites Kennzeichen des neuen, leider nicht fortgesetzten Tons, den Brockes in die deutsche Lyrik gebracht hat, hebt er seine sinnliche, sich ganz mit dem Organischen eins fühlende Naturandacht, seine dankbar-freudige »Religion des Schöpfers« hervor. Dies sind denn auch die Hebel, mit denen er die vom Staub zweier Jahrhunderte verschüttete Poesie ans Licht einer Gegenwart zu fördern sucht, die ihr manches entgegenbringt, was der nächsten Mit- und Nachwelt des Dichters an Verständnis noch nicht gegeben war. Nicht den ganzen Reichtum der Brockesschen Poesie will diese Auswahl umreißen, nur ihre Schönheiten will sie uns wieder sehen lehren. Dem dienen auch die folgenden Proben aus dem Bande. F. D.

Der lehrende Schmetterling

Als ich im Garten jüngst durch dicke Erlen ging
und mit geöffneter, drauf schnell geschloßner Hand
ein Sommervögelchen, das flatternd floge, fing:
erstarrete mein Aug', es stutzte der Verstand,
da ich dasselbige so schön, so wunderschön,
so herrlich ausgeziert, so reich an Farben fand.

Gewiß man kann nichts Schönres sehn:
sein Rot beschämt den funkelnden Karmin,
es sticht sein Blau Saphir und Lasul aus,
es reichet an sein Grün kein Grün,
wenns gleich auf Silber liegt. Und kurz: kein Blumenstrauß,
kein widerscheinender beaugter Pfauenschwanz
hat solchen holden Schmuck, hat so viel Glanz.
Ja, was mich vor Vergnügen fast erschreckte,
war, als ich deutlich, hell und rein
Fünf, Acht und Neun
in netten Ziffern drauf entdeckte.
Ich dachte, was in dieser Zahl
doch wohl für ein Geheimnis steckte;
schloß aber, wie schon oftermal:
Gott hat uns Menschen werden lassen,
ihn zu bewundern nur, nicht aber ihn zu fassen.
Drauf schenkt' ich ihm die Freiheit wieder
und sprach mit andachtsvollem Sinn:
»Flieg, liebstes Vögelchen, flieg, schönstes Tierchen, hin!
Breit aus dein lehrendes Gefieder
und laß der ganz verblendten Welt,
(die Leidenschaften bloß für ihre Götzen hält),
die zwar verborgene, doch unläugbare Spur
vom allerfüllenden, allmächtigen Wunderwesen
als auf zwei Blätterchen des Buchs der Kreatur
in bunter Schrift auf deinen Flügeln lesen.«

Die Bienen

Indem ich jüngst vergnüget und allein
bei einem Apfelbaum in voller Blüte,
der angestrahlet war vom hellen Sonnenschein,
voll fröhlicher Betrachtung stand,
und mein gerühretes Gemüte
zu Gottes Ruhm darin so manchen Vorwurf fand:
ward ich zugleich auf ungezählten Zweigen,
die durch der Blumen Meng' und ihre Last sich beugen,
von Bienen eine ganze Schar
voll muntrer Emsigkeit gewahr.
Ich sah und hörte sie mit innigem Vergnügen
und lieblichem Gemurmel fliegen.



Ich sah sie, teils um sich zu tränken,
teils Honig und teils Wachs herauszuziehn,
in jede Blüt' mit emsigem Bemühn
die kleinen rauhen Häupter senken.
Ob sie sich gleich mit ihrem Raub beladen,
tun sie dennoch den Blumen keinen Schaden.
Ich sah, wie sie die süße Last,
sobald sie etwas aufgefaßt,
indem sie in der Luft mit frohem Sumsen schwebten,
an ihre Füße künstlich klebten.
Es läßt nun gar zu artig und zu süß,
wenn manche Bien' an beiden Hinterbeinen
recht ein paar lederne, schön gelbe Hosen wies
von Wachs, so sie daran im Fluge nett vereinen.

O wunderbarer Gott (fing ich vor Freuden an),
o wunderbarer Gott! wer lebt auf dieser Erden,
der deine weise Macht begreifen kann?
Die kleinste Kreatur erhebt des Schöpfers Preis,
ein fliegend Würmchen zeigt Witz, Vorsicht, Kunst und Fleiß.
Es hat kein Sterblicher bishero noch entdecket,
was für ein Wunderwerk in einer Biene stecket.

Kein Mensch vermag so wie die kleine Bien'
aus Blumen Honigseim zu ziehn.
Wir wüßten nicht einmal ohn' ihre Lehre,
daß in den Blumen Honig wäre.

Mein Gott! ich laß das Heer der kleinen Bienen
mir doch zu einem Lehrbild dienen!
Laß mein betrachtendes Gemüte
doch auch, wie sie, aus jeder Blüte
durch die darauf mit Ernst gewandten Augen
der wahren Andacht Honig saugen!
Laß meine Seele sich, o Gott! zu deinen Ehren
in jeder Blume holden Pracht
an deiner Weisheit, Lieb und Macht
mit fröhlichen Gedanken nähren!

Ephémeris

Ich seh die kleinen Eulchen schweben,
die man Ephémeris sonst heißt;
die einen einzigen Tag nur leben.
Bei dem Geschöpfe denkt mein Geist:
»Wie flüchtig ist doch eure Zeit!
Bei ihr scheint unsre fast ein Teil der Ewigkeit:
was Stunden bei uns sind, sind euch ja kaum Sekunden,
was unsre Jahre sind, sind eure Viertelstunden.«
Da aber dieses Tier, indem es munter flieget,
dem Ansehn nach vergnügt ist und sich freut,
so hat es, ungeacht der kurzen Lebenszeit,
sich länger auf der Welt als mancher Mensch vergnüget.

Die gefrorenen Fenster

In Häusern findet man zur Winterszeit
solch eine wunderbar formierte Zierlichkeit,
die keiner tüchtig, zu beschreiben:
wenn die gefrornen Fensterscheiben
von tausend zierlichen und schönen Kreaturen
uns tausend zierliche Figuren
in solcher zarten Nettigkeit,
in solcher lieblichen Vollkommenheit,
die doch in dunkler Nacht gezeuget, früh uns zeigen.

Man siehet in den kalten Zimmern
oft Täler, Felsenbrüch', erhabne Berge, Felder,
nebst ungezählten krausen Zweigen,
als wenn sie in Kristall geschnitten wären, schimmern.
Man siehet Wolken, Buschwerk, Wälder,
(so Tannen bald, bald Palm' und Eichen,
an Baumschlag, Zweig' und Stämmen gleichen),
von Blumen, Sternchen, Vögeln, Tieren,
von Federbüschen, Fliegen, Mücken
sich mancherlei Gestalt formieren,
ja sich zuweilen gar mit rechten Schlössern schmücken.

Die Schlösser aus gefrornem Duft,
so man im Frost am Fenster schauet,
vergleichen sich den Schlössern in der Luft,
die mancher sich des Nachts auf seinem Lager bauet,
die nicht von längrer Dau'r als eines Traumes Freude.
Denn eh man sichs versieht, sind beide schnell dahin;
die dort aus dem Gesicht, die hier aus unserm Sinn:
der Sonnen Strahl vereitelt alle beide.

Ein jedes Scheibenglas gleicht einer Schilderei
in einem glatten Rahm von Blei,
so eine Winterlandschaft zeiget.
Ein jedes ist so schön, so wunderschön geschmückt,
die Bilder so subtil und deutlich ausgedrückt,
daß es nicht nur das Aug ergetzet,
das Herz selbst in Vergnügung setzet.
Sogar daß, wer es sieht und diese Pracht ermißt,
der strengsten Kälte selbst darüber ganz vergißt.
Zumal wenn an und durch die klaren Spitzen
der Morgenröte Strahlen blitzen
und an dem weißen Eis ihr lieblich rötlich Licht
auf tausend Arten sich im Widerschlage bricht,
so schwüre man darauf, da es so schön durchstrahlet,
als wär ein jeder Strich, als wär ein jedes Bild,
ein jegliches Gewächs, womit es angefüllt,
mit diamantnem Staub entworfen und gemalet.
Allein indem sie recht im höchsten Schimmer prangen,
sind sie vergangen.
Seh ich so manche schön' und zierliche Figur
in einem Augenblick zerfließen und verschwinden,
so deucht mich, von der sich verwandelnden Natur,
als ihrem Urbild selbst, ein schreckend Bild zu finden.



In der hiedurch auch mich bedrohenden Gefahr
ist dies mein Trost: Ich werde doch bestehen.
Laß alles schwinden und vergehen:
Mein Gott ist stets unwandelbar.

Ein fester Vorsatz

Als meine Kinder einst vor wenig Tagen,
da es noch ziemlich früh, in sanfter Ruhe lagen,
und ich, um sie vom Schlafe zu erwecken,
selbst in die Kammer trat: sah ich sie, voll Vergnügen,
von lauem Schweiß gefärbt in süßer Röte liegen
und wie die Rosen blühn. Teils hatten sie die Decken
im Schlafe von sich weggeschoben,
hier hatt' ein kleiner Arm sich um sein Haupt gelenkt,
ein andrer lag auf seinem Pfühl erhoben,
dort waren zwei mit Hand und Bein verschränkt,
ein Ärmchen ruhte dort auf seines Bruders Brust;
wie es der Zufall gab. Ich sahe sie mit Lust,
ich dankte Gott, daß er sie so gesund geschaffen,
auch daß sie durch desselben Macht,
(so wohl als ich), die ganze Nacht
so sanft, so ruhig können schlafen.

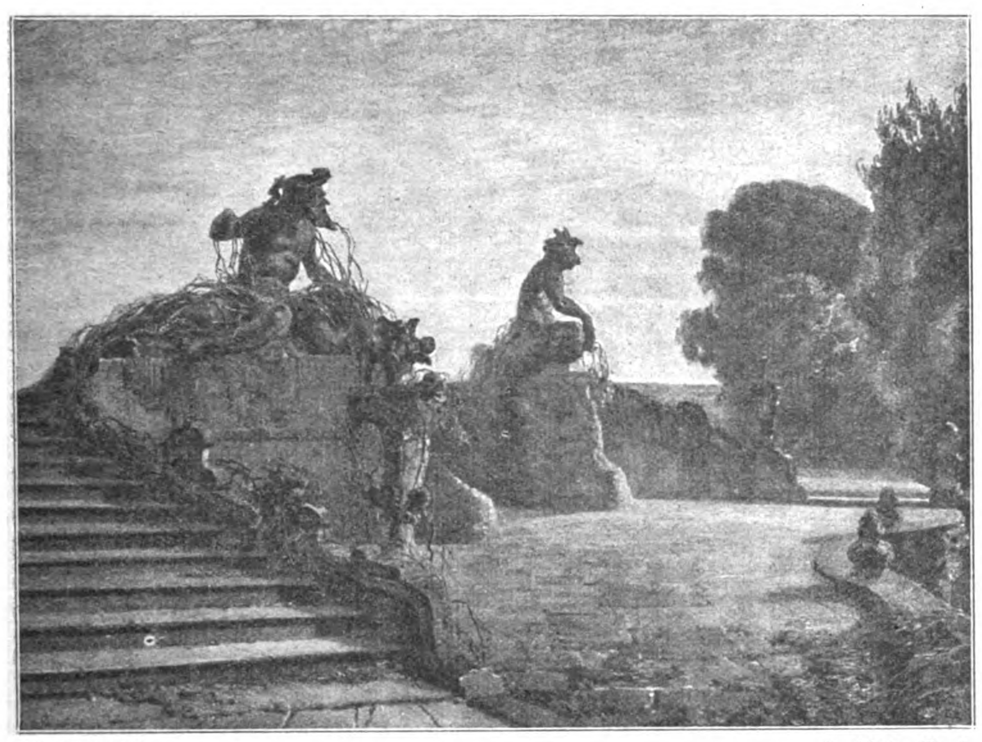
Kaum rief ich ihnen zu: »Auf!« als ich sie
sobald, den Schlummer zu vertreiben,
zugleich beschäftigt sah. Doch wollte sonder Müh
der träge Schlaf nicht fort, ein sanftes Augen-Reiben
erhub sich überall, hier streckt ein Ärmchen sich
und dort ein kleines Bein.
Hier sahe mich von dieser kleinen Schar
ein halb geöffnet Aug, indem des Tages Schein
ihn anfangs blendete, mit holdem Lächeln zwar,
doch kurzen Blicken an. Ich hörete von allen
ein froh verwirrt: »Papa! Papa!« erschallen.
»Auf!« rief ich, »laßt mich sehn, wer von euch kann
am ersten angetan,
am schnellsten fertig werden.«
Gleich war der Schlummer fort, ein emsiges Gewühl,
das jedem, der es sah, gefiel,
erhub sich überall; sie sprangen von der Erden
und eh ich's mich versah,
stand alles fertig da.

Himmels-Spiegel

In einer stillen Nacht, als leer von Dunst und Duft
die dunklen zwar doch klaren Schatten
den obern Teil der Welt und untern Teil der Luft
erfüllet und verhüllet hatten,
befand ich mich, an sanfter Anmut reich,
an einem großen Gartenteich.
Desselben Flut,
die durch der Winde Ruh in sanfter Stille ruht,
war einem glatten Spiegel gleich.
Man konnte sie zwar selbst vor Dunkelheit nicht sehn,
allein
man sahe wunderschön
das blaue Firmament voll Sterne sonder Zahl
im Widerschein,
und zwar so hell, so rein, so klar,
daß zwischen der Kopie und dem Original
fast gar kein Unterschied an Glanz und Schimmer war.
Es kam mir vor (da wir sonst insgemein
sowohl mit Blick als Geist nicht weiter gehn
und nur den halben Teil des hohen Himmels sehn,
indem wir von der dichten Erden,
den Himmel überall zu sehn, behindert werden)
als wenn ich *hier* des Himmels ganze Ründe
mit deutlich vorgestellt fünde.
Mich deucht, ich seh in ungemeßner Ferne
so über mir als unter mir
in funkelnder und flammenreicher Zier
ein' ungezählte Anzahl Sterne.
Irrt nun mein Auge gleich, so irren die Gedanken
jedoch deswegen nicht.
Ich kam mir nunmehr vor, auf eine neue Weise
von einem unumschränkten Kreise
im Mittelpunkt zu stehen
und ein aus meiner Seel' entsprungnes Denken
in eine runde Tief' ohn Umkreis zu versenken.
Mein Gott, ach laß der Fluten glattes Naß,
des schönen Himmels Spiegelglas
des Körpers Augen oft, doch nicht dem Aug' allein,
auch meinem Geist auf diese Weise
in den Erwägungen von diesem großen Kreise,
Dir, aller Sternen Herrn, zum Preise
auch einen Himmels-Spiegel sein.

Die notwendige Verehrung Gottes in seinen Werken

Johannes schreibt: so jemand spricht:
Ich liebe Gott, und liebt doch seinen Bruder nicht,
der ist ein Lügener.
Denn wer
den Bruder, den er siehet,
zu lieben wird nicht angetrieben:
wie kann der Gott, den er nicht siehet, lieben?
Im Buch der Welt steht auch: so jemand spricht:
Ich ehre Gott, und ehrt ihn in den Werken nicht,
der ist ein Lügener.
Denn wer
die Werke, die er siehet,
nicht einmal würdigt zu betrachten:
wie kann der Gott, den er nicht siehet, achten?



Fritz Bayerlein: Herbst im Park

Von Kunst und Künstlern

Fritz Bayerlein: Wintersonne; Herbst im Park — Edmund Steppes: Bauernmädchen; Kinderbildnis; Vogesenlandschaft — Karl Leopold Voß: Blumenstrauß auf weißer Tischdecke — Carl Keßler: Der wilde Kaiser bei Kitzbühel — Theodor Johannsen: Kiefer — Adolf Obst: Sanssouci — Fritz Klimsch: Hindenburg-Büste — Hugo Krayn: Gemüsewagen — Max Westfeld: Lesestündchen — Wilhelm Trübners Lebenswerk — Hans Olde † — Zwei Bildermappen von Karl Bauer und Ernst Liebermann



Der künstlerische Bildschmuck dieses Heftes verteilt sich seiner Herkunft nach auf München, Berlin und Düsseldorf, und es scheint uns, als seien diese Kunststätten ihrer Schaffensart und Überlieferung nach gut und kennzeichnend vertreten.

Da ist zunächst der Münchner Landschaftsmaler Fritz Bayerlein, der sich namentlich durch seine volltönigen Park- sowie durch seine weichen Herbst- und Winterbilder einen Namen gemacht hat. In der Umgebung Münchens findet er dafür die schönsten und abwechslungsvollsten Motive. Eins seiner bekanntesten Gemälde, »Herbst im Park« (1906), geben wir hier im Text wieder, während die »Wintersonne« als farbiges Einschaltbild erscheint, da sie allen Farbenzauber des klingenden Lichtes aus dem Weiß und Blau des frischen Schnees hervorzuholen versteht. Gerade die letzten Jahre haben die feine, stille Kunst dieses Malers einer so glücklichen Reife entgegengeführt, daß wir uns Dank bei unsern Lesern zu erwerben hoffen, wenn wir die schönsten Stücke einmal in einem eignen Aufsatz vorführen werden.

Einem gleichaltrigen Münchner Landschaftsmaler, der gleich Bayerlein das Deutsche in der Landschaft bevorzugt, haben wir diese Huldigung schon vor zwei Jahren erwiesen. Damals aber, in dem Aufsatz von Hermann Brandt (Februarheft 1916), war es hauptsächlich der Landschafter Edmund Steppes, der da zu seinem Ruhme und Rechte kam. An ihn mag die hier (S. 602) abgebildete Vogesenlandschaft, ein echter Steppes in den weit- und feinschwingenden Linien, erinnern. Im übrigen betonen wir diesmal mehr den Bildnismaler. Das war Steppes wohl von seinen ersten Anfängen an. Aber zunächst setzte er die Figur gerne noch in die Landschaft, und diese blieb ihm so sehr Hauptzweck, daß das Bildnis darüber manchmal fast nüchtern geriet. In seinen jüngsten Arbeiten ist das anders geworden. Da unterstreicht er die charakteristischen Linien eines Bildnisses so stark, daß die inneren Wesenszüge des Dargestellten bis zur Monumentalität hervortreten; auch Hintergrund und Lichtführung müssen darauf hinwirken. So sieht das Bildnis des »Bauernmädchens« den Menschen, allem Hergebrachten entrückt, freilich noch durchaus als einen Teil der ihn umwaltenden und erfüllenden Natur, hier der Alm im Hochgebirge; aber die Ausdruckskraft des Kopfes, das Porträthafte wird dadurch doch nicht mehr irgendwie gedrückt,



Edmund Steppes: Vogesenlandschaft

sondern ist das Beherrschende des Bildes geworden. Vollends das »Kinderbildnis« kommt ganz ohne solchen motivischen Hintergrund aus, und nun zeigt sich etwas Neues, etwas angenehm Überraschendes in der Kunst dieses immer noch als herb und spröde verschrieenen Malers: die Anmut der Bewegung und die Zartheit der Farbengebung.

Der dritte Münchner, Karl Leopold Voß, begegnet uns diesmal mit einem Innenbilde, einem Innenbilde ohne Figur. Erkennen wir aber nicht gerade so erst recht die Feinheiten seiner Zeichnung und die wohltuende Harmonie seiner Farbe? Zumal dieser »Blumenstrauß auf weißer Tischdecke« gibt einen so milden, besänftigend in uns nachtönenden Klang. Die Wand mag man trotz dem überzeugend lebendig gemalten Spiegel etwas nüchtern finden; um so wärmer und farbenschöner sind dem Maler das Schränkchen in der Ecke, die Kissen und der Teppich gelungen.

Carl Keßlers »Wilder Kaiser bei Kitzbühel« führt uns an den Fuß des Tiroler Hochgebirges. Das Bild ist in reiner Aquarelltechnik gehalten, und aus der Kraft des Sonnenlichtes, das auf dem Gebirgsbach und den Schneemassen liegt, spricht die Mittagsstimmung, von der es ganz und gar erfüllt ist.

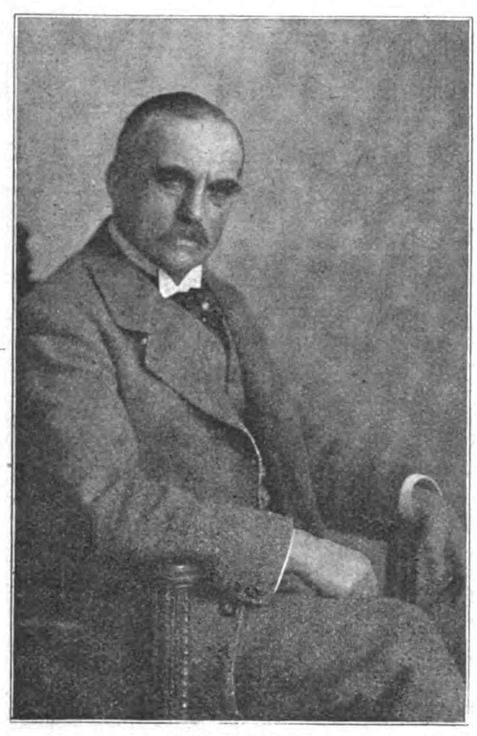
In die Mark versetzen uns die beiden farbigen Kunstblätter »Kiefer« von Theodor Johannsen (vgl. über ihn den Aufsatz von Walther Unus im Oktoberheft 1913) und »Sanssouci« von Adolf Obst. Wie grundverschieden sind die beiden Blätter! Dort die bis zur Herbheit getriebene stille Schlichtheit der Einsamkeit, hier eine stark auf malerisch-dekorative Wirkung ausgehende Landschaftskomposition. Allerdings dürfen wir dabei nicht vergessen, daß es eine Insel französischen Geschmacks ist, um die es sich bei der Schöpfung des großen Friedrich handelt — nicht bloß die regelrecht beschnittenen Taxushecken, von denen Geibel in seinem Sanssouci-Gedicht spricht, auch diese abgezirkelte Baumreihe mit dem schnurgeraden, vom silbernen Springbrunnen betonten Schloßdurchblick erinnert an Verse Boileaus.

Wie die Zeit sich seitdem gewandelt hat, lehrt der mächtige Hindenburgkopf, den Fritz Klimsch, der Berliner Bildhauer, der Schöpfer des Virchow-Denkmals, aus dem Stein gehauen hat. Das ist mehr als Porträttreue, das ist Sinnbild und Urgestalt der Persönlichkeit, ist Ausdruck und Inbegriff eines ganzen Zeitcharakters. Mag die Zukunft und der Meißel unsrer Erinnerung an diesen Zügen noch einiges modeln, die Grundlinien, mit denen Feldmarschall Hindenburg auf die Nachwelt kommen und in die Unsterblichkeit eingehen wird, sind da.

Mit Hugo Krayns Berliner Straßenbild »Gemüsewagen« steigen wir von der Höhe geschichtlicher Monumentalität herab in das Alltagsleben des — ja, nun wäre es hübsch und sinnig, wenn wir sagen könnten: in das wirtschaftliche Alltagsleben des Krieges. Auf den ersten Blick sieht es fast so aus, als wollte uns das Bild zu Zeugen einer jener ungestümen Kämpfe um die Lebensmittel machen, die wir alle aus dem dritten und vierten Kriegsjahre so bald nicht vergessen werden. Aber schon die behagliche Höflichkeit, mit der sich der Händler die Prüfung seiner Kohlköpfe gefallen läßt, macht uns stutzig: so gemütlich, so zuvorkommend war ihre Art doch schon seit langem nicht mehr. Und dann: was steht da auf dem Preisbrett? »Weißkohl 2 Pfund 25 Pfennig.« Sollte das wirklich während des Krieges gewesen sein? Dann schleunigst hinaus mit dem Bilde ins Ausland, auf daß sie dort erfahren, wie gut es uns geht, wie billig wir immer noch leben!

Ein echtes Düsseldorfisches Bild endlich im guten und besten Sinne des Wortes ist Max Westfelds »Lesestündchen«. Westfeld kommt aus Gebhardts Schule, aber sein Weg hat sich von dem hoheitsvollen religiösen Ernst des Meisters getrennt, um bei der vornehmen Ruhe bürgerlicher Behaglichkeit einzukehren, die von dem Anflug einer aristokratischen Vergangenheit eine gelinde Dämpfung ins Historische erfährt. Man denkt an Danhausersche Gesellschaftsbilder oder besser noch an gewisse Gemälde des Belgiers Stevens, die auch diese feine, gemäßigte Verhaltenheit des Tons haben.

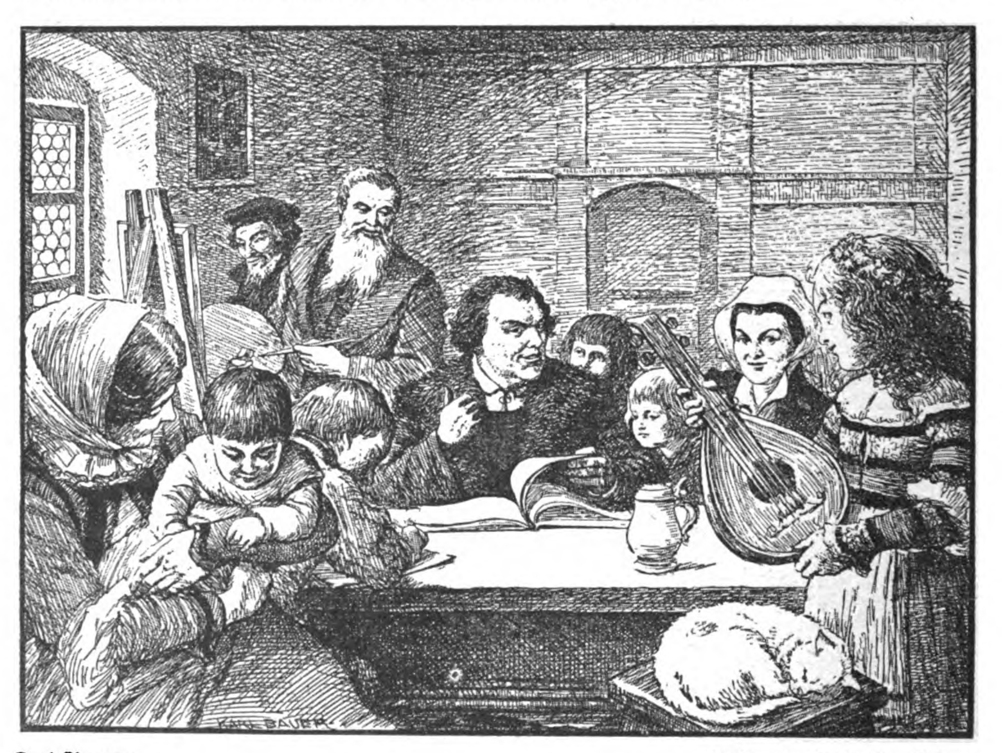
Es trifft sich gut, daß es gerade Wilhelm Trübner ist, dessen Lebenswerk die »Klassiker der Kunst«, jene nun schon 26 Bände umfassende Sammlung der Deutschen Verlagsanstalt, dem kunstfreundlichen deutschen Hause im vierten Kriegsjahre darbieten (geb. 14 *M*). Denn hier ist, wenn auch ohne Pathos, ohne jede betonte Bewußtheit, eine im Kern und in der Wurzel deutsche Kunst, die auch ihren Stoffen und ihrem gediegenen Handwerk nach trefflich zu dem uns jetzt erfüllenden Ernste paßt. Trübner schafft zwar noch mutig fort, aber seine Entwicklung ist abgeschlossen, sein künstlerisches Gesamtbild steht fest. Kraft, Gesundheit, Männlichkeit: das sind die Hauptmerkmale dieser Kunst; damit umspannt sie ein weites Stoffgebiet: Bildnis, Landschaft, Sittenbild, Stilleben, Geschichts- und Tierbild. Und diese Freude am Inhaltlichen muß einem Bilderwerk zustatten kommen, das für seine Wiedergaben (hier fünftehalb hundert) die Farbe verschmäht und sich mit Übersetzungen in Schwarzweiß begnügt. Eingeleitet wird der Band durch eine kunstgeschichtliche Studie von J. A. Beringer.


Hans Olde †

Noch ein paar Jahre der Sammlung und Vertiefung, und auch Hans Olde wäre wohl reif genug gewesen, um mit seinem Lebenswerk Einzug zu halten in die »Klassiker der Kunst«. War er doch nur vier Jahre jünger als Trübner und in der Kraft und Mannigfaltigkeit seiner Schöpfungen kaum weniger reich als er. Statt dessen riß ihn von der Höhe des Lebens, aus der Fülle drängender Pläne und Aufgaben der Tod in seine Arme. Und jeder, der ihn kannte, der noch in der letzten Zeit mit ihm in seinem Kasseler Hausgarten sitzen und die Blicke über Stadt und Park schweifen lassen durfte, hätte doch gerade diesem stämmigen, luft- und wettergebräunten Holsteiner noch eine lange Spanne rüstigen Schaffens voraussagen mögen. Ja, als ich ihn zuletzt sah — im Sommer 1915 —, schien eine neue Jugend über ihn kommen zu wollen. Wie er zuvor das Weimarer Kunstleben erfrischt und beflügelt hatte, so bewegten ihn nun ähnliche reformatorische Gedanken für die ihm seit 1911 zur Leitung anvertraute Kasseler Akademie. Schon sah er eine strebsame Schar junger Schüler um sich, schon hatte er den Bau einiger neuer Künstlerwerkstätten mit den dazugehörigen Lehrkräften durchgesetzt, schon fühlte er sich in einer neuen, reizvollen Landschaft zu eigner fruchtbarer Tätigkeit hoffnungsvoll angeregt. Die Natur war ja von Anfang an seine Lehrmeisterin gewesen — wie

hätte sie sich ihm jetzt versagen können, da er mit verjüngten Sinnen leidenschaftlich wie ein Jüngling neu um sie warb! Wie er sie in den siebziger Jahren als einer der ersten Bahnbrecher des Impressionismus und des Freilichts in Gemälden aus seiner schleswig-holsteinischen Heimat bezwungen, wie er dann später selbst das in Herkommen und Künstelei erstarrte Bildnis in das erfrischende Jungbad der Licht- und Freiluftmalerei getaucht hatte, wie er sich auch später gar nicht genugtun konnte in der Leuchtkraft heißer Sommer- und frostklirrender Wintertage, so werde er — das erzählten seine blitzenden blauen Augen, noch trunken von neuen Entdeckungen und Eroberungen — auch dessen Herr und Meister werden, was jetzt auf den Sechzigjährigen einstürmte. Sah er doch das eigentümlich Deutsche in der Landschaft hier so gut, wie er es in seinem heimatlichen Norden gesehen hatte, wo er der Natur zuerst als praktischer Landwirt genaht war und aus ihrer Hand Bilder wie die »Schnitter« (Weimarer Museum), den »Stier« (Dresdner Galerie) und die »Kühe« (Kieler Kunsthalle) empfangen hatte. Auch Paris, so viel es seiner Technik an neuer Farbenanschauung zu geben hatte, konnte ihn seiner niederdeutschen Festigkeit, Ruhe und Gesundheit nicht abtrünnig machen: seine Darstellungsmittel, dieser breite malerische Vortrag, dieses funkelnde Licht, diese flimmernden Reflexe, mochten »nervös« erscheinen, in seinem Lebensgefühl, seiner Welt- und Menschenbetrachtung, seiner Freude am Inhaltlichen, an der Kraft des Ausdrucks, ja selbst in seiner Vorliebe für die großen, wuchtigen Maße blieb er deutsch.

Zwei Mappen mit Zeichnungen, erschienen im Stiftungsverlag in Potsdam, sind wie geschaffen für den lampenbeleuchteten Familientisch, um aus den Händen von Vater und Mutter in die der Kinder zu wandern und bei alt und jung nachdenkliche Betrachtungen zu erwecken. In einer dieser Mappen (je 1½ ℳ) hat Karl Bauer, der Münchner Bildnismaler, unsern Luther in den verschiedenen Wendepunkten seines Lebens und Wirkens dargestellt: vom Thesenanschlag bis zur geliebten Hausmusik. In all diesen Blättern ist Kraft und Gemüt und jene herzliche Vertraulichkeit, die uns den Reformator noch heute zu einem Zeit- und Hausgenossen macht. — Auf den sechs Blättern der andern Mappe (»Helden in Feldgrau«) zeigt uns Professor Ernst Liebermann (München) Szenen aus dem Soldatenleben an der Westfront, wie er sie auf seinen Studienfahrten im Schützengraben, in der Kirche, im Lazarett, im Unterstand, im Quartier und auf dem Marsch beobachtet hat. F. D.



Karl Bauer: Luther im Kreise der Seinen
Aus der Bildermappe »Luther«; Stiftungsverlag in Potsdam

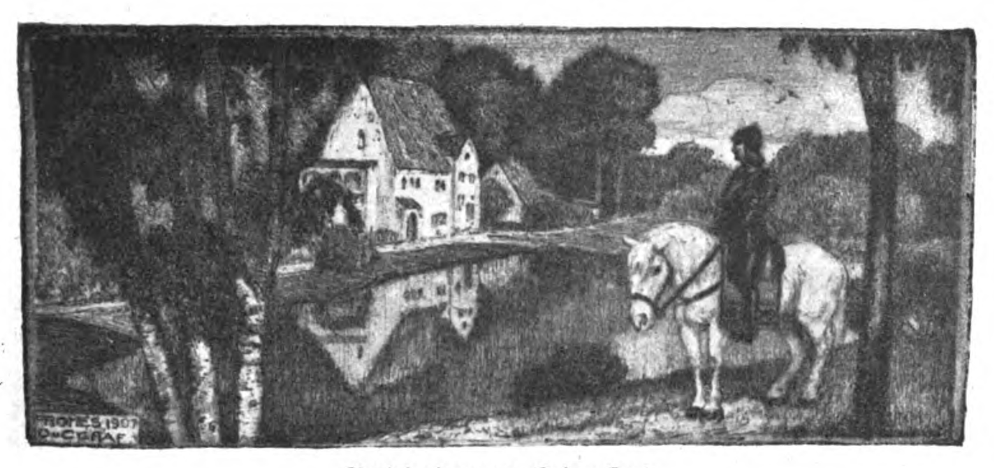


Hugo Krayn: Gemüsewagen

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1917

Aufn. von Julius Söhn in Düsseldorf





Neujahrskarte von Oskar Graf

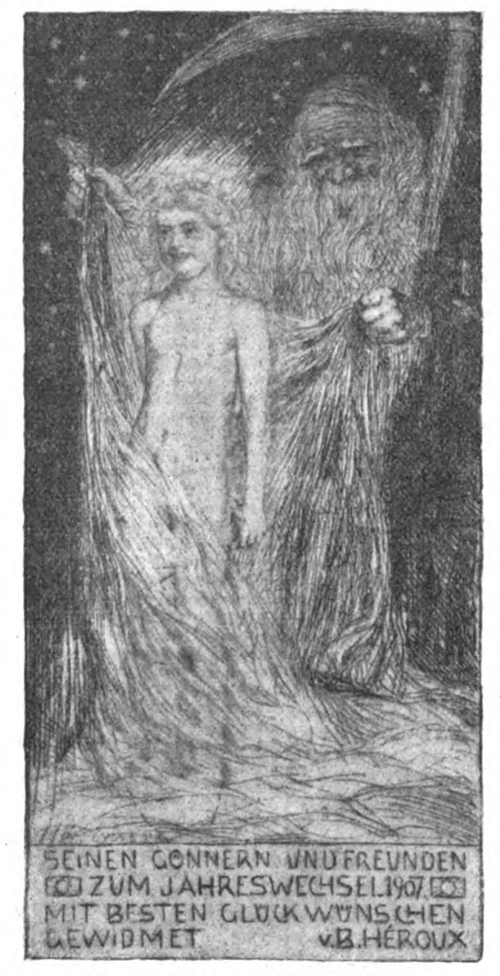
Literarische Rundschau

(Wie die folgenden Abbildungen aus der »Neuen Gelegenheitsgraphik«; München, Verlag von Franz Hanfstaengl)



Ein bißchen in die Künstlerwerkstatt hineinzusehen, war uns immer reizvoll. Zugegeben, daß dabei auch die liebe Neugierde ihre Hand im Spiel hat. So ein Künstler ist nun mal ein Mensch, dessen Zuhause uns von tausend lockenden Geheimnissen umgeben scheint. Aber es spricht dabei doch auch ein vornehmes und tieferes Gefühl mit. Wir alle wissen, daß die Kunst sich desto reiner und echter auswirkt, je einsamer sie ist, je freier von den Fesseln öffentlicher Forderungen und Rücksichten sie sich geben darf. Das war es, was uns von jeher die zunächst doch nur für eignen Bedarf des Künstlers entstandenen Studien und Skizzen so wertvoll machte, und bald teilten sich in diese halb scheue, halb zudringliche Liebe all die häuslichen und freundschaftlichen Gelegenheitsarbeiten, die der Künstler zunächst für einen engen Kreis ihm vertrauter und ergebener Menschen zu Papier bringt, in der glücklichen Gewißheit, in seinen Gedanken und Empfindungen schon auf eine bloße Andeutung hin verstanden zu werden. Die Bücherzeichen und Festkarten stehen hier an der Schwelle zwischen Intimität und Öffentlichkeit. In die eigentliche Vertraulichkeit des künstlerischen Schaffens geleiten uns erst die Glückwunschkarten, die der Maler oder Zeichner bei ernsten oder heiteren Anlässen seines Lebens für Freundschaft, Verwandtschaft und Arbeitsgenossen entwirft und meistens gleich auch eigenhändig mit den Mitteln der zeichnenden und der höheren vervielfältigenden Künste, wie Radierung, Steinzeichnung, Algraphie usw., herstellt. Wir Deutschen gerade sind reich an solcher »Gelegenheitsgraphik« intimeren Charakters, und mehrmals haben unsre Monatshefte Proben davon gezeigt (vgl. Gensel, Die bildenden Künste: »Biedermeierwünsche«; April 1909. — Georg Herrmann, »Glückwunschkarten von Künstlerhand«; Dezember 1910. — Richard Braungart, »Festliches und Gelegentliches aus Rudolf Schiestls Werkstatt«; Dezemberheft 1916).

Der Verfasser des letzten dieser Aufsätze, Richard Braungart in München, hat sich besonders liebevoll mit dieser Enklave der zeichnenden Künste beschäftigt. Ihm verdanken wir auch die geschmackvoll erlesene Sammlung »Neue deutsche Gelegenheitsgraphik«, die vor einiger Zeit bei Franz Hanfstaengl in München in Gestalt eines fein und gediegen gebundenen Geschenkbandes erschienen ist. Da finden wir 65 solcher Gelegenheitsgraphiken in wechselnden, edlen Vervielfältigungsarten wiedergegeben, und es hat, vom Inhaltlichen und Gedanklichen zunächst ganz abgesehen, einen eigentümlichen Reiz, die Mannigfaltigkeit und die Schmiegsamkeit dieser verschiedenen technischen Ausdrucksarten zu beobachten. Da läßt uns der Holzschnitt seine schlichten, festen Linien sehen, da erfreut uns die Radierung mit ihrem malerischen Helldunkel, da begegnet uns der Strich, die Steinzeichnung, der farbige Zweiplattendruck usw., ein buntes, scheinbar willkürliches Durcheinander, das doch nur selten oder nie dem Haupterfordernis dieser Kunstgattung schadet, der Frische und Unmittelbarkeit des Erfindens und Empfindens. Denn was sonst so oft in unsrer modernen Kunst verpönt ist, hier erfreut es sich ungestörter Herrschaft: der Inhalt der Darstellung, das Was darf triumphieren. All diese Blätter und Karten sollen doch etwas »sagen«, sollen Boten sein eines Wunsches, eines Grußes, einer freudigen oder traurigen Nachricht, für die der Philister — wie wir den bürgerlichen Durchschnittsmenschen einmal nennen wollen — das geschriebene oder gar gedruckte Wort wählt. »Kein Volk aber«, sagt Braungart in dem einführenden Text, »hat es



Neujahrskarte von Bruno Héroux

jemals so wie das deutsche verstanden, solch einem Inhalt Gemütsfülle und Gedankentiefe zu geben ... In der Beherrschung der Form sind uns die Romanen überlegen gewesen, um so stärker waren und sind die Deutschen bis zum heutigen Tag im Zeichnerischen, in der Darstellung von Details bis ins kleinste und im Erzählen und Phantasieren, dessen natürliche Ausdrucksform auf dem Gebiete der Kunst die Graphik ist.«

Es sind nicht alles Namen erster Ordnung, die uns in Braungarts Sammlung mit Proben solcher Kunst begegnen, aber von den gemütvollen Künstlern, die für ihre Arbeiten vornehmlich aus ihrer Heimat schöpfen, vermissen wir kaum einen Namen von Klang und Wert. Wir finden Albert Welti, Hans Volkert, Heinrich Vogeler, Bruno Héroux, Rudolf Schiestl, Hermann Hirzel, Fidus, Alois Kolbe, Ernst Kreidolf, Ignatius Taschner, Julius Diez, Willi Geiger, Oskar Graf u. a. m., auch umfassende Begabungen wie Klinger und Greiner. Von der Fülle der Gesichte möchten unsre Proben auf S. 605—609 eine bescheidene Vorstellung geben.

*

Nun hat auch Clara Viebig ihren Kriegsroman geschrieben (Berlin, Fleischel & Ko.). »Töchter der Hekuba« heißt er, und wie das zu verstehen ist, sagt sie selbst mit Bezug auf die stolzeste und opferfreudigste ihrer Gestalten, eine Mutter, die ihre beiden Söhne im Felde hat, den einen sich entwachsen fühlt und doch ihr Los unendlich glücklicher finden muß als das so vieler andrer: »Es ging ihr wie Tausenden und Abertausenden ... Da waren sie, ein ungezählter Chor klagender, trauernder, geschlagener Mütter. Sie rauften die Haare, sie schlugen die Brüste, ihr Wehgeheul stieg auf zum Himmel, gleich stark, gleich furchtbar wie zu Zeiten der Hekuba.« Diesem Chor der Mütter, aber auch dem der verwitweten Bräute und jungen Frauen gibt Clara Viebig eine Stimme, und es soll ihr zur Ehre angerechnet werden, daß sie auch in diesem Kriegsroman, der übrigens nirgend das Schlachtfeld selbst betritt, sondern daheim bei den Einsamen und Verlassenen bleibt, ihrem rein-menschlichen, pathoslosen Frauentum und ihrer wirklichkeitsechten Kunst treu bleibt. Ihr, die »Die Wacht am Rhein« und »Das schlafende Heer« geschrieben hat, wäre es wohl nicht schwergefallen, gleich andern hier die Trompete heroischer Vaterlandsbegeisterung an den Mund zu setzen und das Walkürentum der deutschen Frau in lauten Tönen zu feiern. Aber dafür war ihr die Not dieser Zeit zu groß und der Schmerz dieses Krieges zu heilig. Nur gehorsamste Wahrhaftigkeit gegen das Leben dünkte ihr würdig, das Leiden der Frau in diesen vier Kriegsjahren darzustellen, und bewußter denn je hat sich ihre Kunst auf ihre alten ursprünglichen Gaben besonnen. Betrachten wir unsern Roman von heute, so will es uns manchmal scheinen, als sei alles schon wieder vergessen, was einst bei seinem frischen Aufstieg zu seinen »unveräußerlichen Errungenschaften« gehörte: die wirklichkeitsgetreue Schilderung des uns umgebenden Lebens, die liebende Beobachtung des Kleinen und Unscheinbaren, die derbe, unverkünstelte Volkssprache. Die Viebig allein hat sich diesem strengen Realismus noch nicht entfremdet. Noch immer ist sie meisterhaft in der alten Verhaltenheit des Gefühls, das sich nur schwer und langsam aus der spröden Tiefe heraufringt, noch immer läßt sie die alte schöne Künstlergerechtigkeit walten auch gegen die Irrenden und Verworfenen. Keinen Augenblick dürfen wir daran zweifeln, daß sie dieses gewaltige Schicksal ihres Volkes mit allen Fasern ihres bebenden Herzens miterlebt hat, daß sie es verschmähte, sich, wie es wohl andre »Intellektuelle« getan haben, mit



einer abgeklärten und abgekehrten Weltanschauung ihren Standpunkt jenseit dieses grausigen Geschehens zu suchen. Das gleiche Unglück, der gleiche Schmerz schweißt all diese blutenden Herzen zusammen, mögen die gesellschaftlichen Unterschiede des äußeren Lebens sie noch so weit voneinander getrennt haben. Was sie aneinanderkettet und -kittet, ist Mitsorge, Mitleid, Mithilfe. Da ist die Mutter, die, wie der Ertrinkende an einen Strohhalm, ihre Hoffnung, daß der seit vielen Monaten vermißte einzige Sohn doch noch am Leben sei, an ein ihm ähnliches Bild aus der französischen Gefangenschaft knüpft; da ist die junge Frau, die ihren italienischen Gatten auf der Seite der Feinde kämpfen sehen muß; da ist die heimliche Geliebte, die dem wohl längst fern in belgischer Erde Begrabenen ein Kind geboren hat und nun nicht weiß, wie sie Brot für den vaterlosen Jungen schaffen soll; da ist die junge kriegsgetraute Frau, die, vom warmen Elternhause und ihrem eignen frohen Jugendmut allen Sorgen der dunklen Zukunft enthoben, das Kind des geliebten Mannes stolz und freudig dem Licht entgegenträgt; da ist die dem Rausch einer süßen, wehmütigen Abschiedsstunde erlegene Magd, die die Frucht ihres Leibes unter Bangen und Zagen vor den Leuten verstecken möchte. Doch auch die Leichtsinnige und Vergnügungssüchtige fehlt nicht, die sich für die Abwesenheit ihres Mannes bei andern zu entschädigen weiß und mit ihrer Faulheit auf den Kriegsdienst des Ernährers pocht, und diese nimmersatte Begehrlichkeit hat ein schauriges Gegenbild in der hysterischen Schwärmerin, die von einem Bräutigam im Felde phantasiert, den es für sie doch nie gegeben hat. Neben der bitteren Entsagung steht die Lebensgier, die doppelt üppig aus dem erhitzten Boden des Krieges emporschießt; zu dem enttäuschten Schmerz der Mutter, die ihren wohlbehaltenen Sohn an eine Junge verlieren muß, in dem Augenblick, wo sie ihn enger und fester denn je ans einsame Herz nehmen möchte, gesellt sich das stürmische Lebensbegehren, der ungestüme Selbständigkeitsdrang der Jugend, die draußen im Felde über Nacht vom Knaben zum Manne gereift ist. Zwei im Rhythmus ihres Erlebens grundverschiedene Generationen sehen wir aufeinanderprallen, werden mit hinausgerissen in den Kampf der Gegenwart mit der Vergangenheit, der Treue mit der Lust am Neuen, der Freude am Kommenden und Werdenden. All diese Heimatschicksale — und es ließen sich ihnen aus und zwischen den Zeilen noch manche weitere hinzufügen — sind wohl miteinander verbunden, aber doch nur lose und nicht so einheitlich, daß ein geschlossener Roman im geläufigen Sinne zustande käme. Aber ist nicht auch diese lockere Verknüpfung von arm und reich, alt und jung, hoch und niedrig am Ende ein Zeichen und Merkmal der Zeit, der dieses Buch in schier demütigem Gehorsam untertan ist? Bisher spricht in unsrer Kunst noch alles dafür, daß d i e der Wahrheit und Ehrlichkeit gegen das Glück dieser Zeit am nächsten kommen, die sich auf die Skizze und das Bruchstück, auf die »Situationen«, wie Storm sich einmal ausdrückt, beschränken; überall sonst begegnet uns Mache oder Überhebung. So soll uns auch das Viebigsche Buch in seiner Skizzenhaftigkeit willkommen sein — wird es doch am Ende zusammengehalten durch das gemeinsame Gefühl, das wir alle aus uns selber diesem gewaltigen Erleben entgegenbringen. Die Frauen insbesondere werden es ihm danken, daß hier mit schlichten Mitteln ihren alltäglichen Nöten und Sorgen, in denen so viel stilles Dulder- und Heldentum beschlossen liegt, ein Denkmal gesetzt ist. Und endlich — so frage ich mit der Verfasserin —: Ist es denn für eine Frau überhaupt klein, wenn sie zuerst für die geliebten Menschen zittert und dann erst, durch sie und um ihretwillen, fürs Vaterland?



Weihnachts- und Neujahrskarte von Alfred Coßmann





Neujahrskarte von Guido B. Stella

Fern vom Krieg, ja sogar fern von allem öffentlichen und sozialen Leben geht Arthur Schnitzler seinen schmalen, zwischen Psychologie und Konstruktion schwankenden Pfad. Seine neueste Erzählung »Doktor Gräsler, Badearzt« (Berlin, S. Fischer), deren Titel schon nach dem Türschild schmeckt, nimmt das oft behandelte Thema des »Mannes von fünfzig Jahren« auf, das Goethe in einer berühmten Novelle der »Wanderjahre« zu einem Triumph der gemeinnützigen Tätigkeit über unzeitige Leidenschaft, Spielhagen in »Quisisana« zu so edler, mannhafter Entsagung geführt hat. Schnitzlers Fünfzigjähriger ist ein Mann der halben Entschlüsse, und dieser Mangel an Selbstvertrauen und Verantwortungskraft bringt ihn um das Glück, das ihm eine reine, stolze Frauenseele aus freiem Entschluß mit offenem Geständnis entgegenträgt, macht ihn zu feige und träge, um festzuhalten, was ihm ein junges sinnliches Ding an heiteren Liebesgeschenken darbringt, und läßt ihn schließlich mit gefalteten Segeln in den Hafen einer späten Dutzendehe einlaufen, für die weiter nichts von ihm verlangt wird als eine gelassene Empfangsbestätigung der berechneten Zärtlichkeit, die hier in Gestalt einer lebenserfahrenen Witwe die Angel nach ihm auswirft. Was für diese Geschichte trotz ihrer durchsichtigen Gehaltlosigkeit an tieferen seelischen Werten einnimmt, ist die sichere, lebens- und menschenkundige Art, wie sie erzählt wird: wie eine mit untrüglichem medizinischem Scharfblick erkannte und dargestellte Krankheitsgeschichte, die den Verlauf und die Kurven ihrer Entwicklung in sich selbst hat. Solche Betrachtungs- und Darstellungsweise bringt es mit sich, daß der »Held« nicht zu rechtem persönlichem Eigenleben kommt, sondern ein Typus, fast ein Paradigma bleibt, nach dem sich viele Fälle gleichen Alters, gleicher Lebensanschauung, gleichen Temperaments und gleicher Gewohnheiten deklinieren lassen. Dieser Badearzt ist der alternde Philister schlechthin, der den jugendfrohen Glauben an sich selbst eingebüßt und dafür eine zage Zweifelsucht, eine Kurzsichtigkeit für alle naturwüchsigen Gaben dieses Lebens eingetauscht hat. Schnitzler bringt für diesen »Fall der Fälle« selbst nur ein skeptisches Achselzucken auf, er steht ihm gegenüber wie der Arzt, der eine haarscharfe Diagnose stellt, aber nicht mehr den Mut zur Therapie findet. Man bereut die Stunden nicht, da man diesem meisterhaften Erzähler mit den klugen, unbestochenen Augen gegenübersaß, aber einen tieferen Gewinn oder auch nur einen Aufschwung für seine ferneren Tage nimmt man aus solchem Buche kaum mit heim.

Zu Ottomar Enkings 50. Geburtstage sind ein paar ältere und neuere Bücher von ihm in neuen Auflagen erschienen: in zwölfter die »Familie P. C. Behm«, das Meisterstück einer behaglichen Kleinstadtgeschichte, das Enkings Erzählerruhm recht eigentlich begründet hat, in dritter der zuerst in den »Monatsheften« veröffentlichte Roman »Monegund«, der durch den Konflikt zwischen altangesehenem



Neujahrskarte von Ernst Kreidolf

Bürgertum und betriebsamem Adel in gesellschaftspolitische Probleme mündet, in sechster der gemütstiefe Lebens- und Entwicklungsroman »Wie Truges seine Mutter suchte«, gleichfalls hier zuerst hervorgetreten und wohl heute noch das reifste und reichste Buch dieses zwischen Frenssen und Raabe angesiedelten Erzählers. (Verlag von Reißner in Dresden.) F. D.

*

Walter Flex und Karl Ernst Knodt †.

Wildgänse rauschen durch die Nacht
mit schrillem Schrei nach Norden —
Unstäte Fahrt! Habt acht, habt acht!
Die Welt ist voller Morden …
Wie ihr, sind wir ein graues Heer
und fahr'n in Kaisers Namen,
und fahr'n wir ohne Wiederkehr,
rauscht uns im Herbst ein Amen!

Ja, es rauscht, dies Amen im Herbste, nun auch über das Soldatengrab dessen, der sich und den Kameraden diese ahnungsvollen Verse gesungen hat. Leutnant Walter Flex reitet nicht mehr. Nach einer kurzen Ruhepause, die ihm in Berlin als Kriegshistoriker seines Regiments auferlegt war, zog es ihn im Frühherbst mit unwiderstehlicher Macht wieder hinaus zu denen, die im Angesicht des Feindes mit Leib und Blut statt mit der Feder kämpfen. Auf Ösel traf ihn nach schon siegreich beendetem Gefecht eine verspätete, vielleicht verirrte Kugel. Wir wollen nicht klagen um diesen Tod. Das Schicksal meinte es besser mit ihm als mit Schenkendorf, dem er oft verglichen worden: es ließ ihn, was er sann und sang, auf freiem Feld auch mit dem Tode besiegeln. Wenn einst die Friedensglocken klingen, so wird darin hell und freudig, doch auch tief und ernst, sein Name widerhallen, und in dem neuen Deutschland, das dann aufblühen soll, wird sein Gedächtnis fortleben, jünglingsfrisch und mannhaft zugleich, wie eine zartrindige Birke, die ihren Saft nicht bändigen kann, und in deren Blättern Irdisches und Himmlisches eine geschwisterliche Zwiesprache halten.

Gerade fing sein junger Dichterruhm an, die Flügel zu breiten, als der Krieg ausbrach. Seine Erzählungen von den »Zwölf Bismarcks« (Berlin, Otto Jancke) waren eben erschienen, dieser aus Geschichte und Dichtung geschmiedete Novellenring aus der Geschlechterfolge des eisernen Kanzlers, aus dem die »Monatshefte« zuvor zwei besonders schön geformte Glieder hatten bringen können, in seiner Vaterstadt Eisenach war die Kanzlertragödie »Klaus von Bismarck« aufgeführt worden, und aus seinen Studenten- und später seinen Erzieherjahren im Hause Bismarck waren ihm die zarten Friedensgedichte, die stolzen Balladen erwachsen, die seine erste, schon zum dichterischen Persönlichkeitswert gerundete lyrische Sammlung



Neujahrskarte von Jakob Bradl

»Sonne und Schild« (Braunschweig, Westermann) dann mit den frühen Kriegsgedichten vereinigte. »Ein jeder Schwertklang Gottesdienst, und jeder Schuß ein Beten« — dieser Vers hochgemuten Jugendglaubens umschlang in diesem Buche Friedliches und Kriegerisches, Diesseitiges und Jenseitiges, Vergängliches und Ewiges. Zum Lobe deutscher Frauengüte und -milde fand Walter Flex da ebenso innige Worte wie auf den Soldatentod seines geliebten Bruders, und über allem schwebte die Zuversicht auf Deutschlands Reinheit und Größe. Wie die Religion sich aus dem Erleben des Krieges aufschwingt, wie jeder gerechte Kampf auf der Religion fußt, das erlebten wir dort mit — unter heiligen Schauern.

Dann, wie der Krieg selbst härter und grausamer wurde, stählte sich auch seine Lyrik, der Rausch verflog, der Wille ballte sich, das Schicksalsbewußte wurde mächtiger und mächtiger, die brüderliche Vertrautheit mit dem Tode senkte sich ihm ins gepanzerte Herz. Was aber blieb, war der heilige Ernst der Lebens- und Todesauffassung, die fromme Hingebung an Natur, Heimat, Vaterland, war die aus allen Erdenzweifeln nur um so sieghafter aufsteigende Flamme des Glaubens an einen höheren Sinn

und Zweck dieses Daseins, eine Flamme, um die zuweilen sogar ein Schimmer von Mystik wob. Sein Eigenstes und Tiefstes hat er um diese Zeit nicht mehr in Versen gesagt — seine zweite Kriegsgedichtsammlung »Im Felde zwischen Nacht und Tag« (München, Beck) hält den Vergleich mit der ersten nicht aus, so viel Echtes, wahr Erfühltes und heiß Erlebtes, zumal in balladenhafter Form, auch darinsteht —, sein Reichstes gab er in Prosa, in dem »Weihnachtsmärchen des 50. Regiments«, dem Herzstück des Bändchens »Vom großen Abendmahl« (ebenda), vor allem aber in dem Kriegserlebnis »Der Wanderer zwischen beiden Welten« (ebenda), diesem Hohenliede einer im Felde erwachsenen Männerfreundschaft, das die Lebensglut der Jugend, den Erkenntnisdrang des Mannes, alles Hadern, Zweifeln und Ringen der tiefsten Brust wie ein geweihtes Opfer einem höheren Willen auf die Knie legt. Wehrfähigkeit gegen das Menschliche und Willfährigkeit gegen das Göttliche, diese versöhnte Gemeinschaft zwischen Kampf und Frieden, die er seinem treuen Kameraden und lieben Freunde Ernst Wurche nachrühmt, dessen Seele, frei und leicht zwischen beiden Welten wandernd, dunklen Schönheiten und hellen Wahrheiten nachstreifte, sie war auch ihm geworden. »Rein bleiben und reif werden«: das hat jener vom lautersten Wandervogelgeist erfüllte Soldat und Gottesstudent einmal im nächtlichen Gespräch als die schönste und schwerste Lebenskunst bezeichnet — es war der Stern, den auch Flex über sich leuchten sah.

*

Nun bin ich durchgedrungen
Durch alle Nacht und Not.
Es hat sich heimgesungen
Das Lied ins Abendrot ...
Fliegt über alle Meere
Und durch den Abendschein,
Los aller Erdenschwere,
Ins letzte Licht hinein.

Mit diesen seinen eignen Versen ließ die Familie den Anfang Oktober heimgegangenen Karl Ernst Knodt für die »vielliebe Teilnahme« danken, die sich ihr und ihm bekundet hatte, und sie fügte hinzu: »Der Heimgegangene ruht in seinem Ober-Klingen.« Das ist die stille Odenwaldgemeinde, in der der Dichter das Singen gelernt hat, und nach der er sich zeitlebens, längst schon im Ruhestande zu Bensheim an der Bergstraße, den Waldpfarrer nannte. Das Wort vom »Heimgehen«, sonst zur frommen Redensart erstarrt, hatte für ihn seine besondere Bedeutung. Denn sein Leben und Dichten war ein einziges Heimgehen, ein »Sichheimsingen ins letzte Licht«. Durch alle seine Lieder, so viel ihrer sind und so selbstvergessen sie sich oft den stillen Naturschönheiten in Wald und Feld, in Berg und Tal hingeben, klingt ein Ton der Sehnsucht nach der Liebesheimat, nach den ewigen Sternen, nach den Gärten der Erlösung:

Siehst du die helle Straße nächtens nicht,
die von den Gassen führt zum Firmament?
Sie ist die lichtgewordne Sehnsucht, ist
die Himmelsbrücke, die der Glaube schlug
von hier nach dort. ...

Dabei war, der so sang, alles andre eher als ein weltabgekehrter Einsiedler. O nein, in diesem Klausner wohnte ein fröhlich bewegter Drang zur Geselligkeit, seine gastfreundliche Tür stand allzeit weit offen, nirgend war ihm so wohl wie im Kreise der Jugend, und wenn man über seine Schwelle trat, hallten Haus und Garten wider von seinen schier knabenhaft munteren Grüßen. Melodie, Rhythmus und Reim gingen mit ihm auf allen Wegen; ich glaube, am Ende fühlte und dachte er nur noch in Versen, ohne daß dieser spielende Reichtum doch jemals in leere Tändelei ausartete, wie es nicht selten seinem poetischen Ahnherrn Rückert erging. Seiner Gedichtbücher sind zu viele, als daß sie hoffen dürften, alle auf die Nachwelt zu kommen, und es ist gut, daß zu seinem 60. Geburtstage (6. Juni 1916) eine Auslese aus seinen Liederbänden erschienen ist (»Lichtlein sind wir«; München, Müller & Fröhlich). Da haben wir das Beste seiner Lyrik beisammen; es fehlen vielleicht nur die Gelegenheits- und Huldigungsgedichte für erlauchte Geister der Malerei, der Plastik und der Musik, denn es gehört mit zu Knodts heiter aufgeschlossenem, schönheitsfreudigem Wesen, daß ihm auch die sinnlicheren Künste nicht tot waren, daß ihre Gaben und Reize mit lebendigen Lauten zu ihm sprachen. So nehme man denn als Ergänzung den letzten Band, den er erscheinen ließ, die »Lösungen und Erlösungen« (ebenda) und erfreue sich an dem, was er zum Preise Dantes, Michelangelos, Rembrandts, Segantinis, Hugo Wolfs u. a. zu singen und zu sagen hat, wenn auch hier schließlich Gefühl und Gedanke überall in ein sehnsüchtiges Umfangen Gottes ausklingen. Manches ist ihm zu lehrhaft geraten, um reine Poesie zu bleiben, aber zweierlei hatte er, was zum echt Lyrischen gehört: die Kraft und Wahrheit des inneren persönlichen Erlebens und die eingeborene Musik der Sprache. Das Predigtartige hat auch er nicht ganz überwunden — welcher religiöse Dichter hätte das überhaupt! —, aber mehr als ein Gedicht gibt es von ihm, wo das Pastorale, ja auch das Seelsorgerische aufgezehrt wird von dem Seelischen, im Empfinden wie im Gestalten, und das ist im künstlerischen Sinne wohl das Rühmlichste, was man von der religiösen Lyrik sagen kann. Zumal jetzt, da die Zeit uns gelehrt hat, den Gehalt höher zu schätzen als die Form. F. D.

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Um die Krone des Menschentums: Emil Götts »Edelwild« und Richard Dehmels »Menschenfreunde« — »Geldzauber« von Otto Soyka — Aus Karoline Bauers Bühnenleben — Hundert Jahre Leipziger Stadttheater — Schlesische Weihnachtsspiele

enn erst jetzt, fast zehn Jahre nach dem Tode des Dichters, ein gewichtiges Stück von der dramatischen Lebensarbeit Emil Götts in einer würdigen Aufführung vor Berliner Zuschauer tritt, so dürfen wir für diese Saumseligkeit nicht allein das Theater verantwortlich machen. Er selbst, der nie mit sich zufrieden war, der seine geheimsten Zweifel, Nöte und Leiden rückhaltlos in dichterische Gebilde ergoß, dann aber von einer mimosenhaften Scheu befallen ward, diese Denkmale seines inneren Lebens der Öffentlichkeit preiszugeben, trägt mindestens ebensoviel Schuld daran wie die Bequemlichkeit der Bühnenleiter und der widerstrebende Zeitgeschmack. Vergessen wir doch nicht, daß schon zu Lebzeiten des Dichters, im Jahre 1903, eine Aufführung des eben erst vollendeten »Edelwilds« vom Berliner Lessingtheater in Aussicht genommen war, und daß kein Geringerer als Kainz die Rolle des jungen Helden spielen sollte. Da, im letzten Augenblick, zog Gött selbst sein Werk zurück. Nicht aus irgendeiner unlustigen Künstlerlaune, sondern weil er sich mit dieser Bekenntnisdichtung noch zu eng verbunden fühlte, weil die Nabelschnur zwischen Schöpfer und Geschöpf noch nicht durchschnitten war, so daß er mit der Preisgabe seines Werkes auch eine Bloßstellung seiner Persönlichkeit fürchtete.

Diese letzten Fesseln, die den überlegenen Künstler von dem befangenen Dilettanten unterscheiden, hat der Bauer und Dichter, der starre Persönlichkeitsmensch und weitaufgetane Menschheitsapostel Gött nie ganz abzustreifen vermocht: seine von Roman Wörner in sechs Bänden herausgegebenen Dichtungen, Tagebücher und Briefe (München, Beck) belegen das in hundertfachen Äußerungen. Und diese gefährliche Verquickung des Grüblers und Gestalters, des einsamen Suchers und des öffentlichen Bekenners wird dem Theatererfolge seiner Dramen immer im Wege stehen, auch wenn Geschmack und Zeitgeist seiner Art und Kunst noch näher gekommen sein werden, als sie es heute schon sind.

Denn das ist nicht zu verkennen: seitdem Gött als ein Vierundvierzigjähriger dies Dasein verlassen hat, sind wir ihm in seiner kosmischen Weltanschauung um ein Beträchtliches näher gerückt: auch uns ist heute wieder der Mensch als solcher, losgelöst von seiner Umwelt, als freier, selbstherrlicher Inbegriff und Vertreter der ganzen Menschheit zum bevorzugten Gegenstand der Dramatik geworden. Aber kaum ist die Kluft, die einst zwischen Götts aristokratischer Weltbetrachtung und dem Naturalismus des ausgehenden Jahrhunderts gähnte, überbrückt, so tut sich zwischen ihm und der Gegenwart ein neuer Abgrund auf: geschlagen und belastet von einem neuen furchtbaren Menschheitserleben, von dem er in all seinen geistigen und körperlichen Kämpfen noch nichts ahnte, finden wir nur schwer das steile, schmale Felsband, das aus dem Schauder dieses Krieges hinüberführt zu dem heiteren, lustvollen Spiel der Kräfte, in das sich bei ihm alles Leben und Ringen endlich auflöst; vermögen wir uns nur schwer vorzustellen, daß dem Einzelnen, auch wenn das Bewußtsein der Sittlichkeit ihn beflügelt, ein solcher Aufschwung über Zeit und Allgemeinschicksal beschieden sein soll, wie Götts Dichtungen ihn uns malen. Von dem Berge der Befreiung und Vollendung, auf den sie ihre Helden, ihre Sieger und Überwinder locken, von dem Gipfel, auf dem als erhabenes Ziel das Ideal des »Menschen«, des Menschen schlechtweg aufgerichtet steht, scheinen wir heute, in dieser Höllenglut der Feindschaft und des Hasses, weiter denn je entfernt.

Aber freilich, Götts »Lustspiel« hat mit dem geläufigen Theatersinn dieses Wortes nichts gemein. Es will nicht durch hereingetragene komische Elemente belustigen, es will selber Lust sein und Lust schaffen. Diese Lust liegt für ihn ohne weiteres in der rastlosen Entwicklung und steten Höherbildung des Individuums, wobei jede Schuld, sofern sie nur dem Menschen und seiner Entwicklung nicht untreu wird, sich zur Kraft- und Läuterungsquelle wandeln muß, wo auch das bitterste Herzeleid nur eine neue Schwinge zur Freiheit, zur seelischen Heiterkeit ist, wo das Schicksal nicht als Widersacher bekämpft, sondern als hilfreicher Freund umarmt wird.

So verstanden, kommt die Bezeichnung »Lustspiel« auch dem dramatischen Gedicht »Edelwild« zu, so gut wie Grillparzers »Weh dem, der lügt«. Der Stoff ist den Erzählungen der Scheherezade in Tausendundeiner Nacht entnommen, und auch viele belebende und malerische Einzelheiten verdankt der deutsche Dichter dieser orientalischen Quelle. Den Konflikt, den Keim der inneren dramatischen Handlung mußte er aus Eignem hineintragen; wie überall im Orient, so sind auch in der Geschichte von Harun al Raschid und dem jungen Ali Nureddin, der dem Kalifen von Bagdad in verschwenderischem Leichtsinn seine Geliebte schenkt, von dem hochsinnigen Freunde aber auf den Weg der Ehre und des Glückes zurückgeleitet wird, die Menschen eher Trieb- als bewußte Willenswesen. Gött



Emil Gött

nun setzt die beiden Männer in innere Verbindung, indem er Alis ebenbürtige Gefährtin, die schöne Suleika, ebenso frei und stolz an Geist und Seele wie holdselig an Wuchs und Gliedern und deshalb keineswegs nur die hörige Frau des Orients, keineswegs nur Lust und Spielzeug des Mannes, zu einer ursprünglich für den Kalifen bestimmten Sklavin macht, die sich jener kraft des freien Rechts der Liebe angeeignet hat. Ferner läßt er Ali selbst, den flüchtigen Sohn Badhladdias, des Statthalters von Basra, im Heere des aufrührerischen Barmekiden Babek den Schlachtensieg gegen Harun erkämpfen, obwohl auf der Gegenseite Alis eigner kalifentreuer Vater steht. So wird aus dem leichtsinnigen, wenn auch liebenswürdigen Verschwender des orientalischen Märchens unter Götts Händen, nach seinem Ebenbild gestaltet, ein von Kraft, Trotz und Stolz chaotisch gärender, aber auch von knabenhafter Überhebung, Unrast, Leid- und Schuldgefühl, geheimer Qual und brennender Scham verfolgter Jüngling, ein »Überkindskopf«, an dem der Kalif mit seiner überlegenen Erfahrung, Lebensweisheit und Herzensgüte sein großmütiges Erzieher- und Befreieramt üben kann. Der Weg der Handlung wendet sich also ganz nach innen. Denn diese erhabene Erlösungstat, durch die der schrankenlose Verschwender, der brausende Feuerkopf, der »wilde, gewaltige Kerl« zum ernsten Manne und darüber hinaus zum edlen Menschen emporgeläutert wird, durch die aber auch der einsame und freudlose Kalif erst zur freien Entfaltung seiner Größe gelangt, sie ist bei Gött der eigentliche dramatische Inhalt, ähnlich der Wandlung, die sich an dem Prinzen von Homburg samt dem Großen Kurfürsten vollzieht. Das Leben ist nichts »als ein Weg, etwas zu werden«, vermerkt Gött während der Arbeit in seinem Tagebuch; nicht ein Katechismus für moralische Ungeheuer soll sein Gedicht — sein »Schicksalslied«, wie er's einmal nennt — werden, sondern den großen schönen edlen Menschen soll es zeigen, die »Philosophie der beseligenden Tat« soll es verkünden.

Ali ist auf dem Schlachtfeld der sieben Berge, das ihn zum Sieger machte, dem Heerbann von Basra begegnet, und diesen feindlichen Heerbann führte sein Vater. Hadubrand und Hildebrand? Nein, Ali hat Badhladdia nicht erschlagen, aber um die Wunde, die seine Stirn von des Vaters Waffe empfing, hat dieser unter den Streichen der Freunde sein Leben lassen müssen. Der Sohn stand dabei und sah ihn sterben; er konnte seinen Tod nicht wenden. Seitdem verfolgt ihn das schmerzverzerrte Antlitz, das große, starre Auge des Sterbenden überall, bis er im Blick des noch unerkannten Kalifen, in dessen Gartenhaus er auf der Flucht vor sich selbst verschlagen, das Vaterauge wiederzuerkennen glaubt und sich von ihm die Sühne erhofft, die er sonst nirgend finden kann. Einmal gebeichtet, schüttelt ihn das Gedächtnis der Tat so furchtbar, daß er wähnt, sich auch des Liebsten, das ihm geblieben, entäußern zu müssen. So zerbricht und zertritt er die letzten Andenken seiner Jugend und drängt die Geliebte dem Herrscher auf, den er noch immer für einen Handelsherrn aus Mosul hält, nur um hinfort ganz bloß und arm zu sein. Mit dieser Tobsucht wider sich selbst ist aber auch die Krisis überwunden. Jetzt ist er reif für die Hand des Ordners, des Künstlers, die ihn zum Manne, zum Menschen formen soll. Noch hat Suleikas unerschütterte Liebe und Treue zu Ali, ihre Klugheit und Tapferkeit mit der Gerechtigkeit des Abbassiden einen harten, bis zum humoristischen Heilmittel der Ohrfeige getriebenen Kampf zu kämpfen, bis sie seine verletzte Hoheit zur heiteren Gnade bekehrt hat; noch muß der weisheitsvolle Scheich Ibrahim, der schalkhafte Parkwächter, der die beiden Flüchtigen hinter dem Rücken des Fürsten gastfreundlich beherbergt und bewirtet hat, ihm das Herz zum Mut der freien, »fruchtbaren Tugend« stärken — dann kann unter der milden Heilhand des Kalifen die Genesung in Alis Seele sich auswirken, indem er sich freiwillig dem Gericht unterwirft. Doch treibt nicht gemeine Reue ihn zur Sühne. Nur Schmerz. Schmerz, der sich vor versammeltem Diwan in Schluchzen und Weinen ent-

lädt, ehe er sich das volle jubelnde Bekenntnis zu seiner »geliebten, heiligen Tat« abringt. Wie auch könnte er sie schmähen! War sie es nicht, die ihn erst zum wahren, heißen Leben geführt hat, indem sie ihn beugte, zerwühlte, zerknirschte, aber auch stärkte und stählte, daß er sich zur Klippe der Erlösung hindurchfand? Ist sie es nicht, die »furchtbar harte Mutter«, die ihm seine größte Stunde, die Stunde der Selbstüberwindung schenkt, da er freiwillig sein Haupt auf die Blutmatte beugt? Im Angesicht des Todes noch segnet er sein Leben, singt er einen Jubelhymnus auf seine Freuden und seine — Schmerzen. Auch seine Tat, »vor der die Welt vor Schreck erklang und in den Felsen bebte«, war sein:

> ... ich hab' gelebt!
> Ich liebe dich, o Welt! ich lieb' das Leben!
> Mit meinem letzten Hauch: ich liebe dich! ...

Hier steht das Drama Ali-Harun auf seinem haarscharfen Gipfel- und Wendepunkt, hier schneiden und scheiden sich ihre dramatischen Energien, hier schlagen höchstes Pathos, höchste Daseinskräfte erst gegen-, dann ineinander. Der Kalif versteht und würdigt Alis Persönlichkeitsstolz, aber er, der große, gute Mensch, weiß ein Höheres. Wo ist, so fragt er ihn,

> wo ist die Frucht, das Glück der Tat?
> Wo ist das Gegenwesen deines Willens:
> Die Liebe, die ihn heißen Aug's empfängt?
> Wo ist die Gegenliebe deiner Liebe?
> Das Gegenleben deines Lebens — wo?
> Was bleibt von dir, wenn ich dich heute lösche?

Da erst ist Ali ganz zerschmolzen, da bittet er um sein — Leben. Und Harun, ein zweiter Vater, gibt es ihm, zum zweiten Male, auf daß er es ihm, dem Vater, der Geliebten, der nun erst wahrhaft Errungenen, und dem Ganzen lebe. Jauchzend und demütig zugleich nimmt Ali das Geschenk der Gnade auf, nun endlich aus einem rasenden Toren ein Mann, ein Mensch geworden. Aber auch der Kalif, der Vertreter des abgeklärten Verstandes, des Gesetzes und des Staatsgedankens, darf sich durch die Offenbarung solches Menschentums im »Edelwild« — im Jüngling und im Mädchen — und durch den Segen solches ihm vergönnten Wohltuns über sich selbst erhöht fühlen.

Dies Drama stellt der Bühne keine leichte Aufgabe. Es ist mit Gedanken fast überladen, hält sich nicht immer auf gerader, zielsicherer Linie, verliert manchmal das Gleichgewicht seines Baues, verhüllt zu lange seine organische Idee und muß trotz dem weit ausholenden Pathos seiner klangvoll federnden Verse allzu viel für die Entwicklung der Handlung Bedeutsames der an- und ausdeutenden Gebärde des Schauspielers überlassen. So hat es auch der willige Zuschauer, trotz der glücklichen Mischung von Ernst und Scherz, nicht leicht bei ihm. Um so höher soll es dem Denk- und Kunstwillen des Berliner Arbeiter- und Bürgerpublikums im Volkstheater am Bülowplatz angerechnet werden, wenn die Dichtung bei ihm auf so empfänglichen Boden fiel wie bei der Aufführung Reinhardtischer Kräfte unter Gregoris Spielleitung und mit **Hartmanns** düster flammendem Ali. Auch **Jannings'** Ibrahim, ein schalkhaft weiser Hafis mit einem Schuß Shakespearischen Narrentums und deutscher Eulenspiegelei im Blute, hat daran sein redliches Verdienst, während **Wüllners** Harun al Raschid wohl mit Anstand und Würde den Mantel des erhabenen Vortrags, nur ungelenk aber Schwert und Diadem des dramatischen Helden zu tragen wußte. —

Um die Krone des Menschentums geht es auch in dem zweiten Bühnenwerk eines echten Dichters, das uns der November brachte, in **Richard Dehmels** vom Lessingtheater aufgeführten »**Menschenfreunden**« (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin). Während aber bei Gött der Lyriker und der Dramatiker in untrennbarer geschlossener Einheit vor uns stehen, scheint zunächst keine Brücke hinüberzuführen von dem ekstatisch glühenden Dichter der »Erlösungen« und der »Zwei Menschen« zu dem kühl berechnenden, mit schier theatralischen Mitteln auf Spannung und äußere Wirkung bedachten Bühnendichter Dehmel. Die Symmetrie dieses Dreiakters, der jeden Aufzug mit einer fast gleichgebauten, nacheinander auf Sommer, Herbst und Winter gestimmten Szene eröffnet, ist hoch gerühmt worden. Ich kann diese Bewunderung nicht teilen. Für mich hat dieser Schematismus etwas Erkältendes, und statt mich dem Schicksal der beiden Helden zu nähern, entfernt er mich von ihm. Aber solch Abstandhalten ist hier wohl gewollt. Nur indem dieser Fall gleichsam aus dem Boden seiner Besonderheit entwurzelt und in das Erdreich des Gattungsmäßigen verpflanzt wurde, konnte der Eindruck des Sinnbildlichen, des Allgemeinmenschlichen entstehen, den Dehmel haben wollte. Auch wohl **brauchte**, weil sich sonst das Kriminalistische allzusehr aufgedrängt hätte.

Denn was sind die tatsächlichen Voraussetzungen dieses Dramas? Christian Wach hat seine Erbtante ermordet, oder vielmehr er könnte es getan haben, denn die Klarheit über seine Schuld oder Unschuld versagt Dehmel absichtlich sich und uns. So viel aber ist sicher: aus gemeiner Habsucht geschah die Tat nicht. Denn all die Millionen, die der Neffe aus den Händen des hämischen Geizkragens und hartherzigen Scheusals von Erblasserin empfangen hat, verwendet er für wohltätige Anstalten und gemeinnützige Stiftungen, sich selbst gönnt der früh gealterte einsame Junggeselle kaum ein Glas Wein, kaum eine Blume auf dem Tisch. Um so freigebiger





Richard Dehmel
Federzeichnung von Peter Behrens

ist die Öffentlichkeit mit ihren Dankbeweisen und Auszeichnungen für den hochherzigen Menschenfreund. An seinem fünfzigsten Geburtstag wird er zum Ehrenbürger der Stadt und zum Ritter des Kronenordens ernannt. Aber außer dem Regierungsrat und Oberbürgermeister findet sich an diesem seinem Ehrentage noch ein andrer Gratulant bei ihm ein: Vetter Justus, nicht umsonst der Gerechte genannt, überreicht seine Rechnung. Er ist bei der Erbschaft leer ausgegangen; nicht einmal seine Leutnantsschulden hat er bezahlen können und deshalb kurz vor dem Hauptmann den bunten Rock mit dem Schwarzgrau des Polizeikommissars vertauschen müssen. Und als solcher kommt er denn diesmal auch. Sein Beruf hat ihm einen Brief in die Hände gespielt, aus dem hervorgeht, daß Christian Wach sich fünf Wochen vor dem Tode der Tante unter der Maske eines Apothekers heftige Gifte verschafft hat. Damit will Justus nun seine Art Menschenfreundlichkeit betätigen, Gerechtigkeit üben, die Welt von dem Giftmischer und Mörder säubern. Die paar Millionen, die ihm der reiche Vetter bietet, können ihn auf seinem Rechtswege nicht aufhalten: Christian Wach wird verhaftet. Vor den Geschworenen aber rettet er sich, indem er seine Gedankensünde reumütig eingesteht, doch glaubhaft zu machen weiß, daß der Tod ihm bei der lange schon gelähmten Tante mit einem gnädigen Schlaganfall zuvorgekommen sei. Die Richter sind gerührt von solcher Seelenbeichte, Stadt und Staat häufen neue Ehren auf den »berühmten Menschenfreund«, und Vetter Justus kommt, um Verzeihung für die Kränkung zu erbitten, die er dem Blutsverwandten in seinem blinden Haß antat: dessen Bekenntnis vor Gericht hat auch ihn ergriffen »wie noch nichts im Leben«. Aber wenn er nun meint, Christian Wach mit solcher »edlen Gutgläubigkeit« zur Versöhnung bereitzufinden, so irrt er sich. Von solcher Art ist dessen Menschenfreundlichkeit nicht. Auch der dem Schandmaul des Pöbels Preisgegebene will jetzt seine Rache. So peinigt er den »Cherub der Gerechtigkeit« mit halben Versprechungen, halben Geständnissen, halben Hoffnungen, doch noch zu seinem Kriminaltriumph zu kommen, und bereitet sich selbst durch solch frechen Hohn die Wollust, mit dem Bogen der verwegensten Selbstbeherrschung auf dem Instrumente seines Geheimnisses zu spielen, bis die Saiten reißen. Wie der erste Akt mit Christians Verhaftung, so endet der zweite für ihn mit einem Schlaganfall. Jetzt weiß er, daß es zu Ende geht. Seine eingekerkerten Gefühle verzehren ihn. Aber noch immer ist er nicht gesonnen, in das Geheimfach seiner Seele einen andern als den Tod eindringen zu lassen. Selbst nicht die gütige, fromme Schwester Anna, die ihm so gern das schwere Herz erleichtern möchte. Mit Justus aber spielt er sein höllisches Spiel weiter, um ihn zuletzt, da sich der Herr Kom-



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Albert Bassermann als Christian Wach in Richard Dehmels »Menschenfreunden«

missar dem Sterbenden als mildtätiger Freund erweisen könnte, in seiner ganzen scheinheiligen verruchten Grausamkeit zu entlarven. Das gibt ihm den Gnadenstoß. Sein Körper bricht zusammen, aber sein Geist bleibt steil und wachsam bis zuletzt. Er gesteht nicht, sein Geheimnis nimmt er mit ins Grab.

Das Thema der Menschenfreundlichkeit wird hier mit dolchspitzer Dialektik nach drei Seiten hin zerlegt und zerfasert: an dem »Tätigen«, der mit dem faulen Gelde einer Drohne fruchtbare Werte schafft, während er selber darbt und sich mit Gewissensqualen zermartert; an dem »Gerechten«, der auf seine Tugend als Staatsbürger und Beamter pocht, aber nicht so viel mitmenschliche Güte des Herzens aufbringt, einem Sterbenden seine letzte Stunde zu verschönen; an der Welt und ihrer öffentlichen Meinung, die nur auf den Schein, auf die Maske, auf das Dekorum sieht, mag sich unter ihren plumpen Händen die Menschenfreundlichkeit der Gesinnung auch in die hohlste und eitelste »Betätigung«, in ihr schmutziges Zerrbild verkehren. Was ist Christian Wachs Tragik? Daß er zu spät erkennen muß, wie wenig die Menschheit, derentwillen er die Millionen der Tante an sich gebracht hat und arbeiten läßt, sein Opfer mit all dem Gefolge an Qual und Selbstzerrüttung verdient. Daß er noch im Angesicht des Todes erfahren muß, daß auch der Einzelne, um dessen Seele er ringt, taub bleibt unter dem anklopfenden Finger der Liebe, der »Güte von Mensch zu Mensch«. Unter dieser Enttäuschung erst bricht sein von neunjährigen Foltern gepeinigtes Herz — »Moralpsychose, hypochondria stoica« nennt's der Sanitätsrat. Beging er sie selbst, die unselige Tat, er wäre tausendfältig härter gestraft, als irgendein Richter ihn hätte strafen können. Deshalb wird unser Abscheu vor diesem Mörder und Erbschleicher auch mehr und mehr, je tiefer wir in die Abgründe seiner Seele hinablauschen dürfen, von dem Mitleid, ja von dem Respekt vor seinem irregegangenen Tatidealismus besiegt. Warm vermag uns dieses bewußt kühle Drama, in dem alle Personen außer dem einen Menschen nur Geburtshelfer seiner Seelenoffenbarung sind, wohl nicht zu machen, aber der Griff des Ethikers, uns zu packen und zu erschüttern, fehlt ihm nicht. Nun gar, wenn ein so seelenkundiger und ausdrucksvoller Menschendarsteller wie Albert Bassermann den »Unmenschen als Menschenfreund« spielt. Nicht spielt, nein, vor uns lebt, leidet und stirbt. —

Mammon heißt auch die Feder, die das Triebwerk in Otto Soykas Komödie »Geldzauber« in Bewegung setzt. Geld schafft alles in der Welt — warum nicht auch Glück und Liebe? Nicht etwa käufliche Liebe, nein, das wahre, echte Gefühl des Herzens. Man steckt



Otto Soyka

die Million — viel weniger darf es bei einem so kostbaren Artikel schon nicht sein — in den Automaten, und klirr! heraus fällt das, wovon noch die Prinzessin Eboli meinte, es sei »das einzige auf diesem Rund der Erde, das keinen Käufer leidet als sich selbst«. Noch einmal: es handelt sich nicht um ein Krämergeschäft. Der junge amerikanische Milliardär Harry Slann (den Paul Bildt im Kleinen Theater mit einem höchst ergötzlichen Gemisch von Smart und Liebenswürdigkeit spielt) will für seine Hunderttausende keine Talmi-, sondern echte, vollkarätige Gefühle. Er könnte sie bei der schönen Tochter des armen, abgebrauchten Klaviervirtuosen wohl seiner selbst willen haben, wenn er nur das »Ich liebe dich« über die Lippen brächte, aber gerade das sind ihm drei so abgedroschene, widerwärtige Worte, daß er lieber zu Sunderson & Ko. geht, einer Agentur für Affekte, die nicht nur Professoren und Grafen für Gesellschaften, nein auch Erfolg, Ansehen, Hingabe, Glück und Liebe in allen Wärmegraden und in jeder Preislage liefert. Harry Slann wählt lange, dann bestellt er für die junge Dame, die er liebt, zunächst »Glück aus eigner Kraft«. Sunderson & Ko. liefern prompt. Hedwig Hilm sieht sich als Malerin und Dame der Gesellschaft überall geehrt und hat überdies noch die pietätvolle Genugtuung, auch ihren alten Vater mit auf die strahlende Höhe des Ruhmes geführt zu sehen. Und das alles »aus



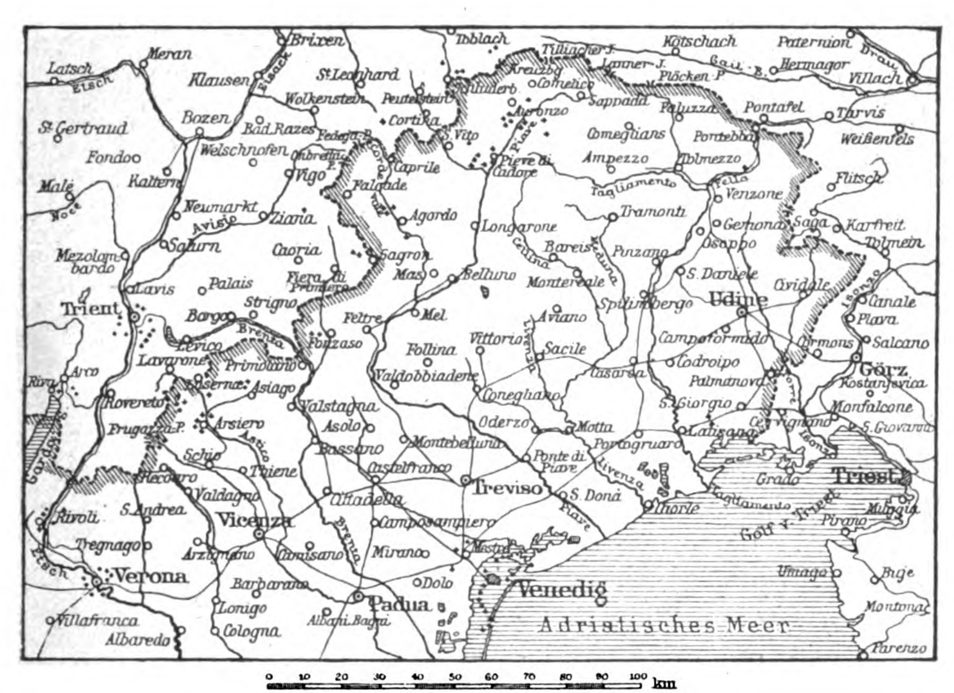
Karoline Bauer
Nach einer Lithographie von Franz Krüger
Aus den Lebenserinnerungen der Künstlerin
Verlag von Gustav Kiepenheuer in Weimar

eigner Kraft«, wie ihr weisgemacht wird. Aber das Spiel entlarvt sich vorzeitig, und nun ist — wohl die hübscheste Wendung dieser groteskgeistreichen, nur etwas zu gedehnten Komödie des jungen Wieners — sie es, die bei der Konkurrenzfirma Joh. Harkner, die in Unglück und Mitleid macht, Herzeleidlinderung bestellt und dafür Sympathie in Kommission gibt. Diesen Handel hält ihre weiche Seele aber nicht lange aus, und so hat Sunderson & Ko. es wiederum leicht, für die Millionen, die ihr für ihre menschenfreundlichen Bestrebungen zur Verfügung gestellt werden, ein »bißchen Liebe« zu erpressen — denn darauf lautet Mister Slanns neuer Auftrag. Wozu eigentlich noch? Da er inzwischen doch selbst das Wort »Liebe« buchstabieren gelernt hat! So bleibt es im Grunde bei dem alten, seit Adam und Eva bewährten Rezept, aber meistens ist es ja gerade der Umweg, der auf Amors Pfaden ergötzt: die Liebenden selbst und — die Zuschauer.

Ist das ein Bild der amerikanischen Gegenwart und der europäischen Zukunft? Warnen mag auch uns dies Blendwerk eines guten Dieners, aber schlechten Herrn. Hundert Jahre zurück — wie anders sieht die Welt da aus! Auch die des Theaters und erst recht die der Gesellschaft! Ein Spiegel jener Zeit, zumal der Berliner Kultur der Jahre 1824—1829, wo das Theater und die Theaterseligkeit im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens standen, wo eine Henriette Sonntag, ein Ludwig Devrient das ganze Berlin in einen Taumel von Raserei und Entzücken stürzten, wo Hof und Hofgesellschaft, Dichter, Musiker und Kritiker, Mäzene und Salonlöwen, Kaffeehaus- und Weinstubenliteraten wie Motten um das Licht des Theaters flogen, ein Spiegel jener längst entschwundenen Zeit, der nur ein wenig geputzt zu werden brauchte, um seinen leisen Anflug von Blindheit zu verlieren, sind die Lebenserinnerungen der Schauspielerin (»Salondame«) **Karoline Bauer**, die Dr. Karl von Hollander jetzt in gekürzter, aber gerade dadurch erst wieder lebendig gewordener Form neu herausgegeben hat (Weimar, Gust. Kiepenheuer; mit 8 Bildnissen; geb. 7 *M*). Was uns heute noch daran fesselt, ist nicht so sehr das Leben dieser schönen, geistvollen, aber dann recht unglücklichen, ja vereinsamten Frau, es sind die Menschen, all die vielen originellen und bedeutenden Persönlichkeiten, die mit ihr in Berührung gekommen sind, die sie in ihrem Glanz und Glück, aber auch in ihrem Leid und Weh an sich hat vorüberziehen sehen, deren Erscheinung und Wesen sie in so beredten persönlichen Zügen und bezeichnenden Anekdoten aufzufangen und über Generationen hinweg weiterzugeben weiß.

Von den **ersten hundert Jahren des Leipziger Stadttheaters** hat uns hier kürzlich Dr. **Friedrich Schulze** erzählt. Daß er diese lange und bedeutsame Zeitspanne auf knappem Raum so zuverlässig und anschaulich zu schildern vermochte, danken wir den gründlichen Studien, die er seit Jahren diesem Gegenstande gewidmet hat. Ihre wissenschaftlichen Früchte liegen jetzt in einem »geschichtlichen Rückblick«, einem Buche von fast 300 Seiten, vor (»Hundert Jahre Leipziger Stadttheater«; mit vielen Bildern; Leipzig, Breitkopf & Härtel). Schulzes Darstellung gilt zwar hauptsächlich der Organisation und den äußeren Daseinsbedingungen des Leipziger Theaters, aber daß dabei auch die allgemeine innere und tiefere Kunst- und Kulturgeschichte vielseitige Beleuchtung erfährt, wird den Lesern nach jener Kostprobe nicht überraschend sein.

Zu guter Letzt noch ein Wort für die alten **Weihnachtsspiele des schlesischen Volkes**, von denen Prof. **Friedr. Vogt** ein paar, das Adventspiel, Christi Geburt und das Herodesspiel, in einem mit Noten ausgestatteten Heftchen des Teubnerschen Verlages leicht zugänglich gemacht hat. Solche Gaben aus der naiven Gefühlswelt des Mittelalters wollen einfältigen Herzens aufgenommen sein; dann aber reden sie mit ihrem derben Spaß und frommen Ernst eine gar zutrauliche Sprache, zumal wenn sie lebendig aufgeführt werden.



Karte zu den Durchbruchkämpfen in Oberitalien

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XL

Die Italiener in der Verteidigung — Lloyd Georges Strategie — Die Schlacht bei Cambrai — Herrschaft der Bolschewiki — Deutschland und Rußland

Der Durchbruch am Isonzo hatte die Verbündeten im stürmischen Siegeslauf ohne Rückschlag in der Venezianischen Ebene bis zum zweiten großen Hindernis, dem Piave, geführt, während gleichzeitig im Gebirge die Truppen Krobatins aus Kärnten nach der oberen Piave vordrangen und die Conrads zur Zeit des Tagliamentoübergangs sich aus Südtirol durch die »Sieben Gemeinden« und beiderseits der Brenta den Weg nach Süden zu bahnen begannen. Somit gerieten die Italiener zwischen Brenta und Piave in die Gefahr, von Osten, Norden und Nordwesten angegriffen und erdrückt zu werden. Allerdings standen sie auf der inneren Linie, nach Osten durch den breiten Piave, nach den andern Seiten durch mächtige Bergfesten gedeckt, und man könnte sich vorstellen, daß sich der italienischen Heeresleitung hier eine günstige Gelegenheit dargeboten hätte. Sollte es nicht angehen, im Vertrauen auf diese Hindernisse an zwei Fronten nur gerade zur Verteidigung ausreichende Truppen stehenzulassen und unter Heranziehung von Reserven, vielleicht auch englisch-französischer Hilfstruppen, eine der feindlichen Armeen anzugreifen? Es kennzeichnet die Größe unsers Sieges und die Zersetzung des italienischen Heeres, daß der neue Oberbefehlshaber Diaz diesen Entschluß gar nicht erwogen hat. Seine Tätigkeit hat sich auf die tapfere Verteidigung der Piavelinie und der Gebirgsausgänge beschränkt; von einer strategischen Offensive findet sich keine Spur mehr. Stets haben die siegreichen Verbündeten die Ereignisse bestimmt.

Mit der Ankunft am Piave (8. Nov.) begann ein neuer Abschnitt des Feldzuges. Bisher hatten die ehemaligen Isonzo-Armeen durch ihren Vormarsch in der Ebene und ihren Druck auf die Verbindungen auch die Kärntner Stellung der Italiener unhaltbar gemacht, jetzt machten sie am Piave halt, Krobatin und Conrad blieben im Vorgehen. Offenbar wollte man den Piave nicht überschreiten, ehe nicht die Truppen aus dem Gebirge den Eintritt in die Ebene erzwungen hätten, um nicht ohne Unterstützung von Norden, den Piave hinter sich, mit italienischer Übermacht kämpfen zu müssen. Daher

wurde nur das ganze östliche Ufer genommen und im Mündungsgebiet ein vorübergehender Vorstoß über den Fluß gemacht, aber kein Übergang mit großen Massen versucht. Artilleriefeuer von hüben und drüben bezeichnete fortan den Kampf, und wie in Frankreich hatten den Schaden die zusammengeschossenen Städte und Dörfer zu tragen. Hierbei sollen sich besonders französische Artilleristen, die allmählich an der Front eintrafen, hervorgetan haben.

Den Gebirgsarmeen war eine schwere Aufgabe zugewiesen. Denn seit Jahren waren die Berge im Oberlauf der Brenta und des Piave durch Panzerforts und andre Sperren befestigt und noch kürzlich starke Reserven aufgestellt worden, da anscheinend Cadorna, verführt durch Angaben tchechischer Überläufer, hier den ersten Gewaltstoß erwartet hatte. In der richtigen Überzeugung, daß nach dem Fall dieser Befestigungen der Piave unter dem nördlichen Flankendruck nicht mehr zu halten sei und vielleicht gar den Weichenden die Brentaübergänge gesperrt werden könnten, setzte Diaz alles daran, hier Widerstand zu leisten. Aber ungeachtet heftiger Gegenangriffe kamen die Verbündeten Schritt für Schritt vorwärts. Von Nordosten her über das am 10. November genommene Belluno in enger Fühlung mit Belows rechtem Flügel vordrängend, nahm Krobatin Feltre (13. Nov.), und nach wenigen Tagen standen die Verbündeten vor dem Monte Grappa, dem letzten großen Hindernis, das ihnen zwischen Brenta und Piave noch den Eintritt in die Ebene wehrte (17. Nov.). Bald fielen auch einige Teile dieser weiten Stellung, und vergeblich waren alle Bemühungen der Feinde, sie wiederzuerobern. Ähnlich ging es westlich der Brenta, wo besonders um den Monte Meletta und Monte Portica gekämpft wurde.

So scheinen die Dinge einer neuen großen Entscheidung zwischen den beiden Flüssen zuzustreben, und es ist anzunehmen, daß eine neue Niederlage die Italiener bis über die Etsch zurücktreiben und ihnen Städte wie Venedig, Vizenza, Padua, vielleicht gar Verona nehmen wird. Die abermalige Verminderung der italienischen Streitmacht und die Verkürzung der Front würden eine gewaltige Kraftersparnis der Mittelmächte für andre Zwecke ermöglichen, vielleicht würde gar Italien dem Beispiel Rußlands folgen.

Offenbar fürchteten die leitenden Geister der Entente diese Gefahr und versuchen nach Kräften, den wankenden Kriegsmut der Italiener durch Truppensendungen und Versprechungen anzuspornen; der Besuch Lloyd Georges in Rapallo sollte deutlich bezeugen, welchen Wert die englische Regierung auf den italienischen Kriegsschauplatz lege. Ohne Zweifel betreibt der Diktator Englands die Verstärkung der italienischen Front mit besonderem Eifer. Er ist augenscheinlich schon lange mit dem Gang der Dinge unzufrieden. Wie er in einer öffentlichen Rede in Paris aussprach, schätzt er die in England so gefeierten Ergebnisse der opferreichen flandrischen Schlachten nach ihrem wahren Wert ein; ja, in seiner temperamentvollen, brutalen Art, die weder Freund noch Feind schont, hielt er nicht mit schweren Vorwürfen gegen die frühere militärische und politische Leitung, die den flandrischen Kampfplatz gewählt habe, zurück. Er ist dafür, Truppen aus Flandern nach andern Schauplätzen zu schicken, wo die englisch-französische Übermacht größere Bewegungsfreiheit hat. Freilich dürfte diese Einsicht zu spät kommen und die Wegführung von Hunderttausenden aus Frankreich nach Italien vielleicht ein neuer Fehler sein: das Übergewicht werden die Engländer und Franzosen den Italienern doch nicht wiederverschaffen, ja schwerlich werden sie den Verlust der Piavelinie verhüten können, und wenn gar gleichzeitig mit einer Schwächung der französisch-englischen Front eine durch den Ausfall Rußlands ermöglichte Verstärkung der deutschen erfolgte, so könnte die Möglichkeit zu einem großen deutschen Schlage gegeben sein. Ein gewaltiger Triumph der überlegenen Strategie der Mittelmächte: jeder Zug, den die Entente tun mag, bringt ihr neue Schwierigkeiten.

In Italien hat die Strategie Lloyd Georges einstweilen noch kein sichtbares Resultat ergeben, und seine Schöpfung, der beratende oberste Kriegsrat in Paris, scheint ein totgeborenes Kind zu sein. In Frankreich aber scheint der Diktator die Engländer zur Wahl eines neuen Kampfplatzes bestimmt zu haben. Südwestlich von Cambrai versuchten sie diesmal ihr Heil.

Mit dem Schlachtfeld änderten sie auch die Methode. Entgegen ihrer Gewohnheit überschütteten sie die deutsche Stellung nicht



tagelang mit einem Granatenhagel, sondern ließen einem Trommelfeuer von wenigen Stunden den Infanteriesturm folgen, um in Nachahmung des deutschen Beispiels überraschend angreifen und durchbrechen zu können. In drei Gruppen griffen sie an (20. Nov.). Der Hauptstoß wurde zwischen den Straßen von Bapaume und Péronne nach Cambrai geführt. Die beiden Nebenangriffe, vermutlich zur Irreführung der Deutschen unternommen, fanden nördlich und südlich davon statt: gegen die einige Kilometer breite Stellung Fontaine-Riencourt (südöstlich von Arras) und anscheinend auf noch schmalerer Front südlich von Vendhuille (am Scheldeknie).

Auch die Front des Hauptangriffs war schmal, auf 10—15 Kilometer mögen etwa 100 000 Mann angetreten sein. Hieraus ergab sich die Notwendigkeit, die Stürmenden ungewöhnlich tief zu gliedern, und dementsprechend waren die Verluste: die ersten Angriffssäulen wurden vernichtet, obgleich Hunderte von Tanks ihnen als wandelnde Schilde vorauffuhren; erst nachrückenden Reserven gelang es unter mächtigen Opfern, die Deutschen in schmaler Linie einige Kilometer bis über die Stellung Graincourt—Varcoing zurückzudrücken. Natürlich fielen den Feinden dabei Gefangene und Material in die Hände, aber der Hauptzweck, im ersten Anlauf bis Cambrai zu kommen, eine breite Lücke in die Hindenburglinien zu reißen und mit großen Massen durchzubrechen, war verfehlt: der durch Überraschung errungene Erfolg war nicht entfernt mit dem Siege am Isonzo zu vergleichen, die Verluste um das Vielfache größer.

Nach allen bisherigen Erfahrungen war durch diesen Ausgang des ersten Tages auch ein Sieg in den nächsten Tagen unmöglich geworden, da mittlerweile die Deutschen Zeit gehabt hatten, Verstärkungen heranzuziehen. Indessen gestattete den Engländern ihre Übermacht, die Menschenverschwendung noch weiter zu treiben. Aufs neue gingen sechs frische Infanteriedivisionen, unterstützt von mehreren Kavalleriedivisionen und einer Wolke Tanks, zum Sturm vor. Keilförmig waren die Feinde am ersten Tage in die deutsche Stellung eingedrungen, nun suchten sie den Keil auf beiden Seiten zu erweitern: nach Nordwesten bei Fontaine und Anneux, nach Osten südlich von Rumilly. Hier wie dort wurden sie nach anfänglichem Vordringen unter großen blutigen Verlusten wieder zurückgeworfen, und in den folgenden beiden Tagen steigerten sich die deutschen Erfolge: am nordwestlichen Angriffspunkt bei Moeuvres—Fontaine verloren die Engländer nach wechselvollem Kampfe an Boden, und im Osten, bei Banteux und Rumilly, blieben ihre Angriffe im Feuer liegen. So war es mit dem einheitlichen Angriff zu Ende (23. Nov.), die heftigen Teilangriffe der nächsten Tage kosteten dem Feinde neue Opfer und auch Geländeverlust. Und als dann (30. Nov.) gar deutsche Gegenangriffe begannen, verlor der Feind einen beträchtlichen Teil seines Gewinnes wieder. Ungeheuer müssen in diesen anderthalb Wochen seine Blutopfer gewesen sein: die eingesetzte Kavallerie ist fast vernichtet, die Panzerwagen sind zu vielen Dutzenden zerstört worden.

Die Franzosen traten wieder nur als Hilfsmacht der Engländer auf. Bis einen Tag vor dem Beginn der Cambraischlacht unternahmen sie nichts Ernstliches, dann eröffneten sie ungefähr auf ihrer ganzen Front heftiges Feuer (19. Nov.), um gleichzeitig mit den Engländern an zwei Stellen den Angriff zu beginnen. Zwei Tage lang suchten sie im Aisnegebiet unter großem Masseneinsatz vorzukommen (diesmal nicht vom Damenweg aus gegen Laon, sondern östlich von Craonne gegen Corbény und Juvincourt), aber sie schnitten weit ungünstiger ab als ihre Bundesgenossen und gaben schon am dritten Tage den Angriff ohne jeden Gewinn auf. Der andre Kampfplatz war das rechte Maasufer. Hier wagten sie, nachdem am ersten Tage ein Versuch am Chaumewalde blutig gescheitert war, erst am sechsten (25. Nov.) zwischen Samogneux und Beaumont auf schmaler Front einen neuen Vorstoß, ebenfalls vergeblich.

Im Seekriege ist die englische Strategie, die auf peinliche Schonung ihrer Flotte hinausläuft, unverändert geblieben. Einmal hat zwar ein größeres Geschwader einen Ausflug in die deutschen Gewässer unternommen (17. Nov.), aber nur ein kurzes Feuergefecht mit leichten deutschen Streitkräften gewagt: beim Herannahen der deutschen Großkampfschiffe suchte es das Weite. Im Handelskrieg hat der November eine Erweiterung des Sperrgebietes gebracht, so daß die Versenkungen wieder steigen werden.

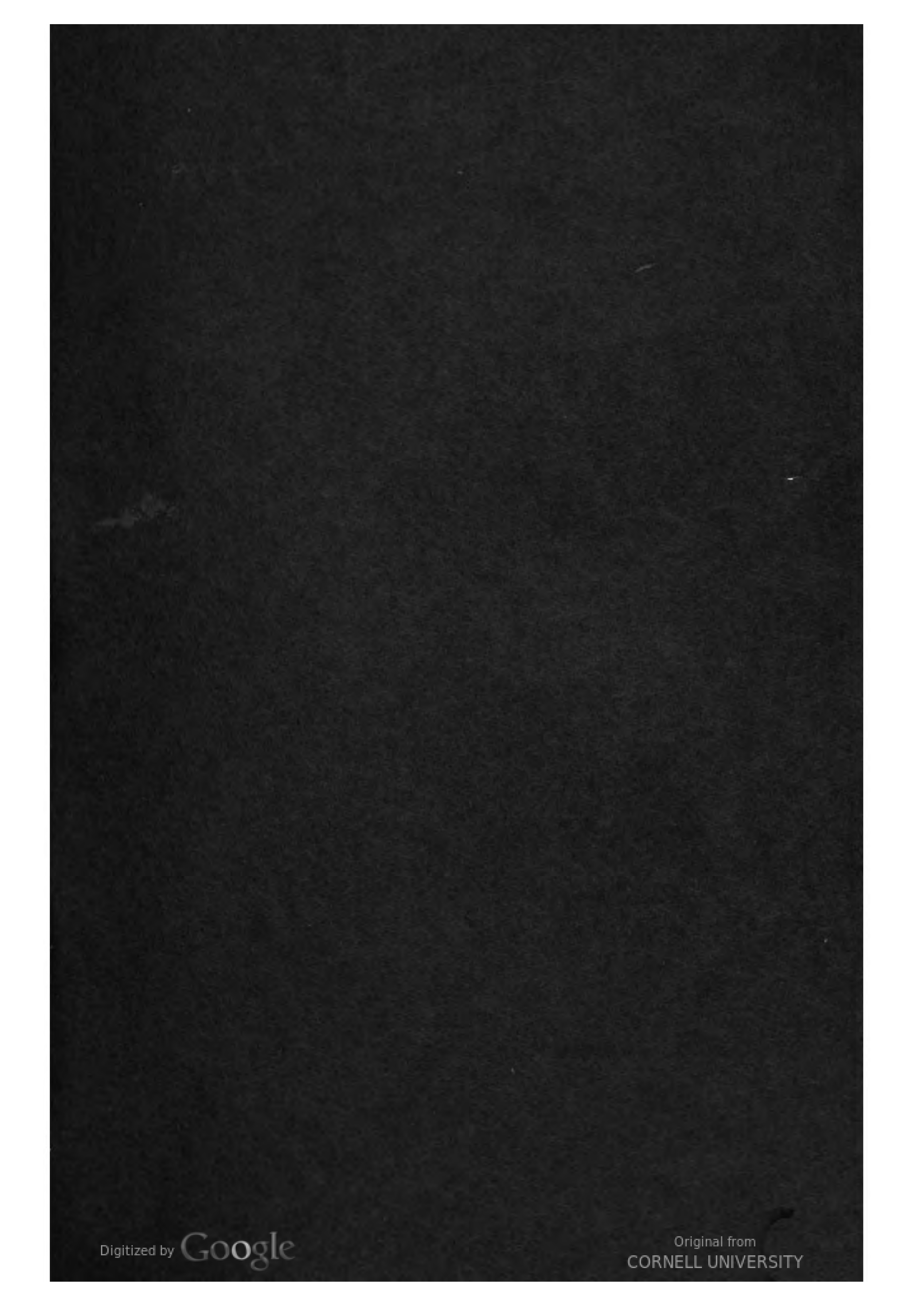


Mit größerer Befriedigung als auf die europäischen können anscheinend die Engländer auf den ägyptisch-palästinensischen Kriegsschauplatz blicken. Sie haben sich nach Eroberung Gazas und Askalons Jerusalem bis auf wenige Meilen genähert, finden aber nun stärkeren Widerstand und haben einige Stellungen wieder aufgeben müssen (21. Nov.). In Mesopotamien stockt offenbar der Feldzug; vielleicht beabsichtigen beide Parteien ihre Hauptkraft in Palästina zu sammeln und hier die Entscheidung auch für Mesopotamien zu suchen. – In Rußland ziehen nicht die militärischen, sondern die politischen Ereignisse die Aufmerksamkeit auf sich. Mit dem Sieg der Maximalisten (Bolschewiki) unter Lenins und Trotzkis Führung ist die Richtung des allgemeinen Umsturzes, die die sofortige Verwirklichung des sozialistischen Zukunftsstaates durch die Diktatur des Proletariats anstrebt, zur Herrschaft gekommen. Natürlich ist sie für schleunigen Frieden, da die Herbeiführung des ewigen Friedens zum Programm der Sozialdemokratie gehört und überdies die russische Masse in Volk und Heer nichts mehr vom Kriege wissen will. Hieraus ist das russische Friedensangebot hervorgegangen (28. November). Das russische Volk ist das erste, das des Krieges überdrüssig geworden ist: ein Beweis, daß in der slawischen Rasse weniger Hartnäckigkeit und Hingabe als in den westeuropäischen steckt. Freilich steht noch nicht fest, ob die Partei, die stark genug war, Kerenski zu stürzen, auch fähig ist, eine dauernde Regierung zu begründen. Allerdings hat sie im ganzen Lande viel Boden gewonnen. In den großen Städten folgt ihr die Industriearbeiterschaft, auf dem Lande die revolutionäre Bauernschaft, die sofortige entschädigungslose Verteilung des Grundbesitzes verlangt, und daher auch ein beträchtlicher Teil des Heeres, das ja zu vier Fünfteln aus Bauern besteht. Aber wir können nicht sagen, wie tief ins Volk ihre Ideen eingedrungen sind, ob sich namentlich nicht zahlreiche Bauern, die selbst Eigentum haben, der allgemeinen Verteilung widersetzen werden; ob Kerenski, dessen Anhang tief in die Sozialdemokratie hineinreichte, nicht wieder sein Haupt erheben wird; ob nicht ein beträchtlicher Teil des Heeres den Generalen mehr gehorcht als den Petersburger Demagogen, wie insbesondere der Kosakengeneral Kaledin, der in den Donprovinzen eine eigne Verwaltung begründet hat, sich zur Regierung stellen wird. Jedenfalls kann man sich die Zustände nicht trübe genug vorstellen: Mangel an Lebensmitteln und Kohlen herrscht in Stadt und Land, der Verkehr stockt, die Truppen ziehen in immer wachsenden Scharen durchs Land und verüben die größten Gewalttaten gegen Leben und Eigentum. Aber mag die Auflösung noch größer werden oder eine Partei einen gewaltsamen Versuch zur Herstellung der Ordnung machen: es ist ein ungeheurer weltgeschichtlicher Erfolg der deutschen Waffen, daß das erobernde Zarentum, das die Mittelmächte seit Jahrhunderten bedroht hat, zusammengebrochen und das großrussische chauvinistische Bürgertum, als es dieselbe Gewalt- und Eroberungspolitik betreiben wollte, nach ihm zu Boden gefallen ist. Diese Zertrümmerung Rußlands ist für unsre Zukunft viel mehr wert als ein etwaiger Sonderfriede mit dem Zaren, der nach der Behauptung mancher Politiker ohne die Herstellung Polens hätte erlangt werden können. Ein solcher Friede hätte den Druck des Gewaltreiches auf unsre östliche Flanke unverändert gelassen und uns über kurz oder lang einen neuen Krieg mit einem wiederhergestellten zaristischen Rußland aufgezwungen. Heute dürfen wir hoffen, mit einem Staatensystem im Osten der künftigen Angriffsgefahr von dorther überhoben zu sein. Deutschlands Aufgabe ist es also, zu verhüten, daß sich eine neue großrussische Gewaltherrschaft auftut, und es hat ja binnen kurzem Gelegenheit dazu: bei den Verhandlungen muß es auf Beteiligung der Finnen, Ukrainer und andrer Fremdvölker dringen.

Abgeschlossen am 2. Dezember 1917

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 8. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Fritz Beckert: Der Teetisch



Band 123. II Febr. 1918

Deutscher Nachwuchs

Roman von Max Dreyer

VI (Schluß)

Die Natur hängt einmal nach dem Verwildern hin.



Nicht eigentlich die Trennung von Gustave, der Emmerich die Entscheidung über sein Schicksal zuerkennen wollte, vielmehr der siebzehnte November dieses Jahres war der Wendepunkt seines Lebens. Der Tag, an dem Magda nach einer Zeit bedrohlicher Erschöpfung und ängstlichen Behütetseins zum erstenmal mit ihm allein zusammen war, da sie zum erstenmal wieder miteinander sprachen.

Den Vorklang, erst jäh, schrill und unruhig, dann düster und schwer, gab schon der Morgen nach der Geburt, als er ahnungslos von der Reise zurückkehrte, in Kessin sich von fremden Leuten erzählen lassen mußte, was gestern sich ereignet hatte, und dann nach Ubars fuhr, Magda als Mutter seines Kindes wiederzusehen und seinen Jungen auf den Arm zu nehmen.

Daß es in Ubars geschehen war! Daß sein Sohn und Erbe nicht in Kessin die Augen aufgetan hatte! Er empfand es als einen schlimmen Streich des Schicksals.

Schicksal — und das war nun wieder das Stichwort für seine Grübeleien.

Das Kind — ja, es war früher gekommen, als sie erwartet hatten. Und Magda hatte in Kessin selbst alles für die Wochenstube vorbereitet — das freilich — —

Was aber hatte sie gerade zu dieser Zeit nach Ubars getrieben? Hatte hier nicht ein innerer Zug gewaltet? War nicht eben Ubars immer und immer die Heimstätte für ihr großes Erleben?

Dann warf er diese Gedanken von sich und hielt sich an das Geschehnis und ließ dieses nur gelten: Ich bin Vater eines Jungen! Magda hat mir einen Jungen geboren!

Die Frage: Wie mag es den beiden gehen? erfüllte ihn jetzt ganz. Und seine Sorge befahl dem Kutscher, die Pferde nicht zu schonen.

Als er in Ubars ankam, war Sporleder gerade fortgefahren. Frau Sengebusch kam ihm entgegen und berichtete, daß die gnädige Frau sehr schwach, aber nicht mehr in Gefahr sei und jetzt in tiefem Schlafe liege.

Ob er den Jungen sehen könne, fragte er.

Das Kind wäre bei der gnädigen Frau.

»Dann warte ich also,« erklärte Emmerich. Und er ging auf den Wirtschaftshof.

Es war ihm grimmig zumut. Als ein Besucher laufe ich hier herum, als ein Fremder! so würgte er es in sich hinein. Und er dachte daran, wie Gustave nach ihm verlangt hatte, wenn ihre schwere Stunde kam, wie er bei ihr gesessen, wie sie seine Hand gefaßt hatte.



Sein Herrenauge fand mancherlei, was ihm nicht gefiel, und ein Donnerwetter entlud sich über Wirtschafter und Knechte.

Dann schalt er auf den eignen lauten Zorn. Dort oben liegt Magda, die zarteste Frau. Sie hat ihm einen Sohn geschenkt. Um Leben und Tod ist es gegangen. Eine Weihe, ein andächtiges Fest sollte es sein — und er tobt hier schimpfend herum!

Nach einer Stunde ging er wieder ins Schloß. Wieder trat ihm Frau Sengebusch entgegen. Was will dieses Weib? Daß es immer zwischen ihn und die Seinen sich drängt! Jetzt muß er zu Magda, jetzt muß er zu seinem Jungen!

Frau Sengebusch gab ihren Bericht: gnädige Frau schlafe immer noch ganz fest. Aber das Kind würde jetzt im Zimmer nebenan gebadet — wenn der gnädige Herr es sehen wolle —

Er ging mit hinein, leise, behutsam — als könnte alles Hastige und Heftige dieses zarte Leben, dieses eben entzündete Licht auswehen.

Und dann reichten sie ihm dieses Häufchen, das zerknüllte kleine Geschöpf, das erbärmlich und unwillig in den kalten Weltenraum hineinzitterte.

Er besah es sich sehr mitleidig, doch auch mit leichtem, lachendem Zorn. »Schwer hast du's deiner Mutter gemacht! Und was ist dir eingefallen, uns so zu überraschen!« Aber er wehrte allen starken Empfindungen, der Zärtlichkeit und des Stolzes, als könnte es zuviel werden für dieses unsichere Dasein.

Sorgsam gab er die Handvoll Leiblichkeit der Wärterin zurück und ging so ängstlich sacht, wie er eingetreten war.

Er fuhr nach Kessin und kam am Nachmittag wieder. Jetzt fand er hier den Doktor, der ihm beruhigende Mitteilungen gab. »Sie ist jetzt ganz empfindlichstes Pflanzendasein, und wir müssen sie durchaus vegetieren lassen. Keine Gefühlserschütterungen! Sie hat auch selbst nur das eine Verlangen: Stille. Sogar das Kind ist ihr noch etwas Fernes. Wir wollen sie in dieser Abwesenheit lassen. Um so eher findet sie sich dann wieder bei uns ein.«

Tagtäglich fuhr oder ritt er zweimal nach Ubars, sich selbst von dem Befinden der beiden zu überzeugen.

Zu Magda durfte er immer noch nicht hinein. Wie gern hätte er sich sagen lassen, daß sie nach ihm gefragt habe. Darauf wartete er, danach horchte er herum, aber niemand, der ihm dergleichen mitzuteilen hatte.

Und das Kind, da die Mutter so ins Unsichtbare versunken blieb, kam ihm nicht näher. Immer klarer fühlte er, daß das Bewußtsein des Vaters über die Mutter geht. — —

Heute, als Emmerich wieder mit Sporleder zusammentraf, war dieser sehr zufrieden und sagte: »Ich glaube, Sie dürfen Ihre Frau Gemahlin jetzt sehen — aber nur sehen, nicht sprechen, und ganz gehalten sein. Sie müssen schon erlauben, daß ich dabei bin.«

So gingen sie beide hinein.

Das Zimmer war im Halbdunkel. Kaum fanden Emmerichs Augen das feine weiße Gesicht auf dem weißen Kissen.

Er trat an das Bett, nahm Magdas unkörperliche Hände, beugte sich hinab und küßte ihre Finger.

Dem Doktor war es schon zuviel. Er gewahrte in den Zügen der Hindämmernden eine zuckende Bewegung, die ihn bedenklich machte. So zog er Emmerich am Rock, und wie ein Traum schlichen sie wieder fort.

»So schwach ist sie?« sagte Emmerich draußen voll Sorge. »Ist denn das noch Leben?«

»Wir hätten mit Ihrem Besuch noch etwas warten sollen,« entgegnete Sporleder. »Aber die Krisis ist überwunden, nur vorsichtig, sehr vorsichtig müssen wir sein.«

»Und der Junge?«

»Der ist prachtvoll. An dem werden Sie Ihre Freude erleben!«

Acht Tage noch, dann erlaubte der Arzt, daß Emmerich allein zu Magda hineinging, und nun saß er ungestört an ihrem Bett, das erste Mal.

Immer noch war etwas Unirdisches in ihrer leuchtenden Bläße, und da er ihre Hand hielt und streichelte, kam ihr Lächeln wie von weither. Sie hatte noch nicht gesprochen. Und er selbst brauchte beinah Mut, das Wort zu nehmen.

»Hast du sehr gelitten?« fragte er sie zärtlich.

Sie antwortete mit leisem Kopfschütteln: »O nein, es war nicht schlimm.«

Aber war das ihre Stimme? Er kannte

sie kaum wieder, fremd klang sie ihm und entrückt.

Und als sie sich in ihrer Mattheit in die Kissen zurücklehnte, war es ihm, als sei sie nur halb auf der Erde. Wie in weiße Nebel eingehüllt erschien sie ihm.

Still saß er bei ihr, hielt ihre kühle, geisterhafte Hand und verlor sich selbst in ein quälend Wesenloses.

Da kam die Zeit, wo die Wärterin das Kind brachte. Der Junge war die Rettung. Nun war der doch sein Bundesgenosse, ihm näher als die Mutter, nun mußte gerade das Vaterbewußtsein herbei und die Brücke schlagen, ihm, der eben dieses Gefühl erst durch sein Weib glaubte gewinnen zu können.

Er nahm der Wärterin das Kind ab. »Lassen Sie uns bitte den Jungen hier, ich rufe Sie dann.« Er wollte mit Magda und dem Kinde allein sein.

Wie war der Junge gewachsen! Jetzt sah er menschenähnlich aus. Prüfend blickte Emmerich in das knospende Gesicht, das dabei war, sich zu entfalten.

Und da rührte ein Schrecken ihn an — erst ging es rieselnd durch ihn hin, fragend noch, unsicher und tastend — dann aber zuckte ihm das grimme Entsetzen ans Herz.

War das nicht Henning, was ihn aus den Kinderaugen anblickte — die Stirn, der Mund, die Augen — war das nicht Henning?

Er starrte und bog sich zurück, sein Hirn fieberte wie vor einer Erscheinung —

Sie hatte seine Bewegung gesehen. »Soll ich das Kleine einmal nehmen?« fragte sie leise.

Er reichte es ihr. Lange blickte sie das Kind an. Ihre Zärtlichkeit, erst ganz irdisch, fast tierisch mütterlich, ging in eine Verklärung über. Und nun fragte sie still hingegeben: »Findest du nicht auch so vieles an dem Jungen, was dich an Henning erinnert?«

So fragte sie ihn, fragte in ihrer entrückten, erhabenen Selbstverständlichkeit — ja, fühlte sie denn nicht —! Nein, sie fühlte nichts, nichts als was für ihr geisterndes Leben selbstverständlich war —

In dem Hauch dieser Worte gefror sein Blut. Alles, was an Schmerz und Zorn, an Glut und Wut in ihm war, erstickte. Und diese weiße Frau da vor ihm, sie entschwand ihm ganz, er sah nichts mehr als weiße Nebel.

Alles löste sich ins Unkörperliche — ins Verlassene und Verlorene — ins Bewußtlose.

Als er sich wiederfand, war er auf dem Wege zur Tür, die Wärterin zu rufen.

»Es ist genug für heute — ich will jetzt gehen,« sagte er und küßte Magdas Hand zum Abschied.

Er wußte kaum, was er sprach. So verließ er das Zimmer, das Haus. Draußen befahl er dem Kutscher, ohne ihn zu fahren. Er wollte zu Fuß nach Kessin gehen.

Einen verkehrten Weg schlug er ein. Gleichviel, wenn er nur bei sich war, nur bei sich blieb, wenn er sich selbst nur nicht verlor —!

Wie hatte nun alles zu einem Ring sich richtig zusammengeschlossen! Magda suchte in Ubars ihr Lager auf, da ihre Stunde kam. Und das Kind trug von Henning die Züge.

Es war Hennings Sohn — nicht seiner! Dem Toten hatte sie gehört, da sie in seinen lebendigen Armen lag, mit ihren Gedanken, mit ihrer Sehnsucht und Liebe! Den Verstorbenen hatten ihre Wünsche umklammert, hatte ihr Gefühl umschlungen! Und dieser Seelenhochzeit hatte er, Emmerich, seine Körperlichkeit leihen müssen!

Die Erniedrigung, die ihn als grauenhaftes Gespenst geängstigt, ein Gespenst, das immer wiedergekehrt war, sooft auch sein Selbstgefühl es gebannt hatte — ja, nun war es Wirklichkeit geworden. Und das Kind, sein Kind — er lachte bitter vor sich hin — trug davon das Zeugnis auf seinem Gesicht und zeigte es aller Welt!

Daß es so etwas gab! Daß diese Spukwelt der Romantik, der Magda, die sein Weib sich nannte, verfallen war, so ins Sinnfällige greifen, so in Fleisch und Blut übergehen konnte!

Und er, gerade er mußte vom Geschick ausersehen sein, in solcher überirdischer Paarung den leiblichen Nothelfer zu stellen!

Wo auf der Welt hat es jemals einen so traurigen Dritten gegeben — einen so traurigen und so lächerlichen! Dann wieder wollten seine Gedanken mit einem Kopfsprung sich retten. War dies nicht alles Teufelsspuk? Lag ihm und auch Magda diese ganze Übersinnlichkeit nicht zu sehr im Schädel? War all das Gerede und Gelese vom Diesseits und Jenseits nicht zuviel ge-



wesen für seine Geisteskräfte — und auch für ihre? Denn so groß war der Unterschied zwischen ihnen nicht. Waren sie beide verwirrt? Hatten sie Sinnestäuschungen?

Ähnlichkeiten — Ähnlichkeiten bei kleinen Kindern und bei eben geborenen gar —, wie oft hatte er sich über solche Eindrücke lustig gemacht!

Saß das, was ihn erschreckt hatte, nicht, bloß in seinem von all den Erlebnissen, den Fragen, dem Suchen, dem Sichversenken überreizten Gehirn?

Aber — hatte er es denn allein gesehen? Hatte Magda es ihm nicht — aus ihrer ahnungslosen Höhe — bestätigt?

Und wiederum da sie es beide so verschieden, so gegensätzlich empfanden, daß gerade dies sie auseinanderriß, wie konnte hier von einem Gemeinsamen die Rede sein!

Wahrlich, mit ganz verschiedenen Augen, aus ganz verschiedenen Welten, zwei ganz Verschiedene, hatten sie das Kind betrachtet. Und beide hatten sie dasselbe erkannt.

Er stand still nach hastigem Gang und richtete sich gerade und scharf auf in der klaren Herbstluft.

Hier gab es nichts zu drehen und zu wenden. Die Entscheidung hatte sein Leben durchschnitten. Nun war es an ihm, wie und ob er sich selbst wiedergewann. — —

Emmerich setzte die nächsten Tage keinen Fuß in das Schloß Ubars. Er vermied es, an dieses Geisterhaus zu denken, das nun mal so etwas wie Irrsinn für ihn in Bereitschaft hielt.

Nicht als ob er nun alle Erinnerungen von sich abtun konnte, als wäre er von allem Vergangenen befreit und alles Nachdenkens und der Nachprüfung ledig.

Die Stunden peinlichen Forschens und suchender Qual blieben ihm nicht erspart. Aber sie wurden blasser und matter, und ihr Gift erschöpfte sich.

Nur ein Stachel blieb zurück, und der tat weh, sooft er daran rührte: das war sein verletzter Stolz. So arm war er also, so schwach, so gering sein eignes Wesen, daß er einem Schatten hatte erliegen müssen! Und dienen — in kränkendster Unterwerfung.

Sein Hohn half ihm wenig: ein Neues ist es jedenfalls, vielleicht ist es noch nie dagewesen und eine Berühmtheit bin ich damit! Mein Weib betrügt mich mit einem Toten! Solchem Ehebruch entstammt ein Kind — und dies Kind trägt die Züge des übersinnlichen Buhlen.

Eine Berühmtheit — ja — denn was meine Augen sehen, was ihre Auge sehen, auch der Welt wird es gewiß nicht verborgen bleiben!

Eine höchst lächerliche Berühmtheit — eine berühmte Lächerlichkeit! Dann mußte er gewaltsam an sich halten, daß er nicht um sich schlug, diese Welt in Trümmer zu legen.

Wenn ihm solche Gedanken heimsuchten, an einsamen Abenden, und ihm, was immer noch geschah, über den Kopf wuchsen, wenn er dann mehr trank als ihm gut war, so konnte er vor sich hinstieren mit blutig flimmernden Augen und stammelte sich so etwas vor wie dies: Wenn ich nun wirklich mal den Verstand verliere in diesem meinem verrückten Dasein, das so verrückt ist wie kein andres auf der Welt, und drehe dem Wurm, das mich beschimpft, den Hals um — wer kann sich groß darüber wundern!

Mehrmals hatte er die Feder in die Hand genommen, aufs neue an Gustave zu schreiben.

Als das Kind gekommen war, in seinem Vaterstolz, hatte er es sehr wichtig gehabt, ein reitender Bote hatte ihr die Kunde bringen müssen. Und bald waren von ihr die Glückwünsche zurückgehallt, in dem vollen Ton ihrer sicheren Kraft. Damals hatte dieser Klang ihm wohlgetan und ihn selbst gehoben, da in ihm selbst dasselbe schwang.

Heute aber — ja — Gustave hatte die ganze Größe und Höhe ihrer Unbefangenheit. Aber gerade darin war für ihn kein Platz, auch hier war er heimatlos.

Auch hier. Und er nun zwischen den Frauen, die beide auf der Höhe waren. Hatte nicht auch Magda die überragende Sicherheit und Selbstverständlichkeit ihres Fühlens? Sie beide die Unbefangenen, Unversehrten, Strahlenden. Und er der Niedergeworfene, geschlagen und gebrandmarkt.

Wenn er nicht scheu und geduckt herumkriechen wollte, mußte er das Vergangene unter die Füße nehmen, mußte er es zertreten und begraben! Nur eine Roheit des Vergessens konnte ihn retten.

Und er wollte nicht herumkriechen. So steifte sich das Harte in ihm, trotziger Stolz, das Herrische seines Wesens steigerte sich

empor, und eine Begehrlichkeit, die vom Leben nun rüsichtslos alle Schulden eintreiben wollte, pochte auf ein natürliches Recht.

Wüster wurden seine Gelage in der Jagdhütte, die Jagd selbst war jetzt seine wilde Leidenschaft.

Nach zwei Menschen hatte er eine grimmige Sehnsucht, zum Liebhaben und zum Totschlagen. Was so ein tüchtiger Mann zum Leben braucht.

In die Träume der Waldhütte, die stürmischen, wogte Traube hinein, dem Orte vertraut, immer lockender, selbst immer verlangender, immer mehr zum Greifen nah. Warum sah er sie nie mehr leibhaftig?

Und auf den einsamen Pirschgängen, wenn seines Lebens Not, die niedergerungene, die gleichwohl noch immer zuckte und sich regte, durch die Vergessenheit hindurch ihm ins Gehirn spukte, daß die Augen ihm flimmerten und die Ohren brausten im Kampfe der Abwehr — dann fragte er flehentlich: Warum sehe ich ihn jetzt nicht vor mir, ihn, den höhnischen Begleiter auf meinem Lebensweg, den Gesegneten meines Hasses? Warum kommt er mir nicht ins Gehege, nicht über die Grenze, daß ich mit ihm abrechnen kann? Ist in ihm nicht alles Peinigende und Erniedrigende und Zerrüttende meines Daseins? Ist in ihm nicht all meine Schmach? Warum hab' ich ihn nicht vor mir, daß ich ihn auslöschen kann? Wie gut würde mir das tun! Wie gut!

So wild ging es her in den Wünschen und Gedanken dieser seiner Wintertage.

Die Wirtschaft war in guten Händen. In Ubars hatte er eine neue, erprobte Kraft eingestellt. Sooft er dort nach dem Betriebe sich umsah, ging er jetzt auch wieder ins Schloß, Magda seine Aufwartung zu machen.

Aber mit seiner Qual war all sein Empfinden, sein ganzes Wesen so im Innersten eingeschlossen, daß er als ein Fremder vor ihr stand.

Sie mußte immer noch liegen, ihr Leben gehörte zur Hälfte dem Kinde, zur Hälfte dem Jenseits, für ihn selber war kein Platz mehr darin, wenn anders er je hier eine Stätte gehabt hatte.

Und ihm war es so im Grunde recht. Wenn er nur Ruhe hatte vor seinen Quälgeistern!

Das Kind zu sehen, vermied er. Man sagte ihm, daß es gedieh. Er nickte dazu, wie aus der Ferne.

Tief holte er Atem, wenn er aus dem Portal ins Freie trat, und fühlte sich wie gerettet aus luftleerem Raum.

Und freute sich auf seinen Wald.

Es ging dem Frühling entgegen. Und der hatte sein Geschenk für Emmerich, den Verstoßenen des Lebens.

Die Märzluft klang um die zitternden Weidenkätzchen. Emmerich war mit dem Alten dabei, die kleine Strauchhütte an der Waldwiese neu herzurichten. Hier war der Balzplatz des Birkwildes, und es gab in diesem Jahr so viel im Revier wie nie.

Die Aprilsonne holte sich das erste Grün, schuf sich Veilchen und Finkenschlag — in dieser jungen Luft, die ganz so war wie sie selbst, kam Traube Emmerich in den Weg, nach langer durchsehnter Zeit.

Er war nach Seehagen geritten. Als er nach Hause trabte, den Birkenweg entlang, da sah er gegen die Sonne die Mädchengestalt mit den eigentümlich singenden, summenden Bewegungen, so lässig erwartungsvoll, ein träumendes Schlendern der Erfüllung zu.

Ein blütenschweres Sichwiegen, ein Taumeln fast — so schritt nur eine.

Sie ging barhäuptig. Durch das Braungold ihrer Haarkrone knisterte die Nachmittagssonne ihre Funken. Einen Anemonenstrauß hielt ihre Hand.

Emmerich war vom Pferd gesprungen, den Zügel um den Arm lief er ihr entgegen.

»Traube! Wo warst du all die Zeit! Hast du im Winterschlaf gelegen? Und so groß geworden — ein erwachsener Mensch!«

Sie war glücklich verstört von dem Sturm seines Wesens, von den überströmenden Blicken des gnädigen Herrn.

»Ich hab' viel im Haushalt zu tun gehabt. Und dann hab' ich fleißig studiert.«

»Das ist gut für die dunkle Zeit. Aber jetzt gehörst du in den Wald, du Frühling du! Warum bist du nie mehr in die Jagdhütte gekommen?«

»Ich wußte nicht —«

»Wußtest nicht? Auf die Jagd wollten wir doch einmal gehen! Das tun wir jetzt!«

»Jetzt?«

»Morgen früh kommst du mit auf die Birkhahnbalz. Möchtest du nicht?«



»So gern — aber — ich muß das Haus behüten. Vater ist gestern nach Berlin gefahren. Er ist zum Ministerium befohlen und bleibt die Ostertage da —«

»Bist du jetzt das Hausmütterchen?«

»Ja.«

»Mit deinen Sechzehn!«

»Siebzehn.«

»Das Haus läuft euch nicht weg. Und zuschließen läßt es sich doch auch. Mußt aber früh aufstehen. Vor der Sonne. Im Morgengrauen müssen wir in die Strauchhütte. Kannst du um fünf am Hünengrab sein?«

Ihre Augen lauerten, zuckten und glommen. Dann flüsterte sie: »Ja.« —

Mit lachender Zuversicht schritt Emmerich durch die weichende Nacht in die Morgennebel hinein zum Hünengrab.

Er sprach es vor sich hin wie seine Lebensmelodie: Von dir kommt mein Heil, du machst mich wieder lebensgesund, Natur bist du, du bist der Frühling, du bist das Glück.

Da kam sie ihm zu Gesicht, durch Dämmer und Dunst. Sie stand und wartete. Jetzt trat sie ihm zag entgegen, und seine Sinne frohlockten.

Er drückte ihre Hand. »Guten Morgen!« Verstohlen klang es, wie ein Geheimnis. In ihren Augen flackerte es von Zutraulichkeit und Scheu.

Sie schritten schnell. Im Osten wollte schon ein Streifen sich ziehen. Weich und lind ging die Morgenluft. Warm war der Nebel, in warme Wolken der Himmel gehüllt.

Den Buchenhang liefen sie hinunter, Hand in Hand, wie die Kinder. Dann hieß es sich ducken und durch Unterholz kriechen. Jetzt lag die Waldwiese vor ihnen. Noch ein paar Schritte am Rande entlang, da war die Hütte, und sie krochen hinein.

»Nun leg' dich — so — und bleib still liegen. Sie müssen gleich kommen.«

Er machte sich schußbereit. Die Nebel verdampften. Silbergrau schimmerte die Luft, von Osten her mit leisem mattem Rot betupft.

»Siehst du, da fallen sie ein. Nun nicht mucksen.«

Deutlich gewahrten sie durch die Strauchwand das Kampfspiel der Hähne. Wie sie kollerten mit gesträubten Federn, hängenden Flügeln und dem gefächerten weißen Leierschweif! Wie sie tanzten in den lächerlichsten Sprüngen, wie sie fauchten und bliesen und schluchzten, wie die Wut ihnen in die roten Rosen über den Lichtern flammte, wie sie sich an die Kehle fuhren gleich bissigen kleinen Dorfkötern!

Emmerich wollte schießen. »Darf ich nicht?« hauchte ihm Traude ins Ohr. Gierig waren ihre Augen.

Er zog sie dicht zu sich heran, legte den Flintenkolben an ihre Backe. Sie gab Feuer — fehlte — die Vögel strichen ab.

Lächelnd sah er in ihr nahes zitterndes Gesicht.

»Nun hab' ich alles verdorben,« sagte sie klagend. »Und Sie sind böse!«

Sie versteckte sich in ihren Arm. Schon aber hielt er ihren Kopf und riß ihn an die Lippen.

Das Fieber durchströmte ihn und rann über sie her. Und sie flüchtete zu ihm hin, schmiegte sich und verbarg sich in ihn.

Summend, singend zupften und spannen die Lichter des Frührots in den Zweigen.

> Ein Weltumsegler unsers Inneren wird auch wohl noch einmal die Rundung unsrer Seele entdecken, und daß man notwendig auf denselben Punkt der Ausfahrt zurückkommen muß, wenn man sich gar zu weit davon entfernen will.

Emmerich hatte einen Mai voll Jubel der Sinne und glückhafter Selbstvergessenheit.

Nicht denken, nur glücklich sein! Ich habe genug gedacht in meinem Dasein, mehr als genug für meine Verhältnisse — es ist mir schlecht bekommen. Zum Narren meines Lebens hat mich das Denken gemacht.

Und ist nicht mein Becher noch voll Weins? Ich will trinken und schlürfen und trunken sein.

Dabei war er der Arbeit froh, kein Erschlaffter und Traumverlorener, nein, stark im Schaffen und Genießen.

Ein paarmal, auf der Höhe seiner Freudigkeit, überkam es ihn wohl: Geht es mir nicht einfach frevelhaft gut? Zum Schwindligwerden! Und wenn ein plötzlicher Absturz kommt? Folgt auf so was nicht immer ein jähes Ende?

Das war wie grelle Todesahnung. Als er einmal in der Stadt war, machte er bei Gericht sein Testament, ganz besonnen, mit klarstem Bedacht. Darin hieß es: »Nach meinem Ableben soll Kessin mit allem Zu-



behör als Eigentum an meine erste Frau Gustave geb. Barckhausen fallen. Ich bitte die Erbin, für Ubars und Traube Immhov zu sorgen.« Er wußte wohl, was er schrieb. — —

Durch den Maienabend schritten Emmerich und Traube. Die Welt schwamm in Vollmondschein. Von allen Zweigen tropfte sein Licht.

Traute lehnte sich dichter an seine Schulter, als suche sie Schutz vor dem dreisten Silber, das in alle Poren hineinwirkte.

»Mein Kleines ist heut so still,« sagte er zärtlich.

Und da bebte es von ihrem Mund: »Ich glaub', die Leute wissen von uns.«

»Die Leute — wer ist das? Es gibt nur dich und mich.«

Aber nun mußte sie noch mehr aus sich heraus. »Neulich hat mich einer angesprochen und mir gesagt —«

»Wer?«

»— er kenne mein Geheimnis.«

»Wer war das?«

Sie schielte besorgt zu ihm empor. »Herr von Tannhöven.«

Da war er, der Ausbruch, der gefürchtete. Emmerich ließ sie los, riß die Arme zurück und biß die Lippen blutig. So stand er da, dampfend in seiner Wut, und würgte an Worten. »Der Schleicher — überall — überall —«

Sie hatte sich geduckt unter dem Wetter seines Zornes. Jetzt packte er ihren Arm. »Das ist noch nicht alles. Du hast noch mehr!«

»Nein — nein —«

»Er hat noch mehr gesagt!«

Und die Macht seines Ingrimms zog es aus ihr hervor. »Nur noch — ja — ja — er sagte noch — er würde das Geheimnis für sich behalten, wenn —«

»Wenn?« Vor seinem Ton gab es kein Versteck.

»Wenn er auch eins mit mir hätte.«

Er starrte — dann taumelte er — hielt sich an dem Baum — und nun warf er sich auf den Boden und krallte die Finger ins Moos. Jäh sprang er wieder auf und lachte — und dies Lachen war das Schlimmste von allem.

Und dann war er ruhig, bewegte sich gemächlich und sprach ganz gelassen. Aber in seinen Augen war eine leere Stelle.

Er nahm sie wie vorhin an seine Seite. Der Turm von Seehagen gab ihnen schon Zeichen mit den grünen Lichtern seines Kupferdaches.

»Liebes Kind,« sagte er langsam, »wir müssen noch einmal umkehren. Ich habe was vergessen, etwas, was man nie vergessen sollte.«

Eine halbe Stunde hatten sie bis zum Hof von Kessin. Er lief voraus und kam dann zurück, die Büchse umgehängt.

»Willst du noch auf die Jagd?«

»Ja,« antwortete er sachlich und klar. »Bei dem guten Büchsenlicht. Da auf der Reggíner Seite — wo der alte Einsiedlerbock wechselt — vielleicht krieg' ich ihn heute.«

Und nun war er kaum anders wie sonst der hingegebene Liebhaber, und seine Küsse auf dem Heimweg nahmen alle Schrecken von ihr.

Dann, als sie zu Hause in ihrem Bette lag und just eingeschlafen war, fuhr sie empor, entsetzt von der leeren Stelle in seinem Auge.

Und wieder, nach zwei Stunden, schrak sie wild in die Höh' und starrte und sah nichts als auf der weißen Decke ängstlich wirre Lichtkreise tanzen, vom Mond geworfen, der durch die zitternde Kastanienkrone schien. Und schwindelnd schlief sie wieder und lag totenschwer bis zum Morgen. —

Emmerich ging durch den Wald. Er ging mit federndem Schritt wie zu fröhlichem Werk.

Ich treff' ihn, heute treff' ich ihn! Dort an der Dreigüterecke. Die mancherlei erlebt hat und viel erzählen kann, von Wilderern und wildem Geschehen.

Ich treff' ihn!

Er hatte nie Ahnungen gehabt und nie an Ahnungen geglaubt — er wußte es, wußte es. Und was man weiß, das braucht man nicht zu ahnen.

Er sang durch den Wald. Er konnte nicht singen. Wie oft hatte er ein Grauen über Traube gebracht, wenn er sie neckte und schreckte mit seinen Tönen! Aber er sang. So todfroh war ihm zumut.

Da vor ihm der Erlenbruch. So, nun ist es genug mit dem lärmlustigen Gehabe, jetzt muß das Weidwerk beginnen.

Er war ganz Jäger, alle Sinne gestrafft. Den andern aufzuspüren galt es. Ihn zu



überraschen — plötzlich vor ihm zu stehen — natürlich war der andre bewehrt wie er — die Waffen waren gleich — der hatte so gut seine Büchse zur Hand wie er selber — dann kam es darauf an, wer der Geschickteste, der Schnellste, der Sicherste, der Glücklichste war.

Die Spannung, mit der es zum Kampfe geht, zum Kampf auf Leben und Tod — alle Kräfte aufs höchste gesteigert, jeder Nerv angezogen bis zum Zerspringen — Emmerich genießt diese stärkste Lebensfülle in hellem Glück.

So pirscht er sich weiter. Den Erlenbruch hinunter. Nun am Buchenhang wieder hinauf. Durch die Kiefernschonung. Jetzt durch gemischtes Holz. Dahinter ist die Lichtung. Da ist es, wo die Grenzen sich kreuzen. Wo es nicht geheuer ist. Blut ist hier öfters geflossen. Geister gehen hier um. Die alte Eiche mit den toten Ästen nennen sie den Schicksalsbaum.

Langsam vorwärts. Die Büsche decken ihn. Jetzt überblickt er die Lichtung, die mondbeglänzte.

Ja! Da drüben — da ist er — da schleicht er — —

Eine Weile ganz stillstehen — den Jubel ausschwingen lassen, den tödlichen — in den ein Gefühl einklingt, fast kindlich, von zärtlicher Dankbarkeit — daß du da bist, du geliebter Halunke! Daß du da bist!

Emmerich tritt auf den Plan. Er reißt die Flinte an die Backe — der andre im selben Augenblick tut dasselbe. Zwei Schüsse in einem Knall. Zwei Körper fallen.

Emmerich liegt unter der Buche. Durch die Krone hindurch läßt der Mond auf dem kalkweißen Gesicht wirre Lichtkreise tanzen. — —

Magda saß, den Knaben auf dem Arm, vor dem Kamin mit den florentinischen Reliefs, in die Kinderaugen verloren.

Da trat Frau Sengebusch ein, mit schweren, schlecht beherrschten Mienen. »Gnädige Frau,« sagte sie stockend, »es ist ein Bote aus Kessin da — es scheint mit dem gnädigen Herrn nicht — so ganz gut zu stehen —«

Magda gewöhnte sich erst allmählich an die Außenwelt, in die auch Emmerich selbst sich immer mehr für sie verloren hatte, und die Tragweite der vorgebrachten Ankündigung ermaß sie nicht.

»Ist Herr von Kessin erkrankt?« fragte sie. Und jetzt regte sich ihre Empfindung.

Frau Sengebusch durfte der immer noch Schonungsbedürftigen nicht die volle Wahrheit sagen. Sie nickte, während sie nach Worten suchte.

»Dann fahre ich natürlich gleich zu ihm,« erklärte Magda.

»Werden gnädige Frau das auch können?«

»O ja — es geht mir heute recht gut. Und wenn's auch nicht so wäre — es ist doch selbstverständlich, daß ich hinüberfahre! Lassen Sie gleich anspannen. Und was ist es denn — wo ist der Bote?«

»Den — hab' ich schon wieder fortgeschickt,« log die Sengebusch. »Er hatte es eilig.«

»Ist es was Schlimmes?«

»Es scheint — nicht so ganz unbedenklich zu sein. Aber gnädige Frau können doch unmöglich allein fahren. Ich bitte gnädige Frau, wenigstens mich mitzunehmen.«

Das wurde ihr gewährt. Es war nun ihre Aufgabe, unterwegs die Herrin auf alles vorzubereiten.

Dies geschah mit Sorgfalt. Die alte Sengebusch war eine kluge Frau. Sie berichtete, daß auch Herrn von Tannhöven auf der Jagd etwas zugestoßen sei. Vielleicht hätten die beiden Herren ein Zusammentreffen mit Wilddieben gehabt —

Kurz vor Kessin, da Magda in nächster Zeit vor die Leiche ihres Gatten treten sollte, war die Berichterstatterin nach mancherlei Kreuz- und Quererzählungen bei der Mitteilung angelangt, daß ein Wagen Herrn von Kessin mit gefährlicher Schußverletzung aus der Forst nach Hause gebracht habe.

Daß man beide Herren an Ort und Stelle erschossen aufgefunden, durfte sie noch verschweigen. —

Magda saß allein bei dem Toten. In seinem Gesicht war ein fremder Zug, ein erstarrter, wilder Triumph, ein grausam unheimliches Entzücken. Nichts von Frieden. Und sie fühlte deutlich, wie sein Wesen, dessen Urgrund das Heimatliche war, verstoßen in der Unrast des Leidenschaftlichen sich umgetrieben und geendet hatte.

Das bewegte sie tiefer und tiefer, sie fragte und forschte nach eigner Schuld. Ob er sich selbst hinausgestoßen hatte, ob sie es war, die ihn heimatlos gemacht?





Johann Sperl: Schmückung zum Fest

Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin

Mit Stephan, dem grämlich und gries gewordenen, war wieder etwas vorgegangen, diesmal nach der Seite der Lebensbejahung hin. Er griff wieder regsamer und wacher die Dinge an, da er seinen Glaubensstern, der ihm erloschen war, wieder aufleuchten sah.

Daß Emmerich seine junge Ehe unter den Händen zerfiel und ihn ins Unglück warf, beklagte er wohl. Magda aber — mit solcher Entdeckung und Erlösung war sein suchender Sinn beglückt worden —, Magda, die dem Verstorbenen nun doch die Liebe bewahrt hatte, sie wurde wieder sein Seelentrost in ihrer Verklärung. Auch du bist eine Madonna, sprach er in seiner alten Verzückung, auch du hast dem Geiste ein Kind geboren.

Unter den Menschen hier war Stephan der einzige, mit dem Gustave sich aussprechen konnte, soweit sie ihr Inneres nicht verschloß und für sich behütete. Und immer, wenn sie zusammensaßen, kam das Geschehene einmal in ihre Worte, oft nur ein Satz, von Schweigen eingerahmt, oft eine Andeutung nur oder gar nur eine Geste.

Seine Klugheit, sein Verständnis und Zartgefühl hoben sie über alle Schwierigkeit des Halbgesagten, nur Halbzusagenden. Und so wurde er ihr zu einer Art Beichtiger.

Immer wieder die Schuldfrage. »In allem, was wir tun, ist eine Schuld,« zitierte ihr der Berater.

»Nun schwimmen wir wieder in Allgemeinheiten, lieber Segelmaker. Das sicherste Zeichen eines schlechten Gewissens. Was ich tat, war falsch. Falsch waren meine Maße für Emmerich wie für Magda. Ich habe zerstört, daran läßt sich nichts ändern.«

»Und was haben Sie selbst hingegeben und verloren —!«

»Um so schlimmer! Um so größer das Vernichtungswerk. Fehlt nur noch, daß ich von den Trümmern mich begraben lasse!« Sie hob den Kopf. »Aber das nicht. Solange ich Atem habe — das nicht. Leben ist aufräumen und bauen. Und ich hab' zu tun.«

Sie hatte zu tun und schuf und sorgte mehr denn sonst irgendeiner im Lande, als Gutsherrin, als Volkswirtschaftlerin und als Mutter.

An die drei Güter hatte das Schicksal gerührt, von der blutigen Dreigüterecke her. Und gerade das unter ihnen erlag jetzt dem Verhängnis, das am wenigsten betroffen schien: Reggun.

Tannhöven war gerade dabeigewesen, durch einen geschäftlichen Schachzug Klaus aus gewachsener Bedrängnis zu lösen, als die Kugel ihn traf. Jetzt bekam Herr von Reggun keine Lust mehr.

Der Tod, der hier umging, hatte noch nicht genug. Eines Abends wurde Klaus von Reggun erschossen in einer Taxuslaube seines Parkes aufgefunden. Petra, deren Nerven aufgebraucht waren, lag im Dämmer völliger Gleichgültigkeit und hatte für alles nur ein gelangweilt bewußtloses Ziehen des Gesichts. Verwandte brachten sie irgendwo zur Pflege unter. Reggun wurde versteigert.

»Segelmaker, jetzt gilt's!« erklärte Gustave. »Hier haben wir nun zu zeigen, wer wir sind! Was ich nicht kann, das können Sie. Ich kauf' Reggun, und Sie schaffen das Geld!«

»Gnädige Frau —«

»Munter! Glauben Sie, ich dulde hier jetzt einen fremden Grandseigneur? Hier wird jetzt meine Politik gemacht. Hier ist mein Rhodus, hier tanzen wir.«

Stephan war eingerostet; sie schmierte seine Angeln und drehte ihn um und um.

»Nach dem großen Sterben in unsrer Landschaft — nun sollen Sie sehen, wie es da lebendig wird! Ich kauf' Reggun und parzellier' es, und wenn Sie mich im Stich lassen und das Geld nicht rechtzeitig da ist — dann halt Se de Dübel!«

Er wurde jetzt auch ganz Bewegung. Und was gab es für Arbeit, was für rege und reiche, mühselige, große und fruchtbare Arbeit!

Gustave kaufte Reggun, es war billig zu haben, und Stephan brachte das Geld zusammen. Und nun galt es, das Gut in Bauernstellen zu zerlegen. Der Landrat machte Schwierigkeiten, aber mit Gustave wurde er nicht fertig. Sie kannte besser als er das Landeskulturedikt, sie ging nach Berlin ans Ministerium, sie behielt Recht und freie Hand.

Jetzt kam die Ernte dazu. Alles lag auf ihren Schultern, über allem war ihre Anordnung und Leitung, überall mußte sie sein,



in Kessin, in Udars, in Reggun. Die erste war sie frühmorgens auf den Beinen, die letzte, die sich legte.

Die Mahlzeiten waren die einzigen Ruhepausen. Aber sie waren viel mehr für sie, dann hatte sie den Jungen bei sich, schlafend oder wachend. »Für dich ist das ja alles, du lieber kleiner Kerl!« Sie gab ihm keine überströmende, keine weiche, keine zarte Zärtlichkeit. Etwas fest Inniges war ihre Liebe, etwas herb Kräftiges, herzhaft Hartes. »Gerade bei dir muß man auf der Hut sein! Du hast zuviel mitbekommen, drei leben in dir fort. Das muß sich sammeln und halten und festigen und darf nimmer überfließen.«

Sie sah ein reich wechselndes Leben in dem kleinen Gesicht, die großen Augen und ihre schon so bildhafte Sprache zeigten so viel Übergänge verschiedenen Ausdrucks, bald war Magda gegenwärtig, bald Henning — ohne Zweifel —, aber doch auch wieder Emmerich, ganz gewiß auch er.

Und dann klang der Gram in ihr auf, die volle Wehmut und Klage um den geliebten Toten.

Bist du nicht zu schnell gewesen, du Lieber? Sind deine erschreckten Augen nicht zu überstürzt geflohen? Hätte die Ruhe ihnen nicht mehr gezeigt?

Mehr — freilich, ob das auf die Dauer genug für dich gewesen wäre? Teilen, ja, teilen hättest du nun schon müssen. Und hätte der Zweifel dir nicht doch immer und immer zu schaffen gemacht? Wie schlecht aber konnte gerade deine helle Natur solche Schatten ertragen! Da du nicht klar und ganz besitzen konntest, bist du verzweifelt an deiner Habe und entwurzelt aus deinem Boden und unstet geworden, heimatlos. Und draußen verdorben.

Nur — und jetzt stieg in Gustave etwas auf, was während all dieser Tage nie so recht hatte zu Worte kommen können — nur daß noch e i n s da ist. Von dem deine letzte Bestimmung spricht: Traube Immhov.

Von dem, was die Leute munkelten, war wohl ein Laut zu Gustave gedrungen, aber so was fand bei ihr keine Stätte. Sie war ein paarmal, als sie in Seehagen zu tun hatte, im Lehrerhaus gewesen, hatte Traube aber niemals daheim getroffen.

Den Vater fand sie bei seiner Lupe. Das Kind sei von einer Unruhe, sagte der aufgestörte Forscher halb abwesend, hilflos, ahnungslos — nicht in den vier Wänden zu halten — immer in Wald und Flur — ihre siebzehn Jahre —!

»Wenn sie so viel umherläuft, soll sie doch mal nach Kessin kommen,« sagte Gustave.

Aber sie kam nicht. Ob der verbaste Vater es ihr nicht ausgerichtet hatte? Daß Traube sich vor ihr verstecken könnte, der Gedanke lag Gustaven fern. Und ihr ließen dann die Arbeiten für solche und ähnliche Gedanken keinen Raum.

Eines Abends im Oktober — Gustave hatte gerade die vierte der Regguner Bauernstellen verkauft, sie ging im Zimmer umher und rieb die Hände, nicht nur aus Freude über ihre Erfolge, auch weil der Herbst mit kalten Regengüssen gegen die Fenster stürmte — da trat das Mädchen ein und meldete: »Demoiselle Immhov.«

»Was? Bei dem Wetter!«

Und schon stand Traube in der Stube, stürzte auf Gustave los, sank an ihr hin, umschlang ihre Knie und barg ihr Gesicht in das Kleid.

»Kind! Was ist mit dir?«

Traube lag und schluchzte.

»Nun sei einmal vernünftig und sprich!«

Sie zog die Zusammengebrochene empor — die stand gebeugt vor ihr, die Arme über dem losen Gewand, und hatte nur ihr Schluchzen.

»Sag' — ist denn ein Unglück geschehen?«

Gustave wußte sich noch immer keinen Rat. »Ist etwas mit deinem Vater?«

Ein schärferer Schmerz schnitt durch die jungen Glieder, ein schrillerer Klang und dann die erstickten Worte: »Ich kann mich — ihm nicht mehr zeigen —«

In Gustave stieg es auf, bis in die Kehle. Sie schöpfte Atem, ein rascher musternder Blick auf die Gestalt — nun war ihr alles aufgegangen, endlich.

Ich dumme alte Frau! Und du — du verderbtes — nein, du unglückseliges Geschöpf — und Emmerich, du — wie konntest du dich so vergehen — wie konntest du — und das war dein Letztes — so war es — oder bist du frei und froh gewesen in wildem Glück —?

»Nun setz' dich erst mal! Hier setz' dich her! Ganz nasse Füße hast du. Das Mädchen soll dir andre Schuhe und Strümpfe bringen.« Sie klingelte. »Die Nacht bleibst



du hier. Ich schicke einen Boten zu deinem Vater. Und ich werd' ihn bitten lassen, morgen am Sonntag herauszukommen.«

Dann stieg ein Zorn und Unwillen in ihr auf. »Was ich alles muß! Zu was allem ich gut bin!« Aber da Traube wie gepeitscht zusammenfuhr, strich sie ihr schon hart und jäh, aber begütigend über den Scheitel.

Am andern Tage stellte Vater Immhov sich ein. Gustave sprach erst allein mit ihm. Sie machte nicht viel Umschweife. Immhovs verträumtes Gesicht versteinte in der Lebensnot.

Er saß erstarrt, mit gespreizten Händen. Dann kroch ein Zittern die Finger hinauf und durch den ganzen schmächtigen Leib. Die Haare sträubten sich empor, die Zähne schnappten auf und zu — dann neigte sich sein Kopf, und mit einem »O mein Gott!« sank er in sich zusammen.

Gustave nahm seine Hand. »Es ist schlimm und traurig. Aber wir finden da hindurch.«

Immhov sprang vom Sitze auf und schüttelte sich vor einem Grauen. »Mein Kind — meine Traube — und das tut sie mir an! Mein Name, gnädige Frau! Und meine Stellung! Was soll werden! Was soll bloß werden!«

»Sehen Sie, Herr Immhov, jetzt stehen wir vor praktischen Fragen, und damit sind wir schon einen Schritt weiter.«

Er aber fiel zurück in sein Entsetzen. »Es gibt ja nur das eine,« wimmerte er. »Jetzt gibt es ja nur das eine —!« Dann hob er stoßend den Kopf. In seinem Auge flackerte ein irres Licht. »Ich danke Ihnen für alles, gnädige Frau. Ich möchte Traube jetzt mit mir nehmen,« keuchte er. Und die Blicke wurden plötzlich wie Eis.

»Ich halte es für besser, daß sie hierbleibt,« sagte Gustave bestimmt. »Und jetzt werde ich sie rufen lassen.«

Immhov mit wackelndem Kopfe wiederholte immer wieder: »Ich will sie mit mir nehmen — ich will sie mit mir nehmen —« Das Gesicht, die Haltung, die Sprache eines Greises.

Dann kam Traube ins Zimmer. Der Vater fuhr empor, als wollte er ihr an die Kehle, dann stürzte er über einem Stuhl zusammen und weinte herzzerreißend.

Traube, die zuerst laut aufgeschrien hatte, war nun stumm zu ihm hingekniet und mühte sich um ihn wie um ein kleines Kind. Er kam wieder zu sich, er sah ihr groß ins Auge und sagte nur »Traube!« mit unbeschreiblichem Ausdruck. Und sie schlug die Hände vors Gesicht.

Gustave ging durchs Zimmer. Solche Begegnungen müssen ausschwingen. Dem Dritten, dem Zuschauer, je mehr er mit sich selber abzumachen hat, kommen die lästerlichen Gedanken, so etwas spielt sich zu Ende wie Szenen auf dem Theater. Wie blutig ernst es auch den Handelnden und Leidenden ums Herz ist.

Gustave war von der Ungeduld nicht weit, sie stand am Fenster, und es fehlte nicht viel, daß sie an die Scheiben trommelte.

Nun trat sie wieder selbst auf den Schauplatz. »Wir haben jetzt zu überlegen, was das Beste ist!«

»Gnädige Frau,« wandte Immhov ein — er war gefaßt und zu einer scharfen Entschlossenheit gesteigert —, »entschuldigen Sie die Gefühlsausbrüche, damit hat es jetzt ein Ende. Und zu überlegen ist auch nicht mehr viel. Das Leben hat für mich keinen Wert mehr. Und für Traube auch nicht.« Und wieder war das Eis in seinen Blicken.

»Da sind Sie aber sehr im Irrtum,« sagte Gustave gelassen. »Und selbst wenn für Traube das Leben keinen Wert mehr haben sollte, so hat Traube doch Wert fürs Leben. Leider — wollen wir sagen — ist das so. Und was Ihnen da durch den Kopf spukt, das überlassen Sie den Phantasien schlechter Skribenten. Hier ist Schuld, gewiß, hier ist Unglück, nicht weniger — für beides wird Hilfe gebraucht. Und darum wird geholfen! Wozu auch Sie sehr nötig sind. Auskneifen ist nicht.«

Gustave klingelte wieder. Das Mädchen kam. »Herr Immhov bleibt zu Tisch hier.«

Er wollte sich sträuben und ablehnen.

»Sie essen mit uns, und damit basta. Bei Tisch legen sich am besten alle unsre Erregungen. Schon weil wir uns da besonderem Zwange unterwerfen. Hier wird unsre Beratung in ein andres Fahrwasser kommen.« — —

Traube blieb auf Kessin. Sie bekam im Hause ihre leichte Beschäftigung. In den Feierstunden durfte sie musizieren.

Es ging auf Weihnachten zu, da legte sie sich und gab einem Knaben das Leben. Sündhaft leicht wurde es ihr, meinte Gu-

stave. Aber da es ein Junge war, sollte ihr viel von ihren Sünden verziehen sein. Es war ein prachtvoll gesundes und kräftiges Kind, glatt und rund, es strahlte ins Leben hinein, ohne jedwede faltige und verkniffene Verdrossenheit.

Lange hielt Gustave das kleine Geschöpf. Sie dachte an den Vater, an sein Leben, seinen Tod. Und wie durch seine letzten Tage ein Glück gebraust war. Ja, ein Glück. Das Kind verkündete es fröhlich.

Sie dachte an ihren Emmerich, an Magdas Gatten, an den Vater dieser beiden Söhne, und saß versunken und tiefbewegt.

Traube gab dem Kinde die Brust. Es war eine Lust, zu sehen, wie es trank, und ein Lachen. Mit Ungestüm, ein stürmischer kleiner Stoßvogel, ging es auf sein Ziel los.

»Um dich und dein Leben ist es mir nicht bange,« sagte Gustave. »Du läßt dir die Sahne nicht abschöpfen!« Und dann blickte sie auf den Bruder, der dabeisaß und, schon ein Mensch geworden, mit seinen stillen tiefen Augen dem Ungebändigten des kleinen Tieres zusah.

Du bist feiner, dachte sie, du greifst nicht so hart zu, du weißt von der Zerbrechlichkeit der Dinge, du Flaschenkind, du ahnst die Zartheiten des Lebens, du hast selbst etwas Kristallenes, und Sternenhaftes ist in deinen Augen. Du mußt mehr behütet werden als dieser kräftige und deftige kleine Erdenkloß.

Dem tut es auch nichts zuleide, daß seine Mutter so fahrig ist, so ungleichmäßig und zigeunerhaft. Wenn ich nur die Aufsicht behalte.

Traube — bald schäumte sie über von flammendster Zärtlichkeit für das Kleine und jauchzte in Jubeltönen, bald wieder kauerte sie in Schmerz und Schwermut und wollte am liebsten von dem Kinde nichts wissen, das ihr Unglück sei und ihre Schande.

Dann wieder fühlte sie sich sehr wichtig als Mutter, da Gustavens Güte und Herzensfreude an dem kleinen Geschöpf ihr den Rücken steiften und aus der Genugtuung der Volkswirtschaftlerin sich ein Verdienst ableiten ließ. Sie verwöhnte sich selbst, wurde anspruchsvoller und kehrte gegen Gustave, die dem »Wildling«, dem »kleinen Athleten« ihre frohe Zärtlichkeit gab, eine Eifersucht heraus. »Soll ich denn bloß die Amme meines Kindes sein?«

Worauf Gustave sie sich dann wieder einmal gehörig vornahm und ihr ausgiebig den Kopf wusch.

Dann ging es eine Zeitlang mit ihr. Aber das Flatternde und Rastlose kam immer wieder obenauf.

Neuerdings beschäftigte sie nur die Sorge, ob ihre Stimme nicht unter der Mutterschaft gelitten habe, und ob ihr das Säugen nicht schädlich sei.

Der Junge aber scherte sich nicht um seelische Vorgänge, er forderte und trank in vollen Zügen, höchst unbekümmert, ob es in Trübsinn oder Glückseligkeit ihm gereicht wurde, er trank sich prall und rund und wuchs im Zusehen.

Vater Immhov, der völlig menschenscheu geworden war und den seine regsamen Forschungen vor dem Trübsinn nicht mehr retten konnten, wurde durch eine gute Fügung wieder ins Leben gestellt. Man holte ihn sich nach Berlin, wo seine wissenschaftlichen Arbeiten Beachtung gefunden hatten. Was Stephan Segelmaker auf märchenhafte Art so ausdrückte: Jetzt haben also doch die Käferbeine seine Lebenskutsche bergauf gezogen.

Und nun zum Frühling gebärdete sich Traube immer mehr wie ein eingesperrter Singvogel.

»Ich werde dich hinauslassen,« sagte Gustave. »Wenn du hier nicht sein magst, bist du hier nichts nutz. Und wie weit ist es dann noch bis zur Nichtsnutzigkeit?«

Es gab noch ein Stutzen, ein Hin und Her, dann folgte sie dem Vater. Und ging bei Madame Laurentini in die Lehre.

Gustave aber atmete tief und ließ die Frühlingsluft durch die Räume fluten. Jetzt hatte sie ihre beiden Jungen für sich, ihre Jungen, die Emmerichs Jungen waren.

Nichts Fremdes und Störendes gab es mehr in ihrem Haus und Bereich. Frei und rein konnte ihre Kraft jetzt walten.

Und es kam Segen über diesen Landstrich, so wie ihre Arbeit und Hingabe ihn ersehnt hatte. Die Bauernhöfe gediehen. Wer hier fleißig die Hände rührte, hatte sein gutes Brot. Auch die Arbeiter kamen vorwärts und mehrten ihre Habe. Manch einer brachte es zum kleinen Eigentümer. Der Geist der Gutsherrin leuchtete durch Häuser und Hütten. Die Freude an Kindern lag wie Sonnenschein über den Heimstätten.



Es fehlte Gustaven nicht an Widerstand und Feindseligkeiten. Gewisse Regierungskreise und viele Standesgenossen warfen ihr Knüppel in den Weg, wo sie nur konnten. »Die uckermärkische Kluckhenne,« so höhnte man ihre Bestrebungen aus. Eine großartige, bis ins Technischmoderne hinaufgeschraubte Niedertracht fand gar für sie den Namen »Die Brutmaschine«.

Aber sie nahm das als Ehrentitel und lachte. Was konnte sie beirren? Sie wirkte, und was sie wirkte, war Leben.

Wenn sie, ihre Jungen an Arm und Hand, durch die Breiten schritt und über die Landschaft blickte, über die goldenen Fluten der Kornfelder und die sich tummelnden Scharen flachshaariger Kinder, dann ward es ihr wohl um ihr deutsches Herz. Ist das ein Zukunftslied! so klopfte es in ihm und klang. Dies hier ist Glaube und Zuversicht.

Zwei Sonette von Paul Steinmüller

Das Bleibende

Mich fragt der Tag: Was wird von dir einst bleiben,
Wenn Frostessicheln deinen Baum entblättern?
Dein Sein bleibt ungedeutet gleich den Lettern,
Die Käfer in vermorschte Bäume schreiben.

Ich sag' dem Tag: Ein Rosenstock wird treiben
Aus meiner Brust und aus des Sarges Brettern,
Durch Erdenlasten froh zum Lichte klettern
Und purpurrot einst mein Vermächtnis schreiben:

Wer Rosen sucht, sich selber zu bedenken,
Der hat nach langem, mühsalreichem Warten
Sein Bestes um geringen Lohn verwirkt.

Wer Rosen sucht, um andre zu beschenken,
Der weiß der höchsten Liebe Wundergarten,
Der das Geheimnis alles Reichtums birgt.

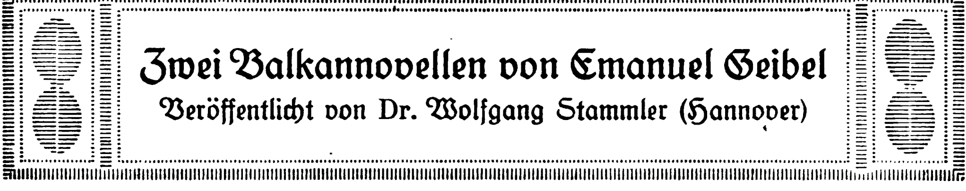
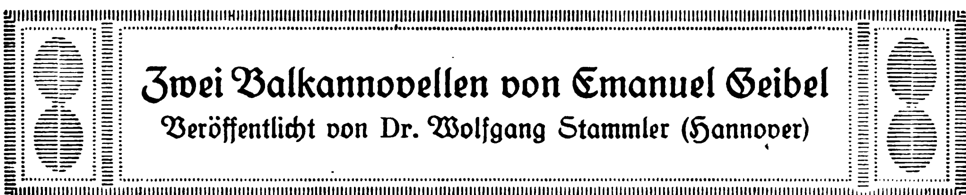
Morgenopfer

Durch braune Gräser geht das leise Flüstern
Des nahen Morgens, das Gestirn erblaßt,
Das Rotwild äst zu Holz, und tatenlüstern
Hebt schon der junge Tag des Dunkels Last.

Die Stunde, da sich Nacht und Licht verschwistern
Und eins des andern Hände traulich faßt,
Ist wieder da. Durch grauen Eschenbast
Läuft kaum vernehmbar ein erwartend Knistern.

Die Erde bringt ihr erstes Opfer dar:
Ein rosenrot umkränztes Wolkenvlies.
Durch junge Heistern knackt der starke Hirsch.

Vergessen ist die Beute und die Birsch,
Denn ich stand mitten in der Beter Schar,
Die ehrfurchtsvoll die Seele weihen ließ.

Zwei Balkannovellen von Emanuel Geibel

Veröffentlicht von Dr. Wolfgang Stammler (Hannover)

Als der gastfreie, hochsinnige Baron von der Malsburg den jungen Dichter, dessen erste poetische Sammlung soeben in die Welt gegangen war, auf sein Schloß Escheberg bei Kassel eingeladen hatte, arbeitete Geibel dort mit Ernst und Eifer an seiner weiteren schriftstellerischen Ausbildung. Neben zahlreichen Gedichten entstanden damals die »Zeitstimmen«, seine ersten politischen Poesien; fleißig trieb er spanische Studien und übersetzte Romanzen und Lieder von der Pyrenäenhalbinsel, welche 1843 mit der Widmung an Ferdinand Freiligrath, »den Dichter und Übersetzer«, herauskamen.

Nun begann Geibel, auch einige prosaische Sachen zu entwerfen, da er auch auf diesem Wege sein literarisches Glück zu machen hoffte. Er ging stofflich zurück auf seine Erlebnisse und Erinnerungen von der Balkanhalbinsel; ein geschickter Griff, denn solches Material mußte dem neuheitshungrigen Publikum auffallen und es anziehen.

Aus mündlichen Überlieferungen heraus, die Geibel wohl im Hause des russischen Gesandten Fürsten Katakazi zu Athen vernommen hatte, und die ihm schon den Stoff zu dem Gedicht »Des Woiewoden Tochter« geliefert hatten, gestaltete er eine serbische Erzählung »Die Johannisnacht«; von Escheberg aus sandte er sie an die von Franz Dingelstedt in Kassel begründete Zeitschrift »Der Salon«, in der bereits einige Schöpfungen von ihm erschienen waren, und dort ward sie in Nr. 18 des Jahrgangs 1842 gedruckt. Eine Reihe Entwürfe blieben liegen. Nur noch eine Geschichte mit dem preziösen, jungdeutsch anmutenden Titel »Demant und Rose« ward vollendet. Auch sie entnahm ihr Thema dem Süden; vermutlich wiederum eine Erzählung aus Athen, die sich vielleicht auf eine wahre Begebenheit stützte, bot die Grundlage. Sie wurde im ersten Bande der neubegründeten »Fliegenden Blätter« (1845, Nr. 19) veröffentlicht, wie Karl Gödeke meint, eingesandt von Ferdinand Röse, mit dem Geibel kurz zuvor in Stuttgart seine Jugendfreundschaft erneuert hatte. Ich halte diesen Vermittler nicht für nötig, da außerdem noch eine Reihe Gedichte von Geibel dort herauskamen. Andre Stoffe verschenkte Geibel in der Folge, wie Gödeke berichtet, und die übrigen sind liegengeblieben oder verlorengegangen.

Geibel zeigt sich in den beiden einzig erhaltenen Noveletten von einer neuen Seite, von welcher ihn weder Literaturgeschichte noch Publikum bisher kannten. Eine ungewöhnliche Handlung zu schildern, ist sein Bestreben; Spannung zu erregen, bemüht er sich sichtlich; ebenso versucht er eine wenn auch nur andeutungsweise mögliche Charakteristik der Personen. Der Stil ist gewandt, ohne prägnant zu sein.

Die Erstdrucke der beiden Novelletten sind selten geworden; das einzige vollständig erhaltene Exemplar des »Salons« besitzt meines Wissens überhaupt nur noch die Landesbibliothek in Kassel. W. St.

Die Johannisnacht

Eine serbische Geschichte

Auf den Bergen von Jassika gab es eine lustige Johannisfeier. Die reichen Herdenbesitzer hatten mit ihren Hirten nach der Sitte des Landes gegen Abend die Hürden, worin ihre Rinder und Schafe eingeschlossen waren, mit brennenden Fackeln feierlich umwandelt und waren dann auf die nahegelegenen Höhen gestiegen, um sich dort unter dem freien Sternenhimmel dem Jubel des Festes zu überlassen. Dort hatten sich bereits die herbeigeströmten Landbewohner in malerischen Gruppen über die Abhänge gelagert; nun wurden von dürrem Reisig und Birkenrinde große Feuer angezündet, die ihren glutroten Schein bis in die unten vorüberbrausende Morava warfen, Flaschen und Holzbecher gingen von Mund zu Mund, die schmucken Dirnen mit den dunklen Augen und dem schwarzen in lange Zöpfe geflochtenen Haar tanzten das Kolo, die Gusla klang ohne Unterlaß, und hier und da scholl in ernster, eintöniger Melodie ein altes Heldenlied dazwischen von den stolzen Jugowitschen oder von dem Königssohne Marko, der sich vor niemand fürchtet.

Am lautesten ging es unter dem Haufen zu, wo Janko Dobritschin mit seinen Freunden zechte. Denn das Johannisfest sollte zugleich der Vorabend seines Hochzeitstages sein; die schöne Wlaska, die einzige Tochter des reichen

Weliko, war seine Braut. Von allen Seiten drängten sich Verwandte, Freunde und Bekannte um ihn; glückwünschend tranken sie ihm zu, und aus vollem Becher brachte er ihre Gesundheiten zurück, während sein Auge mit stolzem Bewußtsein nicht selten zu Wlaskas lieblichen Zügen hinüberschweifte. Endlich setzte er sich neben seinen erwählten Waffenbruder, den wilden Michael Benkowitsch, der vorzeiten als Heiduckenführer jahrelang gegen die Türken gekämpft hatte, ergriff die ihm dargebotene Gusla und sang, zu seiner Braut gewandt, eins jener Liebeslieder, wie sie von so eigentümlich anmutiger Art im Munde des serbischen Volkes gehen:

Steigt der Mond dort nieder in die Wellen,
Oder schwankt am Wald die Wasserlilie?
Nicht der Mond ist's, ist auch keine Lilie.
Ging die Jungfrau hin zum stillen Flusse,
Badet nächtlich dort die weißen Glieder.

Wär' ich doch ein flügelschneller Falke,
Niederbeizen wollt' ich auf das Wasser
Und die Jungfrau bei den Locken packen,
Mit dem Schnabel und den starken Krallen,
Und sie mit mir tragen ins Gebirge.

Alle jubelten laut, als der Gesang geendet war, und die schöne Wlaska blickte errötend vor sich nieder. Nur Alexa, der alte Schäfer, der wegen mancher Geheimkunde im Volke geachtet war, hielt sich fern vom Taumel der Freude; er habe vorgestern die Wilen auf der Waldwiese am Flusse tanzen sehen, sagte er, und das bedeute ihm und allen nichts Gutes.

Da kam der blonde Gojko, Jankos Bruder, den Bergpfad herab, der durch den Wald nach dem Kloster Kalenit emporführt, wo morgen die heilige Zeremonie der Trauung vollzogen werden sollte. Schnell, daß ihm das lange Haar um Brust und Nacken flatterte, trat er auf die Seinen zu; die hohe Röte, die über sein Antlitz flammte, war nicht bloß der Widerschein der Johannisfeuer.

»Was bringst du, mein Bruder?« rief Janko, indem er aufstand und ihm entgegentrat. »Du hast dich erhitzt in dienstfertiger Eile. Komm, setz dich, trink und tu dir gütlich auf den Weg.«

»Die Pest über den Pfaffen!« erwiderte Gojko heftig. »Daß ihm die Hexe das Herz gefressen hätte bei der Geburt, damit er nun hinsiechen und verdorren müßte!«

Ein neugieriges Gemurmel lief bei diesen Worten durch die Versammlung; ein Kreis bildete sich um Gojko. »Was gibt es? Was ist geschehen?« fragten alle durcheinander.

»Was geschehen ist?« rief der erzürnte Jüngling. »Ich will's nur laut erzählen, daß ihr es alle hört. Erfahren müßt ihr es ja doch. So wißt denn: der Archimandrit Placidius von Kalenit weigert sich, die Trauung Jankos mit seiner Braut zu vollziehen, weil Janko mit einem seiner Feinde, dem er Blutrache geschworen, noch immer in Fehde lebe.«

Von allen Seiten erschollen laute Äußerungen des Zornes und Unwillens über die Anmaßung des Priesters; Janko, auf den alle blickten, stand hochaufgerichtet in der Mitte des Kreises; er sprach kein Wort, aber aus seinen Augen leuchtete eine unheimliche Glut, die Zornader auf seiner Stirn schwoll dick hervor, die Unterlippe warf sich auf. So blieb er einige Augenblicke unbeweglich, dann warf er die Gusla, die er noch in den Händen hielt, heftig auf den Boden und trat darauf, daß sie krachend zersplitterte. »Könnte ich ihn so zertreten!« murmelte er und versank wieder in sein voriges Brüten.

Da trat Michael Benkowitsch an ihn heran und rüttelte ihn am Arme. »Dein stummer Zorn bringt keine Frucht!« rief er. »Wozu hast du deine Freunde und Kampfgenossen? Wozu sind wir geübt in den Waffen von Jugend auf, wenn wir dir nicht Recht und Genugtuung schaffen können? Auf denn! Wie wir hier versammelt sind, laßt uns hinaufziehen gen Kalenit zu jenem Priester und mit Gewalt ertrotzen, was man uns in Güte weigert.«

»Hinauf, hinauf nach Kalenit!« heulte es nach in der Menge. Vergebens versuchte der alte Alexa durch gütliche Vorstellungen wenigstens einen Aufschub des Vorhabens zu bewirken, sein Widerspruch reizte den durch Zorn und Wein aufgeregten Haufen nur noch mehr. Die Männer ergriffen ihre langen Flinten und ihre Axte, hohe Kienfackeln wurden angezündet, und durch den finsteren Wald wälzte sich der Zug unheildrohend gegen das Kloster hinauf. Janko war aus seinem dumpfen Zustand augenblicklich erwacht, sobald er sich das Mittel zur Befriedigung seines gekränkten Stolzes an die Hand gegeben sah, mit einer Art dämonischer Freude hatte er sich den Säbel umgegürtet und ging mit stürmischen Schritten an Michaels Seite, in dessen Brust die alte Lust am wilden Räuberleben wieder rege geworden war.

Fritz Beckert: Morgenſonne

Zu dem Aufſatz »Fritz Beckert« von Paul Hermann Hartwig

Das letzte Mondviertel stieg eben über den Wipfeln der Fichten empor, als der Schwarm an der Pforte des Klosters anlangte. Man fand sie fest verschlossen; in dem weitläufigen, mit Türmen und Zinnen umgebenen Gebäude war alles still und dunkel; nur durch die bunten Glasfenster der Kirche flimmerte der dämmernde Strahl der ewigen Lampe. Mitternacht war vorüber; der Placidius und die Mönche hatten sich augenscheinlich bereits zur Ruhe begeben.

Mit Heftigkeit zog Janko das Glöcklein an der Pforte, und als bald darauf der aufgeschreckte Türsteher von innen fragte, was man zu so später Stunde begehre, verlangte jener ein Gespräch mit dem Vorgesetzten des Klosters. Man vernahm darauf, wie die Schritte des Pförtners sich allmählich im Kreuzgange verloren; nach einer Weile erhellte sich das Bogenfenster über dem Eingang, und an demselben erschien der Archimandrit in seiner Amtstracht. Auf seine wiederholte Frage, was das Begehr der Männer draußen sei, rief ihm Janko mit lauter Stimme zu, ob er gesonnen sei, seine unrechtmäßige Verweigerung der Trauung zurückzunehmen. Aber der Geistliche erwiderte fest und gelassen, dies sei weder die rechte Zeit noch die rechte Weise, über solchen Gegenstand mit ihm zu verhandeln; auch sei Janko nicht befugt, irgendwelche Rechenschaft von ihm zu fordern, er werde höheren Orts seine Handlungsweise zu vertreten wissen. Damit schlug er das Fenster zu und entfernte sich eilig.

Janko, vor Zorn zitternd, stieß die furchtbarsten Verwünschungen gegen ihn aus; die Begierde nach Rache übertäubte jedes bessere Gefühl in ihm. »Was zögern wir noch!« schrie er seinen Begleitern zu. »Laßt uns den Kahlköpfen durch die Tat beweisen, daß sie uns nicht ungestraft verhöhnen dürfen.« Mit diesen Worten stieß er den Kolben seiner Flinte gegen die Pforte, aber die starken, mit eisernen Nägeln beschlagenen Eichenbohlen trotzten der Gewalt des Streiches. Da schwang Michael Benkowitsch dreimal seine gewichtige Axt gegen die Torflügel, daß sie krachend ins Innere stürzten; und über ihre Trümmer drang der erhitzte Haufe in die Gänge des Klosters. Zuerst stürmten sie nach dem Gemache des Archimandriten, aber es war leer, ebenso die Zellen der Mönche auf dem langen Kreuzgange. Tobend übten sie ihre Wut an den leblosen Gegenständen, welche sie vorfanden, sie zerschlugen die Fenster, zertrümmerten Tische, Sessel und Betten und warfen die Bücher in einen großen Kamin, den sie mit ihren Fackeln in Flammen setzten. Aber das war ihnen bald nicht mehr genug; ihre gereizte Wildheit verlangte nach neuen Opfern. Nachdem sie das ganze Hauptgebäude vergebens nach Menschen durchsucht hatten, drangen sie über den Klosterhof in die Kirche. Dorthin hatte sich der Archimandrit mit den Mönchen geflüchtet, sobald sie die ersten Streiche gegen die Pforte vernommen hatten, bei der Heiligkeit des Ortes Schutz suchend. Am Chor und an den Pfeilern flammten die geweihten Kerzen; Placidius stand vor dem großen Kruzifix am Altar, um ihn her im Halbkreis die Mönche.

»Zurück, ihr Tempelschänder!« rief er den Eindringenden mit donnernder Stimme entgegen, »scheuet die Nähe des Allerhöchsten und häufet nicht neuen Frevel auf euer schuldiges Haupt!« Aber seine Worte gossen nur Öl ins Feuer. Michael Benkowitsch schleuderte die Axt nach ihm, die ihm tief ins Haupt fuhr, daß er röchelnd vor dem Kruzifix niedersank, während das Blut in Strömen über seinen weißen Bart herabfloß. Jetzt war der erste Schritt zum Entsetzlichen geschehen; wie Tiger, wenn sie Blut sehen, stürzten Janko und seine wilden Genossen sich auf die schuldlosen Mönche. Bald war die ganze Kirche mit Mord befleckt, am Altar lagen die Leichen gehäuft, von den Stufen des Chors rieselte Blut herab. Nur wenige der unglücklichen Priester vermochten sich durch die Flucht zu retten, mehr als zwanzig waren im schauderhaften Gemetzel ermordet.

Und nun stand Michael Benkowitsch, auf die triefende Waffe gelehnt, mitten auf dem Schauplatz der Zerstörung und rief nach Wein. Gojko erbrach mit einem Trupp seiner Hirten den Keller, die Fässer wurden heraufgeschleppt, und da es an Bechern fehlte, begann man aus den geweihten Silbergefäßen des Sakraments zu zechen; nichts Heiliges wurde geschont. Einige Bauern, die einst als Räuber unter Michael gedient hatten, brachen die goldenen Glorienscheine und das Edelgestein von den Heiligenbildern, andre schnitten die kostbaren Borten von den Altardecken und rissen die gediegene Stickerei der Meßgewänder herunter.



Der Schein des edlen Metalls mochte in Michaels Brust die alte Begierde nach Beute wieder erwecken. Obgleich Janko, der nur auf Rache, nicht auf Raub ausgegangen war, sich laut dagegen erklärte, fragte jener dennoch, ob jemand wisse, wo der Schatz des Klosters verborgen sei. Aber keiner wußte ihm Rede zu stehen. Da trat Gojko heran und berichtete, er habe neben dem Keller eine eiserne Tür wahrgenommen, die in ein Seitengewölbe führen müsse; sie sei mit drei großen Schlössern verhängt, auch stehe ein furchtbarer Fluch darauf geschrieben gegen jeden, der sie zu öffnen wage. »Das ist's, was wir suchen!« rief Michael frohlockend aus. »Die Pfaffen sind klug; sie stellen den Fluch als Wächter vor ihren Mammon. Aber ein Tor, wer sich von ihnen hintergehen läßt!« Damit stand er auf und ließ sich von Gojko zu der eisernen Pforte führen; neugierig und raublustig folgte der Schwarm, auch Janko und der alte Alexa, der bleich und kopfschüttelnd den fürchterlichen Auftritten in der Kirche zugesehen hatte.

Drei Schläge zersprengten die mächtigen Schlösser, die großen Riegel fielen klirrend nieder, langsam öffneten sich die schweren Türflügel. Ein kühler, von Moderduft geschwängerter Hauch wehte Michael entgegen, als er sich vorbeugte, um in die dunkle Öffnung hinabzuleuchten. Aber er ließ sich's nicht anfechten; festen Schrittes stieg er mit der Fackel die feuchten steinernen Stufen hinab und sah sich mit prüfenden Blicken in dem Gewölbe um. Er sah jedoch nichts als einen alten Altar, über dem eine vergilbte Wolldecke hing; am Boden lagen zwei menschliche Gerippe, in halbvermoderte Leintücher gehüllt. Nun stiegen auch Janko und mehrere der andern hinab; hastig durchstöberten sie das Gewölbe, aber sie fanden nichts als Schutt und in Fäulnis übergegangene Lumpen.

Da schrie oben der alte Alexa laut auf vor Entsetzen. »Seht ihr sie nicht?« rief er mit bebender Stimme, »dort tritt sie aus der Pforte mit ihren weiten weißen Schleiern, sie schreitet zwischen euch hindurch, nun schwebt sie langsam den Gang hinauf. Wehe, wehe über uns und unser Land!«

Und aller Lippen umher wurden bleich, aller Augen starrten tot ins Leere, denn sie hatten aus der seltsamen Rede des Alten wohl erkannt, daß er die Pestjungfrau gesehen habe. In jenem Gewölbe waren vielleicht vor Jahrhunderten Pestleichen verscharrt worden.

Keiner der Mörder entging dem schrecklichen Gericht. Aber wie die Sünde eines Einzigen oft tausend Unschuldige mit ins Verderben reißt, so mußte hier ein ganzes Land für den Frevel der Einzelnen büßen. Geflügelt eilte die Seuche von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf. Die frohen Klänge der Gusla verstummten an den Ufern der Morava, an die Stelle von Spiel und Tanz trat verzehrende Angst und bald das Schweigen des Todes. In kurzem glich die Gegend um Jassika einer Wüste, die Höfe waren verödet, ganze Ortschaften ausgestorben, in den einstürzenden Hütten hausten die Wölfe, die keinen Jäger mehr zu scheuen brauchten, und die Raubvögel schweiften ungestört über den weiten Feldern und sättigten sich am Fleisch der gefallenen Herden.

Demant und Rose

Der Abend neigte sich seinem Ende zu, als wir von einem Ritte heimkehrten, der uns um die Mauern von Konstantinopel geführt hatte. Noch voll des Eindrucks, den die großartigen Denkmale der altberühmten Stadt in unsrer Seele hinterlassen mußten, bestiegen wir bei den sieben Türmen eins jener leichten, zierlichen, aber auch gefährlichen Fahrzeuge, welche der Orientale Kaik nennt, und die, wie Wasservögel, zu Tausenden den Bosporus und das Goldene Horn durchkreuzen. Wir hatten noch nicht die Hälfte unsrer Fahrt nach dem gegenüberliegenden Galata zurückgelegt, als der Sonnenball, feurig und rot wie glühendes Eisen, hinter den fernen Höhen versank, nur eine leise Glorie am Horizont zurücklassend. In diesem Augenblick verhallte der letzte Gesang des Muezzins von den Minaretts, auf den Kriegsschiffen wurden unter Kanonendonner die Flaggen eingezogen, und wenige Minuten später lagerte tiefe Stille über den Wassern.

In jenen Himmelsstrichen folgt die Nacht fast unmittelbar auf den Sonnenuntergang. So begann es schon tief zu dunkeln, als wir landeten. Doch zu aufgeregt, um bereits in den engen Zimmern unsers Gasthofes den Schlummer zu suchen, beschlossen wir, nicht

sogleich nach Pera hinaufzusteigen, sondern zuvor noch in einem der nahegelegenen Kaffeehäuser ein Stündchen zu plaudern.

Dort wollte jedoch kein rechtes Gespräch in Gang kommen. Der eine von uns, der wohl jetzt, ausruhend, die Ermüdung seiner Glieder spürte, lehnte sich schläfrig in die Ecke des Diwans zurück; ein andrer glaubte die Zeit nicht besser benutzen zu können als durch Eintragen einiger Bemerkungen in seine Schreibtafel; ich selbst gedachte der mancherlei Schicksale, welche seit langen Jahrhunderten über die Stätte hingegangen waren, auf der ich wandelte. So schwiegen wir alle und bliesen, an dem Bernsteinstück des langen Tschibuks saugend, den gewürzigen Dampf desselben in bläulichen Strahlen vor uns hin.

Nicht weit von uns hatte ein alter Armenier von ehrwürdigem Ansehen Platz genommen; er schien mit dem österreichischen Schiffskapitän, dessen schnellsegelndes Fahrzeug uns von Smyrna herübergeführt hatte, in ein ernstes Gespräch vertieft. Mit meinen Gedanken beschäftigt, merkte ich nicht auf die Unterredung der beiden, bis endlich der Armenier aufbrach und mit einem schweren Seufzer sagte: »Ja, Signor Angelo, heute sind es drei Jahre, und seitdem hatte ich bei Tage keine Freude, bei Nacht keine Ruhe. Und so wird es bleiben, bis ich über den Wolken wiederfinde, was unter den Wassern begraben liegt. Schlaft wohl!«

Der Armenier ging, und Angelo wandte sich grüßend zu uns. Nachdem wir von mancherlei Tagesneuigkeiten, von Wind und Wetter und von den Herrlichkeiten Stambuls geplaudert hatten, konnte ich nicht umhin, den Kapitän über den Greis zu befragen, dessen seltsame Worte mir im Gedächtnis geblieben waren.

»Ihr meint den alten Jussuf?« versetzte Angelo. »Er ist ein würdiger, vom Schicksal schwer geprüfter Mann. Der blühende Wohlstand seines Hauses vermag ihm nicht zu ersetzen, was ihm die Treulosigkeit der Menschen und das falsche Meer geraubt. Wir sind alte Bekannte, und ich habe unter seinem gastlichen Dache drüben in Skutari vorzeiten manchen frohen Tag verlebt. Freilich,« setzte er mit einem wehmütigen Ausdruck hinzu, »dort sieht es nun ebenso öde und traurig aus wie in seiner Brust.«

Unsre Neugier war gespannt. Wir rückten näher zusammen und drangen in Angelo, uns die Geschichte von des Armeniers Unglück mitzuteilen, was er denn auch mit folgenden Worten bereitwillig tat:

»Wenn Sie die große Straße von Pera hinaufgehen, der Moschee der tanzenden Derwische zu, so werden Sie die Trümmer eines aus der Zeit der Genueser stammenden Gebäudes bemerken, welches seit der letzten Feuersbrunst nicht wieder aufgebaut wurde. Dort wohnte vor mehreren Jahren ein fränkischer Kaufmann, Philipp Reynaud mit Namen, der, ziemlich unbemittelt hier angelangt, rascher, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, zum Besitz von nicht unansehnlichen Glücksgütern gediehen war. Freilich verlautete mancherlei Seltsames über die Quellen dieses so schnell errungenen Wohlstandes, welchen seine Neider lieber einer unlauteren Handlungsweise als seinem rastlosen Fleiß und dem Glück, das ihn bei manchen gewagten Unternehmungen begünstigte, zuschreiben wollten. Er verachtete indessen das Gerede der Leute und sah die Zahl seiner Freunde mit dem Wachstum seines Vermögens täglich zunehmen. Mit Jussuf hatte er längst in Geschäftsverbindungen gestanden; endlich gelang es ihm auch, sich als Freund in sein Haus einzuführen, in welchem damals noch Leben und Freude herrschte. Denn Jussufs Frau war munter und fröhlich von Natur, und Maria, sein einziges Kind, stand eben in der vollen Blüte des jungfräulichen Alters.

Selten ist mir ein reizenderes Wesen vorgekommen. Sie war schlank und zierlich gebaut, und jede ihrer Bewegungen von unaussprechlicher Anmut. Aus dem großen freundlichen Auge, dem Spiegel ihrer Seele, blickte die reinste Herzensgüte, und wer nur einmal dies feine von leise durchschimmerndem Rot belebte Antlitz aus dem üppigen Gelock des seidenweichen goldbraunen Haars hervorlauschen gesehen, der gönnte dem holden Kinde sicher den bezeichnenden Namen der ‚Rose von Skutari', welchen die Mädchen jenes Stadtviertels der Freundin gegeben hatten. Man beneidete schon im voraus den Glücklichen, der Marie einst heimführen würde, nicht allein um ihrer Anmut und Tugend willen, sondern zugleich auch wegen der Aussteuer und des reichen Erbes, das ihr Bräutigam erwarten durfte. Dennoch mochte es keinem Franken in den Sinn kommen, sich um ihren Besitz zu bemühen, da,



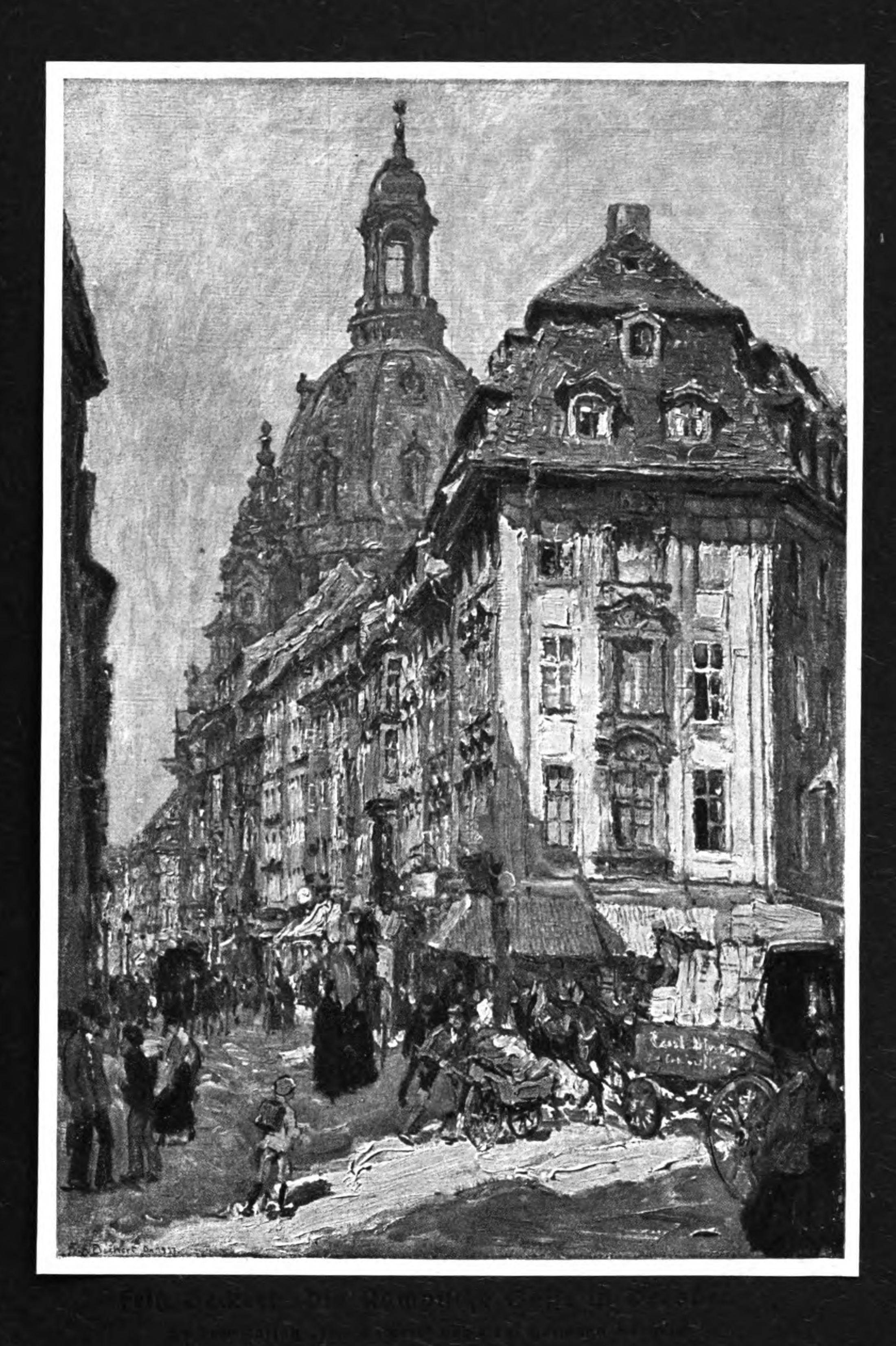
der alten Sitte getreu, die Töchter der Armenier sich selten anders verheiraten als an ihre Landsleute und Glaubensgenossen. Mit um so größerem Erstaunen sah man daher Philipps Besuche so häufig werden, daß sich fast mit Gewißheit auf ein Verhältnis zwischen ihm und der Tochter des Armeniers schließen ließ, bis er endlich selbst das längst verbreitete Gerücht von seiner nahe bevorstehenden Verbindung mit der schönen Maria bestätigte.

Philipp mochte dreißig Jahre alt sein. Er war ein gewandter und entschlossener Mann von angenehmer Lebensart, in abendländischer und morgenländischer Sitte gleich wohlerfahren. Die Bildung seines blassen, von kurzgeschnittenem Haar und glänzend schwarzem Bart eingefaßten Gesichts hätte fast regelmäßig schön heißen können; sein dunkles Auge war feurig und durchdringend, nur ein eigentümlich unheimlicher Zug, der ihm in aufgeregten Augenblicken, einem bitteren Lächeln nicht unähnlich, um die scharfgeschlossenen Lippen zuckte, wollte mir niemals recht gefallen. In der Unterhaltung war er lebhaft und witzig; er erzählte gut und wußte von seiner Heimat, von seinen Reisen und Abenteuern auf das anziehendste zu berichten. Was Wunder, wenn Maria dem schönen Manne, welchen sie noch dazu von ihren Eltern begünstigt sah, bald lieber zuhörte als jedem andern und endlich mit der ganzen Schwärmerei einer jugendlichen Seele sich ihm hingab. Ich überlasse es Ihnen, sich die volle Süßigkeit eines derartigen Brautstandes in diesem zum Genuß und zur Liebe geschaffenen Himmelsstrich auszumalen; bedenken Sie aber gleich, daß für uns arme Sterbliche das Paradies verlorenging, und lassen Sie mich eine Erzählung rasch zu Ende bringen, die ich besser nicht begonnen hätte.

Der Hochzeitstag kam heran. Die Trauung sollte zuerst in der französischen Kirche zu Pera, sodann nach armenischem Ritus vollzogen werden. Darum mußte Jussuf mit seiner Familie von Skutari herüberkommen. Er hatte das Haus eines seiner Verwandten in Galata zum Versammlungsort gewählt, und die dritte Stunde nach Mittag war für die heilige Handlung festgesetzt. Ich fand bereits die meisten Gäste zur Stelle, als ich zur anberaumten Zeit erschien; bald nach mir trafen auch die Eltern mit der festlich geschmückten Braut ein, auf deren blühendem Antlitz süße Befangenheit mit sehnsüchtiger Erwartung kämpfte. Nur der Bräutigam fehlte noch immer. Nach morgenländischer Weise reichte man einstweilen Kaffee und eingemachte Früchte umher, die Männer rauchten, die Frauen plauderten; aber eine Viertelstunde verging nach der andern, und Philipp kam nicht. Jetzt war es vier Uhr, die Gäste fingen an unruhig zu werden und steckten bedenklich die Köpfe zusammen; als eine zufällige Verspätung ließ sich das rätselhafte Ausbleiben des Bräutigams kaum erklären, es mußte etwas vorgefallen sein. Jussuf, von banger Ahnung ergriffen, schickte nach der Wohnung des Franzosen; der Bote fand sie verschlossen. Was war zu tun? Man harrte noch immer, eine peinliche Stille lag über der Gesellschaft, denn von gleichgültigen Dingen mochte niemand reden, noch weniger seine Befürchtungen aussprechen; der Armenier ging, erzürnt und geängstigt zugleich, mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder; die Frauen beschäftigten sich um Marie und suchten die in Tränen Schwimmende zu trösten.

Da plötzlich gibt es ein hastiges Hinundwiderrennen auf der Straße, die Luft verdunkelte sich auf einen Augenblick wie durch ein schnell heraufziehendes Gewölk und scheint dann in einen fahlen Schimmer getaucht; fern erhebt sich ein dumpfes Getümmel, ein verworrenes Geschrei, das wachsend immer näher und näher sich heranwälzt, bis man zuletzt deutlich den Schreckensruf ‚Feuer! Feuer!' vernimmt.

Wer hier zu Konstantinopel keine Feuersbrunst erlebte, kann sich von der Gewalt des Elements, von der furchtbaren Schnelligkeit, mit welcher die Flamme um sich greift, von den ungeheuerlichen Zerstörungen, welche sie anrichtet, kaum einen Begriff machen. Bei dem Mangel aller tüchtigen Löschanstalten und der gedrängten Bauart der meist hölzernen Wohnungen werden ganze Häuserreihen in wenigen Augenblicken ein Raub der Gluten; nur die schleunigste Flucht bietet Heil, außer dem nackten Leben ist selten etwas zu retten. So hatte sich denn auch jetzt von Pera her der Brand bis in unsre Nähe gewälzt, ehe wir recht zur Besinnung kamen, und uns blieb nichts übrig als das Haus zu verlassen und nach dem Strande zu flüchten. Mit Schrecken vernahmen wir auf der Gasse, daß das Feuer zuerst in Philipps Hause ausgebrochen sei. Ich mochte die düstere Ahnung, die



mich bei dieser Nachricht erfüllte, nicht aussprechen.

Halb entseelt brachten wir die Frauen in eins unsrer Boote, bestiegen mit Jussuf das zweite und stießen ab. Es war indessen Abend geworden. Ein heftiger Ostwind schürte das Feuer, das durch die dichten Dampfwolken hoch und rot emporschlug und seinen schauerlichen Glanz auf die dunklen Wogenhäupter warf. Wir befanden uns in der Mitte der Meerenge — das Boot mit den Frauen dicht bei dem unsrigen —, als ein französischer Kauffahrer mit vollem Winde aus dem Hafen segelte und bald so dicht an uns vorüberfuhr, daß wir auf dem Verdeck die hohe Gestalt Philipps, dessen bleiche Züge von den Flammen scharf erleuchtet wurden, deutlich erkennen konnten. Im nächsten Augenblick war das Schiff in Rauch und Nacht verschwunden, aber zu gleicher Zeit traf ein herzzerreißender Schrei unser Ohr. Maria stand mit weitausgebreiteten Armen aufrecht zwischen den Frauen, das Kaik, von der gewaltsamen Bewegung erschüttert, schwankte heftig, dann schlug es um und sank mit allen, die es getragen, in die bodenlose Tiefe hinab.

Sie wissen, der Bosporus verlangt seine Opfer. Der kühnste Schwimmer vermag nicht aufzutauchen, wenn seine Wirbel ihn gefaßt. Wie es kam, daß uns nicht gleiches Schicksal traf, daß wir Jussuf zu halten vermochten und die Barke bei unsern Bewegungen nicht ebenfalls eine Beute der Fluten ward, ist mir noch immer ein Rätsel. Ich brachte den Alten nach Hause und verließ ihn erst den folgenden Tag, krank, düster, schwermutsvoll, wie Sie ihn heute gesehen haben. Die Ärzte fristeten sein Leben, aber seinen Gram können weder sie, noch kann ihn die Zeit heilen.

Vergebens verhieß Jussuf demjenigen, der ihm wenigstens die teuren Hüllen zur Bestattung überliefern würde, alle die Edelsteine, mit welchen sie an jenem Schreckenstage geschmückt waren. Der finstere Meergott gab die Rose von Skutari nicht wieder heraus.«

Angelo hielt inne und rief nach einer neuen Pfeife, um der Wehmut, die sich seiner unwillkürlich bemächtigt hatte, gewaltsam Herr zu werden.

»Am nächsten Tage«, fuhr er fort, »legte sich die Wut des Brandes, welcher mit reißender Schnelligkeit Hunderte von friedlichen Wohnungen verwüstet hatte. Man fing an, die Trümmer für den Neubau fortzuräumen; viele Leichname und Verwundete wurden aus dem Schutt gezogen. So drang man auch in des Franzosen Haus, dessen Hintergebäude bei der entschieden östlichen Richtung des Windes von den Flammen fast gänzlich verschont geblieben war. Gleich beim Eintritt stieß man auf einen schwerverwundeten schwarzen Sklaven, welcher bald als zum Serail gehörig erkannt wurde. Im Krankenhause geheilt, ward dieser durch Drohungen und Versprechungen zu Geständnissen vermocht, die sowohl über Philipps schnell erworbenes Vermögen als auch über sein plötzliches Verschwinden ein furchtbares Licht verbreiteten. Der Schwarze sagte nämlich aus: er selbst sowie mehrere seiner Genossen hätten seit längerer Zeit mit dem fränkischen Kaufmann in Verkehr gestanden und demselben eine Menge kostbarer Gegenstände, welche sie nach und nach aus dem Serail entwandt, zu geringen Preisen überlassen. Zuletzt war es dem Neger gelungen, eines Diamanten von nie gesehener Größe habhaft zu werden. Weil er aber eine Entdeckung fürchtete, so wollte er den Edelstein nur unter der Bedingung an Philipp abtreten, daß dieser auf einem eben segelfertigen Schiffe die Stadt augenblicklich verlassen, ihn mitnehmen und den Erlös des ungerechten Gutes in Frankreich mit ihm teilen solle. Der Franzose hatte lange gezaudert und unterhandelt, dann aber, das Kleinod an sich nehmend, plötzlich nach einem Pistol gegriffen und den Sklaven durch einen Schuß zu Boden gestreckt. Weiter wußte dieser nichts zu bekennen. Wir dürfen indessen wohl mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß Philipp, da er den Schwarzen nur verwundet sah, teils aus Scheu, den Mord eigenhändig zu vollenden, teils um sein Entweichen in ein undurchdringliches Geheimnis zu hüllen, sein Haus selbst angezündet habe. Wer aber möchte an seiner Stelle gewesen sein, als er, durch Flammen und Nacht dahinfahrend, den kalten glänzenden Stein mit so viel Jammer erkauft sah, als die Braut vor seinen Augen versank bei dem Leuchten der schrecklichen Hochzeitsfackel, die er angefacht!

Kurze Zeit nach jenen Ereignissen«, erzählte Angelo weiter, »kam ich nach Marseille, wohin die ‚Helene' (so hieß die Goelette, auf welcher Philipp entfloh) bestimmt gewesen





war, und erkundigte mich nach ihrer Ankunft. Gescheitert im Angesicht des Hafens und untergegangen mit Mann und Maus, gab man mir zur Antwort, nur ein einziger Passagier war gerettet worden. Ich forschte nach, es konnte niemand gewesen sein als Philipp. Die heimatliche Erde hatte das Schiff zurückgestoßen, das den Schuldbeladenen trug; aber auch das Meer wollte nichts mit ihm zu tun haben und warf ihn aus. Halbtot wurde er des Morgens am Felsenufer von Fischern aufgefunden, die sich mitleidig seiner annahmen und nach manchen Bemühungen ihn endlich zum Bewußtsein brachten. Seine erste Bewegung war ein Griff nach dem Ledergurt, den er über den Hüften trug, und in welchem er den Edelstein verborgen hatte. In ärmlichen Kleidern, die er von seinen Rettern entlehnte, machte er sich, nachdem er schnell zu Kräften gelangte, auf den Weg in die Stadt und begab sich dort zu einem Juwelier, den er bat, sein Kleinod zu schätzen. Dieser bewunderte die Größe und die Reinheit des Diamanten und erklärte mit leuchtendem Auge den Wert anfangs für unberechenbar — dann betrachtete, prüfte und wog er ihn genauer, lächelte seltsam und gab ihn endlich Philipp mit den Worten zurück: ‚Es wundert mich nicht, daß Ihr euch täuschen ließet, mein Freund: wäre mir doch beinah das gleiche widerfahren. Was Kunst vermag, ward hier geleistet; aber Euer Diamant ist und bleibt dennoch nicht mehr und nicht weniger als ein wunderbar geschliffenes Stück Bergkristall.'

Philipp nahm den Stein und ging. Am folgenden Tage fand man seinen Leichnam zerschellt unter einer Klippe.«

Hier schwieg Angelo. Es war spät geworden. Wir verabschiedeten uns und traten den Heimweg an. Er führte uns bei den Trümmern des genuesischen Hauses vorüber, die der spät aufgegangene Mond beschien. Drinnen regte sich's im Schutt und rauschte durchs Gestrüpp; die Vögel der Nacht hatten ihren Wohnsitz dort aufgeschlagen.

Seliger Tod

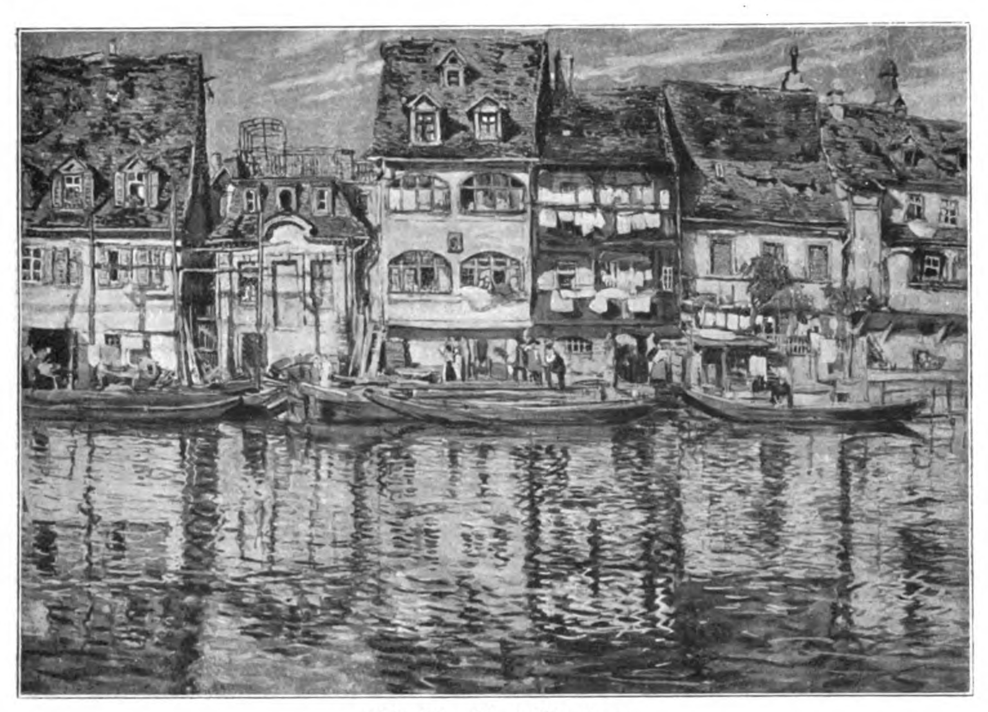
(An meinen Vater Karl Ernst Knodt)

Du gingst ihm oft entgegen
Auf tiefvertrauten Wegen
Wohl wie ein Kind dem Lichterbaum;
Und als dein Stündlein kommen,
Da ist er hell entglommen,
Vom Bruder Tod dein Dichtertraum.

Ein Lichttag, kaum zu fassen,
Ging goldne Himmelsgassen
Noch einmal in das weite Land;
Dem bist du liebetrunken
An seine Brust gesunken —
Da nahm er still dich bei der Hand.

Nun gingst du ganz geborgen
Gottheiter durch den Morgen;
Vielleicht, daß noch ein letzter Reim
In deiner Seele blühte;
Um Mittag wardst du müde
Und warst am Abend schon daheim.

Karl Knodt



Klein-Venedig in Bamberg

Fritz Beckert

Von Paul Hermann Hartwig

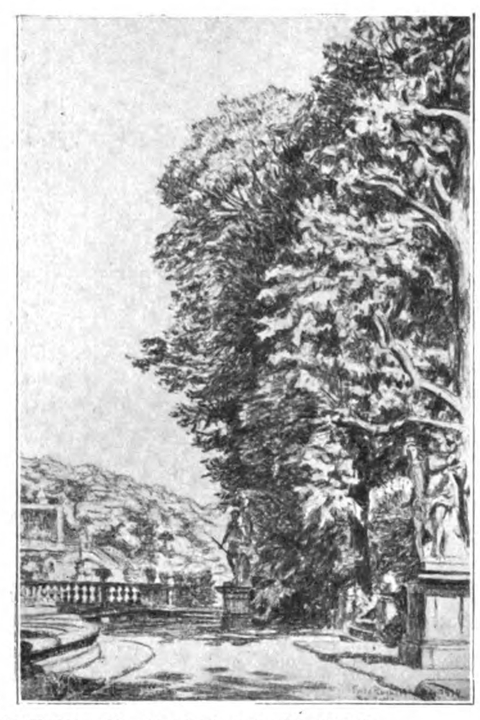
Das Feld der Kunst ist weit, es hat für viele Erscheinungen von beträchtlicher Wesensverschiedenheit Platz, für die Himmelstürmer und die Beschaulichen, für die Zergrübelten und die Sonnigen.

Fritz Beckert, der Dresdner Maler, hat nie zu denen gehört, die den Ossa auf den Pelion türmen wollten, die sich über neue Wege außerhalb der Entwicklung ihrer eignen Natur den Kopf zerbrachen oder es für ihre Aufgabe hielten, die ganze Kunst auf einmal von Grund aus umzuwälzen. Er ist da zu Hause, wo die Kunst, die bildende und schmückende in erster Linie, ihre wahre und beglückende Aufgabe noch in der Bereicherung des Schauens und dadurch des inneren Erlebens fand. In der anmutreichen Zeit, wo schön geputzte lächelnde Madonnen noch ganz simpel unter phantastischen Fruchtbäumen saßen und Engel und Vögel dazu musizierten. Naive Zeiten, die aber Heiterkeit, Glück und Erhebung brachten. Beckert malt nun nicht gerade Madonnen, aber in seinen Werken findet man etwas von der lichten, schmückenden Schönheit alter festlicher Bilder wieder.

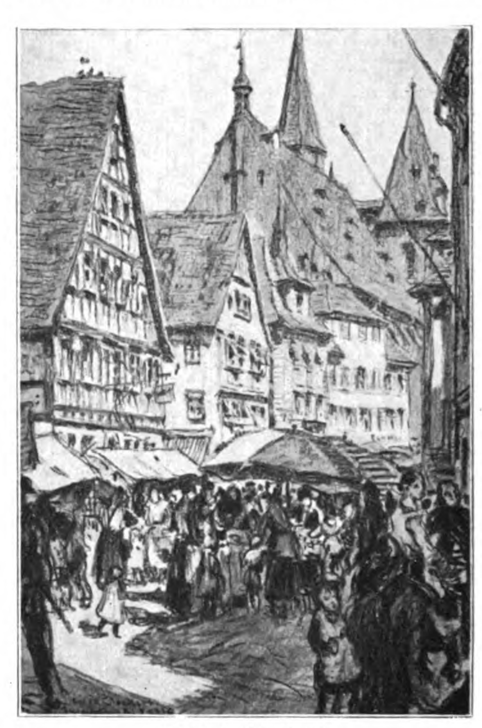


Fritz Beckert
Nach einer Zeichnung von Ferdinand Dorsch

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß solchen hellen, künstlerischen Naturen alle guten Gaben von selbst in den Schoß fielen, daß sie bloß die Tuben auf die Palette ausdrücken und den Pinsel in den Regenbogen hineinzutauchen nötig haben und die Leinewände ohne weiteres vollzaubern. So



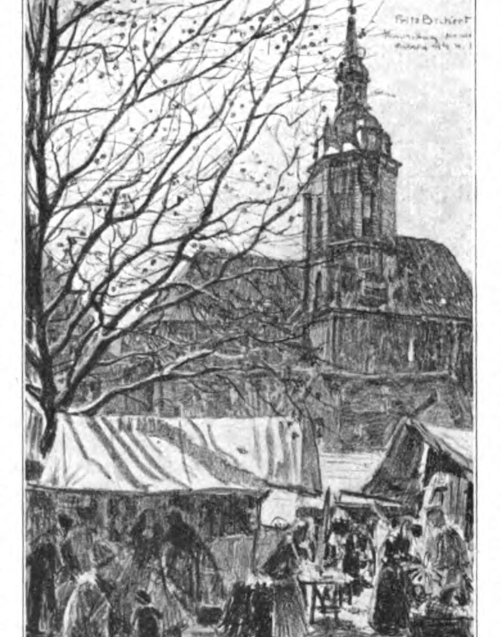
Parklandschaft in Großsedlitz



Messe in Ansbach

leicht ist die Sache denn doch nicht, auch die sonnigsten Gemüter müssen sich zum Tempeldienst bequemen. Aber er wird ihnen nicht zur starren Pflicht, nicht zu einem schmerzvollen Opfer, zu andauernder Verleugnung des sonstigen Menschentums, zum steinigen Dornenweg für blutende Füße, er ist für sie der Weg zur Selbstzucht ohne Aufgabe der inneren Heiterkeit und der frohen Sorglosigkeit des Schauens und Gestaltens.

Beckert geht zur Natur, wenn er sich über irgend etwas im Leben oder in der Kunst im unklaren befindet, und sie, die immer redliche, die ihren Lieblingen stets hilft, hat auch ihn nie enttäuscht entlassen. Diese fast primitive Einfachheit der Selbsthilfe hat ihn auch ganz gewiß davor bewahrt, ein Opfer des gefräßigen Spezialistentums der Gilde zu werden. Die Gefahr lag ja für jeden, dessen Entwicklung in die letzten fünfundzwanzig Jahre fiel, nahe: die französische Malerei hatte die Spezialisten entwickelt — Franzosen haben ja auch in der Kochkunst das höchste Raffinement erzielt —, aufnahmefähigen Boden hat es für derlei Bestrebungen in Deutschland immer gegeben, und Spezialistentum, Clique und Absonderung hängen eng zusammen. Wohl dem, der sie verständig aus-



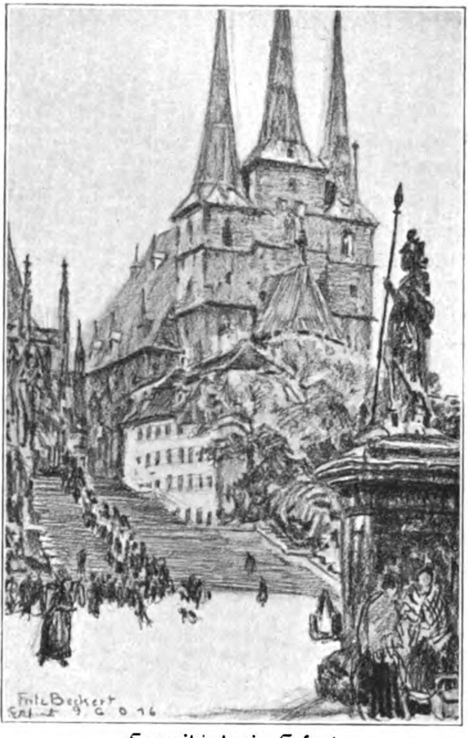
Wenzelskirche in Naumburg

nutzt und doch ohne sie vergnügt sein künstlerisches Wesen entwickeln kann.

Fritz Beckert hat seine Eigenschaft als Liebling des Lebens schon früh geltend machen können. Das Geschick hat es freundlich mit ihm gemeint und davon abgesehen, auf seinen Weg die großen dicken Steine zu häufen, an deren Bewältigung und Überwindung so oft die beste und stärkste Lebenskraft verbraucht werden muß.

Er ist — 1877er Jahrgang — ein echter Leipziger. Der Vater war Bahnhofsvorstand, der viele Mühe hatte, dem kleinen aufgeweckten Fritz begreiflich zu machen, daß man durchfahrende Züge nicht aufhalten könne. Das wollte er nämlich immer sehr gern, um zu erfahren, ob ihm jemand etwas mitgebracht habe. Die Versetzung des Vaters, eines kunstbegabten Dilettanten, von Leipzig ins grüne sächsische Vogtland erwies sich für die Entwicklung des Jungen außerordentlich förderſam. Was hätte er auch andauernd auf dem Dresdner Bahnhof in Leipzig anfangen sollen?

Grün war das Vogtland, heiter bewegt die Landschaft,



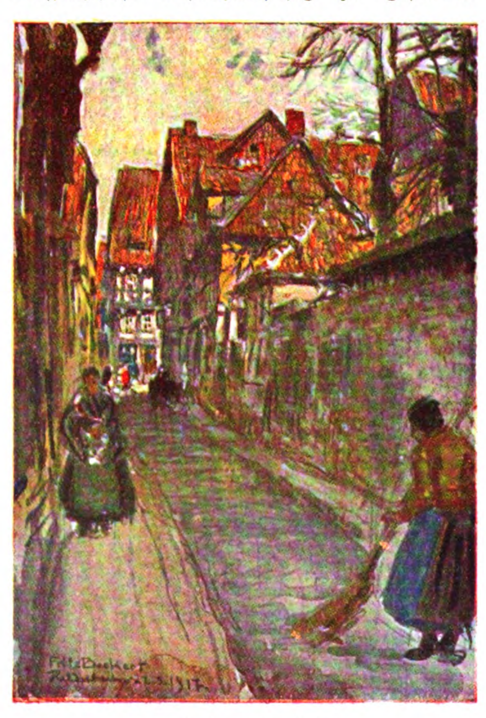
Severikirche in Erfurt



Die Piazza d'Erbe in Verona

alt und malerisch waren die halb verschollenen Dörfer, in denen im vorigen Jahrhundert noch etwas von Urvätersitte lebendig war. Für den Jungen gab es nichts Lieberes, als mit dem Skizzenbuch und Stift bewaffnet durch Wälder und Dörfer zu streifen und festzuhalten, was das kindliche Auge fesselte. Der Vater unterstützte diese Bemühungen, und die Leute hielten den Beckert-Fritze für einen ganz verflixten Buben.

Aber die Schule! Namentlich der Zeichenlehrer! Keiner hatte es so auf den Beckert-Fritze abgesehen wie er. Die Zeugnisse konnten ja wohl als Ganzes genommen ein anspruchsloses Vaterherz noch mit mäßigem Stolz erfüllen, aber die Noten im Zeichnen waren niederschmetternd, obwohl der Junge zum Kopieren eines Gipsornaments in Wischmanier fast ein Jahr gebraucht hatte. Neben dem Zeichenlehrer stand der gestrenge Herr Mathematikus, der sich die Haare raufte, sobald Fritz Beckert nur in sein Gesichtsfeld trat. Und doch waren sich beide, Lehrer und Schüler, in einem Punkte rührend einig: in dem sicheren Gefühl der Ergebnislosigkeit aller Bemühungen, dieses Hirn für die mathematische Wissenschaft aufnahmefähig zu gestalten.



Gasse in Hildesheim

Gott sei Dank, daß das Vogtland so grün, der Himmel so weit und blau und die Sonne, die Menschen und der Beckert-Fritze so vergnügt waren! Da war es nicht so schwer, sich von allen Schulsorgen und Kämpfen rasch zu erholen. Er hatte kaum Gelegenheit, in diesen Jahren irgendwo gute Kunst zu sehen oder mit Malern in Berührung zu kommen, aber ein Entschluß stand in ihm bombenfest: Ich werde Maler.

Und da war es denn ein Glück, daß die Familie Beckert eine vernünftige Bürgerfamilie war, die in dem Lieblingswunsch des jungen fröhlichen Menschen nichts Aufregendes und Zersetzendes erblickte. Der Hinweis auf die Gefährlichkeit dieser Kunst blieb einer alten Tante vorbehalten, die in ihrer Jugend einmal einen Maler »von's Jerüste« hatte fallen sehen; dem wurde aber als einer längst verschollenen Erinnerung weiter keine Bedeutung beigelegt. So verließ Fritz Beckert also das Elternhaus und ging nach seinem Ausgangspunkt zurück, nach Leipzig auf die Akademie, vor der Vater Beckert noch eine große, ziemlich unbegründete Ehrfurcht hatte. In dieser Akademie wurde der junge Beckert wieder von seinen alten Gegnern, den Gipsornamenten und den Gipsmodellen, verfolgt. Einen dauernden Reiz konnte die hier gepflegte Methode nicht auf ihn ausüben, er zog es bei weitem vor, sich skizzierend in der Leipziger Umgebung herumzutreiben und nach getaner Arbeit leibliche und herzliche Erquickung in ländlichen Gasthöfen mit zarter Bedienung zu suchen.

In dem Gefühl, daß Leipzig auf die Dauer nicht das Richtige sei, trotz allen redlichen Empfindungen echter Leipzigerinnen, ging er nach Dresden.

Die wundervollen architektonischen Reize der in einen Kranz von Gärten gebetteten Hauptstadt nahmen die Sinne des jungen Künstlers mächtig gefangen, er gewann eine wachsende Zuneigung zu der harmonischen Mischung edelsten Barocks und harmlosen Biedermeiertums, die sich bis heute nicht verringert hat. Und auch die Akademie erfüllte die Wünsche des Malenden. In dem Meisteratelier von Friedrich Preller, einem Sohne des Künstlers, dem man die Odysseebilder verdankt, fand er die Förderung eines klugen, feinen Malers, der die Zügel locker ließ. Beckert empfand diese Selbständigkeit



Jahrmarkt in Naumburg

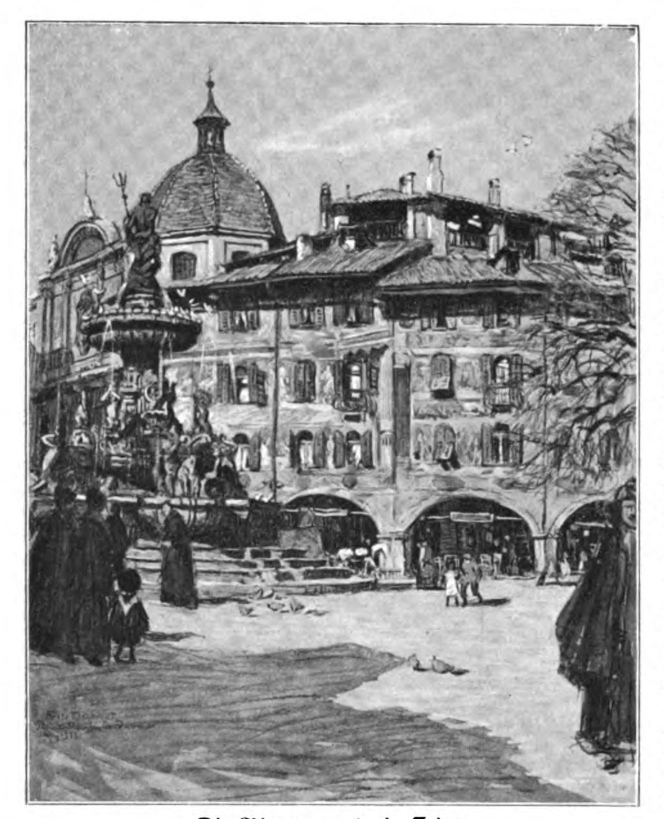
nach dem nicht sehr erfolgreichen Kampf mit leblosen Gipsen als besonders wohltuend. Das freie Schaffen stärkte sein Verantwortungsgefühl der Kunst gegenüber mehr, als es Ermahnungen und unausgesetzte Kritik getan hätten. Im Sommer entließ der Meister seinen Schüler auf Studienreisen. Diese herrlichen Sommer waren für den Reisenden ein Bronnen innerer Bereicherung und der speisende und befruchtende Quell seiner Kunst. In ihm steckt ein gut Teil altgermanischer Wanderlust. Das Unbekannte, das Neue lockt ihn, und er sieht und genießt mit dem beglückten Blick des empfänglichen künstlerischen Menschen.

Die Entdeckerfahrten in der eignen Heimat zählen zu den schönsten Gaben, die ihm das Leben gebracht hat. Er war ja ganz und gar naiv und von einer seltenen Aufnahmefähigkeit. Nach dem Thüringer Wald, nach der Saale hellem Strande zog es ihn ganz besonders, und hier erwachte das Stück Dichter in ihm, das ein Maler haben muß, wenn er echter Künstler sein will. Ein Romantiker im Sinne Schwinds wurde er als Sohn einer andern Zeit freilich ganz und gar nicht. Aber die Brunnen in Dorf und Feld rauschten auch seinem Ohr, und in den Dämmerungen weicher, köstlicher Abende, in dem bleichen Leuchten geheimnisvoller Mondscheinnächte weitete sich seine Seele, er fühlte tiefste Zusammenhänge seines eignen Wesens mit der ihn umgebenden Welt, er hörte an den gesegneten Abenden die klingende, tönende Seele des Alls, und in ihm reiften die schlichten, herrlichen Mondscheinstimmungen, die seinen jungen Ruhm begründen halfen.

Kunstwerke, sofern sie nicht ihre Voraussetzung in mathematischen Berechnungen und klügelnden Sinnen haben, sind als Spiegel der Seele ihres Schöpfers anzusehen. Aus den wie aus Traum und Wachen gesponnenen Mondscheinbildern, aus alten Gassen, aus schlummernden weiten Feldern klingt die Note am stärksten, die Beckert dem deutschen Publikum so innig nahebringen muß: die deutsche Tonart des Gefühls und künstlerischen Ausdrucks. Seine Technik ist nicht frei von künstlerischer Spekulation, aber im vollendeten Ganzen empfindet man sie nicht mehr.

In der beglückenden Zeit des inneren Auftriebs, der vollen Schaffenslust der Jugend

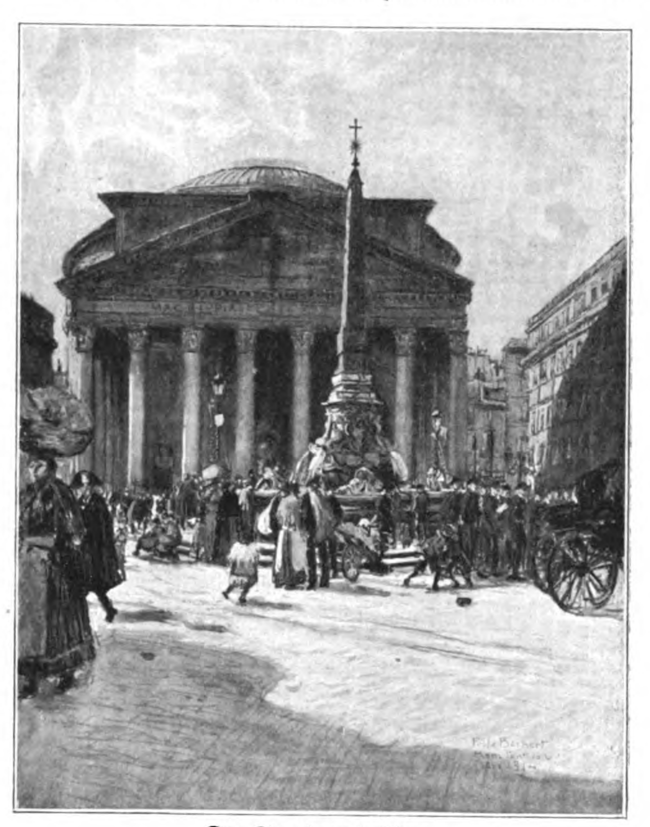



Die Piazza grande in Trient

kam ihm ein Reisestipendium der Akademie sehr gelegen. Das Stipendium war für eine Reise nach Italien bestimmt, aber dieses Ziel aller Künstlerträume älterer Epochen verlockte ihn damals nicht. Wie wenig besaß er noch als unveräußerlichen Besitz von der Heimat! Er wanderte nach dem Süden des Vaterlandes, um im herrlichen Frankenland vorläufig das Ziel seiner Wünsche zu finden. »Wir woll'n in guter Sommerzeit ins Land der Franken fahren.« Die Motive strömten seinem innersten Wesen nur so zu. Die lieben alten Frankenstädte, in denen Ältestes mit Treue bewahrt wurde und Neues sich nur schüchtern einordnen durfte, wurden seine eigne Welt, deren malerische Rätsel er voll Hingabe zu lösen suchte. Kronach, Dinkelsbühl, Sulzfeld, Ochsenfurt, kleine Juwele mittelalterlicher Herrlichkeit, dann die stolzen


Gobelinzimmer

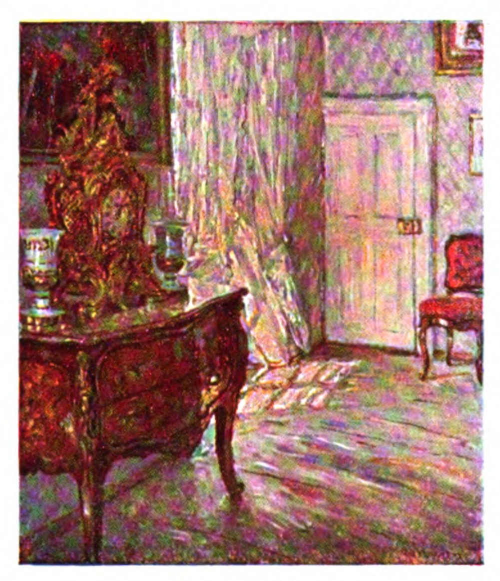
bischöflichen Residenzen Würzburg und Bamberg waren für lange Zeit sein Ziel. Der Weg war gegeben, und sein künstlerischer Instinkt leitete ihn richtig: von den Mondnächten kam er zu tagheller Schilderung der fränkischen Kleinstadt, vom kleinen, intimen Architekturbild wandte sich der Blick den größeren, in ihrer Formsprache reicheren Motiven zu. Das Gesichtsfeld weitete sich für die Herrlichkeiten der großen Städte mit dem Reichtum alter Patrizierhäuser, der Pracht erlesener Kirchen, die der innigen Glaubensüberzeugung der Vorväter ihr wundervolles Dasein verdanken. Und in den alten, feingestimmten Rahmen flutete das vielgestaltige Leben der Gegenwart, neuen Reiz und Anregung zur Schilderung bietend. Aus der Weite wieder zurück in die trauliche Enge alter Stuben oder in die verführerische



Das Pantheon in Rom



Schloßkorridor



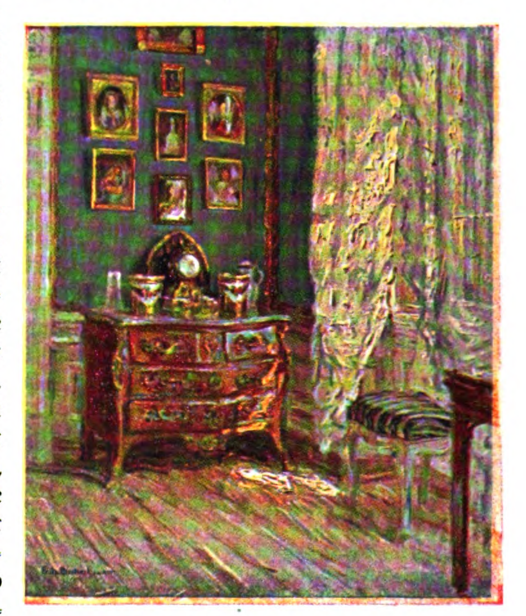
Die alte Uhr

Pracht der Säle in großen Familienhäusern und Schlössern.

Von weitwirkendem Einfluß auf den Entwicklungsgang des werdenden Meisters war das letzte Dresdner Akademiejahr mit dem Übertritt in die Klasse Gotthardt Kuehls, dem die junge Dresdner Künstlerwelt zuströmte, weil von dem gereiften, ziselierten Schaffen dieses stärksten unter den Dresdner Malern der verflossenen Epoche ein besonderer Zauber ausging. Malerisch wurde der schon recht selbständige Beckert so stark von Kuehl beeinflußt, daß man ihn trotz dem einzigen Studienjahr schlechthin als Schüler Kuehls bezeichnete.

Inzwischen ging allerlei Bedeutungsvolles in der deutschen Kunst vor. In München hatten die neuen Zeitschriften »Jugend« und »Simplizissimus« der jungen Kunstwelt ungeahnte Möglichkeiten eröffnet. Die geschlossene Ausstellung der »Scholle« nötigte selbst den verbissensten Kritikern Achtung vor den neuen Wegen und Persönlichkeiten ab. Eine Kunststadt wie Dresden konnte sich dem Neuen, das die Freunde frisch blühender Kunst mit freudiger Bewunderung erfüllte, nicht verschließen, auch hier waren ja Kräfte lebendig, die sich in der Verfolgung großer Kunstziele einig waren. Es war ein natürliches Ergebnis gemeinsamer Wünsche und Bestrebungen, als eine Reihe von Kuehl-Schülern, durch freundschaftliche Bande überdies verbunden, die Gruppe der »Elbier« gründeten. Für die Mehrzahl der jungen Künstler, die nach Verlassen der Akademie die Freuden, aber auch die Schattenseiten frisch errungener Selbständigkeit auszukosten hatten, war diese Gründung ein bedeutungsvoller Schritt, von dessen Erfolg namentlich für die viel abhing, die nun, wie Fritz Beckert, ohne weitere pekuniäre Hilfsmittel der Aufträge und Verkäufe harrten. Der Erfolg der Künstler vom Elbestrand gab dem, der an der Isar erzielt war, an Stärke und Nachhaltigkeit nichts nach. Die Gruppe wurde glänzend aufgenommen und bewährte sich in allen großen Kunstausstellungen des kommenden Jahrzehnts aufs beste. Aus der »Scholle« und den »Elbiern« sind in der Tat manche der künstlerischen Persönlichkeiten hervorgegangen, die dem Kunstleben unsrer Tage die individuelle Note geben.

Fritz Beckert hatte hier von vornherein eine gesicherte Stellung. Er ging, wie bisher, ohne zu schwanken den Weg, der für ihn allein der richtige war. Eigentliche Probleme, wie sie viele Köpfe verwirrten, gab es nicht für ihn; er malte, wie er mußte, in Wahrheit und Klarheit, und so war's gut für ihn und die Kunst. Die aufgespeicherte Poesie jugendlicher Wandertage löste sich nun in Reiz und Fülle aus. Dabei zeigte



Die Rosenholzkommode

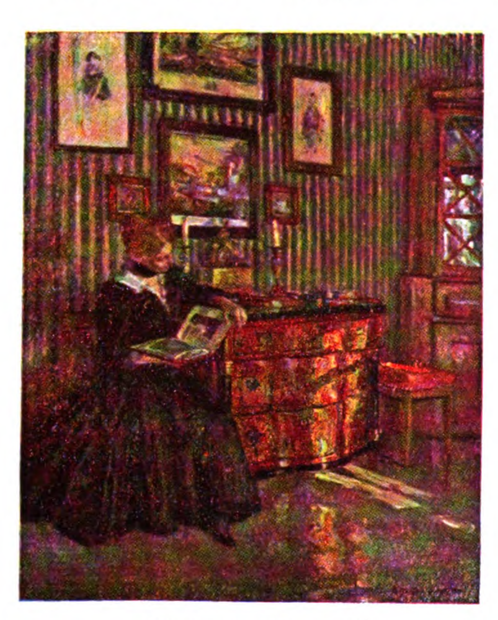
sich die Stärke der Eigenpersönlichkeit besonders in der Auffassung des Architektonischen mit der Landschaft. In der Behandlung des Hintergrundes, in der Betonung des Hauptsächlichen im Motiv verriet sich bald ein ganz neuer Zug, der ihn aus der Welt der Mondlicht- und Dämmerungsbilder zu realistischen Schilderungen führte. Und damit nahm seine Lebensbahn, die er jetzt mit der Gattin weiterschritt, eine neue Richtung.

Bei dem allgemeinen Aufschwung der Künste, der mit dem wachsenden Reichtum des Landes verbunden war, wandte sich die erhöhte Aufmerksamkeit der Architektenwelt und der für die Baukunst interessierten Kreise bildenden Künstlern zu, deren Begabung in der Schilderung des Architektonischen eine besondere subjektive Auffassung verriet. Fritz Beckert stand mit in der ersten Reihe. Von vielen Seiten angeregt und gefördert, gab er sich Architekturdarstellungen geradezu mit Leidenschaft hin. Es fiel ihm nicht ein, etwa auf diesem neuen Weg in nüchterne Sachlichkeit zu verfallen, dazu saß der dichtende Maler des Thüringer Waldes und der heimeligen fränkischen Städte zu fest in ihm. Seine Darstellungen, die in Kunstzeitschriften und Bauzeitungen außerordentlich rasch aufeinander folgten, haben alle das eigentümlich Beckertsche Gepräge: die ausdrucksvolle klare Formsprache im Zusammenklang mit dem



Am Fenster

licht- und luftbewegten Hintergrund. Die lebhafte Beschäftigung auf einem neuen und vielseitigen Gebiet führte erst zur Habilitation an der Dresdner Technischen Hochschule und dann, 1913, zur Professur.



An der alten Kommode

Es liegt in dem hellen Naturell Beckerts, daß die Lehrtätigkeit, so umfassend sie auch bei dem außergewöhnlich großen Hörerkreis sein mußte, sein Wesen nicht einengte. Sie bereicherte sogar in vieler Hinsicht den ganzen Menschen, erweiterte seinen Blick und machte ihn für die großen Reisen nach außerdeutschen Ländern, nach Frankreich und Italien, empfänglich. Diese Reisen, namentlich der längere Aufenthalt in Paris und Rom, waren für seine Kunst und Weiterentwicklung sehr ergebnisreich. Die Kultur und farbige Pracht verklungener Jahrhunderte entzückte den Künstlermenschen.

Nach der Rückkehr in die Heimat suchte er auch hier und fand in den herrlichen alten Schlössern Süddeutschlands in überreicher Fülle die Motive, die ihn reizten. Die in ihm kaum jemals ruhende Schaffensfreude konnte sich in der Schilderung schön gestimmter Innenräume kaum genugtun. Die prunkvolle Pracht des Barocks erscheint ihm

nicht weniger verlockend als die feierliche Würde der Goethezeit, die in Deutschland als Höhepunkt intimer Kultur bezeichnet werden muß.

Fritz Beckert steht jetzt auf der Mittagshöhe seiner persönlichen Entwicklung und seiner Kunst. Er hat die stolze Freude, lebhaften Widerhall bei seinen Kunstgenossen und auch bei Kunstfreunden zu finden, die in Harmonie, Geschmack und koloristischen Reizen auf der sicheren Grundlage technischen Könnens die edelsten Ziele der Malerei erblicken. Die Städtischen Museen in Dresden, Leipzig, die Nationalgalerie in Berlin bewahren hervorragende Werke seiner Hand, das Königliche Kupferstichkabinett in Dresden namentlich auch Zeichnungen, die dem Kennerauge die letzten Feinheiten seiner Kunst enthüllen. Für die Graphik, die er mit vollendeter Meisterschaft beherrscht, sind besonders die Jahre an der Technischen Hochschule von Bedeutung gewesen: die gewisse trockene Sachlichkeit, wie sie manchmal bei den nötigen Schilderungen nicht zu umgehen war, gewann durch die Vollendung im rein Technischen.

Ein Blick noch auf die Wiedergabe seiner Werke! Beckerts Mondschein- und Dämmerungsbilder sind schon früher vielfach in vornehmen Kunstzeitschriften nachgebildet worden, zeigt sich doch namentlich im rein Zeichnerischen die hohe Vollendung seines Könnens und das künstlerische Erfassen der Schilderungen aus Städten und Innenräumen. Licht und Luft beseelen die Dinge und geben dem Ganzen den Reiz der Geschlossenheit. Die Edelsteinglut seiner gewählten Palette, die man namentlich bei der Darstellung von Innenräumen aus Haus und Kirche bewundert, kann auch der schönste Farbendruck nicht der vollen Wirkung des Originals entsprechend wiedergeben. Die Hauptbedeutung seiner Kunst liegt in der unlösbaren Verbindung des Zeichnerischen und der Farbe. Keine Problemlösungen, aber die Reife und der Edelgehalt echten Könnens sind die Stempel dessen, was man Fritz Beckerts Lebenswerk nennen kann.

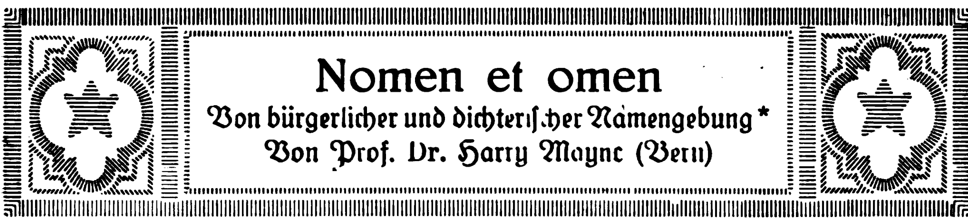
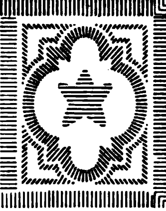
Aus dem erzbischöflichen Palais

Meine Wälder

Meine Wälder sind wie Tempelraum,
Sind ein Sinn, der zu sich selbst gefunden;
Tagweit, wo kein Begehren hetzt,
Hüllen sie in einsam stillste Stunden.

Andachtschweigen atmet durch sie hin,
Während hoch des Bergwinds Orgeln summen,
Und vor ihren Toren, feierernst,
Muß ein lauter Werktag jäh verstummen.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Nomen et omen

Von bürgerlicher und dichterischer Namengebung *

Von Prof. Dr. Harry Maync (Bern)

Überschwenglich versichern uns viele Dichterworte, daß der Name ein Nichts, ebenso überschwenglich andre, daß er alles sei. Die einen vertreten die Anschauung, daß der Name vom Wesen des Benannten so gut wie gar nichts aussage, es durchaus nicht versinnlichen oder vergeistigen, es weder äußerlich noch innerlich wahrhaft bezeichnen könne; die andern, daß er dieses Wesen ganz in sich fasse und decke, ja das Wesen des Menschen selbst sei. Julia, nur allzu bereit, den Namen Capulet abzulegen, möchte den Geliebten beschwören, den seinigen zu verleugnen:

Dein Nam' ist nur mein Feind. Du bliebst du selbst,
Und wärst du auch kein Montague. Was ist
Denn Montague? Es ist nicht Hand, nicht Fuß,
Nicht Arm noch Antlitz, noch ein andrer Teil
Des Menschen selbst. O laß dich anders nennen.
Was ist ein Name? Was uns Rose heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften;
So Romeo, wenn er auch anders hieße,
Ihm bliebe doch der köstliche Gehalt,
Der einmal sein ist, auch ohn' jenes Wort.

Auf Fausts Frage an den ihm zuerst erscheinenden Mephisto »Wie nennst du dich?« entgegnet dieser:

Die Frage scheint mir klein
Für einen, der das Wort so sehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Wesen Tiefe trachtet.

Und »Wer will ihn nennen?« wehrt Faust seinerseits Gretchens Frage nach Gott ab:

Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsglut.

Dagegen ist die Wendung »nomen et omen« im »Persa« des Plautus, die dem Namen auch eine Vorbedeutung zuerkennt, ein allbekanntes und oft angezogenes geflügeltes Wort geworden. Der biblische Ausdruck »sich einen Namen machen« (2. Samuelis 8, 13) ist gleichfalls in den Volksmund übergegangen, nicht minder Redensarten wie: seinen guten Namen wahren, eines andern guten Namen beschimpfen oder jemanden um seinen guten Namen bringen, ein Ding beim rechten Namen nennen u. a. Sie alle erblicken im Namen einen hohen Wert. »Der Name«, sagt der Dichter der »Wanderjahre«, »bleibt doch immer der schönste, lebendigste Stellvertreter der Person«; Schiller gesteht dem Namen sogar größere und dauerndere Bedeutung zu als dem Individuum selbst, das er vertritt und bezeichnet: »Ist der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch«, und Hartmann von Aue drückt den gleichen Gedanken im Eingang seines »Iwein« aus: »Ist im der lip erstorben, sô lebt doch iemer sîn name«. —

Die Namenkunde ist ein sehr fruchtbares, aufschlußreiches und glücklich bebautes Wissenschaftsgebiet. Sie lehrt uns, daß der Name ursprünglich nicht eine mehr oder minder zufällige Zugabe zum Menschen, sondern ein Stück von ihm selbst war. Was in späteren Zeiten nur noch von gewissen Beinamen, zumal der Fürsten, gilt — Pippin der Kurze, Friedrich mit der gebissenen Wange, Karl der Kahle, Ludwig der Fromme, Otto der Faule, Philipp der Gute — und von andern Zu-, Über- und Spitznamen, dergleichen auch heute noch geprägt werden, das galt einst allgemein: von Haus aus knüpfen alle Personennamen an hervorstechende äußere oder innere Eigenschaften des Benannten an und bezeichnen ihn daher im eigentlichen Sinne. Ein Fritz Schulze oder Karl Müller sagt uns gar nichts, wohl aber ein Theodorich (= Volksherrscher) oder Bernhard (= der Bärenstarke) oder Volkmar (= der Volksberühmte). In dem Abschnitt seines »Deutschen Volkstums«, der von den deutschen Namen handelt, nimmt denn Jahn das altrömische »vir nominis sui« auch für sein Volk in Anspruch und schreibt aus Erdmann Neumeisters »Lehre von der Taufe in 52 Predigten« (Hamburg 1731) den Satz aus: »Billig sollten alle Namen so beschaffen sein, daß man verstünde, was sie heißen und andeuteten.«

* Nach einem in der Aula der Universität Bern gehaltenen volkstümlichen akademischen Vortrag vom 12. Februar 1915.



Der Romantiker Hoffmann vertauschte den dritten seiner Vornamen, Wilhelm, später mit Amadeus, demjenigen seines geliebten Mozart; der Franzose Chamisso taufte sich, als er ganz deutsch fühlte, aus Adelaide in Adelbert um; aber im allgemeinen müssen wir Heutigen uns mit den Namen abfinden, die wir erben und die man uns ungefragt beilegt. Wir haben es nicht so gut wie die Chinesen, bei denen der Vorname nichts Festes, ein für allemal Bestimmtes ist; sie können ihn vielmehr bei besonderen Ereignissen nach Belieben wechseln und somit eine Art fortlaufender Übereinstimmung zwischen der Person und ihrem Eigennamen herstellen.

Im Anfang von Otto Ludwigs »Heiterethei« lesen wir: »Man sollt' doch keinen eher taufen, als bis man ihm einen Namen geben könnt', der auf ihn paßt. Da würd's nicht vorkommen, daß ein Spaßvogel Ernst und ein Saufaus Nüchtern hieß', und man wüßt' gleich, wenn man nur den Namen hört, wie der Mann beschaffen ist.« Da man nun aber einmal die Menschen schon als kleine Kinder tauft, denen man noch nicht ansehen kann, was einmal aus ihnen werden wird, so drückte man vorzeiten in der Wahl des Namens wenigstens den Wunsch aus, was aus ihnen werden solle. Gleich den altgriechischen oder denen der Indianer umschreiben auch die altdeutschen Namen Lieblingsvorstellungen des Volkes: Stärke und Kühnheit, Kampf und Sieg, Wehr und Waffe, Ruhm und Herrschaft. Und zwar setzten die alten Germanen den Namen aus zwei begrifflich zueinander passenden Wortstämmen sinnvoll zusammen; sie erfanden, sie *schufen* die Namen, und der schöne Begriff und Ausdruck der *Namenschöpfung* lebt wenigstens in der Namenforschung fort. Die Namenschöpfung war eine ahnungsvoll feierliche, geradezu religiöse Handlung, die Keimzelle einer poetischen Betätigung und der Name selbst nicht etwas Äußerliches und Zufälliges, sondern etwas Ersonnenes und Besinnliches, ein Symbol, etwas dem betreffenden Einzelmenschen wirklich eigentümlich Zugehöriges. Man schöpfte nach Sinn oder wenigstens Klang schöne Namen, in der Hoffnung, sie würden in der Folge — um einen Ausdruck Fischarts zu gebrauchen — auch zu schönen Taten reizen.

Im Laufe der Zeiten vererbten sich nun diese ursprünglichen alten Personennamen und wurden zu Familiennamen, die wir heute noch führen, z. B. Werner, Burkhard, Hildebrand, Dietrich, Markwart. Aber mit ihnen allein war der große Bedarf an Familiennamen, die im 14. Jahrhundert in Deutschland allgemein wurden, nicht zu decken. So knüpfte denn die Namenschöpfung der jüngeren Jahrhunderte mehr an Äußerlichkeiten an. Die äußere Erscheinung des Menschen, zumal soweit sie Auffallendes bot, mußte herhalten, und es entstanden die weitverbreiteten Familiennamen Klein, Krause, Dick, Dürr, Rot, Lange, Krumm usw., die ursprünglich zum guten Teil Spitznamen waren. Ferner mußten vielfach Stand, Beruf, Gewerbe zugleich den Familiennamen hergeben; daher die zahllosen Schultheß oder Schulze, Richter, Vogt, Meyer, Siegrist, Mauthner, Fischer, Schmidt, Müller, Weber, Förster, Seiler, Zimmermann, Wagner, Schlosser, Keßler usf. Des weiteren leitete man den Namen von Heimatsbezügen ab, so bei Franke, Heß, Böhm, Schweizer, Pohl, Schwab, Zürcher. Auch die Lage des Bodenbesitzes, der Wohnstätte bedingte oft den Namen; nach diesem Gesichtspunkt entstanden die Berger und Leitner, in der Schweiz insbesondere Namen wie Tobler und Imboden, Amrain und Imobersteg, Röthlisberger und Abderhalden, Baumgartner und Winkelried, Speckbacher und Melchthal. Für uns Heutige ist in allen diesen Namen die ursprüngliche Bedeutung stark verblaßt und wird kaum noch beachtet und empfunden.

In der Neuzeit blieb die Namenschöpfung ganz auf den Tauf- oder Vornamen beschränkt. Deren Mehrzahl entspricht den alten Personennamen. Dazu kamen dann solche der Kalenderheiligen und der biblischen Geschichte. Die Renaissance lieferte Namen der Antike, wie Alexander, Anton, August, Philipp, Max, Paul, Felix; Lydia, Virginia, Viktoria, Amanda, Augusta, Sophie. Das 17. und 18. Jahrhundert brachte die weitere Einfuhr zahlreicher Namen italienischer, französischer, englischer Herkunft. Auch in der Wahl des Vornamens ist man immer gedankenloser und äußerlicher geworden. Ist doch noch Rosegger höchst pedantisch an der Hand des Kalenders auf »Petri Kettenfeier« getauft worden und hat sich in früheren Jahren mit diesem Unding von Vor-



namen unterschrieben! Heute sind die Vornamen Dutzendware geworden und haben den eignen Klang verloren. Zumeist werden die Kinder ja nach Verwandten oder nach den Paten benannt. Der Trieb zur Namenschöpfung oder mindestens doch zur Wahl eigenartiger Namen ist mehr und mehr im Schwinden; der Vorrat, aus dem man nimmt, ist immer kleiner geworden. Vielfach ist man sogar bestrebt, bei der Namengebung alles Auffallende zu vermeiden, von den alltäglichsten Namen nicht abzugehen. Den meisten Eltern ist es ziemlich gleichgültig, ob sie ihre Kinder Paul und Marie oder Hans und Grete nennen. Nur zuweilen bringt eine neue Mode einen Schub von Namen in den Vordergrund. Zur Zeit des größten Preußenkönigs schossen die Fritz wie Pilze aus dem Boden, so wie zur Zeit der schönsten Preußenkönigin die Luise und zur Zeit Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks die Willy und Otto. Goethes »Werther« schuf Tausende von Lotten, der Wagner-Kultus setzte zahlreiche Siegfried, Isolde und Senta in die Welt, auf Ibsensche Bühnengestalten gehen die Nora, Rita und Hedda zurück. Und der für immer hinter uns liegenden Zeit würdeloser Anbetung englischen Wesens und englischen Sports verdanken viele deutsche Mädchen die unerträglichen Vornamen Daisy oder Lizzi. Am kümmerlichsten sieht es bei den Fürsten aus; der Familienname fehlt, und der Taufname ist meist durch das Herkommen bestimmt. Seit Jahrhunderten heißen alle Hohenzollernerben immer nur Friedrich, Wilhelm oder Friedrich Wilhelm; die Erbprinzen des Hauses Reuß sind gar sämtlich zu dem Vornamen Heinrich verurteilt.

Bekanntlich sind viele Menschen mit ihrem Namen wenig zufrieden, und oft genug haben sie allen Grund dazu. Wie lastet — wir brauchen ja nur an Goethes Enkel zu denken — ein großer unsterblicher Familienname auf dem Epigonen, der ihn nicht ausfüllen kann und trotz redlichstem eignem Bemühen, mit unbilligem Maß gemessen, doch immer nur der Sohn oder Enkel des überragenden Vorfahren bleibt! Oder wie verdüstert der Name eines schuldbeladenen Ahnen ganze Geschlechter! Ein schwächlicher Mensch, der unglücklicherweise Stark, ein zwergenhafter, der ausgerechnet Groß heißt, ist zeitlebens vogelfrei für den erbarmungslosen Witz und Spott der lieben Mitmenschen. Wie lächerlich ferner ein kurzes, dickes Pumpelchen, das sich Brunhilde oder Thusnelda nennt, ein Röschen, das zwei Zentner wiegt! Wie nimmt sich eine Philine als Pastorsfrau oder eine Urania auf dem Tennisplatz aus! Es gibt bedauernswerte Leute mit dem Familiennamen Fettköter oder Käsewurm, mit Vornamen wie Narziß oder Adolar, Methusalem oder Hyazinth, Emerentia oder Bathseba; überzeugungstreue Väter haben schuldlose Töchter auf Namen wie Darwinia oder Lassalline getauft — wie sehr ist es solchen Menschen z. B. erschwert, das Land der Liebe zu betreten und in den Hafen der Ehe einzulaufen! Auch solche absonderlichen Namen können zur schweren Last werden und ihren Trägern das Leben verbittern.

Anderseits ist es aber auch eine alte tröstliche Erfahrung, daß man in seinen Namen hineinwachsen, dasjenige, was man von seinen Vätern ererbt hat, sich zum ureignen Besitz machen kann. Dann ist der Eigenname eines Menschen — um mit Goethe zu reden — »nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn herumhängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen«. Der Name kann auf dessen Träger zurückwirken, sein Wesen und Leben mitbestimmen helfen und so das alte Ideal der Namenschöpfung, das nomen et omen, glücklich erfüllt werden. Conrad Ferdinand Meyers Gedicht »Thespesius« erzählt, wie ein Mensch namens Aridäus nach durchtollter Jugend plötzlich dadurch zur Einkehr gelangt, daß er im Traum von einem verstorbenen frommen Verwandten mit dem neuen bedeutungsschweren Namen begrüßt wird:

... Ich ward ein andrer. Nicht mit kleinem Kampf!
Der Kampf ist groß! Mein neuer Name stärkte mich,
Der makellose, der so rein und göttlich klang!

In solchem Sinne mahnte der geistreiche Lebenskenner Machiavelli, den Kindern Namen berühmter Helden wie Hektor, Achilles, Alexander zu geben, um sie dadurch großmütig und tapfer zu machen, während er vor den Namen von Heiligen und Märtyrern warnte, weil sie feige und weibische Gemüter zur Folge hätten. Diese Auffas-



sung, daß gute und schlechte Namen unserm Charakter und unsrer Lebensführung eine unbegreifliche, unwiderstehliche Richtung gäben, macht Lorenz Sterne zu einem der Steckenpferde von Tristram Shandys Vater. Wie viele Cäsar und Pompeius, läßt er diesen ausführen, hätten sich bloß durch die Begeisterung, die sie aus diesen Namen schöpften, auch dieser Namen würdig gemacht! In Immermanns »Tulifäntchen« belauschen wir den Vater des Helden vor dessen Geburt bei der Namenwahl:

In Geschlechtsregistern sucht er
Namen, voll und hoch erklingend:
Roderich, Fabrique, Perez,
Luis, Jose, Pedro, Sancho,
Juan, Toribio, Quadrabillos
Tönen ihm noch nicht genugsam.
Endlich hat er ihn gefunden,
Einen Namen majestätisch:
»Christoph heiß' er! Wie Sankt Christoph
Einst das Heil der Welt getragen,
Wird das Heil des Hauses dieser
Tragen auf den beiden Schultern.«

»Zur Taufe. Ein Gutachten« überschreibt sich ein anmutiges Gedicht Theodor Storms:

Denn ob der Nam' den Menschen macht,
Ob sich der Mensch den Namen,
Das ist, weshalb mir oft, mein Freund,
Bescheidne Zweifel kamen.

In den »Poggenpuhls« bemerkt Fontane anläßlich einer Esther: »Es ist merkwürdig, daß manchem Namen etwas wie eine mystische Macht innewohnt, eine Art geistiges Fluidum, das in rätselhafter Weise weiterwirkt.« Und in Heinrich Vierordts »Hobelspänen« lautet ein Sinngedicht:

Sagt nicht, auf den Namen komm' es nicht an!
Ein mystisch Wunder klammert sich dran.
Der klägliche Name Boulanger
Schuf seinem Träger Herzensweh.
Der prachtvolle Name Napoleon
Ebnete Weg und Steg zum Thron,
War vorausbestimmt für die Weltherrscherkron'.

In den weitaus meisten Fällen gewöhnt man sich ja wohl an seine Namen. Goethe erklärt in »Dichtung und Wahrheit«, er sei in seiner Jugend, nach Menschenweise, in seinen Namen verliebt gewesen. Mörike hebt in einem Gelegenheitsgedichtchen an:

Von all den auserwählten Namen,
Die jährlich im Kalender stehn,
Läßt uns doch nur der eine schön,
Den in der Taufe wir bekamen.

Und in Berthold Auerbachs »Frau Professorin« lesen wir, es habe doch »fast jeder eine gewisse Liebe für seinen Vornamen, als wäre er nicht etwas Verliehenes, sondern ein Stück des eigensten Wesens; man verträgt's nicht leicht, daß man ihn unschön findet. Ist's ja auch dieser Klang, der uns vor allem mit den Menschen verbindet, uns ihnen kenntlich macht; liegen ja darin auch die süßesten Zauber der Kindeserinnerung«.

Gerade den Namen gegenüber spielen ja nun, wie bekannt, persönliche Neigungen und Abneigungen eine große Rolle, deren Ursachen oft unter der Schwelle des Bewußtseins bleiben. Namen sind Geschmackssache, und wie über den Geschmack, so ist auch über sie nicht gut streiten. Wat dem einen sin Uhl, is dem annern sin Nachtigall. Goethe findet — in den »Wahlverwandtschaften« —, daß der Name Eduard, »von angenehmen Lippen ausgesprochen, einen besonders guten Klang hat«, gibt dagegen — in den »Wanderjahren« — seiner Abneigung gegen den »wunderlichen« Namen Susanne Ausdruck, den man der Schönen-Guten »aufgebürdet«. Ich glaube, trotz Goethe hat der Name Susanne oder Susi mehr Freunde als der Name Eduard. Vermutlich stimmen auch wenige Berthold Auerbachs Lorle zu, wenn sie den Namen Woldemar »lächerig« nennt: »Das ist, wie wenn man die Treppe herunterfällt, Polbera, so macht's gerade.« Und so ist auch gewiß nicht allgemeingültig, was Theodor Fontane in seinem feinen Roman »Cecile« in einem Gespräch zwischen dieser und Gordon über die Namen Klothilde und Mathilde vorbringt: »Und wie heißt Ihre Schwester? — Klothilde. — Klothilde, wiederholte sie langsam und gedehnt, und Gordon, der heraushören mochte, daß ihr der Name nicht sonderlich gefiel, fuhr deshalb fort: Ja, Klothilde, meine gnädigste Frau. Sie wägen den Namen und finden ihn etwas schwer. Und Sie haben recht. Ich glaube auch nicht, daß ich fähig sein würde, mich jemals in eine Klothilde zu verlieben. Aber je weniger der Name für eine Braut oder Geliebte paßt, desto mehr für eine Schwester. Er hat etwas Festes, Solides, Zuverlässiges und geht nach dieser Seite hin fast noch über Emilie hinaus. Vielleicht gibt es überhaupt nur einen Namen von ebenbürtiger Solidität. — Und der wäre? — Mathilde. — Ja, lachte Cecile. Mathilde! Wirklich. Man

Wilhelm Trübner: Prometheus

Aus der Kunstausstellung der Berliner Freien Sezession vom Sommer 1917

Aufn. von Quidde & Müller in Berlin



hört das Schlüsselbund. — Und sieht die Speisekammer. Jedesmal, wenn ich den Namen Mathilde rufen höre, seh' ich den Quersack, darin in meiner Mutter Hause die Backpflaumen hingen. Ja, dergleichen ist mehr als Spielerei, die Namen haben eine Bedeutung.« Es gab eine Zeit, da stand der Name Mathilde, als ein Lieblingsname der weitverbreiteten deutschen Ritterstücke, sehr hoch im Kurse, und Goethes »Lehrjahre« lassen die in der Hoffnung befindliche Madame Melina beteuern, sie würde, wenn sie eine Tochter bekäme, ihr keinen andern Namen als Mathilde geben.

Im allgemeinen wird es wohl immer so stehn, daß uns ein Name als solcher nicht dessen Träger unsympathisch macht, sondern umgekehrt eher so, daß die Neigung für den Menschen auch eine Neigung für einen an sich unsympathischen Namen erzeugt. Der geliebte Mensch macht uns auch den »unschönen« Namen lieb. »Verzeihen wir es doch einem hübschen Mädchen gerne, daß sie Cephise oder Petronella heißt«, schreibt Geibel in einem Briefe.

Lessing äußert einmal, ein schöner Titel sei einem Buche so nötig wie einem Menschen ein schöner Taufname. Wir alle wissen, daß ein schöner Name für sich schon ein edler Schmuck des Menschen sein kann. »Dein Name ist eine ausgeschüttete Salbe, darum lieben dich die Mädchen«, singt der Dichter des Hohenliedes, und Goethe, der der großen Weimarer Schauspielerin in einem Gedichte zuruft: »Und selbst dein Name ziert, Corona, dich«, sagt in »Dichtung und Wahrheit« im Hinblick auf historisch-poetische Taufnamen: »Auch dieser Trieb, sein Kind durch einen wohlklingenden Namen, wenn er auch sonst nichts weiter hinter sich hätte, zu adeln, ist löblich, und diese Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet sogar über das ganze Leben der Person einen anmutigen Schimmer. Ein schönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Berta nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urselblandine nennen sollten.« Verstatten wir noch einigen andern Dichtern das Wort über dieses Thema. Gottfried Keller bemerkt in »Romeo und Julia auf dem Dorfe«: »Nichts gleicht dem Reichtum und der Unergründlichkeit eines Glückes, das an den Menschen herantritt in einer so klaren und deutlichen Gestalt, vom Pfäfflein getauft und wohlversehen mit einem eignen Namen, der nicht tönt wie andre Namen.« Auch Jean Paul läßt sich, in »Dr. Katzenbergers Badereise«, über den Eindruck wohllautender und mißtönender Namen aus und bemerkt, daß ein schöner Taufname für die Weiber die einzige Schönheit sei, die ihnen Männer und Jahre nicht raubten. Und Storm versichert:

> Auch sing sich oft ein Freier schon
> Dem Fischlein gleich am Hamen,
> An einem ambraduftigen,
> Klanghaften Mädchennamen.

Aber was ist denn nun eigentlich Schönheit oder Unschönheit bei einem Namen? Gewiß gibt es Namen von rein sinnlicher, also gewissermaßen objektiver Schönheit. Was Matthissons bekanntestem Gedicht einen Zauber verleiht, ist doch wohl in erster Linie der klangvolle, immer wieder bedeutsam angeschlagene Name Adelaide, der gewiß vor allem Beethoven zur Vertonung des Gedichts gelockt hat. Und ferner gibt es Namen, denen die wortwörtliche Bedeutung für sich schon Neigung einträgt. So sagt C. F. Meyers Pescara von Vittoria Colonna: »Dein Vorname hat schon den Bräutigam begeistert. Es ist schön, mit dem Siege vermählt zu sein,« und in Dantes »Vita nuova« lesen wir: »Das Wort Liebe klingt so süß, daß mir dünkt, auch ihre Wirkung könne in den meisten Fällen nicht anders als süß sein, weil die Namen zu den Dingen passen, wie geschrieben steht: Nomina sunt consequentia rerum.« Aber meist bleibt das Urteil über schön und unschön, vielsagend und nichtssagend gegenüber den Namen subjektiv, gefühlsmäßig; auch hier heißt es, an sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu. Wenn Mörike von dem zufällig ihm vorkommenden altdeutschen Namen Rotraud, der Urzelle seiner wundervollen Ballade, sagt: »er leuchtete mich an als wie in einer Rosenglut«, oder wenn ein andrer deutscher Dichter, den vaterländischen Strom besingend, anhebt:

> O Rhein, wie klingt dein Name hold,
> Gleich einer Glocke, hell, von Gold!,

so wird das schwerlich von jedem nachgefühlt werden können. Warum bedünken uns an sich poetische Namenschöpfungen wie die jüdischen Familiennamen Rosenthal und Veilchenfeld, Karfunkelstein und Goldstaub nicht schön, sondern lächerlich? Warum ver-



ziehen wir das Gesicht, wenn uns heut eine Frau mit dem ebenso wohltönenden wie sinnvollen Namen Eulalia (die Wohlredende) begegnet? Und warum werden die Namen August und Anton, die einst römische Cäsaren geziert, heute im allgemeinen als spießbürgerlich empfunden? Warum haben anderseits an sich gemeine, nichtssagende, ja komische Namen wie Klopstock, Gluck, Tischbein, Grillparzer, Schopenhauer, Kußmaul bei uns durchaus keinen gemeinen, sondern einen hohen Klang? Weil die große Persönlichkeit ihn durchleuchtet und den peinlichen Erdenrest aufgesogen hat. Auch der Name Rubinstein hat so seinen komischen Anstrich verloren. Solche Namen, durch ihre Träger mit einem kostbaren Inhalt gefüllt, bleiben geadelt für alle Zeiten. Daß man sich aber an solche »unschöne« Namen auch erst gewöhnen muß, lehrt uns gerade die Aufnahme des Namens Klopstock, bei dem wir heutzutage doch gar nicht mehr an die eigentliche Bedeutung, sondern eben nur an den großen pathetischen Dichter denken. An der Stelle, wo der Verfasser von »Dichtung und Wahrheit« über den Einfluß dieses Dichters auf seine eigne Knabenzeit spricht, gesteht er: »Im Anfang wunderte man sich, wie ein so vortrefflicher Mann so wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man sich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieser Silben.« Jedenfalls muß im Werther-Jahre 1774 diese Gewöhnung vollzogen gewesen sein, sonst hätte Lotte nicht an der stimmungsvollsten Stelle des hochgestimmten Romans alle ihre Gefühle in den begeistert als Losung ausgesprochenen Namen Klopstock hineinhauchen können. In Stendhals »Rot und Schwarz« bespöttelt eine Person den Namen des Barons Bâton und erhält die Erwiderung: »Stellen Sie sich vor, als der Herzog von Bouillon zum erstenmal gemeldet wurde! Die Menschen sind nur noch nicht daran gewöhnt.«

Kurzum, wir eignen uns Namen gemütlich zu und an, indem wir uns entweder an ihrem sinnlichen Wohlklang genügen lassen oder sie ihrem geistigen Wortinhalt nach ausbeuten oder endlich allerlei in sie hineinlegen. Ich verweise auf die phantastischen Etymologien, mit denen in E. T. A. Hoffmanns »Kater Murr« der Kapellmeister Kreisler den »inneren Gehalt« seines Namens aufzeigt. Wie oft stellen wir, wenn auch unbewußt, sympathetische Beziehungen selbst erst her![1] Wie oft reflektieren wir in einen Namen das Wesen seines Trägers (oder eines seiner früheren Träger) zurück! Wie vom Namen aus eine Suggestion auf den Träger erfolgen kann, so auch umgekehrt. Vielfach glauben wir aus einem Namen herauszuhören, was wir in Wahrheit doch erst in ihn hineinhören, vermeinen in ihm eine sinnliche Verkörperung übersinnlicher Werte zu erkennen. Wir freuen uns des guten Zusammenklangs von Menschenwesen und Namensform als einer prästabilierten Harmonie: etwa bei dem edlen Wohlklang des Namens Goethe oder der scharfen Wucht des Namens Bismarck. Wir bilden uns ein, der Name Luther mit seiner festen Schwere oder der Name Kleist mit seiner schneidenden Schärfe seien vorbestimmt für ihre Führer. Platen vergriff sich sehr, als er Immermann im »Romantischen Ödipus« als »Nimmermann« verspottete; sah doch Albert Ellmenreich in diesem gerade den »ganzen Mann, von dem das omen in nomine gelten konnte, dem alles Weibliche und alle Weichheit abzugehen schien«.

Sinn und Zweck des Namens ist, den Einzelnen aus der Masse herauszuheben. Der Name ist ein Kennzeichen, durch das die Glieder einer Vielheit sich voneinander unterscheiden. Jede Namengebung ist eine Art Belebung, Beseelung, Individualisierung. Das erste, was der Gott der Bibel nach der Erschaffung des Menschen tut, ist, daß er ihn benennt, und alsbald überträgt er diesem eben erst auf sich gestellten Menschen die Benennung der eben erschaffenen Tiere, die er ihm damit unterordnet und zum Eigentum gibt. Der Name soll und will in der abgekürzten Formel weniger Buchstaben über das Wesen einer lebendigen Einheit eine kennzeichnende Aussage machen. Mensch und Name verhalten sich wie Stoff und Form, und beide sollen einander entsprechen wie Form und Inhalt in der Kunst. Der Name ist schlechtweg ein Symbol des Benannten, und es liegt in der Natur der Sache, daß Symbolik und Mystik von Haus aus mit dem Begriff des Namens unlösbar verknüpft sind. Namentlich bei feingearteten Naturen, bei ausgebildeten Denk- und Gefühlsmenschen, bei Künstlern vor allem beobachten wir diesen natürlichen Trieb, zwischen dem Namen und dem, was er vertritt und

umspannt, seine geheime Bezüge aufzudecken, den Namen nicht hinzunehmen wie eine beliebige Vokabel, sondern ihn sich vorzustellen, ihn auszudenken und auszudeuten. Gottfried Keller bemerkt im alten »Grünen Heinrich«: »Lindenast (wie deutsch und grün wehend war schon dieser Name!)«, und Heinrich von Kleist schreibt an Ulrike über seine schweizerische Hausgenossin auf der kleinen Aareinsel: »ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufname: Mädeli«. Ein besonders feines Ohr für die Gefühlswerte, die in einem Namen schlummern können, besaß Eduard Mörike. In einem Brief an Hermann Kurz äußert er sich einmal, eines interessanten Bauernmädchens von der Schwäbischen Alb gedenkend, ansprechend über die Eigenheit der griechischen Mädchennamen mit Neutralendung, wie Musarion, Glycerion. Er denkt sich ihre Trägerinnen von einer gewissen »reizenden Ungeschlachtheit und paradoxen Härte ... Sie müssen nicht schön sein, hingegen haben sie sinnliche Reize, welches letztere Wort auch schon dem Laute nach sehr viel von jenem Unnachahmlichen enthält, das ich nicht besser als durch das schwäbische ‚räse' zu bezeichnen weiß«. Und im »Maler Nolten« schreibt er dem feingearteten blinden Gärtnerknaben Henni einen »unerklärlichen Instinkt« zu, aus dem eigentümlichen Klange des Namens einer Blume auf ihre nie geschaute Farbe zu schließen. Sehr beachtenswert ist ferner z. B., was Goethes Freund Karl Philipp Moritz in seinem gehaltvollen selbstbiographischen Roman »Anton Reiser« bei seines Helden Ausreise nach Braunschweig zum Hutmacher L. erzählt: »Überhaupt pflegte Anton in seiner Kindheit durch den Klang der eignen Namen von Personen oder Städten zu sonderbaren Bildern und Vorstellungen von den dadurch bezeichneten Gegenständen veranlaßt zu werden. Die Höhe oder Tiefe der Vokale in einem solchen Namen trug zur Bestimmung des Bildes das meiste bei. So klang der Name Hannover beständig prächtig in seinem Ohre, und ehe er es sah, war es ihm ein Ort mit hohen Häusern und Türmen und von einem hellen und lichten Ansehen. Braunschweig schien ihm länglicht von dunklerem Ansehen und größer zu sein, und Paris stellte er sich, nach eben einem solchen dunklen Gefühle bei dem Namen, vorzüglich voll heller weißlichter Häuser vor. Es ist dieses auch sehr natürlich, denn von einem Dinge, wovon man nichts wie den Namen weiß, arbeitet die Seele, sich, auch vermittelst der entferntesten Ähnlichkeiten, ein Bild zu entwerfen, und in Ermangelung aller andern Vergleichungen muß sie zu dem willkürlichen Namen des Dinges ihre Zuflucht nehmen, wo sie auf die hart oder weich, voll oder schwach, hoch oder tief, dunkel oder hell klingenden Töne merkt, und zwischen denselben und dem sichtbaren Gegenstande eine Art von Vergleichung anstellt, die manchmal zufälligerweise eintrifft.«

Es liegt auf der Hand, daß die Dichter in der Regel die Wahl der Namen für ihre dichterischen Gestalten nicht leichthin als etwas Gleichgültiges und Nebensächliches behandeln; vielmehr sind sie meist Namenschöpfer im alten Sinne, und ihre geistige Tätigkeit ist etwas Wohlbedachtes und Absichtsvolles. Für sie ist gerade und vor allem der Name ein Wort, bei dem sich auch etwas denken lassen soll. In § 74 seiner »Vorschule der Ästhetik« gibt Jean Paul den Romanschriftstellern Regeln und Winke, die auch bei diesem Gegenstande verweilen.

Ich habe Goethe schon wiederholt als Kronzeugen und Gewährsmann herangezogen und möchte gerade sein Verhältnis zu den Namen seiner Dichtungen, sein Verhalten zu Namenschöpfung und Namensymbolik noch etwas genauer beleuchten. Die tiefgeschöpften altgriechischen Namen seiner eignen Werke, wie Prometheus, Epimetheus, Pandora, Elpore, Phileros, Epimeleia, Elpenor, hat er nicht nur mit voll sich einfühlendem Verständnis übernommen, sondern er hat auch seinerseits noch ihre Gedankenwerte sinnvoll weiter ausgeschöpft; und nach ihrem Muster hat er ureignen Gestalten wie Makarie, Sperata, Euphorion, Eugenie ihrem Wesen und Schicksal gemäße Namen beigelegt. Indessen ist die gelegentliche Bemerkung in Ernst Maaß' wertvollem Buche »Goethe und die Antike«: »Er handhabt die Namengebung überhaupt mit bewußter Kunst, geradezu mit Andacht«, doch einigermaßen einzuschränken. Die einander ablösenden Schichten in Goethes Dichterleben heben sich auch auf diesem Gebiete voneinander ab; auch in bezug auf die Namengebung hat Goethe Wandlungen seiner Anschauungen durchgemacht. Der Sturm-und-Drang-Goethe beschreitet realistische Bah-

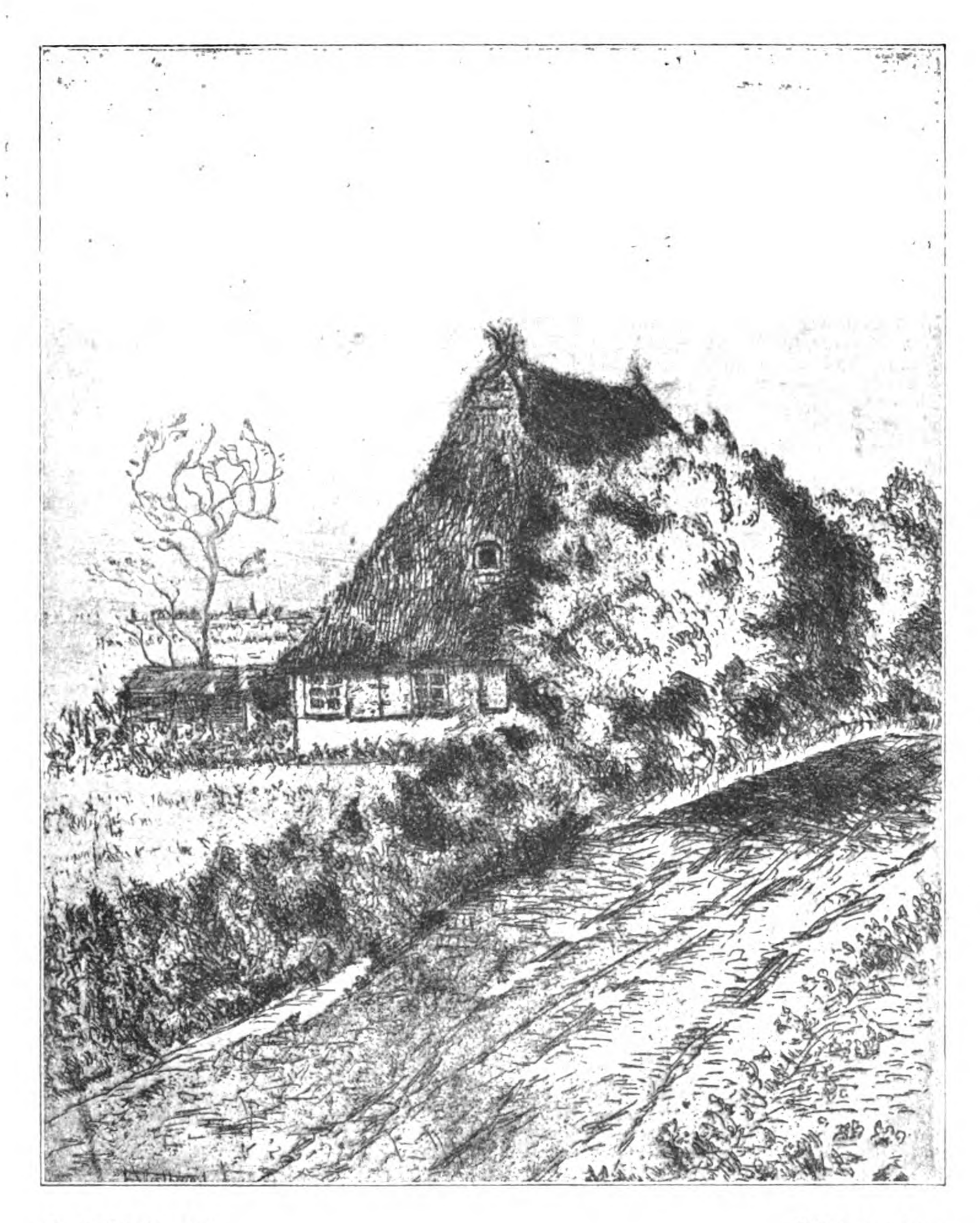
nen, die der alte Goethe weit hinter sich läßt. Der Studentenwirtin im »Urfaust« erfindet er flott und frisch den bezeichnenden Namen Frau Spritzbierlein, dem er aber den Eingang in die gedruckte Dichtung verwehrt, und für die unvollendet gebliebene Farce »Hanswursts Hochzeit« stellt er eine Liste von über hundert charakteristischen Spitznamen zusammen, die an Unflätigkeit Rabelais und Fischart noch überbieten. Auch die Anfänge des »Wilhelm Meister« reichen in die realistische Zeit des jungen Goethe zurück. Die »Theatralische Sendung« nennt gleich im ersten Satze des Helden Vater Benedikt Meister und gesellt diesem schlicht-deutschen Namen in der Folge weitere: Wilhelm, Werner, Mariane. Der plumpe Schauspieler, der den Theaterskandal herbeiführt, heißt Bendel, wofür der Dichter witzelnd mehrmals die Abwandlung Bengel eintreten läßt. Melina heißt hier ursprünglich noch Pfefferkuchen, und Goethe läßt ihn diesen hausbackenen Namen, der dem Dichter selbst bald nicht mehr behagte, mit folgender Begründung durch die gewundene Gräzisierung ersetzen: »Namen haben einen großen Einfluß auf die Vorstellung der Menschen. Der meinige gab zu Spöttereien Anlaß.« Daß der voritalische Goethe nach deutsch-realistischer Namengebung strebte, glaubt Köster auch aus einem Brief an Frau v. Stein vom 12. Dezember 1785 herauslesen zu dürfen: »Zum Wilhelm hab ich nichts erfunden als einen Namen.« Schon in den späteren Büchern der »Sendung« läßt aber Goethe solches Streben nach bezeichnenden Namen vermissen. Nebenpersonen wie der Prinz, der Stallmeister, der Sekretär und andre treten überhaupt namenlos auf, und weiteren Hauptpersonen des in Deutschland spielenden großen Zeitromans werden romanisch gebildete Namen angeheftet: Lothario, Jarno-Montan, Serlo; Namen, die den Lesern mit der Zeit immer fremder, gekünstelter und nichtssagender erscheinen mußten; einzig an Philine, deren bedacht gewählter Name aus der Wurzel des griechischen Wortes für Liebe gebildet ist, haben wir uns einigermaßen gewöhnt. Hier meldet sich schon der stilisierende Klassizist, der, Wieland ähnlich und vielleicht unter dessen unmittelbarem Einfluß, auch nach dieser Richtung hin in eine idealisierende Ferne strebt und das Individuelle dem Typischen, Allgemeingültigen unterordnet. Serlo, »so wollen wir ihn nennen«, sagt Goethe gesucht lässig, gerade so, wie er später die »Wahlverwandtschaften« beginnt: »Eduard — so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter — Eduard hatte usw.« Symbolisch gemeint ist natürlich der Name Meisters selbst. Er ist vom Handwerkertum entlehnt: der Lehrling und Geselle macht seine Lehr- und Wanderjahre durch, um alsdann selbst zum Meister aufzurücken, und dementsprechend hat Goethe ja vorübergehend daran gedacht, auch noch einen dritten Teilroman »Wilhelm Meisters Meisterjahre« folgen zu lassen. Aber wiederholt bespöttelt er selbst, schon in der »Theatralischen Sendung«, den Namen seines Helden. Wilhelm fühlt sich dem verpflichtenden Meisternamen nicht gewachsen und beschließt, ihn mit dem anspruchslosen Namen Geselle zu vertauschen, und auch in einem Brief an Schiller äußert sich Goethe abschätzig über diesen Wilhelm Schüler, der, er wisse selbst nicht wie, gerade den Namen Meister erwischt habe. So hat ihm auch der Name des Züricher Vielschreibers Leonhard Meister Stoff zu einer spöttischen Xenie gegeben:

Deinen Namen lesʼ ich auf zwanzig Schriften, und dennoch
Ist es dein Name nur, Freund, den man in allem vermißt.

Sehr fein und sinnig ist die Geschichte des frommen Tischlers in den »Wanderjahren«, dessen Vorfahren viel auf den heiligen Joseph hielten: »Daher kam es, daß man mich in der Taufe Joseph nannte und dadurch gewissermaßen meine Lebensweise bestimmte.« Gar anmutig stellt nun Goethe dar, wie dieser Joseph, zufällig auch noch mit einer sanften Marie verheiratet, »seinen Heiligen im Leben darstellt«. Diese Auffassung, daß der Name auf den Träger zurückwirken könne, daß man sich seinem Namen anpassen könne, tritt auch bei dem Mittler der »Wahlverwandtschaften« zutage, der immer und überall zu schlichten und zu helfen sich gedrungen fühlt: »Diejenigen, die auf Namensbedeutungen abergläubisch sind, behaupten, der Name Mittler habe ihn genötigt, diese seltsamste aller Bestimmungen zu ergreifen.«

Im allgemeinen aber legt Goethes typisierender Stil individuellen Namen nicht mehr viel Wert bei. In der »Natürlichen Tochter« führt ja einzig die Heldin Eugenie





Ernst Volbrecht: Wilhelmsburg

(die Wohlgeborene) einen persönlichen und bedeutungsvoll gewählten Namen; die übrigen Mitspieler müssen sich, freilich ohne darum unindividuell zu sein, mit den bloßen blassen ständischen Bezeichnungen der König, der Herzog, der Weltgeistliche, der Gerichtsrat usw. begnügen.

Daß Herder ihm seinen eignen Namen bewitzelte (»Der von Göttern du stammst, von Goten oder vom Kote ...«), hat Goethe schwer geärgert, doch hat er selbst dergleichen viel und oft geübt. Von seinem Jugendfreunde Horn erzählt er in »Dichtung und Wahrheit«, daß sein Name schon zu allerlei Scherzen Anlaß gegeben habe, und daß er wegen seiner kleinen Gestalt immer nur Hörnchen genannt worden sei. Namentlich in polemischer Absicht hat Goethe oft zu derlei Namenscherzen und Namenverdrehungen gegriffen. Zu dem angezogenen Xenion über Leonhard Meister erwähne ich noch das epigrammatische Gedicht »Er und sein Name«, das sich über Klopstocks Namen lustig macht und diesem Dichter vorwirft, in seinen pseudowissenschaftlichen Prosaschriften klopstocke er die Sprache. Auch sonst knüpft Goethe in seinen Invektiven sehr oft an die Namen seiner Gegner (z. B. Pustkuchen!) an, entsprechend einer Neigung seiner Zeit, die ja auch die Neigung besonders der Reformationsliteratur war. Für sich selbst so empfindlich, ist Goethe da häufig grob und persönlich geworden.

Auch bei den meisten andern Dichtern ist die Namengebung ein aufschlußreiches Kapitel. Zu den Ausnahmen gehört Mörike, trotz seiner besprochenen Feinfühligkeit für Namenwerte. Wohlüberlegt sind natürlich Namen wie Schufterle für den gewissenlosen Räuber Schillers oder Anton Wohlfahrt für den Musterknaben des Freytagschen Kaufmannsromans. Sogleich beim ersten Abstecken der Handlung von »Soll und Haben« suchte der Dichter für alle wichtigen Gestalten die Namen, welche nach seiner Empfindung zu ihrem Wesen stimmten — »keine ganz leichte und keine unwichtige Arbeit«. Auch die Namen Rothsattel und Fink, Ehrenthal, Veitel Itzig und Schmeie Tinkeles, Pix und Specht und Sturm sind genau erwogen und aufeinander abgestimmt. Nicht ohne Absicht nennt Kleist den Schürzenjäger seines »Zerbrochenen Kruges« den alten Adam, die, der jener nachstellt, die Eve und den »hellen« Schreiber Licht; und wenn Anzengruber im »Pfarrer von Kirchfeld« die beiden Gegenspieler Finsterberg und Licht tauft, so drängt sich uns dabei eine Absichtlichkeit auf, die schon fast verstimmend wirkt. Ähnlich, wenn Jeremias Gotthelf Käthi, der Großmutter, den Familiennamen Herzig und dem Meyeli im »Anne Bäbi Jowäger« den Namen Lieblig gibt, wenn Immermann die den Mantel stets nach dem Winde tragende Hauptperson seiner »Schule der Frommen« Kamäleon benamst, oder wenn Ernst Zahn in seiner Erzählung »Die Rechnung des Josef Infanger« die Heldin und ihren Vater Frech heißen läßt und dazu noch bemerkt: »Sie haben den bösen Namen, der Lehrer und seine Tochter, den Namen, meine ich, der etwas von ihrer Art verrät.« Otto Ludwig hat seine große Dorfgeschichte eigentlich nur um den Namen Heiteretei herumgeschrieben: »In oder um Eisfeld hat's einmal eine Person gegeben, vom Volksmunde so getauft. Ich habe von dieser nur den Namen, weil er so bezeichnend, und die Anekdote von dem eisenbeladenen Schiebkarren, die sich im Sensenhammer bei Koburg zugetragen haben soll, adoptiert.« Und welch eine lebensprühende Gestalt hat der bloße Klang und Rhythmus dieses Namens im Dichterhirn erzeugt! »Heiteretei! Guckt! Der Name tanzt ordentlich, wie das Mädle selber,« läßt er die Leute von ihr sagen, oder: »Die tanzt wieder einmal ihren Namen.«

Ganz besonders ernst nehmen es mit der Namengebung die pädagogischen und die humoristischen Schriftsteller. Als Beispiel des ersten ziehe ich nochmals Gotthelf heran. In den »Leiden und Freuden eines Schulmeisters« nimmt er, gelegentlich der Taufe seines armen Helden, Anlaß, die Namengebung überhaupt zu besprechen und damit seine Meinung von der Sache zu praktischem Zweck unter das Volk zu bringen: »Wir mußten dem Kinde einen Namen auslesen, der ihm wohl anstund. Heutzutag sieht man bei den Namen nur auf den Klang und sagt: ‚Dä gfallt mr.' Ehedem sah man auf die Bedeutung desselben; da konnte man sicher eher einig werden als jetzt über den Klang. Wir haben unsre Namen aus Sprachen her, die wir im allgemeinen nicht mehr kennen; daher bleibt uns die Bedeutung der meisten Namen unbekannt. Das ist nun recht übel; denn sein Name war manchem ein Mah-

nungswort, das ihm beständig in die Ohren klang. Man ist so gewohnt, bei den Namen nicht mehr zu denken, daß sie eigentlich Eigenschaften oder das ganze Wesen eines Menschen bezeichnen sollen, daß man auch bei denen nichts mehr denkt, auf den bloßen Klang achtet, bei welchen man doch sehr gut weiß, was sie sagen sollen, z. B. Friedrich, Gottlieb, Gotthelf, Gottfried, Siegmund usw. Wie mancher Vater hat z. B. den Namen Gottlieb zur Erziehung benutzt!«

Vor allem bedeutungsvoll aber ist das Kapitel Namenschöpfung bei dem humoristischen und satirischen Schriftsteller, und es einmal gründlich abzuhandeln, wäre sehr lohnend. Aristophanes würde da so reiche Ausbeute liefern wie Rabelais oder Ferdinand Raimund und Wilhelm Busch. Wie Faust von Mephisto kann man da sagen: »Bei euch, ihr Herrn, kann man das Wesen gewöhnlich aus dem Namen lesen.« So tragen im »Reineke Fuchs« die Tiere ihre sinnvollen Namen: Nobel, Isegrimm und Braun, Bellyn und Metke, Merkenau und Rükkenau. So gibt das alte Fastnachtspiel den besonders gern aufs Korn genommenen Bauern beziehungsreiche Spottnamen wie Heinz Mist von Poppenreut, Hans Knot in der Kotgaß, Jeckel Schmutzindiegelten. So gesellt der antipapistische Niclaus Manuel seinem Ablaßkrämer Richardus Hinderlist eine Anne Suwrüssel, Zilia Nasentutter und Trine Filzbengel. Auch Shakespeare hat für die komischen Szenen seiner Dramen unübertreffliche Namen gefunden; ich nenne nur das lockere Dortchen Lakenreißer. Jean Pauls Wuz, Fibel, Siebenkäs, Katzenberger sind ebenso gut gewählt wie Tiecks Hofrat Semmelziege, Heines Krapülinski und Waschlapski und Hebbels Schnock und Zitterlein. Vortrefflich nennt Immermann Münchhausens Sancho Pansa Karl Buttervogel (wofür die liebestolle alte Jungfer Carlos der Schmetterling sagt) und den verdrehten Schulmeister, der sich für einen Abkömmling des alten Spartanerkönigs Agesilaus hält, Agesel; vortrefflich geißelt er das äußerlich pomphafte, innerlich so nichtighohle Wesen des alten deutschen Duodezfürstentums in den Namen Hechelkram und Dünkelblasenheim. Ebensogut sind in seinem »Tulifäntchen« der Riese Schlagadodro von Brambambra, Prinzessin Balsamine, die »lavendelduftge Fürstin«, der Tenor Fis von Quinten und des Helden alter Schimmel, der »loyale Zuckladoro« getauft. Und wie wirkungsvoll und vielsagend läßt Fritz Reuter in der »Stromtid« den schönen Namen Pomuchelskopp durch das säuerliche Eheweib seines Trägers abwandeln: »Dörch de blote Anred' wüßt sei em in ehre eigene Stimmung tau versetten: bedrog hei sick lichtsinnig, denn redte sei em hart un kort mit de letzte Sülw von sinen Namen an und näumte em barsch blot ‚Kopp!', för gewöhnlich näumte sei em mit de middelsten Sülwen ‚Muchel', un wenn hei so recht nah ehrem Sinn was un verdreitlich in de Sofaeck satt und nah de Fleigen slog, dann näumte sei em mit de irste Sülw un mit en leiwlichen Ton: ‚Pöking'.«

Sehr glücklich in der Wahl seiner Namen ist auch Wilhelm Raabe. Nehmen wir zum Beispiel den meisterlichen »Hungerpastor«. Sorglich stellt der Vater im Verein mit dem wackeren Oheim Nikolaus Grünebaum dem eben gebornenen Helden die Vornamen zusammen: »Getauft soll er werden auf drei Handwerksgenossen. Johannes soll er heißen wie der Poete in Nürnberg und Jakob wie der hochgelobte Philosophus von Görlitz, und wie zwei Flügel sollen ihm die beiden Namen sein, daß er damit auffsteige von der Erde zum blauen Himmel und sein Teil Licht nehme. Aber zum dritten will ich ihn Nikolaus nennen, damit er immer wisse, daß er auf der Erde einen treuen Freund und Fürsorger habe, an welchen er sich halten kann, wenn ich nicht mehr vorhanden bin.« Die alte treue Base Schlotterbeck begleitet seinen Lebenslauf, den der Armenlehrer Silberlöffel, der Kollaborator Klopffleisch, der Ästhetik-Professor Blüthemüller und andre bezeichnend benamste Menschen kreuzen. Des Hauslehrers höchst unaimabler Zögling führt den Namen Aimé, ein russischer Oberst den Namen Timotheus Trichinow Resonowsky; Orte, die in die Handlung hineinspielen, heißen beziehungsvoll Windheim, Kohlenau, Plackenhausen und Freudenstadt. Die schöne Kleophea haßt ihre frömmelnde Mutter schon des Namens wegen, den sie von ihr in der Taufe erhalten hat: »Von frühester Jugend an hatte sie gegen diesen Namen Opposition gemacht, und viel, sehr viel in ihrer jetzigen Charakterentwicklung war aus diesem Namen und der Opposition dagegen abzuleiten.«

Anderseits: »Fränzchen! — Fränzchen Götz! — wie ein lieblicher Ton von jenem fernen, fernen Göttereiland, welches den Haß, den Neid, den Eigennutz und die hundert gleichen praktischen Weltlichkeiten nicht kennt, klingt uns dieser Name ins Ohr und ins Herz.«

Ferner lohnt es vor allem, bei Theodor Fontane zu verweilen, aus dessen »Stechlin« allein schon sich eine hübsche Blütenlese von seinen Bemerkungen zur Namenwahl und Namensymbolik zusammenstellen läßt. Echt Fontanisch gleich im ersten Kapitel dieses echtesten Fontaneschen Romans, wie Dubslav v. Stechlin über seinen eignen fremdartigen Vornamen abspricht, alle verwirrende »Namensmanscherei« verwirft und launig feststellt: »Was ein Märkischer ist, der muß Joachim heißen oder Woldemar. Bleib' im Lande und taufe dich redlich. Wer aus Friesack ist, darf nicht Raoul heißen.« Der Lehrer im Dorf führt den Namen Krippenstapel, »was allein schon was sagen will«, und der Pastor heißt Koseleger, wozu der Freiherr bemerkt: »Man soll einem Menschen nicht seinen Namen vorhalten. Aber Koseleger! Ich weiß immer nicht, ob er mehr Kose oder mehr Leger ist; vielleicht beides gleich. Er ist wie Baisertorte, süß aber ungesund.« So ist kein Name bei Fontane zufällig gewählt und keiner passiert, ohne auf seine Bedeutung oder die durch ihn ausgelösten Gefühlswerte hin geprüft zu werden. Zu den weiblichen Helden des »Stechlin«, den ihren ganzen Wesen nach so verschiedenen Schwestern v. Barby, äußert der Dichter: »Es bleibt mit den Namen doch eine eigne Sache; die Gräfin ist ganz Melusine und die Komtesse ganz Armgard.« Und später noch einmal läßt er den alten Stechlin bei dem Namen Melusine »so seine Vorstellungen« haben, während es bei dessen Schwester Adelheid leicht sein Bewenden hat: »Ja, Schwester, du hast gut reden. So sicher wie du wohnt eben nicht jeder. Adelheid! das ist ein Name, der paßt immer. Und im Kirchenbuche, wie mir Lorenzen erst neulich gezeigt hat, steht sogar Adelheide. Das Schluß-e ist bei der schlechten Wirtschaft in unserm Hause so mit draufgegangen.« Im übrigen, fährt der prächtige Alte fort, müsse man gegen Namen nicht so streng sein, da sitze manch einer im Glashause, und belegt, auch in seiner Neigung zur Anekdote ein Zwillingsbruder des Dichters selbst, diesen Satz gleich durch eine kleine Erzählung aus der Erinnerung: »Als ich noch bei den Kürassieren in Brandenburg war, in meinem letzten Dienstjahr, da hatten wir dicht bei uns einen kleinen Mann von der Feuerversicherung, der hieß Briefbeschwerer. Ja, Adelheid, wenn ich dem gegenüber so verfahren wäre, wie du jetzt mit Gräfin Melusine, so hätte ich mir den Mann als eine halbe Bombe vorstellen müssen oder als einen Kugelmann. Denn damals, es war Anno vierundsechzig, waren alle ‚Briefbeschwerer' bloß ‚Kugelmänner': 'ne Flintenkugel oben und zwei Flintenkugeln unten. Und natürlich 'ne Kartätschenkugel als Bauch in der Mitte. Das Feuerversicherungsmännchen aber, das zufällig so sonderbar hieß, das war so dünn wie 'n Strich.« Und dann der hitzige Musiker mit dem ungleichen Namengespann Niels Wrschowitz! »Wrschowitz' Vater, ein kleiner Kapellmeister an der tschechisch-polnischen Grenze, war ein Niels-Gade-Schwärmer, woraufhin er seinen Jungen einfach Niels taufte. Das war nun wegen des Kontrastes schon gerade bedenklich genug. Aber das eigentlich Bedenkliche kam doch erst, als der allmählich ein scharfer Wagnerianer werdende Wrschowitz sich zum direkten Niels-Gade-Verächter ausbildete. Niels Gade war ihm der Inbegriff alles Trivialen und Unbedeutenden, und dazu kam noch, wie Amen in der Kirche, daß unser junger Freund, wenn er als ‚Niels-Wrschowitz' vorgestellt wurde, mit einer Art Sicherheit der Phrase begegnete: ‚Niels? Ah, Niels. Ein schöner Name innerhalb unsrer musikalischen Welt. Und hoch erfreulich, ihn hier zum zweitenmal vertreten zu sehen.' All das konnte der arme Kerl auf die Dauer nicht aushalten, und so kam er auf den Gedanken, den Vornamen auf seiner Visitenkarte durch einen Doktortitel wegzueskamotieren.« Auch die Nebenpersonen im »Stechlin«, wie Kortschädel und Rentmeister Fix, tragen ihre Namen nicht ohne Beziehung, und das gleiche hat in allen Fontaneschen Erzählungen statt; die Witwe Pittelkow ist so treffend getauft wie der Pastor Sahnepott.

Von bedeutenden ausländischen Romanschriftstellern, die der Namenwahl große Sorgfalt haben angedeihen lassen, seien besonders Balzac und Dickens hervorgehoben. Ferner die Brüder Goncourt, in deren Ro-



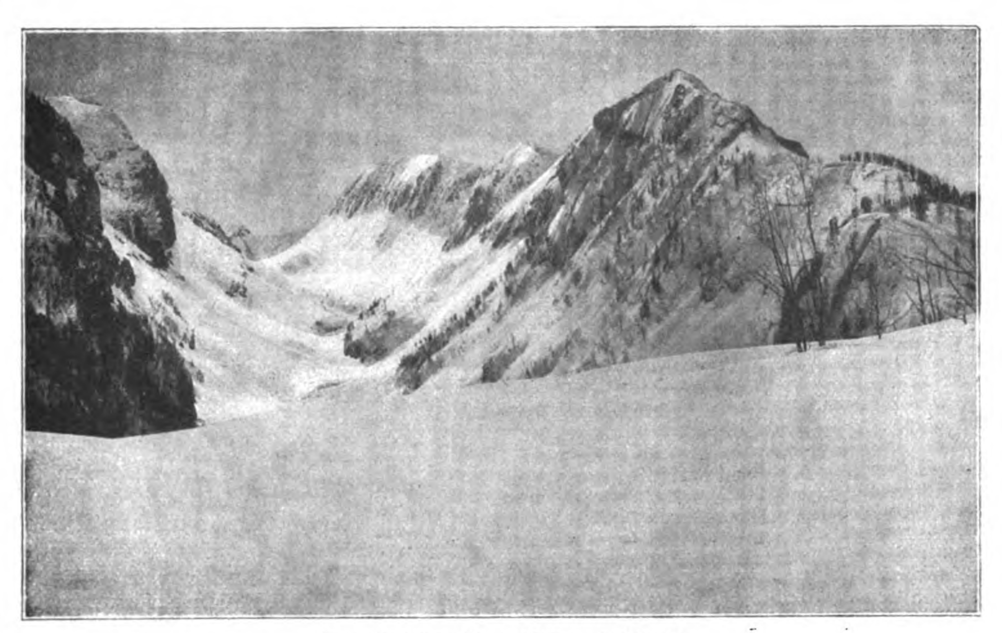
man »Die Brüder Zemganno« wir z. B. auf die Stelle stoßen: »Zemganno ... Wahrhaftig, ein origineller Name ... Er hat so ein verteufeltes Z am Anfang, das klingt wie eine Fanfare ... Wie eine Zirkusouvertüre, wissen Sie, in der Glocken klingeln und Trommeln rasseln«. Diese Art, die selbsterfundenen Namen gleich auch selbst zu erklären, finden wir ferner bei Thomas Mann, der überhaupt gleichfalls — es sei nur an den unter seinem Minderwertigkeitsbewußtsein krankenden Helden der Novelle »Tobias Mindernickel« erinnert — seine Namen mit gutem Bedacht verteilt. Aus den »Buddenbrooks«, die manchen Beleg liefern könnten, hebe ich nur den Zahnarzt Brecht heraus, von dem es heißt: »Schon der Name gemahnte gräßlich an jenes Geräusch, das im Kiefer entsteht, wenn mit Ziehen, Drehen und Heben die Wurzeln eines Zahnes herausgebrochen werden.«

Von besonderer Wichtigkeit ist der Name auf der Bühne. In bezug auf Lessings geplanten »Faust« warnte der überängstliche Mendelssohn den Freund: »Eine einzige Exklamation: o Faustus! Faustus! könnte das ganze Parterre lachen machen.« Vom überlieferten Vornamen Fausts ging der moderne Bearbeiter des Stoffes ab, weil der Name Johann zu seiner Zeit heruntergekommen und zum typischen Bedientennamen geworden war; der Ruf »Johann!« wäre der tragischen Stimmung verhängnisvoll geworden. Welch mächtigen gefühlsmäßigen Inhalt der Bühnendichter an Höhepunkten der Handlungen in ganz einfache Namen legen kann, beweisen gerade im »Faust«, in der Kerkerszene, das »Gretchen!«, an dem die irre Geliebte den Freund erkennt, und das verhallende »Heinrich! Heinrich!«, das dem Forteilenden folgt. Auch das »Elisabeth!« im letzten Akt des »Tannhäuser« tut solche Wirkung. Und wie schauen wir in das Beste von Wallensteins Seele hinein, wenn Schiller ihn den jungen Freund — »Max, bleibe bei mir! Geh nicht von mir, Max!« — mit dem Vornamen anreden läßt. —

Gerade Schriftsteller und Schauspieler entschließen sich am häufigsten, aus praktischen Gründen einen bürgerlichen Namen, mit dem sie nicht zufrieden sind, durch einen andern, selbstgewählten zu ersetzen. So gab sich Wilibald Häring den minder unpoetischen Familiennamen Alexis. Man mißt dem Namen also auch einen rein sachlichen Wert bei. Und vollends im geschäftlichen Leben wird der Name — in Firma und Praxis — so sehr als materielles Guthaben empfunden, daß man ihn vererbt und an ganz Andersheißende verkauft. Wie Gott selbst im ersten der zehn Gebote den Mißbrauch seines Namens unter Strafe gestellt hat, so halten es ja auch die bürgerlichen Gerichte mit den bürgerlichen Namen. Der Name ist nun einmal ein Recht und ein Besitz des Menschen. Das Gesetz schützt den Namen vor Verunglimpfung und Mißbrauch. Es wacht sorgsam über Namensänderungen, Adoptionen und dergleichen und bestraft Eigentumsverletzungen am Namen; so kam es zum gerichtlichen Prozeß, als Wilhelm Hauff seinen »Mann im Monde« unter Claurens Namen herausgab. Das Gericht straft ferner Eigentumsverletzungen an eingetragenen Benennungen eigner Erzeugnisse als unlauteren Wettbewerb. Namen können zum Typus, zum Gattungsbegriff werden. Hebbel konnte seinem Trauerspiel »Maria Magdalene«, in dem niemand so heißt, diesen symbolischen Namen geben, gewiß, sogleich verstanden zu werden. Wer jemanden einen Sardanapal oder einen Rothschild, eine Xanthippe oder eine Messalina nennt, braucht sich über seine Meinung nicht weiter auszulassen. Wer in der Bibliothek einen Brockhaus, Bädeker oder Büchmann, im Gasthof eine Cliquot oder einen Boonekamp verlangt, wird ohne weiteres richtig bedient werden.

Durch Feier ihres Namenstages erweisen die Katholiken ihrem Vornamen noch ganz besondere Ehre. Aber wir taufen nicht nur Menschen, sondern auch Tiere und leblose Dinge und verleihen ihnen mit dem Namen Beseelung; man denke nur an Grane, das Roß, und Nothung, das Schwert, im »Ring des Nibelungen«. Unter feierlichen Bräuchen taufen wir auch unsre Schiffe und unsre Kirchenglocken (»Konkordia soll ihr Name sein!«). So geht vermöge des eignen Namens auch das Leblose in die Geschichte der Menschheit über. Ihr gehört »Sanssouci«, das Lustschloß Friedrichs des Großen, ebenso unvergänglich an wie die »Emden« und die »Möwe«, die der deutschen Seemacht so herrlichen Ruhm gewannen.





Kapellental zwischen Vrsic und Lipnick
Rechts vorn der Vrsic; rückwärts die vom Feinde besetzten Höhen

Eine Krn-Spitze (Vrsic) in Eis und Schnee

Feldbrief von Leutnant i. d. Res. Dr. phil. Anton Dörrer

Genehmigt vom k. u. k. Kriegspressequartier

Mit 19 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers

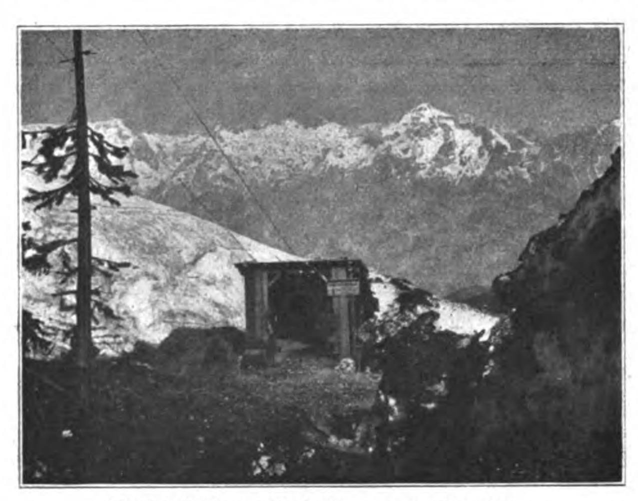
Wie zuletzt unser Vrsic aussah, der nördlichste Ausläufer des Krn-Kammes, des blutübergossensten unsrer Isonzo-Berge, fragst du? Geh nur mit!

Von Golobar, dem Sattel zwischen Javorzek und Lipnick, jenen himmelhochragenden Bergesbollwerken unsrer südlichen Flitscher Stellung, die zwei Jahre lang uns halfen, die Welschen aufzuhalten, stapfen wir durch fußhohes Schneemehl in vielen Windungen das Kapellental hinab. In der hohlen Gasse ziehen tagaus, tagein unsre Landsturmleute und Jäger Heizholz zwischen zwei bis drei Meter Schnee und Eis, daß uns der glatte Boden wie im Trabe treibt. Mit Stockungen freilich. Da stampft uns ein Packpferd mit Tragkörben entgegen, ein andres folgt mit Kochkisten an den Seiten. Drück' dich nur fest in die Schneemauer hinein, sonst streift dich noch eine Kistenkante am Brustkorb. Wie die bosnischen Braunerln schwitzen und ihnen das Gurtenkummet die Haare abstreift! Dreijährige Kriegsdienstleistung!



Dr. Anton Dörrer als Leutnant des k. u. k. Feldjäger-Bataillons Nr. 20
Nach einer Zeichnung von Albert Plattner (Innsbruck) aufgen. von A. Hesse (Innsbruck)

Vor einem Tunnel, dessen Wände prall und fettig fast wie Samt und Seide glänzen, warten wir ab, bis ein weiteres Tragtier, belastet mit sechs halbierten, klafterlangen Buchenstämmen, durchgestapft ist. Hier wärmt die Sonne die oberste Schneeschicht auf. Ihre Strahlen lecken sich hinein, so daß die Starrfläche sich in wenigen Stunden wie ein Lammfell kräuselt und gleich einem Schafspelz in lange Spitzen ausfranst, um des Nachts über Schäufelchen und Schichten zu bilden — leichter als verwittertes Schiefergestein: Zuckerkandelgebäck. Nun stochert die Sonne mit ihren Goldlanzen herum. Am obersten Schäuferl tropft ein blinkendes Eiszäpfchen auf das nächste und sprüht fast Funken aus seinen Schneekristallen ...



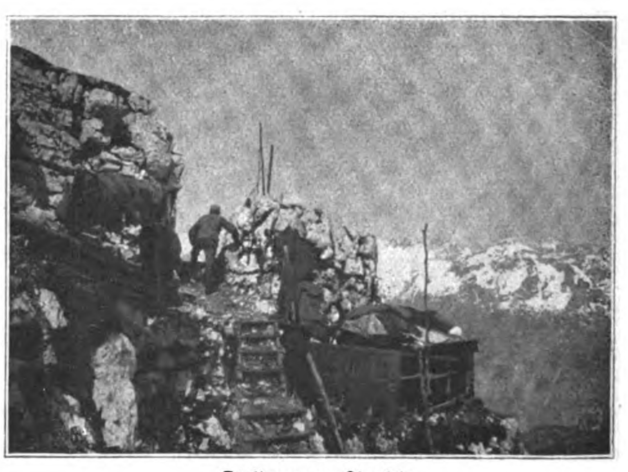
Lipnick-Aufzug; Talstation, gegen Rombon

Unwillkürlich lugst du zu unserm »Spitz« hinauf und zu den ihn überragenden welschen Kammstellungen. Wie hat sich seit den letzten schweren Kämpfen das ernste Profil dieser Felsenwildnis, der steilen Kare und ihrer schuttreichen Flanke verändert! Ungleich großartiger, geradezu majestätisch reckt sich aus dem schneeverengten Kapellental der hochgratige, massige Gebirgsstock gen Himmel gleich einer riesigen Festungsmauer, winterlich fein und reich, ja phantastisch und pomphaft in einem schier unerträglichen Glanzgeflimmer verhüllt, aus dem sich vereinzelt Geäst wie das Dunkel im Hermelin aus dem Schnee hervorzustrecken wagt. Großzügige, vereinfachte Linien und Bergfalten führen zum Grat, an dem unsre Hüttlein mit Rauchgekräusel knapp neben den welschen Schießlöchern hocken, dort, wo vordem selbst im Sommer nur die Gemse gehaust hat. Wie klein und armselig und doch wie niedlich und malerisch sich das mühselige Menschengebäu von den weitschweifigen Wintermassen an den Bergespyramiden abhebt: gleich braunen Schmutzflecken, talabwärts fahrend im Schneeweiß und tiefe Rinnen furchend!

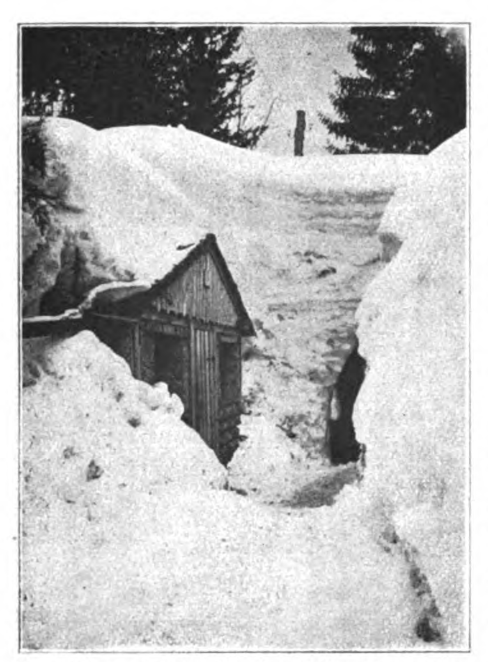
Du erinnerst dich vielleicht noch an den alten tirolischen Bischofssitz Säben bei Klausen, der beiden Kirchen knapp übereinander auf ragender Zinne? Denk' dir diese steilen Felsen vervielfacht und an Stelle der steinernen Mauern und Kirchen Stellungsbauten und Almhütten, Schwalbennestern gleich anzusehen, geduckt und aufeinanderkauernd und eingerichtet auf alltäglichen Kampf und Wettersturm, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe ... Aber schau nicht zu lange hinauf zu dem Heerbann der Berge Zlatorogs. Sonst schießt dir der Cazzolino wirklich noch ein gepfeffertes Korn herab. Du siehst ja hier zur Rechten im Kapellentale, wie er das gotische Friedhofskirchlein bearbeitet hat. War ein feldgraues Schmuckkästlein und Erinnerungsmal zum frommen Gedenken an die halbtausend und mehr Tote, die ihren Kampf ausgekämpft haben und nun um die Kapelle herum in der kargen Erde eines Waldhügels gebettet liegen. Zerschossen und zerfetzt haben die Welschen im September 1916 und 1917 die Kapelle, die Gräber aufgerissen und zerwühlt und neuen Nationalhaß entfacht in unsern kampfmüden Herzen. Am Toreingang der Kapelle aber steht geschrieben:

Hier ruhen die Zeugen der Wahrheit, daß Recht stets stärker als Unrecht,
Liegen in einsamer Ruh', in heimischer Erde gebettet.
Dank Euch, Ihr wackeren Streiter für Österreichs Ehre und Freiheit.
Gott wird Euch lohnen die Tat, da irdischem Lohn Ihr entrückt seid! —

Einige Schritte weiter: ein Bild ganz andrer Verwüstung. Um vor feindlichem Feuer sich zu sichern, hatte man den Hilfsplatz nebst den Arbeiterbaracken hart am Fuße des Vrsic erbaut, gleichzeitig unter dem Schutze schütterer Steinbuchen, die noch am Anstieg des Berges gediehen. Im Winter 1915/16 hatte das Bretterstädtlein standgehalten. Im nächsten aber bra-



Stellung am Lipnick

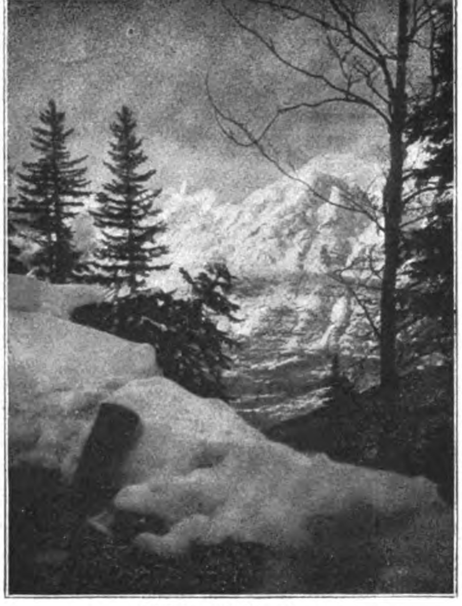


Eine Offiziersdeckung in einer Höhe von 1250 m in den Julischen Alpen

chen wie von ungefähr nach einigen Gewitterstürmen zweimal mehrere mächtige Lawinen den Abhang über die Bäume hinunter, Hütten und Menschen begrabend. Nach unsäglicher Mühe wurde die Unglücksstelle freigelegt. Gottlob, diesmal kam das Lawinen-Ungetüm wenigstens der Seilbahn-Maschinenhütte nicht zu nahe, und so ist der Aufzug, unsre große Errungenschaft des Herbstes 1916, wieder in vollem Betriebe. Sie zählt unter die Neuerungen, die wir der Initiative des Oberstleutnants Karl Lanna verdanken. Wie mußten die armen Träger noch zu deiner Zeit jeden Balken und jedes Brett, jedes Stück Brennholz und jeden Trunk Wasser den steilen Berg hinaufschleppen! Wie viele Kräfte und Unkosten, wieviel Geduld und Ausdauer, Entsagung und Opfermut brachte für uns alle dieser schwierigste Nachschubdienst! Davon geht selten die Rede, und doch war dieses stille Heldentum ein Teil des Ganzen, Großen, das auf unsern Hochgebirgsmauern zweieinhalb Jahre geleistet wurde, bis wir endlich in die Ebene hinabsteigen durften.

Der Aufzug wartet auf uns. Einer der graubärtigen Bosniaken hat aus eignem Antriebe, wohl aus Respekt vor deiner pelzverbrämten Ulanka, eine Decke in der Fahrkiste ausgebreitet, worauf du dich mit deiner ganzen Länge legst, die Füße an den eisernen Haken anstemmend. Und schon fahren wir lustig-lustig 400 Meter hinauf bis zur Bergstation oberhalb des Abschnittkommandos des Hauptmanns Bourcard. 300 Kilogramm trägt leicht das Seil. Da überkommt dich auch nicht einmal jene Unsicherheit und Unruhe, mit der du z. B. die große Feldseilbahn über den Mojstrovka-Paß bestiegst und dabei noch hören mußtest, daß du auf eigne Gefahr und Verantwortung hin die drei Fegefeuerstunden auf der Tragbahre liegst. Bei unsrer kannst du dich strecken und recken und in den vier Fahrminuten gemütlich Umschau halten. Stück für Stück der nordischen Hochgebirgslandschaft steigt vor dir im Naturrahmen des Golobar-Sattels auf, die riesenhaften, pyramidal gebauten Kalkberge von Rombon bis zum Kanin mit ihren Zinnen und Zacken, ein endlos Gewoge der Felsenwelt in Schneepracht und Sonnenglast des baldigen Mittags. Wie am Vrsic (Spitz), so gehört dort am Rombon der letzte Gipfel uns. Dort sind die Welschen unter uns auf der Czukla, hier über uns (Trigonometerhöhe), und beiderorts sind wir nur wenige Schritte vom Gegner entfernt.

Wie um uns in der Betrachtung zu stören, knattert vom Flitscher Becken her ein welsches Flugzeug, wohl mit einem Photographieapparat ausgerüstet. Wie ein großes Torpedo schießt er knurrend daher, ein steifer, großer Vogel. Wenn er unsre Seilbahn entdeckt! Unwillkürlich schaust du nochmals zur Seite in die Tiefe hinab. Sollte einer seiner Bomben das Führungsseil treffen, so sausen wir mit dem Wagerl zurück, und alles Irdische hat ein — Ende. Erwischt eine aber das Tragseil, so könnte es noch glimpflicher abgehen. Blitzgedanken, indes es auch schon in den Lüften blitzt und kracht. Wölkchen in Rot-

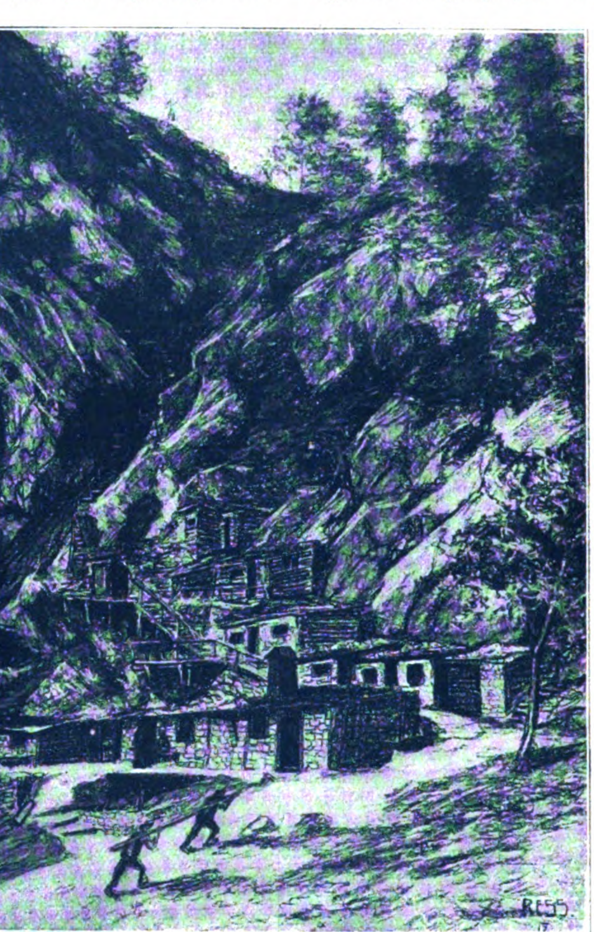


Blick auf Rombon

weiß umtanzen die Sirene. Unsre Schrapnells folgen in der Wette um den Frechling, so daß er sich drückt. Er schraubt sich höher und ferner, kaum mehr sichtbar im klaren Himmelslicht. — Dort Flieger, hier Seilbahn!

Ein Ruck, und die Räder raspeln unter dem einzigen Tragmast. Die Kiste gleitet fast wagrecht weiter bis zur Bergstation. Die hölzernen Stufen der Ausladestelle sind arg vereist. Vorsicht, sonst fliegst du hinunter, woher du gekommen bist! Und so schnallst du die Steigeisen wieder um und trittst einige Male fest mit deinen etwas erstarrten Beinen in den verharschten Schnee, den letzten Anstieg zum Spitz gemächlich-sicher in Angriff nehmend.

Weitum nur Schneehalden in ruhiger Gleichförmigkeit und Größe — grell im Lichte. Geblendet bleibst du für einen Augenblick stehen und schließt die Augen. Jäh hinab ins Kapellental und in das anschließende, von rekkenden Berggestalten umgrenzte »Schneefeld« schießt der Abhang in einem Getanze und Gezitter von Weiß und Silbergeschmeide, indes von oben vereiste Klumpen kollern und springen und hin und wieder eine Gewehrkugel im Bogen niederpfeift.



Abschnittskommando am untern Vrsic (Krn-Gebirge)
Nach einer Farbzeichnung von Kriegsmaler Paul Reß (Wien)

Du bist unser Bergleben nicht mehr gewöhnt. Aber nur zu! Der Steig ist wohl etwas schmal und zermülmt, reich an scharfen Kehren und Kurven, aber dank der unermüdlichen Arbeit unsrer Jäger nun schon wieder leidlich gangbar. Es ist noch nicht lange her, daß selbst wir an einigen Stellen auf allen vieren kriechen mußten. Gottlob, daß der Wind nur schwach über den Abhang streicht. Oft ist in wenigen Minuten nichts mehr von Steg und Stufen zu sehen, und der Mannschaft endlose Arbeit beginnt von neuem. Bei — 24° C und bei Sturm! Da heißt es sich in den schlimmsten Lagen festsetzen und sich mit Stock und Steigeisen, Schaufel und Krampen verankern, bis sich der ärgste Sturm gelegt hat. Der Weg muß wieder freigelegt werden. Ohne Weg und Verkehr müßten wir oben am »Spitz« bald erfrieren und verhungern; denn bei Sturmwind fährt keine Seilbahn und kein Menageaufzug.

Nun stuft sich der Weg am steilsten gen »Spitz«. Der Verkehr wird reger. An Trägern, Bohrleuten, Wegearbeitern geht's vorbei. Da klebt ein Magazin mit Wintervorräten. Dort, bei der verschneiten Hütte des Artilleriebeobachters kehren wir ein. Sie ist gerade groß genug, um noch dem Telephonisten und Diener Platz zu lassen. Welche Aussicht durch das handspannbreite Fenster! Die Steinlandschaft mit dem schimmernden Silbertuch, die du von der Seilbahn aus aufsteigen sahst, strahlt uns nun wie eine märchenhafte Melancholie entgegen. Der Artillerist jedoch heißt die Leuchtwolke eine höhnische Lieblichkeit, dieweil er an seine jüngste Vergangenheit, einen »paradiesischen« Urlaub denkt ... Er rafft sich zusammen und begleitet uns. Weshalb wohl? Wir jedoch kriechen schon wieder beim nächsten Menschennest hinein. »Servus, Kärntnerbub! Wie geht's, wie steht's?« Und unsre Hände schütteln die



Der Friedhof von Golobar; linke Seite
Im Hintergrunde Rombon, Kanin und die italienischen Berge, über die die Österreicher nach Italien hinabstürmten

bart im Kyffhäuser unser Hauptmann Jaroslav Wesely haust. Grelles Karbidlicht flackert ihm ins blasse, schwarzbebartete Antlitz.

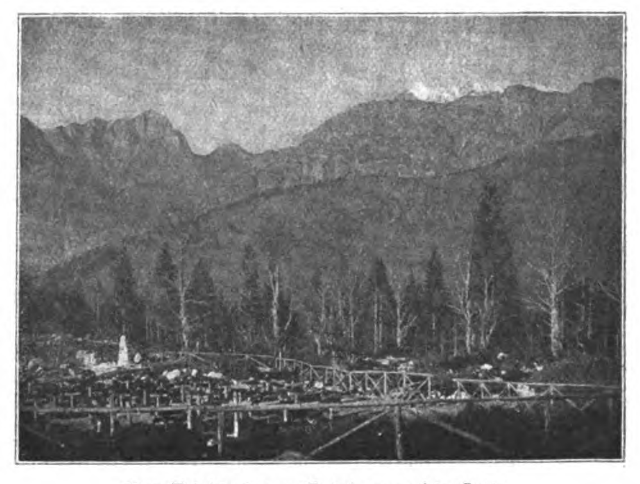
Kurz, bündig und offen, wie der Hauptmann nun einmal ist, fragt er dich unvermittelt nach dem Grund deines Besuches und ladet dich darauf ein, mit ihm die Beschießung der feindlichen Batterien am südlichen Gegenüber anzusehen. Nun ahnst du auch, weshalb der Artillerist mit uns bis zum »Spitz« heraufgestiegen war und gestern abend der junge, liebe Kommandant unsrer »Grete«, eines der schwerkalibrigen Flachbahngeschütze, so rührend von seiner »bronzenen, schlanken« gesprochen hat. Ich wette, er streichelt und liebkost sie jetzt.

des »Maschinisten« (Maschinengewehrkommandanten). Schon sitzt du geduckt auf dem unteren Federbett aus — Holzwolle, da die alte Hütte nur für zwei Leutlen berechnet ist, gegenüber dem sprühenden Ofenkistchen aus Eisenblech. Von oben herab macht sich unser lieber, langer Ungar-Bacsi bemerkbar. Da gibt's ein Fragen und Erzählen, Lachen und Witzeln. Hier ist noch überschießende Kärntner Gemütlichkeit und Kraft daheim. Du kommst dir vor, als wärst du in eine andre Welt geraten, als gäb's keinen Sprechdraht, keinen Verkehr, keine Ablösung von Golobar her. Der »labfrische« Kärntner will gar nicht hinab oder gar ins Hinterland. »A paar Tag schon, aber dann han i g'nug!« Er sitzt schon wieder sieben, acht Monate hier oben und die meisten seiner Leute noch länger. Stramme Burschen das; wie die beiden Tiroler, der Waffenmeister und der Zugführer, beide schon mit einigen Medaillen ausgerüstet.

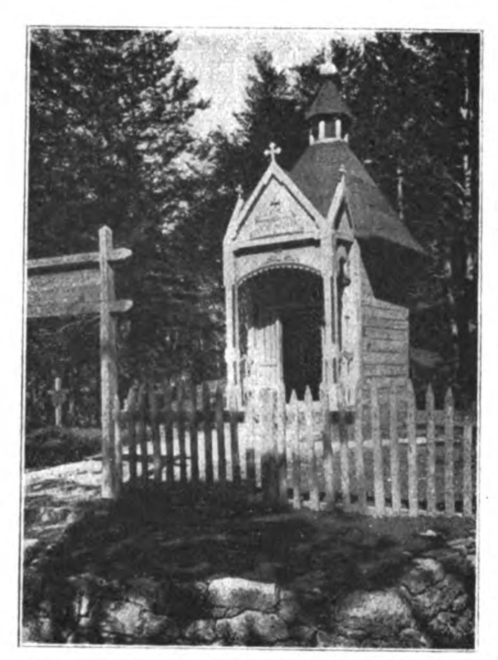
Aber du! wir müssen doch vor allem dem »Spitz«-Kommandanten unsre Aufwartung machen. Du kriechst also weiter in den überschneiten, vereisten Berg und tastest in dunklen Schächten umher. Da beginnt wohl endlich das Gestein. Kennst dich bald selber nimmer am »Spitz« aus. Ohne Führung kämst du auch nicht so leicht ans Ziel. Endlich, nach Stolpern und einigen Püffen blinzelt uns ein Licht entgegen. Wir poltern an ein Holz und treten in ein Felsenloch, in dem einsamer als Kaiser Rot-

Durch irgendeinen Schlot gerätst du ins Freie auf den »Spitz«, d. h. an den Hang einer Schneekuppe, die noch einige solcher Schlote, einige Luft- und Lichtschächte zu den Kavernen und Tunnels und einige Rauchkamine und daran anschließende Schmutzmoränen aufweist. Und da drüben, im »Fünfzehnfachen«, ist's zu sehen, ein Dutzend schwarzer Steinlöcher am Kamm der südlichen, wilddrohenden Nachbar-Berggestalt. Dorthin gilt unser neuester eiserner Gruß. Noch stehen die Berge ringsum stumm und groß in schweigender Erwartung, kaum das Gewehrgekläff erwidernd, das hier nimmermehr verhallt, seitdem der Krieg seine rauhe Baßstimme erhoben hat.

Wir warten und harren. Es geht schon dem



Der Friedhof von Golobar; rechte Seite
Im Hintergrunde Seekopf und Eingang ins Seebachtal, von wo die Österreicher über den italienischen Artillerieplatz Nevea nach Italien einbrachen



Totenkapelle und Friedhof im Kapellental vor ihrer Zerstörung durch feindliche Artillerie

Mittag zu. Endlich furchtbares Gebrüll, Schnee und Felsen zittern, ein schrilles Zerfetzen der Luft, Durchschlag, Gedröhne. Rauch- und Schneewolken sausen aus den Stollen zweier gewesenen welschen Schießscharten. Knapp über unsern Köpfen hat die schwere Granate die Luft durchgerissen, fauchend und knirschend, und sich feindwärts ausgekracht. Stein und Stollen sind zerborsten. Die vorliegenden Schneemassen zerstieben, und nun brüllt sich das Echo an den Felsenwänden langsam aus, knurrend, brummend, ersterbend. Der Hauptmann schaut unentwegt durch sein Glas und berichtet freudig den Rückwärtigen den Erfolg. Zwei-, drei-, viermal tobt und tost nun das Geschütz im feindlichen Lager — das Konzert ist eröffnet!

Du steigst durch das nächste Loch wieder in den Spitzberg und suchst deinen Landsmann aus dem Pustertal auf. Der kleine frohgemute Leutnant haust selbander mit unserm »Dickerl« in einem Barackenabteil am Abhang und wäscht sich gerade mit Schneewasser in einem Schüsserl, das ein wertvolles Offiziers-Eigentum der Berggemeinde zu sein scheint. Wie's unten gehe? Was der und jener treibe? An alle denken sie, die Herren vom »Spitz«, und hängen am Bataillon und an den Kriegskameraden in ihren sinnierenden Gemütern, ihrem gedämpften Bergleben und ihrem gelassenen Kriegsernst.

Ja, es bleibt wahr, je weiter weg von Welt und Genuß, desto größer die Zufriedenheit, Selbstbescheidung und Ergebenheit ins Kriegsschicksal, desto stärker die Entsagungskunst und der Opfermut. Das Muß macht es nicht immer aus. Die Seelen dieser Berg- und Eishöhlenmenschen haben aus eigner Kraft ihre Vertiefung, Bereicherung und Vereinfachung gewonnen.

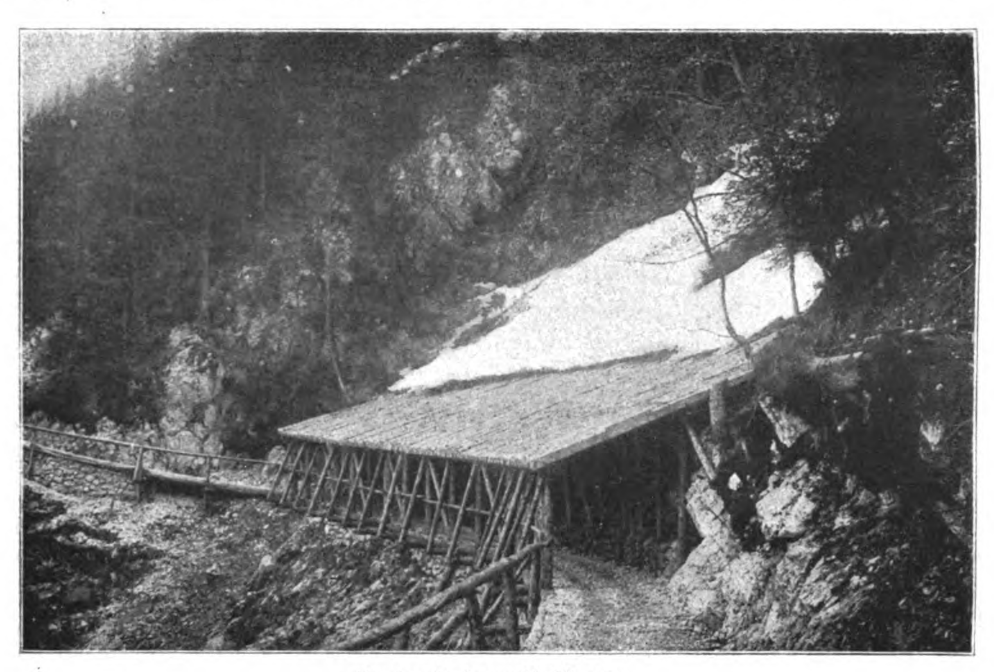
Es ist so gar nicht behaglich in der engen Bude. Den ganzen Tag mag geheizt werden, freilich in sparsamer Berechnung, weil infolge der Lieferungsschwierigkeiten auch die Holzfassung genau bemessen werden muß; oben heiß, unten kalt und zugig, brät die dem Ofen zugekehrte Körperseite, indes die andre fröstelt. Das frische, nasse Buchenholz entwickelt mehr Rauch als Wärme und schmelzt den Schnee am Dache um die Ofenröhre, der nun langsam in recht unsauberen Tropfen herabklatscht. Die Musik könnte einen Städter auf die Dauer »nervös« machen.

Mit leuchtendem Stolz zeigen sie dir nun ihre große Errungenschaft, die Offiziersmesse, eine kleine Holzbaracke, mit ehemals weißen Pappdeckeln grob und notdürftig austapeziert. Die Ausstattung kann nicht verdecken, daß die Hütte infolge des Schneedruckes schief steht und im Frühjahr bei der Schmelze auch talabwärts fahren könnte. Einstweilen stemmt mitten im Raum ein Balken die bedrohte Rückwand. Eine Petroleumlampe brennt hier Tag und Nacht, denn vor den Fenstern lagert mehrere Meter hoher Schnee. Das Grammophon, die jüngste Eroberung, wird aufgedreht: ein Kriegsstück von 1812 schrillt heraus.

»Loisig«, der Messemeister, lädt zum Mittagsessen ein und bewährt seine hierzulande schon



Soldatengräber im Walde



Lawinendach am Vulffonweg

berühmte Bewirtungskunst und Gebefreudigkeit. Es ist ein einfaches Essen, für das noch jeder Herr 1,50 K auf die Gebühr aus eignem zahlt. Der Hauptmann versteigert seine Portion der etwas harten Mehlspeise — Fettmangel! — zugunsten der Messekasse und erzielt einen schönen Ertrag. Das Geld hat hier wenig praktischen Wert, wenigstens solange man nicht auf Urlaub war. Dann geht wieder das Sparen an.

Nach dem »Schwarzen« wird gespielt: Karten, Schach, Domino, Halma. Selbst zum Zusammensetzen von Bildersteinen geben sich einige her. Die Wechselreden entfalten sich. Es wird strategiert, politisiert und ganz Österreich-Ungarn reformiert. Alles nimmt nun teil und setzt seine Hoffnung auf die Zukunft, auf eine starke Führung der Monarchie. Wohl dünkt einem ein friedlicher Zeitenwechsel angebracht, und ein Junger klagt, daß er in der Kriegslänge seine ganze Wissenschaft und Weisheit vergesse. Aber sagst du nicht selber, daß wir übersehen, was wir an Lebens- und Menschenkenntnissen in diesen drei Jahren uns erworben haben? Man merkt das am auffallendsten an den Jüngsten, wie sich ihr Sehnen und Wollen, ihre Ansichten und Urteile vertiefen und sie innerlich, an Geist und Gemüt, älter werden, ungleich älter als ihre Jahre.



Neuer österreichischer Handgranatenwerfer

Mit dem Tirolischen Landsmann, selbst ein Stück der Landschaft, besichtigst du nun die Bergfeste. Du staunst über die Sicherheit und Kaltblütigkeit, mit der er die glatten, abschüssigen Weglein dahinsteigt und die engen, niederen Schnee- und Eistunnel passiert, unbekümmert um das eiszapfige Tropfgestein in den grünlich glitzernden Grotten. Da leiten Röhren Preßluft zum Bohren in eine Höhlung. Knirschend wie ein Stahlstift dreht sie sich ins Gestein, durchwühlt, durchschneidet und dringt unaufhörlich, kaum bemerkbar, weiter in die



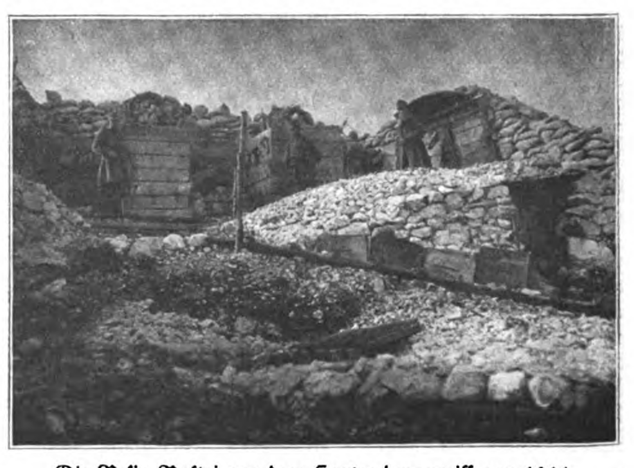
Flugabwehrkanone

Eingeweide des Spitzberges. Nun wanderst du auf und ab, bald nach links, bald nach rechts durch die Schächte und Gänge, an denen Wohnhütten, Magazine, Schießstände münden, ein Chaos für den Fremden wie in den Katakomben. Und blickst du durch eine Schießscharte hinaus ins Freie — prächtigste Aussicht, weite Welt!

Überall moderne Technik, Motoren, Maschinen, Pulver, Dynamit, Ekrasit, Brecheisen, Steinhammer, Minen, Lufttorpedos usw. Da hausen nun die vielen Offiziere und Mannschaften eng gedrängt, bald in kleinen Kammern, mit Holz verkleidet und bedacht mit Wellblech — ausrangierten Eisenbahnwagen vergleichbar, bald in langen Blockhütten, aber alles meist in dumpfer Düsternis, in der nur zeitweilig eine unruhige Karbidlampe leuchtet. Da findest du so manchen »alten Diener« wieder und freust dich, daß der und jener Jäger, den du ausgebildet oder ins Feld geführt hast, es indes bis zum Unterjäger oder gar zum Rechnungsunteroffizier gebracht hat. Freilich, der ist indes schon verwundet worden, jener hat das Zeitliche gesegnet. Bei den meisten hat die einstige blühende, unversengte Jugendlust einer stillen Selbstbeherrschung Platz gemacht. Auch unsre braven Slowenen haben im Kriege »umgelernt«.

Endlich landen wir auf der obersten »Spitz«-Bastei. Der kleine, traversierte Platz ist feindzu ausgeschaufelt. Mauern und Türme starren in Schnee und Eis. Jeder Mundhauch wird zu Rauhreif und Eisperlen. Vermummte Posten stehen und strampeln sich die Kälte von den Füßen. Chargen gehen auf und ab und wischen sich die Eisnadeln aus den Gesichtern. Das alte, strenge Leben hier oben wie im Sommer, als gäbe es tatsächlich für die armen Verteidiger keinen Winter, keine Kälte, keinen Schneesturm. Oft müssen die Armen ausgeschaufelt werden. Die Arbeit darf nie ruhen, der Felddienst in keiner Weise vernachlässigt werden. Unser pflichttreuer, rotleuchtender Reichenberger Baumeister »meldet« sich als »Spitzen-Offizier«. Er zählt nun auch schon zu den erbangesessenen Herren des »Spitz«. Wie's ihm mit den Füßen und dem Rheuma geht? Und wie's im Dezember hier oben war? Stürmisch, Schneetreiben, Wetterstürze. Und die schwermütige Endlosigkeit der Winternächte, in denen sich alle Lasten und Lügen des Lebens auf das bedrängte Herz wälzen. Oft nicht zum Aushalten.

So war man darauf bedacht, wenigstens zu Weihnachten ein paar gemütliche Stunden zu stiften. Vor allem mußte für einen besonderen Magentrost gesorgt werden. Und weil der Messemeister »Loisig« als Handelsmann einen Ruf hat, wurde er mit dem Einkauf von Fleisch, Wein usw. betraut. Natürlich ging »Loisigs« Fahrt in die Welt nicht ohne Erlebnisse vorüber. So besorgte er schon durch seine Berichte köstliche Unterhaltungsstunden. Schließlich verriet er sich noch, daß er mit Hilfe seines allzeit getreuen Dieners Goriup im Hotelzimmer Jagd auf zwei ausgerissene Hendeln und einen Hasen machte,



Die Vrsic-Bastei vor dem Septemberangriff von 1916
Später ganz umgebaut. Rechts unten Fuchsloch für den Diensthabenden im Artilleriefeuer



Hauptplatz von Golobar

Weit hinter uns liegt das gelebte Leben
Und die Beschwernis aller Kläglichkeiten,
Wir haben uns in Gottes Hand gegeben.
Der Augenblick ist uns das Maß der Zeiten. (A. v. Wallpach)

Verabschieden wir uns, eh's zu spät wird! Der Abstieg macht sich unangenehmer als der Aufstieg, weil du immer wieder das »Schneefeld« tief unten vor Augen hast und das Kanonenkonzert neuerdings einsetzt. Aber nur fest hinabgeschaut und das Auge an die Wirklichkeit gewöhnt! Noch ein Blitzbesuch beim Abschnittskommando. Die Seilbahn-Fahrzeit ist verstrichen,

die in ihrer Angst natürlich einige Lebenszeichen hinterließen. So kam der heilige Abend. Der Messemeister kochte schon den ganzen Tag. Die Offiziersmesse wurde mit Tannenreisig geschmückt, ein mit vieler Mühe heraufgeschaffter Tannenbaum wurde aufgestellt und verziert. 7 Uhr abends: Festversammlung, Festessen ohne Ende, wollte sagen bis 10 Uhr, dann Punsch, Reden und Grammophonspiel: »Stille Nacht, heilige Nacht!«

Man sah es dem Reichenberger an: er schwelgte noch bis heute in den freilich etwas kostspieligen Festgenüssen und Weihnachtsstimmungen; denn er rät dir, ja auch das Schweinchen anzusehen, das die Messe um 80 K erstanden und in einer eignen Kaverne einquartiert hat, und das nun unter der Aufsicht des Schweinlreferenten, des dir schon bekannten Kärntner Maschinisten Puck, aufgefüttert wird, um einstmals als Hauptkapitel eines neuen Festessens die Tafel zu schmücken. Auch Hühner und ein Königshase stecken im Stall. Eier sind selten und teuer. Du siehst, der »Spitz« emanzipiert sich.

Überall beschäftigte Leute, überall Arbeit; es geht hier zu wie in einem Ameisenhaufen. Da auf der Bastei schießt unser wackerer Wachtmeister Unterlugauer, der seit Galizien dem Bataillon treu geblieben ist, mit einem Periskopgewehr, dort knattert eine Maschine, hier verbessert ein Infanteriegeschütz seine Schmuckkästchen-Munition, da wird gesprengt, links ragt eine Rexer-Muskete wie eine kleine Flieger-Abwehrkanone in die Luft. Eine eigne Welt, nur auf Krieg gestellt. Der Feind 50 und 15 Schritt entfernt! Immer Krieg und immer Dienstbereitschaft im brutalsten Winter! Wie anders schätzt da einer die Weihnachtsstunden! Du hast selbst solches Leben gelebt, du kannst die Berg- und Eishöhlenmenschen erfassen.

also zu Fuß bergab! — Der Wind fegt über den Abhang und stäubt stachelige Schneekristalle über uns. Düsterer wird's: ein ängstlich Gehen. Ein kilometerlanger Schneetunnel fährt steil abwärts. Fast mannshoch und knapp für zwei zum Ausweichen breit, weist der gotische Gang in weiten Abständen Auswurfflächen und Fenster mit eisigen Verzierungen auf. Infolge des steilen Geländes dreht sich der Tunnel mehrmals wie eine Wendeltreppe oder Kellerstiege. Das matte Licht stattet die eine Buch-



Oberstleutnant Karl Lanna
Kommandant der Gruppe Flitsch von Juli 1915 bis Oktober 1915 und der Gruppe Golobar von April 1916 bis Oktober 1917



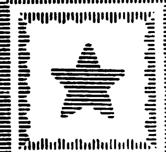
Mannschaftsunterhaltung in der Baracke

tung gleich einer Meergrotte und jenen Ausguck mit Silberschimmer aus. Schließlich flutet reichlicheres Strahlwerk ein, wir sind am Ende des gefährlichen Ganges, und du siehst, wie geblendet in der freiweiten Dämmerung, kaum mehr den Fußstapfenweg. Sind wir überhaupt noch auf einem Wege? Nun heißt es sich durchbeißen auf dem verharschten Schnee und seiner Rollgerste. Heute gelänge auch keine Abfahrt mit Schneeschuhen mehr. Nur Mut! Das Licht versagt. Sterne schimmern mit verschlafenem Blinzeln. Am westlichen Himmelsrande streift ein weißlich ungewisses Licht. Vor den müden Augen wirbelt die endlos glitzernde Herrlichkeit des Schnee-Alls. Wie weit von der Welt ist doch diese Berggemeinde oben am »Spitz«!

Vom jähen Felssturz rings umhegt,
Flockengepeitscht, schrapnellumfegt
Trutzt unser wachsam Späh'n.
So soll der Fels, ein Siegfanal
Im Weltenbrand, ein Totenmal
Den Feinden, fürder stehn. (A. v. Wallpach)



Villa Heki (auch beim Kommando)




Ludchen geht spazieren

Skizze von Wolfgang Kraus

Sonntag, der dreißigste April. Eine rundbäuchige rote 30, fettstolz gebläht wie ein Serenissimus nach dem Diner, und drum herum ein untertäniges Gefolge schwarzwimmelnder Buchstaben.

Doktor Ludolf Spinner ließ den Sonnabend, den er vom Kalender gelüftet hatte, gleich einem Vorhang herab. So weit war es noch nicht. Ein Tag war ihm vom Schicksal noch geschenkt, bevor er über die Schwelle des ersten Halbjahrhunderts hinaus in das zweite schritt, während durch die andre Tür der spitzbübische Mai seinen Einzug hielt. Ein Tag — ein Sonntag! Dann war er fünfzig Jahre alt.

Er versuchte eine spöttische Falte um den schmalgepreßten Mund, doch als er nach dem Spiegel griff, mußte er sich gestehen, daß sein Lächeln gezwungen war. Wirklich, er ließ sein ganzes Bild im scharfspähenden Quecksilberauge vorübergleiten, er war nicht mehr jung. Fest der ganze Kerl immer noch, die Muskeln straff wie vor dreißig Jahren bei den Dragonern, aber das Bäuchlein, das Bäuchlein! Rund und prall unter der Weste gewölbt, erfreulich zwar als Zeugnis des nützlichen Staatsbürgers, aber doch ein in Fleisch gesetzter Widerspruch zum Monat Mai. Und der graue Schein des kurzgeschorenen Hauptes ließ auch ein Silberfünkchen neben dem andern aufblinken, das gestern noch nicht dagewesen war.

Doktor Ludolf Spinner stieß das Fenster weit auf und lehnte sich tief aufatmend hinaus in den warmen, leuchtenden Frühlingsmorgen, der ihm in duftigen Wogen um die Schläfen strich. Drüben beim Nachbar knickten verlangende Kinderhände die schweren lilablassen Dolden des berauschenden Flieders, und oben auf dem Dachfirst strich, umhüllt vom Glorienschein sprühenden Sonnengolds, lichtweiß ein Kater entlang.

Der Kater ging spazieren.

Alles geht jetzt spazieren. Er würde es auch tun. Dabei kommen immer die besten Gedanken. Merkwürdig, wieder mußte er jetzt an die langverstorbene Tante Marianne denke, die ihn einstmals, als seine Wärterin ihn auf dem Arme trug, mit den Worten begrüßt hatte: »Ei, sieh mal da, Ludchen geht spazieren.« Das war seine früheste Kindheitserinnerung.

Ja, war denn das ganze Leben nicht so? Man glaubt spazierenzugehen und wird doch nur spazierengetragen von irgendeiner rätselhaften stärkeren Gewalt, sei es nun Amme oder Tante, spazierengetragen einem Ziel entgegen, das man nicht kennt.

Ach was, weg mit den Grübelgrillen! Heute war der letzte Tag der Jugend, heute war ihre Henkersmahlzeit, dann ein Prosit, und ohne Träne ihr den Rücken gekehrt! Aber würdig soll sie zu Grabe getragen werden. Ein kleines Abenteuer muß sie krönen, in einem fröhlichen Jungmädellachen muß sie glockenrein ausklingen, und goldener Wein vom Rheine soll ihr der Abschiedsruf sein, bevor Chablis und Bordeaux, die Tröster des Alters, ihr Andenken fortspülen.

— — — — — — — — — —

Als Doktor Ludolf Spinner am Abend die vertrauten Steinstufen zum Ratskeller hinabstieg, war die Sonne hinter grauen Häusermassen längst entschwunden, und auch in seinem Gemüt wurde es dunkel. Den ganzen lieben Frühlingstag war er hinter einer flüchtigen Jugendstimmung hergewesen und hatte sie nicht fangen können. Ausgelacht wie ein Bub kam er sich vor.

Das Abenteuer, das er suchte, hatte seinen Weg gemieden.

Mit leichten Mißmutsfalten auf der Stirn trat er in den Saal und wurde nicht besser gelaunt, als er alle Tische besetzt fand, in seiner Lieblingsecke gar eine komplette Familie mit fünf Kindern.

Beim Weitersuchen stockte plötzlich sein Fuß. Da saß ganz allein an einem Tisch, offenbar fremd in der Stadt, denn eine kleine braune Reisetasche stand daneben, ein junges Ding. So neunzehn Jahre etwa, eigensinnige Ringelkräusel um die lustige Stirn, und der blaue Schelmenblick unter den gedrängten Menschen umherspringend, als wären all die Gesichter, von Beruf und Haus so verschieden gezeichnet, nur ein spaßiges Bilderbuch, in dem ein sorgloses

Mädel naseweis blättern dürfte. Und die schmale Hand, die das Glas zierlich an den so jungen roten Mund führte — doch, das alles war es ja gar nicht, was den Doktor Ludolf Spinner in Bann hielt.

Vergessen war das Abenteuer, versunken die Gegenwart. Ein Bild aus märchenweit entlegenen Tagen der Jugend umgaukelte den zweifelnden Sinn. Narrte ihn sein Auge? Lotte — Lotte — — wo kamst du wieder her? Heute nach fünfundzwanzig Jahren —

Doktor Ludolf Spinner war ein wohlerzogener Mann. Sein Herz konnte wohl betäubt werden, konnte mit dem Schlage aussetzen, nicht aber sein Benehmen. Und so ist es gar nicht verwunderlich, daß die Verbeugung, mit der er sich an diesen Tisch setzte, genau so ausfiel, wie er es nicht anders gewohnt war, höflich und gemessen.

Nein, von einem Abenteuer konnte wirklich nicht die Rede sein. Er kam sich durchaus als der gönnerhafte ältere Herr vor, und auch sie, die freimütig auf seine Unterhaltung einging, ließ deutlich erkennen, daß sie in ihm den Onkel achtete.

Lotte hieß sie zwar nicht, aber die Stimme, die leichte Handbewegung, mit der sie das lockere Haar hinter die kleinen Ohren strich — wie Perlen an rasch vorübergleitender Kette stieg Erinnerung an Erinnerung aus dunkler Vergessenheit vor seiner Seele auf. Lotte! Seine erste große Liebe — —

Sie hob das Glas, gegen das er klingend das seine neigte, und blinzelte ihn mit fröhlichem Auflachen durch den goldgelben Schein hindurch an. Nein, eine Lotte Müller kannte sie nicht. Wie? Etwa fünfundvierzig? Um Gottes willen, so alt war ja Tante Ulrike, das Ekel. Nein, wirklich nicht, und in Zwickau hätte sie überhaupt keine Bekannten.

Ein dicker Herr am Nachbartisch, der aufmerksam über die Zeitung hinweg zugehorcht hatte, lehnte sich zu Doktor Ludolf Spinner und tippte ihn mit einem wurstbreiten roten Zeigefinger auf den Arm.

»Lotte Müller, sagten Sie? Und Zwickau? Vor fünfundzwanzig Jahren? Vielleicht Dresdner Straße 65?« — Doktor Ludolf Spinner nickte nur noch, er begriff nicht. — »Ja, wissen Sie, mein Gutester, das ist nämlich jetzt meine Frau. Schlächtermeister Kunze ist mein Name. Da kommt sie ja auch schon.«

Und auf den Tisch zu schob sich ein unförmiges Wesen, am selbstbewußten Doppelkinn eine große dunkle Warze, und ein Anflug von Schnurrbartschatten unter der Nase, die sich wie in witterndem Erkennen gegen Doktor Ludolf Spinner richtete.

Dieser glaubte einen Geist zu sehen. Genau so dick war seine Wärterin gewesen. Und ihm war, als müßte diese Frau Schlächtermeister Kunze — ha, Entsetzen! Es war wirklich Lotte, jene schlanke, süße Lotte, die er einst so heiß geliebt — als müßte sie ihn sogleich auf den Arm nehmen und sagen: »Guckuu, Ludchen geht spazieren — —«

In diesem Augenblick begann die große Uhr zu schnarren und zu knarren und sich zu räuspern, und dann hallte der erste von zwölf gewichtigen Schlägen feierlich durch den Raum.

Doktor Ludolf Spinner war in sein fünfzigstes Lebensjahr hineinspaziert.

Er warf dem Kellner, der hinter einer Säule hervorschoß, einen Schein zu und griff nach Mantel und Hut. Seiner kleinen Tischnachbarin gab er die Hand und den Rat, niemals einen Schlächtermeister zu heiraten. Dann schritt er mit einem höflichen Gruß gegen Herrn Kunze und seine Frau, die in errötendem Erkennen »Ludchen!« stammelte, hinaus.

Er mußte unbedingt noch ein wenig spazierengehen.

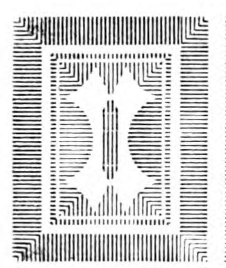
Bald

Wirst du kommen bald, o dunkler Bote,
Und den Widerhall von meinen Schritten
Von den Wegen scheuchen, die ich liebte?
Ach, ich warte schon und weiß, du nahst bald,
Und ich geh' die Wege, die geliebten,
Einmal noch die Pfade durch die maiengrünen Wiesen mit den weißen Sternen,
Und ich lausche meiner eignen Schritte
Leisem Widerhall und hör' ihn
Ferner schon und ferne. Ja, bald kommst du.

Victor Hardung



Otto Strützel: Bauernjunge mit Pferd



Adolf Wagner



Von Hugo Tillmann

Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Goethe, Hermann und Dorothea.

Am 9. November 1917 hat der 83jährige Adolf Wagner seinen Abschied vom Leben genommen. Schon zwei Jahre vorher war er aus seinem Wirkungskreis an der Berliner Universität, an der er volle fünfundvierzig Jahre gelehrt hatte, geschieden, durch nahezu gänzliche Erblindung und die Gebrechen des Alters gezwungen; denn freiwillig läßt ein deutscher Professor so leicht nicht vom Katheder. Er war schon vor Jahren ein Fürst deutscher Wissenschaft genannt worden; er war uns ein leuchtend Vorbild in Forschung und Lehre, der Führer in eine neue humanere Gesellschaftsordnung, der ewig junge und unbeugsame Kämpfer für Wahrheit und die hohen sittlichen und nationalen Ideale, der letzten Auserlesenen einer, jener heldenhaften und schöpferischen Männer, jener Herren ihrer Zeit, die sie nach ihren Idealen wandeln und formen.



Aufn. Hermann Boll, Berlin

Adolf Wagner
Im Auftrage der philosophischen Fakultät der Universität Berlin zum siebzigsten Geburtstage des Gelehrten gemalt von seinem Schwiegersohn Professor Franz Paczka

Gewiß war er auch ein Sohn seiner Zeit. Schon deshalb, weil ihre brennendsten Gegenwartsfragen stets seinen Blick fesselten, sein teilnehmendes Herz entflammten und in Glut hielten, weil er sich nie scheute, die stille Gelehrtenstube, den ruhigen, geschlossenen Hörsaal mit der öffentlichen Versammlung, das autoritative Katheder mit dem umbrandeten Rednerpult, der freien Warte der Parlamentstribüne zu vertauschen. Er war ja freilich auch ein sicherer Sprecher, ein zündender Redner, dem die überragende Wucht eines freien und kühnen Geistes, die Schwungkraft einer stets begeisterungswilligen Seele zu Gebote standen. Er hat zwar nie gelernt, seine Gedanken durch Worte zu verschleiern, sondern pflegte mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrigließ, seine Meinung zum Ausdruck zu bringen; aber er war dafür auch als gewandter und scharfer Fechter bekannt, und wer mit ihm anband, »mußte darauf gefaßt sein, einen tüchtigen Durchzieher zu besehen«.

Adolf Wagner war auch insofern ein Kind seiner Zeit, als er, der Sohn des Göttinger Physiologen Rudolf Wagner und der Neffe Moritz Wagners, des berühmten Reisenden und Begründers der Migrationstheorie, zwischen ganz bestimmten Überlieferungen groß wurde, und insofern, als die geistige Verfassung und die geistigen Bewegungen seiner Jugendzeit den Werdenden entscheidend beeinflußten, nicht zum wenigsten auch dann, wenn seine ausgesprochene Persönlichkeit ihnen widersprach. Als Adolf Wagner studierte,

herrschte der Materialismus, gegen den sein Vater zwar heftig, aber mit geringem Erfolg ankämpfte. Zugleich blühten die Naturwissenschaften so überraschend auf und führten Technik und Wirtschaft von Erfolg zu Erfolg. Politisch aber war die Keimungsperiode des deutschen Nationalgedankens, die Zeit der Frankfurter Parlamentstagung. Das damalige Studententum hatte indessen die Hoffnungen auf Vaterland und Freiheit begraben und ließ es sich in ödem Biermaterialismus und dem Humor Scheffelscher Trinklieder genugsein. Wagner paßte da wenig hinein. Er wollte ursprünglich Jurist werden, schwenkte aber bald, dem Zuge und der Entwicklung der Zeit folgend, zum Studium der wirtschaftlichen Staatswissenschaften über. Er genoß noch die Schule des »älteren deutschen Historismus« der Roscher, Hildebrand und Knies, wandte sich dann aber mehr der »klassischen« Denkweise Adam Smiths, Ricardos u. a. zu, die als extreme Vertreter wirtschaftlicher Freiheit und Freizügigkeit galten und der liberalen Freihandelsära als Kronzeugen einer Wirtschaftspolitik dienten, die jede staatliche Regelung und Einmischung ablehnte, damit die natürliche Ordnung durch das freie Spiel der Kräfte zu ungestörter Entfaltung gelangen könne. So hörte Wagner in Heidelberg Karl Heinrich Rau, den Nationalökonomen der »gut regierten deutschen Mittelstaaten«, dessen deduktive Betrachtungsweise seinen Anlagen aufs glücklichste entgegenkam; hier fand er in dem Staats- und Völkerrechtslehrer Robert von Mohl einen tätigen Vorkämpfer für Deutschlands Einigung, einen berufenen Künder vom Wesen und von den Aufgaben des Staates. Georg Hanssen, der Göttinger Agrarpolitiker, regte ihn schließlich zu seinen Studien über das englische Bankwesen und über die englischen Theoretiker an. Zunächst blieb der junge Wagner noch Anhänger dieses klassischen Individualismus, widmete sich aber mehr seinen Einzelstudien, von denen die Jahrgänge 1857—1859 dieser Monatshefte einige Proben veröffentlichten, wie über das deutsche und das englische Bankwesen, den Pariser Crédit mobilier, über Handelskrisen, österreichisches Geldwesen usf.

Im Jahre 1864 trat jedoch die entscheidende Geisteswendung für Wagner ein. Er nahm damals am »Volkswirtschaftlichen Kongreß« in Hannover teil. In der Erörterung über die Übelstände der Papiergeldwirtschaft, die niemand mehr tadelte als er selbst, fiel das Wort: »Lieber den Staat zugrunde gehen lassen, als zu Papiergeld greifen!« »Diese Äußerung«, so bekannte er später, »hat mich damals wie ein Blitzstrahl berührt und aufgehellt, aber damit auch irregemacht am Manchestertum.« Damals brach sein eigenstes Wesen durch, indem sein deutsches Sozialgefühl aufbegehrte gegen solche Gleichgültigkeit gegenüber der Gesamtheit, dem Staate. Nun war seinem Lebenswerk die entscheidende Richtung gegeben, ein Zielpunkt gefunden, würdig des erlauchtesten Geistes, der reinsten Liebe.

Diese Lebenswendung kam dem werdenden Deutschland noch nicht zugute. Der Dreiundzwanzigjährige hatte 1858 seine erste Professur an der Wiener Handelsakademie angetreten, war dann nach Hamburg gekommen und 1864 einem Rufe nach Dorpat gefolgt. Über Freiburg kam er im großen Kriegsjahr nach Berlin. Was er dem neuen Deutschland dann aber wurde, erhellt am ehesten aus einer Betrachtung seiner Persönlichkeit. Diese enthüllt eine seltene Verbindung von reichem Geist, mitfühlendem Herzen und christlicher Gesinnung. Wagner sah auch die moralischen Linien neben den sachlichen, den wirtschaftlichen Entwicklungsreihen, was nur feinen, freien und wissenden Geistern eigen ist. Neben der Zweckmäßigkeit hebt er scharf heraus die Gerechtigkeit, über seinen Forderungen empfand er auch ihre Erfüllungspflicht. Goethe bemerkt einmal, jede Überzeugung sei zuletzt — nach Beweisen auf Beweise — ein Akt des Willens. Das gilt, wie für den Theologen in erster Linie auf dem Gebiete der Kultur, für den Nationalökonomen auf dem der Zivilisation. Ein ganz seltenes Zusammentreffen meist getrennter Geistesanlagen, wenn solche abstrakte, theoretische Denker auch mit praktischem Sinn und energischem Willen ausgestattet sind und da, wo historische Naturen nur begreifen, ändernd einzugreifen streben. Das ist ein bezeichnender Unterschied zwischen Wagner und seinem großen Kollegen Schmoller, dem Begründer des neueren deutschen Historismus, den er nur um vier Monate überlebte. Schmoller, der Schwabe, war induktiv-psychologischer Erforscher der gewesenen Tatbestände und der gegebenen

Wirtschaftserscheinungen der verschiedenen Völker, um die historischen Wurzeln zum Verständnis der Gegenwart und die allgemeingültigen Triebkräfte der wirtschaftlichen Entwicklungen aufzudecken. Er setzt sich also im Wesentlichen eine Erkenntnisaufgabe. Wagner, der Norddeutsche und deduktive Denker, erstrebt die gedankliche Meisterung des Erkenntnisstoffes und die Besserung der Zukunft. Das ist die Aufgabe eines sozialen Reformators. Die Systeme der großen Nationalökonomen erweisen ihre schöpferische Kraft an der Lösung dieses Problems, um der Sehnsucht ihrer Zeit ein Bild als Ziel der besseren Zukunft vorzustellen. Die überragenden Physiokraten, Klassiker, Sozialisten waren aber alle dabei Utopisten, die sich eine Gesellschaftsordnung für abstrakte Wirtschaftsmenschen konstruierten, die, losgelöst vom geschichtlich gewachsenen Zustand der Gesellschaft, haltlos zusammensinken beim ersten Hauch der Wirklichkeiten. Weil ungeschichtlich, sind sie revolutionär.

Wagner steht viel zu treu zur Wirklichkeit und zur nationalen Gemeinschaft, um ähnlich zu verfahren. Er übt scharfe Kritik, predigt Pflichten und stellt neue Ziele auf, aber mit historischem Sinn für allmähliches Werden und Wandeln will er entwickeln, nicht einreißen. Das unterscheidet sein System des Staatssozialismus (Kathedersozialismus) von den großen Lehren der Vergangenheit. In Wagners Soziallehre spiegelt sich als kennzeichnendster Grundzug seines Wesens seine unbeeinflußbare Gerechtigkeit. Sie erkennt stets gern die berechtigten Sätze des Gegners an, baut fortwährend Brücken zwischen denen auf der Sonnenseite des Lebens und den Irrenden, vermittelt zwischen Induktion und Deduktion, Einzelwesen und Staat, Individualismus und Sozialismus, schrankenloser Freiheit und radikaler Regelung zu freier Beschränkung.

Diesem sittlichen Grundzug entspricht auf der Seite des Geistigen die starke kritische Anlage, diese erste Voraussetzung aller Wissenschaftlichkeit, die erstaunliche Kraft der Analyse, die aufspaltet, die Einzelteile wägt und Wahrheit vom Irrtum scheidet, anerkennt und verwirft. Daher stammt auch Wagners sichere Klarheit, sein zwingendes Urteil und weiterhin zum Teil sein Erfolg. Sein Ziel ist nicht der scharf umrissene Begriff allein, noch die leidenschaftliche Verfechtung seines Gegenteils, sondern die duldsame Vereinigung der vereinbaren Teile beider. Er spricht nicht im trennenden »Entweder — oder«, sondern im verbindenden »Und«, im verteilenden »Aber«. Dieser sein kritischer, fast dialektischer Geist machte Adolf Wagner zum führenden Theoretiker und Dogmatiker, der überall zu den Grundsätzen vorzustoßen sucht, der nicht eher an den Aufbau seines Systems geht, bis er ihm sichere und allseitige Grundlagen geschaffen hat.

Zur »Grundlegung der politischen Ökonomie« ging Wagner von der Lehre der englischen Klassiker aus und stellte ihrem Begriff des »Selbstinteresses«, des Eigennutzes, denjenigen des »Gemeininteresses«, des Gemeinwohles entgegen, das verkörpert und erreicht wird im Staate. Er erkennt das Ideal des politischen Liberalismus und Individualismus noch voll an, wie es Wilhelm von Humboldt in die klassischen Worte faßte: »Das, worauf die ganze Größe des Menschen zuletzt beruht, wonach der einzelne Mensch ewig ringen muß, und was der, welcher auf Menschen wirken will, nie aus den Augen verlieren darf, ist Eigentümlichkeit der Kraft und der Bildung.« Das ist gewiß unbestreitbar; aber es ist nicht ausreichend nach Wagners Ansicht. Seine neue Lehre beruht gerade auf der Annahme, »der Staat müsse vielfach in das freie Spiel der Kräfte eingreifen, um dem Einzelnen und schließlich möglichst Vielen, wenn es geht, allen Einzelnen, zumal aber den wirtschaftlich und sozial Schwächeren, die Erfüllung der wirtschaftlichen Bedingungen zu ermöglichen, damit sie dies Humboldtsche Ziel eher erreichen oder sich ihm doch mehr nähern können.« Jeder Einzelne soll möglichst hochwertige Persönlichkeit werden, damit das Ganze, die Nation, die Kulturgemeinschaft lebe und sich vollende; der Einzelne soll erst gehoben werden durch die Förderung des Ganzen. Neben dem Rechts- und Machtzweck betont Wagner den Kultur- und Wohlfahrtszweck des Staates. Durchdrungen von der entscheidenden Bedeutung des Rechts für das Wirtschaftsleben, fordert er eine entsprechende kritische Betrachtung der Postulate von Freiheit und Eigentum. Er selbst untersucht schon die Fragen des Bodenrechts und der Grundrente und knüpft an die verschiedenen Bodenkategorien die Forderung



verschiedener Besitzformen an. Angeregt durch seinen Freund Rodbertus, dessen Nachlaß er später herausgab, ging er weiter zur Feststellung des Kapitalbegriffes über und stellte neben den alten Begriff des Privatkapitals seiner Auffassung getreu denjenigen des Nationalkapitals. Nach den Grundbegriffen untersucht Wagner als zweite Fragegruppe die Theorie des Bankwesens und besonders der Zettelbanken. Damit wurde er mitentscheidend für die Gestaltung der Reichsbank. Das dritte und bekannteste Arbeitsfeld des Theoretikers waren die Steuer- und Finanzlehren mit ihren großen sozialen Aufgaben. Er hat sich lebhaft für die Progressivität der Einkommensteuer, für Erbschaftssteuer, Reichsfinanzreform usw. eingesetzt. Als Finanztheoretiker wird Wagner wohl kaum zu ersetzen sein. In allen diesen Fragen war stets sein Streben, das Grundsätzliche herauszuheben, Beziehungen einander zuzuordnen, die großen Gesetzmäßigkeiten festzustellen. Da er auch die Statistik beherrschte, bediente er sich zuweilen der Methode der Massenbeobachtung, wie sein schönes Buch »Über die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen Handlungen« (Hamburg 1864) zeigt. Was im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts für Österreich die Grenznutzentheoretiker (Menger, von Böhm-Bawerk u. a.) waren, das wurde er allein für uns. Wenn sich heute die sozialökonomische Wissenschaft nach den zahllosen Einzeluntersuchungen der Historiker wieder zu systematischer Darstellung wendet, so ist es Wagners Hauptverdienst und seine größte Genugtuung gewesen, nachdem sich in den siebziger Jahren die Jugend von ihm weg und unter dem Hunger nach Tatsachen in Scharen der Nationalgeschichte und dem Historismus zugewendet hatte. Es ist dies um so erfreulicher, als Wagner oft glaubte von sich sagen zu können, er ginge als Einspänner durch die Welt und paßte nicht zur Zusammenarbeit mit andern Gelehrten in Arbeitsteilung.

Alle die hier durchgesprochenen Einzelheiten werden in dem typisch deutschen System des Staatssozialismus zusammengefaßt. Dabei wird Wagner zum erfolgreichsten Vorkämpfer unsers Staatsgedankens, einer der eindringlichsten Mahner des Staatsbewußtseins, positiver Staatsgesinnung. Wagner ist in seinem System so der letzte Kämpfer für eine Gedankenentwicklung, die über Schaeffle und Rodbertus und den edlen Schweizer Sismondi auf Saint-Simon zurückführt. Seine Auffassung kommt dem Sozialismus entgegen, »weil er dessen Kritik teilweise für berechtigt und dessen Forderung in bezug auf die Eigentumsordnung teilweise für erfüllbar und die Erfüllung für erwünscht hält. Insoweit entfernt er sich auch prinzipiell vom Individualismus. Aber anderseits hält er gegenüber jenen Forderungen des Sozialismus wieder eine prinzipielle Schranke inne, weil er eine prinzipielle Berechtigung und Notwendigkeit auch des Individualismus, und zwar im Gemeinschaftsinteresse, anerkennt«. So war Wagner ein eifriger Vertreter der Bodenreform, der Sozialversicherung, des Gedankens der Staatseisenbahnen, des Tabakmonopols, der Erbschaftssteuer u. a. Wie viele seiner Forderungen hat er im werdenden Deutschland verwirklicht sehen können! Ist schließlich nicht zuletzt unsre Kriegswirtschaft mit Höchstpreisen und Rationierung eine großartige Bewährung der Forderung der Gerechtigkeit, des Schutzes der wirtschaftlich Schwachen, ist die Leistungsfähigkeit unsrer Landwirtschaft und die Möglichkeit unsers Durchhaltens nicht ein Triumph seiner agrarischen Schutzzollpolitik, das treue Zusammenstehen der Arbeiter mit dem Staat, dem Vaterland in seiner Not nicht die Folge des Ausgleichs zwischen den Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer? So gewaltig sind die Wirkungen Wagnerscher Forschung und Lehre!

Die persönliche Wirkung Wagners war stets unauslöschlich tief. Sein Vortrag begeisterte, wenn der Argumente rasches Widerspiel die unumstößliche Forderung herauskristallisierte und der hagere Mann auf dem Katheder seine tiefinnere Überzeugung aufrichtete wie aus Granit gehauen. Er hat es stolz betont, immer nur das eine Ziel im Auge gehabt zu haben: »der Wahrheit zu dienen und für diese namentlich dort einzutreten, wo sie zu praktischen Konsequenzen in der Wirtschaftspolitik führt«. Fürwahr, er hat sich oft genug für seine Überzeugung in die Bresche gestellt, bittren Widerspruch und Spott ehemaliger Freunde ertragen! Auch sein alter Lehrer Georg Hanssen meinte, als Wagner sich mit einigen Jüngeren für eine Grundwertsteuer in Bremen entschieden



hatte, sie seien »ganz radikale Leute«, und Kollegen kennzeichneten ihn als denjenigen, der in seinen Forderungen immer weiter gehe als andre. Wenn Wagner auch viele Gegner fand, einen Feind hatte er wohl kaum; denn seine Kritik war stets versöhnend, »weil er jenen höchsten Standpunkt des Gelehrten erreicht hatte, wo sich die Kämpfe objektivieren, wo man sich selbst unter dem gleichen Gesichtswinkel sieht wie den ehrlichen Gegner, wo man die Menschen nicht mehr sub specie temporis gruppiert in solche, die unsrer Meinung sind, und solche, die Gegner, sondern in solche, die die Sache wollen, die Wahrheit, und solche, die ihre Person wollen, ihre Karriere«. So soll es in seinem Seminar oft vorgekommen sein, daß er einen seiner Schüler, der genau eine seiner Theorien vorgetragen hatte, zuletzt mit der Frage unterbrach: »Ja, Mensch, wissen Sie denn gar nicht, was sich alles dagegen sagen läßt?« So hat er stets echt wissenschaftlichen Sinn wachgehalten und seinen Schülern die hohe Verantwortlichkeit des Nationalökonomen eingeschärft, weil sein Arbeitsgebiet so verführerisch benachbart der bestechlichen Politik liegt.

Darin war Wagner, wie als Forscher, so auch als Mensch ein leuchtendes Vorbild. In seinem langen Leben, den zahllosen gelehrten und politischen Kämpfen hat er sich reinste Unbescholtenheit bewahrt. Ebenso glänzend hat er sein Wort bewahrheitet, unerschrocken für die praktischen Folgen seiner wirtschaftspolitischen Anschauungen einzutreten. In der reinen Politik schloß er sich den Christlich-Sozialen, der Partei Adolf Stöckers, an, gehörte von 1882—85 dem Abgeordnetenhause und seit 1910 dem Herrenhause an, in dessen Kommissionen er rührig an Deutschlands Zukunftsaufgaben mitarbeitete, wie er schon früher als Bismarcks Berater am Ausbau des jungen Reiches mitgewirkt hatte. Er war ein politischer Feuerkopf, aber durch sein aufrechtes Wesen ein schlechter Parteipolitiker. Trotz unangenehmsten Erfahrungen blieb er beharrlicher Vertreter seiner Anschauungen und zeigte uns unpolitischen Deutschen dadurch, daß die Welt am ehesten nach den eignen Wünschen sich einrichten werde, je beharrlicher man im politischen Meinungsstreit für seine Ideale eintrete. Obwohl ganz Preuße und Bewunderer Bismarcks, ist Wagner politisch doch ein Stück Großdeutscher geblieben, mit warmem Herzen für Deutsch-Österreich und die übrigen Stammesbrüder draußen. Daß die vom Elsaß und aus Lothringen zurückkämen zum Reich, dafür hat er sich mindestens ebenso warm wie Treitschke in einer vielgelesenen Flugschrift eingesetzt, und bald sah er den Tag kommen, wo der Straßburger Münsterturm, den er von Freiburg aus erblickte, wieder deutsch wurde. »Und vielleicht kommt auch noch der Tag, wo jener andre Dom im einstmals deutschen Norden, die mächtige Dorpater Ruine, wieder deutsch wird!« Den Wunsch hat er oft ausgesprochen und dabei traurig der Aufhebung der Dorpater Universität gedacht, »dieser deutschesten aller Universitäten«.

Schauer der Ehrfurcht umweben das Bild dieses ungewöhnlichen Mannes, der ein heldenhafter Charakter, ein ganzer Mann war nach Goethes Sinn. So geht er in die Erinnerung der kommenden Zeiten ein, wie ihn Prof. Franz Paczka, sein Schwiegersohn, im Auftrage der philosophischen Fakultät der Universität Berlin zu seinem siebzigsten Geburtstage festhielt, und wie Gustav Schmoller das Kunstwerk ausdeutete: »Wie spricht aus ihm, aus diesen Zügen, aus dieser Haltung, aus dieser Art, den Stock anzufassen, Ihr starker Wille, Ihre große Energie: ich möchte sagen, man sieht hier ein leidenschaftliches Temperament, Ihre große, unter Umständen rücksichtslose Energie und doch auch wieder die Weichheit Ihres Gemütslebens; ein stahlharter, logischer, konsequenter, abstrakt formulierender Verstand verknüpft sich bei Ihnen mit den zartesten, empfindlichsten Regungen des Herzens, mit religiöser Tiefe, mit loderndem Pathos. Sensitiv und reizbar, oft mißtrauisch und unbequem, sind Sie der beste Freund Ihrer Freunde, der leidenschaftlichste Patriot. Sie sind stets ein Kämpfer gewesen, eine Streitnatur, und doch waren Sie stets der neidlose Anerkenner fremder Verdienste. Sie sind eine durch und durch kritische Natur und wurden doch der pathetischste Prophet größter nationaler und sozialer Ideale. Und das alles bedingt sich gegenseitig, entspricht dem Wesen eines nach innen, aufs Zentrum der Dinge gerichteten starken und zugleich feinfühligen Geistes.«

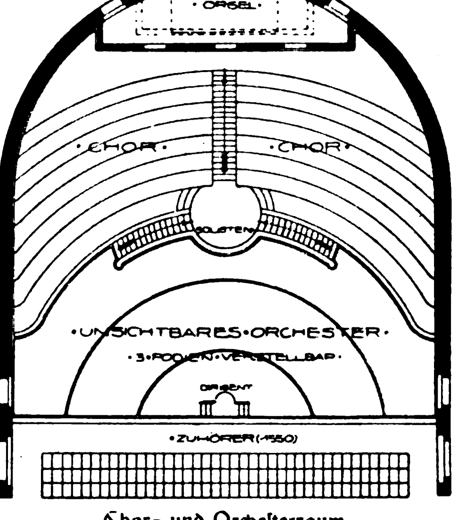




Konzertreform und Deutsches Symphoniehaus

Von Paul Marsop (München)

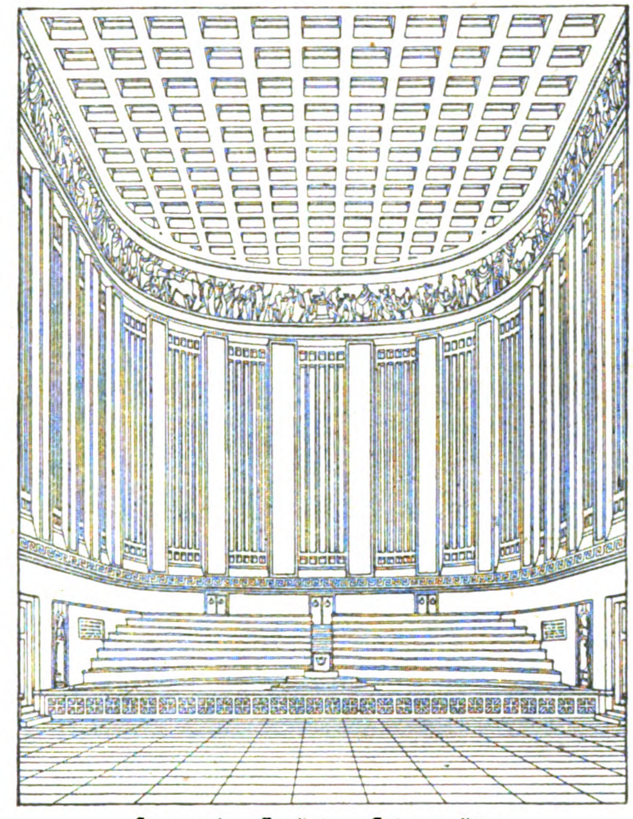
Nur wenige unter den Gebildeten nehmen es heutigestags gleichmütig hin, wenn ein Museumssaal nicht zweckentsprechend angelegt ist und seine Ausstattung auf die in ihm zur Schau gestellten Bilder oder plastischen Arbeiten nicht mit Geschmack abgestimmt erscheint. Doch Tausende geistig reger Menschen besuchen noch unsre Operntheater und Schauspielhäuser, ohne sich Gedanken darüber zu machen, ob zwischen den auf der Bühne dargestellten Werken und der Innenarchitektur des Zuschauerraumes irgendwelche Harmonie bestehe. Kaum einer legt sich gar die Frage vor, ob man von dem Erbauer eines Konzertsaales noch andres, Besseres zu erwarten habe, als daß er zu ebener Erde sowie auf Galerien, die mühsam in einen rechteckigen Grundriß hineingequält sind, tunlichst viel Zuhörer unterbringe, in einer abschließenden Nische einen ausreichend großen Stufenbau für Spieler und Sänger errichte und dem Ganzen einen, wie man so sagt, »heiteren und festlichen Anstrich« verleihe. Männiglich zeigt sich zufrieden, wenn zwischen Plüschdraperien im Geschmack eines Vorstadttapezierers und übel aufgekleckften Stuckverzierungen ein paar Gipsbüsten oder Reliefmedaillons berühmter Tondichter mit Namensangabe in Ladenschild-Lettern eingestopft sind. Sucht das Auge in diesem Durcheinander von kreischendem Bunt und gleißender Vergoldung, von spiegelnden Flächen und aufdringlich hervortretenden Säulen und Karyatiden nach einem Ruhepunkt, so fällt der Blick auf das unschöne Gebinde der langstieligen, nackten, blankgeputzten Orgelpfeifen im Hintergrunde. Das ist der typische moderne Konzertsaal.



Chor- und Orchesterraum

Der Hauptfehler, das gänzlich Sinnwidrige in der Gestaltung der landesüblichen Konzertsäle: man behandelt sie wie *Theaterräume*. Noch dazu wie Theaterräume, die stark an das Varieté anklingen. Die Orchester- und Chorestrade ist zu einer mitten in das Publikum hineingerückten *Schaubühne* geworden, wo unterschiedliche größere und kleinere Komödien vor sich gehen, wo man die neuesten, verblüffendsten Schneider-Erzeugnisse zu bequemem Angaffen ausstellt, wo für die sentimentale oder heroische Pantomime besonders befähigte dirigierende, lärmende oder schmachtende, hand- oder mundfertige Berühmtheiten sich und die Damen und Herren im Parterre mit schnurriger Akrobatik vergnügen. Kaum warten »die da droben« und »die da drunten« die Pausen zwischen den einzelnen Stücken ab, um sich mit ausgetauschtem Lächeln, Wink und Zuruf nach Art von Gesellschaftsspielen zu unterhalten. Von galonierten Dienern werden mit erhobenen Armen hängende Gärten herein- und hinausgeschleift; der Kapellmeister sendet seinen Untergebenen Handküsse zu, die Untergebenen huldigen ihm mit Heilruf und Tücherschwenken. Die nicht allzu zahlreichen, ernsten Künstler verdrießt es nicht wenig, daß ihnen die Insassen der dicht an das Podium herangeschobenen Bänke in die Noten gucken, wie man etwa auf einem Jahrmarkt den Apparat eines Wundermannes bestaunt; die Frivolen amüsieren sich darüber. All dieser Hang zum Zerstreuenden, Nichtsnutzigen, Kunstentweihenden wird genährt, bis in die Posse gesteigert durch den eigentlichen Beherrscher des modernen Konzertsaales, den *Musikagenten*. Er will viel, möglichst viel Konzerte, nicht für die nach seelischen Erlebnissen Verlangenden, sondern für die Meistbegüterten, die »überall dabeisein müssen«; er häuft die Luxusveranstaltungen, damit er ein Höchstmaß von Spesen verbuchen kann. Um seine Kundenschar anzulocken, nährt er ihre schlechten Instinkte mit dem, was man im heutigen Reporterdeutsch so schön als »Aufmachung« bezeichnet. Mozart und Schubert, Liszt und Brahms werden »aufgemacht«. Tonsätze, in die ein Bach das inbrünstige Gebet zu seinem Schöpfer legte, in denen ein Beethoven der Menschheit Würde verkündete, werkelt man, weil sie »immer ziehen«, dutzendweise ab, doch, um

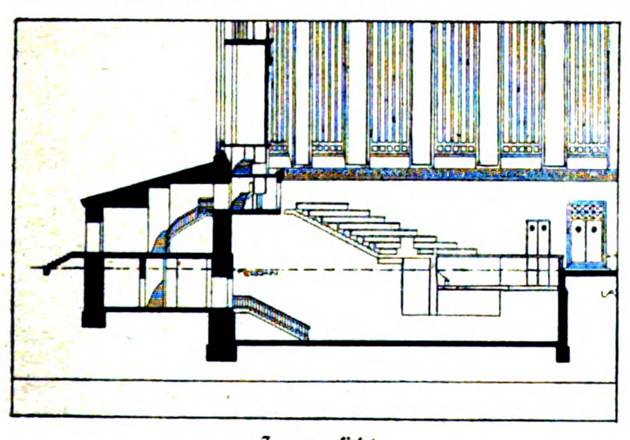
die Neugier der Banausen zu stacheln, stets in veränderter, erhöhter »Aufmachung«. Der protzenhaft knallige oder geschäftsmäßig nüchtern hingemauerte Konzertsaal und sein spiritus rector, der geriebene, abgefeimte, mit allen Wassern gewaschene Agent — sie sind ein erbauliches Beispiel dafür, wie Leute, die nicht wert sind, Deutsche zu heißen, mit edelstem Volksgut umspringen.



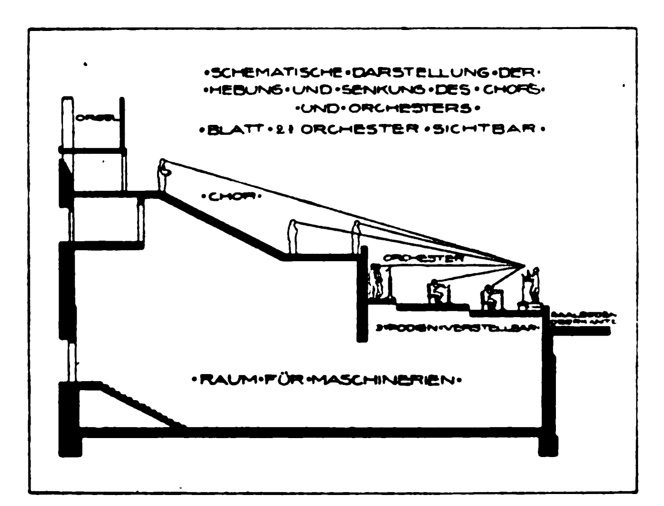
Inneres des Gebäudes (Gesamtansicht)

Man vermag nicht zugleich der Kunst, die unsern Besten ein Heiligtum bedeutet, und gesellschaftlichen Zwecken zu dienen. Wie Richard Wagners Wirken darauf gerichtet war, das seinem Entwicklungsgange gemäß für die Unterhaltung bestimmte Operntheater zu einer Stätte vergeistigter Bühnenpflege umzuwandeln, so ist darauf hinzuarbeiten, für die deutsche symphonische Musik und die gewaltigen Chorwerke Bachs und Händels, ingleichen für die instrumentalen und dem Gebiet des Oratoriums angehörenden Tonschöpfungen eigenkräftiger Lebender Aufführungsbedingungen zu schaffen, die es ermöglichen, daß die Wiedergabe einer »Eroica«, einer »Matthäus-Passion« zu einem Weiheakte werde.

Aus Gesprächen mit Hans von Bülow, dem Großmeister der neuzeitlichen Dirigenten, erwuchs mir seinerzeit der Plan eines durchaus unter idealen Gesichtspunkten zu gestaltenden »Musiksaales der Zukunft«. Baireuther Anregungen flossen mit solchen zusammen, die sich mir aus dem Studium von antiken Bauwerken und von italienischen und deutschen Gotteshäusern ergeben hatten, Kirchen, in denen, wie im Regensburger Dom, wie in S. S. Annunziata und in S. Trinità zu Florenz, bei der Ausführung von Messen und andern geistlichen Kompositionen mit und ohne Instrumentalbegleitung sämtliche Mitwirkende für den Zuhörer unsichtbar bleiben. Es kam daraufhin zu mancherlei vortastenden Versuchen, die, da sie notgedrungen mit Zuhilfenahme **provisorischer** Einbauten in Sälen vom herkömmlichen Typ angestellt wurden, natürlich nur bedingt beweiskräftige Ergebnisse bringen konnten. Aber allein durch praktisches Ausprobieren lernt man, findet man den Weg zum Ziel. Das Verdienst, mit den weitaus wertvollsten solcher Vorversuche die Sache der Reform erheblich gefördert zu haben, gebührt **Philipp Wolfrum**, der kräftigsten organisatorischen Begabung unter den Tonkünstlern der Gegenwart. War es ihm in Ansehung nur



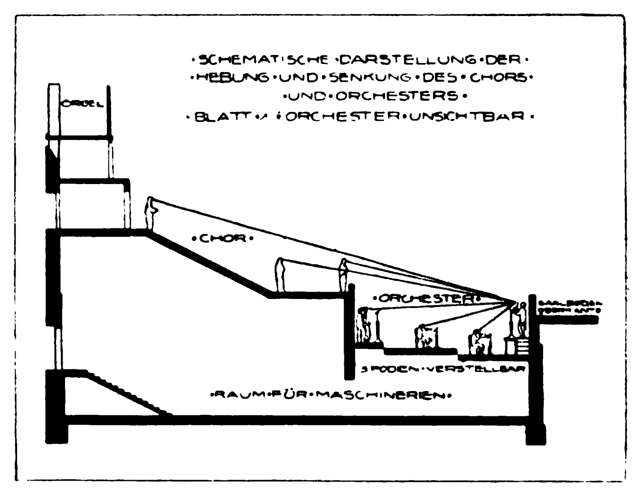
Innenansicht



Schematische Darstellung der Hebung und Senkung des Chors und Orchesters (Orchester sichtbar)

bescheidener hierzu verfügbarer Mittel nicht vergönnt, den Saal der Heidelberger Stadthalle von Grund aus seinen Wünschen gemäß zu formen und aufzuteilen, so vermochte er dort immerhin eine »Musiknische« auszubilden, die mit einer in fünf beliebig verstellbare Podien aufzulösenden Orchesteranlage und einem abdeckenden, beweglichen, also höher oder tiefer zu nehmenden Schallschirm versehen ist. Diese Einrichtung ergab nicht nur durch Ausschaltung des Anblicks der phlegmatisch, hitzig oder wehmütig schabenden, blasenden, schlagenden Instrumentalisten zuzüglich der kehrseitig zwiefach drastisch wirkenden Dirigenten-Gymnastik einen ansehnlichen ästhetischen Gewinn bei ungeschwächter Fülle und glanzvoller Ausbreitung des Tones, sondern auch ein vollkommenes Ineinanderschmelzen der Klangfarben, wie es sonst im Baireuther Festspielhause, im Münchener Künstlertheater, teilweise auch im Prinzregenten-Theater erreicht wurde, sich jedoch in Konzertsälen mit offenem Orchester nicht erzielen ließ. Sie lieferte schließlich den Beweis dafür, daß Werke wie Liszts Dante-, wie Bruckners »Neunte Symphonie«, wie Richard Straußens »Heldenleben« oder »Zarathustra« bei unsichtbarem Orchester in ihrer Struktur auch vom Laien erheblich leichter überblickt und gewürdigt werden können, daß also die Verdeckung in gewissem Sinne einen Ausgleich schafft zwischen der hochgesteigerten modernen Instrumentalpolyphonie, der freien Harmonik unserer Tage, der Asymmetrie mehr rhapsodisch-programmatisch gehaltener Tondichtungen und, wenn man so sagen darf, dem mittleren Auffassungsvermögen.

Was Wolfrum noch fehlte, war der Baukünstler, der im gesamten Saalplan die Psyche der besonderen, zu Ehren zu bringenden Kunst durch einheitlich zweckvoll zusammengefaßte Gliederungen und Auszierungen widerspiegelt. Der durch einen groß gedachten, die rhythmische Kraft aller Hauptlinien auf sich lenkenden, die Orchester- und Choranlage als Kern des Ganzen bergenden, dem Auge den wahren, befriedigenden Ruhepunkt bietenden Abschluß der Innenarchitektur seiner Aufgabe vollgültig genugtut. Zwei solche Künstler sind mit bedeutsamen Entwürfen hervorgetreten: der Holländer Berlage, vielgenannt als Erbauer der Amsterdamer Börse, dessen »Beethovenhaus« mit romanischem, von einem wuchtigen Tonnengewölbe überdecktem Saal aus der malerischen Dünenlandschaft bei Haarlem emporwächst, und der Münchner Ernst Haiger, der auf Friedenstage wartet, um einen der Rebenhügel oberhalb Stuttgarts mit dem »Deutschen Symphoniehause« zu bekrönen.* Beider Auf-



Schematische Darstellung der Hebung und Senkung des Chors und Orchesters (Orchester unsichtbar)

* Die beigegebenen Abbildungen stellen das Innere, die Orchester- und die Choranlage des schon im Werden begriffenen Stuttgarter Deutschen Symphoniehauses dar.

risse haben Formenstrenge, Formenadel und Feierlichkeit. Doch der Verlages bleibt mehr im Gebundenen, Starren des frühmittelalterlichen Kirchencharakters befangen, während der Haigers, aus dem Geiste der deutschen klassischen Instrumentalmusik in ihrer höchsten Entfaltung, in ihren schier apollinischen Abmessungen geboren, sich an den hellenischen Tempel lehnt. Nur handelt es sich um kein mattes Nachempfinden, sondern um ein freies Weiterbilden griechischer Ordnungen. Es herrscht die weise Sparsamkeit echt künstlerischer Logik. An Ornamenten ist nur das unbedingt Nötige gegeben; edle Verhältnisse sprechen für sich.

Die bis ins kleinste durchgearbeitete Orchester- und Choranlage ist ein Kunstwerk im Kunstwerk. Eine von Technikern der Riedingerschen Werkstätten zu Augsburg äußerst geschickt ersonnene, durch elektrische Kraft in Bewegung gesetzte Maschinerie ermöglicht es, das Orchester hochliegend und sichtbar oder in Terrassenflächen gegen den Saalabschluß hin abfallend und verdeckt spielen, die — stets sichtbare — Chorestrade stärker oder schwächer ansteigen zu lassen. Auch der Klangerzeugungsmechanismus der Orgel ist ins Unterirdische verbannt; der Spieltisch steht in der Nähe des Dirigenten. Der Chor ergänzt, nach Haiger, das Architekturbild; ihm wie den Gesangssolisten soll ein schlicht stilisiertes Gewand frommen. Wollen wir uns nicht der Barbarei entschlagen, daß Christus, die Helden der Antike und des Alten Testaments die tiefste Mystik in Frack und weißer Krawatte ausbeuten? Für das rein symphonische Werk Beethovens und seiner Nachfolger will der Baumeister das Orchester unter allen Umständen dem Blick des Hörers verborgen wissen. Dem Symphoniehaus ist es, wie er sagt, zugewiesen, von vornherein das äußere Auge durch eine erhabene Raumwirkung zu bannen und zu beruhigen. Dann erwachen in uns, sobald ein Herrscher im Reiche der Töne zu reden anhebt, innere Bilder von unbeschreiblicher Schönheit und bezwingender Majestät.

Hoffen wir, daß wir bald fähig sein werden, dem abgeschmackten, verwirrenden Treiben des modernen Konzertsaales ein andächtiges Mitgehen und Ergriffensein im Symphoniehause gegenüberzustellen, dem Genius zu geben, was des Genius ist!



Im Lazarettzug

Rauchfahne weht, der Tag verblaßt,
Die Welt versinkt in Abendruh,
Und wieder — diesmal nur als Gast —
Trägt mich der Zug der Heimat zu.

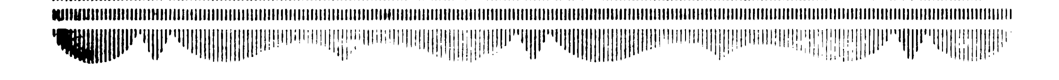
Wo kam ich her? Wo geh' ich hin?
Ich selber weiß und ahn' es kaum —
Mir ist nicht schwer, nicht leicht zu Sinn,
Ich fahre heimwärts wie im Traum.

Ich weiß nur: hinter mir war Nacht
Und Kampf ums Leben wutergrimmt,
Und daß vor mir die Liebe wacht,
Die mich in ihre Arme nimmt.

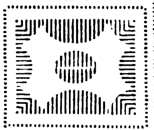
Wie hab' ich mich nach ihr gesehnt,
Als ich im tiefen Dunkel lag,
Und mir die Arme wundgedehnt
Bei jedem lauten Herzensschlag.

Nun rollt der Zug in wilder Hast
Die Gleise hin — ich lieg' in Ruh
Und fahre nun, ein müder Gast,
Dir, teure deutsche Heimat, zu!

Paul Friedrich








Valuta und Devisenkurse

Von Paul Rettig (Berlin-Friedenau)

Die Worte Valuta, Devisenkurse, Papier- und Goldwährung sind, seit der Weltkrieg über Europa dahinbraust, in vieler Munde und gehören zu den meisterörterten Problemen. Mit Recht! Man darf diesen Dingen nicht urteils- und teilnahmlos gegenüberstehen, sie sind für Gegenwart und Zukunft außerordentlich wichtig. Einige Worte über Begriff und Wesen der Valuta, damit zusammenhängend der Devisenkurse, werden nicht ohne Interesse sein.

Was versteht man unter Valuta? In jedem Lande besteht eine besondere Münzeinheit: wir zahlen in Mark, der Engländer in Pfund Sterling, der Franzose in Franken, der Italiener in Lire usw. Will nun jemand ins Ausland reisen, so muß er sich zunächst das heimische Geld bei einer Bank in das fremde umwechseln lassen. Das geschieht nun aber nicht willkürlich, sondern die Währung des einen Landes steht zu der des andern in einem bestimmten Wertverhältnis. Dieses Wertverhältnis nennt man Valuta, und denjenigen Wert, der angibt, wieviel Münzen des eignen Landes man aus denen des andern machen kann, wenn man sie umprägen würde, nennt man den Gleichwert oder Pari.

In folgender Tabelle sei das Wertverhältnis, die Münzparität, einiger deutscher und ausländischer Münzen zueinander gezeigt:

Eine deutsche Mark ist in

England	= 11¾ Pence;	1 Pfd. Sterl.	=	20,43 Mark
Frankreich, Italien	= 1,2345 Frank;	1 Frank	=	0,81 „
Holland	= 0,5926 Gulden;	1 Gulden	=	1,6874 „
Rußland	= 0,4629 Rubel;	1 Rubel	=	2,16 „
Skandinavien ..	= 0,888 Kronen;	1 Krone	=	0,85 „

Eine der Hauptsorgen unsrer Volkswirtschaft ist die um unsre Valuta, das heißt um die Zahlkraft unsers nationalen Geldes im internationalen Verkehr. Das Wertverhältnis der Münzeinheiten der einzelnen Länder tritt ja nicht nur bei Reisen Einzelner ins Ausland, sondern in der Hauptsache bei der Bezahlung des gegenseitigen Warenhandels in Frage. Kein Land ist volkswirtschaftlich so fest in sich abgeschlossen, daß es auf die Beschaffung fremder Waren verzichten könnte. Die Einführung solcher Waren erfordert die Bezahlung in Gold. Wenn nun z. B. in England von deutscher Seite Waren gekauft werden, so müßte man deutsches Gold nach England schicken. Das kostet verhältnismäßig viel, denn es müssen bezahlt werden Verfrachtung, Versicherung, Zinsen für die Dauer der Reise, Maklergebühr für den Goldverkauf in London. Diese Auslagen betragen im Verkehr der einzelnen europäischen Länder untereinander ungefähr ½ v. H., das wäre also im Verhältnis von England zu Deutschland an der Hand der Münzparität von 20,43 etwa 10 Pfennig. Das Pfund Sterling würde dann 20,53 Mark kosten. Umgekehrt: kommt Gold von England nach Deutschland, so kostet das Pfund Sterling 20,33 Mark. Man nennt diese beiden Punkte die Goldpunkte, den oberen und den unteren Goldpunkt; sie zeigen die Grenzen an, außerhalb deren sich Goldverschiffungen zwischen England und Deutschland bezahlt machen würden. Wird also der obere Goldpunkt überschritten, so ist es vorteilhaft, Gold zu exportieren, wird der untere Goldpunkt überschritten, dann ist Goldimport vorteilhaft.

Nehmen wir ein bestimmtes Beispiel. Hat z. B. ein deutscher Kaufmann in England für 10 000 Pfund Sterling Waren gekauft, so übernimmt er zunächst einmal damit die Verpflichtung, dem englischen Lieferanten diese 10 000 Pfund Sterling in barem Gelde zu bezahlen, also in 10 000 Pfund Sterling Gold. Er müßte also darauf bedacht sein, sich diese Summe in Gold zu verschaffen, sie zu verpacken, zu versichern und sie wegschicken. Durch die hierdurch entstehenden Unkosten würde sich die Ware verteuern und nicht 204 300 Mark, sondern vielleicht bis 205 300 Mark kosten. Der deutsche Kaufmann muß also darauf bedacht sein, diesen Zahlungsprozeß billiger zu gestalten, und er wird in London nach einem Kaufmann suchen, der eine gleich hohe Forderung in Deutschland einzutreiben hat, um sie so innerhalb des Landes auszugleichen. Praktisch erfolgt dieser Ausgleich durch Vermittlung der Banken; der deutsche Importeur fragt also nicht bei englischen Exporteuren an, ob sie derartige Auslandsforderungen einzutreiben haben, sondern er beauftragt damit seine Bank, die im Börsenverkehr Gelegenheit findet, diese Forderungen mit andern Banken auszutauschen oder auszugleichen.

Das bietet in dem Falle keine besonderen Schwierigkeiten, wenn sich eine gleiche Anzahl deutscher und englischer Forderungen gegenüberstehen, wenn sich also Angebot und Nachfrage ausgleichen. Sind nun aber aus irgendeinem Grunde höhere Zahlungen von Deutschland nach England zu leisten oder umgekehrt, übersteigt also die Nachfrage nach Zahlungsmitteln an England das Angebot, so wird sich der deutsche Importeur entschließen müssen, mehr zu zahlen als 204 300 Mark, vielleicht 204 800 Mark oder gar 205 300 Mark. Er zahlt ein Aufgeld, das im Kurse der Münzparität zum Ausdruck gebracht wird; der Kurszettel verzeichnet den Kurs auf London nicht mehr mit 20,43, sondern mit 20,48

oder 20,53. Bekommt er aber endlich selbst für 20,53 nicht das nötige Material zum Ausgleich der Forderung, so würde sich die Sendung von Gold billiger gestalten, da der Spesensatz nicht wächst, sondern mit höchstens ½ % immer gleichbleibt. Ist also der obere Goldpunkt überschritten, so wird sich eine Goldverschiffung im allgemeinen als zweckmäßig erweisen.

Umgekehrt: Sinkt der dem deutschen Importeur für eine Forderung in England gebotene Kurs unter 20.33 herunter, das heißt bekommt er weniger, als selbst die Einsendung des Betrages in Gold von England kosten würde, so lohnt sich diese Verschiffung von England nach Deutschland. Das ist immer der Fall, wenn der untere Goldpunkt unterschritten ist.

Die Wechselkurse oder Auslandsdevisen sind also die Ausdrucksform für die Zahlungsverpflichtungen des Inlandes an das Ausland. In normalen Zeiten sind die Schwankungen der Wechselkurse zwischen Ländern mit Goldwährung nur ganz gering, die Wirkung dieser Schwankungen hat für die Allgemeinheit keine Bedeutung. Der Fachmann erkennt allerdings aus ihnen die Beziehungen des In- und Auslandes zueinander und sieht auch die Gefahren solcher Wechselkurse, die sich dauernd um den oberen Goldpunkt herum bewegen. Sie bergen unter Umständen die Gefahr großer Goldabflüsse in sich, die die Währung des eignen Landes in ihren gesetzlichen Grundlagen (z. B. in Deutschland die Dritteldeckung der ausgegebenen Noten durch Gold) schädigen, ja schließlich gefährden können. Die Zentralnotenbank des betreffenden Landes schafft durch Erhöhung der Bankrate einen Schutz. Kommen die Wechselkurse dem unteren Goldpunkt zu nahe, so kann man mit einem starken Goldzufluß rechnen, der, wie gerade die kriegswirtschaftliche Entwicklung z. B. in den nordischen Ländern gezeigt hat, auch nicht immer im Interesse der Volkswirtschaft erwünscht ist.

Wie gesagt, bewegen sich diese Wechselkurse in regulären Zeiten um den Paritätswert. Würden sich die Kurse dauernd um den oberen oder unteren Goldpunkt herum bewegen, so würden unglaubliche Summen baren Geldes nötig sein, hin und her geschickt werden müssen, um die gegenseitigen Verpflichtungen der Völker untereinander auszugleichen. Im internationalen Handel vollziehen sich die weitaus größten Mengen der Zahlungen durch Wechsel, die so dem Zweck der Geldüberweisung der Völker untereinander dienen. Hat man z. B. eine bestimmte Summe nach London, Paris oder Rom zu überweisen, so kauft man sich einen oder mehrere in englischer Valuta, das heißt in englischer Währung in London zahlbare, ausgestellte Wechsel und schickt diese dorthin. Solche Wechsel nennt man Devisen; ihre Preise kommen in den Wechselkursen, Devisenkursen, zum Ausdruck.

Der Krieg hat eine gewaltige Verschiebung in der Bewertung der ausländischen Geldsorten herbeigeführt. Es sind z. B. schweizerische Banknoten von 81 auf 108, holländische Banknoten von 170 auf 240—250, nordische von 112 auf 160 gestiegen, während der Kurswert der österreichischen Noten von 85 auf 67, der russischen Banknoten von 216 auf 170 und weiter gesunken ist. Solche Schwankungen finden in der außergewöhnlichen Wirtschaftslage ihre Begründung.

Auch die deutsche Volkswirtschaft ist in das Jahr 1917 mit einer 30prozentigen Unterwertung ihrer Valuta im neutralen Ausland eingetreten. Der Kurs der Reichsmark hat sich im Jahre 1917 zeitweilig in recht erstaunlicher Weise weiterentwickelt. Wie wir aber später sehen werden, hat dies nichts mit der Entwicklung unsrer Golddeckung, der Stabilität unsrer Reichsbank und unsrer gesamten finanzwirtschaftlichen Kraft zu tun, sondern der Grund dafür, daß unsre Valuta trotz ihrer Solidität dennoch auf dem internationalen Devisenmarkt unter Pari sinken konnte, ist lediglich auf wirtschaftlichem Gebiete zu suchen. Die Entwicklung unsrer Valuta bleibt eine der schweren wirtschaftlichen Sorgen, und es ist nötig, der Entwicklung des Preises der Reichsmark jenseit der Grenzen die größte Beachtung zu schenken.

Woher rührt nun diese Unterwertung der Reichsmark? Ein schweizerischer Bankfachmann hat kürzlich erklärt, daß die augenblickliche Bewertung der deutschen Reichsmark im neutralen Auslande weder einen Zusammenhang mit dem Kredit des Deutschen Reiches noch ein unmittelbares Verhältnis zu den kriegerischen Ereignissen hat. Wesentlich ist vor allen Dingen die Gestaltung von Ein- und Ausfuhr. Wenn z. B. der schweizerische Export sein Verhältnis zur deutschen Einfuhr nach der Schweiz ändert, kommt das naturgemäß auch im Kurs der beiderseitigen Zahlungsmittel zum Ausdruck, und da in diesen Zeiten schon geringe Umsätze, die sonst den Kurs gar nicht berührt hätten, sichtbare Veränderungen hervorrufen, so genügt ein leichtes Schwanken im Güteraustausch, um die Valuta empfindlich zu verändern.

Vielfach wird auch der Rückgang der Valuta mit dem Begriff der Geldentwertung zusammengeworfen. Beide haben aber miteinander nichts zu tun. Geldentwertung bedeutet lediglich Rückgang der Kaufkraft des Geldes auf dem inneren Markte, die nicht allein darin ihre Ursache hat, daß man für die gleiche Menge Geld weniger Ware bekommt, sondern die auch in der Ware selbst liegen kann. Höchstens mittelbar stehen beide in Zusammenhang, als durch die gesunkene Valuta die Preise der eingeführten Waren verteuert werden und so eine Einwirkung auf die Gestaltung der Warenpreise und schließlich auf den Geldwert im Inlande erzeugt wird.

Die niedrige Notierung der Wechsel auf Deutschland hat auch darin nicht seinen Grund, daß das Ausland etwa kein Vertrauen mehr zu unsrer Geldwirtschaft habe, sondern im wesentlichen in der vollkommen veränderten Zahlungsbilanz Deutschlands.

Schon im Frieden war unsre Warenhandelsbilanz immer passiv, doch konnten wir diese ausgleichen durch die Erträgnisse unsrer Schiffahrt und durch Zinsen auf unsre Auslandsforderungen. Während der Kriegszeit ist nun die Warenhandelsbilanz noch weit passiver geworden, denn wir führen erheblich mehr ein als wir ausführen und müssen meist sofort zahlen.

Der Aushungerungsplan der Engländer brachte für Deutschland eine starke Einschränkung der Einfuhr. Sie ist zwar besonders über die Ostsee noch verhältnismäßig groß, doch hat diese erzwungene Einschränkung unsre Verschuldung an das Ausland in erträglichen Grenzen gehalten. Neben der durch den Krieg verursachten Behinderung der Produktion für den Ausfuhrhandel haben die sofort bei Kriegsbeginn erlassenen Ausfuhrverbote, die durch das bekannte Hindenburgprogramm 1916 noch eine Verschärfung erfuhren, heute eine fast gänzliche Lahmlegung des Ausfuhrhandels verursacht. Nur ganz wenige heimische Erzeugnisse, darunter besonders Kohle, bilden einen wichtigen Ausgleichartikel für unsre dringendsten ausländischen Bedürfnisse. Die selbstverständliche Folge dieses Zustandes ist eine große Nachfrage nach ausländischen Zahlungsmitteln; Forderungen auf Deutschland sind im Auslande angeboten.

Der über die Ausfuhr hinaus entstehende Schuldensaldo in der Warenbewegung an das Ausland konnte, wie schon betont, im Frieden durch die Verdienste aus der internationalen Schiffahrt und aus den Zinseingängen unsrer ausländischen Wertpapierbesitzer gedeckt werden. Unsre großen Überseedampfer liegen zum Teil in den Häfen fest, zum recht erheblichen Teil sind sie von unsern Feinden beschlagnahmt und in Benutzung genommen worden. Unser ausländischer Wertpapierbesitz trägt zurzeit keine Zinsen oder ist gar in erheblichen Beträgen in London deponiert.

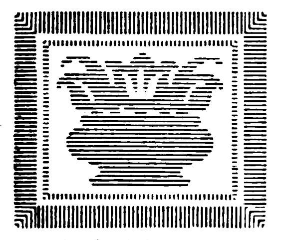
Drei Mittel standen uns zur Verteidigung unsrer Valuta zur Verfügung: Wertpapierausfuhr, Darlehnsaufnahme und Goldversand. Rund vierfünftel Milliarde Mark fremdländischer Wertpapiere sind aus deutschem Besitz bisher ins Ausland geflossen. Eine Darlehnsaufnahme hat klugerweise aus politischen Gründen im Auslande nur in geringfügigem Umfange stattgefunden. Goldausfuhren bleiben, trotz ihrem verhältnismäßig größeren Umfang, aus währungspolitischen und andern Gründen beschränkt.

Es kommt noch hinzu, daß das Ausland für alle von uns eingeführten Artikel ganz unglaubliche Preise fordert und erhält, so daß die verminderte Importmenge durch die Höhe der zu bezahlenden Preise wieder aufgehoben wird.

Es ist ja z. B. bekannt, mit welchen künstlichen Mitteln England bisher seine Wechselkurse aufrechterhalten hat. Neben ganz beträchtlichen Staatsschulden und solchen seiner Kaufleute in der ganzen Welt, besonders in Amerika, war ihm das Gold seiner Bundesgenossen stets gut genug, um es zur Deckung der ausländischen Schuldforderungen zu verhandeln. Der Druck der passiven Warenhandelsbilanz, der heute auf uns lastet, welcher aber am Tage des Friedensschlusses durch das Freiwerden unsrer beträchtlichen Auslandsforderungen (zurzeit beschlagnahmt) und durch die Auszahlung der drei Jahre angehäuften Zinsbeträge zum Teil von uns genommen sein wird, wird gerade dann England vor eine schwere Situation stellen, wenn seine Schulden fällig werden. Es hat schon jetzt über seine diesbezüglichen Mittel, Abstoßung fremder Wertpapiere, fast restlos verfügt.

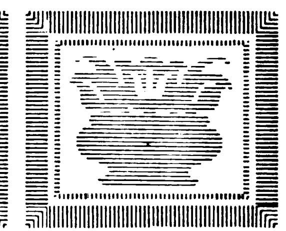
Schließlich spielen auch noch rein psychologische Momente, Angst, Mißtrauen, bei der Beurteilung der Valuta eine oft nicht unerhebliche Rolle. Zweifel an der Kreditfähigkeit eines Landes müssen den Kurs der Devisen ganz naturgemäß beeinflussen, denn es ist ganz selbstverständlich, daß der Käufer ausländischer Wechsel sich überlegen wird, was das betreffende Land für seine Auslandsforderungen an wirklichen Werten zu bieten vermag. In dieser Beziehung hat es nicht nur das gesamte feindliche Ausland, sondern besonders England und zuletzt Amerika verstanden, uns durch Ausstreuen von Mißtrauen und durch unglaubliche börsenspekulative Maßnahmen zu schädigen. Naturgemäß hat das feindliche Ausland das größte Interesse daran, die Reichsmark auf den möglichst tiefsten Stand herabzudrücken. Das verteuert uns nicht nur während des Krieges die Einfuhr ganz erheblich, sondern bringt uns auch später beim Wiederaufbau unsrer Wirtschaft im Kampf um die Rohstoffe auf dem Weltmarkt in Nachteil.

All diesen Dingen hat man natürlich in Deutschland nicht müßig zugesehen. Durch die im Januar 1916 erlassene Devisenordnung, die bis heute noch grundlegend für den Handel mit ausländischen Zahlungsmitteln ist, hat man versucht, einen Einfluß auf den Devisenhandel überhaupt und auf die Kursbewegung zu gewinnen. Kleinere Möglichkeiten, schon während des Krieges hierfür tätig zu sein, sind nach längerem Zögern doch nun durchgeführt. Dazu gehören die seit Januar 1917 bestehende strenge Beaufsichtigung der Einfuhr und zugleich damit getroffene Maßnahmen zur Verhütung der Banknotenausfuhr. Für weiteres wird der Friede sorgen.



Die Klosterfrau

Novelle von Ret Marut



Die Kreisstadt Ley an der Nahe liegt sehr lieblich inmitten der schönsten Landschaft, die man sich nur denken kann. Aber auf die Dauer beginnen selbst die schwärzesten Wälder und die grünsten Wiesen langweilig zu werden. Besonders wenn es Winterabend ist. Und wenn gebildete Menschen und solche, die vorgeben, dazu zu gehören, nichts Besseres vorhaben, so setzen sie sich zusammen und trinken Bier. Ein Glas nach dem andern. Zwischendurch trinkt man in dieser Gegend dann hin und wieder einen Schoppen Pfälzer. Der Vorteil dieser Abwechslung besteht darin, daß man nicht so lange zu tun hat, bis man den beabsichtigten Zweck erreicht. Bevor aber die ersten Boten des ersehnten Zustandes sich ankündigen, muß man versuchen, die Zeit auf eine möglichst wenig geistreiche Art und Weise herumzubringen. Das ist zweifellos das Schwierigste an der ganzen Sache und insofern das Bedauerlichste, weil es strenggenommen doch eine Entweihung des eigentlichen Zweckes ist.

Und so saßen wir denn beisammen: der Postmeister, der Tierarzt (der Menschendoktor war verheiratet), der Apotheker (war allerdings auch verheiratet, kam aber doch, weil er schon erwachsene Kinder hatte), der Amtsrichter, der Referendar (wechselte alle Augenblicke, und ehe man sich den Namen merken konnte, kam schon wieder ein neuer) und ein pensionierter Oberst, der in Ley eine Villa besaß. Jeden Abend wurde ein andres Thema behandelt. Das heißt, man muß das nicht so wörtlich nehmen. Es war allerdings jedesmal ein andres Thema, aber wenn man genau hinsah, war es derselbe Gegenstand, den man gestern schon ausführlich behandelt hatte, nur mit andern Worten und in einer andern Reihenfolge.

Aber eines Abends erschien der Menschendoktor in unserm Kreise. Man wurde des neuen Gastes sofort gewahr, denn ein neues Thema, das man bisher noch nie erwähnt hatte, kam zur Erörterung.

Der Amtsrichter empfing nämlich den Doktor mit den Worten: »Na, Doktor, haben Sie auch den Hausschlüssel mit?«

Einen Augenblick wollte der Arzt wütend werden, aber er besann sich rasch eines Besseren und sagte: »Meine Frau ist verreist, und da fürchte ich mich allein zu Hause.«

»Also deshalb kommen Sie?«

Da mischte sich der Oberst ins Gespräch: »Ach, was Sie sagen! Sie fürchten sich? Vor was denn?«

»Vor Gespenstern,« sagte der Arzt ganz ernsthaft.

Durch das Gelächter ließ er sich nicht aus der Fassung bringen, sondern wiederholte mit demselben feierlichen Ernst das Gesagte.

»Ein Arzt, der an Gespenster glaubt, ist mir auch noch nicht vorgekommen,« lachte jetzt der Amtsrichter.

»Das Lachen würde Ihnen vergehen, wenn Sie die Ursache meiner Gespensterfurcht kennten. Glauben Sie mir, ich möchte selbst nicht daran glauben, aber es geht leider nicht. Und weil es mich auf Schritt und Tritt verfolgt, gehe ich des Abends niemals allein aus. Deshalb werden Sie mich auch nie in Ihrem gemütlichen Kreise finden, in den ich meine Frau doch nicht gut mitbringen kann. Sie freilich denken, ich sei ein Pantoffelheld.«

»Denken wir auch,« bestätigte der Apotheker.

»Aber da denken Sie ganz falsch,« versicherte der Arzt. »Lediglich die Angst vor Gespenstern ist es, die mich hindert, des Abends allein auszugehen.«

»Sie müssen doch aber häufig des Nachts beruflich hinaus,« meinte nun der Postmeister.

»Das ist auch etwas andres, da muß es halt sein. Aber was ich trotzdem dabei durchzumachen habe, das möchte ich meinem Todfeinde nicht gönnen.«

»Na, wissen Sie, Doktor, seien wir doch ehrlich, Gespenster gibt es doch einfach nicht. Sie als Arzt, als Naturwissenschaftler sozusagen, können jeden Gegenbeweis führen.« Der Amtsrichter war nun auch ein wenig ernst geworden.

»Gewiß,« bestätigte der Arzt, »es gibt keine Gespenster, das weiß ich, aber gesehen habe ich eins. Nein, nein, Sie brauchen nicht so



ungläubig dreinzuschauen. Nervös bin ich auch nicht, und bezecht war ich damals ebensowenig, wie ich es jetzt bin. Ich war damals noch auf der Universität, und als die Ferien heranrückten, suchte ich mir ein kleines Landstädtchen aus, wo ich in aller Ruhe studieren, fischen und baden konnte, und das außerdem den Vorzug hatte, ein billiges Leben zu ermöglichen. Weil man aber in Groß-Zilchow auf Fremde nicht eingerichtet ist, ich aber das Wohnen im Hotel vermeiden wollte, war es schwer, ein Privatzimmer zu bekommen. Die wenigen möblierten Zimmer, die es gibt, sind immer in festen Händen, und wenn ein Lehrer oder ein Beamter der städtischen Verwaltung versetzt wurde, so war sein Zimmer schon von seinem Nachfolger mit Beschlag belegt.

Da machte mich der Hotelwirt, wo ich die ersten beiden Tage gewohnt hatte, auf das Kloster aufmerksam. Das Kloster war ein aus dem Mittelalter stammendes Gebäude, das von einem Mönchsorden erbaut, eine Zeitlang von diesem Männerorden, dann von einem Frauenorden bewohnt wurde, jetzt aber den profanen Zwecken des Getreidehändlers Lemberger diente. Herr Lemberger benutzte das untere Stockwerk als Speicher, während er das erste Stockwerk in seiner romantischen Ursprünglichkeit gelassen hatte, mit dem einzigen Unterschied, daß er einzelne der alten Mönchszellen ausmöblierte und sie teils an sein kaufmännisches Personal abgab, teils als Fremdenzimmer benutzte, wenn seine Söhne sich zur Ferienzeit Studienfreunde einluden.

Das ging eine Weile sehr gut. Aber eines Tags erklärte ein Buchhalter, er könne es dort nicht mehr aushalten, denn da trieben zur Nachtzeit die Mönche und Nonnen ein schreckliches Wesen. Als hätte es nur dieser Anregung bedurft, so sagten jetzt sämtliche jungen Leute, die darin wohnten, etwas Ähnliches. Sie hätten oft, wenn es abends spät geworden sei, sich nie heimgetraut, sondern lieber bei irgendeinem Bekannten Unterkunft gesucht, als daß sie in das Kloster zu später Abendstunde gegangen wären. Manche der jungen Leute hätten auch nur deshalb ihre Entlassung bei Lemberger genommen, nur um nicht in diesem Hause wohnen zu müssen. Aber den wahren Grund hätte nie jemand gesagt, weil sie fürchteten, ausgelacht zu werden.

Ich glaubte natürlich nicht an den Humbug, denn wozu war ich denn Medizinstudierender? Es war sogar ein Reiz eigner Art, in einem solchen romantischen Hause wohnen zu können. Das Kloster war im frühgotischen Stil erbaut und sah wundervoll aus. Die weiten Hallen, die breiten Treppen und geräumigen Gänge wirkten geradezu beruhigend. Hier bekam man eine Lust, ja eine förmliche Wut, zu arbeiten.

Ich ging also zu Herrn Lemberger.

‚Sehr gern vermiete ich Ihnen das Zimmer, Herr Studiosus,' sagte er zu mir, Sie sollen es spottbillig haben. Sie frühstücken mit uns und brauchen nur dem Mädchen, das Ihnen die Bedienung macht, ein gutes Trinkgeld geben. Ich denke, damit können Sie einverstanden sein. Aber ob Sie es dort lange aushalten, ist eine andre Frage.'

‚Wieso?'

‚Ja, da gehen zur Nachtzeit die Mönche und Nonnen um.'

‚Was geht um?'

‚Na, die alten Nonnen.'

‚Nee, wirklich? Das muß sehr hübsch sein. Sie, Herr Lemberger, das Zimmer nehme ich. Bestimmt. So ein Nönnchen muß ich kennenlernen. Das kommt einem nicht alle Tage zugelaufen.'

‚Trauen Sie sich nur nicht zuviel zu, junger Freund.'

‚Aber was denken Sie denn von mir, ich bin doch Mediziner. Sie sollen mal sehen, wie ich mit den Geistern und Gespenstern umspringen werde. Die graule ich Ihnen alle raus.'

‚Wenn Ihnen das glückt, gebe ich ein hochfeines Sektfrühstück.'

‚Abgemacht, Herr Lemberger, schon gewonnen.'

‚Gut, abgemacht. Wenn Sie wollen, können Sie gleich heute noch einziehen. Ich lasse sofort das Zimmer in Ordnung bringen.'

Am selben Abend zog ich ins Kloster.

Obgleich ich mir vorgenommen hatte, heute mal um neun nach Hause zu gehen, so wurde es doch zwölf. Die Tatsache, daß ich den Mut besaß, ins Kloster ziehen zu wollen, wurde in dem kleinen Städtchen sofort bekannt. Der Tisch im »Goldenen Ring«, an dem ich an diesem Abend saß, war belagert von einer Menge Herren, die mich kennenlernen wollten. Das Ende vom Liede war, daß zum Schluß die gruseligsten Gespenstergeschichten erzählt wurden, die man sich nur vorstellen kann, und die noch dadurch echter

wirken, daß immer ein Großvater oder eine Großmutter des Erzählers sie selbst erlebt hat.

In dieser angegruselten Stimmung kam ich nun nach Hause.

Ich würde mich gar nicht gewundert haben, wenn ich auf der Treppe oder in der weiten Halle im Erdgeschoß einen Mönch oder etwas Ähnliches angetroffen hätte. Vielmehr habe ich mich darüber gewundert, daß mir an diesem ersten Abend nicht das geringste begegnete. An diesem Abend, der wie kein andrer geeignet gewesen wäre, jede Geistererscheinung zu erklären.

Eine volle Woche wohnte ich nun schon da, ohne daß ich etwas erlebt hätte. Die Sache schien an Interesse wesentlich zu verlieren. Der Ruhm, den ich mir anfangs als furchtloser Held erworben hatte, schrumpfte in den Kreisen der Bevölkerung sichtlich zusammen. Herr Lemberger hatte mich an dem Tage — es war ein Sonntag — zum Mittagessen eingeladen und mir hierbei die erfreuliche Mitteilung gemacht, daß er mich als Gewinner betrachte und morgen das zugesagte Sektfrühstück vom Stapel lassen wolle.

Nachmittags war ich stundenlang über die Wiesen und Felder gelaufen. Dann ging ich heim und zog mir neue Stiefeln an. Hierauf aß ich in einer Gartenwirtschaft zu Abend.

Als ich nach Hause kam, schlug es gerade vom Kirchturm elf Uhr. Ich stieg langsam und ein wenig müde die Treppe hinauf. Ich dachte eben an eine Stelle zum Fischen, die mir ein Herr an unserm Abendtisch angepriesen hatte, da überlief mich plötzlich das unheimliche Gefühl, daß mir jemand auf der Treppe folge. Ich drehte mich um, aber in der Dunkelheit vermochte ich nichts zu erkennen. Ich blieb stehen und hörte ein leises, schweres Atmen, als ob jemand auf steilem Weg eine Last zu tragen habe. Als ich nun weitergehe — es waren nur noch einige Stufen —, höre ich wieder das schwerfällige Hinaufschleifen des unsichtbaren Gastes. Oben an der letzten Stufe machte ich halt. Ich hörte noch einmal das asthmatische Schnaufen. Dann war es still.

Ich ging in mein Zimmer, machte Licht und leuchtete auf den Gang hinaus. Dann ging ich mit der Lampe bis zur Treppe. Natürlich fand ich nichts. Endlich kam ich zu der Überzeugung, daß meine abgespannten Nerven mir etwas vorgegaukelt hatten.

Das Sektfrühstück am nächsten Tage bat ich aufzuschieben. Herr Lemberger fragte verwundert, was los sei. Ich entschuldigte mich damit, daß ich verkatert sei, worauf er sagte, es liefe uns ja nicht fort, er mache mir den Gewinst nicht streitig, und es würde sich schon noch eine Gelegenheit finden, das Sektfrühstück umzubringen.

Am nächsten Abend ging ich um zehn Uhr ins Haus. Ich wollte es mir ja nicht eingestehen, aber wahr ist's doch, daß ich ein wenig nervös sein mochte und dies die Ursache war, früher in mein Zimmer zu gehen, als ich es sonst vielleicht getan hätte.

Ich hatte kaum die ersten drei Stufen der Treppe hinter mir, als ich auch schon wieder das schlürfende Nachschleppen eines Jemand hinter mir hörte. Mit meiner ganzen Willenskraft versuchte ich mir einzureden, daß dieses eigentümliche Geräusch von den alten wurmstichigen Treppenstufen herrühre, als ich mich auch schon davon überzeugte, daß ja die Treppen gar nicht aus Holz, sondern aus rotem Sandstein hergestellt waren und ihre tief ausgebuchteten Flächen ein ehrwürdiges Alter verrieten. Blitzschnell wollte ich nach einer neuen Erklärung suchen, aber es gelang mir nicht. Und obgleich mir schien, als wolle die Treppe gar kein Ende nehmen, war ich doch mit einemmal oben, ohne mir so recht bewußt geworden zu sein, wie ich eigentlich die letzten Stufen genommen hatte. Oben angelangt, glaubte ich natürlich, der unheimliche Spuk habe nun, so wie gestern auch, sein Ende. Aber diesmal kamen die schleppenden Schritte den ganzen langen Gang hinter mir her und verloren sich erst, als ich meine Tür öffnete.

Selbstverständlich wollte ich jetzt, als ich mich in meinem Zimmer geborgen fühlte, die Sache wieder auf einen natürlichen Umstand zurückführen. Ich kam zu der Auslegung, daß die Schritte nur ein Widerhall, schlimmstenfalls ein Nachhall meiner eignen Tritte sein müßten. Aber diese Erklärung wurde am nächsten Abend über den Haufen geworfen. Ich hörte die Schritte hinter mir auf der Treppe, dann hinter mir auf dem Gange und hielt sie, meiner gestrigen Erklärung folgend, für den Nachhall der meinen. Als ich jedoch meine Tür offen habe und wieder schließen will, habe ich das entsetzliche Gefühl, daß sich jemand mit mir zugleich ins Zimmer hineindrängen will. Ich ziehe die Tür rasch hinter mir zu und drehe den Schlüssel von

innen herum. Einen Augenblick stehe ich lauschend in dem dunklen Raum und will gerade Licht anzünden, als mir der Atem stockt. Ich bin keine furchtsame Natur, aber hätte ich mich im Spiegel sehen können, so hätte ich mich selbst für ein Gespenst gehalten, wie es fürchterlicher draußen auf dem Gange auch nicht sein konnte. Denn ich hörte ganz deutlich, wie dieses Etwas draußen eine Weile wartete, dann tief aufstöhnte, endlich müde und schwerfällig den langen Gang zurückkehrte und die Treppe hinunterstieg.

An diesem Abend schlief ich zum erstenmal in meinem Leben hinter verschlossener Tür.

Ich hätte nun eigentlich ausziehen sollen. Aber ich fürchtete den Spott, und den um so mehr, weil ich doch Arzt war. Ich blieb also wohnen. An Leib und Leben würde es mir ja nicht gehen, dachte ich. Ich hatte auch noch nie gehört, daß Gespenster — vorläufig glaubte ich natürlich immer noch nicht daran — einem lebenden Menschen ein körperliches Leid zugefügt hätten. Es konnte also nur über die Nerven hergehen. Und denen gegenüber fühlte ich mich gewappnet. Das ist ja auch leicht, wenn man schon etwas Bestimmtes, selbst wenn es das Grauenhafteste ist, erwartet. Der gefährlichste Angriff auf die Nerven ist stets das Plötzliche, das Unerwartete. Und ich erwartete das Schlimmste, was nur irgend möglich sein konnte.

Den nächsten Abend folgt mir dieses Etwas wieder bis zur Tür. Ich zwänge mich rasch in das Zimmer, schließe die Tür, höre wieder das Aufstöhnen. In demselben Augenblick aber, wo ich höre, das Etwas entfernt sich, öffne ich rasch wieder die Tür und leuchte mit einer elektrischen Taschenlampe den Gang hinunter. Nichts zu sehen. Ich rufe laut: ‚Ist jemand da?' Totenstille. Ich gehe bis zur Treppe und leuchte auch dort hinunter. Auch nichts zu sehen. Ich frage wieder. Keine Antwort. Ich gehe in mein Zimmer zurück, lausche einen Augenblick hinter der Tür und höre deutlich eine Frauenstimme klagen: ‚Ja, es ist jemand hier.' Ich reiße trotz meiner begreiflichen Aufregung die Tür auf, leuchte rasch und sehe natürlich wieder nichts. Frage auch wieder. Keine Antwort. Ich schließe die Tür und höre nun die Tritte langsam und müde zur Treppe gehen. Also bin ich auf dem Flur an dem Jemand vorübergegangen, ohne es zu sehen. Denn es muß da gestanden haben, mitten auf dem Flur.

Ich glaube nicht, daß ein nicht sichtbares Etwas mir eine deutliche Antwort geben kann. Gut, ich will also annehmen, die angebliche Antwort des unsichtbaren Wesens war nur der in mir nachklingende Widerhall meiner eignen ähnlichen Worte.

Am nächsten Abend natürlich dasselbe. Aber vielleicht schloß ich etwas weniger sorglos die Tür als an den vorhergehenden Abenden. Jedenfalls in dem Augenblick, wo ich meine Tür geschlossen habe, überkommt mich das Gefühl, eben ist das Etwas neben mir ins Zimmer geschlüpft und befindet sich mit mir in demselben Raum. Hätte ich mich dem Grauen hingegeben, das von mir Besitz ergreifen wollte, wäre ich gewiß wahnsinnig geworden. Denn ehe ich den langen Gang und dann die Treppe hinuntergelaufen und zuletzt noch das Haustorschloß geöffnet hätte, wäre ich längst zusammengebrochen. Das Beste in solch grauenhaften Augenblicken ist immer, kühl bleiben und das heraufkriechende Angstgefühl mit aller Gewalt bezwingen. Es ist viel leichter als es scheint; der Versuch allein schon gibt ungeheure Kraft und lenkt die Gedanken ab. Wenn das Grauen dann zum zweitenmal wiederkommen will, ist es kaum noch ein Viertel so gefährlich.

Ich raffe mich zusammen und denke, fortlaufen hat keinen Zweck und vergrößert nur die Furcht. Zuerst also einmal Licht gemacht.

Die Lampe brannte, und ich sah nichts. Ich leuchtete in alle Winkel, unter den Tisch, unters Bett, in den Schrank. Nichts zu sehen. Trotzdem wird das Gefühl, daß ich nicht allein im Zimmer sei, fortgesetzt stärker. Um mich zu zerstreuen, nehme ich ein Buch und beginne zu lesen. Eine Weile gelang es mir auch, meine Gedanken abzulenken. Plötzlich aber empfinde ich einen ganz leisen Hauch neben meinem Gesicht. Ich wende mich um und sehe ein flatterndes Schimmern hinter mir, das Gestalt anzunehmen sich bemüht. Ich springe auf und sehe nun, während meine Lampe mir tief verdunkelt erscheint, eine Frau im Mönchskleide mit geöffneten, lang herabhängenden, wunderschönen roten Haaren von goldleuchtender Farbe. Im ersten Augenblick denke ich, jetzt mußt du doch eigentlich furchtbar erschrecken, schreien, davonlaufen oder vor Grauen zusammenbrechen. Seltsamerweise aber hatte ich nicht die geringste Furcht. Das mochte wohl nicht zum wenigsten daher rühren, daß die Nonne nicht wie eine Nebelfigur er-





Leopold Fleischhacker: Judith

schien, sondern wie eine lebendwarme natürliche menschliche Gestalt, an der man, wäre sie einem auf der Straße begegnet, vorübergegangen wäre, ohne daß sie einem auch nur im geringsten hätte auffallen müssen. Ich konnte ja nun mit der Hand nach ihr greifen, um mich zu überzeugen, ob die Frau lebend sei und vielleicht durch eine verborgene Tür in mein Zimmer Eingang gefunden hätte. Als ich aber einen Schritt auf sie zu machte, trat sie zurück, um meiner Berührung auszuweichen. Daraufhin unterließ ich, mich ihr noch einmal zu nähern. So konnte ich immer noch glauben, daß es ein lebendiger Mensch sein könne und ich keine Ursache habe, mich vor ihm zu fürchten. Aber, wie gesagt, es kam mir nicht der kleinste Gedanke von Furcht. Ich hätte mich mit ihr ganz gut unterhalten, ja sie zum Tee einladen können, ohne Grauen zu empfinden. Was mir auffiel, waren ihre tieftraurigen Augen, in denen aber so viel heiße Sinnlichkeit lauerte, wie ich sie noch nie bei einem Weibe gefunden hatte. Sie hatte in ihrem Gesicht und in ihrer Gestalt, die völlig jugendfrisch waren und keine geisterhafte Abgezehrtheit zeigten, etwas, das mich in einem weniger unheimlichen Moment bis zur sinnlosen Raserei hätte betören müssen.

Wir sahen uns eine lange Weile an, in der ich jeden einzelnen Zug ihres Gesichtes studieren und mir unauslöschlich einprägen konnte. Im selben Moment aber, wo ich sie anreden will, löst sie sich zu jenem flatternden Schimmern auf, in dem ich sie zuerst gesehen hatte.

Meine Lampe brannte wieder hell, ich stand mitten in meinem Zimmer, konnte also unmöglich geträumt haben und fühlte, wie mir nun der Schweiß in Strömen ausbrach.

Trotzdem schlief ich, sobald ich mich zu Bett gelegt hatte, rasch ein und schlief ruhig durch bis zum Morgen.

Am nächsten Abend komme ich heim, höre weder auf der Treppe noch auf dem Gange ein Geräusch, schließe die Tür und zünde die Lampe an. Ich denke darüber nach, was wohl heute kommen würde. Da höre ich ein Geräusch in meinem Zimmer, als ob sich jemand entkleidet und dann zu Bett legt.

Ich drehe mich um, und auf meinem Bett liegt — die Nonne im Nachtkleide. Ihren Kopf eingebettet in die roten Fluten ihres Haares, die Augen leidenschaftlich verlangend mir zugewandt. Ich sehe deutlich den tiefen Eindruck ihres Körpers in meinem Bett. Sie hebt die Arme, breitet sie aus, und im selben Augenblick ist das Bett leer. Aber es ist glatt wie stets.

Und doch habe ich die verbauschten Kissen des Bettes gesehen, während sie darin ruhte.

Ich habe während der ganzen letzten Tage kein Wort zu irgend jemand von dem erzählt, was ich erlebt hatte. Ich gestehe gern, daß ich mich, sobald es dunkel wurde, fürchtete, ins Haus zu gehen, und mehr als einmal habe ich überlegt, ob es nicht doch besser sei, dort wegzuziehen. Aber zuletzt überwog doch immer mehr das lebhafte Interesse dafür, was wohl noch kommen könne. Ich war direkt neugierig geworden, wie das noch enden wird. Dann hatte ich auch die leise Hoffnung, daß es mir gelingen könne, eine natürliche Erklärung für das Vorkommnis zu finden. Diese aber zu finden ist um so leichter, je weniger man sich von der Furcht beeinflussen läßt. Furcht räumt dem unheimlichen Geschehnis immer eine Macht ein, die schwer zu überwinden ist.

Den nächsten Abend kam ich wieder einmal etwas sehr spät nach Hause. Es mochte kurz vor zwölf sein, als ich die Haustür aufschloß. Das ging immer sehr langsam, weil das Schloß infolge seiner uralten Konstruktion sich nur sehr schwerfällig öffnen ließ. Ich hatte die Tür wieder abgeschlossen und wollte gerade zur Treppe gehen, als mich ein Etwas die Blicke weiter nach rechts in die große Halle, durch die ich gehen mußte, zu richten zwang. Es war drinnen blendend heller Mondschein, und durch die hohen Spitzbogenfenster fielen die milchweißen Strahlen lang in die Halle und erfüllten sie mit einem blaßgrünen Licht. In der Halle standen dicke steinerne Säulen, auf denen die Decke mit ihren hochgewölbten gotischen Spitzbogen ruhte. Und mein Blick fiel auf eine jener Säulen, und an einem eingemauerten Ringe hing die Nonne in demselben Nachtgewande, das sie gestern anhatte, als sie auf meinem Bette lag. Ich erkannte das Nachtgewand sofort wieder, weil es mit einer so eigentümlich verblaßten gelben und altmodischen Stickerei besetzt war, die sich auffallend von der weißen Farbe des Frauenkörpers abhob. Die Füße waren mit leichten Schuhen von giftgrüner Farbe und mittelalterlichem Schnitt bekleidet. Das Haar, das heute noch grellroter erschien als gestern, hing offen um den gesenkten Kopf. Die





Augen waren geschlossen. Was aber seltsam erschien, war: das Gesicht der Frau, das gestern lebendfrisch aussah, war heute das einer Toten.

Als ich das Weib da an der Säule hängen sah, wollte ich weglaufen. Dabei fiel mir aber ein, daß ja das Schloß so schwer aufzuschließen ist. Und ehe ich es geöffnet haben würde, hätte mich die Angst aufgefressen. Ich hielt also aus. Zuerst dachte ich natürlich, das Mondlicht hätte sich in den Fenstern so merkwürdig gebrochen, daß der Lichtschein das Bild auf der Säule hervorgebracht habe. Und ich glaubte nun mit einemmal für alles schon eine ausreichende Erklärung zu haben. Ich knipste meine Taschenlampe an. Da deren Licht viel heller als das des Mondes wirkt, hätte nun das unheimliche Bild eigentlich verschwinden müssen, wenn es eben von der Brechung der Mondlichtstrahlen hergerührt hätte. Aber das Bild verschwand nicht, sondern erschien jetzt in dem starken Licht der Lampe viel stärker. Ich ging ein wenig näher und sah jetzt, daß auf den Backen der Frau dicke nasse Tränen funkelten und auch sonst noch unzählige Spuren geflossener Tränen sich abzeichneten.

So seltsam wie gestern verschwand auch heute das Weib.

Ich ging jetzt zu der Säule, leuchtete sie eingehend ab und fand natürlich nichts als nur den eingemauerten Ring. Es war übrigens die einzige Säule, die einen Ring besaß, dessen Zweck ich mir nicht erklären konnte.

Ich weiß nicht, wo ich den Mut hernahm. Aber ich ging trotzdem in mein Zimmer, wo mir heute weder auf der Treppe noch auf dem Gange noch in meinem Zimmer selbst auch nur das geringste begegnete, obgleich ich fest darauf gerechnet hatte.

Am nächsten Tage hörte ich von einem Bürger der Stadt, daß eine Chronik des Klosters vorhanden sei, die im städtischen Archiv aufbewahrt würde. Man gab mir die Chronik zwar nicht mit nach Hause, gestattete mir jedoch, daß ich sie im Rathause lesen durfte. Hier fand ich auch eine Stelle, die in weitschweifiger und schwerverständlicher Rede besagte, daß eine junge Klosterfrau, die gegen ihren Willen Nonne werden sollte, in der letzten Nacht ihres Noviziats, das zwei Jahre gewährt hatte, sich aus Widerwillen gegen das Klosterleben an dem Ringe in der zweiten Säule rechts vom Eingang erhängt habe. Am nächsten Tage habe auch ein junger Patriziersohn der Stadt, dem sie in Liebe zugetan gewesen sein soll, durch Gift, das er freiwillig genommen, geendet. Die Novize sei sehr schön gewesen, das Schönste an ihr aber war ihr reiches rotblondes Haar.

Bis hierher, meine Herren, ist es eine ganz alltägliche Spukgeschichte. Etwas Besonderes ist kaum zu verzeichnen.

Das Seltsamste sollte ich noch erleben. Und das hatte mit Spuk eigentlich gar nichts zu tun und war doch viel grauenvoller als alles Vorhergegangene.

Ich hatte verschiedene Leute, die vor mir in dem Kloster gewohnt hatten, kennengelernt und fragte sie darüber aus, was sie dort erlebt und gesehen hätten. Die ich fragte, konnten mir auch alle Auskunft über das geben, was sie schon von ihren Vorgängern gehört hatten, so daß ich also sehr viele Auskünfte sammeln konnte. Sonderbar war nun folgendes. Alle, die hier gewohnt hatten, wußten nur davon zu berichten, daß sie Tritte hinter sich herschleichen hörten und immer das Gefühl besaßen, es begleite sie jemand die Treppe hinauf. Gesehen hatte niemand etwas.

Trotzdem zog ich aber aus und mietete mich wieder im Hotel ein.

Wenige Tage darauf gehe ich im Walde spazieren. An einer hübschen Stelle lege ich mich nieder und blättre in einem Buche, das ich mir mitgebracht habe. Ich komme aber nicht zum Lesen, sondern beobachte die kleinen Käferchen, die sich im Moose tummeln. Da habe ich das Gefühl, als würde ich fortgesetzt angesehen. Ich schaue auf und sehe — meine Klosterfrau. Sie steht etwa zehn Schritte von mir, den Hut in der Hand, in einem leichten, gutgearbeiteten Sommerkleid und sieht mich fortgesetzt an.

Natürlich denke ich sofort, das ist meine Erscheinung aus dem Kloster, die noch in meinem Gedächtnis nachzittert. Denn ein Zweifel ist absolut ausgeschlossen. Ich hatte die Züge der Frau zu genau in der Erinnerung als daß ich mich hätte täuschen können. Dazu war auch das Gesicht viel zu selten und eigenartig. Es war eins jener Gesichter, wie man sie nur einmal sieht, um sie nie wieder zu vergessen, und wie sie einem auch nie wieder vorkommen. Und das rotleuchtende Haar das eine so seltsame, unvergleichliche Farbe zeigte, konnte nur meiner Klosterfrau gehören. Niemand sonst.



Aber plötzlich, während ich die Frau noch verwundert anstarre, senkt sie die Augen und wird bis in den Nacken hinein dunkelrot. Ich sehe ihr an, daß sie weglaufen möchte, aber es hält sie etwas zurück. Irgend etwas.

Langsam hebt sie nun ihre Augen und sagt mit einem schelmischen Ton in der Stimme: ‚Guten Tag!'

Ich bin darüber, daß sie spricht, so erstaunt, daß ich gar nicht daran denke, den Gruß zu erwidern. Dann kommt sie aber näher zu mir heran, reicht mir die Hand und sagt nochmals: ‚Guten Tag!' Und indem ich noch immer zögere, ergreift sie burschikos meine Hand, schüttelt sie kräftig und sagt: ‚Na, wollen Sie mir nicht guten Tag sagen? Warum nicht? Wir kennen uns doch.'

Ich fühle den warmen, festen Druck ihrer Hand, sehe, wie die Röte ihrer Verlegenheit der ursprünglichen Farbe wieder Platz macht, sehe aber auch die tiefen, schwermütigen Augen meiner Klosterfrau mit der leidenschaftlichen heißen Glut darin.

Aber das ist doch hier ein ganz lebendiger Mensch, genau so lebendig wie ich. Und da erwidere ich den Händedruck und sage: ‚Guten Tag, mein Fräulein!'

‚Na, endlich,' erwidert sie, ‚das hat aber verteufelt lange gedauert, wo wir uns doch so gut kennen.'

‚Wir kennen uns? Woher, wenn ich fragen darf, mein Fräulein?'

‚Ja, woher? Das kann ich jetzt, wo Sie mich danach fragen, wirklich nicht sagen. Ich dachte, Sie wüßten es. Es ist mir so, als ob wir uns kennen, schon fast zwei Wochen kennen. Aber na, wenn Sie sagen, Sie kennen mich nicht, dann wird's wohl seine Richtigkeit damit haben, daß ich mich täusche. Ich kann mir den Irrtum aber wahrhaftig nicht erklären. Vielleicht habe ich es auch nur geträumt. Man träumt manchmal so allerhand dummes Zeug, nicht wahr?'

Und weil sie mir gefällt, sage ich: ‚Aber wir können trotzdem gute Freunde bleiben. Wollen wir?'

‚Gern will ich.' Heiter und unbefangen gibt sie mir diese Antwort.

Sie war die Tochter einer gutsituierten Tuchmacherfamilie, die seit Jahrhunderten in dem kleinen Städtchen wohnte. Der Vater war schon lange tot, die Mutter vor drei Jahren gestorben. Sie bewohnte mit einer alten Tante und einer alten Magd ein entzückend gelegenes Haus, das sie mit einem ansehnlichen Vermögen geerbt hatte. Ich besuchte sie dann bald. In ihrem Wohnzimmer fiel mir ein lebensgroßes Bild von ihr auf. Weil mich aber die Tracht, die sie auf dem Bilde anhatte, wunderte, erfuhr ich, daß dies gar nicht ihr Bild sei, sondern das Bild einer ihrer Ahnen, die schon viele hundert Jahre tot sein müsse, denn das Bild sei sehr alt und vor einigen Jahren aufgefrischt worden, deshalb sehe es so neu aus. Daneben hing ein Männerbildnis, scheinbar ebenso alt. Das Gesicht fiel mir durch die eigenartig starkeckige Form des Kinns auf.

Wir gingen dann oft spazieren, und fast jeden Abend war ich in dem Hause zu Gast. Ehe ich die Stadt verließ, willigte sie ein, meine Frau zu werden. Sie war außer sich vor Glück. Ich beeilte mich mit meinem Examen. Ein Jahr später heiratete ich sie. Wir führten die glücklichste Ehe.

Ihre Tante starb bald nach unsrer Heirat. Wir verkauften das Haus. Ich wollte es in unserm Besitz behalten, denn nötig hatten wir das Geld nicht. Sie aber drängte zu dem Verkauf mit einem Eifer, der mir unerklärlich schien in seiner Beharrlichkeit. Alle möglichen Gründe führte sie an, um den Verkauf zu rechtfertigen. Endlich sagte ich ja, denn es war doch schließlich ihr Eigentum.

Ich habe später immer gedacht, wäre das Haus nicht verkauft worden, hätte alles Folgende vermieden werden können. Vielleicht. Aber dann hätte sich eine andre Ursache gefunden, um den Schicksalslauf zu beschleunigen. Das ist wohl als ziemlich sicher anzunehmen.

Einundeinhalbes Jahr waren wir verheiratet, da bat mich meine Frau, ich möchte einen Teil unsrer Erholungsreise dazu verwenden, ihren Heimatsort aufzusuchen. Sie wollte die Stätten ihrer Kindheit wiedersehen und die Gräber ihrer Eltern schmücken. Vielleicht war auch noch etwas Eitelkeit dabei im Spiel, insofern, als sie ihren ehemaligen Kameradinnen zeigen wollte, wie glücklich sie war.

Wir reisten in das kleine Städtchen und zogen ins Hotel.

Am nächsten Morgen aber bat mich meine Frau, sie könne es in dem Hotel nicht aushalten, sie müsse woanders hinziehen. Wir bedauerten nun beide, daß ihr Haus uns nicht mehr gehörte. Sie hätte es gern wieder



bezogen. Aber es war bewohnt. Im Scherz schlug ich vor: ‚Wir können ja ins Kloster ziehen, Herr Lemberger wird uns gewiß ganz gern aufnehmen.'

Ich erschrak, als meine Frau sagte: ‚An das Kloster und nur an das Kloster habe ich gerade gedacht, als ich das Gefühl bekam, ich könnte es hier im Hotel nicht mehr aushalten. Ich möchte zu gern, für mein Leben gern in dem Kloster wohnen. Das war schon immer als Kind mein einziger und heißester Wunsch. Es ist mir, als ob ich da zu Hause wäre. Hast du nicht übrigens als Junggeselle eine kurze Zeit darin gewohnt?'

‚Ja,' bestätigte ich.

‚Ich sehe so gern die Orte, wo du gewesen bist, ehe ich dich kannte. Es ist mir dann immer, als wirst du mir verwandter und vertrauter, wenn ich sehe, was dich früher umgab, wo du von deinem Wesen etwas zurückgelassen hast.'

Es half nichts, daß ich ihr erzählte, es sei im Kloster nicht geheuer. Sie meinte, sie fürchte sich nicht. Und im Kloster fürchte sie sich schon lange nicht, und ich sei ja auch da, und es sei so wundervoll ruhig darin, kein Mensch störe uns, man könne da so weltabgeschieden leben wie auf einer einsamen Insel.

Wir zogen ins Kloster.

Herr Lemberger richtete uns zwei Zimmer ein: das, was ich früher bewohnt hatte, und ein danebenliegendes.

Herr Lemberger begleitete uns bis zur Tür. Hier sprach ich mit ihm noch einige gleichgültige Worte. Währenddem war meine Frau schon vorausgegangen. Als ich nun nachging, sah ich in jedem Treppenwinkel nach ihr, weil ich glaubte, sie hätte sich versteckt, denn sie kannte ja die Zimmer nicht. Niemals konnte sie auf den Gedanken kommen, daß die Zimmer, in denen wir wohnen würden, die beiden letzten auf dem Gange seien. Ich war deshalb aufs höchste erstaunt, als ich sie in meinem früheren Zimmer fand, wo sie mich mit den Worten empfing: ‚Das hier war dein Zimmer.'

‚Woher weißt du das?'

‚Es ist mir, als wäre ich hier schon einmal gewesen, aber das muß schon sehr, sehr lange her sein. Da, an der Stelle, wo jetzt der moderne Schrank steht, da muß in der Wand eine Nische sein, in der früher der Betschemel gestanden hat. Sieh doch bitte einmal nach!'

‚Du wirst dich irren, meine Liebe. Der Schrank steht sicher schon länger an seinem Platze, als du Jahre zählst.'

‚Bitte, tu mir den Gefallen, sieh nach. Oben in der Nischenwölbung wirst du auch einen dicken Haken finden, an dem früher das Kruzifix hing.'

‚Wann war das „früher"? Das mußt du doch wissen?'

‚Das kann ich wirklich nicht sagen, aber es ist sehr lange her.'

‚Gut,' sagte ich, ‚ich will den Schrank wegrücken, und du wirst sehen, daß du dich entschieden geirrt hast.'

Der Schrank war leer und ließ sich infolgedessen leicht von der Wand wegschieben.

Ich fand die Nische und auch den Haken.

Am selben Tage noch fragte ich Herrn Lemberger, ob meine Frau vielleicht früher schon einmal hier in dem Kloster gewesen wäre. Er meinte, das sei wohl so gut wie ausgeschlossen, aber immerhin nicht unmöglich, daß seine Töchter, obgleich sie viel älter als meine Frau waren, sie einmal mitgenommen hätten, um ihr das Innere des Klosters zu zeigen. Die Möbel darin, besonders der Schrank aber, seien seit dreißig Jahren nie von ihrem Platz gerückt worden, die stammten noch von seinem Vater her.

Meine Frau kannte das Kloster durch und durch, wußte den Zweck jedes Raumes zu bezeichnen, wobei ich sie nicht hinderte, sich alles so romantisch wie möglich auszumalen. Ich vermochte auch nicht festzustellen, was daran geschichtlich echt sein könne und was nicht.

Wir gingen Abend für Abend aus. Machten Spaziergänge oder besuchten Bekannte meiner Frau.

Wir wohnten etwa vierzehn Tage dort, als ich den Vorschlag machte, nunmehr fortzureisen oder doch wenigstens wieder ins Hotel zu ziehen. Offen gestanden, es behagte mir in dem unheimlichen Gebäude nicht mehr, wenn ich auch nicht gerade irgend etwas Besonderes erlebt hatte. Ich hatte die Vorgänge von früher völlig vergessen und kam immer mehr zu der Überzeugung, daß alles, was ich damals gesehen hatte, nur darauf zurückzuführen sei, daß meine Nerven infolge der Totenstille des Hauses und des Gedankens, der einzige Bewohner zu sein, überreizt waren. Aber meine Frau wollte von einem Weiterreisen nichts wissen, ebensowenig von einem Verlassen des Klosters. Sie sagte, sie könne nicht



fort, sonst bekäme sie Sehnsucht nach diesem Hause, sie müsse des Hauses erst noch überdrüssig werden; es fange schon an, ihr langweilig genug zu werden, es dauere gewiß nicht mehr lange, dann habe sie es satt für immer, und die Sehnsucht ihrer Kindheit sei gestillt.

So blieben wir denn wohnen.

Einige Tage später wollen wir zusammen ausgehen, da bittet mich meine Frau jedoch dringend, allein zu gehen, sie wolle sich mit Lesen beschäftigen. Ich kam sehr früh heim. Aber es war doch schon finster. Unser Zimmer war dunkel. Ich glaubte, sie habe sich für einen Augenblick entfernt. Ich zünde Licht an. Ich drehe mich um, und auf dem Bett liegt — die unheimliche Nonne von damals. Ich erkenne sie sofort wieder. Sie hat jenes Nachtgewand am Leibe, das mit der seltsamen, ausgebleichten, gelben, altmodischen Stickerei. Unten vor dem Bett stehen die giftgrünen Schuhe, die ich auch kenne. Mein erster Gedanke ist: Wo steckt denn meine Frau? Aber die Nonne breitet verlangend die Arme aus und schaut mich mit ihren schwermütigen und doch so sinnlich-heißen Augen an. Ich sehe die roten Fluten des Haares und die verbauschten Kissen des Bettes. Ich will mich zur Tür wenden, um nach meiner Frau zu rufen. Da sagt die Nonne: ‚Lieber, komm doch her und küsse mich. Bist du mir böse, daß ich mich schon zu Bett gelegt habe?'

Ich werde blaß, ich fühle es, mein Herz stockt — es ist meine Frau.

Ich setze mich nun zu ihr auf den Bettrand. Ich bin nervös, rede ich mir ein, ich muß etwas dagegen tun. Dann aber sehe ich das sonderbare Nachtkleid. Meine Frau errät meinen fragenden Blick.

‚Gelt, du wunderst dich über mein altmodisches Ruhekleid. Die Stickerei ist schon sehr alt. Ich habe sie an den Batiststoff angenäht, der ist neu, das kannst du dir doch denken. Aber du liebst doch antike Gegenstände, da habe ich dir eine kleine Freude machen wollen. So etwas von wunderbarer Stickerei siehst du auf der ganzen Welt nicht mehr, das kannst du glauben.'

‚Und die grünen Schuhe?'

‚Die sind auch noch von meiner Urgroßmutter oder noch von weiter her.'

‚Die hast du aber noch nie getragen?'

‚Nein, ich weiß auch nicht, wie ich dazu gekommen bin, das alte Zeug mit hierherzuschleppen. Aber, weißt du, eines Tags fand ich in irgendeiner Truhe, die noch von meinen Eltern stammt, die alten Sachen. Die sind eigentlich die Hauptursache, daß ich an unser Kloster dachte und mir der Gedanke kam, daß ich hier einmal mit dir wohnen möchte. Denke doch, gerade hier, wo früher nur Nonnen hausten und nie ein Mann eine Frau geküßt haben mag. Ist das nicht furchtbar drollig, so etwas auszudenken? Ich glaube auch, die alten Stücke haben ihr eignes Leben bewahrt. Ich bin vorhin schon ein wenig eingeschlafen, und denke dir nur, ich träumte, ich solle morgen Nonne werden, das Ordenskleid läge schon bereit. Ich wollte aber nicht Nonne werden, weil ich dich doch heiraten wollte und dich so furchtbar liebhabe. Da bin ich dann nachts aufgesprungen, weil du draußen an der Mauer pfiffst und mich befreien und entführen wolltest. Aber als ich unten an die Tür kam, da war sie zu, und ich bin ganz verzweifelt geworden und habe dann nur noch an der Säule gestanden und bitterlich geweint, daß ich nun Nonne werden müsse und du draußen vergeblich pfeifst.'

‚Und zuletzt?'

‚Da habe ich ein kleines Bild von dir in der Hand gehabt und es fortwährend an meine Lippen gedrückt, und darüber bin ich aufgewacht, und da standest du im Zimmer, und ich freute mich, daß alles nur ein böser Traum war.'

Ich beruhigte sie, und bald dachten wir nicht mehr daran.

Drei Tage später, es können auch vier gewesen sein, erhalte ich gegen sieben Uhr abends ein dringendes Telegramm, ich müßte den Urlaub sofort unterbrechen und morgen mit dem ersten Zuge heimkehren, da der zweite Arzt des Krankenhauses, wo ich tätig war, sich eine schwere Blutvergiftung zugezogen hätte und ein Ersatz für ihn nicht so schnell gestellt werden könne. Ich gehe sofort zur Bahn, kaufe Karten, bestelle einen Wagen und erledige sonst noch einige Kleinigkeiten. Meine Frau besorgt unterdes alles Sonstige und geht noch vor mir nach Hause, um die Koffer zu packen. Als ich heimkomme, ist sie bereits fertig mit allem. Wir gehen noch einmal hinunter zu der Familie Lemberger, um die letzten paar Abendstunden mit ihnen zu verbringen. Meine Frau wurde bald müde, wir verabschiedeten uns und gingen in unser Zimmer.



Ich hatte viel geraucht, und mein Kopf war etwas benommen. Deshalb sagte ich meiner Frau, ich würde noch ein wenig auf die Straße gehen, um frische Luft zu atmen.

Die kühle Nachtluft tat mir wirklich gut. Ich wurde aufgeräumt, summte und pfiff für mich hin. Da fiel mir der Traum meiner Frau ein. Ich machte mir einen Scherz, ging an die hintere Mauer des Klosters und pfiff Ruffignale wie ein verliebter Gymnasiast. Meine Frau erschien am Fenster, schob den Vorhang beiseite, nickte mir zu, steckte die Hand durchs Gitter, winkte und rief halblaut herunter: ‚Ich kann nicht kommen, die Tür ist zu.' Sie war schon im Nachtgewand und schien sich eben hinlegen zu wollen. Ich freute mich, daß sie auf meinen kleinen Scherz so rasch eingegangen war, und dachte ihr einige verliebte Neckereien zu sagen, wenn ich wieder oben sei.

Endlich ging ich ins Haus.

In heiterster Laune öffnete ich die Tür. Ich schloß bedächtig wieder ab.

Während ich nun zur Treppe gehe, schaue ich in die Halle. Ich mußte unwillkürlich an jenen Abend denken, wo ich die Nonne an der Säule hängend fand. Der Mond schien wie damals, nur vielleicht nicht ganz so blendend hell, weil der Himmel teilweise bewölkt war. Und wirklich, was ich beinah schon gehofft hatte, trat ein. Die Nonne hing an dem Ringe, der in die Säule gemauert war. Genau wie damals. Die grünen Schuhe schleiften etwas an der Erde. Die gelbliche Stickerei des Nachthemdes hob sich scharf von der weißen Haut des Körpers ab, die Augen waren geschlossen, die Hände zusammengekrampft, und das rote Haar leuchtete wie kaltes Feuer.

Ich ging rasch daran vorüber, die Treppe hinauf in unser Zimmer. Die Lampe brennt. Bei meinem Eintritt bewegt sich infolge des Lufthauches der Fenstervorhang, denn der Fensterflügel war nur angelehnt geblieben. Ich wende mich zum Bett. Es ist leer. Allem Anschein nach hat meine Frau bereits darin gelegen und ist noch einmal aufgestanden. Ich leuchte den Gang hinaus und rufe ihren Namen. Nichts zu sehen und nichts zu hören. Ich renne mit der brennenden Lampe die Treppe hinunter, leuchte im Hausflur umher und sehe noch die Nonne an der Säule hängen. Ich will daran vorüber, um nach der kleinen Hinterpforte zu laufen. Die ist verschlossen. Dann rase ich zurück, komme an der Säule vorüber und streife einen festen menschlichen Körper — den meiner Frau! — —

Stundenlang habe ich Wiederbelebungsversuche gemacht. Vergebens.

Sie mußte kurz vorher viel geweint haben, denn auf ihren Backen lagen die feuchten Tränenfurchen, eine neben der andern.

Worüber mochte sie geweint haben?

Die unsinnigsten Vermutungen wurden laut. Der Staatsanwalt nahm sich sogar der Sache an. Es war das Gerücht aufgetaucht, ein verschmähter Liebhaber von früher habe ein Verbrechen an ihr begangen und sie erdrosselt. Andre erzählten, sie habe vor Heimweh Selbstmord begangen, weil sie nicht wieder aus ihrer Geburtsstadt fortwollte.

Rätselvoll war, daß sich ihre ineinandergeballten Hände kaum wollten öffnen lassen. Als es mir aber doch gelang, fand ich in der einen Hand ein kleines Porzellanbildchen mit meinem Bildnis. Infolge einer Laune des Zeichners oder einer Ungeschicklichkeit beim Brennen hatte mein Kinn auf dem Bilde eine eigenartige eckige Form erhalten, die mir bekannt vorkam. Ich sann nach, wo ich das merkwürdige Kinn schon gesehen haben möge. Und da fiel es mir ein: es war das Kinn des Mannes, dessen altes Bild im Wohnzimmer ihres Elternhauses neben dem ihrer Urahne gehangen hatte.

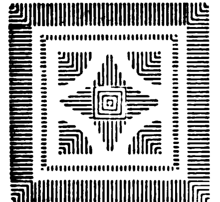
Seitdem fürchte ich mich.

Dies ist auch die Ursache, daß ich schon vier Monate später wieder heiratete, meine jetzige Frau. Ein längeres Alleinsein hätte ich nicht ertragen. Sie werden nun auch verstehen, warum ich nie an Ihren abendlichen Zusammenkünften teilnehme. Ich will meine Frau nicht allein lassen, nicht eine Minute länger, als es mein Beruf erfordert.

Erklärungen möchten Sie gern haben, wo doch gar keine Erklärung möglich ist? Wie man es sich auch zurechtlegen mag, es werden immer nur Vermutungen sein, denen man nicht den geringsten Wert beimessen darf, ohne sich ins Bodenlose zu verlieren.

Und nun, meine Herren, es ist ein Viertel vor zwölf, ich muß zur Bahn. Meine Frau kommt mit dem letzten Zuge, und ich möchte sie abholen. Ich danke Ihnen, daß ich die Abendstunden bis jetzt in Ihrer Gesellschaft verbringen durfte, daheim hätte ich nicht bleiben können. Guten Abend!« —






Der Himmelsbrief

Von Prof. Dr. R. Stübe (Leipzig)

Mit dem Ausbruch der französischen Revolutionskriege 1791 tritt eins der seltsamsten Dokumente des religiösen Volksglaubens wieder ans Tageslicht: der sog. »Himmelsbrief«. Seitdem ist er in allen europäischen Kriegen nachweisbar, und gerade in diesem Kriege erfreut er sich ohne Unterschied von Stand und Bildung einer ungeheuren Verbreitung.

Wer Angehörige im Felde hat, weiß sicher, daß unsre Soldaten oft schriftliche, aber auch gedruckte Texte bei sich tragen, die zum Schutze des Lebens, vor allem gegen Waffengewalt, dienen sollen. Die Vorstellung, daß in heiligen Texten eine gefahrabwendende Macht liege, ist urmenschlicher Besitz. Sie hat ihre letzte Wurzel im Glauben an die magische Kraft heiliger Worte und Formeln. In Texten fast aller europäischen und vieler orientalischen Sprachen sind Himmelsbriefe vorhanden. Wer solche Zettel liest, wird zunächst dem oft sinnlosen Wust kaum eine Bedeutung abgewinnen können. Prüft man aber dieses seltsame Gemisch, so löst sich das Rätsel. Die »Himmelsbriefe« der Gegenwart erweisen sich als verschieden geformte Verbindungen von ehemals selbständigen Zaubertexten, aus den mittelalterlichen »Waffensegen«, den »Wundsegen«. Wir finden im Himmelsbrief oft Erzählungen von einem Ereignis, wo ein Mensch in wunderbarer Weise sein Leben rettete. Solche Erzählung ist nun in allen Fällen die Einleitung zu einem ehemals selbständigen Spruch oder »Segen«. An sie schließt sich die wirkungskräftige Zauberformel an. Von diesen Zaubersprüchen ist völlig der Teil zu trennen, in dem die Sonntagsheiligung anbefohlen wird. Diese Ausführungen beruhen auf einem sehr alten, gleichfalls selbständig entstandenen Dokument, dem sog. »Sonntagsbrief«, der im sechsten Jahrhundert in der fränkischen Kirche zuerst hervortritt. Und nur dieses Dokument ist von vornherein als »Himmelsbrief« aufgetreten. »Himmelsbriefe« aber wollen diese Texte im buchstäblichen Sinne sein. Stets finden sich in ihnen mehr oder minder ausführliche, oft phantastische Berichte über die Herkunft des Briefes. Christus selbst hat den Brief geschrieben, der unter wunderbaren Erscheinungen vom Himmel gefallen ist, etwa auf den Altar einer berühmten Kirche (Jerusalem, Antiochia, Rom).

Noch heute ist der Himmelsbrief im deutschen Volksbrauch lebendig. In norddeutschen Bauern- oder Tagelöhnerhäusern hängt ein gedrucktes Exemplar oft unter Glas und Rahmen; es steht in hohem Ansehen als Schutzmittel des Hauses gegen Blitzschlag und Feuersgefahr, es ist überhaupt eine Segensmacht für den Bewohner. Der heute verbreitete Himmelsbrief ist stets ein aus ganz verschiedenen Bestandteilen zusammengeschweißtes Gebilde. Zunächst sind zwei ihrem Ursprung und ihrer Anlage nach ganz verschiedene Gestalten des Himmelsbriefes zu unterscheiden: der mit dem rätselhaften, bisher nicht gedeuteten Worte »Gredoria« benannte Brief und der sogenannte »Holsteiner Brief« von 1724. Der Gredoria-Brief ist ein sogenannter »Sonntagsbrief«! Sein Kern besteht in der Mahnung, den Sonntag streng, und zwar im Sinne des alttestamentlichen Sabbatgesetzes heilig zu halten. Damit sind Segensverheißungen für den Frommen und phantastisch-grausige Strafandrohungen gegen den Übertreter des Gebotes verbunden. Dieses Stück können wir bis zum Jahre 584 n. Chr. zurückverfolgen. Damals hat der Bischof Vinzentius von Ibiza, einer kleinen Stadt auf einer der Balearen, in voller Gläubigkeit seiner Gemeinde im Gottesdienst einen Brief Christi vorgelesen, der Sonntagsheiligung forderte. Es läßt sich nachweisen, daß er mit einer rechtlichen Entwicklung in der fränkischen Kirche in Zusammenhang steht, die wir in Synodalbeschlüssen bis gegen 520 zurückverfolgen können. Obwohl von kirchlicher Seite sich sofort Widerspruch gegen den Brief erhob und der Bischof Licinianus von Karthago ihn als Fälschung erklärte, ist er doch in der Kirche ganz Westeuropas verbreitet worden und hat hier nachweisbar bis gegen 1260 eine tiefgehende religiöse Wirkung geübt. Weder ein Verbot der Himmelsbriefe und ähnlicher Schriften in einem Kapitulare Karls des Großen von 789 noch die Verurteilung des Briefes, die auf Betreiben des Bonifazius durch Papst Zacharias auf der römischen Synode von 745 ausgesprochen worden war, haben daran das geringste geändert. Vielmehr ist der Brief in der mittelalterlichen Kirche mehrfach ein wirksames Mittel der Bußpredigt geworden und hat als solches in allen Ländern Europas einen starken Einfluß geübt. Seine eigenartige literarische Entwicklung ist sehr verwickelt. Es lassen sich drei Gestalten des Briefes nachweisen, von denen die dritte, ausgezeichnet durch phantastische Berichte über sein wunderbares Erscheinen, eine ungeheure Verbreitung gefunden hat. Sie liegt heute in über 20 europäischen, asiatischen und afrikanischen Sprachen vor und hat sich von Island bis zur Malabarküste Indiens verbreitet. Auf diese dritte Ge-

stalt gehen auch alle heute in Umlauf befindlichen Himmelsbriefe zurück. Besonders beachtenswert ist die Tatsache, daß die Bußfahrten der »Geißler« um 1260 diesen Brief durch ganz Europa verbreitet haben. Das war der Höhepunkt in seiner Geschichte; seitdem ist er aus dem Leben der Kirche verschwunden.

Ein ganz andres Gebilde ist die zweite Gestalt, der »Holsteiner Brief«. Er tritt zuerst 1791 auf und ist seinem Wesen nach ein Waffensegen. Aber er nimmt die alte Form des vom Himmel gesandten Briefes an. 1724 soll dieser Brief in irgendeiner Kirche Holsteins oder in andern niederdeutschen Gebieten erschienen sein. Tatsächlich erweist er sich als ein Gemengsel aus mehreren alten »Segen«, die wir seit dem 14. Jahrhundert als selbständige Zaubertexte nachweisen können. Ursprünglich waren diese seit dem endenden Mittelalter bezeugten »Segen« keine Himmelsbriefe. Vermutlich ist die Idee, diesen Amuletten eine besondere Autorität zu verleihen, indem man sie für »Himmelsbriefe« ausgab, dem weitverbreiteten Sonntagsbrief entnommen, mit dem sie von vornherein verwachsen war. Die meisten Himmelsbriefe, die unsre Soldaten tragen, gehören diesem zweiten Typus an, der gelegentlich auch das Sonntagsgebot des Gredoria-Briefes in sich aufgenommen hat.

Ein tieferes Interesse gewinnt der Himmelsbrief erst, wenn wir in ihm ein Zeugnis einer religionsgeschichtlichen Vorstellung erkennen. Die Himmelsbriefe sind Offenbarungen der Gottheit, und zwar — das ist das Eigenartige — Offenbarungen durch eine Schrift der Gottheit, durch einen von ihr verfaßten und gesandten Brief. Es gibt religionsgeschichtlich sehr verschiedene Formen, in denen der Hergang einer göttlichen Offenbarung dargestellt wird. Wir können eine Entwicklung von den sinnfälligsten Formen der Offenbarung durch Erscheinen und Reden der Gottheit bis zu den innerlichsten Erfassungen der Gottheit im sittlich-religiösen Bewußtsein erkennen. Die schriftliche Offenbarung hat ihre kulturgeschichtliche Wurzel in der Tatsache, daß die Götter sich der Kultur des Menschen, vor allem der sittlichen Entwicklung, anpassen müssen. Ein Kulturvolk kann keine primitiven Götter brauchen. Die Götter, die das Leben in seiner Bedürftigkeit wie in seiner Erhebung sucht, müssen mit dem vollen Gehalt dieses Lebens getränkt sein. Nun aber gibt es Kulturen, die ein starkes Gefühl für den Kulturwert der Schrift haben. Es sind die Kulturen, von denen aus primitiven Formen eine Schrift geschaffen ist, die durch eine sichere Wiedergabe der Sprache wirklich lesbar war. Das haben Chinesen, Ägypter, Babylonier und die unbekannten Erfinder des ursemitischen Alphabets geleistet. Bei ihnen standen Schrift und Schreibkunst, die für Erfindung von Göttern galten, in höchstem Ansehen; sie waren geradezu Symbole ihres Kulturbewußtseins. Und bei diesen Völkern finden wir auch die Idee der schriftlichen Offenbarung. Hier schreiben die Götter selbst, hier senden sie Offenbarungsschriften in Briefen und Büchern an die Menschheit. Dagegen ist diese Vorstellung den Indern, Persern, Armeniern, Germanen und zunächst auch den Griechen und Römern unbekannt. Wenn wir etwa seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. bei Griechen und Römern mehrfach Himmelsbriefe finden — namentlich der Heilgott Äskulap sendet solche —, so glaube ich das aus dem von orientalischen Elementen stark erfüllten religiösen Synkretismus der Zeit erklären zu dürfen.

Die chinesischen Quellen, die Himmelsbriefe kennen, sind noch lange nicht ausgeschöpft. Bei den Babyloniern haben wir wohl noch keinen Text gefunden, der geradezu von einem Gott geschrieben sein will. Aber Nebo erscheint hier als der Schreiber der Götter, und die Stele des Königs Hammurapi (um 2100 v. Chr.) zeigt uns im Bilde die Offenbarung des Gesetzes als Diktat des Gottes. Die Idee der schreibenden Gottheit und der schriftlichen Offenbarung ist aber im Bereiche der babylonischen Kultur lebendig gewesen und war mutmaßlich babylonischen Ursprungs. Daraus ist ihr Auftreten im Alten Testament verständlich. Während die Propheten nur die Offenbarung durch den »Ausspruch« Jahwes, also durch ein Reden der Gottheit, kennen, tritt uns 2. Mos. 24, 12 und noch stärker 2. Mos. 31, 18 die Gottheit als schreibend entgegen. Und zwar ist es eine entscheidende Offenbarung, die »mit dem Finger Gottes geschrieben« ist, nämlich die zehn Gebote. Kennzeichnend ist, daß gerade der Prophet Hesekiel, der im Grunde Priester ist, die Offenbarung nicht wie Jesaia (Kap. 6), Jeremia (1 2) und Amos (3, 7 u. 8; 7, 15) durch ein »Wort« empfängt, sondern durch einen »Brief« (2, 10 bis 3, 4). Hat Hesekiel, der in Babylonien lebte, diese Vorstellung der babylonischen Religion entlehnt?

Sehr alt ist der Himmelsbrief in Ägypten, wo die Schreibkunst in Thot ihren göttlichen Erfinder und Vertreter hatte. Im »Totenbuch« wird ein Himmelsbrief angeführt »in eigner Handschrift des Gottes, gefunden in der Stadt Chenussu ... zur Zeit des Königs Menkara« (um 3500 v. Chr.). Das ist das älteste Zeugnis, das wir in der Religionsgeschichte für den Himmelsbrief haben. Diese altägyptische Vorstellung hat nun eine Neubelebung in der hellenistischen Zeit erfahren. Der ägyptische Gott Thot wurde mit Hermes gleichgesetzt. Unter seinem Namen geht eine ganze Literatur religiöser Schriften. Wir wissen aus den Zauberpapyri,



Otto Strützel: Buchen auf der Heide

daß es ganze »Hermesbücher« gab. Es sind göttliche, vom Himmel gesandte Schriften, hauptsächlich magischen Charakters. In dieser Hermesliteratur lebt offenbar altägyptischer Glaube fort.

Wir sehen weiterhin ein vielseitiges Fortwirken dieser Idee in der spätjüdischen, der gnostischen, der altchristlichen und der griechisch-römischen Literatur. Dem Judentum war die Idee einer schriftlichen Offenbarung seit dem Alten Testament vertraut. Sie tritt im Talmud — und später in der Kabbala — hervor in dem Bericht über ein Weisheitsbuch, das dem Adam vom Himmel gesandt ward. Die judenchristliche Sekte der Elkesaiten besaß ein Offenbarungsbuch, das vom Himmel auf die Erde gefallen war. In den 1909 entdeckten »Oden Salomos« ist der Himmelsbrief besonders anschaulich verwertet: »Des Höchsten Gedanke war wie ein Brief ... Es streckten sich viele Hände nach dem Brief, um ihn zu ergreifen und zu lesen, aber er entfloh ihnen ... Der Brief war eine große Tafel, ganz geschrieben vom Finger Gottes.« Genau dieselben Ausführungen treten oft im »Himmelsbrief« auf. Einen Himmelsbrief, der eine gnostische Christusmythologie verkündet, haben wir in dem großen Hymnus von der Erlösung in den »Thomasakten« (Kap. 18), die aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammen. Aber auch das Neue Testament kennt die Idee des Himmelsbriefes. Der Seher der »Offenbarung Johannis« empfängt die göttliche Offenbarung in Form eines Briefes (Kap. 10, 2. 8. 10), und die »sieben Sendschreiben« in Kap. 2 und 3 werden ausdrücklich als Himmelsbriefe angekündigt. Sehr merkwürdig ist die Art, wie Paulus die Idee des Himmelsbriefes benutzt. Er nennt (2. Kor. 3, 3) die korinthische Gemeinde einen Christusbrief, bestellt von uns, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit des lebendigen Gottes Geist. Paulus will damit sagen, daß die korinthische Gemeinde die Urkunde ist, durch die sein Wirken die göttliche Legitimierung erhält.

Griechen und Römern ist die Vorstellung vom Schreiben der Götter ursprünglich fremd. Aber seit dem 2. Jahrhundert tritt sie immer häufiger hervor, und zwar sind es besonders zwei griechisch schreibende Semiten, die den Himmelsbrief als literarische Form der Satire benutzt haben, nämlich Lucian von Samosata (2. Jahrh.) und Menippos von Gadara (3. Jahrh.). Von ersterem haben wir »Götterbriefe« erhalten, von letzterem kennen wir eine Schrift »Briefe, die sich rühmen, vom Angesicht der Götter zu kommen«. Beide verspotten den Aberglauben; aber offenbar benutzen sie eine populäre und verbreitete Form, die zugkräftig war.

Im Volksglauben muß der Himmelsbrief bekannt gewesen sein. Besonders mit dem Kultus des Askulapius, des vielgesuchten Heilgottes, war er verbunden. Dafür haben wir einen sehr interessanten Bericht in der Beschreibung Griechenlands von Pausanias (Buch 10, Kap. 38). Er erzählt, wie ein Augenkranker durch den Anblick eines Briefes, den ihm Askulap gesandt hat, geheilt wird. In den Briefen des Kaisers Julian und in einer Rede des Rhetors Älius Aristides aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. finden sich mehrere Hinweise auf Wunderheilungen durch Himmelsbriefe, die Askulap sendet.

So ist der Himmelsbrief aus der Antike ins Mittelalter gekommen, wo er zuerst 584 als »Sonntagsbrief« auftritt. Wir begegnen ihm häufig gegen Ausgang des Mittelalters. An den christlichen Himmelsbrief schließt sich der höchst interessante, in hebräischen Versen geschriebene Brief, in dem der große hebräische Grammatiker Ibn Ezra um 1200 seine Volksgenossen zur Heiligung des Sabbats ermahnte. Sehr merkwürdig ist der Himmelsbrief, den die schwedische Prophetin Birgitta (um 1360) an Papst Clemens VI. richtete. Eine neue Blüte aber erlebte der Himmelsbrief in der Reformation, wo er wiederum zur literarischen Form geworden ist. 1524 gab Nikolaus Hermann eine protestantische Bußpredigt heraus, die in der Form eines Christusbriefes erschien, betitelt: »Ein Mandat Jesu Christi an alle seine getreuen Christen«. Dieser Brief ist sehr wirksam geworden; er ist in 26 Ausgaben verbreitet, auch in slawische und nordische Sprachen übersetzt. Auch gegen den Ablaß richtet sich eine Streitschrift in Form eines Himmelsbriefes, dessen Verfasser Urbanus Rhegius ist (1523). Von den Schweizer Reformatoren kannte Zwingli die literarische Form des Himmelsbriefes, und Bullinger brauchte sie 1526 in einer Schrift: »Anklag und ernstlichs Ermahnung Gottes zu einer gemeinsamen Eidgenossenschaft«.

Die Anwendung des Himmelsbriefes als literarische Form zeigt, daß im Volksglauben der Himmelsbrief sein Ansehen nicht eingebüßt hatte, daß er auf dem verborgenen Grunde des Aberglaubens fortlebte. Zufällig haben wir aus dem 15. und 16. Jahrhundert einige dieser volkstümlichen Himmelsbriefe erhalten, u. a. Straßburger und Kölner Drucke (um 1600). Auch handschriftlich und durch Berichte erfahren wir von Himmelsbriefen im Volksbrauch. Die Idee einer schriftlichen Mitteilung vom Himmel her verbindet sich hier mit Zauberformeln, die gegen Gefahren jeder Art schützen sollen. Luther berichtet in seiner Schrift »Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein mögen«, daß die Soldaten zum Schutz irgendwelche Schriftstücke bei sich trugen. Gegen Wunden, Krankheiten, Blitzschlag, Feuer- und Wassergefahr, bei Frauen gegen die Gefahren der Entbindung sollen diese Himmelsbriefe Schutz gewähren.



Hierher gehört vor allem der »Kaiser-Karl-Brief«, den Papst Leo vom Himmel empfing und an den Kaiser sandte, als er nach Spanien zog. Ein eigentlicher Waffensegen ist der sog. »Ölbergbrief«, ein aus verschiedenen Bestandteilen zusammengefügtes, stark magisches Stück, das sog. »Grafen-Amulett«.

Wie ist es möglich, daß solche Dokumente sich so zäh im Volksglauben behaupten?

Die Antwort darauf kann nicht schwerfallen. Sie lautet: In ihnen lebt ein Stück primitiven Glaubens, und primitive Wesenszüge sind auch im Kulturmenschen nie ganz abgestorben. Primitives Denken aber erwacht besonders in Zeiten der Not, der Gefahr und Sorge. Aller Aberglaube ist deshalb so lebenskräftig, weil er ein Stück urmenschlichen Lebens ist; deshalb ist er konservativ. Diese Tiefen des menschlichen Lebens aber bleiben nahezu unberührt von allen Hergängen, die sich in den oberen Schichten des geschichtlichen Daseins vollziehen. Die Macht der Entwicklung reicht nicht in die letzten, geheimen Gründe der Menschenseele; hier gibt es keinen Fortschritt, wo elementares Empfinden und primitives Denken walten. Von allen Wandlungen des Geisteslebens, die vor allem auch Religion und Kirche erlebt haben, ist der Himmelsbrief unberührt geblieben. Er ist von hohem religionsgeschichtlichem Interesse, weil er uns erkennen läßt, wie stark sich primitives Wesen im Menschen behauptet, wie wenig die Kultur in die Tiefen des innersten Lebens dringt. Der Himmelsbrief hat sich unwandelbar in seinem Wesen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und er wird niemals ganz verschwinden. In den inneren Zusammenhang menschlichen Lebens — besonders in den des religiösen Fühlens — eröffnet uns der Himmelsbrief, der fernste Vergangenheit mit dem Heute verbindet, einen überraschenden Einblick.

Zwei Gedichte von Karl Bröger

Gott

Du drängst mich, Gott, in heißem Flehn,
Ich soll dich mit Gestalt begaben,
Und meine Züge willst du haben —
So wärst du ja in mir begraben
Und sehnst dich, in mir aufzustehn.

Wo hab' ich dich zuletzt gewahrt? ...
Im Wehen lauer Morgenwinde?
Im Händedruck von einem Kinde?
Stets, wenn ich keine Worte finde,
Hast du dich herrlich offenbart.

Doch schließ' ich mich an solches Glück,
Das oft nur einen Herzschlag währte,
Will ich dich ketten an die Erde,
Gehst mit verschlossener Gebärde
Du in die Schweigsamkeit zurück.

Der Vater

Er gab in einem jähen Überwallen
Das Leben weiter, das er einst bekam,
Und sah es in ein neues Dasein fallen,
Als er des Kindes ersten Schrei vernahm.

Seit er in eine neue Schale fließen
Den Tropfen Welt ließ, den er in sich schloß,
Darf er in einem zweiten Selbst genießen,
Was er sonst nur im Eigensten genoß.

Jetzt gleicht sein Tag so ganz dem Wasserstrahle,
Der aus dem Quell sich in die Lüfte schwingt,
Und von der obern in die untre Schale
In frohem Spiele unaufhörlich springt.

Oft beugt er sich in innerstem Genügen
Auf seines Kindes Brust hinab und lauscht,
Wie klingend hell in seinen Atemzügen
Der heitre Katarakt des Lebens rauscht.







Johanna Wolff

Zu ihrem sechzigsten Geburtstag

Von Dr. Peter Petersen (Hamburg)

Was war es, das damals Liliencron in seiner rasch und feurig begeisterten Art den Gedichtband Johanna Wolffs, »Du schönes Leben« (Berlin, Schuster & Loeffler, 1907), in den Himmel erheben ließ? Was berechtigte Cäsar Flaischlen, die jüngste Sammlung »Von Mensch zu Mensch« (Frankfurt, Rütten & Loening, 1917) das Beste zu nennen, was seit zehn Jahren gedruckt sei?

Die zuerst genannte Sammlung enthält schöne Reisebilder, ein gelungenes, einige weniger gelungene Kinderlieder, doch die machen den Wert nicht. Nein, das Eigentümliche und Vollwertige dieser Dichterin fassen wir erst in der Mehrzahl der Gedichte, die ihr kraftvolles Leben-Erfassen und Leben-Formen, ihr Ringen mit allen Wahngestalten und feindlichen Mächten, allem Zwiespältigen und Verwirrenden dieses Lebens verkünden:

Das Alleben tritt vor Johanna Wolff wie etwas Persönliches, halb Dämonisches, halb Lichtgöttliches. Darum bald ein Verzagen und Bescheiden, bald ein prometheisches Trotzen und wieder ein christliches Überwinden. Und dann kommt über diese deutsche Frau eine germanische Freude daran, mit dem Leben zu raufen, es zu überlisten, in seine verborgensten Winkel sich hineinzunisten.

Das ist Leben:
Wenn es in Abgründen wuchtet und prallt!
Wenn ein schäumendes Aufwärts-Heben
Tiefen gegen den Himmel stößt
Mit ungebändigter Gewalt.

Das ist Leben:
Wenn aus den Höhen still und mild
Ein Schimmern quillt
Der lieben Sonne;
Alles Wühlen und Bersten der Wogen
Mit einem Leuchten überwallt,
Daß jeder Tropfen zittert vor Wonne.



Johanna Wolff

Vom Felsen neig' ich mich über den Rand
Und höre, wie die Wasser verklingen.
Und aus den Schlüchten kommt ein Singen
Wie sanftes Säuseln heraufgezogen:
Dann spann' ich mir selber den Friedensbogen
Und fühle noch in der warmen Hand
Der Abgründe Beben ...
Wenn Nacht Licht sein will,
Das ist Leben.

Überall stoßen wir an ein Eigensinniges, oftmals in sich ein wenig Verhärtetes. Dieser einsam schaffende, seltsame Lebenswege geführte Mensch hat gewiß oft sein Bekenntnis erfahren: im letzten Grunde bist du doch allein in deinem Erdenwinkel, und daneben den Schmerz des Alleinseins. Freilich:

Es gibt ein Glück in deiner Pein,
Das ist: Sich selber wert zu sein!
Mir leuchten meine eignen Kerzen!

Doch gleich darauf das wehvolle Eingeständnis:

Aber anders sein macht Schmerzen!

Die Persönlichkeit Johanna Wolffs mußte sich eigenwillig zur uralten Frage des Verhältnisses von Mann und Weib stellen und hat dann auch mit diesem ewigen Rätsel des Menschengeschlechts sich auseinandergesetzt, immer wieder, hart und fest, wie sie alles angreift und alle Töne durchgesungen. Die weichen nach Art von Eichendorff, Geibel, auch Heine, im ersten Bande ihrer Frauenlieder »Namenlos« (Breslau, Schottländer, 1896): von den Zweien und doch Eines, von dem Gottesgleichnis Mann und Weib bis zu der längeren Dichtung »Paradiese« in der Sammlung »Du schönes Leben« (Berlin, Schuster & Loeffler). Schon um dieser Dichtung willen gebührt ihr ein Platz neben den ersten Dichterinnen aller Zeiten. Sie

schildert das Erwachen der beiden ersten Menschen im Paradiese, wie sie bewußt den Kampf gegen Gott aufnehmen, ihr Leben auf der rauhen Erde selbst zu führen. Sie überwältigen Schlangen, Gluten und Blitze, und Adam lacht:

> Seine Maße wurden
> Mählich uns zu klein,
> Weib, noch viele Paradiese
> Sollen überwunden sein.
> Nicht mit Engeln sollst du scherzen,
> Leben! Leben schaff' ich dir.
> Eva, Mutter wirst du heißen,
> Und wirst Mensch sein — Mensch mit mir
> Und mit harten Menschentritten
> Lassen beide
> Hinter sich die fromme Pracht.
> Schreiten, Hand in Hand gegraben,
> Schreiten
> In die wetterschwang're Nacht.

Und nun setzt des Weibes Kampf ein um Selbständigkeit neben dem Manne:

> Laß mich an deiner Seite sitzen,
> Mich verlangt,
> Mensch zu sein mit dir.

Im Mutterstolze wächst sie empor, über den Mann. Doch höher trägt sie die Sehnsucht zur Überwindung des Gegensätzlichen von Mann und Weib, zur Vereinigung in ihrem reinen Menschsein:

> Mann und Weib:
> Ein Leib
> Und eine bloße
> Ungeheure große
> Weltseele, die ward!

In der neuesten Sammlung »Von Mensch zu Mensch« (Frankfurt, Rütten & Loening) erhebt sich wohl der alte Streit, doch, man fühlt's, um mit sieggewohnten Waffen bezwungen zu werden. Und darin liegt der Reiz, zu sehen, wie die Überwindung wirkte und sittlichen Adel ausprägte. Aber das bloße Gutsein sollen wir hinauskommen zum Höheren, zum schaffenden Frohsinn:

> Es kommt nicht alles darauf an,
> Nur gut zu sein:
> Frohsein ist mehr!

Und dann die Schlußworte:

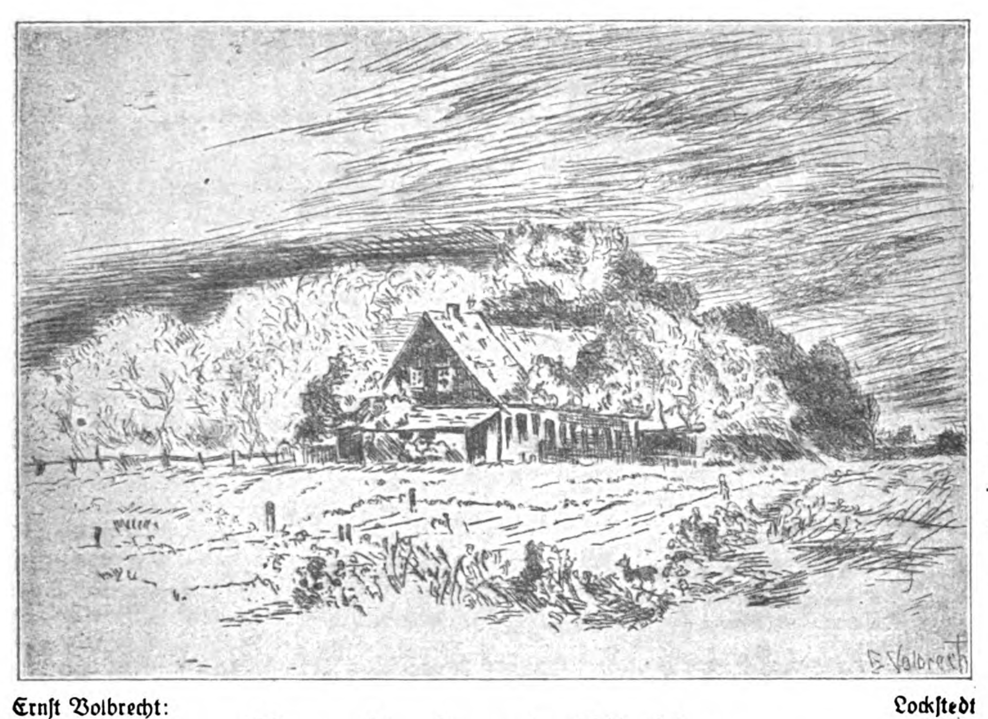
> Fang jede Freude ein und jeden Glanz
> Und winde alle Blüten dir zum Kranz
> Und faß' zum Frohsein dir ein Herz,
> Zum Leichtsein Mut,
> Dann bist du, wie du bist,
> Viel mehr als gut.

Zugleich ist diese Sammlung die Gabe einer deutschen Frau an ihr in der Not und dem Stolz des Weltkrieges bewährtes Volk, das die Dichterin mit heißer Liebe umfaßt, dem sie all ihr Können schenken möchte als einen Baustein für das neue Reich, an das sie mit weiblicher Inbrunst glaubt, als eine Vollendung des deutschen Volksgeistes.

Vom Werdegang Johanna Wolffs nur einiges, obwohl viel zu sagen wäre. Doch sie hat das unverhüllt in ihrer schönen und abgewogenen Sprache, die nichts Unschönes duldet, selbst erzählt in einem packenden Seelenroman »Das Hanneken. Ein Buch der Armut und Arbeit« (Frankfurt, Rütten & Loening, 1913). Zu Tilsit ist sie geboren am 30. Januar 1858, in den ärmlichsten Verhältnissen. Früh verwaist, entrann sie der Obhut harter Pflegeeltern, kam in pietistische Kreise, ward Oberlin-Schwester und kannte mit dreißig Jahren noch keinen Klassiker, geschweige denn neuere Dichter und Denker, kein Theater, keine Oper, nur Kirchenkonzerte und Andachtsbücher. Da befreite sie Nietzsches »Zarathustra«, der ihr zufällig während einer Seereise in die Hände kam. Sie riß sich auch äußerlich von dem Orden los, ward Rote-Kreuz-Schwester und lernte den um viele Jahre jüngeren Gatten kennen, als sie einen todgezeichneten Jüngling in monatelangem Wachen und Sorgen dem Tode, wenn auch der Krankheit nicht ganz, entreißen half. Nach sieben Wartejahren wurde sie des körperlich mehr Erstarkten treu sorgende Gattin und mütterliche Lebensgenossin. Im neuen Lebenskreise, an der Seite des Hamburger Großkaufmanns, reifte ihr Dichterberuf von Jahrzehnt zu Jahrzehnt langsam, aber stetig aufsteigend.

Johanna Wolff hat sich keineswegs auf dem Gebiete der Lyrik und des Romans allein versucht, auch in mehreren Dramen gab sie sich mit Glück, weil sie Leben zu schauen und darzustellen versteht, und ihre knappe, sich auf das Wesentliche klar einstellende, immer streng gepflegte Sprache für das Drama wie geschaffen ist. Die »Meisterin« (Berlin, Schuster & Loeffler) wurde in Frankfurt, Dresden und Bremen mit Erfolg aufgeführt. »Susannens Rosengarten« (München, Callwey) gemahnt an Strindberg, nur daß die Gestalten lebenswahrer sind. Ein drittes Drama, »Sauls Töchter«, wird, neu bearbeitet, sicher auch den Weg auf die Bühnen Deutschlands finden. Erwähnen wir noch, daß demnächst im Cottaischen Verlage fünf Erzählungen unter dem Titel »Schwiegermütter« erscheinen werden, so haben wir deutlich gemacht, daß Johanna Wolff mitnichten am Ende ihres Schaffens steht, daß wir im Gegenteil noch manches wertvolle Werk von ihr zu erwarten haben, an dem hoffentlich fortan sich ein hundertmal größerer Kreis Deutscher erfreuen und erbauen wird.





Ernst Volbrecht: Lockstedt

Von Kunst und Künstlern

Johann Sperl: Schmückung zum Fest — Wilhelm Trübner: Prometheus — Otto Strützel: Buchen auf der Heide; Bauernjunge mit Pferd — Fritz Gärtner: Mein Bruder — Ernst Volbrecht: Wilhelmsburg; Lockstedt — Leopold Fleischhacker: Judith — Otto Wiedemann: Musiker-Schattenrisse



er Name Johann Sperl ist der Kunstgeschichte eigentlich nur im Zusammenhang mit dem Leibls geläufig. Wir wissen, daß die beiden durch lange Freundschaft verbunden waren, ja, daß sie seit dem Augenblick, da der neunzehnjährige Leibl nach München kam (1863), wie Brüder miteinander waren, und daß erst der Tod sie trennte. In rührender Treue haben sie miteinander ein arbeitsreiches, entsagungsfrohes Leben gelebt, nur auf ihre Kunst bedacht. Am engsten schmiedete sie der gemeinsame Aufenthalt in dem kleinen Orte Kutterling bei Aibling zusammen; da mußten sie jeden Samstag bei Wind und Wetter den oft recht beschwerlichen Weg nach Aibling machen, wo sie eine zweite Werkstatt besaßen, und wo sie den Sonntag gern in guter Gesellschaft verbrachten. Am Montag aber kehrten sie, mit dem Mundvorrat für die ganze Woche im Rucksack, bei Wind und Wetter wieder nach Kutterling zurück, wo ihrer die stumme Natur und die wenigen Bauern harrten, die Leibls stete Modelle waren. Leibl war ausgesprochener Figurenmaler, Sperl entwickelte sich mehr und mehr zum Landschafter; in neun Gemälden, vor allem in dem Bilde »Leibl auf der Jagd« (auch »Der Birkhahnjäger« genannt), hat diese künstlerische Kameradschaft zweier grundverschieden Begabter ihr Denkmal gefunden: die kraftvolle, wetterfeste Gestalt des Jägers mit dem wachsamen Perdrix zur Seite ist Leibls Werk, sein bestes Selbstbildnis überhaupt; die reiche, mit Birken, Erlen und Blumenbüschen bestandene Moorlandschaft hat Sperl gemalt. So verschieden sie in ihrer äußeren Erscheinung waren — der zarte Sperl wirkte neben dem Riesen Leibl fast wie ein Zwerg —, darin waren sie sich doch einig, daß die Natur das Erhabenste, was es für den Künstler gibt, und daß ihre Wiedergabe das Höchste sei, was einem Sterblichen beschieden sein könne. Künstlerneid, sonst ein so häufiger Gast in den Ateliers, war ihnen etwas Fremdes. Durch gegenseitige Bewunderung überboten sie einander fast. Man konnte, erzählt Leibls Biograph Julius Mayr, dem Meister der »Dorfpolitiker« und der »Dachauerinnen« keine größere Freude machen, als wenn man ein Bild Sperls aufrichtig bewunderte, und er wurde nicht müde, auf jede einzelne Schönheit dieser Bilder seines Freundes hinzuweisen. Immer wieder konnte er mit dem feinen Lächeln, das stets seine innige Freude ausdrückte, vor diesen Werken verweilen, und wenn er in ein Zimmer trat, das neben den seinen auch Sperlsche Bilder enthielt, war sein erster Gang zu denen des Freundes. Ja, er betrachtete Sperls Kunst der seinen zum mindesten als gleichwertig, wenn nicht höher stehend. An seinen Freund Kayser schrieb er 1891: »Es ist

meine feste Überzeugung, daß Sperls Malereien noch einmal zu den gesuchtesten Kunstwerken gehören werden.« Dies Urteil stützte sich hauptsächlich auf die ebenso reine wie starke Empfindung für Schönheit und Wahrheit, der Leibl in allen Arbeiten des Freundes begegnete. Ihm ist es auch zu danken, daß Sperl sich allmählich vom Genre abkehrte und die Bahn des Landschafters betrat, ohne je zu einem bloßen Nachahmer des großen Meisters zu werden. — Die »Schmückung zum Fest« stammt also aus der früheren Zeit Sperls, wo er sich von den Einflüssen der Rambergischen Schule noch nicht gelöst hatte. Sperl hat den Freund um beinah 14 Jahre überlebt; erst unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges (28. Juli 1914) ist er in seinem Aibling gestorben.

Auch der »Prometheus« Wilhelm Trübners scheint aus einer früheren Schaffenszeit des Malers zu stammen, da dieser seine eigentliche Art und Meisterschaft, wie sie sich in seinen urdeutschen Landschaften und Bildnissen widerspiegelt, noch nicht erreicht hatte. Man ist geneigt, das Bild in die Nähe der »Gigantenschlacht« (1877), des »Kentauren- und Lapithenkampfes« (1878) und der »Amazonenschlacht« (1880) zu setzen, erfährt dann aber aus dem kürzlich erschienenen Trübner-Bande der »Klassiker der Kunst«, daß es dem Jahre 1889 angehört, also unmittelbar vor den großen Heidelberger Bildern steht. Das Prometheus-Motiv hat Trübner in den Jahren 1888 und 1889 zu größeren und kleineren Bildern nicht weniger als viermal verwertet. Für alle vier Darstellungen aber wählte er den Moment, wie der an den »öden, nachbarlosen Fels« geschmiedete Götterenkel von den Okeaniden, den schönen Töchtern des Okeanos, ob seines Schicksals beklagt und mitleidsvoll getröstet wird. Fern in der Meeresgrotte ihres Vaters haben sie den Schall des Hammers gehört, der den Titaniden an den »Schauerfels« schmiedete, und dann auch, als er allein war und sich ungehört wähnte, sein lautes Klagegeschrei. Da kamen sie durch die Lüfte zu ihm gefahren, ist er doch gleichen Stammes mit ihnen: ihre Väter sind Brüder, und Hesione, seine Gattin, ist ihre Schwester. Vor ihnen demütigt sich der trotzige Himmelsstürmer denn auch wenigstens so weit, daß er die Nymphen anfleht, bei ihm zu bleiben und seine Qualen durch ihr Mitleid zu lindern ...

Diese Zeilen waren schon geschrieben, als die Nachricht von Trübners plötzlichem Tode kam. So ist, was ein Gruß an den Lebenswürdigen sein sollte, zu einer Totenklage geworden. Ihn nach seiner Bedeutung für die deutsche Kunst, bei ihm darf man getrost sagen: für das deutsche Geistes- und Seelenleben zu würdigen, ist hier nicht der Ort; das haben die Monatshefte vor nicht langer Zeit in einem eignen entwicklungsgeschichtlich illustrierten Aufsatz getan (von Benno Rüttenauer im Dezemberheft 1909). So wollen wir uns damit begnügen, ihn selbst den nun Verewigten, ein Abschiedswort sprechen zu lassen, das von der ganzen Kraft und dem ganzen Stolz seines Deutschbewußtseins zeugt, und das sich nach den Erfahrungen dieses Krieges doppelt tief in unsre Herzen prägen sollte. Zu Anfang des Krieges wurde Trübner einmal gefragt, ob er sich in dem Streit um die nationale und die internationale Wesenheit der Kunst für Volkskunst oder für Weltkunst entscheide. Jede gute Kunst, antwortete er da, sei immer vor allem national, dann aber auch international, weil gute Kunst von allen Völkern verstanden werde. Dann aber wendete er sich scharf gegen die Irrlehre von der Unübertrefflichkeit der französischen Kunst und die stets wiederkehrende Behauptung, unsre besten Meister hätten alles von den Franzosen erlernt. Seinen Lehrer Leibl vor allem verteidigte er gegen diesen törichten Vorwurf, um dann fortzufahren: »Es ist die faulste Behauptung, die Deutschen hätten von den Franzosen gelernt. Das einzige, was bei den Franzosen hervorleuchtet, ist die Eleganz und Grazie der Rokokozeit. Die kann man aber nicht erlernen, am wenigsten die Deutschen, und soviel mir bekannt ist, wollte diese auch niemand erlernen ... Frankreich will immer mehr als es kann. So großem Wollen gegenüber kommt die Nation mit dem großen Können (die deutsche) gut weg und läßt sich dann aus Gutmütigkeit der fremden Eitelkeit gegenüber den Vorgang in entstellter Weise schildern. Nur so lassen sich die verkehrten Anschauungen über dieses Thema bei uns in plausibler Weise erklären.«

Von Otto Strützels Kunst zeigen wir hier zum ersten Male etwas. Er lebt und malt seit einem Menschenalter in München, siedelte aber erst als Dreißigjähriger aus Norddeutschland dorthin über. Seine Knaben- und Jünglingsjahre verlebte er in Dessau und Leipzig, den entscheidenden Grund für seine künstlerische Ausbildung legte er in Düsseldorf, wo er auch entschlossen den Übergang vom Zeichner und Illustrator zum Maler vollzog. So trieb es ihn denn auch Mitte der achtziger Jahre nach München, als sich immer deutlicher der starke Aufschwung der dort geübten Malerei gegenüber allen andern deutschen Kunststädten zeigte. Und die Erfrischung, die München damals für alle strebsamen jungen Künstler zu verschenken hatte, blieb auch für ihn nicht aus. Seine Landschaften sättigten sich an naturvolleren Farben, seine Tiermalerei, schon in Düsseldorf begonnen, baute sich weiter aus. Hier, in den Einschaltbildern »Buchen auf der Heide«



und »Bauernjunge mit Pferd« (Studie), tritt er uns von diesen beiden Seiten entgegen: die Landschaft ist ein Schwesterbild der »Alten Eichen«, das die Münchner Neue Pinakothek aus der Strützelschen Sammelausstellung des Glaspalastes von 1916 erworben hat, und holt sich ihr Motiv aus Willingshausen, dem kurhessischen Dorf, das Ludwig Knaus und nach ihm Karl Bantzer zu einer so fruchtbaren Malerkolonie gemacht haben; die farbige Tierstudie ist im Schwabenland daheim, wo diese eigenartige Aufzäumung der Pferde noch heute zum alten Volksbrauch gehört.

In Fritz Gärtners Farbenstudie »Mein Bruder« haben wir einen österreichischen Sanitätssoldaten vor uns, so schlicht, kernig und mannhaft, als wär' er einem Musterbuche deutschen Soldatentums entnommen. Und doch fehlt jede Pose, jedes Bewußtsein von »Heldentum«. Nur im Auge, in den scharfgeprägten Zügen um Mund und Wange begegnen wir den schicksalsernsten Runen, die das Erlebnis des Krieges auch diesem Gesicht eingegraben hat.

Ernst Volbrechts Radierungen sind norddeutsche Gewächse, in ihren Motiven wie in der Art ihrer Auffassung und in der kraftvollen Herbheit ihres Striches. Alte Dorfkaten mit verwitterten, bemoosten Strohdächern haben es ihm besonders angetan; sie können ihm nicht einsam und beschaulich genug sein. Am liebsten führt er seine Radierungen gleich unmittelbar vor der Natur aus.

Für die Würdigung der Plastik Leopold Fleischhackers muß man wissen, daß der aus Hessen-Nassau stammende, bei Professor Peter Breuer in Berlin ausgebildete Künstler seine Arbeiten mit eigner Hand, sei es in Holz, Stein oder Metallziselierung, bis zu Ende ausführt. Damit erfüllt er einen Grundsatz der Bildhauerkunst, der sich immer mehr Geltung erobert. Und was wäre natürlicher, als daß sich auch die Behandlung der Oberfläche, ebenso wie von vornherein die Komposition, nach dem vorher bestimmten Material richtet! Nur die persönliche Ausübung dieser handwerklichen Arbeiten im Material leitet Hand und Gefühl, den richtigen Weg zu gehen. Leider lassen auch heute noch viel zu viele Bildhauer ihre Arbeiten nach dem Gipsmodell von fremder Hand vervielfältigen. Fleischhackers »Judith« dagegen ist bis zum letzten von dem Künstler selbst aus dem Marmor gehauen worden. Der Name »Judith« bedeutet hier übrigens nicht mehr als eine motivische Bezeichnung; biblisch-historisch ist die Figur nicht zu nehmen. Sie will nur als plastische Gestaltung der Idee von der weiblichen Hingabe, der weiblichen Selbstaufopferung im Dienste eines höheren, hauptsächlich vaterländischen Zweckes verstanden sein. Den inneren Kampf des edlen Weibes mit sich selbst soll das Werk festhalten. Man könnte dem Künstler nach dieser Probe seines Könnens wohl die baldige Erfüllung seines Herzenswunsches gönnen, sich nämlich nunmehr, als Fünfunddreißigjähriger, an einer großen monumentalen Aufgabe zu versuchen.

Der Schattenrißkünstler Otto Wiedemann ist unsern Lesern ein guter, wir dürfen wohl sagen lieber Bekannter. In dem Aufsatz, der ihm galt (Septemberheft 1916), haben wir auch schon einen seiner Musikerschattenrisse gezeigt, mit denen er damals gerade begann, um sie allmählich, beharrlich und folgerichtig, wie dieser Berliner Künstler nun einmal ist, systematisch zu einer geschlossenen Reihe auszubauen. Die ersten dieser Arbeiten liegen jetzt vor: in einer bei Ludwig Möller in Lübeck erschienenen Mappe sind sechs »Berühmte Musiker« in großen Schattenrissen festgehalten, jeder einzelne auf einem besonderen Blatt (Preis der Mappe 8 M). Jedem, der in der Geschichte der Silhouette einigermaßen bewandert ist, wird hier der so früh verstorbene Wiener Otto Böhler einfallen, der sich für seine Scherenkunst das Musikerbildnis zum Sonderfach erkoren hatte. Wiedemann ist unabhängig von ihm; seine norddeutsche Art ist ruhiger, gelassener, sicherer und vielleicht auch nüchterner, deshalb aber nicht minder charakteristisch. Die Hauptsache ist ihm nicht allein die kennzeichnende Profilerscheinung, sondern vielmehr Haltung und Bewegung bei Ausübung der musikalischen Kunst. Und wie verschieden erscheinen die schon bei diesen sechs Meistern des Klaviers, der Geige, des Cellos und des Taktstocks! Da ist d'Albert, der mit spitzem Finger die Töne gleichsam aus den Tasten herauspflückt; da ist Hugo Becker, der sein Cello wie eine zarte, zerbrechliche Geliebte im Arm hält; da ist Karl Flesch, der mit sanftester Behutsamkeit den Bogen über die Geigensaiten führt. Und dann die Dirigenten! Bei Nikisch fällt die ruhig-gemessene Bewegung, bei Richard Strauß die leicht wippende Haltung, bei Weingartner die fast schwebende Grazie auf. Wiedemann macht, ehe er zur Schere greift, Hilfszeichnungen, verschmäht aber dann bei der Ausführung alle witzigen Künsteleien, um allein die strenge zweidimensionale Plastik des Schnittes wirken zu lassen. Er tut gut daran; denn so kommt er sicherer zu dem Stil, der seinen Schnitten Charakter verleiht und ihre Umrisse so einprägsam macht. F. D.



Schattenriß von Otto Wiedemann
Verlag von Ludwig Möller, Lübeck
Stark verkleinert

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

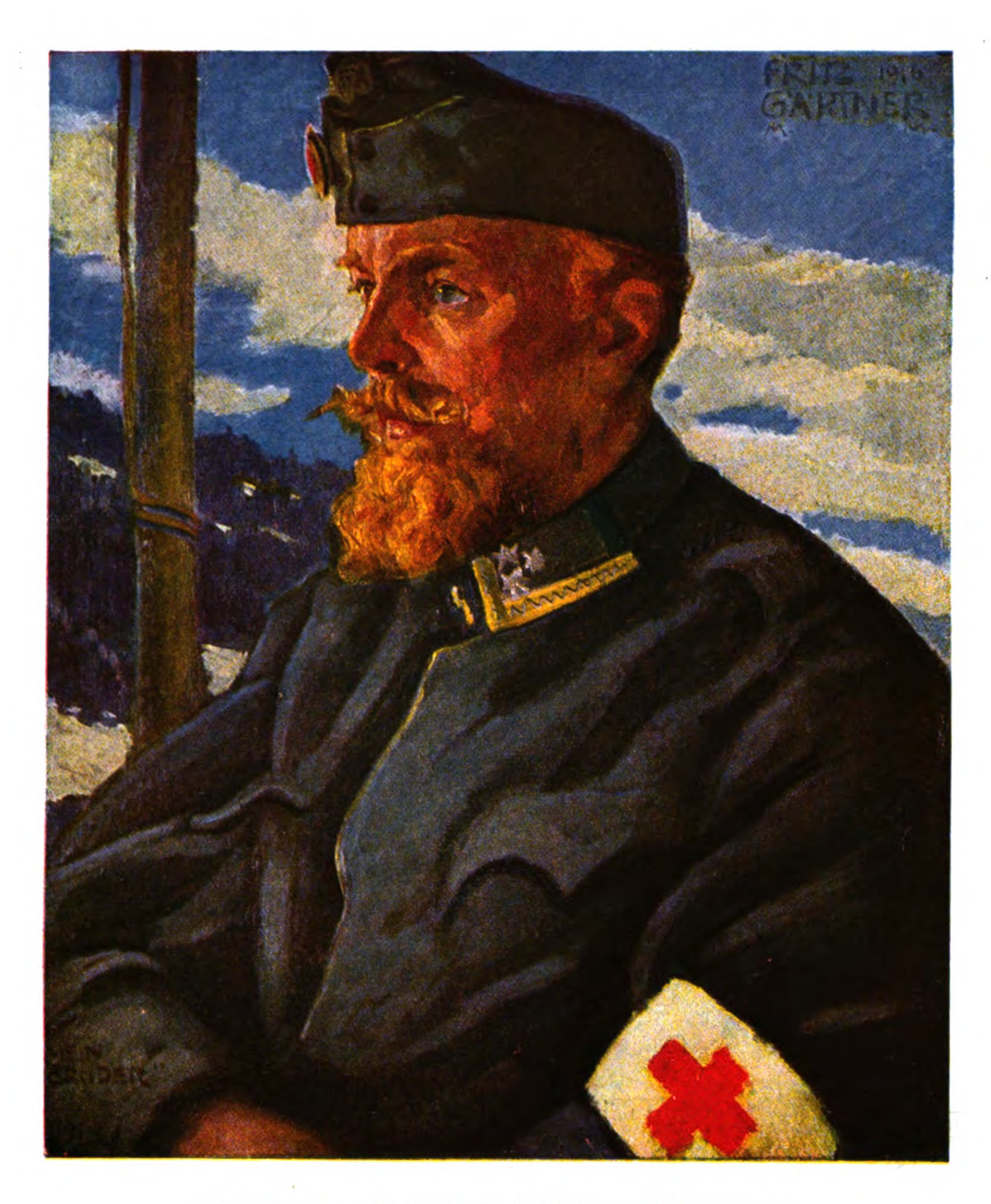
Das junge Deutschland — »Der Bettler« von Reinhard Sorge — »Der Held vom Walde« und »Der Kuhhandel« von Hermann Essig — »Barbara Stossin« von Ernst Bacmeister — »Blutopfer« von Georg Reicke — »Fink & Fliederbusch« von Arthur Schnitzler — Zu Eugen Kilians 25jährigem Bühnenjubiläum — Das Shakespeare-Jahrbuch 1918

as junge Deutschland — der Name erklingt als Kampfruf und Losungswort eines neuen Geschlechts nicht zum ersten Male in der deutschen Literatur. Damals aber, in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als Wienbarg seine »Ästhetischen Feldzüge«, das Programmbuch der neuen Schule, dem »jungen Deutschland« widmete und ein Bundestagsbeschluß in Bausch und Bogen und ein für allemal die »Schriften aus der unter dem Namen des jungen Deutschland bekannten literarischen Schule« verbot, handelte es sich um eine ausgesprochene Tendenzliteratur, die sich leidenschaftlich der Zeit, der Gegenwart, dem Augenblick an die Brust warf und das Banner der Politik vor sich hertrug. Sie alle, die Heine, Gutzkow, Mundt, Laube, Börne und Kühne, waren Politiker, Revolutionäre, wie auf literarischem und ästhetischem, so auch auf sittlichem und staatlichem Gebiet. Die Romantik hatte sich in der stimmungsvollen Einsamkeit der engen Klause, des Waldes, der mondbeglänzten Zaubernacht wohlgefühlt, die Männer des neuen Sturms und Drangs zog es in die Öffentlichkeit, in das grelle Licht des Tages, auf den Kampfplatz der großen Gemeinschafts- und Gesellschaftsfragen. Man hat sie »unpatriotisch« gescholten, und doch haben sie mit Nachdruck gleich in ihren ersten Programmschriften die nationale Grundlage ihres Strebens betont, und vor allem andern, zumal vor allem Schöngeistigen, einen gemeinsamen Mittelpunkt der Bildung und ein gemeinsames Leben des Volksganzen gefordert. »Das Leben ist des Lebens höchster Zweck«, heißt es in Wienbargs Programm.

Von all dem steht auf den Tafeln des neuen Dichtergeschlechts, das sich heute als Träger der Zukunft fühlt, nichts. Politik ist ihm ein garstiges Lied, das Nationale empfindet es als eine drückende Fessel, von der Zeit und Gegenwart will es so wenig wissen, daß es das große Ereignis des Krieges am liebsten ganz auslöschen möchte; in dem Begriff des Volkes sieht es nur einen Hemmschuh für seinen zügellosen Persönlichkeitsdrang. Darin und in Mundts berüchtigter Formel von der »Emanzipation des Fleisches«, die im Grunde nichts andres ausdrückte als eine brennende Sehnsucht nach allem, was Leben heißt, als eine jauchzende, zuweilen auch lüsterne Freude an der bunten Fülle aller sinnlichen Erscheinungen, erkennen wir einstweilen allein die Verwandtschaft zwischen dem jungen Deutschland von heute und dem vor achtzig Jahren.

Doch was ist der Jugend am Ende ein Name! Was ist ihr Geschichte und Überlieferung! Zu den Grundsätzen des einstmaligen jungen Deutschlands gehörte auch das von Luther ererbte »Protestieren gegen die Historie«. Lassen wir es uns daran also genügen, daß sich heute »Das junge Deutschland« die erste in vollem Bewußtsein ihrer neugestaltenden Sendung gegründete Gesellschaft zur Pflege junger Dichter, besser wohl: junger Dramatiker nennt, die aufstrebende Begabungen durch Preise und Stiftungen fördern, durch Vorlesungen und Aufführungen die Werke dieser Jungen hinaustragen will in die kunstfreundliche Öffentlichkeit, doch wohl um beides, Dichter und Publikum, Werke und Bühne, aneinander zu erproben und zu bilden. Die Gesellschaft (Berlin NW 6, Schumannstraße 14) ist von Max Reinhardt ins Leben gerufen worden, und dieser Name schon, dem sich die andrer »Namhafter«, wie Gerhart Hauptmann, Walther Rathenau, Graf Seebach, Frank Wedekind, Wilhelm Schmidtbonn, Franz Werfel, Heinrich Wölfflin, angeschlossen haben, bürgt dafür, daß den Schutzbefohlenen nichts von den Darstellungsmöglichkeiten der neuzeitlichen Bühnenkunst vorenthalten bleiben wird. Lange ist über die Vernachlässigung des jungen dramatischen Nachwuchses auf unsern führenden Bühnen von Dichtern und Kritikern bewegliche Klage geführt worden. Wir begrüßen den an so hervorragender Stelle gefaßten Entschluß, für Besserung zu sorgen, mit Dank und hohen Erwartungen, können aber vor der ersten Liste der Auserwählten den Wunsch nicht unterdrücken, daß bei der Erfüllung des bedeutungsvollen Programms jede Klüngelwirtschaft, jede Voreingenommenheit des literarischen Geschmacks vermieden werden möge.

Der erste, dem die neue Gesellschaft ihre tätige Gunst schenkt, ist **Reinhard Sorge**, einer von denen, die seit fünf Jahren unter den Trägern der dramatischen Zukunftshoffnungen genannt werden. Heute weilt er nicht mehr unter den Lebenden: im Sommer 1916 ist er, kaum 24 Jahre alt, vor dem Feinde gefallen. Wenn es sich bei den Aufführungen des »Jungen Deutschland« um die persönliche Ehrung eines früh Vollendeten handeln könnte, so wäre es wohl geboten gewesen, Sorges letztes Drama, »König David«, zu wählen, denn in diesem fünfaktigen Schauspiel (Berlin, S. Fischer) ist er, nach irren Umwegen über kirchlich befangene



Fritz Gärtner, Mallinckrodt-München: Mein Bruder

Lehr- und Erbauungsdramen, dem ihm scheinbar vorbestimmten Ziele eines aus gläubigem Gottsuchertum geborenen Weihespiels voll innerster Bekenntnisglut am nächsten gekommen. Prediger und Gestalter, Seher und Dichter, die sich eine Weile flohen, hier strecken sie schon wieder die Hand nach einander aus und lassen uns etwas von dem segenreichen Bunde ahnen, den sie im Dienste eines visionär gehobenen Ideendramas zu schließen bereit schienen. In Sorges Erstlingsdrama »Der Bettler« dagegen (1912; Buchausgabe ebenda), das ihm durch den Spruch Dehmels den Kleistpreis eintrug und das Reinhardt für die Aufführung gewählt hat, wogt noch alles chaotisch durcheinander. Nur eben dumpf Gefühltes steht neben plastisch Geformtem, Dilettantisches neben restlos Gekonntem und Erschöpftem; stimmungshaft Verschwommenes sucht sich vergebens mit schier naturalistischer Kleinmalerei zu gatten; Mystisch-Kosmisches umnebelt willensstarke, dramatisch zielstrebige Auseinandersetzungen; die flüchtige Skizze drängt sich vor das in satten Farben ausgeführte Gemälde; freibeschwingtes, weit aufgeschlossenes Weltgefühl erleidet harte Zusammenstöße mit alltäglichen Plattheiten; bodenständige Wirklichkeit und entwurzelte Phantastik zerschlagen sich gegenseitig die Äste; geläuterter Tiefsinn und knabenhafte Unreife gären trübe durcheinander; Goya begegnet sich mit Callot, Rembrandt mit Corinth — und das alles sucht bald auf schroffem Grat, bald auf breiter Landstraße in lyrischen Ergüssen und gebändigter Prosa, in einsamen Selbstgesprächen und federnden Dialogen, in beredter, fast wortloser Handlung und vergeistigten Sinn- und Schaubildern, in lässigem Zeitungsdeutsch und hymnischer Rhetorik seinen taumelnden Zickzackweg. Der »Bettler« ist der Dichter selbst, und in eine Bekenntnis- und Anklagedichtung persönlichster Art strömt der Zwanzigjährige all die brennenden Schmerzen, Wünsche, Hoffnungen, Sehnsüchte und Verzückungen seines unverstandenen Herzens aus. Das Eigentümliche dieses Werkes, das, wodurch es seiner Zeit und dem nur erst geahnten Lande einer dichterischen Zukunft verknüpft ist, sehe ich in den sich wundreibenden Anstrengungen des Dichters, aus den Fesseln und Schranken irdischer Bedürftigkeit loszukommen zu seinem entschälten und geklärten Selbst. Auf dem Wege zu diesem Ziele stößt er den Mäzen von sich, der ihm für Jahre ein sorgenloses Dasein gewähren will, ihm aber die eigne Bühne für seine unaufgeführten Stücke verweigert; räumt er den irrsinnigen Vater, der mit einer Kindertrommel durch das freudlose Haus gespenstert und dem Mars mit phantastisch-grotesken Plänen seine technischen Wunder ablisten zu können wähnt, mit einem Gifttrank hinweg, an dem gleich auch — durch blöden Zufall! — die arme verhärmte Mutter sterben muß; gibt er dem wohlmeinenden, aber verstandeskühlen Freunde den Abschied und nimmt auf den steilen Pfad seiner Sendung nur die Geliebte mit, die sich wie eine zarte Frühlingsranke, fast ihrer mütterlichen Pflicht vergessend, in selbstlos hingegebenem Vertrauen an ihn emporschmiegt. Es ist schwer zu sagen, wo hier die stärksten Keime der Begabung, die sich oft genialisch ankündigt und doch nirgend unwiderleglich beweist, zu finden sind: ob in den zuweilen an Strindberg gemahnenden, bald krassen, bald zarten Szenen der Familientragödie, etwa in dem grausig-schmerzlichen Auftritt, da der Sohn mit dem irren Vater, ihn zu trösten und aufzuheitern, einen Salamander reibt, oder in den phantastischen Traumgesichtern, die sich aus dem geknebelten Seelenleben des Helden losringen und dramatische Gestalt annehmen wollen, wie in der wüsten Dirnenszene im Kaffeehause, die an Kühnheit bisher kaum ihresgleichen hat, und in dem Chor der todbereiten Flieger, aus dem Ewigkeitsschauer aufsteigen. Wenn man will, darf man dies Stück, das gewiß kein Drama ist, mißlungen und verfehlt schelten, den dichterischen Funken wird nur der Blinde oder Gefühlstaube leugnen können. Daß die Bühnenkunst Reinhardts diesem Stücke alle geniale Erfindungskraft seiner nie ermüdenden, immer beweglichen Phantasie zuteil werden ließ, rechtfertigt sich schon durch die typischen und programmatischen Elemente, die in dieser »dramatischen Sendung« brausen. Wir Zuschauer — mögen wir uns nun durch das trotzige »In philistros!« des Verfassers getroffen fühlen oder nicht — haben einmal gründlich teilnehmen dürfen an den gärenden Gedanken, Stimmungen und Gesichten, die in der literarischen Jugend von heute und morgen ihr wildes Spiel treiben; sie selbst aber mag insgesamt an dieser Feuerprobe lernen, was der Bühne taugt, was ohnmächtig an ihr zerschellt oder sich auf ihrem Boden gar zur Lächerlichkeit verzerrt.

Diese Probe auf die Bühnentüchtigkeit des jungen Dramatikergeschlechts blieb nicht die einzige. Ehe noch das alte Jahr zu Ende ging, gab es zwei andre. Beide galten demselben Dichter, einem, der seit sieben Jahren mehr als ein Dutzend Dramen hat erscheinen lassen, der zweimal schon durch den Kleistpreis ausgezeichnet worden war, an den sich bisher aber noch keine Berliner Bühne gewagt hatte. Er stand als Abseitiger da, dieser aus dem Schwabenlande in die Reichshauptstadt verschlagene Hermann Essig, der mittlerweile auch dem Schwabenalter entwachsen ist, und so wenig man in seinen biblischen, geschichtlichen, sagenhaften, heimatlichen, romantischen und realistisch-komischen Werken den Griff der dramatischen Faust ver-





Hermann Essig

kennen konnte, eine dichterische Persönlichkeit von Entwicklung, innerer Notwendigkeit und zielbewußtem Aufstieg wollte sich uns in all seiner Schaffensfülle nicht enthüllen. Wenn man die Kette seiner Werke in die Hand nahm, fielen die einzelnen Glieder auseinander, ein von einheitlichem Willen und Weltgefühl zusammengehaltenes Geschmeide sah man nicht. Nun hat der Berliner Spielplan kurz nacheinander zwei grundverschiedene Werke aus dieser Kette gelöst, um sie auf zwei grundverschiedenen Bühnen grundverschiedenen Zuschauern darzubieten. Beide Male fand man da das schon aus den Buchausgaben gewonnene Gefühl bestätigt, daß hier ein scharfer Beobachter hellen Blicks und flinker Hand die sinnlichen Erscheinungen des drängenden Lebens packt — je bunter und absonderlicher, um so besser —, daß ihm aber die ordnende und gestaltende Kraft abgeht, das im Fluge Erhaschte mit sicherer Unterscheidung des Bedeutenden und Unbedeutenden, des Wesentlichen und Unwesentlichen zum zweckvollen Gebilde zu formen. Es fehlt der Plan, der organische Aufbau, die innere Verbindung, die sinnvolle, deutsame Zielstrebigkeit des äußeren Geschehens, die Vertiefung des Menschlichen zum Menschentum, der Wirklichkeit zum Schicksalssinn. Die unendliche innere Anlage unsrer Seele zu erschließen, dazu brauchen wir das Drama, sagt Nietzsche; bei Essig spüren wir von diesem Vermögen, die Seele auszudehnen, sie reicher und mächtiger zu machen, vorerst kaum einen Hauch.

Das Königliche Schauspielhaus erwählte sich das Schauspiel »Der Held vom Wald« (Buchausgabe bei Cotta), wohl weil es sich von diesen sechs zu Anfang des vorigen Jahrhunderts spielenden Bildern aus dem Hotzenland oder dem Hauensteiner Wald für seine naive Kostümfreude und Ausstattungslust die anschaulichste Bühnenwirkung versprach. Darin hat es sich auch nicht getäuscht. Das farbenfrohe, an alten schönen Trachten, Sitten und Bräuchen reiche Volksleben des Schwarzwaldländchens entfaltete sich unter der Spielleitung Dr. Brucks in voller Breite und sattestem Behagen. Aber diese malerischen Äußerlichkeiten, die sich weder um den Rhythmus des Geschehens noch um die architektonischen Verhältnisse des Ganzen scheren, verschlingen allmählich alle dramatische Handlung. An und für sich könnte diese Handlung, der Kampf der Wälderer um ihre altererbten Rechte, der Gegensatz der »Salpeterer« (der Aufrührer) und der »Halunken« (der Regierungstreuen), so fern er uns auch liegen und so fremd und klein sein Ziel uns heute erscheinen mag, wohl imstande sein, uns mitzubewegen, verknüpft er sich doch mit einem Liebeshandel zwischen einem Burschen und zwei Maidle, einem Widerstreit der Herzen, der heute noch so alt oder jung ist wie zu Jasons und Medeas Zeiten, und macht doch der Dichter Miene, den letzten Austrag des Kampfes, die Sühne für den »Mordklapf«, den Totschlag, den Hannes Riedmatter an seinem Nebenbuhler vollführt hat, losgelöst von geschriebenen und ererbten Gesetzen, in die Seele des Schuldigen selbst zu verlegen. Wenn ihm das nur gelänge! Um den Konflikt von Vätersitte und eignem Gewissen in sich selber zu schlichten, ist dieser »Held vom Wald«, der von den Halunken zu den Salpeterern übergeht, viel zu schwächlich, viel zu schwankend in seinem Wollen und Fühlen, und Essig tut so gut wie nichts, um die gefährliche Fabel aus den düsteren Gründen einer Schauerromantik, wo Rinaldini, Hannikel und die Geier-Wally hausen, in die Tageshelle einer einleuchtenden Seelenkunde emporzuheben. So erschöpft sich das Verdienst dieses Schauspiels in der lebensvollen Darstellung eines Stückes Kultur- und Heimatsgeschichte, veranschaulicht an ein paar trotz gewaltigem Apparat mühsam und notdürftig in Beziehung gesetzten Menschenfiguren. Die Darstellungskunst der Schauspieler fand darin kaum eine einzige tiefere Aufgabe, und die Herzen der Zuschauer blieben so kühl wie das des Dichters.

Doch diese neutrale Kälte, diese »Ohnseitigkeit« der Gefühle ist es gerade, wovon das Ansehen des Komödiendichters Essig zehrt. Denn weniger im ernsten Schauspiel als auf dem humoristischen Felde der Komödie sehen seine Verkünder die eigentlichen Wurzeln seiner Kraft. So konnte man hoffen, das Kleine Theater werde mit der Aufführung des »Kuh-

handels«, des neuesten Werkes von Essig, wettmachen, was das Königliche Haus am Schillerplatz an seinem Ruhm gesündigt hatte. Aber auch diese Hoffnung schlug fehl. Es kam in dem Wettkampf der Klatscher, Lacher, Zischer und Pfeifer unter den Linden sogar zu einem regelrechten Theaterskandal, wie Berlin ihn lange nicht mehr erlebt hat. Was war es eigentlich, das die Leute dieses Theaters, in dem man doch sonst keineswegs einem verständnislosen und böswilligen Publikum begegnet, an dieser dreiaktigen Dorfkomödie so aus dem Häuschen brachte? Die Schnurre ist doch gar nicht übel eingefädelt. Ein neubestallter Dorfschullehrer, innen Angsthase, außen Löwe, möchte im Verein mit seiner Gattin, einer aufgeblasenen Kleinstadt-Pute, seiner Gemeinde gleich beim Amtsantritt recht gründlich zu Gemüte führen, daß er Haare auf den Zähnen hat, daß er nicht der Mann ist, mit dem die Bauern leicht' Kirschenessen haben werden. Der Anspruch auf eine eigne Kuh, den er der Schule durch alte Urkunden verbürgt glaubt, scheint ihm der rechte Steigbügel, sich aufs hohe Pferd zu schwingen und sich's im Sattel bequem zu machen. Aber so fett fiedelt Lux nicht. Die Urkunden der vermeintlichen Gerechtsame wollen sich nicht gleich finden lassen, und die Bauern machen Sperenzen. Die Komik wird nun darin gesucht, daß durch dieses Getriebe und Gesperre das ganze Dorf in Verwirrung und Aufruhr gerät. Man sieht, wir haben's mit einem Abkömmling des »Zerbrochenen Kruges« und des »Biberpelzes« zu schaffen. Und in dem Scharfblick, an Dingen und Menschen ihre komischen Seiten und lächerlichen Schwächen zu entdecken, tut Essig es Kleist und Hauptmann fast gleich. Nicht aber in der Kunst, daraus nun auch komische Charaktere und eine gutverzahnte humoristische Handlung zu gewinnen. Sein Grundübel, einen Spatzen nicht von einer Saatkrähe unterscheiden zu können, sich's bequem zu machen, wo Eile geboten ist, sich in Zuckererbsen zu verbeißen, wo schon der Fladen aus dem Ofen gezogen wird, stellt seiner unverkennbaren komischen Begabung immer wieder ein Bein, und so wird er, anstatt seine Figuren an der Angel des Narrentums zappeln zu lassen, schließlich selbst zum Opfer der Komik. ... »Was schön ist, selig ist es in ihm selbst«, heißt es bei Mörike — der Komödienschreiber soll sich nicht einbilden, daß es ihm vergönnt sei, wie so manche andre auch diese Wahrheit für sich umzukehren. Wenn einer, so muß er den Blick für das Wesentliche haben; an den Nerv soll er sich halten, nicht an die Epidermis. Solange Essig das nicht lernt, wird er immer nur ein Sonderling in der komischen Maske bleiben.

Auch sonst wächst unsern Bühnen in erfreulicher Weise der Mut, ihr Glück mit jungen deutschen Dramatikern zu versuchen. Das Residenztheater, vor dem Kriege eine chambre séparée für Pariser Boulevardstücke, führte nach »Dyckerpotts Erben« die historische Komödie eines bisher Unbekannten auf, der, wie es heißt, als Offizier im Felde steht. Ernst Bacmeister ist sein Name, und wenn er sein Stück nach der Heldin »Barbara Stossin« nennt, so wissen wir gleich, daß es im deutschen Mittelalter um Nürnberg, Würzburg oder Rothenburg spielt. Doch fürchte niemand etwa die posthume Verpflanzung der seligen Butzenscheibenlyrik auf die Bühne: Sprache, Zeitfarbe und Erfindung dieses Vierakters haben Saft und Kraft, und in der zeitweilig etwas romanhaft ausgesponnenen Handlung sind Triebfedern und Wendungen genug, unsre Herzen unmittelbar in Bewegung zu setzen. Schon das kernige deutsche Bürgerleben, das sich da entfaltet, erfüllt uns mit Behagen. Ein beherzter Geselle hat — sei's glücklicher Zufall, sei's durchtriebene Absicht — die junge hübsche Ratsherrin Barbara Stossin von ihrem abscheulichen Ehegesponsen befreit. Dafür soll er hängen, flüstert sich Frau Fama doch zu, daß die Tat aus heimlicher Liebe zur Barbara geschehen sei. Die sinnt vergeblich auf Rettung, bis ihr des Landgrafen gewesene Buhlin ihre verschmitzte Hilfe leiht. Es gab, wie man weiß, ein altes Gesetz in deutschen Landen, daß vom Galgen verschont bleibe, wer von einer tapferen Magd



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus »Barbara Stossin« (Residenztheater)



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Rittergutsbesitzer Major v. Stutterheim (Eduard v. Winterstein) mit seiner jungen Frau (Marija Leiko)
Aus Georg Reickes Drama »Blutopfer« (Volkstheater am Bülowplatz)

zum Manne begehrt werde. Aber ist das eine »Rettung«, vom Galgenholz in die Arme dieses Männerschrecks zu geraten? Nun, dafür ist der vierte Akt da. Da befreit die handfeste Wittib den Liebsten aus den Armen der Rose Würgelin, indem sie ihn auf eignen Armen aus deren Haus durch die Stadt trägt. Das rührt am Ende auch den selbst schon begehrlich gewordenen Landgrafen, und mit einem Hochzeitsmahl schließt, was mit Totschlag begann und auf Rad und Galgen gipfelte. Bacmeisters Komödie ist gewiß nicht danach angetan, den Karren unsrer Dramatik mit einem Ruck vorwärtszubringen, aber mit Harlans »Nürnbergischem Ei«, Tim Kleins »Veit Stoß« und andern Kulturbildern aus der deutschen Vergangenheit gehört es zu den im vaterländischen mehr als im künstlerischen Sinne verdienstvollen Stücken, die uns nach allzulanger Vorherrschaft einer wesensfremden Auslandsdramatik das wohlige Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem herzhaften Leben unsrer Vorfahren erneuern helfen.

Heimatliebe und Heimatdank saßen als gute Feen auch an den Quellen des ostpreußischen Kriegsdramas »Blutopfer« von Georg Reicke. Über die heikle Frage, ob heute schon ein aus dem aufwühlenden Erleben dieses gewaltigsten aller Kriege geborenes Drama höherer künstlerischer Ansprüche möglich sei, ist viel hin und her geredet worden; im allgemeinen hat die Erfahrung denen recht gegeben, die erst noch eine weitere Entfernung von den uns zutiefst erschütternden Ereignissen abgewartet wissen wollen. Wie der Kriegsmalerei, so ist auch der Kriegsdramatik bisher nur Skizzenhaftes oder Sinnbildliches gelungen, das mehr der Ahnung als der Wirklichkeit gehorcht oder sich hinter die Maske ferner historischer Ähnlichkeit flüchtet, wie Schönherrs »Volk in Not«. Reicke hat sich durch solche Spuren nicht schrecken lassen. Die innere Teilnahme an dem Kriegsgeschick seiner ostpreußischen Heimat war offenbar so stark in ihm, glaubte sich so viel Kraft und Ehrlichkeit zutrauen zu dürfen, daß ihn die Furcht, angesichts eines großen Geschickes ins Kleinliche, Anekdotische und Gefühlsselige zu geraten, gar nicht anrührte. Auch nicht, als sich unter seinen der naturalistischen Bastelei noch nicht entwöhnten Händen der Familienroman, den er sich erfand, auf dem Hintergrunde des historischen Kriegsgeschehens immer breiter und umständlicher auswuchs. Und doch ist diese Gefahr des Mißverhältnisses zwischen künstlerischer Erfindung und naturgewaltiger Wirklichkeit, zwischen häuslichen Herzenswirren und all-

gemeinem Volksschicksal auch ihm über den Kopf gewachsen. Solange er, wie im ersten Akt, vom Ausbruch des Kriegsgewitters nur Stimmung und Farbe nimmt, läßt man sich das Beieinander von klein und groß gefallen: die Kriegstrauung des fünfzigjährigen Gutsbesitzers mit der zwanzigjährigen Gespielin seiner Söhne, deren jüngstem, dem daheimgebliebenen zärtlichen »Brüderlein«, er die Frau zum Schutze anvertraut, bekommt von den fernen Russenbränden, die schon den Himmel röten, etwas Ahnungsbanges, Schicksaldrohendes. Wenn aber dann im zweiten Aufzug die Russen selbst die Szene betreten, so gibt es schon einen peinlichen Zusammenstoß zwischen plumper Wirklichkeit und zartem Liebeshandel — jedenfalls hebt es die Gestalt der jungen Frau kaum, daß es brutale Feindesgefahr ist, was sie, die für so ernste Zeiten allzu schnell Unterliegende, in die Arme des ihr längst zugetanen »Brüderleins« treibt. Der mittlere Akt verfällt vollends einer mit Kriegsfirnis übertünchten Romanhaftigkeit. Der Major kommt unvermutet zu kurzem Urlaub heim und entdeckt mitten zwischen den noch rauchenden Trümmern Verrat und Schmach seines Hauses, freilich ohne die Hand zur Abwehr zu rühren: wortlos, wenn auch im Innersten verwundet, reitet er davon. An dieser Stelle, die sonst auch bei einem Fünfakter entscheidend zu sein pflegt, stand das Drama in ernstlicher Gefahr, zur Sudermanniade herabzugleiten, so sehr hatten es Sentimentalität und Theaterei beim Schopfe. Dann aber kommt im vierten Akt, in einer nächtlichen Kasinoszene und mit der Begegnung zwischen Vater und Sohn — seinem letzten jetzt, denn die beiden andern sind schon gefallen — eine männlichere Betonung auf, und die ist gerade noch imstande, dem Ganzen etwas von der dramatisch-tragischen Energie einzuhauchen, die bisher immer wieder in der Empfindsamkeit erstickte. Auch gelingt dem Dichter hier zuerst, nach allerlei lahmen Ansätzen dazu, eine packende Gestaltung des tieferen Gedankens vom Lebensrecht und Lebensverzicht der Generationen: der Vater fühlt, daß er dem Schicksal für seinen Eingriff in die Vorbehalte der Jugend Opfer schuldig ist — wird es sich mit dem Tod der beiden älteren Söhne begnügen, oder wird es auch den jüngsten noch von ihm fordern? Er bietet ihm, der jetzt sein Kriegskamerad geworden, zur Versöhnung die Hand, ja ist ihm zuliebe zur Entsagung bereit und sucht ihn von einem gefährlichen Erkundungsritt zurückzuhalten. Vergebens! Das »Brüderlein« fällt in russische Gefangenschaft, und im letzten Akt muß der Major das vernichtende Feuer auf die Kirche befehlen, in der der Junge als Verwundeter liegt. Daß nicht er selbst, sondern die junge Frau, die dem Gatten in die vorderste Kampflinie gefolgt ist,



Phot. Zander & Labisch, Berlin

Albert Bassermann als Fink & Fliederbusch (Lessingtheater)

das Zeichen zum ersten Schuß gibt, nachdem sie und kein andrer die feindliche Feuerleitung im Kirchturm entdeckt hat, rechnet sich das Drama gewiß zur besonders ergreifenden tragischen Bedeutsamkeit an, im Grunde aber ist es nur ein Rückfall in die alte leidige Romanhaftigkeit, die das Stück fast um seine Gesundheit bringt. Wenn es trotzdem im Volkstheater am Bülowplatz noch zu gutem Erfolge getragen wurde, so soll sich der Dichter dafür bei den Schauspielern bedanken, vor allem bei Winterstein, dem mannhaften Darsteller des Majors, und bei Paul Hartmann, der als »Brüderlein« knabenhafte Zärtlichkeit mit jünglingshaftem Feuer und gestrafftem Schicksalstrotz verband.

Hat Reicke den Krieg, den »Beweger des Menschengeschicks«, streckenweise zum Motor eines Liebeshandels herabgezogen, so besorgt Arthur Schnitzler in seiner Komödie »Fink & Fliederbusch« (Buchausgabe bei Fischer, Berlin) eine ähnliche Verkleinerung weit gründlicher für den Journalismus, indem er die »siebente Großmacht« zum Vehikel einer Redaktionsschnurre macht. Viel mehr ist aus der Geschichte von dem modernen Schmock, der als Fink rechts, als Fliederbusch links schreibt und diese streitbare Federmaskerade so weit treibt, daß er sich am Ende selbst zum Zweikampf for-

bert, nicht geworden. Freytags »Journalisten« können ruhig schlafen: mit der bebenden Schnellkraft des Witzes und dem zeitgerechten Leben, das sie aus den fünfziger Jahren, einer freilich ungleich behaglicheren und harmloseren Zeit, in das Netz ihres Ernstes und Scherzes eingefangen haben, vermag sich diese auf Draht gezogene, mit Wehmut und sanfter Ironie umflorte Wiener Feuilletondramatik nicht zu vergleichen. Auch nicht, wenn ein Albert Bassermann, wie er es im Lessingtheater tat, der feudal-liberalen Doppelrolle all die federnde Beweglichkeit seines Charakterhumors leiht und fast ein Janusgesicht von Brutus und Coriolan zustande bringt.

*

Der Name Eugen Kilian ist den aufmerksamen Lesern dieser Zeitschrift mehr als ein bloßer Klang aus der Theaterwelt. Sie kennen (und schätzen, darf ich wohl hinzufügen) den früheren Karlsruher, späteren Münchner Dramaturgen als Verfasser theatergeschichtlicher Aufsätze von Gründlichkeit, Ernst und edlem Idealismus und werden namentlich noch im Gedächtnis haben, mit welch schöner, freimütiger Gerechtigkeit der aus einem andern ästhetischen Lager kommende »Bühnengelehrte« sich mit der Regie- und Inszenierungskunst Reinhardts auseinandersetzte (Band 100, S. 323 ff.). Kürzlich nun hat dieser Fünfundfünfzigjährige sein 25-jähriges Bühnenjubiläum gefeiert, oder vielmehr: seine Freunde und Verehrer haben es für ihn gefeiert, indem sie ihm in einer Sammlung von Bekenntnissen und Abhandlungen eine geistige Huldigung darbrachten (»E. K. als künstlerische Persönlichkeit, Regisseur, Schriftsteller und Dramaturg«; München, Georg Müller). Sie tun das nicht in lobtriefenden Hochgesängen, wie sie sonst wohl beim Theater im Schwange sind, sondern in ernsten, zuweilen sogar tiefdringenden Würdigungen, denen die Sache mehr gilt als die Person, die über den festlichen Anlaß hinaus zu allgemeinen, dauernden und grundlegenden Erkenntnissen streben. Es ist ein vielstimmiger Chor, der sich da hören läßt, die Tonlage ist bald hoch, bald niedrig, das Organ bald laut, bald leise, aber fast überall klingt das eine durch: dieser kluge Kopf, dieser kenntnisreiche Geist von umfassender Bildung ist kein einseitiger Theoretiker, kein papierseliger Büchergelehrter, kein »lateinischer Regisseur«, der das Leben der Bühne in doktrinäre Fesseln zu schlagen sich anmaßt, sondern ein Mann, in dem sich Menschliches und Künstlerisches, Gefühlswärme und wissenschaftliche Kühle, literarisch-ästhetischer Geschmack und technisch-praktisches Können zu einem vornehm zusammengestimmten Charakterbilde vereinigen. Manches gehaltvolle und gewichtige Wort wird auf diesen anderthalbhundert Seiten gesprochen, das weit über Tag und Stunde hinausgreift und Fackeln auf den zukünftigen Weg des Theaters trägt; das Beste aber, was zum Lobe des gedankenträchtigen und tatenfreudigen »Jubilars« gesagt werden kann, steht in einem Bekenntniswort von ihm selbst: »Nicht die Regie«, heißt es da, »die das Publikum blendet und verblüfft, nicht die, die viel von sich reden macht, ist die wichtige, sondern diejenige, die sich bescheiden und selbstlos in den Dienst des Kunstwerks stellt, die so unauffällig und selbstverständlich erscheint, daß ihr Wirken als solches dem Laien gar nicht zum Bewußtsein kommt.« Unsre Bühne würde es schlecht mit sich selber meinen, wenn sie einen Mann von solchem Wollen und Können feiernd auf dem Markte stehenließe.

»Der Ernst der Zeit erlaubt keine Feste. Aber die Arbeit der Volksbildung und Geistesstärkung muß weitergehen, denn nur durch den Geist vermögen wir die Masse der Feinde zu überwinden.« Mit diesen schönen Worten leitet Alois Brandl, der Präsident der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, das jüngste Shakespeare-Jahrbuch ein (Berlin, Georg Reimer; geh. 11 *M*). Und weiter erinnert er daran, daß auch diese nun schon 52 Jahre bestehende Vereinigung von Gelehrten, praktischen Bühnenleitern und kunstfreundlichen Laien ihr letztes Ziel in einer durchaus vaterländischen Geistesangelegenheit hat, nämlich in der »Pflege des deutschen Poesietheaters, das als gesprochene und geschaute Literatur veredelnder Art besonders für unsre Städter einen gewaltigen Kulturschatz darstellt«. Diesem förderlichen Streben dient auch das Jahrbuch, mal glücklicher, mal — akademischer. Diesmal scheint mir, ist es etwas zu gelehrt geraten. Zwar bringt es in Max Martersteigs wahrhaft feiertäglichem Festvortrag »Shakespeare-Regie« einen Beitrag, der auch dem ungelehrten Laien aus den vieljährigen Erfahrungen, Bestrebungen und Fortschritten unsrer Bühnenpraxis, wie einer unsrer ersten Theaterleiter sie sieht und sichtet, viel Klärendes, Anregendes und Emportragendes zu geben hat, und in Kohlers Aufsatz »Die Staatsidee in Shakespeares Richard II.« eine Abhandlung, in der lebendigstes Gegenwartsbewußtsein pulst — im übrigen aber bleiben die Aufsätze und Mitteilungen diesmal allzusehr in fachwissenschaftlichem Kleinforschertum befangen. Darin könnten wir wohl immer noch von dem englischen Literaturbetrieb lernen, dem Brandl mit williger Anerkennung die praktische Wirkung, den imperativischen Zweck nachrühmt. Nächst seinem Nationalstolz, dessen Nachahmung schon für die Pflege unsers dramatischen Nachwuchses dringend zu empfehlen ist, beruht nicht zuletzt darauf die Macht, die das britische Schrifttum heutzutage ausübt.



Literarische Rundschau

Von und über Theodor Storm

»Wenn auch mit Recht die lebendige Gegenwart uns mehr als je in Anspruch nimmt, so dürfte es doch manchem eine willkommene Erquickung sein, für eine kurze Zeit aus dem ungeheuren Allgemeinen in ein individuell Begrenztes, aus der strengen, abspannenden Wirklichkeit in eine ideale Welt einzukehren, wo Kampf und Schuld, die auch hier nicht fehlen, in dem Frieden der Kunst beschlossen und gesühnt sind.« Diese Worte, mit denen Theodor Storm mitten im Deutsch-Französischen Kriege eine Besprechung des »Quickborn« einleitete, mögen uns die Berechtigung geben, aus den Kriegsstürmen, die noch immer nicht schweigen wollen, für einen Augenblick in das stille Land eines Dichters zu flüchten, der, ohne sich den Schicksalen seines Volkes je zu entfremden, von der »Kulturmacht« des Krieges nichts wissen wollte und für unsern Kampf mit Frankreich nur die Verse fand:

> Herr Gott, die Saaten segne
> Mit deiner reichen Hand,
> Und gib uns Frieden, Frieden
> Im lieben deutschen Land.

Auch in der Jubiläumsliteratur, die Storms hundertster Geburtstag gezeitigt hat, spiegelt sich diese Friedenstendenz wider. Die Neubelebung, die sein Gedächtnis und sein Werk erfahren haben, hat sich gegen die rauhen Mächte der Zeit, nicht durch und für sie durchgesetzt.

Mit einer feinen, liebevollen Gabe hat des Dichters Tochter Gertrud Storm das Andenken ihres Vaters geehrt (»Theodor Storm.« Zum 100. Geburtstage. Berlin, Curtius). Sie hat ein Heft zusammengestellt in dem Format und mit dem Papier, wie es der Verewigte gebrauchte, und hat auf den sechzehn Blättern eine Anzahl Stormscher Gedichte schriftgetreu nachbilden lassen, mitsamt den Änderungen, die der Dichter schon während der ersten Niederschrift oder erst später mit eigner Hand daran vorgenommen hat. Geht es mir nur so, oder fühlt jeder Freund Stormscher Lyrik sich aus diesen Schriftzügen einen eigentümlichen Zauber entgegenkommen? Mir ist es manchmal geradezu, als dürfte ich nun teilnehmen an den Schöpfermühen und -freuden der Entstehung dieser Gedichte. Der Druckbuchstabe ist der gleiche, ob ich das unsterbliche Oktoberlied (»Der Nebel steigt, es fällt das Laub«) vor mir habe oder die Ausschreibung einer neuen Hundesteuer; in dem geschriebenen Buchstaben aber, wenn er nur einigen Charakter hat, lebt ein Stück von der Persönlichkeit dessen, der ihn formt. So glaubt man wohl heute noch, an diesem zögernden Strich ein Überlegen, ein vorsichtiges Nachdenken, ein selbstkritisches Zweifeln zu spüren und in einem andern, der mit Schwung, Nachdruck oder Zärtlichkeit zu Papier gebracht ist, noch nach sechzig oder mehr Jahren etwas von dem Glück des Findens, der Wonne des Formens, dem Stolz des dichterischen Gestaltens nachschwingen zu sehen. Die eigenhändigen Änderungen sind ein Leckerbissen für sich. Oft geht uns durch die Verbesserung erst auf, wie fein und treffsicher das endgültig gewählte Wort ist. Ein Beispiel! In dem »Herbstlied« (»Schon ins Land der Pyramiden«) hieß es zunächst: »Doch so helle scheint die Sonne«. Wär' es so geblieben, wir fänden vielleicht gar nichts daran auszusetzen. Doch Storm hat »helle« verwandelt in »golden«. Und nun, wenn wir lesen »Doch so golden scheint die Sonne«, entdecken wir erst, was dieser doppelte betonte O-Laut für den Wohlklang und die Gefühlskraft des Verses bedeutet: — eine praktische Bestätigung des Widmungsbriefes an Goedeke aus dem November 1852, den die Herausgeberin als ein bedeutsames Bekenntnis Storms über seine Lyrik diesen Proben vorangesetzt hat, und worin vermerkt wird, wie viel doch für die unmittelbare Übertragung der Stimmung, der geistigen oder Gefühlsatmosphäre eines Gedichts auf den Leser auch durch den Klang der Worte, die Art der Satzbildung, den entsprechenden Wechsel ein- und mehr-, gleich- und ungleichsilbiger Worte, durch den Konsonant- oder Vokalgehalt der einzelnen Silben oder Reime, durch ihre Flüchtigkeit oder Schwere erreicht werde. An den kurzen Gedichten gab es kaum etwas zu bessern. Der Dichter brachte sie wohl fertig aus schlaflosen Nachtstunden oder von einem Spaziergang mit. Dagegen weisen die umfangreicheren, die einen wohlüberlegten Aufbau und damit auch eine sorgsame Wahl jedes einzelnen Wortes forderten, fast alle verschiedene Lesarten auf. So werden diese Gedicht-Nachbildungen, für die mit guter Absicht vornehmlich bekanntere, zumal vaterländische Gedichte gewählt sind, zugleich zu einer Schule des ästhetischen Geschmacks und einem Prüfstein des eignen poetischen Empfindens. Jungen Poeten besonders seien sie empfohlen!

Bei einem Dichter, dem alles Erlebte und Gestaltete so ungeteilt aus derselben Wurzel der Persönlichkeit entsprießt, muß auch der Briefwechsel von unmittelbarem Bekenntniswert sein. Wir haben längst die Bestätigung dafür in den schönen Büchern, die Storms Briefverkehr mit der Heimat (während seines »Exils« in Potsdam und Heiligenstadt), mit seiner Braut und späteren Frau Constanze, mit seinen Kin-



dern, aber auch mit literarischen Freunden wie Mörike, Keller und Eggers umschließen. Das Gedenkjahr hat diese Briefliteratur — zur Literatur darf man Stormsche Briefe rechnen — um zwei weitere Bände bereichert.

In dem einen dieser Bände führt der Dichter allein das Wort: seine Tochter Gertrud legt uns die Briefe an seine Freunde Hartmuth Brinkmann und Wilhelm Petersen vor (Braunschweig, Westermann). Beide Teile ergänzen sich vortrefflich, um uns von neuen Gesichtspunkten, aus wechselnder Nähe und Entfernung, durch neue Augen und Gemütsanlagen aufs neue fast ein Gesamtbild des Menschen und Dichters sehen zu lassen. Beide Briefempfänger, Brinkmann wie Petersen, waren nicht bloß Heimats-, nein auch gefühlsverwandte Herzensgenossen Storms, denen er sich rückhaltlos zu erschließen kein schamhaftes Bedenken zu tragen brauchte. Brinkmann hatte schon mit dem Junggesellen Storm ein Jahr lang das diesem vom Vater für seinen Ehestand geschenkte Haus bewohnt; seitdem vertiefte sich die Freundschaft der beiden zu einem Vertrauensbunde, der bis ans Ende vorhielt und kaum je eine Trübung erfuhr. Und zwar waren es hauptsächlich menschliche, häusliche und familienhafte Angelegenheiten, die Storm ihm ins Ohr und Herz trug, Beichten, die freilich, wie das bei Storms Wesen, das seinen Ankergrund in der Familie hatte, nicht anders sein konnte, zugleich auch fast immer eng mit seinem Dichten und Sinnen zusammenhingen. Dagegen war der Assessor, spätere Geh. Regierungsrat Petersen in Schleswig, im engeren Umgang der »schwarze Peter« genannt, von vornherein der literarische Vertraute und Berater Storms. Wenn sich dies Freundschaftsband auch erst seit Anfang der siebziger Jahre knüpfte und zwischen den beiden ein Altersunterschied von achtzehn Jahren lag, so sorgte doch nahe literarische Geschmacksverwandtschaft und eine freimütige kritische Offenheit für schnelle Vertraulichkeit. Petersen, eine Dichternatur und selbst ein Künstler, war zudem nicht nur mit Storm, sondern auch mit Heyse, Keller und Jensen, die er auf wiederholten Reisen besuchte, gut befreundet; man kann in ihm so eine Art von literarischem Gesandten zwischen Nord und Süd erblicken. Ist es ihm doch u. a. zu danken, daß sich im Frühling 1877 briefliche Beziehungen zwischen Storm und Keller entspannen. Auch zeugt es für sein vielseitiges Verständnis und seine gesellschaftliche Umgangskunst, daß seine rege Teilnahme an dem Familienleben und den Werken der Dichter mit den beiden Schleswig-Holsteinern ebensogut auskam wie mit dem Münchner und dem Schweizer. Storm hat fast alle seine späteren Novellendichtungen mit ihm durchberaten, und da er an Petersen keineswegs einen bedingungslosen Jasager hatte, so hat ihm der Widerspruch des Freundes in seinen Entgegnungen manches aus dem Herzen gelockt, was sonst wohl stumm geblieben wäre.

Hören wir in dieser Veröffentlichung allein die Stimme Storms, so erklingt in der, die der junge Frankfurter Dr. Georg Plotke zum 14. September dargebracht hat, ein stetes, erst zwar zages und leises, dann allmählich stärker und stärker anschwellendes Duett. Das menschliche und literarische Gesamtbild, das uns schon dieser erste Band des Briefwechsels zwischen Paul Heyse und Theodor Storm (mit vier Bildnissen in Kupferdruck; München, J. F. Lehmanns Verlag) zeigt, ist für uns alle, auch für den, der mit Storms Leben und Schaffen vertraut zu sein glaubte, eine Überraschung. Daß sich eine anfangs rein literarische Dichterfreundschaft zwischen zwei von Grund auf verschiedenen Charakteren und Begabungen selbst im Laufe eines Menschenalters so vertiefen könne, hätten wir ohne dies Zeugnis nur schwer geglaubt. Um die naturgewollten Unterschiede zu überwinden, mußte sich zweierlei zusammenfinden: schicksalsähnliche Lebenserfahrungen der Menschen und einander entgegenwachsender Kunstverstand der Dichter, beides am Ende vereinigt zu geistig-sittlichen Charakterprägungen, die wohl die Hand eines göttlichen Willens über sich fühlen durften. Wenn Storm und Heyse anfangs kein rechtes Herz zueinander fassen konnten, so lag das weniger an ihrem beträchtlichen Altersunterschied — der war zwischen Geibel und Heyse noch größer — als an der verschiedenen Richtung ihrer Gaben, Temperamente und Lebensanschauungen. Heyse war — um nur das Wichtigste zu nennen — nach Goethe, Storm nach der Romantik orientiert; Heyse war eine den Schönheiten dieser Welt heiter aufgeschlossene, Storm eine träumerische, stimmungshaft in sich selber versenkte Natur; Heyse brauchte, um zu schaffen, den stets lebendigen Zusammenhang mit Kultur und Menschen, Storm wußte seine Früchte aus dem Boden der Heimat, dem engen Erdreich der Kleinstadt zu ziehen. Plotke, der in seinen Jünglingsjahren durch das kostbare Geschenk der Heysischen Freundschaft ausgezeichnet worden, zeigt sich an mehr als einer Stelle geneigt, im Abwägen der beiden Persönlichkeiten die Storms zu unterschätzen; je tiefer sich dieser Briefwechsel mit den Jahren von innen heraus entfaltet, desto deutlicher straft er diese Wertung Lügen: wenn erst die Quelle der innersten Offenbarungen rinnt, ist es Storm, nicht Heyse, der das Beste zu geben hat, obgleich dieser beim Briefschreiben immer den literarischen Sonntagsrock trägt. Doch wozu solche Abmessungen, wo wir einem so macht- und eindrucksvollen Reichtum der Menschlichkeit, des Künstlerverstandes und des Lebens-



Ballspiel

Aus Albert Hendschels Skizzensammlung »Kunterbunt«. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

gefühls gegenüberstehen! Bei seinem letzten Besuch in Hademarschen (September 1881) hat Heyse in Storms Gästebuch den Spruch geschrieben: »Zwei alte Poetengesellen, nichts Treueres kennt die Welt« — das ist am Ende auch das unsichtbare Motto, das durch diesen Briefwechsel geht. Auch wenn sich die beiden einmal ganz und gar nicht verständigen können — wie in der Auseinandersetzung über die Gewissensehe —, der Kern der gegenseitigen, hauptsächlich auf der Erkenntnis ihrer strengen künstlerischen Selbsterziehung begründeten Achtung bleibt unangetastet. Doch die Bedeutung dieses Briefwechsels greift über das persönliche Verhältnis der beiden Freunde hinüber auf das gesamte geistige Zeitbild der fünfziger bis achtziger Jahre. Und diese Erweiterung ist zweifellos ein Verdienst Heyses, des Welt- und Menschenkundigen, der, auch wenn er auf Reisen zunächst nur Trost für ein eben erlittenes literarisches Leid suchte, stets mit reichen Schätzen nach Hause kehrte und sich nicht gut vorstellen konnte, daß ein andrer das alles und mehr noch daheim in seinen vier Wänden, in seinem Garten, in seinem Amte als eingeborenes, unverlierbares Besitztum haben konnte. Dabei wollen wir aber nicht vergessen, daß wir dank diesem Briefwechsel auch das Heysische Antlitz anders sehen als zuvor: er ist doch keineswegs der kalte oder auch nur kühle Bildner seiner Gestalten und seiner selbst, als der er uns wohl manchmal erscheinen wollte, auch ihn hat die Faust des Schicksals öfter als einmal bis in die innersten Wurzeln seines Wesens erschüttert, und seine Goethische Ausgeglichenheit war weniger ein Panzer, ihm von der Natur zum Schutz mitgegeben, als eine Waffe, die er sich selber unter Schmerzensglut geschmiedet hatte ... Uneingeschränktes Lob verdient die saubere und geschickte Herausgeberarbeit, die Plotke an diesem Briefbande geleistet hat. Namentlich das Verfahren, mit dem er die leidige Notwendigkeit der erläuternden Anmerkungen meistert, erscheint mir nachahmenswert. Plotke setzt diese Erklärungen in kleinerem Druck zwischen die Briefe. So wird man im ruhigen Genuß des einzelnen Briefes nicht gestört und gewinnt eine Ruhepause, in der man sich beim Wiederanschlagen dieses und jenes Namens, dieses oder jenes Ereignisses das Wesentliche noch einmal mühelos vergegenwärtigt.

»Kindheitserinnerungen und Heimatsbeziehungen bei Theodor Storm in Dichtung und Leben« — das ist zwar ein langer, aber auch ein verlockender Titel für ein Gedenkbuch zu Storms hundertstem Geburtstage. Wissen wir doch alle, welche Keimkraft die Jugenderinnerungen und Heimatseindrücke für Storms Dichtung bewiesen haben, wie er eigentlich zeit seines Lebens und Schaf-

sens seine Geschichten und Gestalten aus diesem Born getränkt hat. Da ließe sich gewiß noch viel Neues oder bisher Übersehenes aufdecken, zur Erhellung seiner Dichtungen und ihres Werdegangs, zur Vertiefung der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit selbst. Freilich müßte die Aufgabe an den rechten Mann kommen, an einen, der nicht bloß mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen, dem Gemüt und vor allem der nachschaffenden Phantasie arbeitet. Leider kann man das von dem Verfasser des unter obigem Titel bei Paetel in Berlin erschienenen Buches nicht sagen. Dr. Franz Kobes ist wohl mit bewundernswertem Fleiß und liebevollstem Eifer all den Dingen und Menschen nachgegangen, die ihr Licht oder ihren Schatten in Storms Leben und Dichten werfen, er hat manche neue Anregung oder gar Quelle nachgewiesen — die Früchte seiner Arbeit auch zum Leben zu erwecken hat er nicht verstanden. Was er zuwege gebracht hat, ist nicht mehr als eine Kärrnerarbeit, die mit den sauren Tropfen ihres Schweißes alle Poesie ertränkt. Erich Schmidt hat einmal als das höchste Gebot der Literaturgeschichtschreibung in das Album der Berliner Germanisten-Kneipe den Spruch geschrieben: »Du sollst nicht töten, sondern lebendig machen.« Nach diesem Gebote richtet sich Kobes nicht.



Eine harte Nuß
Aus Albert Hendschels Skizzensammlung »Kunterbunt«
Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

Nur noch wenige leben heute, die von dem Dichter, seinem Erdenwandel und seiner Persönlichkeit, aus eignem Miterleben erzählen können. Um so dankbarer wollen wir sein, wenn sie die heilige Truhe ihrer Erinnerungen aufschließen. Zum 100. Geburtstage Storms hat es Ferdinand Tönnies, sein junger, hochgeschätzter Freund und Schützling aus den letzten Husumer Jahren, getan. Das Büchlein, das der Kieler Professor der Sozialwissenschaft zum Stormgedenktage dieses Jahres veröffentlicht hat (»Theodor Storm zum 14. September 1917.« Berlin, Curtius), frischt auch seine vor bald dreißig Jahren niedergeschriebene Charakterskizze des Dichters, seine bei der Enthüllung der Stormbüste im Husumer Schloßgarten gehaltene Gedenkrede und das Erinnerungsblatt für Karl Storm, des Dichters jüngsten Sohn, den »stillen Musikanten«, wieder auf. Gewiß verdienen es diese Stücke, ihrer Verschollenheit entrissen zu werden, enthalten sie doch viele feine Beobachtungen und tief in Storms Wesen eindringende Gedanken. Wie fruchtbar ist z. B. die Bemerkung, Storms Kunst sei frei von Absichten, sie arbeite nach innen, für sich selber, mit der stillen Freude am Werke, darum auch mit der Gewissenhaftigkeit eines alten Meisters der Bronze- und Elfenbeinplastik, wo die Bewunderung mit der Erkenntnis der Mache nicht abnimmt; und wie erleuchtend ist der Hinweis auf den engen Zusammenhang, in dem Storms Gabe, die Seelen zu belauschen, mit seinem trotz ganz moderner Geistesbildung so innigen Verhältnis zu seiner Sippe stand. Der Hauptwert des Büchleins liegt aber doch in den neu hinzugefügten persönlichen Erinnerungen. Tönnies kam zu Ende der sechziger Jahre — echt husumisch! — auf den Fittichen der Mädchenfreundschaft in das Stormsche Haus und leistete dem Dichter willkommene Korrektor- und Amanuensisdienste für sein »Hausbuch«, die lyrische Blütenlese, an der Storm jahrelang mit der größten Gewissenhaftigkeit und Geschmacksstrenge arbeitete, an der seine eigne Übung erst zum vollen Kunstbewußtsein ausreifte. Jede neue Aufzeichnung aus dieser Zeit, in der Theorie und Praxis den segenreichsten Bund eingingen, ist uns heute Goldes wert. Denn diese Arbeit, die andre wohl als einen äußerlichen Broterwerb angesehen hätten, erfüllte Storm so durch und durch, daß sie Bekenntnisse über seine innersten Kunst- und Lebensanschauungen hervorrief. Die Freundschaft

setzte sich in Tönnies' Studenten- und Mannesjahren fort und fand erst ihren Abschluß kurz vor dem Tode Storms, nachdem der um 38 Jahre jüngere Gelehrte den Siebzigjährigen noch auf einer Reise nach Braunschweig (zu Raabe und Westermann) und Weimar (zur ersten Tagung der Goethegesellschaft) begleitet und mit ihm naturbeglückte und gedankenbewegte Tage auf der Insel Sylt verlebt hatte. Übrigens das einzige Mal in Storms Leben, daß er das offene Meer gesehen. Was Tönnies aus dieser Gemeinschaft davongetragen hat und uns nun wiederschenkt, erhebt sich hoch über billigen Anekdotenkram zu weisheitsvollen Blicken in Geist, Herz und Gemüt eines Menschen, dessen Hauptreiz in seiner abgerundeten, ungebrochenen dichterischen Persönlichkeit ruhte.



Frankfurter Original
Aus Albert Hendschels Skizzensammlung »Kunterbunt«
Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

An einer erschöpfenden wissenschaftlichen Biographie, wie sie Bächtold für Keller, Mayne für Mörike geliefert hat, fehlt es einstweilen noch; aber es wird wohl im stillen daran gearbeitet — liegt doch jetzt, nachdem alles Wichtige des Briefwechsels erschienen, genug Stoff dafür vor. Bis dahin wollen wir uns an einer so liebevollen und feinfühligen inneren Biographie des Dichters und seiner Dichtungen genügen lassen, wie sie Hartwig Jeß soeben in einem Bändchen des Westermannschen Verlages gegeben hat (mit einem Bildnis des Dichters und einer handschriftlich wiedergegebenen Widmung von Cäsar Flaischlen; geb. 2,70 M). Da haben wir ganz das Buch, das sich für einen Innendichter wie Storm ziemt, weil es von allem äußerlichen Schmuck- und Anekdotenkram absieht, um desto gerader und zielsicherer seinen Weg in das seelische Gehäuse seines Wesens und Schaffens zu nehmen.

Merkt man es dem Büchlein von Jeß an, daß es aus der frischen Freude der Eroberung, aus jungem Besitzerstolz heraus geschrieben worden ist, so fühlen wir uns in Alfred Bieses Storm-Buch (»Th. St. Eine Festgabe zum 100. Geburtstage«; 2. vermehrte Auflage; Leipzig, Hesse & Becker; geb. 2½ M) sofort bei einem langvertrauten, tiefwurzelnden Kenner des Dichters, seiner Person, seines Schaffens und seiner Gefühlswelt zu Gaste. Biese ist mit Tönnies einer der wenigen, die Storm noch gekannt, die in des Dichters Lande geweilt haben, um ihn ganz verstehen zu lernen, und vielleicht muß man wirklich ein reifer, schicksalerfahrener Mann sein, um in die letzten tragischen Tiefen der Stormschen Kunst einzudringen. Die persönliche Erinnerung gibt dem Biesischen Buche Farbe und unmittelbares Leben; die gründliche Kennerschaft zumal aller lyrischen Fragen sorgt für die richtige Abschätzung der ästhetischen Verhältnisse und für den Zusammenhang mit der weiteren Literatur, mit Welt-, Kultur- und Lebensgehalt. Biese ist, wenn auch überall von Liebe zu dem Dichter getragen, doch nicht ohne Kritik gegen ihn. Besonders gegen Storms strenge Gefühlsästhetik, wie sie sich in seiner bekannten lyrischen Theorie äußert, erhebt er gewichtige Bedenken. F. D.

Verschiedenes

Aus Albert Hendschels Nachlaß ist ein neues Skizzenbuch herausgekommen, wieder im Verlage von Julius Hoffmann in Stuttgart und wiederum bunt gemischt aus Ernstem und Heiterem, Flüchtigem und Nachdenklichem. Drum heißt es auch »Kunterbunt« (Preis 1½ M). Auch hier wieder kommt die liebenswürdige, schalkhafte Grazie des Frankfurter Künstlers zu herzgewinnendem Ausdruck. Daß drollige Käuze, naturwüchsige und naseweise Kinder, böse Buben, komische Spießer und verschrobene Gesellen, zumal aus der Gelehrtenstube, nicht fehlen, ist selbstverständlich; daneben aber begegnen uns in diesen 86 Skizzen — und das ist das Eigne dieses Bändchens — auch mancherlei liebliche, ganz und gar dornenlose Bilder aus dem Unschuldsgarten knospender Jugend, Liebespaare und Darstellungen reinen Familienglücks von einer Innigkeit des Empfindens, wie sie nur aus der Wurzel des deutschen Gemüts kommen kann. Jung und alt werden sich des Sonnenscheins freuen, der diese Erinnerungen aus friedvoll-idyllischen Zeiten vergoldet. Hoffentlich lassen sich recht viele Leser durch die wiedergegebenen Proben (S. 717—719) bewegen, das neue Bändchen für ihre Hausbücherei zu erwerben oder es als Heimatsgruß ins Feld zu schicken. — Eine bescheidene Auswahl aus Hendschels Skizzen (»Aus meinem Skizzenbuch«) findet man in einem Hefte (10) der »Kunstgaben für Schule und Haus«, die W. Günther bei Georg Wigand in Leipzig erscheinen läßt (20 ₰). Da wiederholt sich wohl einiges aus dem Hoffmannschen Bändchen, Hendschels Reichtum aber ist so groß, daß auch Neues — namentlich an drolligen Kinderszenen — nicht fehlt.

*

Zu der Novelle »Die Klosterfrau« hat uns der Verfasser ein Begleitwort geschickt, aus dem wir unsern Lesern wenigstens das Wichtigste nicht vorenthalten möchten, schon um die Arbeit keinem Mißverständnis auszusetzen.

Es handelt sich hier keineswegs, schreibt Marut, um eine »Gespenstergeschichte«, wie der Leser beim ersten Überfliegen der Arbeit vielleicht glauben möchte. Was mir am Herzen liegt, ist vielmehr die belletristische Darstellung eines psychologischen Problems, das in seinem tatsächlichen Vorhandensein medizinisch wohl nicht nachweisbar ist, deshalb aber doch vorhanden sein kann.

Wenn man die Vererbungstheorie nicht ablehnt, so müssen wie Talente und körperliche Eigentümlichkeiten auch gewaltige Ereignisse vererbbar sein, die im Hirn oder im Erinnerungsvermögen einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen haben. Bei Tieren, die offenbar Ereignisse unbewußt aufnehmen, ohne sie durch bewußt entgegengesetzte Willensbestrebungen zu hemmen, kann man nachweisen, daß das Einnerungsvermögen an die Feinde längst vergessener Generationen der gleichen Rasse (Vorfahren) noch bei den Nachkommen zum Ausdruck gelangt, was wir mit »Instinkt« bezeichnen. Ein Kanarienvogel im Bauer fürchtet sich noch immer vor einem Pelzhut, weil er ihn für einen Raubvogel hält, vor dem seine Vorfahren ihr Leben hüten mußten. Der Mensch schüttelt solche Erinnerungen für gewöhnlich sehr rasch ab, lange bevor sie einen nachhaltigen Eindruck in seinem Hirn hinterlassen können, sobald ihm seine Vernunft sagt, daß keine Gefahr mehr drohen kann, das Erinnern daran also unnützer Ballast ist. Aber ich kann mir denken, daß bei äußerst sensiblen Naturen sich auf Grund tiefer Sinneseindrücke, die ein Vorfahr hatte, Zwangsvorstellungen bilden. Solche Zwangsvorstellungen sind jedem bekannt und durchaus nicht selten; und da man sonst keine Ursache angeben kann, ist es wahrscheinlich, daß diese Zwangsvorstellungen in einem gewaltigen Erlebnis eines Ahnen ihre Ursache haben.

Viele unbegreifliche Handlungen oder Verbrechen mögen in solchen Vererbungen irgendwie begründet sein. Sie werden deshalb nicht entschuldbarer, aber begreiflicher; und ist die Erkenntnis erst einmal da, so kann durch rechtzeitige Gegenwirkungen manchen drohenden Handlungen vorgebeugt werden. Betrachtet man die Erzählung von diesen Gesichtspunkten aus, so wird man sie schwerlich noch als »Gespenstergeschichte« ansprechen.

Ich erhebe keineswegs den Anspruch darauf, hier eine funkelnagelneue Idee zu vertreten. Männer der ernsten Wissenschaft haben sich damit mehrfach befaßt und tun es noch. Desgleichen Künstler und Schriftsteller. Hanns Heinz Ewers hat in seinen »Blauen Indianern« die noch über Jahrhunderte hinaus wirkende Erinnerungsübertragung (an die furchtbaren Grausamkeiten der ersten Missionare in Amerika) verwendet; desgleichen haben Hermann Bang, E. A. Poe und E. Th. A. Hoffmann dieser besonderen Art der Psychologie ihre Aufmerksamkeit geschenkt.

Die in der Erzählung auftauchenden Nebenmomente mag der Leser nun sich selbst zu erklären suchen. Wenn er alle Genußmöglichkeiten voll auskosten will, so empfehle ich ihm, die Novelle einsam zwischen zehn und zwei Uhr nachts zu lesen und eine sturmdurchheulte Nacht jeder andern vorzuziehen.

München. Ret Marut.



Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Gießen)

XLI

Cambrai und Flandern — Spannung im Westen — Angriff in Italien — Palästina und Ostafrika — Friedensverhandlungen mit Rußland

Zwei große Kampfhandlungen waren beim Schluß unsers letzten Berichtes noch im Gange: in Frankreich bei Cambrai und in Italien an Piave und Brenta. Diese ist heute noch in vollem Fluß, jene bereits seit einigen Wochen abgeschlossen.

Nur kurze Zeit konnten die Engländer sich ihres November-Erfolges bei Cambrai freuen, dann traf ihren in die deutsche Stellung vorgetriebenen Keil ein doppelter Gegenstoß (30. Nov.): von Osten gegen La Vaquerie und Umgebung, von Norden gegen Moeuvres, Graincourt, Anneux und andre Ortschaften. Schritt für Schritt mußten die Engländer weichen; bald verloren sie ein Dorf auf der einen, bald auf der andern Angriffsseite; eine Woche nach dem Beginn des Gegenangriffs war Cambrai bereits wieder außerhalb des feindlichen Geschützfeuers, und durch die Wegnahme mehrerer Höhen südwestlich der Stadt war der Angriff, besonders die Verwendung von Tanks, sehr erschwert worden. Im Norden und Nordwesten des Keils wurde fast das ganze verlorene Gebiet wiedererobert, im Süden und Osten wurden die Feinde sogar erheblich über ihre frühere Stellung hinausgedrängt. Der anfängliche Erfolg, der in London mit Glockenläuten gefeiert wurde, verwandelte sich somit in eine schwere Niederlage; neben fast 10 000 Gefangenen und 200 Geschützen kostete der zweite Teil der Schlacht vermutlich ähnliche blutige Massenopfer wie der erste; ein Drittel ihrer Panzerwagen, die Hoffnung der englischen Infanterie, sind zerstört worden. Seitdem stockt das Gefecht. Wie überall nach größeren Schlachten, gab es zahlreiche Teilkämpfe und Artillerieüberfälle, aber keine Partei macht einen ernstlichen Versuch, die Lage der Dinge zu verändern.

Dieselbe verhältnismäßige Ruhe herrscht auch in Flandern, wohl dem blutgetränktesten Kampfplatze des Krieges. Zu Beginn des Monats versuchten die Engländer zwar einige kräftigere Angriffe bei Paschendaele und Poelkapelle, begnügten sich aber nach ihrem Scheitern mit örtlichen Vorstößen von so geringem Nachdruck, daß die deutsche Heeresleitung den völligen Zusammenbruch des englischen Angriffsunternehmens feststellen konnte (14. Dez.). Wie gering die Ergebnisse der viereinhalbmonatigen Anstrengungen mit ihren unerhörten Blutopfern gewesen sind, haben wir wiederholt hervorgehoben: taktisch sind einige ganz unbedeutende Landstriche, in denen den Truppen der Aufenthalt zur Hölle werden muß, besetzt, strategisch ist gar nichts erreicht worden. Wie in Deutschland urteilt man auch im Auslande über die englische Niederlage: in der Schweiz, in Dänemark, in Holland, ja selbst in Frankreich und England wird sie zugegeben und zum Teil auf die mangelhafte Einheitlichkeit der Ententeoperationen zurückgeführt. Der neue Kriegsrat, den Lloyd George in Rapallo stiftete, muß scharfe Kritik über sich ergehen lassen, z. B. in der »France militaire« und von Oberstleutnant Roussel, und der englische Heißsporn Bonar Law ruft schon nach einem neuen englischen Oberbefehlshaber. Die sonstigen Vorgänge in Frankreich sind nicht geeignet, diese Unzufriedenheit zu heben. Die Entente hat auf die strategische Offensive verzichtet und erklärt sich außerstande, von ihrer numerischen Übermacht Gebrauch zu machen. Darin liegt das Eingeständnis, daß sie aus eigner Kraft nicht siegen kann und allein von Amerika ihre Rettung erwartet. Welche Schwierigkeiten aber dem Eingreifen größerer amerikanischer Kräfte entgegenstehen, haben wir wiederholt gesehen, und ob die Tausende amerikanischer Flieger, auf die die Feinde ihre Hoffnung setzen, so entscheidend wirken können, unterliegt ebenfalls starkem Zweifel. Endlich steht noch dahin, ob die deutsche Heeresleitung die Ankunft der Amerikaner geduldig abwarten und nicht vorher zu einem großen Vorstoß schreiten wird. In allen Ländern beschäftigt man sich bereits mit dieser Möglichkeit, da allgemein angenommen wird, daß nach dem Ausscheiden Rußlands die deutsche Westfront ungeheuer verstärkt worden ist: wiederum, wie vor Jahresfrist, sieht man also großen Veränderungen im Westen mit Spannung entgegen. Damals schuf die Verlegung der Front nach rückwärts ganz neue Verhältnisse, heute erwartet man die Veränderung von einer deutschen Offensive: ein neues glänzendes Zeugnis, wie sich die Dinge mittlerweile zu unsern Gunsten verändert haben.



Die günstigen Aussichten für einen deutschen Angriff im Westen sind durch den Sieg an der Südfront mit herbeigeführt worden, der die Engländer und Franzosen zur Entsendung zahlreicher Divisionen nach Italien gezwungen hat. Hier haben sie in den Befestigungen vom Montello (an der Piave) bis zum Col di Rosso (östlich von Asiago), vermutlich auch an Piave-Übergängen Stellungen bezogen, ja es wird behauptet, daß sie in Mailand und dem übrigen rückwärtigen Gebiet die Bevölkerung im Zaume halten müßten. Ungeachtet dieser Verstärkung sind die Österreicher und Deutschen im Vordringen geblieben. Mit Zähigkeit, wenn auch langsam arbeiten sie sich durch die stark befestigten Berge hindurch; eine Höhenstellung nach der andern wird unter Überwindung unsäglicher Hindernisse (Kämpfe bis zur Höhe von 1500 Metern in der Winterkälte!) erobert. Bald gelingt ein größerer Wurf zwischen Brenta und Piave, bald westlich der Brenta, sobald neue Straßen gelegt und schwere Geschütze herangeführt worden sind. Das erklärt, daß jedem Fortschritt ein scheinbarer Stillstand folgt. So eroberte Feldmarschall Conrad im Südosten der Sieben Gemeinden einige Höhen des Meletta-Gebietes, wie den Monte Zoma und Monte Miele (4./5. Dez.), zwei Tage darauf (6. Dez.) den Monte Sisemol weiter südlich (einige Kilometer östlich von Asiago); Mitte Dezember fielen zwischen Brenta und Piave mehrere beträchtliche Stellungen, vornehmlich der Monte Asolone, den Angreifern in die Hände (18. Dez.), und eine Woche später wurde wieder rechts der Brenta der wichtige Col del Rosso erstürmt (23. Dez.). Jeder Kampftag brachte den Italienern gewaltige Verluste an Mannschaften. Gegen 35 000 Gefangene und 150 Geschütze haben sie im Dezember eingebüßt, und die blutigen Verluste müssen ebenfalls hoch gewesen sein, da die artilleristische Überlegenheit der Verbündeten unbestreitbar ist und überdies die Italiener sich in zahlreichen vergeblichen Gegenangriffen gegen die verlorenen Posten versucht haben. So schieben sich die Truppen der Mittelmächte immer mehr an den Gebirgsrand heran; und namentlich an zwei Stellen scheint sich der eiserne Vorhang vor der Ebene beträchtlich verdünnt zu haben: zwischen Piave und Brenta am Monte Tomba, also auf dem östlichen Flügel, und rechts der Brenta am Col del Rosso. An der Piavefront sind nur geringe Scharmützel geliefert worden, doch ist zweifellos zum Übergang in breiter Front alles vorbereitet, sobald der Einmarsch in die Ebene aus den Bergen erzwungen ist: eine neue große Entscheidung scheint trotz einem örtlichen französischen Erfolg am Tomba in der Venezianischen Ebene bevorzustehen.

Auf der Balkanhalbinsel stehen die Ententetruppen längst auf einem verlorenen Posten, und seitdem Italien gezwungen worden ist, seine dortigen Streitkräfte zu vermindern, haben sie vollends jede Möglichkeit zu einer entscheidenden Handlung verloren. Diese Schwächung Italiens scheint schon ihre Wirkung in der größeren Regsamkeit Griechenlands, seines Rivalen im Orient, zu äußern, doch ist Näheres über Ziel und Richtung der griechischen Politik noch nicht zu erkennen.

Einen unzweifelhaften moralischen Erfolg hat die Entente in Palästina davongetragen: Jerusalem ist von der englisch-französisch-italienischen Armee besetzt worden (8. Dez.), und Lloyd George hat erklärt, daß England diese Stellung nie wieder räumen werde. Die englische Regierung mag dabei hoffen, daß das christliche Gemeinschaftsgefühl sich gern damit abfinden wird, die heiligen Stätten in der Hand einer christlichen Macht zu sehen, obgleich die türkische Verwaltung den christlichen Besuchern keine Hindernisse in den Weg gelegt hat, aber vor allem wird sie darauf rechnen, im Besitze Jerusalems, das auch den Mohammedanern nächst Mekka als heiligste Stadt gilt, neue Mittel zur Beeinflussung der arabischen Bevölkerung im antitürkischen Sinne zu finden. Gerade diese Seite der englischen Rechnung erheischt aber, daß die Engländer nicht in die Lage kommen, Lloyd Georges Programm zu erfüllen, denn es ist früher schon dargelegt worden, wieviel den Mittelmächten daran liegen muß, die Türkei unversehrt an der mesopotamischen wie an der Suezkanalseite zu erhalten: der freie Orient soll ihre Wirtschaftskraft befruchten und ungehinderte Verbindung mit den deutschen Kolonien gewährleisten. Da die türkische Armee Jerusalem ohne Kampf und Verlust geräumt hat, so stellt die Besetzung keinen militärischen Erfolg dar, und man möchte an-

nehmen, daß das letzte Wort in Palästina noch nicht gesprochen ist, zumal da die Jahreszeit für größere Operationen in den Vorländern Ägyptens noch längere Zeit günstig ist.

Wie in Asien, rühmen sich die Engländer eines Erfolges in Afrika. Nach zweijährigen Mühen haben sie Deutsch-Ostafrika endlich in vollem Umfange besetzt, aber der deutschen Truppen sind sie noch nicht Meister geworden. Diese haben sich durch ihren Rückzug nach Portugiesisch-Ostafrika ein neues Operationsgebiet geschaffen, wo sie dem Feinde wohl noch viel zu schaffen machen werden. Der Heldenkampf der kleinen Schar Lettow-Vorbecks gegen fünf- bis zehnfache Übermacht hat nicht nur der deutschen Kriegsgeschichte ein neues Ruhmesblatt eingefügt, er hat zugleich den politisch wertvollen Nachweis erbracht, daß die Eroberung einer räumlich ausgedehnten Kolonie selbst einer großen Überlegenheit gewaltige Schwierigkeiten bietet, und daß die Eingeborenen trotz allen englischen Lockungen viele freiwillige Hilfstruppen gestellt haben, also offenbar die deutsche Herrschaft der englischen vorziehen. In den Friedensverhandlungen wird diese Tatsache ihre Berücksichtigung finden, und wie Staatssekretär Solf dargelegt hat, besteht in Deutschland kein Zweifel, daß unser Besitz in Afrika eher vergrößert als verringert werden muß. Der von ihm ausgesprochene Grundsatz, daß der afrikanische Besitz nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der kolonisierenden Mächte, also Europas, neu geordnet werden müsse, ist unwiderleglich. Nur dadurch, daß Deutschland entsprechend seinem Besitz an Menschen und Wirtschaftskraft Anteil am afrikanischen Boden erhält und menschenarme oder schwache Staaten, wie Frankreich, Portugal und Belgien, den ihre Kräfte übersteigenden Besitz aufgeben müssen, kann erreicht werden, daß alle afrikanischen Gefilde wirklich zum allgemeinen Besten entwickelt werden und nicht umfangreiche Gebiete in schwachen Händen verkümmern.

Alle diese Fragen werden aufs stärkste beeinflußt werden durch die Friedensverhandlungen mit Rußland. Immer deutlicher hebt sich der Riesenerfolg der Mittelmächte, der Zusammenbruch Altrußlands, heraus. Finnland hat sich bereits losgerissen, die Ukraine ist so gut wie selbständig und schickt Bevollmächtigte zur Friedenskonferenz; die Maximalisten, die die Selbständigkeit der Fremdvölker zugeben, befestigen sich in der Herrschaft, die Versuche Kornilows und Kaledins, die großrussische Vorherrschaft zu retten, bleiben umsonst. Dabei erscheinen die Maximalisten nicht nur als Zerstörer des alten Reiches, sondern zugleich als Befreier von der englischen Vormundschaft, in die Miljukoff und Kerenski die junge Republik hineingetrieben hatten: sie sind somit Vertreter des Nationalprinzips nach innen und außen. Freilich ist damit nicht gesagt, daß ihre Herrschaft Bestand haben wird, da alle besitzenden und bürgerlichen Elemente natürliche Feinde ihrer kommunistischen Ideale sind. Augenblicklich besitzen sie zwar die Macht, weil das friedensdurstige Heer zu ihnen, den konsequenten Vertretern des Friedensgedankens, hält, aber wie sich die Parteiverhältnisse nach dem Frieden gestalten werden, ist ganz unberechenbar, wahrscheinlich ist allein die längere Dauer bürgerlicher Unruhen. Für den Vierbund erwächst hieraus die Aufgabe, die Friedenssehnsucht der augenblicklichen Gewalthaber zu benutzen und Bedingungen festzusetzen, die den Frieden und die Interessen der Mittelmächte auch sichern, wenn in Rußland eine neue Umwälzung eintritt. Die Verbündeten dürfen also nicht auf die großrussisch-maximalistische Karte allein setzen, sondern müssen sich durch entsprechende Beziehungen zu den Ukrainern und sonstigen Fremdvölkern sichern.

Wir dürfen annehmen, daß in dieser Hinsicht durch die Friedensgrundlagen von Brest-Litowsk ein vielversprechender Anfang gemacht worden ist. Die Betonung des Selbstbestimmungsrechts der Völker im russischen und ehemals russischen, jetzt von den Verbündeten besetzten Gebiete gibt den Selbständigkeitsbestrebungen der Fremdvölker neue Möglichkeiten und reißt das besetzte Polen, Kurland, Litauen, Livland und Estland endgültig von Rußland los. Dieser letzte Punkt liegt uns ohne Zweifel am nächsten, und man hat durchaus den Eindruck, daß die Verbündeten ihren Willen durchsetzen können, wenn sie fest auf ihrer Forderung beharren, daß die Russen das Ausscheiden jener Gebiete als durch den Volkswillen bereits vollzogen anerkennen.



In besonderen Verhandlungen wird dann der Rückzug der Russen aus dem Rest Livlands und Estlands, als eine weitere Folge jenes Grundsatzes, zu erzielen sein. Das Verhältnis der befreiten Gebiete zu den Mittelmächten wird später zu regeln sein, und dabei ist eine Vereinigung mancher Landschaften mit Deutschland keineswegs ausgeschlossen, vielmehr wahrscheinlich. Da Rußland zugleich auf Annexion türkischen und persischen Gebietes verzichtet hat, so ist ein gewichtiger Fortschritt in der Orientpolitik gemacht, und Rußland gegenüber wäre mithin trotz dem nun mal vielen verhaßten Grundsatz »Keine gewaltsamen Annexionen« ungefähr alles Wünschenswerte erreicht worden.

Auf eine Kriegsentschädigung kann um so eher verzichtet werden, als Rußland schwerlich zahlungsfähig sein wird und als die neu erstehenden russischen Teilstaaten im Deutschen Reiche nicht einen Gläubiger und Ausbeuter, sondern einen wohlwollenden Nachbar erblicken müssen; jede politische oder finanzielle Belastung würde sie auf erneuten Zusammenschluß hinweisen. Auch Deutschlands Bundesgenossen werden dabei ihre Rechnung finden: Bulgarien fallen auf Grund des nationalen Bestimmungsrechts die Dobrudscha und das von Bulgaren bewohnte Ostserbien zu, und Österreich-Ungarn bleibt es unbenommen, seine Grenzen gegen die angrenzenden Balkanstaaten zu verbessern und eine territoriale Verbindung mit Bulgarien herzustellen.

In übler Lage ist dagegen die Entente gegenüber den Brester Abmachungen. Stimmt sie ihnen zu, erkennt sie also die Grundsätze, keine gewaltsamen Annexionen, keine Kriegsentschädigungen und Wiederherstellung der Handelsbeziehungen wie vor dem Kriege, als auch für sie gültig an, so verpflichtet sie sich damit zur Herausgabe der deutschen Kolonien, des türkischen und sonstigen eroberten Gebietes und verzichtet auf jede Feindseligkeit gegen das deutsche Wirtschaftsleben, gibt also alle so oft verkündeten Kriegsziele auf und bekennt sich damit trotz ihren ungeheuren Opfern als geschlagen. Deutschland und seine Verbündeten, der russischen Gefahr in Zukunft überhoben, vermutlich sogar vergrößert, wären dann die einzigen Gewinner im Weltkriege. Lehnt sie im Vertrauen auf Amerika den Beitritt ab, so muß sie den Krieg in ungünstigerer Lage fortsetzen, und der Vierbund wäre nach dem Siege ihr gegenüber nicht mehr an jene beschränkenden Richtlinien gebunden. Trotzdem scheint nach den jüngsten Äußerungen Pichons und der englischen Presse eine friedliche Wendung in London und Paris ausgeschlossen zu sein; vermutlich wird es erst noch eines großen Schlages bedürfen, damit Lloyd George und seine Trabanten in Paris und Rom stürzen und die Friedensströmungen zur Herrschaft gelangen.

Freilich werden die Verhandlungen noch manche Klippe zu umschiffen haben, wie die vertragswidrige Forderung der Russen, die Verhandlungen nach Stockholm zu verlegen, beweist. Aber dieser Schritt, der die russischen Machthaber ins Unrecht setzt und, falls das Friedenswerk stockt, bei ihren Parteigenossen bloßstellt, hat den Mittelmächten zunächst den Vorteil gebracht, mit den Ukrainern allein zu verhandeln und dadurch deren Unabhängigkeitsbestrebungen zu fördern. Vielleicht ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß der Vierbund gegen russische Zugeständnisse, wie die Räumung Livlands, einer Verlegung doch noch zustimmt, dagegen erscheint eine Änderung seiner Verhandlungsgrundlagen, wie sie die Russen ebenfalls begehren, unwahrscheinlich.

Abgeschlossen am 6. Januar 1918

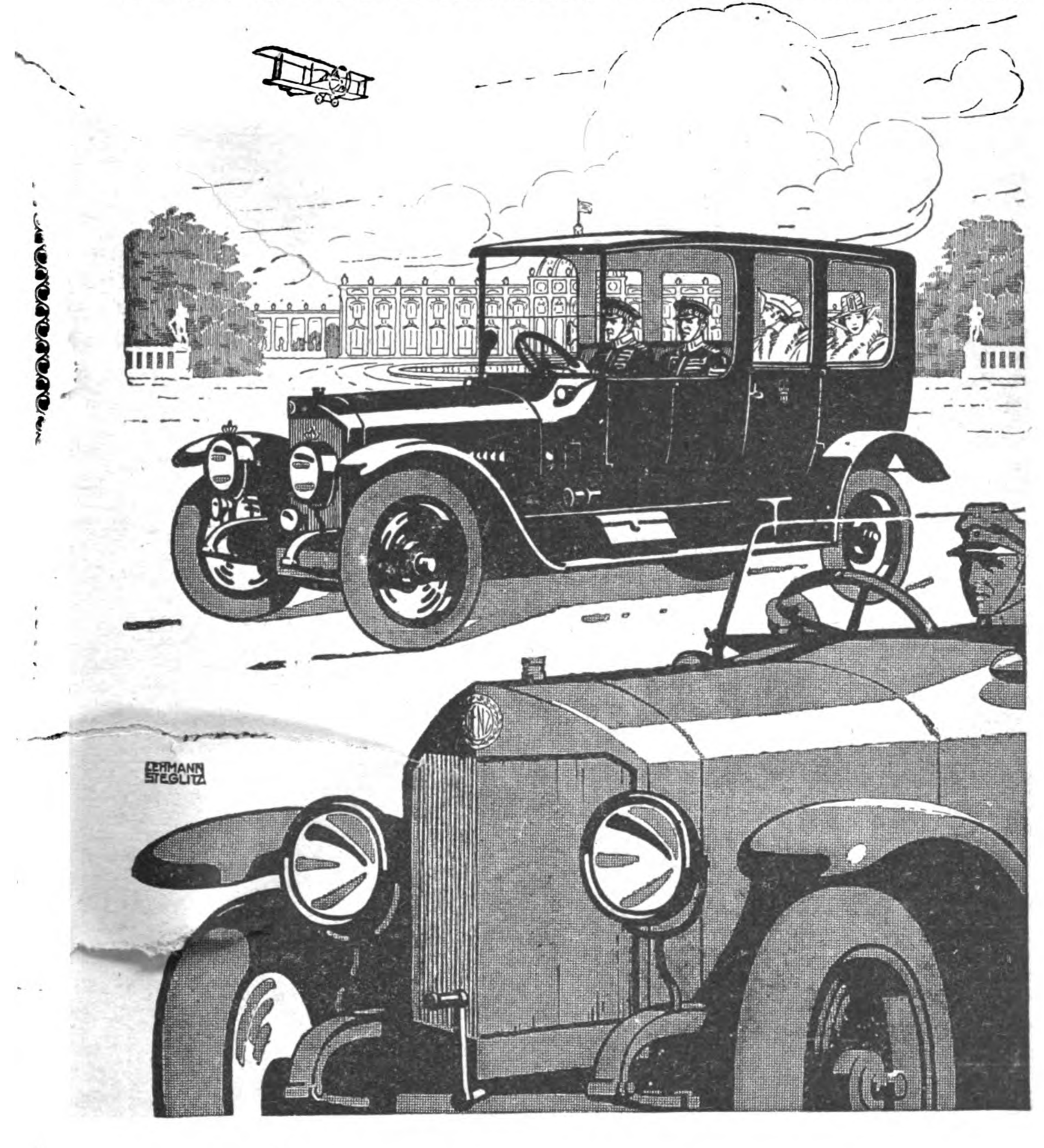
Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9.
Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrkergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 35. Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



BENZ

AUTOMOBILE u. FLUGMOTOREN







Niederösterreichische Landesfürsorgemedaille

Kein Gedanke hat für die Schaumünzenkunst des Krieges mehr Anregungen hergegeben als der von der kameradschaftlich verbündeten Wehr- und Nährkraft des Landes. Auch der Wiener Kammerbildhauer Anton Grath hat für seine niederösterreichischen Landesfürsorgemedaillen daraus geschöpft, wenn er dem Wiener Landsturmmann, der mit gefälltem Bajonett gegen den Feind stürmt, einen friedlichen Ackermann mit dem Sätuch um die Lenden hinzugesellt, zwischen ihnen beiden die vom Doppeladler behütete Eiche des Vaterlandes. Grath, dem die Stadt Villach ihr Schillerdenkmal verdankt, hat die Kunst der Schaumünze und Plakette aber auch schon vor dem Kriege gepflegt. So hat er für die Universitäten Berlin und Leipzig bemerkenswerte Denkmünzen geschaffen. Im Augustheft 1917 haben wir Graths Entwurf für ein Kaiser-Franz-Josef-Invalidendenkmal abgebildet.



Bilder aus der Zeit

Wilhelm Trübner †

Aufn. Nicola Perscheid, Berlin

Mit Wilhelm Trübner haben wir einen unsrer deutschesten Maler verloren. Die französischen Einflüsse zumal in seiner späteren Kunst, die sich mehr und mehr der Freilichtmalerei zuwendete, sind gewiß nicht zu verkennen, aber er hatte den Mut, die Kraft und das Können, die namentlich von Courbet empfangenen Anregungen gründlich in sich umzuschmelzen, sie sich innerlich so zu eigen zu machen, daß völlig selbständige und bodenwüchsige Kunstwerke entstanden. Das gilt in besonderem Maße von seinen Landschaften aus dem Odenwald und am Starnberger See, aber auch von seinen Bildnissen, deren breiter, fast niederländischer Vortrag ihn nicht gehindert hat, den feinsten und saubersten Lichtwirkungen nachzugehen. Trübner, ein Schüler der Akademien in Karlsruhe und München, ein Jünger Canons und Leibls, wirkte um die Jahrhundertwende als Lehrer am Städelschen Institut in Frankfurt a. M.; 1903 kam er als Professor an die Akademie in Karlsruhe, schon im nächsten Jahre wurde er zum Akademiedirektor ernannt.


Kaliklora
Queissers Zahnpasta
Mein
bester Zahnarzt
Jede Packung trägt obenstehendes Bildnis und Namenszug
andernfalls wertlose Nachahmung
Alle Zähne sind schön, wenn sie, vom Zahnstein befreit, den natürlichen Schmelz zeigen. Das Putzen allein tut es nicht, sondern der Zahnstein wird aufgelöst durch bestimmte Salze, die in Queissers Kaliklora enthalten sind. — Diese wichtige Eigenschaft sowie die kräftige Mund- und Rachendesinfektion, ganz besonders aber das köstliche Aroma, erzeugen nach Gebrauch von Kaliklora das belebende Gefühl von Frische und Sauberkeit im Munde bei jung und alt
Grosse Tube M. 1,50 — Kleine Tube M. 0,90
Hersteller: QUEISSER & CO. G. M. B. H., HAMBURG 19.

Neue liter. Erscheinungen.

Bis Ende Dezember sind die nachfolgenden neuen Erscheinungen des Buchhandels bei uns eingelaufen. Besprechungen in der „Literarischen Rundschau" bleiben vorbehalten. — Rücksendung der Exemplare aber erfolgt nicht.

Bartels, Adolf, und Julius Kögel: Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch XXXIX. Jahrgang 1918. Geh. M. 3,—, geb. mit Goldschnitt M. 4,—. Halle a. d. S., Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Grosse).

Bartsch, Rud. Hans: Lucas Rabesam. Roman. M. 5,—. Leipzig, L. Staackmann.

Baumann, Paul: Gottesfriede. Nr. 1 der Blätter der Wende. Berlin, „Die Wende"-Verlag (Eugen Ludwig Gattermann, Quedlinburg).

Betsch, R.: Benedikt Patzenberger aus der Komödie seines Lebens. Breslau u. Leipzig, Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn.

Biese, Alfred: Theodor Storm. Eine Festgabe zum 100. Geburtstage. Zweite vermehrte Auflage. M. 2,50. Leipzig, Hesse & Becker.

Blum-Erhard, Anna, und W. Roegge: St. Michaels Schwert. Bilder aus dem Weltkrieg. München, Parcus & Ko.

Bodenstedt, Hans: Schlachtendenker, Schlachtenlenker. Lebensbücher der Jugend. Band 35. Herausgegeben von Dr. Fr. Düsel. Geb. M. 3,—. Braunschweig, Berlin u. Hamburg, Georg Westermann.

Boehn, Max von: Miniaturen und Silhouetten. Geb. M. 8,—. München, F. Bruckmann.

Boetticher, Hermann von: Friedrich der Große. Ein Schauspiel in zwei Teilen. Geh. M. 3,50. Berlin, S. Fischer.

Bormann, H. Heinr.: Die Standarte. Ein Almanach. Geb. 2,50. Saarlouis, Hausen.

Brüdt, Joh.: Karsten Holm. Roman. Geb. M. 6,—, geh. M. 5,—. Hamburg, Richard Hermes.

Burte, Hermann: Simson. Schauspiel. M. 6,50. Leipzig, Gideon Karl Sarasin.

Bührer, J.: Aus Konrad Sulzers Tagebuch. Geb. M. 5,—. Bern, Verlag A. Francke.

Cooper, J. F.: The last of the Mohicans. Vol. I. und Vol. II. Tauchnitz Edition. Collection of British and American Authors. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Credo. Darstellungen aus dem Gebiet der christlichen Glaubenslehre. Drittes Bändchen. Von Peter Lippert S. I.: Gott und die Welt. Buchschmuck von Adolf Kunst. In Pappband M. 2,20, in Leinwand M. 2,60. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Dehmel, R.: Die Menschenfreunde. Drama in 3 Akten. Berlin, S. Fischer.

Diehl, Prof. Dr. Ernst: Das alte Rom. Sein Werden, Blühen und Gedeihen. Geb. M. 1,25. Leipzig, Quelle & Meyer.

Dimmler, Emil: Grundsätzliche Erwägungen über eine Frage der Zeit. Geh. M. 1,20. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Escher, Nanny v.: Frau Margaretha. Roman. Geb. M. 5,—. Bern, Verlag von A. Francke.



Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung.)

Eucken, Rudolf: Der Sinn und Wert des Lebens. Leipzig, Quelle & Meyer.

Federer, Heinrich: Gebt mir meine Wildnis wieder. Umbrische Reisegeschichtlein. Geb. M. 1,20. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung.

Federer, H.: In Franzens Poetenstube. Geb. M. 1,20. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Flandrische Erde in Stimmungen und Bildern von Soldaten der 4. Armee. Des „Kriegsbücher der 4. Armee" zweiter Teil. Geb. M. 3,—. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Fleischer, Victor: Der Haupttreffer Michl. Geheftet M. 4,50. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Flex, Walter: Sonne und Schild. Kriegsgesänge und Gedichte. Geb. M. 1,80. Braunschweig, Berlin u. Hamburg, Georg Westermann.

Förster, Hans: Die malerischen Vierlande. Geh. M. 4,—. Hamburg 37, Richard Hermes.

Frei, Oskar: Kuno und Adelgunde. Idylle aus Deutschlands Ruhmzeit. Geh. M. 2,—. Arolsen (Waldeck), im Selbstverlag



Neue literar. Erscheinungen
(Fortsetzung).

Frost, Laura: Zu Hause und in der Gesellschaft. Die Bücher der Frau. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Gaudig, Dr. Hugo: Deutsches Volk — Deutsche Schule. Geb. M. 4,20. Leipzig, Quelle & Meyer.

Gerhard, Adele: Am alten Graben. Roman. Berlin, Morawe & Scheffelt.

Gjellerup, Karl: Der goldene Zweig. Dichtung und Novellenkranz aus der Zeit des Kaisers Tiberius. Geb. M. 6,—. Leipzig, Quelle & Meyer.

Goering, R.: Seeschlacht. Tragödie. Geh. M. 3,—. B rlin, S. Fischer.

Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Auch eine Lebensgeschichte. Zusammengestellt von Wilhelm Bode. 1749 - 1803 Geb. M. 11,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Grenz, Rudolf: Die Stadt am Inn. Roman. M. 4,50. Leipzig, L. Staackmann.

Häberlin, Paul: Wege und Irrwege der Erziehung. Geb. M. 9,—. Basel, Robert C. F. Spit.ler.

Hartmann, Karl O.: Die Wiedergeburt der deutschen Volkskunst. Geh. M. 3,—. München, R. Oldenbourg.

Hase, K. von: Ideale und Irrtümer. Jugenderinnerungen. M. 3,—. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Hasenclever, W.: Antigone. Trägödie. Berlin, Paul Cassierer.

Hermes, Richard, für die „Niederdeutsche Vereinigung“. Niedersachsenbuch. Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art. M. 2,—. Hamburg 37, Richard Hermes Verlag.

Unterrichts- und Pensionats-Anzeigen

Aschersleben a. Harz
Pensionat Knabenheim
Indiv. Erz. f. Reformrealgymn. u. Realschule. Tägl. Arbeitsstunde. Familienzugehör. Gute Verpflegung. Selbstversorger. Solbad am Ort. Prosp. Refer.



Braunschweig
Soffsche höhere Lehranstalt.
Unt. Hrzgl. Oberschulkomm. steh. Vorb.-Anst. f. Abitur.-, Prima-, Fähnrich-, Einj.-Freiw.-Prüfung. Damen schnell u. sicher f. Abitur.-Vorb. Vorzügl. Erfolge. Prosp.

Vorbereitungsanstalt
für das **Einjährigen-, Prima-** u. **Abiturienten-Examen zu Bückeburg.**
Unter Staatsaufsicht. — Glänzende Erfolge. — Gut gelegen. — Familieninternat.
Näheres Prospekte.

vorm. **Major Bendlersche**
Militär-Vorbereitungs-Anstalt
von Major a. D. **Meyer, Berlin-Lichterfelde, Weddigenweg 70,** früher Holbeinstr. 67, **Tel. 890,** bereitet vor zur **Fähnrich-, Einjährigen-, Primaprüfung. Kadettenvorbereitg.** Beste Empfehl. Beste Erfolge.

Cassel
Kaufm. Ausbildung Weiterbildung
Bunck u. Boehm

Ev. Pädagogium Godesberg a. Rh.
Gymnasium, Realgymnasium u. Realschule (Einj.-Berecht.). Kleine Klassen. Familien-Erziehung. Körperl. Fürsorge. **Jugendsanator., Zweiganst. in Herchen (Sieg)** i. ländl. Umgeb. u. herrl. Waldluft. Direkt.: Prof. **O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

vorm. **Dühringsche höhere Privatschule**
Direktor Bride
Berlin W 50, Rankestraße 20.
Sexta bis Prima Real- u. Oberrealschule, Realgymn. u. Gymnas. Einj.-, Priman.-, Abitur.-, Notprüfg. Arbeitsstdn. Vorzgl. Erfolge. Freiprosp. Auf Wunsch Pension.

Zurückgebliebene
Sorgf. Pflege, Erziehg., Unterricht u. Vorbild. z. einem Lebensberuf finden geistig in dem Schröterschen Institut, gegr. 1873. Dresden-N., Oppelstr. 44.
Prosp. Hyg.-Ausst. Dresden. Silb. Med.

Erste Leipziger
Damen-Fachschule
f. Bakteriologie, Chemie u. Röntgenologie.
Leiter: Dr. J. Reslik, Leipzig 1, Keilstr. 12.
Bisher hat die Schule über 350 Damen zu mediz. und chem. Assistentinnen ausgebildet. Ausf. Prosp. u. Jahresber. fr.

Berlin W.
Bülowstr. 5.
Unterrichts-Atelier
Aenny Loewenstein.
Zeichnen. Malen. Graphik. Porträt. Akt. Figurenklasse. Stilleben. Elementar. Mai—Juni Modell im Freien. Anmeldungen jederzeit. Sprechstunde: 1—2 Uhr. Näheres Lehrplan.

Großsachsenheim (Württemberg)
Wirtschaftliche Frauenschule auf dem Land.
1) **Einjährige Ausbildung** für junge Damen vom **17.** Lebensjahre an in allen land- und hauswirtschaftlichen Fächern. Eintritt Oktober und April.
2) **Zweijähriger Seminarkurs** mit staatl. Diplom-Prüfg. Eintritt Oktober.
Auskunft und Anmeldung bei der Vorsteherin.

Frauenschule für kirchliche u. soziale Arbeit.
Seminar für Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen mit **staatl. Abschlußprüfg.**
Diakonissenmutterhaus „Paul Gerhardt-Stift", Berlin N 65.

Hannover Wedekindstraße 26. / **Christlich-soziales Frauenseminar** des Deutsch-Evang. Frauenbundes. Gegr. 1915.
Ausbildg. f. besold. u. ehrenamtl. soz. Arbeit durch theor. Unterr. u. prakt. Betätig. Ausbildungszeit $1\frac{1}{2}$ Jahr, Anf. Jan. — Mitte Juni d. folg. Jahres. — Aufnahmebed.: Schlußzeugnis eines Lyzeums, vollend. 20. Lebensj., hauswirtschaftl. Kenntnisse. Weiterbildg. d. e. Oberkurs.: Anf. Jan.—30. Juni jed. Jahres. – Stipendien vorhand. Gute Gelegenh., geeign. Anstellg. zu erlang. durch die m. d. Sem. in Verbind. steh. Stellenvermittlg. Schriftl. u. mündl. Ausk. d. d. Geschst. Hannover, Wedekindstr. 26.

Blankenburg (Harz)
Töchterheim „Carla"
verbunden mit höh. Koch-, Gewerbe- u. Kunstgewerbe-Schule. Sorgf. Ausbildung. Gute Verpfleg. Auf Wunsch: Sprachen, Wissenschaften, Musik, Malen. Ia. Ref.

Reformschule Kirchberg a. d. Jagst (Württ.)
Realschule, Realgymnas. Gymnas., Vorschulklasse Einjährigen-Vorbereitung
Erfolgreicher Unterricht in kleinen Klassen. Arbeitsstunden. Sport, Spiel, Wandern. Anerk. **vorzügl. Verpflegung.** Erholungsheim. Pensionspreis jährl. 1200 M., Schulgeld 150 M. **Ref., Prosp.**

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg
Gymnasial- Realklassen. Erfolgreicher Übertritt i. **Prima** u. **Sekunda** (7./8. Kl.). **Mod.** bewährte Einrichtung. Sport. Spiel. Eigenes gr. Spielfeld. Wandern. **Fluß- und Hallenbäder.** Werkstätte. **Gartenarbeit.** Vorzügl. empfohlenes **Familienheim** i. eigner Villa. **Keine Schlafsäle.** Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung **körperl. Schwacher** u. **Zurückgebliebener. Aufgaben** unt. Anleitg. i. tägl. **Arbeitsstund.** Prüfungsergebnisse. Jahresbericht d. d. Direktion. — Seit 1895: **377 Einjährige, 225 Prima** u. **Obersekunda** (7./8. Kl.).

Lähn i. Riesengb. bei Hirschberg.
Pädagogium
Ländliche Schulanstalt
Gegründet 1873.
Kleine Klassen, real, realgymnasial und gymnasial. Ziel: Einjähriges und Vorbereitung auf Obersekunda. Streng geregeltes Internat familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung. Sport. Wandern. Bäder. Medizinische Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Prospekt frei durch die Direktion.

Bad Suderode / Harz
Töchterheim Opitz
Schöne, geschützte Waldlage. Haushalt und Wissenschaft, Musik, Anmutsstunden. Zeitgemäße Erziehung.

Fischer's Privat-Töchterheim
Wilhelmshöhe. Gesunde Lage im Habichtswalde. 450 m.
Deutsches Frauenlehrjahr für Töchter gebildeter Stände. Wissensch. Fortbildg., grdl. Ausbildg. in Haus, Küche u. Garten. Pflege v. Musik u. Kunst. Klass. Gymn. u. Sport. Jahrespr. 1800 M. Empf. v. Eltern. **Prosp. d. Frau G. Fischer.**

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim / Heidelberg
von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner.
Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen.
Fortbildungsklassen.

Einjähr. **Verlorene Zeit** Prima-R.
schnell nachzuholen ist Gelegenh. gegeb. in unterzeichn. Anst. Kleine Kl. Tücht. Lehrkräfte. Durchaus pers. Behandlg. u. Förderg. **Umschulg. Beste Erf. Beste Ver. pflegung.** Engst. Fam.-Anschl. Prosp. fr.
Füllkruß'sches Familien-Alumnat, Steinhude a. M.

Anfragen nach den Aufnahmebedingungen für diese Rubrik wolle man richten an die Anzeigenverwaltung von Westermanns Monatsheften, Berlin SW 19.

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die **4½%** **Schatzanweisungen der VI. Kriegsanleihe** können vom

10. Dezember d. J. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Der Umtausch der Zwischenscheine für die **5%** **Schuldverschreibungen der VI. Kriegsanleihe** findet gemäß unserer Mitte v. Mts. veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

26. November d. J.

bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

Von den Zwischenscheinen für die **I., III., IV. und V. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916, 2. Januar, 1. Juli und 1. Oktober 1917 fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Dezember 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.



Geschäftliche Mitteilungen

Unerläßlich für die Hausfrau! Von Mary Hahn, der Verfasserin des weit verbreiteten und beliebten Kochbuches für die einfache und feine Küche, ist ein Kriegskochbuch erschienen, das wirklich eine ganz prächtige Gabe für unsre Hausfrauen darstellt. Das mit 22 Abbildungen versehene Büchlein enthält eine Fülle praktischer, der jetzigen Zeit angepaßter Vorschriften; es ist im Kriegsjahr 1916 entstanden, und die zugeteilten knappen Rationen pro Kopf von Fleisch, Fett, Butter usw. sind demgemäß schon vorgesehen und sachgemäß über die ganze Woche verteilt. Es ist mit einem Verständnis und einer Vielseitigkeit zusammengestellt, wie man's selten findet. In ganz raffinierter Weise versteht die Verfasserin, bei der fett- und fleischarmen Zeit mit Ratschlägen und Rezepten aufzuwarten, die bei sparsamen Mitteln jedem ermöglichen, eine reiche Auslese schmackhafter Gerichte, unter Berücksichtigung des in der Kriegszeit zur Verfügung stehenden wenigen und scheinbar einseitigen Materials, zu bereiten. — Aus dem besonderen Inhalt sei folgendes hervorgehoben: Das Braten des Fleisches in der fettarmen Zeit. — Ein Musterspeisezettel für die ganze Woche und den ganzen Monat mit den dazugehörenden Rezepten. — Falsche Schnitzel als Fleischersatz, wie Kartoffelschnitzel, Nudelschnitzel, Heringsschnitzel, Pilzschnitzel, Fischschnitzel, Blumenkohlschnitzel, Spinatschnitzel, Kopfsalatschnitzel, Krautschnitzel, Bohnenschnitzel, Linsenschnitzel, Hirseschnitzel, Maisgriesschnitzel. — Der Abendtisch — Kriegsbäckerei, das Backen mit wenig und ganz ohne Butter und Mehl, Marmeladenkuchen, Obstkuchen von Kartoffelteig, Mohrrübenkuchen, Kürbisbrot, Kürbiskuchen, Kartoffelgebäck, Kartoffelkuchen. - Das Einmachen ohne Zucker und das Dörren der Früchte und Gemüse. — Die Auswahl der Rezepte ist so groß, daß die Hausfrau, falls das eine oder das andre mal wegen mangelnder Zutaten nicht gleich ausführbar ist, sich eben an ein andres Rezept halten kann. — Das Buch kostet gebunden nur M. 1,50 und ist in den meisten Buchhandlungen zu haben; wo nicht vorrätig, versendet es direkt die Verlagsbuchhandlung M. Hahn, Wernigerode, Roonstraße 5. (Porto kostet dann bei Voreinsendung des Betrages 20 Pf., bei Nachnahme 30 Pf. mehr.) Über das Kriegskochbuch und die übrigen Kochbücher von Mary Hahn liegt diesem Heft ein ausführlicher und illustrierter Prospekt bei, den wir der Beachtung unsrer Leser und Leserinnen empfehlen.

Von dem Verlage F. Bruckmann, A.-G. in München liegt dem vorliegenden Heft ein kleines Prospektchen bei, das über ein prächtiges Werk „Miniaturen und Silhouetten“ des bekannten Kunstschriftstellers Max von Boehn empfehlenden Hinweis bringt. Die reizenden Darstellungen finden großen Beifall.

Diesem Hefte ist ein Lesezeichen der Auer-Gesellschaft, Berlin, über die Osram-Lampe beigegeben, um dessen besondere Verwendung und Beachtung wir unsre Leser höflichst bitten.

Die Reichsbank veröffentlicht in dieser Nummer eine Bekanntmachung betreffend den Umtausch der Zwischenscheine für die 5% Schuldverschreibungen und 4½% Schatzanweisungen der VI. Kriegsanleihe, worauf wir unsere Leser und Leserinnen besonders aufmerksam machen.

☛ **Das vorliegende Heft enthält Beilagen mit literarischen Ankündigungen des Verlages F. Bruckmann, A.-G., München, der Verlagsbuchhandlungen M. Hahn in Wernigerode und Georg Westermann in Braunschweig sowie eine Beilage der Auergesellschaft in Berlin.**







Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Heinen, Rektor A.: Briefe an einen Landlehrer. M. 3,60. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Heubner, Rudolf: Jakob Simering und seine Kompanie. Geb. M. 6,—. Leipzig, L. Staackmann.

Hochschule, Hefte zur, Heft 1: Ernst Müsebeck: Das Wartburgfest im Jahre 1817 und die akadem. Reformbestrebungen der Gegenwart. Berlin, Furche-Verlag.

Holm, K.: Herz ist Trumpf. Roman. Geh. M. 5,—. München, Albert Langen.

Insel-Almanach 1918. Geh. 80 Pf. Leipzig, Insel-Verlag.

Itschner, Hermann: Lehrerbildung und Volkstum. Geh. M. 2,80, geb. M. 3,40. Leipzig, Quelle & Meyer.

Jansen, W.: Das Buch der Treue. Nibelungen-Roman. M. 7,—. Hamburg, Alfred Janßen Verlag.

Jeß, Hartwig: Theodor Storm. Sein Leben und sein Schaffen. Geb. M. 2,70. Braunschweig, Berlin u. Hamburg, Georg Westermann.

Kern, Otto: Kriegsbriefe eines deutschen Studenten. Geh. M. 4,—. Halle a. d. S., Max Niemeyer.

Kerr, Alfred: Gesammelte Schriften in zwei Reihen. Erste Reihe in 5 Bänden: Die Welt ein Drama. Geb. M. 30,—. Berlin, S. Fischer.

Klingspor-Postkarten, Sammlg. der. München, J. F. Lehmanns Verlag.
1. Folge, 17. Reihe: Vorkämpfer des Deutschtums. Zehn Worte des Fürsten von Bülow. M. 1,—.
2. Folge, 68. Reihe: Worte des Fürsten von Bülow. 10 Karten. M. 1,—
1. Folge, 18. Reihe: Vorkämpfer des Deutschtums. Zehn Worte von Martin Luther. M. 1,—.
2. Folge, 71. Reihe: Luther-Worte. 10 Postkarten mit Aussprüchen von Martin Luther. M. 1,—.

Köck, Maria: Das Vorstadthaus. Ein Wiener Roman. Köln, J. P. Bachem.

Kunstgaben für Schule und Haus. Herausgegeben von W. Günther, Hamburg. Heft 22. Ludw. Richter: Der Sonntag. 20 Pf. Heft 30. Artur Hendschel: Aus meinem Skizzenbuch. 20 Pf. Leipzig, Georg Wiegand.

Kurz, O.: Das Glück in der Sackgasse. Roman. Geb. M. 5,—. Leipzig, Quelle & Meyer.

Kutter, Hermann: Das Bilderbuch Gottes. Geb. M. 9,—. Basel, Verlag von Kober.

Lauff, J. von: Sergeant Feuerstein. Roman. Geb. M. 6,—. Berlin, G. Grote.

Lenz, Max: Luther und der deutsche Geist. Rede zur Reformationsfeier 1917 in Hamburg. 75 Pf. Hamburg, Broschek & Ko.

Lienhard, Friedrich: Jugendjahre. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer

Ludowici, A.: Spiel und Widerspiel. Ein Werkzeug zum Ausgleich der Widersprüche Geh. M. 6,—. München, F. Bruckmann A.-G.

Marcks, E.: Luther und Deutschland. Geh. M. 1,—. Leipzig, Quelle & Meyer.

Martin, Marie: Deutsches Heimatglück. Ein Jugendleben auf dem Lande. Mit Bildschmuck von Berta Martin. Geb. M. 3,—. Braunschweig, Berlin u. Hamburg, Georg Westermann.

Meckauer, Dr. Walter: Das Theater in Breslau und Theodor Loewe. 1892—1917. Beiträge deutscher Dichter und Künstler. M. 2,—. Dresden, Heinrich Minden.

Meerheimb, Henriette v.: Die Toten siegen. Ein Kleistroman. Geh M. 6,—, geb. M. 7,—. Braunschweig, Berlin u. Hamburg, Georg Westermann.

Mein Vaterland. Aus der Sammlung: Deutsche Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe. Band 36 u. 37. Franz Herwig: Heimat Kamerun. M. 1,20. Stuttgart, Adolf Bonz & Ko., Verlagsbuchhandlung.

Merker, Paul: Von Goethes dramatischem Schaffen. Geb. M. 5,—. Leipzig, Philipp Reclam.

Michael, Erich: Unterwegs nach Wittenberg. Eine Studentengeschichte aus Alt-Leipzig. Geb. M. 5,—. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Molden, Berthold: Graf Aehrenthal. Sechs Jahre äußere Politik Österreich-Ungarns. Geb. M. 8,—. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Möller, Marx: Die Gartensonate. Geh. M. 4,50. Leipzig, L. Staackmann.

Müller, Robert: Die Politiker des Geistes. Sieben Situationen. Geh. M. 2,50. Berlin, S. Fischer.

Münzer, Desire: Es steht in Gold der Tag. Gedichte. Geh. M. 2,—. Straßburg im Elsaß, Ludolf Beust.

Nagel, Robert: Immer ist Sonntag. Roman. Geh. M. 4,60. Graz, Verlag Jos. A. Kienreich.

Neue Frauenkleidung und Frauenkultur: Jahrg. XIII. Heft 9—10. Preis fürs Jahr M. 6,—, fürs Halbjahr M. 3,—. Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag.

Pischek, Adolf: Königin von Lothringen. Dramatische Dichtung. Geh. M. 3,50. Stuttgart, J. G. Cotta.

Pfordten, H. von der: Deutsche Musik. Geb. M. 9,—. Leipzig, Quelle & Meyer.

Rein, Prof. Dr. W., Jena: Vierteljahrsschrift für philosophische Pädagogik. 1. Jahrg. 1917/18. Heft 1. Osterwiek/Harz, A. W. Zickfeldt.

Reinhart, Josef: Geschichten von der Sommerhalde. Geb. M. 5,—. Bern, Verlag A. Francke.

Rhoden, Heinz, Lt. d. Ref.: Zwei Brüder. Feldpostbriefe und Tagebuchblätter. Geh. M. 2,50. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Rodatz, Hedwig: Der Königsschuß in Vollentin. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50. Hamburg, Richard Hermes.

Rosegger, Peter: Heimgärtners Tagebuch. Neue Folge. Geh. M. 5,— Leipzig, L. Staackmann.

Salinger, Bruno: Gedanken eines Commißstiefels. Leipzig, W. Härtel & Co. Nachf.

Schiller, Karl Martin: Fahrt ins Land. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag

Schindler, Hermann: Bulgarien. Geh. M. 1,20. Dresden-A., Friedrich Schindler.

Schoenichen, Walter: Unsere Volksernährung. Geb. M. 2,80. Leipzig, Quelle & Meyer.

Schrader, Friedrich: Konstantinopel Vergangenheit und Gegenwart. Geh. M. 4,—. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Schreyvogl, Friedl: Klingen im Alltag. Mit Bildschmuck von Adolf Gertin Wien I. Wallishauser'sche k. u. k. Hofbuchhandlung.

Schrott-Fichtl, Hans: Sonnseitige Menschen. Roman. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Schubart, Artur: Wasserweid. Geschichten von Fischern und Frauen. Geb. M. 3,—. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. Verlag.

Schumacher, Prof. Fritz: Die Kleinwohnung. Studien zur Wohnungsfrage. Geb. M. 1,25. Leipzig. Quelle & Meyer

Seiffert, Paul: Dennoch durch! Deutsches Schauspiel aus dem Weltkriege Geh. M. 1,—. Halle, Carl Marhold.

Sekretariat Sozialer Studentenarbeit Kriegslieder. Band II. Geh. M. 1,50 M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Stapel, Wilhelm: Volksbürgerliche Erziehung. Geh. M. 2,—. Jena Eugen Diederichs.

Stegemann, Hermann: Geschichte des Krieges. II. Band. Stuttgart. Deutsche Verlagsgesellschaft.

Sturtevand, Erich: Vom guten Ton im Wandel der Jahrhunderte Geh. M. 3,—. Berlin W. 57, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Trost, Alois: Altwiener Kalender 1918. Geb M. 7,—. Wien, Anton Schroll.

Voigt, Prof. Dr. A.: Excursionsbuch der Vogelstimmen. Geb. M. 3,80. Leipzig, Quelle & Meyer.

Wachtfeuer. Künstlerblätter zum Kriege 1914/17. Herausgegeben vom Wirtschaftl. Verband bildender Künstler Berlin. Nr. 163 bis Nr. 165. Je 30 Pf. Berlin, Zirkelverlag.

Waldstetter, Ruth: Eine Seele. Roman. Geb. M. 5,50. Bern, A. Francke.

Weigel, Adolf: Katalog 111 für Neuerwerbungen. Leipzig, Antiquariat Adolf Weigel.

Wentscher, Erich: Soldatenlust. Soldatenweh. Gedichte aus dem Kriege. Geh. M. 1,—. Berlin, Furche-Verlag.

Wolzogen, Elsa Laura von: Meine Laute und ich. Kr. 3,60 (M. 2,—) Graz, Deutsche Vereins-Druckerei und Verlagsanstalt.

VERLAG PAUL CASSIRER

NEUE BÜCHER 1917/18

JULIUS ELIAS
MAX LIEBERMANN ZU HAUSE. Mit 2 Original-Radierungen und über 60 unveröffentlichten Zeichnungen. 200 von der Reichsdruckerei gedruckte Exemplare. Ausgabe A vergriffen. Ausgabe B in Halbleder od. Halbpergament gebunden 400 Mark.

WALTER HASENCLEVER
ANTIGONE, Tragödie in 5 Akten. Geheftet 4 Mark, gebunden 5,50 Mark

ADOLF VON HATZFELD
FRANZISKUS. Eine Novelle. Geheftet 3,50 Mark, gebunden 5 Mark

OSCAR KOKOSCHKA
HIOB. Ein Drama. Mit 14 Original-Steinzeichnungen. Ausgabe A vergriffen. Ausgabe B 250 Mark. 100 numerierte Exemplare auf Old Stratford gedruckt. Der Preis wird am 1. Januar voraussichtlich erhöht werden.

ADOLF WEISSMANN
DER VIRTUOSE. Mit einem Bilde d'Andrades radiert von Max Slevogt, u. zahlr. Abbildungen u. Faksimiles. Signierte u. numerierte Vorzugsausg. a. Büttenpapier (50 Exemplare) 200 Mark. Buchausgabe mit der Radierung von der verstählten Platte 25 Mark

ULI KLIMSCH
FELDPOSTBRIEFE EINES FAHNENJUNKERS. 3. Auflage, kartoniert 2 Mark

BRUNO SCHÖNLANK
IN DIESEN NÄCHTEN, Gedichte. Geheftet 3,50 Mark, gebunden 5 Mark

ERNST BARLACH
DER ARME VETTER, Drama. Geheftet 6 Mark, gebunden 7,50 Mark. Eine Luxusausgabe mit etwa sechsunddreißig Steinzeichnungen zum Preise von etwa 500 Mark erscheint im Jahre 1918

BERLIN W 10, VIKTORIASTRASSE 35

Gemälde-Sammlung
Baron Albert v. Oppenheim-Cöln

Katalog 1725 mit 44 Heliogravüren 40 Mark, mit 44 Autotypien 5 Mark.

Ausstellung in Rudolph Lepke's Kunst-Auctions-Haus
Donnerstag, den 14. März bis Montag, den 18. März, 10–2 Uhr u. 4–6 Uhr.

Versteigerung in Rudolph Lepke's Kunst-Auctions-Haus
Dienstag, den 19. März, 11 Uhr.

Hugo Helbing
München
Wagmüllerstraße 15.

Rudolph Lepke's Kunst-Auctions-Haus, Berlin W 35
Potsdamer Straße 122 a/b.

Verdeutschungen

Ein Wörterbuch fürs tägliche Leben von Dr. Friedrich Düfel.
20.–25. Tausend. 190 S. Geb. 1½ Mark.
Verlag Georg Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg.

Eine unentbehrliche Wohltat sind **Natron-Leibwärmer** für Rheumatiker u. Magenleidende, da unauffällig auch tagsüber unter der Kleidung zu tragen; **Natron-Handwärmer** für Jäger, Fischer, Reiter, Radfahrer usw., da bequem in der Tasche zu tragen
Handwärmer M. 3,— Leibwärmer Gr. I M. 3,—, Gr. II M. 6,—
empfiehlt: **Carbon Natron Heiz Cie., Alwin Nieske G. m. b. H., Dresden-N. 8.**

Der Körner unseres Krieges!

Sonne und Schild
Kriegsgesänge u. Gedichte von Walter Flex †

124 Seiten Oktav. 2. Auflage. Elegant geb. M. 1,80.

Verlag Georg Westermann / Braunschweig / Berlin / Hamburg.

Aus dem Inhalt des nächsten Bandes

Im nächsten Heft, dem Märzheft 1918, das den 124. Band unsrer Zeitschrift eröffnet, beginnt ein neuer Roman zu erscheinen:

Die Schwestern Montagnini. Von Viktor Hardung.

Mit diesem von hohem Idealismus erfüllten Werk des schweizerischen Dichters, einem Theaterroman, zu dem das tragische Schicksal der Gemma Boič die Anregung gegeben hat, sind wir gewiß, den Lesern eine gewählte, feingeistige Unterhaltung zu bieten. Außerdem aber hoffen wir mit diesem Roman

ein hochsinniges Zeit- und Kulturdenkmal

aufzurichten, das uns aus dem grausigen Erlebnis dieses furchtbaren Krieges zurückführt in die

friedlichen Gefilde der Kunst,

wo freilich nicht weniger ernst als dort um Menschenglück und Menschenstolz, um Seelenfrieden und Charakterbehauptung gekämpft wird.

Diesen großen Roman, der sich auf vielen abwechslungsreichen Schauplätzen bewegt, begleiten

kürzere Erzählungen und Novellen

von Isolde Kurz („Der Zwillingsbruder"), E. F. Kullberg („Elins Liebe"), Alma Johanna König („Hannah"), Hans F. Gerhard („König und Postmeister"), Grete Massé („Alma von Goethe"), Hermann Goldschmidt-Faber („Brutus und Coriolan"), Olga Kröger („Frau Magdalene und ihre Mutter"), L. M. Schultheis („Der Minutenwalzer"), Sven Larsen („Ismail, der Rächer"), Emma Bonn („Die Warnung") u. a.

Die Raumbeschränkung, der sich, wie alle andern deutschen Zeitschriften, auch unsre Monatshefte fügen müssen, suchen wir wettzumachen durch gesteigerte Mannigfaltigkeit unsrer Beiträge.

Einige Stichproben aus den für die nächste Zeit vorgesehenen Aufsätzen, die meistens künstlerisch illustriert erscheinen, mögen das belegen.

So werden wir in

Künstleraufsätzen

behandeln: Gotthardt Kuehl — Karl Strathmann — Thomas Herbst — Erwin Kurz — Robert Haug — Oskar Kruse-Lietzenburg — Ernst Bosch — Otto Maria Porsche — Carlos Tips — Franz Bunke u. v. a.

Aus andern

Kultur- und Lebensgebieten

nennen wir: Das Stift Melk. Von Rudolf Holzer — An den Dardanellen. Von Marinemaler Max Wendrich — Wertheim a. M. Von Math. Greim — Rappoltsweiler. Von Aug. Trinius — Schwerin. Von Karl Schumacher — Die Eifel. Von Erich Köhrer — Der Münchner Waldfriedhof. Von Helene Raff — Das deutsche Graz. Von Dr. Ernst Altkirch — Wiener Schlösser. Von Dr. Max Eisler — Hans Pfitzner. Von Paul Ehlers — Der Kuckuck. Von Theod. Zell — Ist der Mond bewohnt? Von Hugo Gantke.

Im **„Reich der Frau"**

werden unsre Leserinnen zunächst folgende reich illustrierte Aufsätze finden: Kleinkunst der Mode. Von Emma Stropp — Toilettengeräte aus Berliner Porzellan. Von Dr. Georg Lenz — Die Scherenkünstlerin Emma Eggel. Von Dr. Martin Knapp.

Schriftleitung und Verlag von Westermanns Monatsheften

Januar 1918.

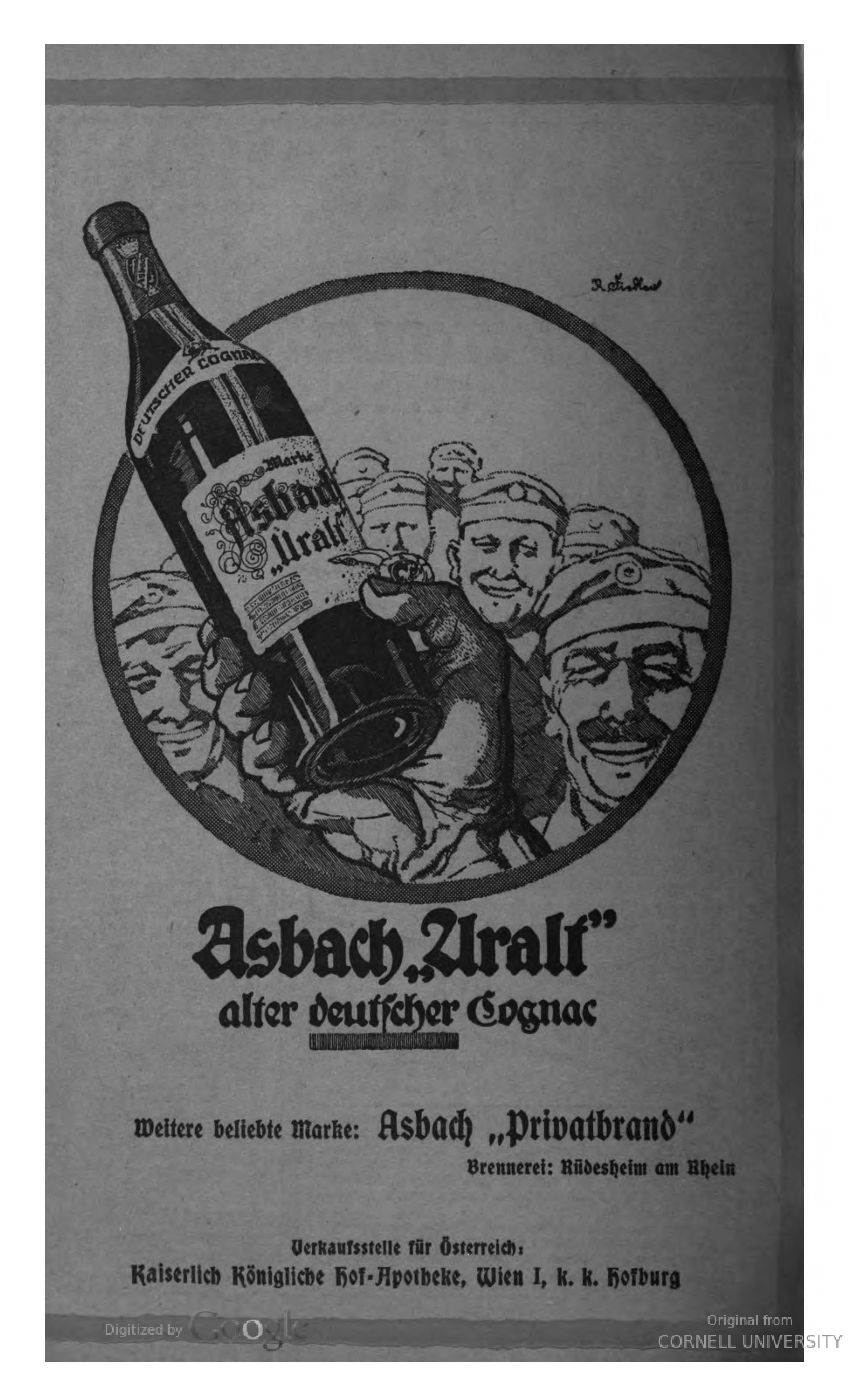
Westermanns Monatshefte



September 1917



Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus


Deutscher Cognac
Marke
Asbach
„Uralt"
Asbach „Uralt"
alter deutscher Cognac
Weitere beliebte Marke: Asbach „Privatbrand"
Brennerei: Rüdesheim am Rhein
Verkaufsstelle für Österreich:
Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I, k. k. Hofburg

Westermanns Monatshefte



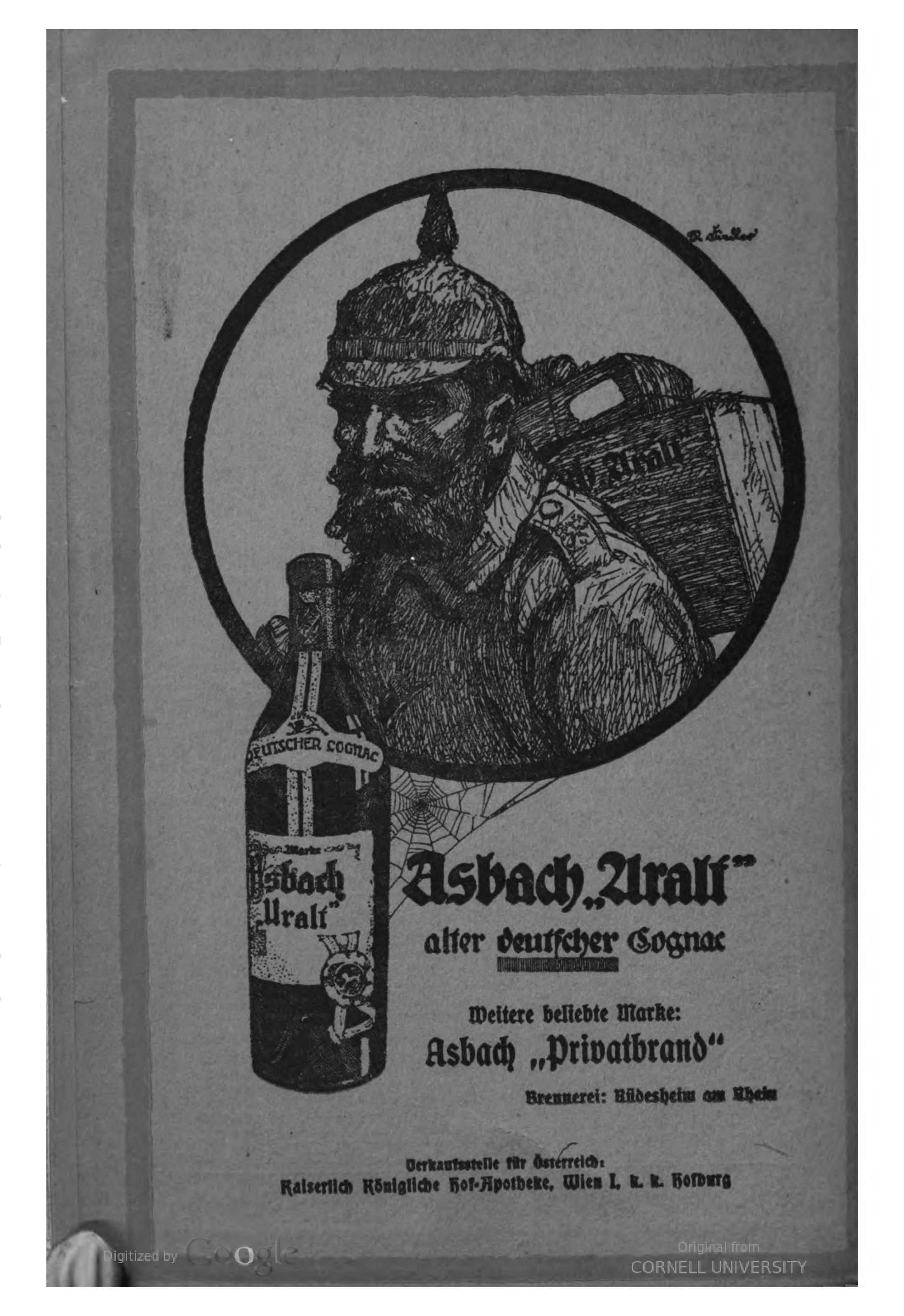
Februar 1918



Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

62. Jahrg. Preis 2 Mark Heft 6


Deutscher Cognac
Cognacbrennereien
Winkelhausen
Preuss.-Stargard
Haus gegründet 1846


DEUTSCHER COGNAC
Asbach „Uralt“
Asbach „Uralt“
alter deutscher Cognac
Weitere beliebte Marke:
Asbach „Privatbrand“
Brennerei: Rüdesheim am Rhein
Verkaufsstelle für Österreich:
Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I, k. k. Hofburg



